Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

Digitized by Google

P Germ 147.1

Bal. Feb 1896

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817)

4 Jul - 28 Dec, 1895

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zwanzigster Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1895.)

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Digitized by Google

~~DR XCI~~
P Germ 147.1

1895, Jul 9 — Dec. 28
Sever fund

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XX

(Juli bis September 1895).

Seite

Heinrich von Poschinger: Fürst Bismarck und die Parlamentarier 1. 133. 257
Hans Hoffmann: Unter dem Mikroskop. Novellette 9
Baronin von Zedlitz: Bei Herkomer 26
Rudolf von Gottschall: Glossen zur Aesthetik des Häßlichen 38
W. Preyer: Konnte Shakspere schreiben? 55
Prof. Dr. Ludwig Büchner: Am Sterbelager des Jahrhunderts I. II. 64. 325
Karl Blind: Ein paar Striche zu Kossuths Bild I. II. 69. 219
Graf Paul von Hoensbroech: Das Zentrum 79
R. Scheck: Ein Seeweg von Berlin nach New-York 94
F. G. Fitzgerald: Die Zukunft der Naturwissenschaft 98
Tommaso Salvini: Ein Gastspiel in Wien und Berlin 104
M. von Brandt: Das Kabinet Salisbury und die ostasiatische Frage . 129
Karl Bleibtreu: Kein Glück! Erzählung I. II. 140. 263
Ernst Berner: Die Hausverfassung der Hohenzollern 155
Th. Wiedemann: Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense 175. 338
Dr. med. Otto Emmerich: Morphium, Morphiumsucht und deren Heilung 191
Louise von Kobell: Friedrich August von Kaulbach 203
Fürst Tscherkasski. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878 II. 211
William Flinders Petrie: Die Bevölkerungsverhältnisse des alten Aegyptens und die Rassenfrage 227
H. Beaunis: Charakterzüge der modernen französischen Gesellschaft . . 276
W. Rein: Alte und neue Pädagogik 283
Aus Böcklins Lehrjahren. Nach Mitteilungen eines Freundes 291

Digitized by Google

Seite
Rudolf von Gottschall: Die Ausländerei auf den deutschen Bühnen . . 300
Eduard Reuß: Liszt und seine Paladine 316
Charakterskizzen aus der neuesten englischen Geschichte IV. 332

Aus der Gelehrtenwelt.

Paul Holzhausen: Von Napoleon bis heute, ein Professorenleben . . 233

Zeitbetrachtungen.

Moritz Brasch: Zeitgeist und öffentliche Meinung 356

Berichte aus allen Wissenschaften.

Zeitgeschichte.
E. Grant Duff: Erinnerung an Mrs. Augustus Craven (Pauline de la Ferronays) 107
Marinewesen.
A. Rogalla von Bieberstein: Der heutige Stand und Bedeutung der türkischen Flotte 117
Musikgeschichte.
A. von Winterfeld: Abt Vogler 248
Kolonialwesen.
Karl von Bruchhausen: Rußland und Abyssinien 363
Botanik.
Dr. E. Roth: Kletternde Pflanzen 366
Nautik.
Ludwig Franz Österrieth: Fluß-Seestraßen 370
Verkehrswesen.
Zustände auf neurussischen Eisenbahnen 372

Kleine Revuen.

Theodor von Sosnosky: Literarische Revue 121
Naturwissenschaftliche Revue 240
Literarische Berichte 125. 254. 376
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128. 256. 380

Digitized by Google

Zwanzigster Jahrgang | Juli 1895 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Fürst Bismarck und die Parlamentarier	1
Hans Hoffmann	Unter dem Mikroskop. Novellette	9
Baronin von Zedlitz	Bei Herkomer	26
Rudolf von Gottschall	Glossen zur Aesthetik des Häßlichen	38
W. Preyer	Konnte Shakspere schreiben?	55
Prof. Dr. Ludwig Büchner	Am Sterbelager des Jahrhunderts	64
Karl Blind	Ein paar Striche zu Kossuths Bild. I.	69
Graf Paul v. Hoensbroech	Das Zentrum	79
R. Scheck	Ein Seeweg von Berlin nach New-York	94
F. G. Fitzgerald	Die Zukunft der Naturwissenschaft	98
Tomaso Salvini	Ein Gastspiel in Wien und Berlin	104
Berichte aus allen Wissenschaften		107
1. Zeitgeschichte: E. Grant Duff, M.: Erinnerung an Mrs. Augustus Craven (Pauline de la Ferronays).		
2. Marinewesen: A. Rogalla von Bieberstein, Breslau: Der heutige Stand und Bedeutung der türkischen Flotte.		
Literarische Revue		121
Literarische Berichte		125
Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Von Heinrich von Poschinger. — „Pan". April—Mai 1895. — Die Wildbachverbauung in den Jahren 1883—1894. Vom k. Ackerbau-Ministerium, Wien, 1895. — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste von Dr. Alwin Schultz. — Die Geheimwissenschaften von Karl Kiesewetter. — Geschichte der Einwirkung der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. Von Dr. F. H. Otto Weddigen.		
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		128

dg Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien

1895

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue hochinteressante Memoirenwerke!

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen

aus dem Leben von

Hans Viktor von Unruh

(geb. 1806, gest. 1886)

herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Mit Bildnis Hans Viktor von Unruhs.

Preis geheftet *M.* 8. —; in Halbfranz gebunden *M.* 10. —

H. v. Poschinger hat in den Aufzeichnungen, welche die Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung bis zur Neuerrichtung des Deutschen Reiches umfassen, eine Fülle von Beziehungen v. Unruhs zu Bismarck gefunden, welche in der rückhaltlosesten Anerkennung der Größe unseres Nationalhelden gipfeln und für den Bismarck-Biographen um so wertvoller sein mußten, als v. Unruh auf politischem Gebiete ursprünglich in direktem Gegensatze zu Bismarck gestanden hat. Schlicht und sachlich, unterhaltend und belehrend, gibt das Buch gleichsam ein Wandelbild der ganzen Periode von Jena bis Sedan und später, und wird deshalb in der Zukunft als wichtiges historisches Quellenwerk geschätzt werden.

Memoiren

von

Paul Barras

Mitglied des Direktoriums

Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von

George Duruy.

Unter Beigabe von 7 Porträts, 2 Facsimiles und 2 Karten.

Band I: Ancien Regime — Revolution.

Band II: Das Direktorium bis zum 18. Fructidor.

Preis pro Band geheftet 7 Mark 50 Pf.; gebunden in Halbfranz 9 Mark 50 Pf.

Das ganze Werk umfaßt 4 Bände; Band III und IV werden im Spätjahr 1895 ausgegeben.

Die Veröffentlichung der „Memoiren von Barras" bildet zweifellos den bedeutsamsten Markstein in der Geschichte der französischen Revolution und Napoleons seit Jahrzehnten und wird auf lange Zeit hinaus das vollste Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch nehmen. Dem Historiker und Geschichtsfreund bietet das Werk eine Fülle des interessantesten Materials.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

LIBRARY

Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.[1])

Hans Hugo von Kleist-Retzow.[2])

In der „Gartenlaube“ erschien einmal ein Artikel, betitelt Silhouetten aus dem Herrenhause, worin es heißt:

„... Der Herr dort, welcher eben im Geschwindschritt den Saal betritt und auf seinen Platz eilt, ist jedenfalls viel schlimmer noch als der Graf Arnim. Es ist Herr von Kleist-Retzow, der jetzige Hauptheld des Herrenhauses und Erbe der Stahlschen Herrschaft daselbst. Als Chef der Ultrafeudalen setzte ihn die Reaktion im Anfang der 1850er Jahre als Oberpräsidenten über die Rheinprovinz, und der Mann hat dafür gesorgt, daß er im Gedächtnis der Rheinländer noch lange weiter leben wird. Durch Präsentation der Familie von Kleist kam er 1858 unter die gesinnungsähnlicheren Pairs, während er bis dahin stets im Abgeordnetenhause gesessen hatte. Dieser Mann nun ist der ideale Vertreter des Kreuzrittertums und unstreitig einer der gescheitesten Köpfe desselben, jetzt wohl auch der beste Redner des Herrenhauses. Er hat eine natürliche Beredsamkeit, und was er spricht, ist weniger geistvoll als klar, bestimmt, hastig, polemischer Natur. Dazu besitzt er eines der angenehmsten, klangvollsten und kräftigsten Organe. Sein Naturell muß sehr lebhaft sein. Auf der Straße sieht man ihn mit der Mappe unterm Arm wie einen Schulknaben ins Herrenhaus traben; auf der Rednerbühne äußert sich diese Lebhaftigkeit in dem Charakteristischen der

[1]) Die von Herrn von Poschinger gütigst in Aussicht gestellte Fortsetzung der „Erinnerungen an Lothar Bucher“ werden wegen Raummangels erst im nächsten Heft der „Deutschen Revue“ erscheinen. Die Redaktion.

[2]) von Kleist-Retzow, Hans Hugo, königlich preußischer Wirklicher Geheimerat und Oberpräsident a. D., Besitzer der Rittergüter Kieckow, Klein-Crossin im Kreise Belgard und Lauzen im Kreise Neu-Stettin. Geboren 25. November 1814 in Kieckow (lutherisch). Besuchte das Gymnasium in Schulpforta und die Universitäten in Berlin und Göttingen. Kammergerichtsassessor, Landrat des Kreises Belgard von 1844—1851. Oberpräsident der Rheinprovinz von 1851—1858, Mitglied des Kreistages zu Belgard und des Kreissynodalvorstandes, des Provinziallandtages, wie des Provinzial-Synodalvorstandes von Pommern, des Herrenhauses und Reichstages, wie des General-Synodalvorstandes. Vorsitzender des sogenannten Junkerparlamentes, des Abgeordnetenhauses von 1849 an, des Staatenhauses in Erfurt, im preußischen Herrenhause, Vorstand der Fraktion Stahl.

Digitized by Google

Sprache. Der kleine Mann hat etwas Raubvogelartiges in seiner Erscheinung; mit dem schneeweißen, dickbuschigen Haar und dem schwarzen Schnurrbart unter der gebogenen Nase sieht er aus wie ein bös gewordener Kakadu."

Dieses Bild wird für diejenigen unkenntlich sein, die Kleist-Retzow in seinen letzten Jahren gekannt haben. Damals verrieten seine Züge Energie, Charakterfestigkeit und Geist. In seinen Augen aber lag ein Zug besonderen Wohlwollens und großer Menschenfreundlichkeit.

Die im Jahr 1885 erschienene dritte Abteilung der Geschichte des Geschlechts von Kleist brachte eine überaus wertvolle Biographie[1]) dieses Parlamentariers, die zum größten Teil nach Aufzeichnungen desselben ausgearbeitet ist und jedenfalls vor der Drucklegung demselben vorgelegen hat. Dieselbe gibt zum erstenmale authentischen Aufschluß über das Verhältnis von Kleist-Retzows zu Bismarck, von dem man bisher nur wußte, daß es ursprünglich ein sehr freundschaftliches, dann acht Jahre lang vom Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes bis zum Sozialistengesetz getrübt war, um schließlich einen familiären, des politischen Charakters mehr entkleideten Charakter anzunehmen.

Kleist-Retzow wurde sehr religiös erzogen; vom zehnten Jahre ab bei einem Pastor in Gr. Tychow, vom dreizehnten Jahre ab auf der Landesschule in Pforta. 1840 arbeitete er als Referendar bei dem Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. unter dem Vizepräsidenten von Gerlach, dessen kirchliche Weltanschauung auf ihn überging. Bereits 1844 wurde er zum Landrat des Belgarder Kreises ernannt, um dessen wirtschaftliche Entwicklung er sich große Verdienste erworben hat. Die Sicherheit und Entschlossenheit, mit welcher der Landrat von Kleist-Retzow den revolutionären Tendenzen des Jahres 1848 gegenüber trat, sammelte bald den ganzen Kreis fest geeint um ihn und wirkte auch in den benachbarten Kreisen anziehend. Als der Prinz von Preußen im Jahr 1848 nach England gegangen war, war es der Belgarder Kreis, der zuerst in einer Adresse ihn um seine Rückkehr bat und dadurch das Signal zu zahlreichen ähnlichen Erklärungen gab.

Schon aus dieser Zeit datiren die herzlichen und engen Beziehungen zwischen Kleist-Retzow und Herrn von Bismarck-Schönhausen. Sie lernten sich kennen auf der Hochzeit ihres gemeinsamen Freundes von Blanckenburg-Zimmerhausen mit der Tochter des Herrn von Thadden-Trieglaff.[2]) Von Blanckenburg hatte beide vorher glauben gemacht, daß der andere schwer höre; deshalb folgte die ganze anwesende Gesellschaft mit größter Spannung ihrer ersten Unterredung. Der

[1]) Der vollständige Titel des im Buchhandel nicht erschienenen Werkes lautet: „Geschichte des Geschlechts von Kleist. Dritter Teil. Dritte Abteilung," enthaltend die Biographien der Muttrin-Demenschen Linie, entworfen von G. Hypke, Pastor in Büche bei Marienfließ. Pommern, Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1885.

[2]) Am Abend des Hochzeitstages brannte durch ein jenseits des bei dem Dorfe liegenden Sees veranstaltetes Feuerwerk infolge sich plötzlich ändernder Windrichtung fast das ganze Dorf ab. Herr von Bismarck führte demnächst die Entschädigungsverhandlungen mit den abgebrannten Bauern.

Digitized by Google

alte Herr von Blanckenburg wollte damals schon in dem Landrate von Kleist-Retzow den Oberpräsidenten und in Herrn von Bismarck den auswärtigen Minister erkannt haben. Infolge der dort gemachten und dann auf einer Harzreise weiter gepflegten Bekanntschaft hatte sich Herr von Bismarck mit seiner späteren Gemahlin Johanna von Puttkamer, der Schwestertochter des damaligen Landrats von Kleist-Retzow, verlobt. Auf ihrer Hochzeit zu Reinfeld im Sommer 1847 brachte der letztere Otto von Bismarck-Schönhausens Gesundheit aus, indem er die Hoffnung aussprach, daß in ihm für Deutschland ein neuer Otto der Sachse erstehen werde. So hoch stellten ihn und spannten ihre Erwartungen von ihm schon damals seine Freunde.

Im Sommer 1848 erwogen Herr von Below-Hohendorf, Herr von Bismarck-Schönhausen, der Landrat von Kleist-Retzow und Herr von Puttkamer-Reinfeld in dem Garten des letzteren, wie das von der damaligen Nationalversammlung dem Vaterlande drohende Verderben möglichst abzuwenden sein möchte! Sie kamen zu dem von Herrn von Below angeregten Entschlusse, jener unfähigen demokratischen Versammlung ein freiwilliges Parlament aus erfahrenen, anerkannten Persönlichkeiten in Berlin gegenüber zu stellen, welches die Beratungen jener in ihrer ganzen Haltlosigkeit darthun und die Blicke des Königs und Landes auf die Elemente lenken sollte, von welchen Hilfe zu erwarten und bei denen sie daher zunächst zu suchen wäre. Der Landrat von Kleist-Retzow wurde beauftragt, diesen Gedanken dem in weiten Kreisen hochgeschätzten und populären Herrn von Bülow-Cummerow zu unterbreiten und ihn zur Ausführung desselben aufzufordern.

Herr von Bülow ging auf den Gedanken ein. Die von ihm berufene Versammlung tagte den 18. und 19. August in Berlin als sogenanntes Junkerparlament unter dem zum Vorsitzenden gewählten Landrat von Kleist-Retzow und ist auf die nicht lange darnach eintretende politische Umkehr wohl nicht ohne Einfluß gewesen.

In demselben Sommer fand der Landrat von Kleist-Retzow eines Tages ein Schreiben des Generals von Gerlach vor, welches ihn nach Potsdam berief, indem der Generaladjutant von Rauch mit ihm über seine etwaige Berufung zum Minister zu verhandeln wünsche. Der Landrat von Kleist-Retzow konnte die Freudigkeit zur Uebernahme eines Ministeriums nicht gewinnen, riet vielmehr dringend, jemand zu berufen, welcher neben der nötigen Entschiedenheit die volle Kenntnis der bestehenden Verwaltung besitze, die ihm nach seiner bisherigen Stellung noch abgehe. Von Berlin nach Schönhausen fahrend, erhielt er von Herrn von Bismarck darüber Vorwürfe; worauf es zur Zeit ankomme, sei Entschlossenheit; ein diese voll besitzender Sekondelieutenant mit einem Trommler als Adjutanten sei die geeignetste Vertretung der Regierung der Nationalversammlung gegenüber.

Bismarck und Kleist-Retzow wurden gleichzeitig ins Abgeordnetenhaus gewählt. Beide, nur mäßiges Vermögen besitzend, bewohnten während der Jahre, wo sie im Abgeordnetenhause saßen, 1849—1852, wenn Bismarck nicht seine Familie

Digitized by Google

in Berlin hatte, zusammen eine Arbeitsstube mit einem Schlafzimmer und hielten sich auf Bismarcks Vorschlag, der dabei auf die Girondisten exemplifizirte, in der ersten Zeit gegenseitig vorher zu Hause ihre Reden.

Der Landrat von Kleist-Retzow war bei Bismarcks beiden ersten Kindern Pate. Herbert wurde in Berlin geboren und von Goßner getauft. Weil es diesem schon schwer wurde, die liturgischen Formulare dabei zu verlesen, so übernahm dies der Präsident von Gerlach, der ebenfalls sein Pate war, und infolge dessen wurde scherzhaft behauptet, Herbert sei von von Gerlach getauft worden. Ueber die Herzlichkeit und Innigkeit ihres Zusammenlebens gibt ein von Bismarck verfaßtes und selbst geschriebenes Gedicht, mit welchem eine große braune Tasse als Geburtstagsgeschenk überreicht wurde, ein lebendiges Zeugnis. Das Gedicht lautet:

„Nicht ganz so schwarz wie Ebenholz, doch braun wie Mahagoni,
Wünsch' ich dir, aller Pommern Stolz, ein Leben süß wie Honig.
Wenn Wenzel dich gelangweilt hat, Schwerin den Zorn erregt in dir,
Wenn übel dir vom Doktorrat, dann, Hans, erhole dich bei mir.
Wenn dann der Kaffee dir behagt und du, um streng dich zu kasteiu,
Die zweite Tasse dir versagt, dann, Hans, laß mich die erste sein.
Und scheiu' ich dir zu groß und weit für ein so kleines Landrätlein,
So denk: Es ist die höchste Zeit, dir eine Gattin anzufreiu.
Ihr trinkt dann aus mir alle beide Kaffee, Schokolade oder Thee
Zu Tante Adelgundens Freude, in Kieckow, auf dem Kanapee.
Geliebter Onkel Schievelbein, schaff bald uns eine Tante,
Dann wirst du alles hoch erfreun, was jemals Haus dich nannte.
In gleichem Belgard und Polzin, Schievelbein und Tempelburg,
Rahebur und Neustettin, Kallis nebst Tramburg, Falkenburg.
Sie, und die Leute all nicht minder aus Kieckow, Tychow und Kröffin,
Sowie die beiden Typhuskinder, wollen all zu Landrats Hochzeit ziehn.
Aber Hochzeit, hohe Zeit! Hans, schon ist dein Härchen grau,
Wart nicht länger, es wird dir leid, du kriegst wahrhaftig keine Frau!
Und uns wäre es großer Jammer, wenn die Art aus — sollt' sterben!"

Während der Mitgliedschaft des Abgeordnetenhauses wirkte der Landrat von Kleist-Retzow in engster Verbindung mit dem Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen für Aufrechterhaltung der christlichen Grundlagen des Staates und der Machtfülle des Königs.

Im Jahre 1849 während des Landtages gab der russische Gesandte von Budberg eine matinée dansante am Sonntag vormittag nach dem Gottesdienste. Der damalige Landrat von Kleist-Retzow schrieb zu Montag abend einen Leitartikel für die „Kreuzzeitung" unter der Ueberschrift: „Wir rühmen uns der Reaktion", in welchem der grelle Widerspruch hervorgehoben wurde, wenn rücksichtlich der Sonntagsheiligung gegen Arbeiter und Dienstboten eingeschritten werde, während die höheren Stände in solcher offenen und schweren Weise dagegen fehlten. Der Gesandte war darüber in der heftigsten Erregung. An dem Abende desselben Montags fand ein großes Hoffest im königlichen Schlosse statt. Herrn von Bismarck-Schönhausen fiel die Aufgabe zu, Herrn von

Digitized by Google

Budberg zu beruhigen. Letzterer verlangte aber das schärfste Einschreiten der Regierung gegen die Kreuzzeitung, die Bestrafung von Wagener und beklagte sich bei seiner Regierung. Diese mißbilligte sein Verfahren, und damit hatte diese Angelegenheit ihr Ende erreicht.

Im Frühjahr 1850 eröffnete der Minister von Manteuffel dem Landrat von Kleist-Retzow, daß er ihn nach Schluß des Landtags Seiner Majestät dem Könige zum Regierungspräsidenten in Köslin vorzuschlagen gedenke.

Während seiner Stellung im Bundestage klagte Herr von Bismarck einmal über die unerträglichen Rücksichtslosigkeiten Oesterreichs gegen Preußen. Der Oberpräsident von Kleist-Retzow mahnte: Das gute Verhältnis mit ihm trotzdem aufrecht zu erhalten, und erinnerte an Friedrich Wilhelm I., dessen Geduld und Treue wir es zu verdanken hätten, daß demnächst unter Friedrich II. die Vergeltung gekommen sei. Herr von Bismarck erwiderte: Das Maß sei voll und jener Tag der Vergeltung sei eben gekommen.

Als Bismarck aus Paris berufen wurde, um das Ministerium zu übernehmen, war der Oberpräsident von Kleist-Retzow bei seinem Empfange im Garten des Kriegsministers von Roon. Es wurde von dem zu ergreifenden Wege gesprochen. Der Oberpräsident von Kleist-Retzow riet von der Anwendung von Repressivmaßregeln ab und setzte alle Hoffnung auf ein im großen Stil positiv schaffendes Regiment, welches geeignet sei, das Volk mit sich fortzureißen. „Der Kleine zu meiner Linken wird wohl recht haben," war die Bemerkung des Herrn von Bismarck.

Erfreulich war es dem Oberpräsidenten, in zweien der wichtigsten Aktionen des Herrenhauses [1]) voll auf seiten des Ministers von Bismarck stehen und für ihn eintreten zu können. Nach den Aeußerungen des Professors Ranke, welche freilich aus einer Periode vor den sozialpolitischen Gesetzentwürfen datiren, ist die glänzendste Periode des gewaltigen, thatenreichen Lebens des ersten Reichskanzlers die in der Geschichte einzig dastehende sogenannte Konfliktszeit. Die Regierung war bei seinem Eintritt ins Ministerium völlig festgefahren, das Regiment war den Händen ihrer Organe entglitten und drohte in die Hände der Mehrheit des demokratischen Abgeordnetenhauses zu geraten. Er ist es gewesen, welcher das königliche Regiment wieder wie einen rocher de bronce stabilirte, so daß es gegen die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses, trotz der Verweigerung jeder Geldbewilligung, einen großen glücklichen Krieg zu führen in der Lage war.

Das zweitemal war es bei Gelegenheit der Adresse, welche das Herrenhaus nach den gewaltigen und glorreichen Erfolgen des Krieges von 1870 gegen Frankreich nach Versailles an Seine Majestät den König mit der Bitte richtete: nunmehr das deutsche Kaisertum wieder aufzurichten. Der Entwurf jener Adresse ist aus der Feder des Oberpräsidenten von Kleist-Retzow geflossen.

[1]) Seit 1858 gehörte Kleist-Retzow demselben als Vertreter der Familie von Kleist an, und zwar saß er bei der Fraktion Stahl, bis er nach dessen Tode erst neben von Plötz-Beckow, dann mit von Below, von Kröcher und Graf Lippe zu deren Führer berufen wurde.

Digitized by Google

Vor dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich im Frühjahr 1866 eröffnete Herr von Bismarck dem Oberpräsidenten von Kleist-Retzow bei einem Abendbesuche: „Hans, wir bekommen Krieg mit Oesterreich!“ Auf dessen Bitte, doch alles aufzubieten, was zu seiner Vermeidung möglich, es sei ihm, wie Gastein zeige, schon viel diplomatisch gelungen, erwiderte er: Es sei unmöglich.

Als Bismarck im Jahre 1866 aus dem Kriege heimkehrte, erfuhr der Oberpräsident von Kleist-Retzow, daß der gleich darauf zusammentretende Landtag mit der Forderung der Indemnität rücksichtlich der inzwischen budgetlos geführten Regierung angegangen werden solle. Der Oberpräsident war darüber tief betrübt. Er war dessen sicher, daß, selbst wenn das noch vor dem Bekanntwerden des Sieges von Königgrätz gewählte Abgeordnetenhaus der Regierung deswegen Schwierigkeiten machen sollte, eine Auflösung desselben und Neuwahlen ein völlig konservatives Abgeordnetenhaus und damit die unbedingte Unterstützung eines konservativen Regiments bringen würden. Während des Krieges hatte von Gerlach ihm und dem Obertribunalspräsidenten von Kleist gegenüber als dessen sichere Folge eine liberale Regierung vorausgesagt. Beide Kleist hatten das Gegenteil behauptet. Der Krieg selbst, gegen die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses, sei eine entschieden monarchische, konservative That. Als Sieger heimkehrend, erlange Bismarck vom Lande ein unbedingt monarchisch-konservatives Abgeordnetenhaus. Von Gerlach führte dagegen aus, daß die Folge eines glücklichen Krieges das zu einem Reiche geeinte Deutschland sein müsse. Das werde, bei dem Widerstreben der deutschen Fürsten, ohne die volle Zustimmung der Landtage der Einzelstaaten, durch welche die Fürsten zu ihrer Einwilligung gedrängt würden, nicht hergestellt werden können. Diese Landtage seien liberal, nur einem liberalen Preußen würden sie eine derartige Stellung einräumen und ihm ihre Sympathien schenken. So werde mit Notwendigkeit der Erfolg dieses Krieges in Preußen ein in hohem Grade liberales Regiment sein.

Die Forderung der Indemnität erschien dem Oberpräsidenten von Kleist-Retzow als der Anfang dieser traurigen Prophezeiung des Präsidenten von Gerlach. Sie baute den liberalen Elementen unseres früheren Abgeordnetenhauses, statt sie zu besiegen und zu vernichten, eine goldene Brücke. Die in Berlin anwesenden Minister, mit Ausnahme von der Heydts, welcher deren Aufnahme in die Thronrede vorgeschlagen hatte, waren ebenfalls gegen eine derartige Forderung der Indemnität.[1]) Der Oberpräsident von Kleist-Retzow schrieb Herrn von Bismarck, mit Wissen eines der Minister, auf dem Wege der Heimkehr aus Böhmen und mahnte aufs dringendste davor ab.[2]) Der

[1]) Nach der Darstellung von Roon (Denkwürdigkeiten Band II, Seite 311) war nur der Justizminister Graf zur Lippe mit der Einbringung des Indemnitätsgesetzes nicht einverstanden; außerdem stellte der Kultusminister von Mühler ein Amendement, durch welches eine etwas andere Begründung des Antrages beabsichtigt wurde.

[2]) Hiernach ist also die auch in mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ (cf. Band II, Seite 47) übergegangene Darstellung, wonach H. von Kleist-Retzow an der Spitze einer Deputation in Prag bei Bismarck erschienen sei, um denselben zur Oktroyirung einer neuen Verfassung zu bewegen, unzutreffend.

Digitized by Google

Landtag wurde eröffnet, die Forderung der Indemnität verkündet. Der Oberpräsident von Kleist-Retzow blieb im weißen Saale stehen, bis alle anderen ihn verlassen, Herr von Bismarck desgleichen. Die Freunde begrüßten sich. Herr von Bismarck: „Aber ich muß wissen, Du alter Junge, von wem Du die Mitteilung über die Indemnität hast?“

Kleist-Retzow: „Das wirst Du von mir nicht erfahren!“

Bismarck: „So werde ich Dir den Staatsanwalt senden!“

Kleist-Retzow: „Du könntest mich auch ins Gefängnis setzen lassen.“

Eine Stunde darauf lud der Diener des Herrn von Bismarck den Oberpräsidenten zum Diner ein. Derselbe wurde aufs herzlichste von jenem empfangen. Der betreffende Minister selbst habe es ihm gesagt, daß er dem Oberpräsidenten die Mitteilung gemacht, es sei alles ausgeglichen.

Es verlautete damals, daß das frühere, tief schmerzliche und leicht unheilvolle Uebelwollen einer einflußreichen hohen Persönlichkeit gegen den Ministerpräsidenten während des Krieges[1]) vornehmlich durch ein Entgegenkommen desselben in diesem Punkte beseitigt sei. Abgesehen davon hatte der Minister von der Heydt die wesentlichsten Dienste dadurch geleistet und den Ministerpräsidenten sich verpflichtet, daß er im Gegensatze gegen die Schwierigkeiten, welche der Finanzminister von Bodelschwingh rücksichtlich der Darbietung der notwendigen Mittel zu dem Kriege machte, diese bereitwilligst und leicht verschaffte. — —

Die wichtigsten und folgenschwersten Verhandlungen, bei welchen Kleist-Retzow im Herrenhause an der Opposition gegen das Ministerium Bismarck und zwar in führender Stellung beteiligt war, waren die über die Kreisordnung und die sogenannten Kulturkampfgesetze des Kultusministers Dr. Falk.

Bei Beratung des Schulaufsichtsgesetzes war der Oberpräsident von Kleist-Retzow gegen seine ausdrückliche Bitte zum Referenten für dieses Gesetz gewählt. Dadurch war seine hervorragende Stellung bei den Verhandlungen gegeben. Als er diese dem Fürsten Bismarck als eine nach seiner demselben bekannten kirchlichen Ueberzeugung ganz notwendige Konsequenz mitteilte, erklärte dieser in dem Falle „das Tischtuch zwischen beiden zerschnitten“.

So tief schmerzlich das Kleist-Retzow war, es konnte seine Stellung zu diesem Gesetze und der ganzen Reihe der anderen, welche ihm folgten: Veränderung der Verfassungsurkunde, Einführung der Zivilehe, Temporaliensperre und so weiter nicht ändern. Kleist-Retzow hat mit aller Hingabe dieselben bekämpft.

Auch während der schweren Zeit jener Entfremdung hat der Oberpräsident die Sitte bewahrt, dem Reichskanzler jährlich zu Weihnachten die täglichen Losungen der Brüdergemeinde zu schenken. Der Fürst Bismarck fand das erste Exemplar in dem Palais des auswärtigen Ministeriums bei seinem Einzuge in dasselbe in Gegenwart des Oberpräsidenten von Kleist-Retzow, wohl aus dem

[1]) Hierunter dürfte der Kronprinz zu verstehen sein. In der Konfliktszeit soll derselbe Bismarck gegenüber einmal geäußert haben: „Sie bringen mich um Krone und Reich!“

Digitized by Google

Besitze der Frau Gräfin von Bernstorff herstammend. Da übernahm letzterer, in Freude darüber, die Pflicht, dieselben jährlich zu erneuern. Der Fürst gebrauchte sie zu täglichen Notizen, er las sie am Schlusse des Tages. Sie sind ihm schon mehrfach im Leben von Bedeutung gewesen. An dem Tage, an welchem er die lebensgefährliche Verwundung seines ältesten Sohnes in einem Duell in Bonn erfahren hatte, enthielt die Losung die Worte: „Er wird leben ...", und er nahm sie als eine ihm gewordene Verheißung für das Leben des Sohnes.

Im Jahre 1877 wurde der Oberpräsident von Kleist-Retzow vom Wahlkreise Herfort-Halle ersucht, ein Mandat zum Reichstage anzunehmen. Er lehnte es ab, weil es ihm neben dem Herrenhause nicht wohl möglich sei, jedenfalls seine ältere Pflicht gegenüber dem Herrenhause — zumal bei der größeren Bedeutung des Reichstags — darunter schwer leiden würde, und endlich, weil es ihm schon schwer genug sei, im Herrenhause dem Reichskanzler mehrfach entgegenzutreten, und er das nicht noch auf den Reichstag ausgedehnt wissen möchte. Die Antwort war, er werde gewählt werden und möge dann entscheiden.

Freunde meinten nach der Wahl, daß es unmöglich sei, sie abzulehnen. So ist er denn seit jener Zeit unausgesetzt von jenen treuen westfälischen Bauern gewählt worden. Und gerade diese Wahl war — seiner Besorgnis entgegen [1]) — die Veranlassung der Wiederanknüpfung leidlicher Verhältnisse zum Reichskanzler. Er sprach mit besonderer Entschiedenheit über das vorgelegte Sozialistengesetz. Er erklärte es für kein Ausnahmegesetz, vielmehr für die notwendige staatliche Reaktion gegen eine Ausnahmestellung der Sozialisten, welche ein Treiben zum Hochverrat sei. Er wies auf die Verschuldung der Gesetzgebung wie des ganzen Volkslebens dabei hin und forderte eine Verbindung aller, diese Schäden zu beseitigen. Nach der Rede kam der Fürst Reichskanzler vom Bundesratstisch in den Saal, setzte sich neben den Abgeordneten von Kleist-Retzow und reichte ihm die Hand. [2])

Einige Zeit nach der Wiederherstellung des früheren Verhältnisses zwischen dem Oberpräsidenten und dem Fürsten Reichskanzler fand die Feier der Hochzeit der einzigen Tochter des Fürsten, Marie, ebenfalls Pate des Oberpräsidenten, statt. Dieser wies bei dem Mahl in einem Toaste auf Deutschland darauf hin, wie seine bei der Hochzeit ihrer Eltern ausgesprochenen Hoffnungen erfüllt seien, indem der Reichskanzler, soweit eine Vergleichung zwischen ihm und einem

---

[1]) Wie aus meinem Werke: Fürst Bismarck und die Parlamentarier (Band II, Seite 23) erhellt, war Bismarck zu Anfang über die Aufnahme Kleist-Retzows in die konservative Fraktion ungehalten.

[2]) Der „Kreuzzeitungs-Reporter" wollte gesehen haben, daß beide Herren „sichtlich bewegt" waren. Die in Breslau erscheinende „Schlesische Zeitung" hat die „Kreuzzeitung" weit hinter sich gelassen. Sie macht aus dem fraglichen Hergang ein förmliches Melodrama nach der Melodie:

„Und in die Arme sanken sich beide
Und weinten vor Schmerz und vor Freude."

Digitized by Google

regierenden Herrn überhaupt möglich sei, Deutschland in der That in sehr wichtigen Beziehungen ein Otto der Sachse geworden sei. Neben anderen gewaltigen Vergleichungspunkten habe zuletzt der Reichskanzler — wie Kaiser Otto seinen Speer in den Ottensund geworfen, zum Zeichen der dauernden Vereinigung der ganzen Halbinsel mit Deutschland — seine einzige Tochter dem Sprossen eines hervorragenden Geschlechtes aus Schleswig-Holstein gegeben als Pfand, daß beide für immer mit Deutschland „ungedeelt" verbunden sein sollen. „Wir haben wieder ein Kaisertum deutscher Nation, das jetzt auf dem besten Wege ist, die 1871 leider noch abgewiesene Bezeichnung als „eines christlichen" zur Geltung zu bringen, welches in einem realeren Sinne als unter Otto dem Sachsen die Geschicke von ganz Europa beeinflußt."

Die uns vorliegenden Aufzeichnungen lassen nicht ersehen, ob Bismarck über im Parlamente schwebende Fragen demnächst noch mit Kleist-Retzow verhandelt hat. Es ist das nicht wahrscheinlich, Kleist-Retzow stellte im Reichstag keine Forderungen, welche Bismarcks Politik etwa durchkreuzten,[1]) und umgekehrt entsprachen die sozialpolitischen Vorlagen des Reichskanzlers, auf Grundlage der Forderungen des Christentums den Stand der Arbeiter zu heben, vollständig den Anschauungen des alten Parlamentariers. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die am 28. Mai 1883 erfolgte Ernennung Kleist-Retzows zum Wirklichen Geheimerat mit dem Titel Exzellenz auf Bismarcks Veranlassung zurückführt. Zu seinem Wahl- und Wappenspruch hat derselbe das Wort der Mahnung aber gleichzeitig auch der Verheißung des Herrn an den Jairus bei der Nachricht von dem Tode seiner Tochter gemacht:

„Fürchte dich nicht, glaube nur."

Unter dem Mikroskop.

Novellette

von

Hans Hoffmann.

Eberhard Sporer war ein Mann der Naturwissenschaft, besaß aber dennoch Gefühl für die Natur und ihre Schönheit.

Das bewies er, indem er vor dem kleinen Südtiroler Badl Halt machte und in einen hellen Ruf des Entzückens ausbrach.

Es war aber auch wirklich ganz reizend gelegen, das einsame Badhaus

[1]) Er verlangt die Selbständigkeit der Finanzen des Reichs, die Aufhebung der Matrikularbeiträge, die Schaffung von Einnahmen des Reichs aus indirekten Steuern zu dem Ersatze derselben, die Unterdrückung des Wuchers, die Wiederbelebung des Handwerks.

Digitized by Google

mit den paar kleinen Nebengebäuden mitten in einem dunkelwaldigen, weichgeschwungenen Thalkessel, den ein mächtiger Wildbach durchbrauste und dessen fernen Hintergrund herrlich gestaltete, ernste Felsgruppen begrenzten. In dieser stolzen Wildeinsamkeit lag nun das Häuschen so traulich, einladend und menschlich behäbig, von Rosen umsponnen, mit Blumentöpfen besetzt, daß ein frischerer Gegensatz nicht wohl auszudenken schien.

„Hier bleibe ich mehrere Tage," sprach Eberhart entschlossen zu sich selber und schritt munter auf die Thüre zu.

Auch das Innere des Hauses stimmte ihn behaglich. Es war eine ehrliche Bauernstube, in die er eintrat, aber sehr sauber und freundlich, ohne andern Wandschmuck als ein Bildnis des Kaisers Franz Josef und eines von Andreas Hofer, außerdem aber sehr viele Heiligenbilder, geschnitzte und gemalte, deren künstlerische Bedeutung ihrem Andachtswerte keineswegs gleichkam; doch das focht ihn nicht an, da er der Kunst überhaupt keine große Verehrung entgegenbrachte, sie eher ein wenig über die Achsel ansah als plundriges Menschenwerk, wie er in strengen Stunden sich ausdrückte.

Die Wirtin paßte vortrefflich in diesen Raum, eine derbe, doch stattliche und auf ihre Art immer noch schöne Frau. Sie empfing ihn nach Gebühr freundlich und überwies ihm ein angenehmes Zimmerchen, dessen Hauptschmuck die Aussicht von dem kleinen Balkon war, diese aber in Wahrheit ein Schmuck allerersten Ranges.

Vergnügt legte er seinen Rucksack ab und fing gleich an, gründlicher auszupacken, zum Zeichen, daß er länger verweilen wolle. Die verständige Wirtin wurde darob nicht unfreundlicheren Sinnes. Seiner Habseligkeiten waren wenige, wie dem Fußwanderer ziemt, aber anständige Sachen, das erkannte die Kundige schnell. Was sie aber nach Anständigkeit und Wert nicht bemessen konnte, waren einige wissenschaftliche Instrumente, die er mit sich führte und unter denen ein vorzügliches Mikroskop den ersten Rang einnahm.

Denn Eberhart hatte sich vornehmlich der modernsten der Wissenschaften, der Erforschung allerkleinster Lebewesen aus dem Tier- und Pflanzenreiche gewidmet.

Er empfahl diesen säuberlichen Apparat der besonderen Fürsorge seiner Wirtin, und daraus konnte sie ersehen, daß der erst recht seinen Wert habe.

Und nun ging's schnell wieder hinunter in die Gaststube.

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?"

Das sagte er nicht gerade, aber es fuhr ihm doch so lose durch den Sinn.

Und siehe da, als gälte es, die schöpferische Macht eines Dichterwortes zu erweisen: das Töchterlein trat wie gerufen in die Thür und ließ an Schönheit und Holdseligkeit gar nichts zu wünschen übrig.

Hier bewies Eberhart zum andernmale, daß er Sinn für schöne Natur hatte. Und im gleichen Augenblicke beschloß er heimlich zum andernmale und

Digitized by Google

zwar noch fester, daß er mehrere Tage verweilen wolle, und bewilligte sich sogar noch einige dazu.

Ja, das Rosele war reizend. Und fast mehr als das, sie war echt im Stil, ganz genau wie frisch aus einem Defreggerschen Bilde entsprungen. Und genau so konnte sie auch lachen, das war das Schönste an ihr. Dieses Lachen war von einer süßen Frische und Leichtherzigkeit, die Eberharts Augen im Sturme gefangen nahmen.

„Und das Dirndl hat Zahnerln,
Und da lacht es damit.
Und es kann aa mit beißen,
Dees thuet's aber nit."

Das war so ein Schnadehüpfl, das er jüngstens irgendwo aufgefangen hatte und das ihm ganz ausgezeichnet zu passen schien.

Er bestellte sich denn hurtig eine Knödelsuppe und einen Schmarrn, dazu ein halbes Liter Roten und hoffte sich gewaltig seines Lebens zu freuen.

Solche Hoffnung erfüllte sich in weitem Umfange; die Speisen waren vortrefflich, und das Rosele zuthunlich, gesprächig und ganz allerliebst. Und, was auch von Wert war, die Mutter ließ sich gar nicht mehr sehen.

Nach einiger Zeit aber allerdings kamen die anderen Gäste und begehrten gleichfalls zu speisen; und die waren vielleicht noch weniger erfreulich als lauter strenge Mütter. Denn sie trugen fast sämtlich lange schwarze Röcke und ausgeschorene Glatzen über bartlosen Gesichtern, so daß an der Heiligkeit ihres Standes kein Zweifel sein konnte.

Eberhard zuckte leise zusammen bei ihrem Eintreten, nicht gerade so wie ein Schlimmerer beim Anblick des Weihwassers, aber doch eben ein wenig.

Und natürlich mußte das Rosele sogleich von seiner Seite weichen und diese Stammgäste bedienen, die in all ihrer Ehrwürdigkeit an einem andern, längeren Tische Platz nahmen.

Rosele bediente sie mit allem Eifer und erntete ihr Lob, und Eberhart wäre inzwischen vielleicht der Todsünde der Verzweiflung anheimgefallen, wenn sie nicht zuweilen an ihm näher vorbeigerutscht wäre und ihm einen hellen Blick oder ein lustiges Wort hingeworfen hätte. Aber das waren im Grunde doch immer nur Gnadenbrocken.

Es war ihm deshalb so sehr nicht zu verargen, wenn er die geistlichen Herren aus nicht allzu günstigen Augen beobachtete. Er fand, daß sie von ehrlichen Bauern im Gesichtsschnitt und -ausdruck sich nicht im mindesten unterschieden, daß von einer geistigen Durcharbeitung der Züge keine Spur zu entdecken sei, daß sie, hiernach zu urteilen, allerhöchstens auf der intellektuellen Höhe eines norddeutschen Dorfschulmeisters stünden, daß auch ihre Manieren beim Essen wie beim Reden jeder Verfeinerung bar seien, und dergleichen Anzüglichkeiten mehr.

Es mochte wohl irgend etwas Richtiges an diesen Beobachtungen sein. Und wenn er mit wissenschaftlicher Ruhe überlegt hätte, konnte für ihn nur viel

Digitized by Google

Tröstliches und Erhebendes darin liegen, denn nur um so heller mußte auf solcher dunklen Folie der Glanz seiner eigenen höher und reicher organisirten Persönlichkeit erstrahlen. Diese Ruhe reiner Betrachtung fand er jedoch einstweilen noch nicht, sondern er ärgerte sich einfach bloß über die Störung, und je länger sie dauerte, nur desto mehr.

Immer ernstlicher wünschte er die Pfaffen zu allen Teufeln. Dieser Wunsch ward kaum dadurch gemildert, daß sie ihrerseits ihn vollkommen in Ruhe ließen und sich gar nicht um ihn kümmerten. Doch vielleicht ärgerte ihn gerade auch das wieder. Sie mußten also wohl ihrer Sache sehr sicher sein. Und in der That verkehrten sie mit dem Rosele in einer Vertraulichkeit, die ihm die Galle erregte, klopften ihr scherzend die Wangen und den Rücken und benahmen sich in allem wider sie so lieblich, wie mancher verdächtige alte Onkel mit entfernteren Nichten zu thun weiß.

Eberhart schmiedete heimliche Rache- und Befreiungspläne. Wie schade, daß er keine chemischen Apparate und Stoffe bei sich führte, sonst hätte er ihnen hier in aller Geschwindigkeit einen schaurigen Hokuspokus vormachen wollen, daß den dummen Teufeln sich die Haare sträubten; er wußte ihnen ganz andere Wunder aufzutischen, als sie ihren dummgläubigen Beichtkindern vorlogen! Auf eine regelrechte Teufelserscheinung sollte es ihm gar nicht ankommen; vor tölpischen Augen läßt sich so etwas schnell machen mit etlichen Blend- und Knalleffekten und blauen Dünsten.

Aber er hatte nichts bei sich. Mit dem Mikroskop war doch nichts zu machen. So blieb es bei den Plänen; die Triumphe der Wissenschaft kamen nicht zur Erscheinung.

Dagegen wichen die guten geistlichen Herren am Ende freiwillig vom Platz, nachdem ihre Sättigung gelungen war, und gingen nicht zu allen Teufeln, wohl aber ins Bett, denn ihre Badekur gebot ihnen reichliche Ruhe.

So konnte denn Eberhart zum guten Schlusse noch ein halb Stündchen ganz unbelästigt mit dem muntern Mädchen plaudern; und sie ward ihm immer munterer.

Am andern Tage aber wiederholten sich die gleichen harmvollen Kämpfe. Immer, wo er hinkam und wo das Rosele zufällig auch war, standen ihm ein paar Pfaffen im Wege; und immer kränkten ihn ihre stumpfen Gesichter und ihre schwerfälligen Gestalten.

Endlich einmal während des Mittagessens, als die Geistlichen, durch eine besonders köstliche Speise zur Dankbarkeit befeuert, mit dem schöpferischen Mädchen sehr auffällig schön thaten, konnte er's nicht mehr lassen, er rief sie mit scharfer Stimme an seinen Tisch herüber und begehrte von ihr irgend einen kleinen Dienst.

Sie leistete ihn lachend und verweilte gern ein wenig länger; die geistlichen Herren aber hatten den scharfen Ton wahrgenommen und mißfällig empfunden. Wahrscheinlich ahnten sie sogar seine innere Bedeutung. Fortan verhielten sie sich nicht mehr gleichgiltig gegen den Fremden, sondern fingen an ihn heimlich zu necken.

Digitized by Google

Kaum daß Rosele Miene machte, auch nur einen Augenblick bei ihm stehen zu bleiben oder gar sich zu ihm zu setzen, erscholl ein sehr scharfer Ruf vom Gegentische und forderte sie zu neuen Diensten.

So flog das arme Ding schließlich wie ein Gummiball zwischen den Tischen hin und her; doch sie ließ sich's nicht anfechten, sie lachte weiter.

Viel unangenehmer betroffen war Eberhart selbst, und das um so mehr, als nun auch fortwährend stillspöttische Blicke zu ihm herüber streiften und er sich keinen Augenblick mehr unbeobachtet fühlen durfte.

Er ärgerte sich sehr; allein sein Wille wuchs mit dem Widerstande. Entschlossen nahm er den Kampf auf.

„Gut," dachte er, „wenn ihr's haben wollt, nehme es seinen Gang. Ich wollte nichts weiter als in einer Ruhepause strenger wissenschaftlicher Arbeit ein paar menschlich schöne Stunden unter dem holden Geplauder des reizenden Naturkindes genießen; jetzt kann es sein, daß etwas mehr daraus wird. Die Verantwortung auf euch!"

Und er bat Rosele, ihm den Kaffee auf seinen Balkon zu bringen, er wolle ihn bei frischer Luft und Aussicht genießen. Sie verstand und fand das sehr vernünftig, denn auch ihr trieben es die frommen Herren doch allmälich zu stark. Auch sie hatte ihr Ruhe- und Plauderbedürfnis. Und daß Eberhart besser plauderte als jene alle und überhaupt hübscher war und netter und feiner, das konnte ihr nicht entgehen. Und der weltliche Stand behagte ihr auch sehr viel besser.

Eberhart begab sich sogleich nach dem Essen auf sein Zimmer und wartete in Freuden. Er hatte jetzt mutige Siegergefühle. Also doch einmal ein Abenteuerchen, ein ganz unerwartetes! Er war vierundzwanzig Jahre alt, also weit über die Zeiten hinaus, wo man von schönen Sennerinnen träumt; auch der fromme Glaube an die Lindenwirtin, die junge, die einem im Handumdrehen das Herz abpfändet, lag weit, weit hinter ihm, und nun stellte sich doch etwas dem Aehnliches in aller Wirklichkeit ein. Das konnte man sich gefallen lassen. So ganz kann man nicht in der Strenge der Wissenschaft aufgehen, daß man sich nicht die Zeit nehmen sollte, eine duftende Blume am Wege zu pflücken, ohne sie gerade exakt zu registriren.

Gleichwohl begann er, um die Zwischenzeit auszunutzen, eine kleine Untersuchung einer neuen Flechtenart unter dem Mikroskop; doch ehe er die Arbeit vollendet, trat Rosele herein.

Er aber fiel gleich mit der Thür ins Haus.

„Geben Sie mir erst ein Busserl," forderte er keck.

Sie wies ihm mit großer Sicherheit das Unberechtigte oder mindestens Verfrühte dieser Forderung nach; seinem Gegenbeweise, daß es ja niemand sehe, vermochte sie freilich nichts Stichhaltiges mehr zu erwidern.

„Aber wenn es einer von den Herren unten sähe —" gab sie nur zu bedenken.

„Fürchten Sie sich so sehr vor der Geistlichkeit, Rosele?" fragte er lächelnd.

Digitized by Google

„Ach, gehen Sie," rief sie mit einer flotten Geberde, „ich mich vor denen fürchten? Nicht so viel! Sie meinen doch nicht, daß ich alles glaub', was die Pfaffen reden? So dumm sind wir hier zu Lande auch nicht, wie die Fremden immer meinen. Wir kennen uns aus."

„Ei, siehe da, ein kleiner Freigeist?" rief Eberhart angenehm überrascht.

„Ein Geist bin ich nicht," berichtigte Rosele, „und ein Freigeist erst recht nicht, denn ich weiß nicht, was das ist. Aber an die Pfaffen glaub' ich nicht."

„Aber doch an die Heiligen?"

„Ja, an die muß man glauben. Aber an alle auch nicht. Es sind auch solche darunter, die gar nicht wahr sind; vielleicht sehr viele und die meisten nicht, ich weiß es so genau nicht."

Eberhart war entzückt von der Tiefe ihrer Aufklärung. „Wer schon so weit ist," dachte er, „der ist leicht weiter zu erlösen aus den Banden des Aberglaubens!"

„Sagen Sie so etwas auch in der Beichte?" fragte er neugierig. „Oder beichten Sie überhaupt nicht?"

„Doch, das muß man," erklärte sie schnell, „aber so 'was brauch' ich da nicht zu sagen, das ist doch keine Sünde, die ich gethan hab'. Wenn ich lüg', ist's meine Sünde, wenn die Pfaffen lügen, ist's ihre, die können sie beichten, aber nicht ich."

„Aber das mit dem Busserl, das werden Sie doch beichten müssen?"

„Das kommt ja noch drauf an, ob's eine Sünd' ist gewesen," entgegnete sie mit einem sonderbaren, schelmisch zutraulichen Aufblick.

Ihm rieselte ein eigenes Wärmegefühl über die Haut; ehe er zu einer Klarheit kam, war sie ihm entschlüpft und ließ ihm zum Troste nur den Kaffee zurück. Aber er blieb trotzdem noch sehr fröhlich gestimmt und bewilligte sich sogar eine kleine Schwelgerei in unbestimmten Gefühlen. Nur ganz bestimmt wußte er, daß Rosele entzückend und die Pfaffen höchst widerwärtig waren.

Die Pfaffen mochten etwas ahnen von so herbem Urteil, denn während des Abendessens versuchten sie ihn noch kräftiger zu ärgern.

„Du, Rosele," rief einer von ihnen sehr laut über das Zimmer, „Deinen Schatz, den Kosler, hast wohl lang' nicht gesehen? Ich mein' aber, daß er heut oder morgen noch kommen wird."

„Ich hab' keinen Schatz," rief sie heftig zurück, „der Kosler kann kommen, so viel er will, ich hab' nichts dagegen, wenn er recht was verzehrt. Aber mein Schatz ist er nicht."

„Er hat aber doch oft genug vor Deinem Fenster gestanden," sprach die geistliche Stimme.

„Vor meinem Fenster — das ist auch etwas Rechtes!" rief Rosele verächtlich.

„Ja, wenn Du hinterm Fenster einen andern hättest, wär's freilich nichts Rechtes," sprach die geistliche Stimme, „aber das hast Du ja nicht."

Rosele machte wütende Augen und war nahe daran, sich wider die Geistlichkeit

Digitized by Google

zu empören; aber sie that es doch nicht. Sie beteuerte nur nochmals: „Der Kosler ist nicht mein Schatz.“

„Aber er ist sehr ein guter Mensch und wird morgen kommen,“ sprach die geistliche Stimme.

„Meinetwegen,“ sagte sie kurz und verschwand in der Küche.

Eberhart Sporer strich sich den Schnurrbart, fühlte sich angenehm erhoben und auch gegen die geistlichen Herren etwas milder gestimmt. Mochten sie doch reden! Rosele war ein Freigeist.

Jedenfalls konnten sie nicht hindern, daß sie früh ins Bett mußten und daß er wieder ein Plauderstündchen für sich hatte. Und das benutzte er redlich.

In der folgenden Nacht hatte er äußerst lebhafte Träume, und am Morgen untersuchte er sich mit wissenschaftlichem Ernst auf seinen psychischen Zustand. Das Ergebnis war kein erfreuliches. Er mochte sich drehen und wenden, wohin er wollte, das Brennen seines Kopfes, das Zucken seiner Nerven war nicht hinweg zu leugnen, die Glut in seinem Innern ließ keine andere Erklärung zu als diese eine: er war vollständig hilflos und bis über die Ohren verliebt.

Das ging ihm nun allerdings doch sehr wider die Berechnung. Er wollte erobern, aber nicht erobert sein. Und er hatte nichts dergleichen gefürchtet; in reiferen Jahren erwartet man das nicht mehr.

Aber es war da. Himmelhoch jauchzend — als Rosele ihm zum Morgengruße die Hand reichte; zum Tode betrübt — als sie einem der tölpischen Geistlichen die nämliche Gunst erwies. Er selbst bemerkte das Lächerliche dieser beiden Wallungen; doch sie zu unterdrücken vermochte er nicht.

Vielleicht lag es nur daran, daß Rosele sich heute so ganz allerliebst herausstaffirt hatte — richtig, es war Sonntag heut — und daß er genau fühlte, für wen sie diese Anstrengungen gemacht hatte, und daß ihr Gesicht aus dem Festschmucke hervorleuchtete wie der lebendige Sommersonntag selbst. — Ja, es gab keine Rettung, verliebt war er wie ein junger Bär; er wäre im stande gewesen, eine physikalische Grundwahrheit abzuschwören, um einen Blick ihrer Augen zu erhaschen. Und er erhaschte deren doch auch ohne das so viele, immer einen um den andern.

Durch die klare Morgenluft läuteten die Glocken. Hoch auf einem einsamen Felskegel stand das Kirchlein mit dem spitzen Turme; die Häuser der Gemeinde lagen stundenweit über die Thalwände zerstreut.

Einige junge Bauern kamen im Sonntagsstaat, um sich zum Kirchgange noch durch ein Viertelchen zu stärken.

„Ei sieh, der Kosler; da ist er ja,“ hörte Eberhart eine geistliche Stimme rufen. Er horchte lebhaft auf und blickte nach dem Eintretenden. Er sah einen wohlgebildeten blonden Mann von etwa dreißig Jahren in ansehnlicher Bauerntracht, mit einem sehr angenehmen, treuherzigen Gesicht und guten blauen Augen.

„Das also ist der Nebenbuhler, den du ausgestochen hast,“ dachte Eberhart, und er hatte dabei ein Gefühl gesteigerter Hochachtung vor seinem eigenen Werte.

Digitized by Google

zugleich aber auch eines gewissen großmütigen Wohlwollens für den überwundenen Gegner.

Dieser eilte jetzt mit einer schüchternen Freudigkeit auf Rosele zu, fand aber bei ihr eine so unverhüllt kühle Aufnahme, daß er ganz verstört zurückfuhr und sich hastig beiseite drückte in verlegenem Grübeln.

Jetzt empfand Eberhart ein aufrichtiges Mitgefühl mit dem armen Gesellen, der sich so ganz unvermutet aus dem Sattel gehoben sah, ohne auch nur zu ahnen, von wem. Aber was sollte er machen? Helfen konnte er ihm ja doch nicht.

Während dieses Nachsinnens entdeckte er unter dem geistlichen Dohlenschwarm eine ganz neue Erscheinung, von den Amtsbrüdern nach allem Aussehen so verschieden als nur denkbar. Der Körper des neuangekommenen Herrn, obgleich längst nicht mehr jugendlich, war schlank und elastisch, seine Haltung bei aller ausgeprägten Würde nicht der Beweglichkeit entbehrend, sein Antlitz zeigte ein Profil von ebenso feiner als energischer Zeichnung, und unter schmalen, hochgeschwungenen Brauen blitzten zwei tiefschwarze Augen voll überlegener Klugheit; um die fast weiblich schönen und zarten Lippen aber spielte bisweilen unmerklich eine still lauernde Schalkheit, die jedoch durchaus nichts Bösartiges oder Heimtückisches an sich hatte. Der ganze Mann konnte als der Typus eines vornehmen Jesuiten gelten, nur frei von den unheimlichen Eigenschaften, ohne die wir Protestanten uns die Jünger Loyolas so leicht nicht zu denken vermögen.

Welch ein Gegensatz zu den dumpfen, klotzig-gutmütigen, glatt behäbigen Gesichtern jener bescheidenen Bauernpfaffen, die allerdings selber den Abstand offenbar sehr deutlich empfanden, denn sie umdrängten ihn im Kreise mit ebenso viel Respekt und Vorsicht als emsiger Beflissenheit.

Eberhart, selbst lebhaft angezogen von der höheren Art dieses Fremden, erkundigte sich bei der Wirtin, wer er sei und wo er herkomme.

„Es ist der Dekan Giovanelli aus Trient," beschied ihn diese, „ein welscher Herr, der aber sehr ein schönes Deutsch spricht. Er bleibt nicht lange hier, er besucht vornehmere Bäder, und das ist gut, denn unsere armen Herren Pfarrer fürchten sich immer ein bißchen vor ihm, er ist ihnen zu klug."

„Das will ich glauben!" lachte Eberhart und beobachtete jenen weiter mit Wohlgefallen. Er fand, der könne ganz gut einen jener feinen und aufgeklärten Kirchenfürsten der Renaissancezeit vorstellen, die neben den Heiligen des Christenhimmels in ihren Mußestunden auch den olympischen Göttern eine eifrige Verehrung zu zollen wußten.

Inzwischen geriet der Kofler, wohl ohne seinen Willen, in die Nähe der Geistlichkeit. Der welsche Dekan nahm den jungen Bauern beim Arm und begann leise mit ihm zu reden.

Bei dieser Wahrnehmung fühlte Eberhart sich nun doch nicht so übertrieben behaglich. Er konnte kaum zweifeln, daß die feindliche Schar der anderen Pfaffen da im Spiele sei und durch diesen feineren Mann etwas gegen ihn einzufädeln versuche.

Digitized by Google

Zum Glück hatte der Klerus keine lange Zeit mehr, seine Netze zu spinnen, denn die Glocken mahnten eifriger, den Kirchgang endlich anzutreten. Alles machte sich auf den Weg, auch der Kosler und auch Rosele.

Eberhart hatte keine Freude daran, diese beiden auf dem Wege beisammen zu wissen, aber schließlich auch keinen großen Kummer. Was konnte geschehen? Er war ja sehr sicher.

Rosele warf ihm beim Abgehen einen still betrübten Blick zu, ungefähr als wollte sie sagen: „Können Sie sich gar nicht entschließen, das mitzumachen? Man muß es ja doch."

Nein, unter keinen Umständen würde er sich jemals entschließen, solchem Firlefanz heuchlerisch zu huldigen. Das war gegen die Würde der Wissenschaft.

Einzig die Frau Wirtin blieb im Hause zurück. Als alles still und leer war, setzte sie sich zu dem Gaste und knüpfte ein Gespräch an. Ihr Gesicht war sehr freundlich und ohne Arg; auf diese Frau hatten die klerikalen Intrigen noch keinen Einfluß gewonnen.

Sie fragte geradeaus nach seiner Heimat, seinem Stande und verwandten Dingen.

So? Also aus Preußen! Das hatte sie wohl gedacht. Und das ist auch gar nicht so schlimm. Man muß den Pfaffen nicht alles glauben. Die Preußen sind meist ganz gute und anständige Leute — und wohlhabend alle.

Sie hatte ihrer schon manchen hier zu Gaste gehabt. Preuße zu sein, ist an sich noch kein Unglück und keine Schande.

Abgemacht! Ein neues Kapitel kam zur Verhandlung: Stand und Einkünfte. Das Ergebnis war sehr befriedigend. Wenn man einen reichen Fabrikanten zum Vater hat, braucht man das nicht ängstlich zu verhehlen, und daß man den Professortitel und eine gute feste Besoldung in naher Zukunft sicher in der Tasche hat, kann man auch getrost aussagen.

In diesem Punkte hielt nun auch die Frau Wirtin ihrerseits durchaus nicht hinter dem Berge, daß sie sehr behaglich auf einem schuldenfreien Anwesen sitze, das auch schon ohne die Bad- und Gastwirtschaft das Seinige abwerfe; und ganz zu verachten sei das Badl doch auch nicht; man zöge den Herren Geistlichen ja das Fell nicht über die Ohren, aber sie verzehrten doch etwas Erkleckliches in der schönen, frischen Luft, und so summte es sich zusammen. Und wohlhäbige Bauern unten aus dem fetten Etschlande kämen auch viel herauf, und manchmal auch ein Fremder. Und die einzige Tochter habe sie nur, da habe sie sein Jahren schon, seit ihr Mann tot sei, ein hübsches Pöstchen zurücklegen können.

Dieses erledigt, kam die heikelste Frage.

„Nun sag, wie hast Du's mit der Religion?"

Lutherisch, nun ja, das war zu fürchten. Aber man muß den Pfaffen auch da nicht gleich alles glauben, als ob die Lutherischen schon von Natur lauter Bösewichter und Teufelsbraten wären. Schließlich können die meisten ja gar nichts dafür, daß sie lutherisch getauft sind. Daß sie am letzten Ende in die

Digitized by Google

Hölle fahren müssen, ist zwar ein Unglück, aber keine Schuld, und das kommt erst, wenn sie tot sind, bei lebendigem Leibe kann ihnen der Teufel auch nichts anhaben. Darum kann man auf Erden ganz gut mit ihnen in Frieden leben. Der Luther selbst ist ja ein schlimmer Sünder gewesen und hat sich am Ende selbst umgebracht, aber die anderen hat er bloß verführt, die haben gar keinen Teil an seinen Sünden.

Eberhart lächelte sehr vergnügt zu diesen Ausführungen und erklärte gelassen, er für seine Person könne sich nicht einmal richtig lutherisch nennen: er sei zwar so getauft, aber als kleines Kind ohne seine Zustimmung; jetzt denke er ganz anders darüber und habe so gleichsam seine eigene Religion für sich allein.

Das hörte die Frau Wirtin mit sichtlicher Freude. So sei es brav, meinte sie, das sei der erste Schritt zum wahren Glauben, wenn man den falschen sich abgewöhne. Und überhaupt solle man den Pfaffen nicht alles glauben und nicht jeden Lutherischen gleich in die Hölle verdammen. Es ist ja doch sehr gut möglich, daß er sich noch bekehrt; bis zu seinem Totenbette ist das immer möglich. — „Sakra, da kocht in der Küche etwas über. O, das Maleszfeuer!"

Sie stürzte hinaus und Eberhart blieb allein mit seinen Gedanken. Und dies waren sehr wirre und sehr absonderliche Gedanken, die er durch Reiben und Streichen der Stirn erst mühsam zu einiger Ruhe und Ordnung zu bringen versuchte.

Worauf dies Gespräch hinauslief, darüber konnte ja kein Zweifel sein: hier handelte es sich ums Heiraten, nicht mehr und nicht weniger. Man hielt ihn für einen ernsthaften Bewerber und hatte nichts gegen ihn. Kein Zweifel auch, daß Rosele selber dahinter steckte.

Also so weit war's gekommen in den zwei Tagen mit dem bißchen Poussiren, dem harmlosen kleinen Abenteuer! Das ging wirklich etwas schnell. Nein, so läßt sich ein wissenschaftlicher Mensch denn doch nicht überrumpeln. Heiraten! O, o, o! Und wer war daran schuld? Bloß die verfluchten Pfaffen! Die hatten ihn da hineingehetzt — was Teufel, doch nicht etwa aus schlauer Berechnung, um eine Seele zu fangen? Die Reden der Frau Schwiegermama deuteten darauf hin. Er mußte laut auflachen.

Allein was thun? Er dachte an Rosele und wurde ernst. Ja, ernst galt es zu handeln, da man ihn so nahm. Der Spaß hatte ein Ende. Leider! Leider! — Das Allerbeste wäre ein polnischer Abschied, jetzt gleich, in dieser Stunde, noch unter der Kirchzeit. Ja, bei Lichte besehen, das einzig Mögliche. Ein feierlicher Abschied unter Roseles kaum verhaltenen Thränen, der Mutter vorwurfsvollen Blicken, dem Gekicher der Pfaffen, dem stillen Triumph des wieder siegenden Nebenbuhlers — nein, das war gar nicht auszudenken.

Er stand hastig auf und ging leise auf sein Zimmer. Er trat auf den Balkon und blickte hinaus in die weihevolle Landschaft, hinauf zu dem Kirchlein da oben auf der herrlichen Höhe.

Abschied! Abschied!

Digitized by Google

„Wenn Menschen aus einander gehn,
So sprechen sie — — —"

Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Er spürte ein schreckliches Gefühl in der Kehle, als ob ihn jemand würgte.

Er trat ins Zimmer zurück, setzte sich an das Tischchen und stützte den Kopf in die beiden Hände.

O Rosele! Rosele!

Nein, so zu scheiden ist nicht menschenmöglich.

Dann also bleiben und wiedersehen, und dann also — heiraten.

Ja, Tod und Teufel, und warum denn eigentlich nicht? Wer will mir's verwehren? Und was ist da so Unerhörtes?

Es wird daheim einige Redensarten und sogenannte Kämpfe kosten, dann einiges Gespöttel — vielleicht auch nicht einmal das; jedenfalls findet eine romantische Heirat auch ebenso viele freundliche Gönner; sie kann sogar einen angenehmen Nimbus verleihen. Wenn sonst nichts dagegen spräche.

Aber freilich dies Sonst! Ein Bauernmädel! Hm! — Hm! — Ach was, ein holdes Naturkind! Was ist denn unsere ganze höhere Töchterbildung bei Licht besehen wert? Plappern lernen die Mädchen und sich zierig benehmen und unwahre Gefühle zur Schau tragen und Gesangbuchverse herbeten. Was lernen sie vom großen Zusammenhange der Natur und ihrer Erkenntnis? Bei allen Göttern, nicht um ein Haar mehr als Rosele auch. Was ist das für eine Bildung? Befreit sie ihren Geist von den Ketten des Althergebrachten? Sie beten allzumal dumpfsinnig und gedankenlos nach, was Papa und Mama und der Herr Pastor ihnen vorsprechen, und nennen das dann Religion. Steht da nicht Rosele viel höher, die aus eigener Kraft schon heimlich begonnen hat, sich aus der Finsternis des Aberglaubens zu erlösen, all ihren Pfaffen tapfer zum Trotz? Wird es nicht eine Kleinigkeit sein, sie auf diesem selbstbetretenen Wege mit kundiger Hand immer weiter zu führen und schließlich ganz der Freiheit zu gewinnen? Solche Freiheit des Geistes ist Bildung, alles andere ist hohles Phrasengeklingel.

Er sprang aufgeregt in die Höhe und schaute wieder in die Landschaft.

Der Gottesdienst war eben zu Ende, die Kirchgänger strömten in langem Zuge den Bergweg herunter. Welch ein malerisches Bild! Und welch ein treffliches Volk, diese schmucken Tiroler, wie bieder, herzlich und kernhaft! Eine rechte Auffrischung der Rasse könnte das geben!

Aha, da sind sie leider auch wieder, diese traurigen Pfaffen. Wie das alberne Volk ihnen demütig die Hand küßt! Das ist widerwärtig zu sehen. Und dies Knicksen und Murmeln vor den Heiligenfratzen! Das wird das erste sein, was Rosele sich mir zu liebe abgewöhnen muß. Doch halb hat sie sich ja befreit; nur noch eine kleine Nachhilfe. — Ha, welch ein Vergnügen, die bissigen Gesichter der Pfaffen dann zu sehen! Welch ein lustiger Triumph über ihre plumpen Ränke!

Jetzt kam Rosele in Sicht. Eberharts Herz schwoll auf in seliger Freude.

Digitized by Google

Aber da ging dieser unglückselige Kosler neben ihr in sehr ernsthaftem Gespräch. Das dämpfte doch die Freude. Ja, er konnte es sich nicht leugnen: hätte ihm Zeus in diesem Augenblick einen Donnerkeil zur Verfügung gestellt, der Kosler wäre ein verlorener Mann gewesen. Aber Zeus behielt den Donnerkeil für schwerere Fälle.

Rosele that einen Aufblick. Sie hatte ihn gesehen, ein helles Erröten überflog ihr Gesicht.

Er zog sich ins Zimmer zurück. Eine zitternde Schwäche überfiel ihn. Wenn sie jetzt käme — und sie wird gewiß kommen — das wäre schon die Entscheidung.

Nein, lieber denn doch noch einmal überlegen; noch ist's gerade Zeit, in den Wald zu entkommen; die hehre Bergeinsamkeit wird den rechten Entschluß lehren.

Aber er fand nicht die Kraft auch nur zu diesem Entschlusse; er blieb lauschend stehen in zitternder Erwartung.

Da klopfte es an die Thür.

Das ist Rosele! Das ist das Schicksal!

Allein es war nicht das Rosele; es war ein sehr unverhoffter Besuch: der Bauer Kosler.

Eberhart hatte neben allem Erstaunen und einem kleinen Schrecken entschieden ein Gefühl der Erleichterung. Fragend blickte er dem Gaste entgegen.

Der Kosler reichte ihm treuherzig die Hand.

„Ich wollte bloß etwas fragen," sprach er trotz seiner sichtlichen Aufregung in bescheidenem Ton. „Da ist hier das Rosele. Ich hab' sie so sehr lieb und möcht' sie gern heiraten. Und sie ist mir sonst auch nicht bös gewesen, und ich hab' meinen dürfen, sie würde mich schon nehmen. Aber heut sagt sie, daß sie nicht will. Und die geistlichen Herren haben mir das aufreden wollen, Sie, Herr, hätten ihr den Kopf verdreht, und es wär' bloß darum, daß sie mich nicht mehr wollt'. Und das sollt' ich mir nicht gefallen lassen, weil Sie kein rechter Christ wären und es eine Schande wär' für das Rosele, einen Lutherischen zum Mann zu kriegen oder gar auch bloß zum Liebhaber. Ich aber sag', was Rosele auch sagt: ‚Man muß den Pfaffen nicht gleich alles glauben.' Darum wollt' ich Sie selbst fragen, was wahr ist an der Geschichte. Und ich sag' noch weiter: Wenn das Rosele mich lieb hat, und es kommt einer von draußen und will sie mir nehmen, den schlag' ich so zu Schanden, daß er nimmer wiederkommt, und wenn es ein Prinz ist. Wenn sie mich aber nicht lieb hat, mag sie nehmen, wer will, ein Türke oder Lutherischer oder Jude, ist mir alles ganz gleich, ich rühr' keinen Finger drum. Denn ein Mädel heiraten, das von mir nichts wissen will — nein, Herr, dazu ist der Kosler zu gut. Und wenn ich halb umkomm' vor Sehnsucht und Herzeleid, ich häng' mich keiner auf, die ein Aug' hat auf einen andern. Darum muß ich das wissen, wie es damit steht. Und das kann mir keiner sagen als Sie, denn das Rosele sagt's nicht. So, das wollt' ich bloß fragen. Es ist bloß, daß ich's weiß."

Digitized by Google

Eberhart fühlte ein starkes Rumoren in seinem Innern, denn es klang eine tiefe Angst und eine schwer verhaltene Leidenschaft weit mehr aus dem Ton der Stimme als aus den Worten des Bauern. Er fand nicht gleich eine Antwort.

Dies ist die Entscheidung! dachte er in unklarem Schrecken. Jetzt kann ich nicht mehr zurück. Jetzt Rosele sitzen zu lassen, wäre eine Feigheit. — Aber wie entsetzlich die Dinge sich überstürzen! Ich glaubte ein bißchen am Honig zu naschen und habe mich in aller Geschwindigkeit schon auf die Deichsel heraufgeleckt, und jetzt schlägt die täppische Biederkeit dieses guten Bauern den Nagel hinter mir ein! O große Allmutter Natur, wie wenig haben Deine Geschöpfe ihr Schicksal in ihrer Hand!

Doch er mußte sich endlich zu einer Antwort entschließen. Nicht ohne eine kleine Verlegenheit begann er:

„Um dies zu entscheiden, müßte ich doch vor allem erst mit Fräulein Rosele sprechen. Ich kann nicht voraus wissen, wie sie gesinnt ist. Auf die Meinung der geistlichen Herren allein kann auch ich mich nicht verlassen. Doch ehe ich die Anfrage thue, habe ich noch allerlei anderes zuvor zu bedenken. Einige Stunden müssen Sie mir Zeit geben, da ist manches zu überlegen. Warten Sie nur bis heute nachmittag. Inzwischen müssen wir einander als ehrliche Mitbewerber betrachten; wen die Wahl trifft, das liegt einzig in Fräulein Roseles Hand."

„Ich wollt' gern warten," entgegnete der Kosler sehr niedergeschlagen, „aber ich seh' schon, daß 's wahr ist."

Er reichte dem Fremden nochmals die Hand und ging still hinaus. Seine gebeugte Haltung verriet einen großen Kummer.

Nicht ohne starke Bewegung blickte Eberhart ihm nach.

„Meine Schuld ist es nicht," murmelte er endlich, „wenn mein Glück das Deine vernichtete, armer Kerl. Du selbst hast mich gezwungen. Denn gäbe es noch einen Weg zurück — vielleicht daß ich ihn schreiten und mein Leid verwinden würde."

Er ergriff Hut und Stock und eilte unbemerkt ins Freie zu einer letzten Ueberlegung in ernster Waldeinsamkeit.

Rein, nicht ganz unbemerkt. Der welsche Herr Dekan schaute gerade aus dem Fenster und sah ihn davonschreiten.

Alsogleich machte er sich daran, mit langsam würdevollem Schritte das Zimmer des fremden Herrn aufzusuchen und sich ein wenig darin umzuthun. Doch ließ er die Thür weit hinter sich offen, auf daß er nicht in irgend welchen falschen Verdacht geriete.

Er fand das Mikroskop auf dem Tische, besichtigte es und hantirte daran herum mit etlichen sicheren Griffen, die sogleich verraten konnten, daß er mit solchem Instrumente recht wohl vertraut war.

Während er so beschäftigt war, betrat Rosele den Flur und sah den geistlichen Herrn in dem Zimmer ihres Freundes.

Erstaunt kam sie näher und sah, was er da trieb.

Sobald er sie merkte, wandte er sich zu ihr herum mit einer schrecklich

Digitized by Google

ernsthaften Miene, schüttelte heftig das Haupt und ließ ein unheimliches Stöhnen von sich ausgehen.

Rosele erschrak. „Was ist, Hochwürden?“ fragte sie ängstlich.

„Mädchen,“ flüsterte er geheimnisvollen Tones, „kennst Du dieses Werkzeug und seine Bedeutung? Weißt Du, was das ist?“

„Es ist ein Gerät,“ stotterte sie, „weiter kenn' ich mich nicht aus damit.“

„Ja, ein Gerät und Gefäß des Bösen,“ sprach der Priester feierlich, „noch haben Dich die Heiligen geschützt, daß Du Dich nicht damit auskennst; aber es könnten Tage kommen, da Du es lerntest und der Heiligen vergäßest. Sprich, Rosele, und sage die lautere Wahrheit: Du bist doch nicht schon öfter in diesem Zimmer gewesen?“

Sie ward rot bis über die Ohren.

„Aber ich hab' das Zimmer doch zu richten!“ stieß sie etwas trotzig heraus; doch der Trotz war sehr kleinlaut.

Er schlug einige Kreuze über sie.

„Aber Du wirst doch dieses furchtbare Geräte nicht berührt haben?“ fragte er weiter mit groß aufgerissenen Augen.

Ihr lief ein Schauder über den Rücken.

„Ich weiß nicht g'rad',“ stammelte sie, „ich glaub' halt nicht, aber es könnt' doch sein —“

„Und Deine Mutter hat es auch berührt?“

„Ich mein' schon; sie greift sonst gern etwas an, womit sie sich nicht auskennt. Und das Gerät schaut gar so sauber und blank aus.“

„Das ist's, womit Satan die Seelen fängt,“ murmelte der Dekan halblaut, doch vernehmlich. Darauf ergriff er das Mädchen sanft am Arm und zog sie aus dem Zimmer.

„Ihr könnt noch gerettet werden,“ sagte er ernst. „Geh jetzt gleich und richte ein Bad für Dich und Deine Mutter. Und wenn es fertig ist, wollen wir kommen und das Wasser weihen. So könnt ihr gereinigt werden.“

Rosele eilte, dem Befehl zu gehorchen. Sie war ganz benommen und handelte wie im Traum.

Als sie nach einer Viertelstunde ins Gastzimmer kam, um zu melden, daß alles bereit sei, fand sie die gesamte Geistlichkeit um ihre Mutter versammelt, die nun auch schon aufs tiefste zerknirscht und verängstigt war.

Jetzt nahmen die Priester die beiden Frauen in ihre Mitte und schritten in feierlichem Zuge mit ihnen ins Badhaus. Mit Gebeten und Geberden wurde das Wasser geweiht und dann Mutter und Tochter allein gelassen.

Als sie unter sich waren und sich langsam entkleideten, versuchten sie einander noch Mut und Trotz einzuhauchen: „Man muß den Pfaffen nicht alles glauben.“ Doch es gelang ihnen nicht mehr. Bald weinten sie jegliche still in ihr Badewasser.

Unterdessen begab sich der ehrwürdige Dekan allein in das Zimmer des Fremden zurück und machte sich hier an eine rätselvolle Thätigkeit.

Digitized by Google

Zuvörderst griff er mit der Rechten in die Falten seines priesterlichen Gewandes und zwar sehr tief bis unter die innerste Schicht und krabbelte dort mit den Fingern ein Mäßiges herum. Nach sehr kurzer Zeit hatte er gefunden, was er suchte, wie seine lächelnde, doch nicht überraschte Miene bewies. Er hielt etwas vorsichtig zwischen zwei Fingern, das sehr klein und zerbrechlich zu sein schien, und legte dieses sanft in das reinliche Wasser des Waschbeckens. Darauf betrachtete er es wohlwollend; es war klein und ganz schwärzlich, mit Leben beseelt, denn es zappelte beträchtlich. Der Dekan sah ihm geraume Zeit mit gemhsamem Lächeln zu, bis das Zappeln ein Ende nahm und eine Stille sich über das Wässerchen lagerte.

Er wartete noch immer ein Weilchen, dann nahm er das Ding ebenso vorsichtig heraus und that es mit kundiger Hand und mit großer Sorgfalt auf die Beobachtungsplatte des Vergrößerungsglases.

Jetzt spähte er durch das Glas, fuhr aber mit einem kleinen Schreckensruf zurück und schlug unwillkürlich ein Kreuzchen. Doch schnell lächelte er wieder nur um so seelenvergnügter und schritt in aller Würde zu den Amtsbrüdern hinab.

Auch diese armen Herren waren ersichtlich verängstigt und aufgeregt, ein dumpfer Ernst lag auf ihren Gesichtern, und sie wisperten leise und bänglich mit einander.

Als der Dekan nun feierlich wieder zu ihnen trat, atmeten sie ein wenig auf und drängten sich schutzhoffend an ihn wie die Schäflein an ihren Hirten.

Als nun bald darauf auch die gebadeten Frauen erschienen, schlugen die Priester in gemeinsamer Arbeit unzählige Kreuze über Mutter und Tochter und murmelten schauerliche Litaneien dazu, bis die alle beide in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrachen und fast entkräftet miteinander auf eine Bank sanken.

Als sie solcherart vorbereitet und bußfertig geworden waren, nahm die Geistlichkeit sie zum andernmal in ihre Mitte und führte sie langsam hinauf in das verdächtige Zimmer.

Nur der welsche Dekan schlüpfte den anderen um eine Minute vorauf und entzündete emsig in einer stillen Ecke auf einer Schüssel etlichen Schwefelfaden, so daß es, als die Frauen hereinwankten, nicht unerheblich stank.

„Es riecht hier nach Schwefel," flüsterte Rosele ängstlich.

„Ja, glaubst Du," versetzte der Dekan mit düsterer Stimme, „wo die Hölle ein Pförtchen aufthut, da wird es nach Rosen und Veilchen duften?"

Und er winkte ihr mit einer furchtbar strengen Geberde, einen Blick in das Glas des geheimnisvollen Gerätes zu werfen.

Rosele gehorchte bebend und legte ihr Auge nach seiner Anweisung vorsichtig an das Glas.

Mit einem gräßlichen Aufschrei prallte sie zurück, schlug mit den Armen um sich, als ob sie gewürgt würde, und kreischte endlich jammervoll: „Der Teufel, Mutter, der Teufel! Der Teufel ist drin!"

Und sie schoß aus dem Zimmer, die Mutter laut heulend hinter ihr her, ohne selbst einen Blick auf das Schreckuis zu wagen.

Digitized by Google

Die geistlichen Herren blieben gleichfalls verstört und erschrocken zurück, blickten mit scheu fragenden Augen auf den Anstifter des unheimlichen Vorgangs und schienen zaghaft um eine Aufklärung zu bitten.

Doch der Dekan gab ihnen nichts zur Auskunft als eine schöne und hoheitsvolle Geberde, daß die Sache erledigt sei und daß sie ihm wieder in das Gastzimmer folgen möchten.

Das thaten sie gehorsam und beruhigten sich allmälich im Vertrauen auf seine Weisheit.

Nicht sehr lange darnach kehrte Eberhart Sporer von seinem Waldgange zurück; eine ernste Entschlossenheit thronte auf seiner Stirn.

Er suchte Rosele in der Hoffnung, sie unter vier Augen zu sprechen: doch er fand weder sie noch sonst jemand, alle Bewohner des Hauses waren im Gastzimmer versammelt. Er fand den gelassenen Mut, gleichfalls dort einzutreten. Allein kaum daß er sich blicken ließ und ehe er noch selbst eine Umschau genommen, schrillte ihm ein wild erregter Aufschrei aus Roseles Munde entgegen:

„Jagt ihn fort, Jesus Maria Josef! Ich will nichts von ihm wissen. Ich will ihn nicht sehen. Jagt ihn fort! Der Teufel! Der Teufel!“

Und erstarrend vor Staunen mußte er sehen, wie sie sich heftig dem Kostler an die Brust warf und ihren schönen Kopf unter lautem Schluchzen an dessen Schulter ruhen ließ.

Und ehe er zu einiger Fassung oder auch nur zu irgend einem Begreifen gelangen konnte, ging die Mutter ihn ebenfalls mit einer leidenschaftlichen Rede an:

„Ja, fort, Sie müssen aus meinem Hause. Gleich auf der Stelle. Ich will den Teufel nicht im Hause haben. Fort! Ich will keine Bezahlung! Ich nehme kein Geld, das der Teufel gegeben hat. Ich bin eine christliche Frau, heilige Mutter Gottes, steh uns bei und sei uns gnädig!“

So sprudelte sie kräftig eine Weile noch weiter wie ihr Badbrunnen nach einem Gewitterregen, bis Eberhart endlich die Kraft zu der schlichten Gegenfrage fand, ob sie gänzlich verrückt geworden sei.

Da trat der ehrwürdige Dekan still an seine Seite, faßte ihn sanft bei der Hand und bat ihn, sich diesem Unwesen einstweilen zu entziehen. Und als er ihn glücklich aus der Thür gebracht hatte, sprach er mit freundlicher Milde:

„Sie sehen, verehrter Herr, welch seltsamem Aberglauben unser armes Volk noch unterworfen ist. Ich kann nur ehrlich raten, verlassen Sie unverzüglich dieses Haus und diese Gegend; Sie sind hier nicht mehr sicher. Diese thörichten Weiberchen wollen den Teufel leibhaft in Ihrem Zimmer gesehen haben, daher jener Aufruhr; nun ist kein Zweifel, daß ein Gerücht von solchem Schreckuis schnell in das ganze Thal ausgehen wird; die Bauern werden zusammenströmen, und wenn die Sie hier finden, so kann es ein Unglück geben. Wir Geistlichen sind aufgeklärt und duldsam, doch gegen den Ansturm des Aberglaubens würden wir machtlos sein. Gehen Sie, lieber Herr, und retten Sie sich; es ist nichts Beschämendes, vor der blöden Wut einer bethörten Volksmenge seitab zu weichen,

Digitized by Google

vielmehr gehen Sie als der Lachende. Ich will Ihnen gerne behilflich sein beim Einpacken Ihrer Sachen und will Sie auch gern eine Strecke begleiten."

Er nahm ihn abermals linde bei der Hand und führte ihn in sein Zimmer.

„Es riecht hier nach brennendem Schwefel," bemerkte Eberhart ein wenig betroffen.

„Ja, ja!" versetzte ruhevoll der Priester. „So groß ist die Macht des Wahnglaubens in diesen blinden Gemütern, daß man seine Ausgeburten sogar mit leiblichen Sinnen zu verspüren im stande ist."

Eberhart blickte ihm überrascht und ziemlich mißtrauisch ins Gesicht; doch da war nichts zu bemerken als der Ausdruck einer redlichen und in ihrer Schlichtheit schon ehrwürdigen Unschuld.

Kopfschüttelnd begann er seine paar Habseligkeiten in den Rucksack zu thun; der Geistliche ging ihm emsig und freundlich mit kleinen Darreichungen zur Hand.

Als er marschfertig war, sagte er etwas verdrießlich:

„Aber ohne Bezahlung durchzubrennen ist nicht meine Gewohnheit; ich muß die Wirtin noch sprechen und meine Rechnung von ihr fordern."

„Ich will gern den Vermittler machen," sprach der Dekan mit einem anmutigen Lächeln, „wollen Sie nur Ihre Zehrung zusammenstellen, die Preise kenne ich. Oder wenn Sie lieber einen Gesamtüberschlag machen wollen auf die Gefahr hin, einen Gulden zu viel auszugeben, will ich auch gern zufrieden sein. Ich werde es ihr einhändigen; sollte sie ja sich weigern, es anzunehmen, so könnte man vielleicht — aber ich weiß nicht, wie Sie darüber denken — ich meine, wenn Sie es etwa der Kirche übermachen wollten —"

„Ich wüßte auf der Welt keine bessere Verwendung," rief Eberhart schnell und zog eine Anzahl von Guldenzetteln heraus, die seine Schulden um das Doppelte decken mußten.

Mit ruhigem Danke steckte der Priester sie ein.

Darauf verließen beide das Haus und schritten thalabwärts, Eberhart, ohne einen einzigen Blick nur zurück zu werfen. Bald verwickelte ihn der Dekan in eine eifrige Unterhaltung über naturwissenschaftliche Gegenstände, und nicht ohne ernste Verwunderung mußte er bemerken, daß der fromme Mann auf einigen dieser Gebiete recht leidlich beschlagen war. Er konnte nicht umhin, ihm ein Kompliment deswegen zu machen.

„Ich hatte von Jugend auf vielen Eifer für diese Dinge; doch ich bin wohl der einzige in der ganzen Gegend," gestand der Dekan mit einem kleinen Seufzer.

An einer Biegung des Weges machte der Priester Halt und verabschiedete sich.

„Ich habe jedoch zuvor von Ihnen eine Absolution zu erbitten," sprach er mit einem linden Lächeln, „ich benützte in einer müßigen Stunde Ihr Mikroskop ein wenig; man sieht so schöne Instrumente sonst nicht leicht hier zu Lande."

Eberhart beeilte sich, zu versichern, daß ihm solche Benutzung nur eine Freude sein könne; und so trennten sie sich mit freundschaftlichem Händedruck.

Als aber der Geistliche in seiner würdevollen Gangart um die Ecke ver-

Digitized by Google

schwunden war, zog Eberhart doch sein Mikroskop aus dem Rucksack, setzte sich in den Schatten einer mächtigen Wettertanne und untersuchte es sorgsam, ob es unter den geistlichen Händen nicht etwa Schaden gelitten hätte.

Als er durch das Glas blickte, fuhr er mit etlichem Schrecken zurück. Doch beim zweiten Einblicke that er einen Seufzer und sprach kopfschüttelnd: „Mein Gott, ein Floh!“

Und nach einiger Weile schlug er sich vor die Stirn und fügte noch ein leises „Aha!“ hinzu.

Nunmehr blickte er lange trübe vor sich hin.

„Also daran mußte ich scheitern!“ murmelte er mit einem bittern Lächeln. „Doch der geistliche Herr verdient meinen Dank; es ist besser so. Er hat mir Roseles Seele unter dem Mikroskop gezeigt. Wir passen nicht zusammen. Ein Floh muß es mich lehren.“

Er vermochte aber doch nicht zu hindern, daß ihm die Augen ein wenig feucht wurden.

Am Ende ergriff er den Leichnam des Tierchens, zerrieb ihn langsam zwischen den Fingern, wie wir thun, wenn wir eines lebendig erwischen, und streute die Asche still hinaus in die Winde.

Bei Herkomer.

Von

Baronin von Zedlitz (London).

Charakteristisch in der That muß das stattliche Gebäude genannt werden, das inmitten einer reizenden Landschaft, umgeben von grünen Obstgärten und malerischen Wiesen, ein Triumph moderner Baukunst, nach und nach unter der sorgsamen Leitung seines Schöpfers, Professors Hubert Herkomer, seiner Vollendung entgegeneilt. Lululand heißt es, zum ständigen Gedächtnisse an gewisse Familienereignisse. Vom baulichen Standpunkt aus ist es eine der wunderbarsten Erzeugnisse der Jetztzeit.

Die schöpferische Befähigung, die in dem meisterhaften Bau zu Bushey hervortritt, ist nur eines der vielen Talente, die dem großen Maler, den wir stolz zu den Unsrigen zählen, innewohnen. Nicht allein ist er ein vollendeter Jünger der Kunst, welcher er zumeist sein Genie weiht, sondern er ist auch Radirer, Kupferstecher, Musiker, Architekt, Schriftsteller und einer der geschicktesten Holzschnitzer des Jahrhunderts. In des Professors neuem Heim ist jede Einzelheit der dekorativen Zuthat mit einer fast erstaunenden Fülle ausgeführt. Seine eigenen Werkstätten hat er selbst errichtet, und selbst beschäftigt er sich mit der endgiltigen Herstellung der feinsten Arbeit. Es geschah daher mit der größten

Digitized by Google

Befriedigung, daß ich Professor Herkomer auf seinem Gute in Bushey besuchte und von seinen eigenen Lippen vieles erfuhr, was auf seine künstlerische Laufbahn, seine Werke und seine Persönlichkeit ein hochinteressantes Licht warf. Es verblieben mir von dem Besuche angenehme Erinnerungen an ein gutes, ernstes Antlitz, ein Antlitz, dessen Lächeln äußerst gewinnend war, obzwar in seiner Tiefe eine gewisse Traurigkeit lag. Auch erinnere ich mich, wie höflich und edelmütig er mir gestattete, ihn über sein Anfangsringen auszufragen, und wie bescheiden er mir von seinen späteren Triumphen erzählte.

Durch des Professors Schilderung seines früheren Lebens lief wie ein roter Faden die Zärtlichkeit, die er dem Andenken seiner Eltern bewahrte. Wahrlich, eine harmonischere Familie wie die der Herkomer kann es nicht gegeben haben; und eine rührende Thatsache ist es, daß der Künstler niemals vergaß, daß er einen großen Teil der Entwicklung seines Talentes der Ausdauer seines Vaters verdankte. Der Vater war nicht ein gewöhnlicher, mechanischer Handwerker, sondern ein Holzschnitzer ersten Ranges, und außerdem ein wahrer und ernster Verehrer der idealistischen Kunst in allen ihren Zweigen; ein Mann, der seinerseits den Kampf ums Leben tapfer ausgefochten und dabei der Gemütsart seines kleinen Sohnes einen wackeren, thatkräftigen und beflissenen Charakter gab. Man hat mir erzählt, daß Herkomer ein sehr ergebener und pflichttreuer Sohn war, und daß sein Vater, Lorenz Herkomer, unter seiner kindlichen Obhut den letzten Teil seines Lebens in vollkommener Ruhe und Behaglichkeit zubrachte. In Bezug auf seinen Vater bemerkte der Professor: „So stark und breit angelegt seine Natur war, so zeigte er sich doch auch wunderbar zärtlich; seine Hingabe an meine Mutter, eine Frau von merkwürdig gefühlvoller und geistiger Beschaffenheit, war die vollständige Verwirklichung eines Ideals. Wie Sie wissen, sind wir alle Bayern; und ich war meiner Eltern einziges Kind. Mein Geburtsort ist Waal, ein kleines Dorf von einigen tausend Einwohnern bei Landsberg am Lech. Die zwei ersten Jahre meines Lebens verbrachte ich an diesem kleinen Platze, wo mein Vater sich als Tischlermeister niedergelassen hatte. Abgesehen von seiner wissenschaftlichen Kenntnis der Geometrie und der Perspektive, hatte er den gotischen Baustil gründlich studirt; er stellte Häuser wieder her oder er erweiterte sie und wurde mit verschiedenen, die Verschönerung der Dorfkirche betreffenden Aufträgen betraut.

„Als ich noch ein kleines Kind war, wanderten wir nach Amerika aus und schlossen uns einem Onkel an, der, um sein Glück zu suchen, sich schon dorthin begeben hatte. Die neue Heimat schien uns anfangs ein gelobtes Land. Leider herrschte damals sehr viel Eifersucht zwischen den deutschen Einwanderern und den amerikanischen Bürgern; jene wurden kaum mit größerer Gunst angesehen als die Irländer, die bei jeder Gelegenheit den allgemeinen Schmähungen verfielen."

„War die damals in Amerika ausgeführte Arbeit von künstlerischem Werte?"

„Nein," antwortete der Professor; „die Abwesenheit romantischer und künstlerischer Elemente in der neuen Heimat war eine schwere Probe für meinen

Digitized by Google

Vater, denn sein wesentlich teutonisches Gemüt sehnte sich nach Wäldern und Thälern und grünen Auen. Wenn einmal die Liebe zu einem Tannenwald sich der Seele eines Deutschen bemächtigt, wird er sie lange nicht mehr los. Ich selbst habe das an mir erfahren, obwohl ich schon sechzehn Jahre alt war, ehe ich einen wirklichen, deutschen Tannenwald erblickte. Aber nichts von der musikalischen und malerischen Romantik, die des deutschen Jägers Leben durchzieht, fand einen Widerhall bei den dortigen Landstreichern, die jedes Tier und jeden Vogel, der ihnen in die Quere kam, niederschossen. Vergeblich schauten wir daher nach dem Wilde aus, das so frei und glücklich durch die dichten deutschen Wälder streift. Alles in dem neuen Lande schien dazu angethan, der Natur vor den Kopf zu stoßen. Neben der Abwesenheit der Romantik erschien uns der Mangel eines Baustils, sowie jedweden Kunstgefühls schwer zu ertragen. Hie und da langte ein Bild von Europa an, welches meine Eltern mit hungriger Gier zu sehen wünschten. Duboeufs Adam und Eva war eines von den Bildern, deren sie sich mit besonderem Vergnügen erinnerten. Die dortigen Künstler hatten sich damit zu begnügen, große Gallionsfiguren oder hölzerne Hausträger zu schnitzen, überhaupt alles zu thun, ausgenommen die künstlerische Arbeit, deren sie fähig waren.

„Bei unserer Ankunft in Amerika ließen wir uns zunächst in New-York nieder, wandten uns aber später nach Cleveland, wo meine liebe Mutter, die Feuer und Flamme für Musik war und außerdem wunderbar spielte, Stunden gab. Dazumal waren wir sehr arm, und oft, wenn ich an die Lebenskämpfe meiner Eltern zurückdenke, schaue ich meiner Mutter schönes Antlitz, wie es unter Thränen lachte und meinen Vater mit Hoffnungen ermutigte. Es war ihre aus der Liebe zu Gatten und Kind sprießende Stetigkeit und Ausdauer, welche uns oft in den sicheren Hafen führte. Ich selbst wirkte, noch sehr jung, bei einem ihrer Kinderkonzerte mit, indem ich, die Guitarre in den Händen, ein kleines Lied sang.

„Eines meiner größten Vergnügen bestand darin, meinen Vater, wenn er an der Drechselbank mit Holzschnitzerei beschäftigt war, zu beobachten. Der Zauber, den seine Kunst auf mich ausübte, verwandelte sich schnell in den Wunsch, an seiner Seite zu arbeiten. Ich begann daher, Bäume und Tiere aus Tannenbrettern zu schnitzen, während er wunderbare Möbelstücke erzeugte, mit denen er unser Haus schmückte; einige davon bin ich so stolz, noch hier in Bushey zu besitzen.

„Meines Vaters Einfluß trug gute Früchte, denn mein Glaube an ihn war unbegrenzt. Immerdar ließ ich es mir angelegen sein, seine Ideen auszuführen, und so kam es, daß ich, während ich seine Arbeiten beobachtete, die wesentlichen technischen Hauptpunkte dieses Zweiges der Kunst gründlich lernte.

„Bald darauf war ich mit mir im Streite über die Frage, was ich später werden sollte. Wir waren von Amerika zurückgekehrt und lebten in Southampton, wo meine Mutter nach wie vor Musikstunden gab; in ihrem innersten Herzen nährte sie die Hoffnung, daß auch ich mich der Musik widmen werde.

„In der Nähe von Southampton lag eine Heide mit einem kleinen Wäldchen,

Digitized by Google

das sich durch seine malerische Wildnis auszeichnete; hier saß ich oft, verlor mich im Anblicke des willkürlichen Machwerkes der Natur, malte Skizzen von dem, was mich besonders fesselte, und dachte über Bilder nach, die indes nur in meiner Einbildungskraft existirten."

Nun drängte sich die brennende Frage betreffs des jungen Herkomers zukünftigen Studiums der Kunst immer mehr in den Vordergrund, denn trotz seiner Hinneigung zur Musik war seine erste Liebe doch die bildende Kunst, und das Leben eines Musikers zog ihn wenig an. Seine Mutter andererseits wollte von der Idee ihres Sohnes, eine künstlerische Laufbahn einzuschlagen, nichts wissen; ihrer Ueberzeugung nach war das Metier eines Künstlers kein respektables und führte nur zum Verhungern. Ihr Wunsch war, er solle ins Regierungsvermessungsamt eintreten, wo er bald avanciren und nach dreißig bis vierzig Jahren ununterbrochenen Dienstes eine Pension erhalten werde. Der Vater seinerseits wollte von einer solchen Zukunft für seinen Sohn nichts wissen und weigerte sich, auch nur für einen Augenblick diesen Plan zu unterstützen. „Nein," sagte er, „mein Sohn soll ein freier Künstler, nicht ein Sklave werden!"

Im Alter von zwölf Jahren besuchte er dreimal wöchentlich eine Kunstschule; es würde aber zu weit führen, hier die beschwerliche Bahn seines Studiums zu beschreiben.

Im Jahre 1865 trat im Schicksale des jungen Kunstschülers eine neue Wendung ein; sein Vater erhielt aus Amerika den Auftrag, die sechs Evangelisten in Holz auszuschnitzen und zwar nach denen von Peter Vischer in Nürnberg. Da nun sein Vater nach Deutschland reisen mußte, bot sich dem jungen Herkomer die Gelegenheit, München zu besuchen.

„Sie können sicher sein," sagte der Professor, „daß ich dort meine Zeit ausnützte, um in jeder Branche der Kunst Fortschritte zu machen. Unterricht im Zeichnen erteilte mir der berühmte Professor Echta.

„Nach meiner Rückkehr nach England wurde ich auf die Süd-Kensingtoner Kunstschule geschickt und erhielt nach und nach Aufträge (anfangs durch den Einfluß von Fremden) für Illustrationen und Cartons für Londoner Zeitungen.

„Darauf folgten weitere Arbeiten, und zwar für ‚Fun', ‚The Illustrated London News' und andere Wochenschriften.

„Was für Schwierigkeiten ich anfangs hatte, meine Zeichnungen an den Mann zu bringen! Wie oft sagten mir nicht die Redakteure, meine Arbeit sei ungenügend ausgeführt, sei zu ‚deutsch', oder, daß ich keine Kenntnis von Anatomie hätte! Und wie oft bin ich, mit schwerem Herzen, ein Bündel mangenommener Illustrationen unter dem Arme, abgewiesen worden!"

Die Landschaftsmalerei scheint Herkomers Lieblingsstudium im Anfange seiner Laufbahn gewesen zu sein; auch für Kinder war er sehr eingenommen; dagegen zeigte er wenig Neigung, das Bauernleben oder den „Bauernmichel" zu schildern, obwohl er selbst auf dem Lande lebt. Hier ist eine seltsame Kritik über ein Bild, das Professor Herkomer um das Jahr 1868 gemalt hat. Das Gemälde stellte einen Krautgarten dar, in dem ein junges Mädchen im Begriffe ist, einen Kohl-

Digitized by Google

kopf abzuschneiden; das Bild wurde in der Dudley Galerie ausgestellt und wie folgt kritisirt:

„Ein häßliches Mädchen, das schlechten Kohl aussucht.“ Dieses Gemälde wurde an Herrn E. H. Jones verkauft, der es einige Jahre später bei Christies veraukioniren ließ, wo er fünfundzwanzig Pfund Sterling erzielte.

Professor Herkomer spricht mit großer Wärme von der entgegenkommenden Güte des Herrn W. L. Thomas, des Gründers des „Graphic“, eines der vielen wahren Freunde und Kritiker, die in dem gescheiten jungen Künstler den zukünftigen bewundernswerten Maler voraussahen und ihn in der Entwicklung seiner Kunst durch prompte Bezahlung seiner Arbeit und durch die Höflichkeit, mit der sie ihm begegneten und die er so reichlich verdiente, ermutigten.

Seinen ersten großen Erfolg errang er sich durch einen Holzschnitt, betitelt: „Zigeuner auf der Wimbledon Heide“, der von dem Graphic angenommen wurde und ihm eine Masse Aufträge brachte. Auch die erste Zeichnung von Herkomers berühmtem Gemälde, das seinen Ruf über die ganze Welt trug, nämlich die Chelsea Pensionäre in der Kirche, genannt „Die letzte Musterung“, wurde zuerst im Graphic veröffentlicht.

„Nach des Tages Mühen“ ist das nächste große Oelgemälde, das großes Aufsehen erregte. Dieses Gemälde hat eine sprechende Aehnlichkeit mit den Werken Walkers, den Herkomer seinen „geliebten Meister“ nennt, obgleich er nur in entferntem Maße sein Schüler war, da er ihn nie persönlich kannte. Dieses Gemälde wurde in der Royal Academy Ausstellung im Jahre 1873 an bester Stelle aufgehängt.

Nun die Morgenröte des Erfolges für ihn angebrochen war, gedachte Herkomer seiner Teuren zu Hause. Sie wegzuführen, tief in das Herz der bayerischen Berge, in ihren gefurchten Gesichtern den Glanz der Freude wieder zu erwecken, und das alles dank seiner mühsam erworbenen Ersparnisse, dies war jetzt sein Herzenswunsch. „Die bayerischen Hochlande“, rief der Professor aus, „waren wahrlich für mich ein Traum. Ich hatte jetzt genug Geld gespart, um uns zu ermöglichen, in Bequemlichkeit zu reisen. In Garmisch verweilten wir einige Zeit in einer Bauernhütte und verbrachten die Tage mit Herumschlendern und Malen (in Oel) im Walde, wo wir auch unsere Mahlzeiten in aller Muße verzehrten, bei den Kristallgewässern der Bäche.

„Mein nächster heißer Wunsch war, meine Eltern mit meinen Ersparnissen in einem wirklich comfortablen Heim unterzubringen. Ich nahm deshalb ein bescheidenes, kleines Haus in Bushey, im Jahre 1873, wo ich meine arbeitsfreie Zeit zuzubringen hoffte, denn ich hatte mir außerdem in Chelsea ein Atelier angeschafft, das ich zur Stunde noch benütze.

„Meiner Mutter ging es sehr zu Herzen, ihren Musikunterricht aufzugeben; aber ich war mir bewußt, die Aufgabe, sie ihrer Arbeit zu entwöhnen, war nur eine Frage der Zeit; und außerdem verlangte mich darnach, endlich einmal das Gefühl zu haben, daß sie von mir abhängig sei und ich mich ihr auf diese Art erkenntlich zeigen konnte, wenn auch nur in geringem Maße, für alle die schönen

Digitized by Google

Beispiele der Selbstaufopferung und Ausdauer, die sie mir in ihrer eigenen Person gegeben hatte. Als sie von ihren Schülern Abschied nahm, bewiesen diese durch ihren Kummer, wie sehr sie ihnen ans Herz gewachsen war. Alle ihre Rechnungsbücher übersah sie und zählte die Summe zusammen, die sie sich durch Stundengeben erworben. Diese Bücher sind mir das wertvollste Vermächtnis, das sie mir hinterlassen hat."

Zu derselben Zeit machte Professor Herkomer die Bekanntschaft seiner ersten Frau, einer Dame, die sehr kränklich war, infolge ihrer körperlichen Schmerzen düster und verdrießlich ward und die in vielen Hinsichten dem Künstler ein Hemmschuh wurde. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, die ihm beide sehr teuer sind, wurden ihm in dieser Ehe geboren; aber die kränkliche Gattin starb während der ersten fünf Jahre ihres Ehestandes, und Professor Herkomer heiratete darauf Fräulein Griffiths, die aber auch bald darauf ganz plötzlich einem Herzleiden erlag. Nochmals versuchte er sein Glück in der Ehe, indem er Fräulein Griffiths' Schwester heiratete, für welchen Zweck er seine Nationalität zu wechseln gezwungen war, da er ein naturalisirter Engländer gewesen war und nun ein deutscher Unterthan werden mußte.

Viel Trauriges hat dieser bewundernswerte Mann in seinem Leben durchgemacht, denn seine Kämpfe und Enttäuschungen wurden noch durch häusliche Widerwärtigkeiten vergrößert; über letztere aber wünscht der Professor zu schweigen. Die große Liebe und das Glück seines Lebens fanden ihren Mittelpunkt in seinen unübertrefflichen Eltern, denen er pflichtgetreu und ergeben war.

Als ich den Professor nach den Namen der berühmten Männer fragte, die ihm Sitzungen gegeben, erzählte mir Herkomer folgendes: „Richard Wagner war einer der ersten von diesen. Er war aber ein solch schlechter Sitzer, daß ich mich nach mehreren erfolglosen Sitzungen entschloß, sein Bildnis aus dem Gedächtnis herzustellen. Als ich das Gemälde beendigt hatte, war Wagner von der treuen Wiedergabe angenehm überrascht, und das Werk hängt jetzt in ‚Wahnfried', Frau Wagners Heim in Bayreuth. Auch Tennyson war ein schlechter Sitzer. Er empfing mich sehr freundlich in Faringford; aber ich fühlte trotzdem, daß die Idee des Sitzens für ein Gemälde ihm unbehaglich war, und meine Befürchtungen wurden noch durch seine oft wiederholte Bemerkung vermehrt, daß er das ‚Sitzen verabscheue'.

„Am Abend meiner Ankunft aber, nachdem alle Welt schlafen gegangen war, sah ich zu meinem Erstaunen Tennysons Kopf in mein Schlafzimmer hereinlugen. Er sagte nur die folgenden charakteristischen Worte: ‚Ich bin überzeugt, Sie sind ein ehrlicher Mann. Gute Nacht!' Hiernach bewilligte er mir die Sitzungen mit weniger Widerstreben, und das Gemälde war ein so großer Erfolg wie das vorhergehende."

In Bezug auf sein vorzügliches Gemälde „Die letzte Musterung", das entworfen und ausgeführt wurde, als der Künstler von schweren Sorgen und von Krankheit niedergedrückt war, teilte mir Professor Herkomer folgende interessante Einzelheiten mit: „Im Dezember 1874 setzte sich die Idee der Chelsea Invaliden

Digitized by Google

in der Kirche in meiner Einbildung fest. Viele meiner Freunde warnten mich, es sei fast unmöglich, die grellen roten Röcke zu einem künstlerischen harmonischen Ganzen zu vereinigen; aber in meiner Einbildungskraft hatte ich schon die Figuren individuell gruppirt, obgleich ich bis dahin weder Skizzen entworfen, noch die nötigen Messungen für die bauliche Perspektive ausgeführt hatte; außerdem war ich in der Technik der Perspektive verhältnismäßig unbewandert. Es war fürwahr ein schwer zu behandelnder Gegenstand, und ich mußte mir die Sache lange überlegen. Ich saß und sah nun den Hintergrund an, bis ich der Schattirungen gewiß war. Mein Auge täuschte mich nicht, und langsam, aber sicher fand jede Figur in der Komposition ihren rechten Platz. Ende Februar war das Gemälde bei weitem noch nicht vollendet, und meine Mühen erreichten ihren Höhepunkt. Meine Nerven waren so überarbeitet, daß ich unter dem Drucke der raschen Arbeit fast zusammenbrach, denn zur Zeit, von der ich spreche, hatte ich nur noch vier Wochen übrig, das Bild zu beendigen. Nun wünschte ich Arbeit mit körperlicher Bewegung zu verbinden und erfuhr, ein Amerikaner habe eine wunderbare Maschine erfunden, deren Zweck es war, die Spannung eines überarbeiteten Gehirns zu mildern; er nannte seine Erfindung den ‚Gesundheitshebel'. Ich schaffte mir einen solchen an und stellte ihn in meinem Atelier auf. Der Gesundheitshebel war ein seltsam aussehender Apparat; er nahm nicht mehr als zwei Fuß Flächenraum ein, war mit eigenartigen Hebeln ausgestattet und endlich mit zwei vorstehenden Stielen versehen. Der Apparat ist so eingerichtet, daß man sofort das Gewicht, das man zieht, von einigen Pfunden bis zu 1200 Pfunden berechnen kann. Man zieht sich auf, das eigene Gewicht aber bleibt zurück; und jeder Versuch scheint jedwelche Muskel im Körper in Bewegung zu setzen. Ich verfolgte diese neue Methode, Körperbewegung zu erlangen, durch, bis nach und nach meine Gesundheit und Körperstärke wiederhergestellt waren; und ich war im stande, das Gemälde noch zur rechten Zeit zu vollenden. Was seinen Erfolg betrifft, so wünsche ich nur zu erwähnen, daß mein unerwarteter Triumph mich nicht halb so viel berührte als zwei herzliche Beglückwünschungsschreiben, die ich von Sir Frederick Leighton (damals war er einfach Herr Leighton) und Herrn George Richmond empfing, nachdem ich mein Bild der Royal Academy zugeschickt hatte."

Dieses Gemälde, das Herkomer sofort zum berühmten Manne machte, förderte einen neuen Zweig der Kunst bei ihm ans Tageslicht; sein kolossales Vermögen, Farben, die sonst das Auge peinlich berühren, im Gleichgewicht zu halten, sie zu vermischen und zu dämpfen, ist eine Gabe, die nur einem Manne mit hochpoetischem Sinne zu eigen sein kann.

Die vielseitigen Gaben dieses dichterischen Künstlers beweisen, daß er in fast jeder Branche der plastischen und anderen Künste zu Hause ist, und daß es der Ehrgeiz und das Ziel seines Mannesalters war, nicht nur eine Sache, sondern viele im vervollkommnetsten Maße auszuführen.

In seinem schönen Hause in Bushey sind tausende konkrete Resultate seines emsigen Schaffens zu schauen. Hier ein prächtiges Werk der Holzschnitzerei, dort

Digitized by Google

eine Landschaft von einnehmender Schönheit und Stimmung, hier eine berühmte Radirung, da ein Kunstwerk in Eisen, komplizirt und mit Eichenholz abwechselnd, Tonstücke, von ihm selbst gedichtet und in Musik gesetzt; seltene Ornamente aus geschlagenem Silber; vollständige Bestecke von Messern und Gabeln — ein solches Besteck stellt er jetzt, nebenbei gesagt, zum alltäglichen Gebrauch in „Lululand“ her; — gotische und antike Möbel, entworfen, ausgeschnitzt und ausgeführt von Herkomer; kurzum, die Vielseitigkeit dieses begabten Künstlers ist ebenso unbegrenzt wie seine Güte und Freigebigkeit. Mehrere seiner Schüler, die erfolgreich unter ihm studirt, haben in der Nähe seines Besitzes ihre Ateliers erbaut. Wahrhaftig, ein gutes Zeugnis für die Liebe und Verehrung, die sie für den Meister fühlen.

Seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, deren Leiden und Entbehrungen ihm zu Gehör kommen, ist musterhaft; wie ich erfahre, hat er eine besondere, hochbezahlte Krankenpflegerin angestellt, welche die Kranken und Unpäßlichen im Dorfe zu pflegen hat.

Von Bushey redend, fiel mir ein, daß eine der wichtigsten Episoden in Herkomers Laufbahn die Gründung der Kunstschule war, deren vielgeliebter Autokrat er ist. Sein Bericht über die Gründung derselben ist interessant. Aus dem Vorschlage, einem Schüler, der in der Nähe von Bushey lebte, Unterricht in der Malerei zu geben, entsprang die Idee, die zuerst von einem Herrn Gibb angeregt wurde, daß ein besonderes Atelier für Kunstschüler in Bushey erbaut werde und der Professor den Unterricht und die Leitung persönlich übernehme.

Dieser Vorschlag wurde von Herkomer erwogen und unter der Bedingung angenommen, daß es ihm freistehe, zu handeln, wie er wolle, ohne irgend welche Einschränkung.

Diese Bedingung wurde mit Dank genehmigt, und die Folge war, daß der Künstler nicht nur einen großen Teil seiner wertvollen Zeit dem Unterrichte der Anfänger opferte, sondern dies auch unentgeltlich that.

„Während meiner Abwesenheit in Amerika,“ sagte der Professor, „wurde das Gebäude errichtet, und es war fertig, als ich zurückkehrte. Unser erstes Semester begann im Jahre 1883. Ich ließ einen Stundenplan aufstellen, der für die Studenten gedruckt und von ihnen ernstlich innegehalten wurde. Mein Unterrichtssystem beruhte und beruht noch auf der Grundlage meiner Erfahrungen als Student. Da ich in meinem kleinen Reiche Herrscher war, konnte ich die Regeln jeden Augenblick abändern, falls ich fand, daß sie sich nicht mit meinen Absichten vereinbarten. Zuerst entschied ich mich, Schüler nur für eine nemmonatliche Session anzunehmen; aber dies änderte ich bald, da diese Regel viele Studenten ganz und gar von dem Besuche der Schule abhielt. Alle Kunstschulen der Jetztzeit haben, meiner Meinung nach, Ueberlieferungen, die dem Kunststudium im Wege stehen. Sie haben Komites und Ausschüsse, die Experimente verhindern und die Studenten mit thörichten Konkurrenzarbeiten belasten, die die Wirksamkeit des Unterrichts beweisen sollen. Ich brauchte nur an meine eigenen

Digitized by Google

Studentenjahre zu denken, um zu wissen, welche Art von Unterricht für meine Schüler am besten sei. Auf diese Erfahrung habe ich mein System des Unterrichts in der Herkomer-Schule begründet.

„Der moralische Ton, der in der Kunstkolonie in Bushey herrscht, ist ausgezeichnet; die Schüler sind äußerst gewissenhaft, fleißig und ausdauernd. Ich baute die ersten fünf Ateliers für die begabteren Schüler, die aus der Schule hervorgingen, und nun haben mehrere von ihnen und von meinen Anhängern ihre eigenen Ateliers erbaut."

„Wie viele Schüler haben Sie in der Kunstschule, Professor?" — „Bedeutend über ein Hundert." — „Und sind Sie mit deren Fortschritten zufrieden?"

„Ganz und gar! Natürlich sind einige von ihnen schwerer zu unterrichten als die übrigen; aber im ganzen genommen sind sie alle fleißige Schüler, die ihre Sache ernst nehmen. Meiner Meinung nach ist die Gründung der Schule und ihr erfolgreiches Bestehen eines meiner besten und nützlichsten Unternehmen."

„Erzählen Sie mir etwas über den ‚Mutterturm', den Sie zum Andenken an Ihre Mutter bauten, Professor."

„Davon zu reden, erweckt in mir eine meiner traurigsten Erinnerungen — den Tod meiner Mutter. Im Juli 1879 besuchte ich meine Eltern in Landsberg, wohin sie zurückgekehrt waren, und bemerkte eine große Veränderung im Gesichte der teuren Frau. Auch unser Abschied von einander, nach meinem kurzen, aber sehr glücklichen Aufenthalt bei ihr, war ein ominös trauriger. Ich glaube, ihr mütterlicher Instinkt ließ sie vorausahnen, daß wir uns in dieser Welt nicht wieder treffen würden. Sie starb ganz plötzlich am Weihnachtsabende jenes Jahres und ließ zwei Männer mit gebrochenen Herzen zurück. Unsere Sorgen und Mühseligkeiten hatten ihr, der besten und edelsten der Frauen, ihre Spuren aufgedrückt, und sie war nicht kräftig genug, sie zu überwinden. Ich kaufte das Haus, in dem sie starb, mitsamt dem kleinen Stückchen Land und baute dort einen romantisch aussehenden Turm, über hundert Fuß hoch, den ich den ‚Mutterturm' nannte. Ihr Bildnis ist auf geschnitztem Täfelwerk im Hauptzimmer zu sehen. Mag dieser Turm allen, die ihn schauen, die Liebe und Verehrung, die ich für meine Mutter hegte, bezeugen" . . .

Ein anderer wichtiger Zweig seiner immer wechselnden, mannigfaltigen Arbeiten ist die Mezzo-tinto-Radirung, über die er in Oxford mehrere sehr interessante Vorträge gehalten hat.

„Keine andere Form des Kunstausdruckes," bemerkte Professor Herkomer, „verursacht dem Künstler solch intensives Vergnügen, solch angenehme Aufregung in der Ausführung als das Radiren. Der Radirer ist sozusagen verzaubert, während er arbeitet, denn er ist sich nur teilweise des wirklichen Charakters seiner Arbeit bewußt, und seine Hand, beeinflußt durch eine unerklärbare Rückwirkung des Gehirns, die einem Zauber ähnlich ist, bringt etwas hervor, das er in seiner alltäglichen Gemütsstimmung oder in kalter Berechnung nicht hätte schaffen können. Daher kommt es, daß das Radiren immer ungewiß sein muß,

Digitized by Google

da diese Kunst nicht Bedingungen unterworfen ist, die absehbar oder völlig zu kontrolliren sind.

„In allen Künsten ist nur der hoffnungslose Manierist seiner Ergebnisse sicher. Dieser Mann, der nicht nach neuen Gedanken sucht, der sich auch nicht einen Zoll über den ihm bekannten Bereich hinauswagt, dieser Mann, sage ich, darf nicht unser Führer werden; dagegen müssen wir uns den zum Vorbilde nehmen, dessen Mission es ist, die Natur in allen ihren Phasen auszulegen, und dem nichts ferner liegt, als nur einen Handelsartikel aus der Natur zu machen. Dieser Erforscher der Natur, dieser Deuter der Natur, dessen weitschweifende Seele darnach hungert, seinen Eindrücken von den ihn umgebenden Schönheiten dauernde Gestalt zu verleihen, wird alle seine Ausdrucksmethoden ungewiß und die meisten seiner Resultate eitel Trug finden. Trotzdem muß er seiner inneren Unruhe getreu bleiben und wieder und wieder versuchen, sich auszudrücken. Der gewerbliche Künstler will nicht einen Mißerfolg riskiren; der wahre Künstler dagegen setzt sich ihm aus, da er nichts mehr befürchtet, als einförmig zu werden.

„Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich anfangs, als ich mich auf diese mir neue Kunst verlegte, das Radiren zwanzigmal aufgab und es zwanzigmal mit immer zunehmendem Eifer wieder aufnahm.

„Ich brannte mit den Säuren Löcher in meine Kleider und meine Haut; ich ruinirte die Teppiche und entzündete meine Kehle, indem ich mich zu lange über die Flamme beugte; ich habe die halbe Nacht durch aufgesessen mit einer Platte, die mir nicht gelingen wollte und endlich von mir aufgegeben werden mußte. Ich habe die Platten mit mir ins Schlafzimmer genommen und daran gearbeitet, während ich mich entkleidete; ich bin zu Bett gegangen und träumte entsetzliche Träume, deren Mittelpunkt die unbeendigten Platten waren. Ich vernachlässigte alle meine Pflichten während der Hochflut meiner Radirlaufbahn; ich machte meine Familie unglücklich und krank mit den Gestänken, mit denen ich das Haus durchräucherte. Allein ich bin dem Radiren mit meiner ganzen Seele ergeben und bin gewiß, daß dem guten Radirer eine frohe Zukunft winkt . . ."

Der Theorie Herkomers zufolge — und wir können uns auf sie verlassen — ist Erfolg denen, die sich der Radirung widmen wollen, nur dann sicher, wenn sie sich dieser Kunst mit Leib und Seele ergeben. Radiren kann nicht in flüchtiger Art und Weise ausgeübt, noch kann es durch einfache Routine gelernt werden.

Der fortwährende Wechsel der Arbeit, das Tauchen aus dem einen Zweig der Kunst in den andern, die ein unersättliches Verlangen nach neuem intellektuellem Reize bekunden, beweisen, daß das künstlerische Temperament durch ein Uebermaß von Nervenenergie fast fieberisch geworden war.

Der Professor hat mir selbst gesagt, seine einzige Erholung bestände in einem fortwährenden Wechsel seiner Beschäftigung. So kommt es, daß Herkomer seinen Ueberfluß an künstlerischer Befähigung auch anderwärts verwertet hat;

Digitized by Google

er ließ seine Finger über das Piano gleiten und gab seinen musikalischen Gedanken auf dem Papiere mit dem ihm eigenen Gefühl Ausdruck. Seine Tondichtungen zeigen ein entwickeltes Vermögen in der Behandlung der Harmonie; des Mannes sanfte und doch starke Natur ist in seinen wohlklingenden Melodien bemerkbar.

In seinem neuen Heim Lululand hat er seiner Phantasie vollen Spielraum gelassen, und dort zeigt sich denn auch in vollem Maße seine künstlerische Natur in ihrer großen Originalität und seine wahre Liebe zum Schönen in der Kunst. Nirgend wo habe ich jemals eine solche ausgezeichnete Gruppirung des elektrischen Lichtes gesehen als wie zum Beispiel in seinem Empfangszimmer, einem prachtvollen Gemach, ausgestattet mit sorgfältig ausgearbeiteten Figuren und Verzierungen, wo es in der Gestalt von großen Diademen aus seltenen Juwelen angebracht ist; noch habe ich jemals solch eigenartige kupferne Hahnen wie hier geschaut, mit denen das Licht ausgedreht wird. Keine zwei Zimmer gleichen sich in Dekoration oder in Höhe; wenn auch die Konstruktionsprinzipien dieselben sind, so sind doch die Einzelheiten der Ausführung verschieden. Die seltene Schnitzerei ist aus amerikanischem Rotholz, das für Herkomers Zwecke besonders aus Amerika herübergebracht wurde. Die getäfelte Decke besteht aus Balken aus Eichenholz, mit bemaltem Tafelwerk in den Zwischenräumen; jeder Balken ist eigens aus dem soliden Holze geschnitzt worden. Das alte gotische Möbel ist ein Beispiel von der absoluten Vollkommenheit, die in der Holzschnitzerei erreicht werden kann; ein großer Teil dieser wichtigen Arbeit wurde von dem alten Lorenz Herkomer ausgeführt, der lange Zeit in Bushey lebte und sich während seiner letzten Jahre mit dem Entwerfen und dem Ausführen von Kunstmöbeln für seines Sohnes neues Haus beschäftigte. Und hier darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß alle die herrlichen Teppiche und Vorhänge aus Plüsch und Seide, die, wenn man ihnen gerecht werden wollte, ein besonderes Kapitel beanspruchten, von Professor Herkomers Onkel, einem berühmten Weber in Amerika, entworfen und gewoben worden sind.

Das wichtigste Zimmer im Hause ist, meiner Meinung nach, das Atelier. Dort sah ich alle Arten von geschickten Vorrichtungen für das Arrangement von Licht und Schatten; ein besonderes, getrenntes Glashaus wird dafür benützt, die Einwirkung des Tageslichts auf die Modelle zu beobachten; und das Zimmer ist mit allem möglichen Comfort und mit Vorkehrungen für das in die Höhe ziehen oder Herablassen von Bildern jeder Größe versehen.

Der Professor empfängt seine Schüler einmal in der Woche in seinem Atelier, um ihnen die Fortschritte seiner eigenen Arbeiten zu zeigen. Er hält dies für sehr unterrichtend für sie.

Lululand wird in Wirklichkeit noch nicht vom Professor und seiner Familie bewohnt, sie wohnen vielmehr in einem viel kleineren Hause, genannt „Tyreham“; doch schreitet das neue Heim, an dem seit elf Jahren gearbeitet wird, vorwärts. Dieser lange Zeitraum wird dem Leser eine Idee von der Wichtigkeit des Unternehmens des Professors geben.

Digitized by Google

Die umliegenden Gründe sind malerisch wild und geben ein reizendes Toutensemble der ungezügelten Natur in ihrer romantischen Einfachheit.

Eine alte gewölbte Brücke, die über einen kleinen See im Hintergrunde der Gärten führte, fiel mir auf. Sie ist vom Professor erbaut worden und erhöht den Eindruck der Wildheit.

„Als ich zuerst nach Bushey kam," sagte Professor Herkomer, während wir langsam dahin schritten, „schwur ich, ich wolle mir auf dieser Stelle ein Haus bauen und darin leben. Das war vor etwa fünfundzwanzig Jahren! Sie sehen, meine Hoffnungen haben sich erfüllt, und mein Streben nach dem Ideal wird bald sein Ziel erreichen."

Ich nickte Beifall, und während meine Augen auf so vielem ruhten, das reizend pittoresk war, dachte ich, wie gering sich doch die Vielseitigkeit anderer Männer im Vergleiche mit der Herkomers ausnehme. Alles hier liefert Material für das Sagenhafte; jegliche Ausschmückung hat ihre eigene Individualität, die aber wiederum dem großen Ganzen untergeordnet ist. Der stattliche Bau von Lululand, die gemeißelten Pedimente, sind von edler, ruhiger Würde umflossen. Der Bau ist trotz seines strengen und doch anmutenden Stiles nach einem so vorzüglichen, tiefdurchdachten Plane ausgeführt, daß es unmöglich ist, Fehler oder Unvollkommenheiten zu entdecken; überall herrscht große Schönheit, die im rechten Maße gehalten worden.

Da mir aber der Professor sagte, er beabsichtige selbst ein illustrirtes Werk über sein mühsames Unternehmen zu veröffentlichen, überlasse ich die weitere Aufzählung der Schönheiten von Lululand seinen befähigteren Händen.

Der Slade-Professorstuhl der Kunst an der Universität Oxford wurde Herkomer im Sommer 1885 angeboten; und später wurde er zum Ehrendoktor und Ehrenmitglied des All Souls College zu Oxford ernannt. Die von ihm darauf abgehaltenen Vorträge, die hier schon erwähnt wurden, betrafen Gegenstände, die ihm teuer geworden, und er behandelte sie daher ganz rückhaltslos.

Es ist mir hier unmöglich, jeden der großen Erfolge der Werke des Malers einzeln zu nennen; sie sind dem Publikum größtenteils gut bekannt. Das erste Porträt, das Herkomer malte, war das der schönen Miß Grant, der „Dame in Weiß".

Dies Gemälde, das sich durch die erstaunliche Aehnlichkeit auszeichnete, verhalf ihm sofort zu einer ersten Stelle unter den Porträtmalern der Jetztzeit. Ein anderes Gemälde „In der Kapelle des Charterhouse" wurde viel bewundert und im Jahre 1889 von dem Vorstande der königlichen Akademie für das Chantry-Vermächtnis angekauft.

Im Juni 1879 wurde Herkomer zum Associate der königlichen Akademie erwählt und siegte mit einer Stimme Mehrheit über Miß Thompson, jetzige Lady Butler.

In Frankreich erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, und er ist außerdem mit Orden von allen Teilen der Welt ausgezeichnet worden.

Wenn seine Arbeitsjahre vorüber sein werden und der Künstler und

Digitized by Google

Patriarch von Bushey das Ergebnis seines Lebens in seinem neuen Heim genießen kann, wird er auf die Vista der von ihm durchgemachten Mühseligkeiten, Aergernisse und Krankheiten in Frieden zurückschauen, das Antlitz seines Vaters, seiner Mutter in den Wolken sehen, die seine Erinnerungen überschatten und dessen eingedenk, daß diese zu ihren Lebzeiten wacker mit ihm alle Sorgen teilten, von dem Gefühle beseelt sein, daß seine verklärten Eltern von seinem schwer erworbenen Glücke Kenntnis haben.

Andererseits hegen seine Begleiter im irdischen Leben — seine Frau und seine jungen Kinder, seine Freunde, Bewunderer und Schüler — die Hoffnung, daß die Zukunft ihm Ruhe und Frieden bringen möge und es dem großen Manne in seiner Laufbahn noch vorbehalten sei, die Früchte seines Ruhmes, seiner Beliebtheit, die er seiner standhaften Ausdauer verdankt, zu vermehren.

Herkomer ist, um die berühmten Worte des größten englischen Dichters zu gebrauchen:

„a man, take him for all in all,
We shall not look upon his like again."

Glossen zur Aesthetik des Häßlichen.

Von

Rudolf von Gottschall.

Es gibt Werke von einer geistigen Tragweite, der die gleichzeitig Lebenden nicht ganz gerecht zu werden vermögen; erst eine weitere Entwicklung der Kultur oder Literatur gibt ihnen nachträglich eine erhöhte Bedeutung. Leider sind sie dann meistens schon unter der Ueberflutung der unverwüstlichen Bücherproduktion begraben — und es ist ein besonderer Glücksfall, wenn sie wieder ans Licht hervorgezogen werden. Zu diesen Werken gehört die nicht sehr umfangreiche „Aesthetik des Häßlichen" von Karl Rosenkranz; denn als sie im Jahre 1853 erschien, da stand der Kultus des Häßlichen noch nicht in Blüte wie heutzutage, und am wenigsten hatte er begeisterte Apostel gefunden, die ihm eine prinzipielle Verherrlichung widmeten. Rosenkranz, einer der beleseusten deutschen Philosophen und Gelehrten überhaupt, hat zwar für seine Beispiele die große von ihm beherrschte Weltliteratur benützt; aber gerade die außerordentliche Bereicherung, welche die Modernsten seinem Beispielschatze zuwendeten, kam zu spät für ihn und sein Werk, das weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode eine neue Auflage erlebt hat. Wie man auch heutzutage über die Hegelsche Schule denken mag, die einst die ganze deutsche Bildung beherrschte — gerade auf dem Gebiete der Aesthetik hat sie große Gesichtspunkte aufgestellt und ist

Digitized by Google

auch den einzelnen Künsten, ihrem Wesen, ihren Anforderungen mehr gerecht geworden als manche vornehmer darüber hinweggleitende Systeme des Schönen; ihre Jünger aber, Hotho, Rosenkranz, Vischer, Ruge, Schasler, bis auf Eduard von Hartmann, bei dem Hegel noch immer mehr nachwirkt als Schelling und Schopenhauer, haben aus den Hegelschen Bausteinen teils große architektonische Werke errichtet, teils Seitenkapellen für einzelne Begriffsmomente des Schönen und für einzelne Künste.

Karl Rosenkranz, der lange Jahrzehnte auf dem Lehrstuhle Kants in Königsberg saß, war von diesen allen der beweglichste und vielseitigste; seinem anregenden Vortrag folgte die Jugend mit voller Hingebung. Soviel Kantianer und Herbartianer in der Provinz Ostpreußen sich auch gegen die Hegelsche Philosophie sträuben mochten — Karl Rosenkranz wurde von ihnen nicht in den Sündenfall des Systems verwickelt; allgemein erkannte man an, daß er ein Zentrum der Bildung für die ganze Provinz, eine Lichtquelle von seltener Leuchtkraft geworden sei, und man ihm seinen Hegelianismus wegen seiner Bewunderung für die anderen Philosophen, seiner verständnisvollen Erläuterung ihrer Systeme verzeihen müsse. Hiezu kam seine persönliche Liebenswürdigkeit; frei von philosophischem Hochmut war er nicht nur immer zugänglich für jedermann, sondern auch von großer Empfänglichkeit für alles, was sich in der Welt zutrug, was in der Literatur auftauchte, ja, wie seine Königsberger Skizzen beweisen, selbst für das alltägliche Leben und seine Genrebilder.

Wenn wir hier auf seine „Aesthetik des Häßlichen" zurückkommen wollen, so geschieht es deshalb, weil einzelne Begriffsbestimmungen derselben für moderne Literatur- und Kunstbestrebungen eine maßgebende Bedeutung haben und wohl verdienen, dem jüngeren Geschlecht ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden; dann aber, weil sie hier und dort eine interpretatio extensiva verlangen mit Bezug auf weitergehende Tendenzen der jüngsten Zeit, vor allem aber, weil sich die Beweiskraft ihrer Lehren durch sehr schlagende Beispiele aus den Werken der modernen Autoren, die wir anführen wollen, erhärten läßt; ebenso wie umgekehrt diese Werke durch die Grundlehren und Ausführungen jener Aesthetik in eine kritische Beleuchtung gerückt werden, welche ein intensiveres Licht gewährt als zusammenhangloseÄußerungen der Tageskritik. Es ist natürlich, daß es sich hier nur um einzelne Glossen zu seiner Aesthetik handeln kann, denn eine erschöpfende Durchführung würde nichts weniger bedeuten als ein neues Werk oder mindestens eine verbesserte Auflage des früheren.

*

In der Einleitung sagt Rosenkranz, eine Aesthetik des Häßlichen könne manchem ähnlich klingen wie ein hölzernes Eisen, weil das Häßliche das Gegenteil des Schönen sei; allein das Häßliche sei vom Begriff des Schönen untrennbar; denn das habe in seiner Entwicklung dasselbe beständig als diejenige Verirrung an sich, in die es mit einem oft geringen Zuviel oder Zuwenig verfallen könne. Die Aesthetik des Häßlichen soll seinen Ursprung, seine Möglichkeiten, seine

Digitized by Google

Arten schildern und kann daher auch dem Künstler nützlich werden. Bildender natürlich wird es für diesen immer sein, die makellose Schönheit darzustellen als dem Häßlichen seine Kraft zuzuwenden. Auf eine Göttergestalt zu sinnen, ist unendlich erhebender und genußreicher, als eine teuflische Fratze zu bilden. Allein der Künstler kann das Häßliche nicht immer vermeiden. Oft sogar bedarf er seiner als eines Durchgangspunktes in der Erscheinung der Idee und als einer Folie. Der Künstler vollends, der das Komische produzirt, kann dem Häßlichen gar nicht ausweichen.

Nach einigen geistvollen Bemerkungen über das Naturhäßliche, das Geisthäßliche, das Kunsthäßliche spricht der Philosoph von dem Wohlgefallen am Häßlichen, welches auf krankhafte Weise hervorgerufen wird, wenn ein Zeitalter physisch und moralisch verderbt ist, für die Erfassung des wahrhaften, aber einfachen Schönen der Kraft entbehrt und auch in der Kunst das Pikante der frivolen Korruption genießen will. „Ein solches Zeitalter liebt die gemischten Empfindungen, die einen Widerspruch zum Inhalt haben. Um die abgestumpften Nerven aufzukitzeln wird das Unerhörteste, Desperateste und Widrigste zusammengebracht. Die Zerrissenheit der Geister weidet sich an dem Häßlichen, weil es für sie gleichsam das Ideal ihrer Zustände wird. Tierhetzen, Gladiatorspiele, lüsterne Symplegmen, Karikaturen, sinnlich verweichlichende Melodien, kolossale Instrumentirung, in der Literatur eine Poesie von Kot und Blut (de bone et de sang wie Marmier sagte) sind solchen Perioden eigen."

Wir halten unsere Gegenwart nicht für frivoler, als eben vor hundert Jahren die Epoche fin de siècle war; gleichwohl hat sich das Wohlgefallen am Häßlichen seit den vierzig Jahren, daß Rosenkranz diese Zeilen niederschrieb, wesentlich gesteigert, und zwar haben wir jetzt ganze literarische Richtungen, die ihm huldigen und ein großes kritisches Trompetercorps, das schmetternde Weisen ertönen läßt, wo es ihm nur begegnet.

Damit hängt zusammen, daß auch ein nicht unbeträchtlicher Teil des Publikums sich zu dieser Literatur des Häßlichen hingezogen fühlt; aber es wäre ungerecht, unserer ganzen Epoche dies nachzusagen; da gibt es noch bedeutsame Gegengewichte, große und anerkannte Talente, die andere Bahnen wandeln und daneben in den verbreitetsten Blättern und Büchern eine große Masse von Produktionen, die nicht nur dem Häßlichen aus dem Wege gehen, sondern auf der Flucht vor ästhetischen und sittlichen Dissonanzen in das andere Extrem verfallen und den eintönigen Singsang der Familienmoral bis zum Ueberdruß herunterleiern.

Bei seinen Betrachtungen über das Geisthäßliche in der Einleitung spricht Rosenkranz auch von der Krankheit, auf die er später bei der Besprechung des Ekelhaften noch einmal zurückkommt. Die Krankheit an sich sei nicht notwendig niedrig oder ekelhaft; das werde sie erst dann, wenn sie den Organismus in der Form der Verwesung zerstöre, und wenn wohl gar das Laster die Ursache der Krankheit ist; die ekelhafte Krankheit ist nur unter der Bedingung darstellbar, daß ein Gegengewicht ethischer oder religiöser Ideen mitgesetzt wird. Rosenkranz

Digitized by Google

verweist auf das Buch Hiob und den „armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue. Auch dürfe die Kunst Krankheiten darstellen, die als eine elementarische Macht Tausende dahinraffen. Wir möchten hier nur auf das schöne Gedicht von Hermann Lingg: „Der schwarze Tod“ verweisen. Häßlich sind Krankheiten, welche die Gestalt abnorm verändern; dagegen lassen andere wie die Hektik und manche Fieberzustände den Organismus ätherischer erscheinen. „Der ganze Körper in seiner durchsichtigen Morbidezza bedeutet schon nichts mehr für sich und ist durch und durch nur noch Ausdruck des von ihm bereits auswandernden naturunabhängigen Geistes. Wer hätte nicht schon eine Jungfrau oder einen Jüngling auf dem Sterbebette gesehen, die als Opfer der Schwindsucht einen wahrhaft verklärten Anblick darboten?“

Der Philosoph spricht hier von dem Krankheitsbild; aber es können in der andern Wagschale ethische Gewichte liegen, welche diesen Eindruck trüben. Rosenkranz sagt selbst, die Krankheit sei nicht darstellbar, wenn das Laster ihre Ursache sei; er meint damit offenbar nur die ekelhaften Krankheiten; doch warum soll nicht auch die verklärende Schwindsucht durch ein lasterhaftes Leben hervorgerufen worden sein? Liederlichkeit und Schwindsucht im Bunde können nur ein häßliches Bild gewähren. Das ist der Grund, warum die Kameliendame des jungen Alexandre Dumas, trotz aller rührenden Scenen und großer, durch die vorzügliche dramatische Technik verstärkter Wirkung uns einen abstoßenden Eindruck macht. Das Sterben auf der Bühne erregt überhaupt gerechte Bedenken, wenn es mit pathologischer Kleinmalerei ausgeführt wird; auf dem Bilde des Malers ist es ein Moment; auf der Bühne nimmt es sich in einer Reihe von Momenten aus einander. Es fehlt der Gesamteindruck; wir befinden uns im Spital und nehmen den Standpunkt des beobachtenden Arztes ein.

Einen vollständigen Krankheitsroman hat Zola geschrieben: „La joie de vivre“: das ist ein Roman der Klinik, und wie ich einmal an anderer Stelle sagte, das Vomitiv, das er seiner Muse eingibt, droht ein Lebenselixir der neuesten deutschen Dichtung zu werden. Zu den Insassen dieses am Meere gelegenen Spitals gehört Herr Chanteau, der in den Schmerzen der Gicht den ganzen Roman hindurch heult und brüllt, und seine Frau, welche an der Wassersucht leidet und deren dicke Beine uns oft genug aufgedeckt werden. Da haben wir ja die von Rosenkranz verurteilte Häßlichkeit der Krankheit, welche die Gestalt abnorm verändert. Dann leidet die eine junge Heldin des Romans an der Bräune, und wir machen die ganzen Erstickungsbeschwerden mit, sowie uns auch keines der hilfreichen Rezepte erspart wird. An einer andern Stelle sagt Rosenkranz: das Gewöhnliche, Alltägliche wird durch seinen Mangel an Unterscheidung nichtssagend, langweilig, gemein und geht damit in die Häßlichkeit über. Zu diesem Gewöhnlichen gehört offenbar auch die Krankenpflege, und Rosenkranz hätte dem häßlichen Krankheitsbild als solchem das Epos der Klinik beizählen sollen, in welchem uns ein Kapitel aus der Pathologie wohl mit wissenschaftlicher Exaktheit, aber ohne jede ästhetische Bedeutung vorgeführt wird.

Digitized by Google

Die Geburt, sagt Rosenkranz, hat als ein notwendiger Naturakt nicht dies Abstoßende, selbst wenn sie nicht, wie in Hans Sachs „Narrenschneiden“ und in Prutz' „Politischer Wochenstube“ komisch gewendet wird; aber der physiologische Ernst, mit welchem Zola diesen Akt behandelt, und die Vorliebe, womit er bei seinen schmutzigen Begleiterscheinungen verweilt, gehören durchaus in das Kapitel der Aesthetik des Häßlichen. In „La joie de vivre“ wohnen wir der schwierigen Entbindung einer jungen Frau bei; es handelt sich um eine Achselgeburt; die ganze geburtshilfliche Prozedur wird uns auf das genaueste geschildert, und wir zweifeln nicht, daß diese Stelle in einer Hebammenklinik Verständnis und Anerkennung finden wird; doch was haben die neun Musen damit zu thun? Und zum Ueberfluß wird auch das Ekelhafte am Schluß der grausamen Hilfsversuche nicht verschwiegen; da fehlt nicht eine kleine schmutzfarbige Arabeske. Es macht dem Dichter offenbar Freude, uns die Natur in ihrer ganzen hilflosen Nacktheit zu zeigen; les cuisses und andere Körperteile können nicht oft genug erwähnt werden.

Noch schlimmer steht's damit in „Pot-Bouille“, wo uns die Selbstentbindung eines Mädchens, Adele, mit einer physiologischen Genauigkeit geschildert wird, die nur durch den Charakter dieser etwas stumpfsinnigen Person einigermaßen einen Schimmer von Romanfärbung erhält und nicht ganz wie ein Abschnitt aus einem gynäkologischen Lehrbuch erscheint. Im übrigen ist die Schilderung von brutaler Naturwahrheit und die ganze schmutzige Studie für die Haupthandlung höchst überflüssig und nicht einmal von episodischer Bedeutung.

Rosenkranz spricht hier stets von der äußeren Erscheinung der Krankheit, doch in der neueren Literatur spielt dieselbe auch eine Rolle, bei welcher eine innere Häßlichkeit zu Tage tritt. Zwar die bedauerliche Thatsache, daß sich Krankheiten vererben, ist ja längst anerkannt; erst neuerdings aber ist es Mode geworden, daraus poetisches Kapital zu schlagen. In Ibsens „Nora“ sagt Doktor Rank: „Ich bin der miserabelste aller meiner Patienten. In diesen Tagen hab' ich eine Generaluntersuchung meines innern Status vorgenommen. Bankerott: eh' vier Wochen vergehen, lieg' ich vielleicht für die Würmer auf dem Kirchhof;“ und als Nora meint: „Pfui, wie häßlich Sie reden,“ sagt Rank: „Die Sache ist auch verflucht häßlich; aber das Schlimmste ist, daß so viel andere Häßlichkeit vorausgehen muß.“ Und weiterhin sagt er: „Mein armes, unschuldiges Rückgrat muß für meines Vaters lustige Lieutenantssünden büßen. Das ist traurig, aber es ist auch häßlich; das Leben als ein großer Verwesungsprozeß, dem ein Willenloser zum Opfer fällt.“ Immerhin ist Rank eine episodische Figur; aber in Ibsens „Gespenstern“ ist es der Held selbst, Oswald, der von seinem Vater eine zerrüttete Existenz geerbt hat: Müdigkeit in allen Gliedern, Gehirnerweichung. Und dieser gelähmte Held schwankt gleichsam drei Akte hindurch über die Bühne, der innerlichen Auflösung entgegen. Eine angeerbte Krankheit als das Fatum des Menschen und dieser selbst sich nur als Opfer fühlend, ohne etwas innerlich Befreiendes und Erlösendes — das mag wohl lebenswahr sein, aber es ist häßlich wie jeder blinde Naturzwang, der das Lebendige verwüstet.

Digitized by Google

Im Fortgang seiner Untersuchungen kommt Rosenkranz auf die Formlosigkeit zu sprechen, die er als Amorphie, Assymmetrie und Disharmonie unterscheidet; er berührt hier auch gelegentlich einige Punkte, welche für die Literatur der Gegenwart von Wichtigkeit sind. Es ist bekannt, wie die neuen Dramaturgen nicht nur die Regeln des Aristoteles, sondern überhaupt die Bestimmungen, in denen man bisher das Wesen dramatischer Dichtung suchte, über den Haufen warfen. Das Drama soll nur ein Charaktergemälde, die Fabel Nebensache sein. Dadurch werden die Grenzen von Drama und Roman verrückt; es tritt jene Gestaltlosigkeit ein, von welcher der Philosoph an dieser Stelle spricht. Als Beispiel führt er freilich das dramatische Gedicht an, das von der Aufführbarkeit absehe und oft nur eine lockere Reihe lyrischer Monologe enthalte; leider bestanden zwei Drittel unserer dramatischen Produktionen aus solchen theatralisch unmöglichen reinen Dramen.

Die Zeiten haben sich indes seitdem geändert. Solche formlosen dramatischen Gedichte werden kaum noch geschaffen; an ihre Stelle sind kunstgerechte und theatralisch mögliche Dramen in dichterischem Stil getreten, die aber jetzt ebenso wenig gegeben werden wie die früheren dramatischen Gedichte, denn man will jetzt prosaisches Bühnenfutter. Hier zeigt sich aber oft eine andere Art von Gestaltlosigkeit; das Drama besteht nur aus einer Reihe auseinandergezerrter Romankapitel ohne innere Gliederung und der Dialog besteht oft nur in einer sozialistischen oder physiologischen Debatte. Weiterhin spricht Rosenkranz von der Assymmetrie und weist auf die Notwendigkeit des Kontrastes hin. Die bunte Mannigfaltigkeit des Verschiedenen kann ästhetisch vollkommen berechtigt sein; wird sie aber da geboten, wo der Kontrast wirken mußte, so bleibt sie unzureichend. Alle Verschiedenheit, wie sehr sie auch gehäuft werde, vermag nicht das Interesse zu ersetzen, das uns der bestimmte Gegensatz einflößt. Wenn in einem Roman eine Menge von Personen auftreten, wenn eine Fülle von Begebenheiten sich entwickelt, wenn aber nicht eine Kontrastirung der Handlungen und ihrer Schicksale die Menge der Begebenheiten durchgreift, so wird uns die Mannigfaltigkeit bald ermüden, ja zuletzt anekeln. Der falsche Kontrast ist der häßliche, der dadurch entsteht, daß statt des Gegensatzes das bloß Verschiedene auftritt. Die französischen Romantiker haben oft grelle Kontraste; aber sie beleben damit ihre Erfindungen, ihre Charakteristik.

Die zarte Mädchenblume in den Lasterhöhlen der Sue'schen „Mystères de Paris" beweist dies zur Genüge. Dergleichen kennt Zola nicht; seine „Lambeaux de la vie humaine" sind ohne alle Rücksicht auf Farbenkontrast zusammengestellt; die Bewohner des respektabeln Hauses in „Pot-Bouille" sind alle gleiche Sünder; nirgends ein Gegenbild gegen die brutale Liederlichkeit, der die verschiedenen Personen auf verschiedene Weise huldigen; die Schmeißfliege Nana setzt sich auf Jung und Alt, Mann und Weib, Schön und Häßlich — alles das gleiche Sodom und Gomorrha.

Ibsen versucht es, in Kontrasten zu malen, aber seine Kontraste bleiben meistens stumpf. Fast nirgends ist dem Kranken das Gesunde entgegengesetzt,

Digitized by Google

sondern nur verschiedene Formen der Krankheit sind neben einander gestellt. Frau Baumeister Solnes unterscheidet sich zwar von Hilde, dem wunderbaren Mädchen aus dem Norden, das den Gatten derselben aufs Gerüst lockt, von wo er beim Absturz den Hals bricht; doch sieht man näher hin, so sind beide gleich verrückt. Was die erwähnten grellen Kontraste betrifft, so nennt sie Rosenkranz „häßlich", weil die Entgegensetzung die Spannung übertrifft. „Wir nennen diese Form der kontrastirenden Seiten Effekthascherei". Ein Beispiel solcher grellen Kontrastmalerei bietet uns Gerhart Hauptmanns „Hannele". Die Roheit in dem Armenhaus der Dorfgemeinde und die beflügelte himmlische Verklärung sind poetisch und auch scenisch so dicht an einander gerückt, daß die Wirkung eine „schreiende" ist — ein in die Madonnenbilder hineingeleckster Höllenbreughel oder umgekehrt.

Würden wir eine neue Poetik schreiben, so würden die Kapitel der Schrift von Rosenkranz, welche von der Inkorrektheit im allgemeinen, von der Inkorrektheit in den besonderen Stilarten und in den einzelnen Künsten handeln, hier einer ausführlichen Wiedergabe bedürfen; sie enthalten über die geschichtliche Treue, über die ungehörige Vermischung der Künste, über den Dilettantismus sehr viel Beherzigenswertes; doch fließt auf diesen Gebieten die Stoffquelle wesentlich neuer Erscheinungen nicht allzu reich und die Nutzanwendung dieser Begriffsbestimmungen auf die übertriebene theatralische Meiningerei und das Kunstwerk der Zukunft ergibt sich von selbst.

Desto reichlicher fließt diese Quelle bei dem nächsten großen dritten Abschnitt „Die Verbildung"; hier zerfällt der erste Teil: „Das Gemeine" wieder in drei Unterabteilungen: das Kleinliche, das Schwächliche, das Niedrige. Das Kleinliche, welches die Existenz unter die Schranken herabsetzt, die ihr zukommen; die Schwächlichkeit, welche eine Existenz hinter dem Maß von Kraft zurückbleiben läßt, das ihr nach ihrem Wesen innewohnen sollte; die Niedrigkeit, welche Beschränktheit und Ohnmacht mit der Unterordnung der Freiheit unter die Unfreiheit vereinigt.

Die Kleinlichkeit liegt in der Kunst entweder im Gegenstande oder in der Behandlung; im Gegenstande, wenn derselbe durch die Nullität seines Inhalts der Behandlung unwert ist; in der Behandlung, wenn sich dieselbe mit der breiten Ausführung von Nebenbestimmungen beschäftigt und darüber das Hervorheben des Wesentlichen vergißt. Sie räumt dann dem Untergeordneten eine Breite ein, die ihm im Verhältnis zur Hauptsache nicht zusteht. In der Epik soll uns zwar auch das Lokal, die Kleidung, Bewaffnung und dergleichen vorgestellt werden. Geht sie jedoch über den poetischen Zweck hinaus, beschreibt sie uns, wie es in neuen Romanen geschieht, Pflanzen mit wissenschaftlicher Genauigkeit, Kleider mit der Sorgfalt eines Modejournals, Möbel und Hausrat mit technischer Accuratesse, so wird eine solche Ausführlichkeit kleinlich und damit häßlich.

Solche Beschreibungen aber gehören zu den Trümpfen, welche der neue Naturalismus ausspielt; das Leben abzuschreiben ist ja seine große Aufgabe, und dabei geht es nicht ab ohne Registriren und Katalogisiren. Daudet und

Digitized by Google

Zola sind hier die großen Vorbilder, wenngleich schon Walter Scott gegen diese Vorschriften gesündigt hat und der antiquarische Roman noch immer dagegen sündigt. In Daudets „Nouma Roumestan" findet sich die Schilderung einer Südfruchthandlung, die, höchst ausführlich, aber aller Poesie bar, an den Katalog eines Versandgeschäftes gemahnt. Hektor Malot gibt in „La Bohème tapageuse" auf drei Seiten den Tischzettel eines luxuriösen Diners. Bei Zola trifft man ähnliche nüchterne Beschreibungen, auch in dem Roman: „Au bonheur des dames", doch weiß er bisweilen in überraschender Weise ein Warenlager poetisch zu beleben; so wenn er auf mehreren Seiten einen Hymnus der weißen Farbe singt in allen ihren Nuancen, wie sie die verschiedenartigsten Stoffe bald in einer auf- und absteigenden Skala, bald in wunderbaren Accorden vertreten. Zola wird zum Lyriker, wenn er ein Modegeschäft schildert. Im „Apotheker Heinrich" von Hermann Heiberg wird das Innere einer Apotheke, alle Büchsen und Flaschen und Gerätschaften und vorgenommenen Arbeiten mit einer peinlichen, aber sehr unpoetischen Genauigkeit geschildert.

Neben das Kleinliche stellt Rosenkranz das Schwächliche. Die Schwäche ist an sich noch nicht häßlich, so wenig als die Kleinheit an sich häßlich ist. Sie wird es erst, wenn sie da erscheint, wo die Kraft erwartet wird. Die Schwäche zeigt ihre Unkraft in der Unfruchtbarkeit ihres Thuns, in der Nachgiebigkeit gegen die Gewalt, in dem absoluten Bestimmtwerden. „Die Schwäche, die sich zwingen läßt, ist häßlich, wo sie nicht lächerlich wird. Im Gebiet der moralischen Kollisionen werden indes Situationen möglich, wo die Schwäche durch persönliche Liebenswürdigkeit sich den Schein der Freiheit erhält, wo sie durch die Sophistik selbst den Schein der Kraft usurpiren kann, wie dies das bekannte Thema so vieler Romane ist. An der Liebenswürdigkeit solcher sentimentalen Helden hat der Künstler das Mittel, die Erscheinung des Häßlichen zu mildern, ja es interessant zu machen." Solche schwächliche Charaktere, die an ihrer Schwäche zu Grunde gehen, sind sehr häufig in der neuesten Dichtung. Am störendsten erscheint diese Charakterschwäche dort, wo sie sich zu einer gewissen geistigen Stärke gesellt. So ist es der Fall bei dem Vockerath in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen". Derselbe ist Freigeist und Starkgeist, Darwinianer, eifriger Gegner der Ueberlieferung auf allen Gebieten und doch so schwächlich, daß er sich von einem jungen Mädchen, das er für geistig ebenbürtig hält, gänzlich umgarnen läßt und, als sie von ihm geht, den Abschied nicht überstehen kann und sich ins Wasser stürzt. Ein anderer Schwächling ist der junge Maler in „Sodoms Ende" von Sudermann, ein verwöhnter Liebling des Salons und Gunstknabe espritvoller Damen. Seine Schwäche geht bis zur Gemeinheit, indem er einem treuen Freunde sein Liebchen in einem Augenblick nächtlichen Rausches verführt. Aehnlich wie dieser Willi Janikow sind die Helden in den Romanen von Conradi („Adam Mensch"), Alberti („Die Jungen und die Alten"), Walloth („Der Dämon des Neides"), einem Roman, den der Verfasser selbst als furchtbar realistisch bezeichnet: lauter in der Gemeinheit zu Grunde gehende Schwächlinge.

Digitized by Google

Das Niedrige teilt Rosenkranz ein in das Gewöhnliche, das Zufällige und Willkürliche und das Rohe. Was das Gewöhnliche betrifft, so ist es an sich keineswegs häßlich; es kann sogar, wenn auch nicht schön, doch hübsch sein. Allein als das, was in vielen Exemplaren vorhanden ist, was nach keiner Seite hin hervorsticht, erscheint es ästhetisch bedeutungslos. Es fehlt ihm an charakteristischer Individualisirung; das Gewöhnliche, Alltägliche wird durch seinen Mangel an Unterscheidung nichtssagend, langweilig, gemein und geht damit in die Häßlichkeit über. Gegen das Alltägliche protestirte schon Lessing, der doch in seinen Werken nichts weniger war als ein die Wirklichkeit überfliegender Idealist. „Wenn der Dichter," sagt er, „nichts aufs Theater bringt, als was er in der einfachen Natur findet, so wird er seinen Zuschauern nichts zu sehen und zu hören geben, als was man alle Tage sieht und hört. Wer besucht aber deswegen den Schauplatz, damit er das daselbst antreffe, was er außer demselben mehr als zu häufig findet?" Daß die Bühne und auch die Romanliteratur heutzutage mit Vorliebe dergleichen photographische Schaukästen ausstellt, ist nur zu bekannt. Das Gewöhnliche ist jetzt zur Herrschaft in der Literatur gelangt, und diejenigen, welche für die breite Masse des Volkes den literarischen Proviant herbeischaffen, bekreuzen sich vor allem, was über das Gewöhnliche hinausgeht. Das Volk hat in der Regel bessere Instinkte als seine Proviantmeister; aber es muß die Konserven verzehren, die ihm mit auf den Weg gegeben werden. Rosenkranz warnt davor, die Gewöhnlichkeit mit der Vervielfältigung zu verwechseln; wohl aber gibt es eine Vervielfältigung, welche nur die schale Reproduktion typischer Vorbilder in der erfindungslosen Nachahmung der reproduktiven Schwäche ist. Welche Gewöhnlichkeit in den Minneliedern des Mittelalters, die Schiller zu dem Sarkasmus veranlaßte, daß in ihnen nichts enthalten sei als der Frühling, der komme, der Winter, welcher gehe, und die Langeweile, welche bleibe; wenn die Sperlinge einen Musenalmanach schreiben würden, meinte er, würde ungefähr dasselbe herauskommen.

„So sind Tausende von Sonetten der Petrarchisten, Hunderte von Tyrannentragödien der älteren französischen Bühne, so die Fabrikware unserer Kindermärchenalbernheiten, so das Heer unserer Entsagungsromane, so in der jetzigen deutschen Malerei das zahlreiche Geschlecht der trauernden Königspaare, Juden, Müller, Toggenburge und so weiter zu Gewöhnlichkeiten geworden." Und in neuester Zeit, wie wir gleich hinzufügen wollen, grassiren bei uns die Nanas, die entzückenden Kellnerinnen, die mit ihren Bierseideln ihre Kunden in schwärmerische Werther verwandeln, ferner die verschrobenen Dramenhelden der Ibsenschen Schule als literarische und poetische Dutzendware. „Die Mittelmäßigkeit oder gar die völlige Ohnmacht wiederholt das schon Geschaffene ohne Fortschritt, ohne produktive Vertiefung," und wenn sie gar das Aparte nachahmt und das Ungewöhnliche vergewöhnlicht, so zeigt sie nur die äffischen Seitensprünge einer auf hohlen Effekt berechneten geistigen Gymnastik.

Ueber das Barocke, Bizarre und Groteske gibt Rosenkranz scharfe Begriffsbestimmungen, die um so willkommener sind, als diese Begriffe oft mit einander

Digitized by Google

verwechselt und unterschiedslos gebraucht werden. Auf die barocken Arabesken der Ibsenschen Dramatik wollen wir hier nicht näher eingehen; hier geht manches ins Gebiet der unfreiwilligen Komik über. Im ganzen finden sich diese Willkürlichkeiten der Phantasie mehr im Gebiete der romantischen Dichtung. Der Realismus, der die Welt abschreibt, an der er sich mit der Nase stößt, gönnt dazu nicht die nötige Freiheit. Ibsen ist aber ebenso Romantiker wie Realist. Daher bei Ibsen die vielen Capriccios, die der romantischen Schule zur Zierde gereicht hätten. Da wünscht Hedda Gabler, daß der lebensmüde Lövborg in Schönheit zu Grunde gehen möge, und der geheimnißvolle Fremde in der „Frau vom Meere“ hat ein Farbenspiel der Augen, das sich ganz nach dem der See richtet. Wenn wir über diese nach den Zauberschätzen der alten Romantik schielende Sonderbarkeiten rasch hinweggehen können, so müssen wir desto länger bei dem „Rohen“ verweilen, denn hier befinden wir uns in dem Mittelpunkte der neuesten sich über Europa verbreitenden literarischen Bewegung, und der Auswurf der jüngstdeutschen Schlammvulkane richtet hier gerade seine hauptsächlichsten Verwüstungen an. Im allgemeinen sucht Rosenkranz die Roheit in der Abhängigkeit des Geistes vom Sinnlichen, das er beherrschen soll. Auch die einfachen Natürlichkeiten können nach dieser Seite hin häßlich sein; in neuen Romanen wird sogar die Befriedigung der Notdurft, die man in gesellschaftlichen Kreisen zu verbergen sucht, als ein aufdringliches Motiv verwendet, so in mehreren Kapiteln der Bleibtreuschen Romane, wo die Helden sogar in ihrem Liebesrausch durch solche Nötigungen gestört und unterbrochen werden; das ist durchaus häßlich und geschmacklos. „Die Trunkenheit kann einen Grad erreichen, der dem Menschen alle Besinnung raubt. In vielen Aesthetiken wird zwar ohne weiteres vom Betrunkenen so gesprochen, als ob er unmittelbar lächerlich sei. Das ist jedoch keineswegs der Fall; denn der Untergang der persönlichen Freiheit, der den Menschen dem Tier nähert, kann nur häßlich erscheinen.“ Noch mehr ist dies offenbar der Fall bei dem Gewohnheitstrinker, bei dem zwar die augenfälligen Erscheinungen der Trunkenheit mehr ausgelöscht sind, aber das ganze geistige Leben in Verdumpfung und Versumpfung erstickt. Solche Helden wie Gerhart Hauptmanns „Kollege Crampton“ sind häßlich; es läßt sich daraus, so viele Gefühlsmotive in die Handlung mit hineinspielen mögen, kein Konflikt von ästhetischer Bedeutung gestalten. — In dem Drama „Vor Sonnaufgang“ hat Hauptmann sogar die Tragödie des Familiensoffs als eine Art neuester Schicksalstragödie zu gestalten gesucht und dabei so wüste Roheiten als beweiskräftige Schnörkel seines Strebens nach Lebenswahrheit angebracht, daß der Eindruck des Ganzen nur ein häßlicher sein kann.

Rosenkranz unterscheidet als eine der Hauptrubriken des Rohen vorzugsweise das Obscöne. Das Brutale des Obscönen besteht in der absichtlichen Verletzung der Scham und beginnt erst mit der sexuellen Beziehung, während der Anblick des Nackten an sich noch keineswegs in sein Bereich fällt. Zola in seinem Essay über la littérature obscène verteidigt dasselbe; er hebt die reizenden Werke aller Zeiten hervor, welche ihm angehören. Er rechnet sich selbst auch

Digitized by Google

zu den Schriftstellern, die keinen Augenblick darnach fragten, ob die Frauen erröten oder nicht, zu jenen echten Künstlern, den Schriftstellern von Rasse, welche la passion de la vérité besitzen, welche direkt auf die Wahrheit losgehen, auf das Meisterwerk trotz allem, über alles hinweg, ohne sich um den Skandal zu bekümmern, den ihre Verwegenheit erregt. Zola hat aber vieles geschrieben, was ihm nicht von der passion de la vérité diktirt worden ist, sondern von der Freude am Skandal und der Absicht, die Sinnlichkeit zu erregen und dadurch weite Leserkreise zu fesseln. Die Nudität mit dem Hinblick auf geschlechtliche Verhältnisse, das Obscöne ist ein Haupttrumpf seiner Nana. Schon auf der Bühne erscheint die üppige blonde Venus in einem Netz mit Mars nue avec une tranquille audace, sie lächelt mit dem Lächeln einer mangeuse d'hommes. Dann sehen wir sie wieder hinter den Coulissen im Ankleidezimmer. Die Details von Nanas Toilette, die sich für ihre Rolle anzieht, eigentlich auszieht, in Gegenwart zahlreicher Herren, bis sie zuletzt nur in einem leichten Gazeschleier erscheint, werden aufs genaueste erzählt, zugleich mit all den Keckheiten, die sie dabei teils hinter der spanischen Wand, teils vor den Augen der Besucher entwickelt; dann folgt die große Spiegelscene, wo die nackte Nana vor den Augen des Grafen Moffat alle ihre Reize enthüllt. Hier gefällt sich der Autor in einer üppigen, aufregenden Schilderung; er geht dabei so ins Detail wie Daudet in der Schilderung seiner Südfruchthandlung, und verfehlt bei solcher Zergliederung das Totalbild der Schönheit; hier kommt es ihm aber ausdrücklich auf das Obscöne, auf die geschlechtliche Wirkung an.

Diese üppige Literatur hat aber nicht nur gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, sondern auch in neuer Zeit noch vor Zola begabte Vertreter gefunden; einer der glänzendsten Nuditätenmaler ist Sacher-Masoch, und an dem Eifer, in seine Bahnen zu treten, lassen es die Jüngstdeutschen, wie Bleibtreu, Conradi, Alberti, Walloth nicht fehlen. Auch bei ihnen kommt es hauptsächlich darauf an, durch üppige Malerei Sensation zu erregen. Das obscöne Bild wird aber noch besonders in eine pikante Beleuchtung gerückt, indem die anderen Beziehungen, die mit hereinspielen, so gewagt wie möglich sind, so grell anstößig, daß dies den Reiz der prickelnden Situation steigert. Wenn in Bleibtreus „Eine feine Familie" die Tochter die Mutter überrascht, wie diese Ehebruch treibt mit dem Schwiegersohne, so läßt dies Familiengemälde für einen jüngstdeutsch geläuterten Geschmack gewiß nichts zu wünschen übrig.

Rosenkranz will nicht näher auf die Unnatur der Wollust eingehen — nur bei Erwähnung von Diderots „La religieuse" hebt er hervor, daß diese, wenn auch noch so hinreißende Schilderung unter dem ästhetischen Gesichtspunkte durchaus verwerflich sei; denn eine dicke, wollüstige Aebtissin, die ihre Nonnen zu lesbischen Sünden zwinge, sei ein unpoetisches Scheusal. Gerade dies Thema ist aber neuerdings häufig behandelt worden; am erschöpfendsten in Belots Roman „Mademoiselle Giraud, ma femme". Ein feiner Duft raffinirter Liederlichkeit durchzieht das ganze Werk, während alle grell beleuchteten Scenen darin vermieden sind.

Digitized by Google

Die vielseitige Nana Zolas hat ebenfalls ein solches Verhältnis mit Fräulein Satin, einer Schülerin der Madame Robert, damit an der vollbesetzten Tafel der Liederlichkeit auch dieses leckere Gericht nicht fehle. Unsere jüngstdeutsche Romandichtung konnte sich ein solches Sensationsmotiv nicht entgehen lassen. M. G. Conrad, der sich in seinen Münchener „Klugen Jungfrauen" zahlreiche geschlechtliche Cynismen und Zolaismen jeder Art zu Schulden kommen läßt, hat eine sehr offenherzige Darstellungsweise, die in Bezug auf das Anstößige noch über Belot und Zola hinausgeht, in kecker Ausmalung der Scenen unnatürlicher Wollust. Die pikante Baronin zwingt in grausam üppiger Laune ihre Nebenbuhlerin, die rothaarige Monika, sich nackt auszuziehen, mißhandelt sie in einem Anfall von Tollwut, und damit beginnt ihre sapphische Liebe zur schönen Monika. Nur das apokryphe Gedicht von Béranger, „Les deux soeurs", kann mit dieser Offenherzigkeit des Skandals wetteifern.

Neben das Obscöne stellt Rosenkranz das Brutale — und er macht hier folgende treffende Bemerkung:

„Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der tierische Drang verfährt, ist nicht eigentlich das Wesen des Brutalen; das Tier folgt ihm unbekümmert. Der Mensch aber sollte ihn seinem Willen unterwerfen. Die Brutalität ist roh, weil sie gegen die Freiheit mit gewaltsamer Willkür, also grausam verfährt, und weil sie in diesem Verhalten zugleich Lust empfindet. Grausamkeit wird im Brutalen zur Wollust, Wollust zur Grausamkeit. Je berechnender die Gewalt in ihrer Grausamkeit, je raffinirter die Schwelgerei in ihrer Wollust, um so brutaler werden sie — und ästhetisch um so häßlicher, weil nämlich die Entschuldigung einer Uebereilung durch den Affekt dann um so mehr wegfällt und das Brutale um so mehr als ein Werk des selbstbewußten freien Willens erscheint."

Zola ist im Grunde ein mehr brutaler als obscöner Autor, und auf ihn passen auch die Worte von Rosenkranz: „Eine eigentümliche Gruppe des Häßlichen bieten diejenigen Darstellungen, die nicht im Sinne der Lüsternheit oder Zweideutigkeit schamlos sind und dennoch das Schamgefühl tief verletzen, weil sie einen Inhalt, den wir von der Muse der Geschichte mit unbefangenem Ernst aufnehmen würden, poetisch machen wollen. Es gibt eine Offenheit der Korruption, die zu einer verkehrten Unschuld wird. Man kann gewissen Darstellungen nicht den Vorwurf machen, daß sie die Wollust durch Verschleierung pikanter schildern oder umgekehrt, um die Sinne zu bestechen, einen besonderen Aufwand treiben. Ihre Treue in den Gemälden der physischen und ethischen Verworfenheit, ihre peinlich genaue Anatomie der Gemeinheit läßt uns gegen sie nicht den Vorwurf erheben, daß wir durch halbverratene Reize verführt oder durch kecke Farben überwältigt werden; aber gerade weil diese Entschuldigung fehlt, ist die Wirkung solcher Produkte eine um so ekelhaftere." Brutal sind fast alle Schilderungen in Zolas „Pot-Bouille;" der Held Octave, der auf die Frauenjagd ausgeht als auf einen selbstverständlichen Sport und sein Wild wie die kleine Madame Pigeon so im Vorübergehen erlegt, ist ein Gewaltthäter ersten Ranges, und diesen Ellenreiter macht Zola zu einem besonderen Günstling des Glücks; das Laster setzt

Digitized by Google

sich zu Tisch dort, wo es sich erbrechen sollte. In die wild leidenschaftliche Scene zwischen Maxime und Renée in „La curée“, in die letzte Liebesscene zwischen Claude und Christine in „L'oeuvre“, an welche der Dichter einen großen Farbenaufwand der sinnlichsten Schilderungen verschwendet hat, spielt doch das Brutale mit herein — dort das bestialisch Wilde, hier die Henkersmahlzeit einer wüsten Sinnlichkeit, die noch einmal mit der Liebe reinen Tisch macht, während nebenan schon der Strick herunterhängt, an welchem demnächst der glücklich Liebende baumeln wird. In „Germinal“, diesem düstern Bergwerks- und Arbeiterroman, häufen sich die Brutalitäten gegen den Schluß hin; da ergibt sich Catherine halbverhungert und dem Tode nahe, endlich dem Etienne, der eben ihrem bisherigen bevorzugten Anbeter das Gehirn zerschmettert hat. Der Schillersche Spruch:

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz.
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz —

wird durch die brutalsten Thatsachen erläutert. Die Orgie der Weiber, welche den alten Krämer verstümmeln, wird mit einer abschreckenden Naturwahrheit erzählt, mit einer ekelerregenden Detailmalerei. Die Cynismen stehen in Blüte: Zolas Muse gleicht bisweilen der dicken Maquette, welche den Soldaten, die den Aufstand unterdrücken sollen, die mephistophelische Geberde macht und vor ihnen mit aufgehobenen Kleidern Purzelbäume schlägt.

Die deutschen Jünger bleiben hinter dem Meister nicht zurück. Auch ein Dichter wie Wilhelm Walloth, welcher den Saiten seiner Leyer oft einen edlen und schwunghaften Ton zu entlocken weiß, führt in seinem Roman: „Dämon des Neides“ Scenen aus, die zwar nicht üppig lüstern, aber brutal und von einer geradezu renommistischen Gemeinheit sind. Der Held des Romans findet ein Mädchen, Karoline, in ihrem Bordellzimmer auf der Diele liegen, in trunkenem Zustande; die Zechgenossen, die sie verlassen, hatten ihr die Röcke über dem Kopf zusammengebunden. Das ist eine Roheit, zu der jede psychologische oder sonstige Nötigung fehlt.

Eugenie delle Grazie, eine begabte Dichterin, schildert in ihrem „Robespierre“ mit besonderem Behagen die Brutalitäten der französischen Revolution. Die Scenen, in welchen die Megären nach den Septembermorden über ihre Opfer herfallen und zu Gericht sitzen über die Vorzüge der schamlos entblößten Leiber, ist wohl das Krasseste, was eine weibliche Feder bisher zu schreiben gewagt hat.

Ueber die Vereinigung des Grausamen und Wollüstigen geht Rosenkranz flüchtig hinweg; sie gehört zunächst in das Gebiet der persönlichen perniciösen Neigungen. Krafft-Ebing in seiner Schrift über die Psychopathia sexualis unterscheidet zwei solcher krankhaften Neigungen, welche literarischer Herkunft sind und welche beide von ihm auch mit Schriftstellernamen bezeichnet werden: den Sadismus und Sacher-Masochismus. Marquis de Sade, einer der liederlichsten Autoren der Weltliteratur, den sogar die sonst in dieser Hinsicht tolerante

Digitized by Google

Justiz des vorigen Jahrhunderts mehrfach packte, schildert mit Vorliebe die sexuelle Befriedigung, die aus der blutigen Peinigung weiblicher Wesen hervorgeht; bei Sacher-Masoch, dessen hochgeniale Anlage verkümmert wird durch derartige Verkehrtheiten und bei dem die Peitsche in der Hand der sarmatischen Frauen eine große Rolle spielt, hat im Gegensatz zum Marquis von Sade die besondere Genußfähigkeit entdeckt, die dem Mann aus den Mißhandlungen durch zarte weibliche Hand erwächst. Seine den Geliebten durchpeitschende „Venus im Pelz“ ist die ideale Hebe, welche derartige Aphrodisiaca kredenzt. Den Gipfelpunkt in der Darstellung der Brutalität des grausam Wollüstigen erreicht Sacher-Masoch in den „Messalinen Wiens“, in der Geschichte, die er von der „Hyäne der Puszta“ erzählt. Anna Klauer rächt sich an einem Baron Reinfeld, der sie verführt und verlassen, indem sie ihn geißeln und foltern, an einen Ring ketten, der sich über einer Badewanne in der Wand befindet, und dann von ihren Dienern mit einer Peitsche, die mit scharfen eisernen Spitzen versehen ist, zerfleischen läßt. Die schöne Hyäne aber wirft ihren Pelz ab, setzt sich in die Wanne und badet sich in dem Blute des Gemarterten, das wollüstig ihre Glieder überströmt, bis er verröchelt! Krafft-Ebing würde beim Lesen dieser Stelle einen hohen Grad der psychopathia sexualis konstatiren müssen.

Doch es gibt ganze Zeitalter, die unter der Herrschaft solcher Brutalität stehen; dazu gehört die römische Kaiserzeit, und sie ist den Autoren nach dieser Seite hin eine willkommene Fundgrube gewesen: die zügellosesten Launen der Weltherrscher, die das Feld frei fanden zu ihrer Befriedigung, die Tierkämpfe in der Arena, die Verfolgungen der Christen, die den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Diese psychopathia war eine Art von Volkskrankheit geworden. Welch ein Stoff für die Dramatiker und Epiker, besonders aber für die Romandichter! Selbst die keusche Muse von Ebers schielt bisweilen nach den grausam-üppigen Schauspielen der Arena. Walloth schwelgt darin in seiner „Octavia“ und seinem „Gladiator“, und Ernst Eckstein in seinem „Nero“; eine der grausam-üppigsten Schilderungen ist diejenige, wo die hingeopferten Christen, die brennenden Fackeln, zu sprechen anfangen, während sich die Gewalthaber mit ihren Frauen und Geliebten in wilden Orgien berauschen.

Diese römisch-ägyptologischen Romane haben indes einen französischen Vorläufer, der nicht ohne Einfluß auf die deutschen Dichter gewesen ist und auch für das grausam Brutale ein glänzendes Muster war; es ist Flaubert in seinem „Salammbô“. Die Schlußschilderung, die grenzenlose Marterung des gefangenen Barbarenführers Matho, der durch alle Straßen gejagt, gleichsam von dem ganzen Volke zerfetzt, zerfleischt, mit Brandwunden bedeckt, zuletzt gar kein menschliches Aussehen mehr hat und nichts ist als eine lange rote Form, könnte als die Vignette der grausamsten Brutalitäten gelten. Die Freude der Frauen und Mädchen an dieser Marterung wird von Flaubert in cynischer Weise hervorgehoben.

*

Digitized by Google

Neben das Gemeine stellt Rosenkranz das Widrige, das er uns in zahlreichen Verzweigungen und Unterverzweigungen vorführt; er gliedert es in das Plumpe, das Tote und Leere und das Scheußliche, das letztere wieder in das Abgeschmackte, Ekelhafte und Böse, und dieses in das Verbrecherische, Gespenstische und Diabolische. Unterabteilungen des letzteren sind das Dämonische, das Hexenhafte und das Satanische. Nur zu einzelnen Gerichten dieser reichbesetzten philosophischen Tafel wollen wir einige Zuthaten aus der Hexenküche der modernsten Literatur herbeiholen. Wo Rosenkranz von dem Toten und Leeren spricht, da weist er auf zahlreiche totgeborene Produkte der Literatur hin, auf endlose Epen, welche die ideenlosesten Begebenheiten in unausstehlicher Breite hervorlallen, auf die gedankenlosen Oden, die in der musivischen Anhäufung traditioneller Großwörter Begeisterung affektiren, auch auf die nüchternen Lieder, die uns immer das Kommando wiederholen, daß wir trinken und singen und singen und trinken sollen. Was diese letzteren betrifft, so gehört auch ein großer Teil der Bänkelsängerei der Scheffelschen Schule hierher, in welcher weniger dithyrambische Trunkenheit als ordinäre Betrunkenheit herrscht. Vor allem aber hebt Rosenkranz hier die nachahmende, an sich unproduktive Mittelmäßigkeit hervor, die ihre Ohnmacht in unfruchtbaren, innerlich hohlen, äußerlich hölzernen Wiederholungen der Ideen großer Vorbilder prostituirt:

„Was bei dem Original ein Spiel des frischen Lebens ist, wird in der Kopie des Nachahmers zu einer toten Machwerkerei, zum öden Aggregat eines sterilen Eklekticismus. Die lebendige Erfindung entspringt aus geheimnisvollen Quellen und stürzt wie ein Bergstrom mit Jubelgetön hervor; die Nachahmung schleicht als abgeleitetes Gewässer in abgezirkelten Kanälen lautlos dahin. Der Erfinder wird durch die Offenbarung der Idee selber begeistert; der Nachahmer begeistert sich erst an dieser Begeisterung."

Wir möchten diesen Begriff der Nachahmung auf die ganze akademische Richtung ausdehnen und stellen uns hier auf den Standpunkt des Modernen, den wir längst vor den Modernsten in unserer Poetik und Nationalliteratur vertreten haben; wir nennen akademisch die Dichterei und Singerei, durch welche kein Nerv der Gegenwart berührt wird, die Nachdichtung der verschiedensten Epochen und Formen der Weltpoesie. Solche Dichtung, wenn sie auch von formellen Begabungen ausgeht, ist tot und leer im Sinne der Rosenkranzschen Kategorien.

Bei dem Abgeschmackten spricht der Philosoph von der Darstellung des Wahnsinns; er verlangt mit Recht, daß in den abenteuerlichen Aeußerungen des Irren noch ein Schimmer der Idee aufleuchte, daß in den zerstückten Sätzen, in dem widersinnigen Durcheinander doch noch die Vernunft als in ihrem Zerrbilde sich selbst beleuchte. Die alles durcheinander wühlende Raserei muß einen ästhetisch individualisirenden Mittelpunkt haben.

So hat Gretchens Wahnsinn im Kerker ein solches Kriterium an dem Gedanken, wegen der Liebe zum Manne die zur Mutter und zum Kinde verletzt zu haben; Lear an der verletzten Autorität des Königs und Vaters und so fort. Mit einem

Digitized by Google

Wort, es muß ein Motiv vorhanden sein, das uns den Wahnsinn begreiflich macht. „Das Absurde einer Verrücktheit, welche durch eine nur somatische Ursache, Schlagfluß, Gehirnerweichung und dergleichen entstanden ist, kann daher kein ästhetischer Gegenstand werden, weil ihr die Inpredienz der Vernunft fehlt.“ Hierher gehört auch offenbar die Hysterie, und so gibt es für die Abgeschmacktheit der hysterischen Frauenzimmer Ibsens keinen rechten Mittelpunkt. Das sind verrückte Launen und Capricen, exzentrische Gedanken, die ins Leere verschweben; wir erwähnen nur den „Höhenwahnsinn“ der Hilde im „Baumeister Solnes“ und den „Tiefenwahnsinn“ der Ellide in der „Frau vom Meere“, romantische Capriccios ohne irgend einen Anhalt für vernünftige Erklärung, abnorme somnambule Zustände, für welche die Gleichartigkeit des Empfindens, die notwendige Voraussetzung tiefer und bleibender Wirkung, fehlt.

Was das Ekelhafte betrifft, so haben wir schon davon gesprochen, wo wir die Krankheit in den ästhetischen Gesichtspunkt rückten. Das Ekelhafte verletzt durch die Auflösung der Form, an deren Stelle eine aus physischer oder moralischer Verwesung entspringende Unform tritt, unser ästhetisches Gefühl. In Sacher-Masochs Roman „Die geschiedene Frau“ gibt uns die Heldin das folgende Bild ihres letzten Liebhabers: „Denken Sie sich einen kleinen, schlechtgebauten Menschen mit gewöhnlichen Zügen, dem Ausdruck großer Verschmitztheit, einer gerötteten halbzerfressenen eiterigen Nase, — er behauptet, sie sei ihm im Winterfeldzug erfroren — faulen Zähnen, die einen starken Geruch verbreiteten, geschwollenen Backen, grünlichen, listigen, leicht thränenden Augen, einem roten Rundbarte, einer Glatze über der Stirne, so haben Sie einen getreuen Abdruck von dem Menschen, um dessentwillen ich Julien verlor.“ Und was soll man von der Liebe dieser Julia zu dem nicht bloß häßlichen, sondern geradezu ekelhaften Romeo denken?

In das Pandämonium des Gespenstischen, Dämonischen, Diabolischen wollen wir dem Philosophen nicht folgen, um so mehr, als dasselbe in der Hauptsache in den Bereich der romantischen Dichtung fällt oder aus den großen Dichtungen Dantes und Miltons, Klopstocks und Goethes seine Quellzuflüsse erhält. Daß es aber den Modernsten so fern liege, läßt sich nicht behaupten. Bei dem Hexenhaften zum Beispiel braucht man nicht gerade an den Hexenkessel in „Macbeth“ und an die Hexenküche in „Faust“ zu denken. Die infame Persönlichkeit, wie Rosenkranz sie nennt, die durch Kuppelei eine scheußliche Rache an der Naturfrische ausübt und trotz ihres Alters noch von unreinen Begierden gequält wird und auf deren Befriedigung ausgeht, findet sich überall, auch in unserer Zeit und in dem modernen Paris so gut wie auf dem Blocksberge. Auch das Widrige und Ekelhafte der äußeren Erscheinung kommt dabei zu seinem Rechte. So schildert uns Daudet in „Sappho“ die Mittagsgesellschaft in der Villa Rosa am Lac d'Enghien, wo die ausgedienten Schönheiten sich versammeln. Die drei Parzen oder vielmehr Phorkyaden werden mit unheimlicher Naturtreue photographirt: Drei élégantes, wie sich die großen Cocotten nennen, wenn sie unter sich sind, diese drei alten Damen, die zu den Berühmtheiten des second empire

Digitized by Google

zählten, mit so berühmten Namen wie der eines großen Dichters oder siegreichen Generals: Willie Cob, Sonbreuse und Clara Dufour. Elegant, ja, das waren sie stets, geputzt nach der neuesten Mode in Frühlingsfarben; köstlich aufgedonnert vom Kragen bis zu den Stiefelchen, aber so welk, so aufgeputzt und aufgeschminkt. Sonbreuse ohne Augenbrauen, mit toten Augen, hängender Lippe, herumtastend nach ihrem Teller, ihrer Gabel, ihrem Glase; die Dufour kolossal kupfrig, unter den Füßen eine Kugel mit warmem Wasser, auf dem Tischtuch ihre von der Gicht gekrümmten Finger. Und die Cob ganz schmächtig, mit einer niedlichen Taille, die ihr abgemagertes Gesicht, das Gesicht eines kranken Clowns, unter einer Mähne von gelbem Werg noch abschreckender erscheinen läßt. Sie war, gänzlich ruinirt, nach Monte Carlo gegangen, um dort zum letztenmal ihr Glück zu versuchen; aber sie kam von dort zurück ohne einen Sou, in Liebe entbrannt zu einem schönen Croupier, der nichts von ihr wissen wollte. Diese Engländerin spricht dann mit dem schrecklichen Accent, der lange Zeit ihre Erfolge gesichert hat, ihre Entrüstung über diesen Croupier aus: „Es war zu schrecklich, berühmt zu sein, in der Welt allgemein bekannt wie ein Monument, wie ein Boulevard, so bekannt, daß der erbärmlichste Kutscher, wenn man ihm sagte ‚Willie Cob', wußte, was die Glocke geschlagen hat, Prinzen zu seinen Füßen gesehen zu haben und Könige, die, wenn ich ausspuckte, das ganz reizend fanden — und jetzt dieser schmutzige Galgenstrick, der nichts von mir wissen will, weil er mich zu häßlich fand." Darüber außer sich geratend, riß sie ihr Kleid auf. „Das Gesicht, yes, das geb' ich preis, aber die Büste, die Schultern!" Und schamlos stellte sie diese Reize einer Zauberin zur Schau, die wunderbar jugendlich geblieben nach dreißigjährigem Liebesfeuer und die das Haupt überragte, gespenstisch und leichenfahl.

*

Mit diesem letzten nur vom Magnesialicht beleuchteten Bild, das mehrere Kapitel der Aesthetik des Häßlichen zugleich illustrirt, schließen wir unsere Ergänzungen und Beispielsammlungen zu dem vorzüglichen Werke des Philosophen, der auf diesem Terrain die Meßstangen ausgesteckt hat, die zu seiner Aufnahme noch lange unentbehrlich sein werden. Wir sind nur selten zu den diis minorum gentium herabgestiegen, weil wir nicht zu tief im Sumpf waten wollen und auch die reichste Ausbeute in jenen Regionen uns nicht beweiskräftig genug erschien; doch die hervorragendsten Modernsten beweisen zur Genüge, daß der salto mortale ins Häßliche nur ein Zeichen falscher Genialität ist und die Grenzsteine des Schönen von allen respektirt werden müssen, die ihren Schöpfungen eine dauernde Wirkung sichern wollen.

Digitized by Google

Konnte Shakspere schreiben?

Von

W. Preyer.

Von der Handschrift des Schauspielers Shakspere sind, trotz fleißigen Suchens nach Briefen und anderen eigenhändigen Schriftstücken, nur fünf Proben, sämtlich in London, bekannt. Sein Name steht unter einer in der Guildhall-bibliothek aufbewahrten Urkunde, für die 147 Pfund Sterling bezahlt worden sein sollen, unter einer im Britischen Museum befindlichen Urkunde und dreimal auf dem im Somerset-House wie ein Schatz behüteten Testament.

Eine sechste Probe „Willm Shakspere" ist nach Delius (Shaksperes Tempest. Elberfeld, 1860. S. 38, Anm. 25) in dem ebenfalls im Britischen Museum aufgehobenen Exemplar der von Florio in das Englische übersetzten Essais von Montaigne zu sehen. Da aber ihre Echtheit bezweifelt wird, so sehe ich hier von ihr ab.

Die anderen fünf Proben habe ich teils im Original, teils in photographischen Reproduktionen gesehen und mich gewundert, daß man solche Schriftzüge überhaupt für eine natürliche Handschrift hat halten können. Irgend etwas ganz Ungewöhnliches muß beim Schreiben dieser nicht allein zum Teil unleserlichen, sondern auch von sonstigen amtlichen, unter Urkunden gesetzten Unterschriften durch ihre Defekte abweichenden Schrift obgewaltet haben. Mehrere Buchstaben verdienen diesen Namen nicht. Es sind mißlungene Versuche, einen oder den andern Buchstaben zu bilden, welche hier und da an die Schriftzüge der Alkoholiker oder der völlig Erblindeten erinnern. Aber abgesehen davon, daß Urkunden nicht im Rausch unterschrieben zu werden pflegen, ist die Unterschrift nicht überall die eines Trinkers, weil einzelne Formen, besonders das ‚a' in „Shak" und das fast künstlerisch geformte ‚s' der Urkunde im Britischen Museum, sowie deren kalligraphisches gothisches ‚p' und ‚e' ganz anders und sehr deutlich geschrieben sind.

Diese Kombination von sehr deutlichen und unleserlichen und großenteils ataktischen, beidesfalls langsam, mit unregelmäßigem Muskeldruck, man möchte sagen stümperhaft gezeichneten und nachgebesserten Buchstaben in einem Namen unter einem Dokument ist abnorm. Eine nähere Betrachtung der einzelnen Buchstaben, deren Ergebnis im wesentlichen mit der Bemerkung von Langenbruch (in der Zeitschrift „Die Handschrift" Heft 1. Hamburg, Voß, 1895) übereinstimmt, kein hervorragender Dichter habe so vulgär geschrieben, und gegen das Vorhandensein irgend welcher poetischen Begabung spricht, brachte mich zu der Ueberzeugung, daß der Verfasser der unter dem Namen Shakespeare 1623 in der berühmten Folioausgabe veröffentlichten Dramen unmöglich diese in der Weise, wie die Urkunden und das Testament unterzeichnet sind, geschrieben haben kann. Wären die Dramen in einer solchen Schrift wie die

Digitized by Google

Unterschriften des letzteren zu Papier gebracht worden, dann hätte niemand sie lesen können.

Ich bemerkte ferner, daß im Text der Urkunde des Britischen Museums der Name wiederholt deutlich „Shakespeare" von Schreiberhand geschrieben ist, während die Unterschrift zwischen dem ‚k' und ‚s' kein ‚e' hat. Aber über dem ‚e' in ‚pe' ist ganz sauber ein ‚a' gesetzt worden: eine bei Unterzeichnungen von Urkunden ungehörige Korrektur, die bei einem in juridischen Dingen so eminent genau unterrichteten Mann, wie es der Verfasser der Dramen war, nicht vorkommen kann.

Da jedoch eben dieser und kein anderer die Urkunden unterzeichnet haben soll, so könnte man annehmen wollen, er sei zu der Zeit, also 1612 und 1616, in einer solchen Weise krank gewesen, daß er seinen Namen nicht ohne Nachbesserungen und nachträgliche Hinzufügung von ganzen Buchstaben, indessen auch dann noch nicht vollständig, habe schreiben können. In der That meint Delius (Shaksperes Werke. 1861. 7. B. S. 9), die Schriftzüge der „drei eigenhändigen Unterschriften" des Testaments verrieten „Spuren großer körperlicher Schwäche". Diese Behauptung kann jedoch nicht der Wahrheit entsprechen, weil im Testament erklärt wird:

„I William Shackspeare ... gent, in perfect health and memorie". Wer sein Testament als ruhmgekrönter Dichter diktirt oder aufsetzen läßt und selbst unterschreibt, wird es mit einer groben Unwahrheit nicht einleiten. Shakspere war also, als er, zweiundfünfzig Jahre alt, wie es scheint, anläßlich der Verheiratung seiner Tochter Judith, sein Testament machte, wenn nicht, wie er behauptet, vollkommen gesund, dann jedenfalls nicht so krank, daß er aus diesem Grunde seinen Namen, gerade wie vier Jahre vorher, nur höchst unvollkommen unterschreiben konnte. Demnach muß ein anderer Grund für die Unvollkommenheit seiner Schrift gefunden werden. Ich verfiel nun, nach Vergleichung der Unterschriften der beiden zusammengehörigen Urkunden vom 11. und 12. März 1612 mit einander einerseits und mit den drei des Testaments andererseits, da ich zwischen der Handschrift des Textes und den deutlichen Buchstaben in den Unterschriften derselben einige Uebereinstimmungen fand, welche nicht zufällig sein können, auf die Hypothese, daß der Schauspieler Shakspere überhaupt nicht richtig schreiben konnte und der, welcher den Text schrieb, sowohl ihm die Hand führte, während diese die Feder hielt, als auch im einzelnen nachbesserte. Daß Shaksperes Vater, Mutter, Schwester, Tochter nicht schreiben konnten, wird gewiß nicht zu Gunsten der Annahme dieser Agraphie aus Mangel an Schreibunterricht anzuführen sein, auch der Umstand nicht, daß man nichts von ihm Geschriebenes besitzt, aber meine Untersuchung des abnormen Charakters der fünf Unterschriften spricht dafür. Ich habe einen Mann von fünfzig Jahren, der nicht schreiben gelernt hätte, noch nicht auffinden können, um den Versuch mit ihm zu machen, ob, wenn ich ihm die Hand führe, sein Name in meiner Schrift ataktisch und, wenn die Hand etwas zittert, zum Teil in Zitterschrift und gegen Ende undeutlich herauskommt. Versuche aber mit

Digitized by Google

solchen, die schreiben können und sich passiv verhalten, haben mir ein mit jener Hypothese durchaus übereinstimmendes Resultat geliefert. Ich habe beim sogenannten Gedankenlesen bemerkt, daß im Falle eine Zahl durch Auflegen einer fremden Hand auf meine Hand hingeschrieben wird, also mittelst meiner passiven Hand, sie nicht den Charakter meiner Handschrift, sondern den der Handschrift des die Zahl Kennenden hat.

Eigentümlich doppelsinnig erklärt, ohne die Unwahrheit zu sagen, Shakspere in seinem Testament: „In Witness whereof I have hereunto put my hand". Er hat seine Hand unter den Text hingethan. Er sagt nicht, daß er unterschrieb, da „my hand" sowohl „meine Hand" als auch „meine Handschrift" bedeutet.

Uebrigens hieß es im Original ursprünglich nicht „my hand", sondern „my Seale". „Seale" ist durchstrichen und vom Schreiber „hand" darüber geschrieben worden.

Die Annahme, daß Shakspere nicht richtig schreiben gelernt habe, prüfte ich, indem ich die kennlichen Schriftzeichen in den fünf Unterschriften nach den ersten vorläufigen Wahrnehmungen genauer mit den Schriftzeichen der zugehörigen Texte in Betreff ihrer rein individuellen Merkmale verglich. Denn ein Zweifel wäre nicht mehr zu begründen, wenn diese übereinstimmen. Stimmen sie nicht überein, dann könnte immer noch ein anderer als der Schreiber des Textes die Hand Shaksperes geführt haben. Aber die richtigen Buchstaben gleichen denen der Gerichtsakten der damaligen Zeit.

Die Vergleichung der Handschriften der drei Dokumente mit denen der fünf Unterschriften, von denen ich in London leider, wegen schlechter Beleuchtung und wegen Mangels an Zeit, die in Guildhall nicht untersuchen konnte, wie ich es wünschte, hat mir das Ergebnis geliefert, daß die obige Hypothese zulässig ist. Die Guildhall-Unterschrift habe ich im Original, daneben die des Britischen Museums in einer Photographie in der Originalgröße, und das Testament in einer Photolithographie (Weimar 1889, Huschke, Nr. 1.) ebenfalls in der Größe des Originals vor mir gehabt. Alle Reproduktionen in Büchern, die ich sah, sind verfehlt.

Ohne nun an dieser Stelle auf die Methodik und Beweiskraft von Schriftvergleichungen mit Rücksicht auf die individuellen Merkmale einzugehen, will ich nur einige Punkte hervorheben für diejenigen, die Gelegenheit finden, an Ort und Stelle in London, oder auch mittelst photographirter Nachbildungen, die fünf Unterschriften und drei Texte zu studiren. Zunächst ist folgendes zu beachten, wobei

UB die Unterschrift im Britischen Museum,
TB den Text im Britischen Museum,
UG die Unterschrift in Guildhall,
UT1 und UT2 und UT3 die erste, zweite und dritte Unterschrift des Testaments,
TT den Text des Testaments

bedeuten soll.

Digitized by Google

1) Das ‚a' in UB stimmt mit dem ‚a' des Textes, zum Beispiel in „above" (TB) genau überein, ist aber wesentlich verschieden von den ‚a' in UT2 und UT3. Diese stimmen mit vielen ‚a' des Textes (TT) überein.

2) Das ‚h' in UB ist gänzlich verschieden von den ‚h' in UT, auch total anders gebildet als in UG. Die ‚h' im TT sind frei von ataktischen Knickungen, die der Unterschriften UT nicht, aber diese sind in der Art der Bildung, besonders der abnorm langen aufsteigenden Endstriche, manchen von jenen sehr ähnlich.

3) Von den ‚i' sind in UT1 und UT2 zwei anders gebildet als die zwei ‚i' in UG. In UB kommt kein ‚i' vor, im TT aber manches ‚i' von genau den Formen der beiden ‚i' in UT3, denen nur die Punkte fehlen.

4) Die ‚k' in UT sind durchaus anders geformt als die zwei ‚k' in UB und UG und sehen aus wie mißglückte ‚k' des TT. In UT2 ist die Feder ausgefahren und hat einen dicken Querstrich vom ‚a' an durch das ‚k' und ‚s' gezogen.

5) Zwischen den ‚ll' des „William" in UG und in UT3 besteht eine Aehnlichkeit, deren Wert jedoch durch eine grobe Verschiedenheit von den ‚ll' in UT1 und UT2 vermindert wird. In UB findet sich kein ‚l', aber mehrere ‚ll' des TT sind den ‚ll' in UT3 sehr ähnlich, wenn man die ataktische Knickung und die kleinen Unterbrechungen (der Zitter-Haarstriche) auch hier, wie bei fast allen Buchstaben der UT, berücksichtigt.

6) Das ‚p' in UB ist völlig verschieden von dem in UG und auch von den ‚p' in UT2 und UT3. Letzteres gleicht auffallend einigen ‚p' des TT, zum Beispiel in „Shackspeare", zu Beginn des Testaments, und in „publishe".

7) Aus der Verteilung der Grund- und Haarstriche beim ‚S' und aus seiner Form geht hervor, daß dieser Buchstabe in UT auf andere Art, aus mindestens zwei Stücken, als in UB und in UG geformt wurde. Das sehr langsam und mit Nachbesserungen hergestellte ataktische ‚S' hat aber dieselben Züge wie einige der in einem Federzuge sehr schnell gezeichneten ‚S' im TT.

8) Das ‚s' in UB steht isolirt da in den fünf Unterschriften. Die mißlungenen Versuche in UT ein ‚s' zu bilden, lieferten nichts, was ihm deutlich entspricht. Das lange ‚s' in UG ist wesentlich anders gestaltet und bei weitem nicht von der Vollendung.

9) Das ‚e' in UB ist das einzige, in den sämtlichen fünf Unterschriften, welches sich sogleich als ein ‚e' zu erkennen gibt. Neben dem Gotischen ‚p' und unter dem nachträglich übergeschriebenen ‚a' nimmt es eine Sonderstellung ein. Daß derjenige, welcher dreimal das Testament unterschrieb, im stande gewesen sei, ein solches ‚e', nebst einem so formvollendeten ‚p' und ‚s' aus freier Hand zu zeichnen, ist zum mindesten eine gewagte Behauptung.

10) Ein lesbares ‚r' habe ich in den sämtlichen fünf Unterschriften trotz der großen Wichtigkeit der drei unterzeichneten Urkunden nicht gefunden.

11) Ueber die fünf ‚m' ist es schwer, ein Urteil abzugeben. Das ‚m' in UB und das in UG, jenes mit abwärts, dieses mit aufwärts gerichtetem End-

Digitized by Google

strich, sind nicht so eckig wie die drei ‚m' der UT. Diese letzteren finden, trotzdem die weit überwiegende Mehrzahl der vielen ‚m' im TT mehr abgerundete als spitze Ecken zeigt, doch im TT ihre Ebenbilder. Die Mangelhaftigkeit des großen und groben ‚m' in UT2 erscheint auffallend im Vergleich zu dem gewandt geschriebenen kleinen ‚m' in UB.

12) Das ‚W' in UG findet sich ataktisch entstellt und verkümmert in UT1 und UT2 wieder. Das davon abweichende ‚W' in UB ist nicht ähnlich dem ‚W' in UT3, so daß man vermuten kann, dieser erste Buchstabe der Namensunterschrift sei lange vor dem Unterschreiben eingeübt worden, besonders weil die sämtlichen fünf ‚W', trotzdem die beiden letzterwähnten verschieden von den drei anderen sind, doch alle fünf sehr wohl von derselben Hand herrühren können und die ‚W' im TT anders geformt sind.

Die zwölf Buchstaben, welche in dem Namen William Shakespeare vorkommen, sind hiermit vorläufig nach ihren Aehnlichkeiten und höchst merkwürdigen Verschiedenheiten in den einzigen bekannten fünf Unterschriften charakterisirt. Zur Erleichterung der Prüfung meiner Befunde wäre eine erneute, mit allen Hilfsmitteln der in den letzten Jahren erheblich vervollkommneten photographischen Technik vorzunehmende Reproduktion der drei Dokumente mit den fünf Unterschriften sehr zu wünschen. Dann würde sich jeder von der Wahrheit der folgenden Sätze überzeugen können:

Die drei Unterschriften des Testaments sind von der Unterschrift im Britischen Museum *wesentlich* verschieden. Nur das ‚W' zeigt eine gewisse Analogie der Bildung in seinem mittleren Teil.

Die Guildhall-*Unterschrift* ist gänzlich verschieden von der im Britischen Museum.

Die drei Unterschriften des Testaments, welche sehr ataktisch sind, weichen von einander mehr ab, als es sonst bei drei von demselben Manne an demselben Tage unter dasselbe Dokument gesetzten eigenhändigen Namensunterschriften der Fall zu sein pflegt.

Alle deutlich erkennbaren rein individuellen Merkmale der drei Unterschriften des Testaments finden sich, mit Ausnahme derer des ‚W', im Texte des Testamentes wieder.

Desgleichen zeigt die Unterschrift im Britischen Museum mit der Kanzleischrift des Textes der unterzeichneten Urkunde große individuelle Aehnlichkeiten.

Die Unterschriften des Testaments sind erheblich schlechter und defekter als die beiden anderen und durch Klexe, Striche und Punkte an Stellen, wo sie nicht hingehören, Ausfahren der Feder wie beim Schreiberkrampf, inkorrekte Federführung und -haltung arg entstellt. Bei dem sehr unbeholfenen und langsamen Anfertigen der zweiten Unterschrift ist Shakspere sogar mit seinem „sper" in die Worte „to the heires" der darüberstehenden Zeile des Textes geraten, als wenn er plötzlich erblindet wäre oder vergessen hätte, wie er seinen Namen richtig zu schreiben habe.

Digitized by Google

Aber das eine trifft so wenig wie das andere zu. Er bezeichnet ausdrücklich sein Gedächtnis als unversehrt („pfect memorie“).

Wenn die drei Unterschriften des Testaments nur einen kleinen Bruchteil von der hohen Bildung und dem Schönheitssinn erkennen ließen, welche die im Dokument des Britischen Museums dicht neben seiner Unterschrift stehende des Dichters Ben Johnson (sonst Jonson) anzeigt! Aber davon ist keine Spur zu entdecken.

Daß gerade Jonson, der größte Verehrer Bacons, die Urkunden neben Shakspere sehr deutlich und kraftvoll unterschrieb, mag Zufall sein. Immerhin wäre es wichtig, den Inhalt derselben zu studiren, ob sich Beziehungen zu Bacon, in dessen Kanzlei sie möglicherweise aufgesetzt wurden, daraus herleiten lassen. Denn es handelt sich darin um den Ankauf eines Hauses in Blackfriars, also in der Nähe des Theaters, in dem Shakespeare'sche Dramen gegeben wurden. Daß unter diesem Namen der Staatskanzler, Großsiegelbewahrer, Ratgeber der Krone, Parlamentarier, Generalstaatsanwalt Lord Francis Bacon, der Baron von Verulam und Viscount St. Alban, seine Dichtungen, die zum Teil wohlgeeignet waren, die im Volke verbreiteten revolutionären Ideen zu nähren, drucken ließ, und daß er sich als Strohmann einen des Schreibens Unkundigen oder fast Unkundigen (was hier auf dasselbe herauskommt) aussuchte, dem das Schweigen viel Geld einbrachte, ist jedenfalls wahrscheinlicher, als daß ein Mann, der so sein Testament unterschrieb, das Höchste in der dramatischen Dichtung erreichte. Das von Ben Jonson dem Dichter Shakespeare gespendete Lob bezieht sich offenbar auf Bacon, das dem Schauspieler zugedachte ist ironisch. Wenn von diesem gerühmt wird, es sei in seinen Manuskripten („whatsoever he penned“) nichts ausgestrichen gewesen, so denke ich dabei an die Uhren, welche nicht falsch gehen können, weil sie nämlich gar nicht gehen.

*

Nachtrag. Bald nach Beendigung der vorstehenden Studie gelang es mir, den direkten Beweis für die Richtigkeit der vielbestrittenen Behauptung, daß Bacon der Verfasser der Dramen Shakespeares ist, zu finden, durch die Entzifferung der Ansprache „An den Leser“ gegenüber dem Titelbild der Folioausgabe von Shakespeares Dramen, welche ihm Jahre 1623 erschien.

Sie lautet:

To the Reader.
This Figure, that thou here seest put,
It was for gentle Shakespeare cut;
Wherein the Grauer had a strife
with Nature, to out-doo the life:
O, could he but haue drawne his wit
As well in brasse, as he hath hit
His face; the Print would then surpasse
All, that was euer writ in brasse.
But, since he cannot, Reader, looke
Not on his Picture, but his Booke.

B. I.

Digitized by Google

Hier kann man alles, was groß geschrieben ist, also die siebenzehn Wörter in den zehn Versen, sowie das B. und I. der Unterschrift in der folgenden Weise gruppiren:

To the Reader.
Not This Figure Shakespeare,
But I tHis Booke, O Reader, Print,
Wherein All Nature I As Graver Picture.

B.

Die 10 großen Buchstaben zu Anfang der 11 Zeilen bilden ferner, wenn man ihnen das mit einem Accent oder einer kleinen Pfeilspitze versehene c in „face“ zugesellt, das folgende Anagramm:

B A c O N W A I T ' T H ,

d. i. „Bacon waiteth“ (Bacon wartet).

Diese Entzifferung war möglich nur auf Grund der Voraussetzung, daß der wie ein Fehler im Satz oder Druck aussehende Accent des c in face absichtlich angebracht wurde.

Die vermeintlichen vielen tausend Druckfehler der Folioausgabe, über die sich die Herausgeber seit bald dreihundert Jahren streiten, sind meines Erachtens zum größten Teil absichtlich von Francis Bacon-Shakespeare in den Text gebracht worden.

Andernfalls könnte nämlich der von Frau Constance Pott in London entdeckte Schlüssel zur Bacon-Shakespeareschen Geheimschrift nicht zu so unerwarteten Resultaten geführt haben, wie es jetzt schon der Fall ist.

Ich empfing von ihr nach Beendigung der Korrektur des vorstehenden Aufsatzes einen vom 8. Juni dieses Jahres datirten Brief aus London, in dem sie ihrer Freude über meine Entzifferung des obigen Anagramms und ihrem besonderen Interesse daran Ausdruck gibt und dann weiter schreibt:

„Um eine lange Geschichte kurz zu machen — ich habe in diesem Jahre die Methode der Entzifferung der ‚Tau-Zifferschrift‘ oder Geheimschrift der ‚Rosenkreuzer‘ — mit anderen Worten der Geheimen Sozietät Bacons — im höchsten Grade vervollkommnet. Jene Zeilen, welche neben dem Shakespeare-Bildnis angebracht sind, sind der Tau-Ziffer entsprechend in bewunderungswürdig sinnreicher Weise angeordnet. Ohne Zweifel hat sie ‚unser Francis‘ selbst so geordnet, denn sie enthalten nicht den Titel ‚Lord Verulam‘, den ich ausnahmslos in den späteren Werken finde und den seine Freunde, die Herausgeber seiner nicht anerkannten und posthumen Schriften, verwendeten.

„Der Plan der Tau-Zifferschrift ist sehr einfach und entspricht vollkommen der Beschreibung Bacons von einer schwer zu entdeckenden, aber nach der Entdeckung leicht zu lesenden Zifferschrift. Diese erfordert nur scharfes Beobachten und Geduld. Sie wird aufgedeckt, indem man mit einem Bleistift und Lineal Linien zieht von einem oder mehr als einem T des zu entzifferenden Textes aus, nach jedem andern T oder t auf der Seite oder in dem betreffenden Stück. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, die Hinweise auf den besonderen Buch-

Digitized by Google

ſtaben zu entdecken, von dem aus die Linien gezogen werden müſſen. Die Tau-Ziffer findet ſich, wie mir ſcheint, allgemein auf Baconiſchen Titelblättern, das heißt auf allen Titelblättern bemerkenswerter Bücher innerhalb der hundert Jahre der Roſenkreuzer-Periode Bacons. Aber das Syſtem wird ſogar bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt, obwohl natürlich die mitgeteilten Materien jetzt von etwas anderer Art ſind, nicht: ‚Francis Bacon ſchrieb dieſes Buch und ſo weiter', ſondern ‚Francis Bacon ſchrieb zuerſt eine Abhandlung und ſo weiter über dieſen Gegenſtand'. Doch kehren wir zu unſeren Verſen zurück. Zunächſt müſſen wir unſere Führer finden.

„Die Unterſchrift iſt merkwürdig, weil die Buchſtaben nicht auf einer Zeile ſtehen. Sie ſind auch von ungleicher Länge: B. I

„Ich ſchließe daraus, daß ſie Führer ſind:

„B (der 2. Buchſtabe im Alphabet) iſt ‚2'; I iſt eine Zahl = 1.

„Ich betrachte alſo Zeile 2, Buchſtabe 1: da ſteht ein T.

„Es ſind 19 Majuskeln in den Verſen vorhanden. T iſt 19, der 19. Buchſtabe im Alphabet.

„So weiß ich beſtimmt, daß ich von einem T aus Linien zu ziehen habe.

„Aber ich ſehe wieder, daß B ‚2' oder ‚2mal' bedeutet. So probire ich noch einmal. B = 2 und I = 1, zuſammen 3. Siehe den 3. Buchſtaben der erſten Zeile. Er iſt ein T oder vielmehr t.

„So haben wir zwei T's zum Probiren.

„Von dem erſten oben erwähnten T (Zeile 2, Type 1) müſſen jetzt gerade Linien durch jedes andere t auf der ganzen Seite gezogen werden. Die ſo erhaltenen Linien durchſchneiden die meiſten Buchſtaben der Seite und ſie liefern ſämtlich den folgenden Satz in zwei- oder dreimaliger Wiederholung und Bruchſtücke fernerer Wiederholungen. Ich wiederhole die Wörter der ganzen Seite und ſchließe einzelne Buchſtaben (um einige Wörter zu vervollſtändigen) ein, welche durch einen zweiten Liniirungsprozeß (ſiehe unten) erhalten werden. Alſo:

Francis francis francis francis francis
Bacon Bacon bacon
VIscount Saint Alban Viscount Saint Alban
the Poet Shakespeare the Poet shakespeare
the poet shakespeare the — shakespeare
the poet shakespeare
Writ these plaies writ these plaies but but
writ these plaies writ these plaies but but
Not The Rogue will shakspurre
Not The rogue will shakspurre
not the rogue will shacsburre
not the RoGue will shacsburre.

Sie werden bemerken, daß der letztere Name ſo buchſtabirt iſt, daß er genau ſo ausgeſprochen werden muß, wie die Landleute in Stratford am Avon ihn noch heute ausſprechen, und wie er offenbar zu Bacons Zeit ausgeſprochen wurde.

Digitized by Google

Denn wir finden ihn in der verschiedensten Weise mit gleicher Aussprache buchstabirt, zum Beispiel: Shacksper, Shaxpur, Shacsper, Shaksper.

„Bacon wählte als Pseudonym ‚Shakespeare' möglicherweise mit dem versteckten Hinweis auf ‚Weisheit', da Pallas Athene den Speer schwang (shakes a spear).

„Doch um zum zweitenmal zu unseren Versen zurück zu kehren, so lege ich jetzt das Lineal an den dritten Buchstaben der ersten Zeile an und ziehe von diesem t aus gerade Linien durch jedes t. Wo die Linie irgend welche Majuskeln durchschneidet, zähle ich alle so durchschnittenen Letteru zum zweitenmale, wenn sie für sich stehen oder zur Vervollständigung der Wörter erforderlich sind. Dadurch wird der erste Satz vollendet.

„Wegen des durch B. I. gegebenen Hinweises jedoch versuche ich einen zweiten Satz zu bilden, da meine Erfahrung mich gelehrt hat, daß ein solcher wahrscheinlich ist, wo b und g häufig zusammen vorkommen. Dieser zweite Satz tritt in der That ebenso korrekt hervor wie der erste; nur muß der Entzifferer bei dem zweiten Prozeß andere Buchstaben aussuchen, um einige Lücken auszufüllen, als im ersten Falle. Der zweite Satz lautet:

Francis francis francis frances
Bacon Bacon bakon
Viscount saint Alban Viscount saint Alban
viscount saint alban
Invented the Shakespeare Theatre
invented the shakespeare Theatre
and writ and printed these Plaies
and writ and printed these Plaies
His brother anthonie built the Globe theatre
his brother aNthONie built the globe theatre
built the globe theatre
the globe theatre.

„Im September wird ein ausführlicher Aufsatz hierüber in der Zeitschrift ‚Baconiana' erscheinen. Ich habe ihn fast beendigt, wartete aber noch auf die photographirten Titelblätter.

„Das Ergebnis dieser Untersuchung ist so außerordentlich, daß ich meines ganzen Mutes bedarf, um nur die Dinge mitzuteilen, welche ich gefunden habe. Aber sie bestätigen alles, was ich in meinem Buche ‚Bacon und seine geheime Gesellschaft' gesagt habe."

Daß Mrs. Henry Pott thatsächlich im Besitze des Schlüssels zur Entzifferung der Baconischen Geheimschrift ist, kann ich ebenso wenig bezweifeln, wie meine eigene Entzifferung des, wie sich nun zeigt, mit ganz ungewöhnlichem Scharfsinn erdachten, von Bacon-Shakespeare im Jahre 1623 der Folio-Ausgabe seiner Dramen vorgedruckten vierfachen Anagramms.

Auf die Methode der Entzifferung komme ich in dieser Zeitschrift bei anderer Gelegenheit zurück und hoffe dem großen Denker und Dichter, Naturforscher

Digitized by Google

und Psychologen, dem es, wie nie einem Menschen vor ihm vergönnt war, das Höchste auf so verschiedenen Gebieten zu leisten, neue Verehrer zu gewinnen. „Wie ein Koloß schritt er durch sein Jahrhundert“ und noch heute teilen ihn viele, die seine Größe nicht verstehen, in zwei Persönlichkeiten, von denen die eine unbestritten dem größten Dichter, die andere unbestritten dem größten Philosophen seiner Zeit gehört. Ich wünsche jedem Zweifler, daß ihm bald die Erkenntnis von der Einheit beider zu teil werde.

Wiesbaden, Juni 1895.

Am Sterbelager des Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. Ludwig Büchner.

I.

Was ist ein Jahrhundert im Leben der Menschheit gegenüber den vielleicht hundert Jahrhunderten, welche dessen kulturhistorische Entwicklung in Asien oder Afrika bereits hinter sich hat? Oder gegenüber den Jahrtausenden, während welcher der Mensch im Zustande der Wildheit bereits auf der Erde gelebt hat, ohne andere Spuren seines Daseins zurück zu lassen, als roh bearbeitete Stücke von Steinen, Holz oder Knochen! Oder gar gegenüber den Millionen von Jahren, welche unser Wohnsitz, die Erde, gebraucht hat, um sich bis zu ihrem heutigen Zustand zu entwickeln und alle die zahllosen Pflanzen- und Tiergeschlechter entstehen zu lassen, welche entstehen mußten, um schließlich ihren Gipfelpunkt in der Krone der Schöpfung, dem Menschen, zu erreichen.

Und dennoch — wie riesengroß erscheint uns die Zeitdauer eines Jahrhunderts, wenn wir sie an dem Maßstab unseres eigenen kleinen Daseins bemessen! Dreimal wechseln während dieser Zeit die Geschlechter der Menschen, Städte entstehen und vergehen, Reiche werden gestürzt oder neu gegründet, titanenhafte Menschen stehen auf und erfüllen die Welt mit ihrem Ruhm und ihren Erfolgen, um nach kurzem Aufleuchten, ähnlich den veränderlichen Sternen, wieder in Tod und Nacht zu versinken. Große politische und soziale Bewegungen gehen vor sich, und die ganze Menschheit erscheint nach Ablauf eines Jahrhunderts verändert oder in einem verschiedenen Lichte. In noch weit höherem Grade würde diese Umwandlung bemerkbar werden, wenn nicht das Leben des einzelnen Menschen ein so überaus kurzes wäre, und wenn nicht jedes Geschlecht seine Erziehung gewissermaßen wieder von vorne anfangen müßte. In diesem Umstand liegt zugleich ein Haupthindernis des Fortschritts, welcher im Menschenleben ebenso wenig wie in der Natur, einen stetig ansteigenden Gang einhält,

Digitized by Google

sondern vielmehr in anscheinend zerrissener und vielfach unterbrochener oder gar rückläufiger Gestalt nach oben strebt — ähnlich den vielfach verzweigten Aesten eines Baumes, von denen immer der eine sich höher erhebt als der andere, während sein Ursprung aus dem gemeinsamen Stamm an einer viel tieferen Stelle liegt als da, wo die höchste Spitze seines Vorgängers oder Nebenbuhlers ihr Ende erreicht.

So ist es in der Natur, wo jeder einzelne Kreis des pflanzlichen oder tierischen Lebens sein Dasein so hoch hinaufführt, wie es ihm überhaupt seiner Natur oder Anlage nach möglich ist, während er hinter einem andern, höher veranlagten Kreis zurückbleibt; und so ist es auch im Leben des Menschen. Welche hoch entwickelten Kulturen, deren glanzvolle Ueberreste heute noch unsere ganze Bewunderung rege machen, sind bereits dem Zahn der Zeit erlegen, ähnlich den unteren oder absterbenden Aesten eines hochstrebenden Baumes, und welche Großthaten der Gegenwart können namhaft gemacht werden, die nicht ihr Ebenbild in längst vergangenen Zeiten finden würden! Und welche Irrtümer, welche Verirrungen des menschlichen Geistes gibt es, die nicht ihre Schatten bis in die Gegenwart werfen, ja sich in einzelnen Fällen mit derselben Zähigkeit wie ehedem wiederholen würden! Selbst die rohen und rohesten Zustände der vorgeschichtlichen Vergangenheit des Menschengeschlechts sind in der Gegenwart vertreten. Heute noch gibt es Menschen, welche nackt gehen, in Höhlen oder unter Schutzdächern wohnen, auf Bäumen schlafen, das Fleisch ihrer Mitmenschen verzehren und außer stande sind, andere Waffen und Werkzeuge als solche aus Stein, Holz oder Horn anzufertigen; oder welche nicht weiter als bis zu der Zahl zwei oder drei zu zählen fähig sind. Selbst mitten im Schoß der zivilisirten Gesellschaft kann man Individuen begegnen, welche geistig kaum höher stehen und materiell kaum besser oder selbst schlechter versorgt sind als ihre wilden Verwandten der Gegenwart oder Urzeit.

Rechnet man dazu wie gering selbst noch im Schoße der Kulturnationen die Fortschritte sind, welche in philosophischen, religiösen und moralischen Dingen gemacht zu werden pflegen, und wie hier tausendjähriger Irrtum und Aberglauben mit einer Zähigkeit festgehalten zu werden pflegen, welche nichts besiegen zu können scheint, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn man nicht selten sehr unterrichteten Leuten begegnet, welche den Fortschritt überhaupt leugnen und nicht zugeben wollen, daß wir, abgesehen von materiellen Verbesserungen des Lebens durch Künste, Erfindungen und Wissenschaften, irgend etwas vor unseren Altvordern voraus haben. In der Philosophie, so sagen diese Gegner des Fortschritts, streitet man sich heutzutage noch ganz in derselben Weise und mit derselben Erfolglosigkeit um dieselben unlösbaren Probleme. In der Theologie weiß man gerade so viel von deren oberstem Gegenstande, wie vor Tausenden von Jahren; ja man ist hinter die Systeme eines Kapila oder Buddha oder Confucius oder hinter die Tempelweisheit der Aegypter vielfach zurück gegangen. In der Moral huldigt man im wesentlichen noch heute denselben Grundsätzen wie im grauesten Altertum, und die moralische Weisheit der Stoa ist niemals

Digitized by Google

übertroffen worden. In der Wissenschaft der Rechtsprechung bewegen wir uns noch ganz auf den Grundlagen, welche die Römer in so ausgezeichneter Weise gelegt haben; und selbst die Naturwissenschaft, welche sich so großer Erfolge rühmt und rühmen darf, ist im Grunde nur eine verbesserte Wiederholung des alten Atomismus eines Leucipp, Epikur und Lucretius Carus, in dessen berühmtem Lehrgedicht bereits die ganze materialistische Philosophie der Neuzeit enthalten ist.

Was die Politik betrifft, so wird man schwerlich mit Recht behaupten können, daß wir darin weiter seien als Griechen und Römer; in Poesie, Malerei, Bildhauerkunst liefert uns das klassische Altertum unsere ewigen, unsterblichen Vorbilder; und was gar die Baukunst in Verbindung mit der Mechanik anbelangt, so waren bereits lange vor der Zeit des klassischen Altertums Aegypter, Babylonier, Inder, Peruaner und so weiter so weit darin vorgeschritten, daß die der Zeit trotzenden Ueberreste ihrer mit den unvollkommensten Hilfsmitteln ausgeführten Bauten und mechanischen Arbeiten heute noch unsere höchste Bewunderung erregen müssen.

Dennoch und trotz allem diesem hat der Fortschrittsgläubige keinen Grund, an seinem Glauben zu verzweifeln. Nur darf er nicht vergessen, daß der Fortschritt nicht, wie bereits bemerkt, einen gleichmäßigen Gang einhält, sondern daß er vielmehr eine zickzackförmige Linie beschreibt, wobei große Fortschritte mit großen Rückschritten abwechseln, wobei aber das Ganze den Umrissen eines sanft ansteigenden Berges gleicht. Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß dasjenige, was das Kulturprinzip auf der einen Seite an Intensität verliert, auf der andern Seite an Verbreiterung gewinnt. Wenn das Altertum mit der Ausbreitung der um das Mittelmeer gelegenen oder ihm benachbarten Länder die damalige Welt für abgeschlossen hielt, so war dieser Standpunkt ein ungemein beschränkter gegenüber unserer heutigen Kenntnis von der Beschaffenheit unserer Erde und gegenüber der heutigen Ausbreitung des Kulturprinzips über den größten Teil der Erdoberfläche. Und wenn den Alten der Himmel nur unter dem Bilde eines mit funkelnden Lichtern besetzten Halbrundes erschien, so war diese Vorstellung eine überaus kindliche gegenüber den großartigen Begriffen, welche unsere astronomische Wissenschaft über den Bau des unendlichen Weltgebäudes zu Tage gebracht hat. Die Auflösung des antiken Kulturprinzips in das moderne hat Aehnlichkeit mit der Verdünnung einer starkwirkenden Flüssigkeit, wobei dasjenige, was an Kraft verloren, an Menge gewonnen wird, und wobei nicht zu übersehen ist, daß sich die moderne Kultur ohne die bedeutende materielle Hilfe, welche die antike Kultur aus dem häßlichen Institut der Sklaverei zog, behelfen muß.

Die Frage liegt sehr nahe, warum es nicht möglich war, daß die Kultur auf dem Grund, den die antike Welt gelegt hatte, sich weiter entwickeln konnte, und warum diese Weiterentwicklung durch einen beinahe anderthalb Jahrtausende umfassenden Hiatus unterbrochen werden mußte? Die Gründe dafür sind teils in der den Untergang des großen römischen Weltreichs begleitenden Verdrängung und Verdünnung des Kulturprinzips durch die einbrechenden Barbarenhorden,

Digitized by Google

teils in dem Sieg einer Weltanschauung zu suchen, welche einen diametralen Gegensatz zu dem Geist der antiken Kultur bildete und die Weltflucht an die Stelle der Weltfreude und Welteroberung setzte. Dieses erzeugte eine Stimmung der Gemüter, welche weder geistiger noch materieller Entwicklung günstig sein konnte, und welche lähmend auf den Fortschritt der als überflüssig und selbst schädlich betrachteten Wissenschaft wirken mußte. Dennoch hat die Spannkraft des menschlichen Geistes auch in dieser trüben Zeit nicht aufgehört, ihre Thätigkeit zu entfalten und Fortschritte zu zeitigen, welche den größten aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Dahin gehören vor allen der Sieg des allerdings in seinen Grundzügen schon dreihundert Jahre vor Christo bekannten Kopernikanischen Weltsystems über das Ptolemäische; ferner die Entdeckung Amerikas und endlich der Sieg der Reformation und damit die Wiedergeburt des menschlichen Geistes aus den Fesseln engherziger Dogmatik und kirchlicher Einschränkung. Aber diese Fortschritte, so groß und bedeutsam sie auch an und für sich sein mögen, gleichen doch nur einzelnen zerstreuten Lichtpunkten in sonstiger Dunkelheit, während es erst unserem oder dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war, die Wiederbelebung der Wissenschaft zur vollen Wahrheit zu machen, nachdem das vorhergehende Jahrhundert oder das Jahrhundert der Aufklärung die Wege dazu geebnet hatte. Hier drängt sich denn eine solche Fülle der wichtigsten Entdeckungen, Erfindungen und Fortschritte des menschlichen Wissens und Könnens zusammen, daß jeder Vergleich mit früheren Zeiten zu Ungunsten der letzteren ausfallen muß. Vielleicht hätte ein einziger dieser Fortschritte in früheren Zeiten genügt, um einem ganzen Jahrhundert seine Signatur aufzudrücken, während sich dieselben hier, wie gesagt, in einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum zusammendrängen.

Man sollte denken, daß dieser großartige Fortschritt der Wissenschaften einen ebenso großen Fortschritt in der Weltanschauung oder in dem Denken und Meinen der Menschen über Bedeutung, Ziel und Zwecke des Daseins zur Folge hätte haben müssen. Wunderbarerweise — und es gehört dieses zu den vielen unaufgeklärten Rätseln oder Widersprüchen der Weltgeschichte — ist das gerade Gegenteil der Fall gewesen; und je größer auf der einen Seite Tiefe und Umfang des Wissens, um so größer wurde andererseits die Reaktion gegen die daraus zu ziehenden Folgerungen von seiten herrschender Vorstellungen. Noch viel auffallender erscheint der Gegensatz, in den sich durch diese Reaktion das gegenwärtige Jahrhundert zu dem Charakter seines Vorgängers oder des achtzehnten Jahrhunderts gesetzt hat. Dort eine glühende Sehnsucht nach Aufklärung und nach Befreiung aus den Fesseln überkommener Dogmen oder Vorurteile, und zwar ohne die Hilfe jener gewichtigen Waffen, welche die moderne Wissenschaft dem Aufklärer in die Hand gegeben hat; hier eine stille, den Gebrauch jener Waffen verschmähende Ergebung in den Glauben und in die gläubige Unterwerfung früherer Zeiten. Hand in Hand damit gehend das immer keckere und selbstbewußtere Auftreten ultramontaner Anmaßung und kirchlicher Herrschsucht, sowie der katholisirenden Richtung innerhalb der evangelischen

Digitized by Google

Kirche. Nur ganz besondere Gelegenheiten oder Erregungen, wie sie der Zedlitzsche Volksgesetzentwurf oder die famose Umsturzvorlage im Gefolge hatte, sind zeitweise im stande gewesen, jene stille Ergebung zu unterbrechen und einen Teil der in den Tiefen der Volksseele schlummernden Gefühle an die Oberfläche zu bringen.

Man müßte eine solche Erscheinung unerklärlich finden, wenn man sich nicht nochmals daran erinnern wollte, daß in der Welt- wie Kulturgeschichte zeitweise Fortschritte mit zeitweisen Rückschritten abwechseln. Das Rad der Geschichte dreht sich fortwährend. Was heute oben ist, ist morgen unten, und umgekehrt. Die Ursachen dafür sind teils bekannte, teils unbekannte; auch hat es nur einen nebensächlichen Zweck, darnach zu forschen, während man die Thatsache, mag sie auch noch so unbequem sein, anerkennen und sich darnach richten muß. Vielleicht wird das kommende Jahrhundert wieder einen von dem gegenwärtigen vollständig verschiedenen Anblick darbieten und den wissenschaftlichen Fortschritt in Einklang oder Uebereinstimmung mit dem intellektuellen und moralischen bringen. Dieses würde dann die Krönung eines Gebäudes sein, zu welchem das achtzehnte Jahrhundert den Grundstein gelegt und das neunzehnte das Baumaterial hergeschafft, während das zwanzigste den Bau selbst errichtet hat.

Unter solchen Umständen dürfte es lohnend sein, an dem Schlusse des Jahrhunderts, in dem wir leben, und kurz vor seinem Ende einen übersichtlichen Rückblick zu werfen auf dasjenige, was im Laufe dieser hundert Jahre in Wissenschaft, Politik, Literatur und so weiter geleistet worden ist, und an der Hand des dabei Gefundenen dem kommenden Jahrhundert gewissermaßen sein Horoskop zu stellen. Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes den Mut hat, an Erfüllung einer so schwierigen Aufgabe in einigen nachfolgenden Kapiteln sich heran zu wagen, so sieht er sich von vornherein genötigt, an die gütige Nachsicht des Lesers zu appelliren und daran zu erinnern, daß bei dem riesigen Umfang des menschlichen Wissens und Könnens in der Gegenwart eine eingehende Vollständigkeit nicht zu erreichen ist, und daß hier und da eine orientirende Uebersicht den Mangel an speziellem Material ersetzen muß. Der Löwenanteil der Besprechung wird freilich demjenigen Zweige des Wissens zufallen müssen, welchem auch der Verfasser am nächsten steht, oder den Naturwissenschaften. Ihnen sind ja auch die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Errungenschaften des Jahrhunderts und im Zusammenhang damit die bewundernswürdigen Leistungen der wissenschaftlichen Technik und Mechanik zu danken. Leistungen, welche noch lange nicht an ihrem Ende angekommen zu sein scheinen, sondern vielmehr großartige Ausblicke in die Zukunft eröffnen. Nicht weniger großartig dürften aber auch die Folgen und Erfolge sein, welche diese Wissenschaften bei stärkerer Durchdringung der Massen mit ihren Resultaten für die geistige Entwicklung der kommenden Geschlechter versprechen. Wenn das neunzehnte Jahrhundert durch seine wissenschaftlichen Errungenschaften gewissermaßen die gelungene Probe auf die Seherssprüche des achtzehnten gemacht hat, so mag

Digitized by Google

es würdige Aufgabe des nun folgenden sein, die bis jetzt nicht gelungene und doch so dringend notwendige Versöhnung zwischen Wissen und Glauben, zwischen Denken und Sein, zwischen Kopf und Herz, zwischen Ideal und Wirklichkeit herbei zu führen und damit der Menschheit endlich jene Ruhe des Geistes und Gemüts oder jenes geistige und materielle Wohlsein zu gewinnen, nach welchem sie so lange vergeblich gestrebt hat. Doch haben wir mit der Eröffnung dieses Ausblicks unserem Thema vorgegriffen und werden in unserem nächsten Artikel zunächst einen Rückblick auf die Geschichte der Wissenschaft in diesem Jahrhundert werfen.

Ein paar Striche zu Kossuths Bild.

Von

Karl Blind.

I.

In dem gartenreichen, nordwestlichen Teile von London, wo Gelehrte, Künstler und wohlhabende Geschäftsleute zahlreich wohnen, und wo sich vor Jahren auch die lieben französischen Freunde Ledru-Rollin und Louis Blanc nicht fern von unserem Hause niederließen, siedelte sich Kossuth mit seiner Familie nach seiner Rückkehr von den Vereinigten Staaten an. Es war im Anfang der fünfziger Jahre. Der Zauber seines Namens und der Sache, die unter seiner Regierung so heldenhaft verfochten worden, übte in England damals eine mächtige Wirkung aus, von der das heutige Geschlecht sich kaum einen Begriff zu machen vermag.

Wenige Namen hatten in den Sturmjahren 1848—49 so gewaltigen Klang gehabt wie derjenige des „Statthalters von Ungarn". Vom Stande des verfolgten, durch Kerkerhaft nicht gebeugten Tagesschriftstellers sich heranarbeitend, stritt er zugleich für Verfassungsfreiheit, für Hebung der unter feudalem Adelsdruck schmachtenden Massen und für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Eine Zeit lang hielt er das Schicksal des habsburgischen Kaiserhauses in der Hand. Nannte man ihn in jenen Tagen, so stieg eine Erinnerung wie an Kosciuszko und Washington, ja an Cromwell herauf, mit dem er in der That sich gern selbst soll verglichen haben.

Unter der Londoner Volksmenge, für die das Wort „Ungarn" einigermaßen wie eine ferne Sage klang, hatte Kossuths Gestalt, obwohl er gelegentlich in der Oeffentlichkeit auftrat, etwas Märchenhaftes angenommen. Die Magyaren überhaupt erschienen den Engländern im Lichte einer eigentümlichen Romantik. Erhöht wurde der Eindruck, wenn der ehemalige Diktator in verschnürtem, mit Perlen

Digitized by Google

und Flindern besetztem, schwarzem Sammetrocke zu einer Versammlung redete. Das damals in der Tracht überprosaische England — heute ist es ganz anders — blickte mit unsagbarem Erstaunen auf solch ausländisches Gewand. Das war die Zeit, wo selbst der Arbeiter mit der Angströhre, der mit gleicher Kopfbedeckung angethane Polizeidiener im Frack einherging und Schnurr- und Kinnbart für den Bürgerlichen ganz verpönt waren. Unsere Vollbärte, die spitzen Filzhüte, die Abwesenheit von „Vatermördern" am Halse: das alles erregte zu jener Zeit in der doch sonst an fremdländische, ja asiatische und afrikanische Trachten nicht ungewohnten Weltstadt ein unbeschreibliches Aufsehen.

Gerüchte gingen überdies in London um: die St. Stephanskrone und die sonstigen königlichen Kostbarkeiten seien in des verbannten ungarischen Führers Besitz. In Wirklichkeit waren diese Schätze vor der Flucht der besiegten Führer in einem Walde vergraben und sind später dort wieder aufgefunden worden. Die dunklen Gerüchte aber verliehen Kossuth in der Meinung der Menge noch einen weiteren Glanz. Der Milchmann, der Bäckerjunge und die übrigen Geschäftsboten, die in seinem Hause Ablieferungen machten, redeten von ihm nie anders als vom „Prinzen" oder „Fürsten Koschuhs". So wurde der Name verballhornt ausgesprochen. Garibaldi seinerseits mußte sich die unschöne Umtaufung seines eigentlich grundgermanischen Namens (er bedeutet „Speerkühn" oder „Kriegskühn") in „Göribohldei" gefallen lassen.

Von seinem ersten Besuche in Kossuths Haus erzählte uns Alexander Herzen in seiner launigen Weise: es habe ihn dort wie am Hofe Attilas angemutet. Vor der Salonthüre sei ein Bärenfell gelegen; auf diesem ein Magyar, der den Eingang wie eine Dogge bewacht habe. Und dergleichen mehr. Indessen war Herzen, der das angeblich altersschwach gewordene Europa durch das sogenannte jugendfrische Russenblut verjüngen wollte, ein geschworener Gegner des magyarischen Stammes, der den kräftigen politischen Kern Ungarns bildet und kriegerisch von äußerster Tüchtigkeit ist. Herzens witzige Darstellung war von innerer tiefer Abneigung gegen das von den Panslavisten als Stein des Anstoßes betrachtete Magyarentum eingegeben. Im übrigen liebte er selbst es — wie man aus seinem Buche: „Vom anderen Ufer" ersehen kann — sich als „Barbaren" aufzuspielen, der den „Todeskampf der sterbenden germanisch-romanischen Welt" beobachte!

In öffentlicher Rede hörten wir Kossuth zum erstenmale, als ihm aus einer von dem bekannten Schriftsteller Douglas Jerrold angeregten, auf Beiträge von je einem Penny beschränkten Geldsammlung die Werke Shakespeares überreicht wurden, aus denen er einst im Gefängnis die englische Sprache erlernt hatte. Dieser kleine Ehrendank sollte die Teilnahme der englischen Arbeiterwelt an Kossuths Streben bezeugen. Cobden hielt die Ansprache an ihn. Das Haupt der Freihandelspartei ließ dabei die nicht gerade taktvolle Bemerkung fallen: Früher sei ihm (Cobden) der magyarische Stamm wie ein halbwildes Volk vorgekommen; doch jetzt wisse er, welch hohe Ziele derselbe verfolge — und so weiter.

Digitized by Google

Freilich hatte Cobden in seiner berühmten Flugschrift: „Rußland, die Türkei und England“ auch den Bock geschossen, die Moldau und die Walachei auf das rechte Donauufer zu verlegen. Anerkennenswert war es übrigens, daß er, der einst Rußlands Lob in jener Schrift gesungen, sich nunmehr auf die Seite der Freiheitskämpfer stellte, die durch das Heer des Zarentums überwunden worden.

Erstaunt war man in England, daß Kossuth gleich bei seiner Ankunft der englischen Sprache so weit mächtig war, um vor großen Versammlungen mit Eindruck reden zu können. Seine Aussprache war allerdings höchst fremdartig, jedoch klar verständlich. Und das wollte viel sagen, denn die Masse der Engländer versteht den Fremden nicht leicht, wenn er eines der zahlreichen ähnlich lautenden Wörter ihrer Sprache mit der geringsten falschen Betonung gebraucht. Im übrigen hat sich in Bezug auf jene Reden Kossuths eine übertriebene Wundermär im Laufe der Zeit ausgebildet. Zur richtigen Würdigung wird man gut daran thun, die Vorrede zu seinen „Ausgewählten Reden“ zu lesen, die von dem Herausgeber, Professor F. W. Newman, dem bekannten englischen Gelehrten und freidenkenden Bruder des zur katholischen Kirche übergetretenen Kardinals Newman, herrührt. Das Buch ist 1853 „mit Kossuths ausdrücklicher Gutheißung“ erschienen.

Newman ist einer der wärmsten Bewunderer Kossuths. Nun denn, er schreibt: „Kossuths Ansprachen gleichen einem Tropenwalde, voll Kraft und Majestät, voll wirrer Ueppigkeit — eine Wildnis beständiger Wiederholungen. Völlig ungeeignet, ohne ungeheure Abkürzungen ein Buch zu bilden, enthalten sie allerdings Stoff für unmittelbare politische Zwecke und haben auch als Ausflüsse der Erfahrenheit und des Genius dauernden Wert. Für den englischen Geschmack ist freilich Kossuths rednerisches Uebermaß oft allzu asiatisch; und die notwendig gewordenen Streichungen werden uns häufig als ein Gewinn erscheinen. Man muß sich auch erinnern, daß er ein Fremder ist; und obwohl er eine wunderbare Meisterschaft in unserer Sprache erreicht hat, gelingt es ihm natürlich doch öfters nicht, das richtige Wort zu treffen oder den gewünschten Satzbau fertig zu bringen. Ich ging daher von der Ueberzeugung aus, daß ich ihm keine Ehre anthäte, wenn ich irgend etwas von Ungeschicklichkeit im Ausdrucke Zeugendes beibehielte. Bis zu einem gewissen, sorgfältig eingehaltenen Grade bekenne ich mich daher nicht bloß als einfachen Berichterstatter, sondern eher als Uebersetzer. Indem ich eine so heikle Pflicht übernahm, freue ich mich, ankündigen zu können, daß ich Kossuths schriftliche Zustimmung und Dankjagung erhalten habe. Bloße Seltsamkeit des Ausdruckes habe ich keineswegs ganz ausmerzen wollen, wenn dieselbe nichts Zerrhaftes (grotesque), Unverständliches (obscure) oder Einförmiges (monotonous) enthielt. Bei mehreren Stellen, wo ich den Gedanken nur unvollkommen verstand, habe ich den Vorteil persönlicher Aufklärung durch Kossuth gehabt und bin dadurch in stand gesetzt worden, den mangelhaften Bericht oder die wirkliche Dunkelheit seiner Worte aufzuhellen.“

Digitized by Google

Englische Kritik ist meistens sogar bei entschiedener Gegnerschaft eher zur Milde in der Fassung des Urteils geneigt. Bei einem mit Kossuth so eng befreundeten und begeisterten Anhänger, wie Newman, wird man daher in Obigem noch manches zwischen den Zeilen lesen müssen.

Ohne Zweifel war es die etwas schwülstige, mehr bilderreiche und leidenschaftliche als durch ruhige Darlegung und klare Beweisgründe wirkende Schreibart Kossuths, die es ihm unmöglich machte, in der englischen Presse Fuß zu fassen — was er sowohl der von ihm vertretenen Sache als auch des nötigen Erwerbes halber zu thun wünschte. Er versuchte es, wie er selbst erzählte, bei einer Menge Zeitungen; doch vergebens. Nach kurzer Mitarbeiterschaft an einem Blatte („Atlas") mußten die Beiträge eingestellt werden. Immerhin findet man in seinen in England und Amerika gehaltenen Reden viele höchst treffliche Ausführungen über die Gefahren, die der Sicherheit und Kultur Europas durch die Uebermacht und die Eroberungsgelüste des Zarentums drohen.

Für das deutsche Volk — das muß bezeugt werden — hatte Kossuth in jenen Tagen nur Worte der höchsten Anerkennung. So äußerte er sich in einer seiner besten und klarsten Reden zu Boston in der Faneuil-Halle, die als die Wiege der amerikanischen Unabhängigkeit gilt:

„Von dem Vertrage von Verdun an, wo Deutschland von Frankreich und Italien sich schied, hat während des langen Zeitraumes von mehr als tausend Jahren keine Fremdmacht je über Deutschland zu herrschen vermocht. So stark ist die Widerstandskraft des deutschen Volkes in der Aufrechthaltung seines nationalen Daseins gewesen. Die Willkürherrscher, die es regierten, waren Fürsten aus seinem eigenen Blute. Um aber deutsche Freiheit zu unterdrücken, mußten solche Gewaltherrscher stets fremde Einrichtungen zu Hilfe nehmen. Zuerst warfen sie das alte deutsche Recht nieder, das den Engländern und den Amerikanern noch heute so teuer ist — das Recht, das einen ewigen Schutzwall gegen die Uebergriffe der Despotie bildet, und ersetzten es durch die eiserne Regel des kaiserlich römischen Rechtes. Mit dem römischen Rechte kam die Herrschaft des päpstlichen Roms über die Berge, und eine Priestermacht erhob sich allüberall. Dem deutschen Aar wurden die Flügel gebunden, damit er nicht zur Sonne der Wahrheit emporschwebe."

Nachdem er dann die Reformation gefeiert und Deutschlands Erhebung gegen Napoleon I. gepriesen, rief Kossuth aus:

„Und es gibt Leute in Amerika, die an der Lebenskraft der Deutschen verzweifeln, an ihrer unbezwinglichen Widerstandsfähigkeit gegen Unterdrückung, an ihrer Liebe zur Freiheit, die sie ruhmreich durch zweitausend Jahre bewiesen haben. Der deutsche Stamm ist eine Macht, deren Lebenskraft und Einfluß Sie in der Weltgeschichte während dieser ganzen langen Zeit verfolgen können. Sie können sie verfolgen in der Geschichte der Wissenschaft und des kriegerischen Heldentums, des Gewerbfleißes und des kühnen Unternehmungsgeistes. Ja, Ihr eigenes Land, Ihre eigene nationale Art tragen den Stempel deutscher Lebenskraft. Andere

Digitized by Google

Völker sind ab und zu groß gewesen durch einige große Männer. Das deutsche Volk war stets groß durch sich selbst."

In seiner Schlußrede an die Deutschen in New-York empfahl Kossuth 1852 vorahnend, was er den Dreibund zwischen Deutschland, Ungarn und Italien nannte, indem er die folgenden Worte Lytton Bulwers anführte:

„Der Friede Europas kann nicht gesichert werden ohne ein starkes Deutschland, und Deutschland kann nicht stark sein, wenn es nicht frei ist. Ein freies Deutschland ist ein Bollwerk gegen die Uebergriffe Frankreichs und den Hochmut Rußlands. Ein versklavtes Deutschland ist entweder die Beute Frankreichs oder das Werkzeug Rußlands."

In jener Rede sagt Kossuth auch: „Die Herzen des Deutschen und des Ungarn sind eng verbunden; sie schlagen wie die Herzen von Zwillingen, die unter derselben Mutterbrust geruht. Sie schlagen wie die Herzen von Brüdern, die, Hand in Hand, die Bluttaufe erhalten. Sie schlagen wie die Herzen zweier Kameraden am Vorabend der Schlacht, entschlossen, zusammenzuhalten wie die Klinge und der Degengriff."

Dem Prophetentone gemäß, der Kossuth eigen war, schwor er „bei dem Gotte, der mein Volk von den Wiesengründen Hinterasiens an die Ufer der Donau führte — jener Donau, deren Wogen Religion, Wissenschaft und Sittigung aus Deutschland zu uns gebracht, und in deren Fluten die Zähren Deutschlands und Ungarns sich vermischt haben; bei dem allmächtigen Auge, das über der Menschheit Schicksal wacht"; und bei den großen Erinnerungen an die gemeinsamen Kämpfe von 1848—49; bei dem Blute, das auf der Ebene von Schwechat aus ungarischen Herzen für die Befreiung Wiens floß, daß er (Kossuth) „sich hiermit verpflichte, und daß das Volk von Ungarn sich verpflichte, den mit den deutschen Brüdern eingegangenen Bund ehrlich, treu und wahr zu halten, im Leben und bis in den Tod."

II.

Ein schon etwas veränderter Ton klang durch eine zwei Jahre später in England zu Nottingham gehaltene Rede. Dort sprach Kossuth sein Bedauern darüber aus, daß Polen einst ein Heer zur Errettung Wiens von der türkischen Belagerung sandte!

Wie aber löste Kossuth ein paar Jahre nach jener in Amerika vor Deutschen in deutscher Sprache gehaltenen Ansprache sein feierlich gegebenes Wort ein?

Wir, die wir nach dem tiefen Sturze Ungarns fast zwanzig Jahre hindurch im Auslande in zahlreichen Schriften und Aufsätzen, in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache Ungarns gutes Recht verfochten haben — das ist ja oft genug von ungarischer Seite anerkannt worden — können heute ruhig, ohne eine irrige Auffassung unserer Darlegung fürchten zu müssen, dieser unerquicklichen, nicht zu Kossuths Ruhm beitragenden Dinge erwähnen.

Die thatsächliche Wahrheit ist, daß er, der Genosse Mazzinis und Ledru-Rollins, im „Zentral-Europäischen demokratischen Ausschusse", vor dem italie-

Digitized by Google

nischen Kriege von 1859 hinter ihrem Rücken geheime Unterhandlungen einerseits mit der Petersburger Regierung, andererseits mit Ludwig Napoleon pflog, um entweder einen Prinzen aus dem russischen oder aus dem bonaparteschen Kaiserhause auf den ungarischen Thron zu bringen, also Deutschland eine schwere Gefahr auf den Hals zu ziehen.

Dies erstaunliche Verfahren Kossuths, das einen gänzlichen und plötzlichen Abfall von seinen bis dahin geäußerten Gesinnungen und seinen politischen Beziehungen in sich schloß, erweckt die Erinnerung an einen ähnlichen verwerflichen Versuch aus dem Jahre 1849. Sein eigener früherer Ministerpräsident, Bartholomäus von Szemere, hat darüber eine ganz außerordentliche Enthüllung gemacht.

Als die ungarische Freiheitserhebung in den letzten Zügen lag, bemühte sich Kossuth, den Spieß oder die Kosakenlanze der russischen Einmischung im Handumdrehen gegen Oesterreich selbst zu wenden. Er, der stets Rußlands Macht und die slavischen Sonderbestrebungen in Ungarn als die verderblichsten Feinde des magyarischen Volkstums angegriffen hatte, wollte nun mit einemmale einem „Regenten aus dem russischen Hause" die St. Stephanskrone aufs Haupt setzen!

Hier mag zuvörderst noch eines andern vergessenen Vorfalles aus dem Jahre 1848 gedacht werden. Als Kossuth damals in Wien erschien, suchte er insgeheim den Erzherzog Stephan, den Palatin Ungarns, zu bewegen, die Krone anzunehmen, also den regierenden König, den damaligen Kaiser Ferdinand, zu entthronen. Kossuth selbst hat dies schon 1852 öffentlich erzählt.[1]) Die Königsmache war also von jeher seine Neigung gewesen. In Ermanglung eines Fürsten war er allerdings bereit, selbst an die Spitze zu treten.

Szemere, von dem die erwähnte Enthüllung über Kossuths Versuch von 1849 herrührt, ist entschieden deutsch-freundlich gewesen. Während der Revolutionsjahre vertrat er übrigens die Sache der völligen Unabhängigkeit seines Landes, und zwar vom demokratischen Standpunkte. In einem 1860 in England veröffentlichten Werke („Sieben Briefe an Richard Cobden") schrieb er:

„Warum sollten wir die Deutschen hassen? Sind wir nicht ihnen hauptsächlich für unsere literarische und geistige Bildung verpflichtet? Waren sie nicht unsere Lehrmeister in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben? Hat nicht unsere Jugend auf den deutschen Hochschulen studirt und ist mit Kenntnissen hoch bereichert von dort nach Hause zurückgekehrt? Und die Deutschen, die sich in unserem Lande niedergelassen haben, haben sie nicht unsere Achtung, unser Vertrauen, unsere Bewunderung gewonnen durch die Reinheit ihrer Sitten, durch die Milde ihrer Gemütsart, durch ihr nüchternes und regelmäßiges Leben, durch ihre Fortschritte im Ackerbau und in allen nützlichen Künsten, in denen sie uns ein ausgezeichnetes Beispiel geben? Man nehme hinzu, daß die Deutschen ihre

[1]) Siehe seine Rede zu Boston, am 30. April 1852, in „Speeches of Kossuth", von Francis W. Newman. London, 1853.

Digitized by Google

jetzige ungarische Heimat aufrichtig lieben, daß sie sich in vollkommener Uebereinstimmung mit den teuersten Interessen derselben befinden. Obwohl noch Deutsche an Sprache, sind sie im Herzen Ungarn. Mit wenigen Ausnahmen waren denn auch die Deutschen 1848—49 glühende Verteidiger der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit. Wahrlich, wenn es irgend ein Land gibt, wo der deutsche Name verehrt wird, so ist es Ungarn."

Das war 1860 geschrieben. In demselben Werke teilt Szemere die damalige Volkszählung seines Landes mit, die auf 14,193,152 Menschen beziffert ist. Darunter gab es: Ungarn (Magyaren) 6,150,000; Deutsche 1,589,715; Kroaten 993,995; Serben 1,193,095; Ruthenen 589,870; Slowaken 1,852,005; Walachen 2,374,472; Juden 350,000. Die slavischen Stämme zusammen waren also auf 4,728,965 berechnet. Die sämtliche nicht-magyarische Bevölkerung wurde auf 8,043,152 angegeben.

Es sei dies hier erwähnt, weil sich Kossuths geheime Anerbietung an Rußland dadurch als um so ungeheuerlicher herausstellt. Ungarn zu einem Vasallenlande des Zarenreiches machen zu wollen, das hieß dem magyarischen Stamme das Lebenslicht ausblasen.

War es persönlicher Ehrgeiz, der Kossuth so weit verblendete? Spielte vielleicht gar die Erinnerung an seine eigene Ahnenschaft dabei mit? Sein Geschlecht war ja ursprünglich kein vollblut-magyarisches, sondern ein slavisches, wie schon sein Name andeutet. Schon aus diesen Gründen war es nicht leicht für ihn gewesen, in den Jahren 1848—49 die Stellung zu erringen, innerhalb deren er allmälich zum Gipfel der Macht aufstieg. Doppelte Mühe hatte er, dieses seines Familienursprunges halber, gehabt gegenüber den auf ihre Vorrechte pochenden Magnaten, die Volks- und Nationalbewegung in einem Lande zu leiten, das zum mindesten in vier Hauptstämme zerfällt, mit Sprachen so verschieden von einander, wie türkisch von russisch, holländisch von italienisch — kleinerer Volksbruchteile nicht zu gedenken.

Aus Arad — so teilte Bartholomäus von Szemere mit, und Kossuth hat ihm meines Wissens nie widersprochen — richtete der Statthalter von Ungarn, als die Erhebung in den letzten Zügen lag, am 4. August 1849, 2 Uhr morgens, ein Schreiben an ihn (Szemere) und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Kasimir Batthyany, worin Kossuth einen „Regenten aus dem russischen Hause" herbeiwünschte und zu diesem Zweck eine Abordnung „direkt nach Petersburg zum Zaren" schicken wollte. „Es ist wahr", sagte Szemere weiter, „daß Kossuth schon früher, Ende Juli, als wir durch die austro-russischen Scharen nach Szegedin gedrängt wurden und Graf Kasimir Batthyany und ich in Görgeis Lager, das gegen die russische Armee aufgestellt war, uns begaben, uns jene Instruktionen geben wollte, daß wir die ungarische Krone einem kaiserlich russischen Prinzen antragen möchten — welches Ansinnen wir aber, entschieden es zurückweisend, nicht übernahmen."

Szemere bemerkt dabei: „Er (Kossuth) setzte eine Dynastie ab, ohne die Republik an ihrer Stelle proklamiren oder sie als die zukünftige Staatsform

Digitized by Google

andeuten zu wollen. Seinen geheimsten Plänen war die Republik zuwider." Als „keine Aussicht auf Erfolg" mehr vorhanden war, übergab Kossuth am 11. August die Diktatur an Görgei. Im September 1849 habe Kossuth aber aus Widdin, als Flüchtling, abermals ein Schreiben an seine auswärtigen Agenten gerichtet, worin es hieß:

„Am wünschenswertesten wäre es, wenn ein Koburg Ungarns König auf folgender Basis eines Bundes mit Oesterreich würde: Oesterreich im Falle eines inneren oder äußeren Angriffes 100,000 Mann Bewaffnete zur Disposition zu stellen; überdies können wir auch noch 200,000,000 Schulden übernehmen. Sollte dies unmöglich sein, so ist mein zweiter Wunsch: der Herzog von Leuchtenberg als ungarischer König. Das ist eine Möglichkeit, und ich empfehle diese Idee besonders."

So kreuzten sich in Kossuths Geist die abenteuerlichsten Gedanken. Der eiserne Gang der Geschichte aber schritt über all diese unmöglichen Pläne hinweg. Wäre die von Kossuth „besonders empfohlene Idee", einen russischen Fürsten auf Ungarns Thron zu setzen, zur Verwirklichung gelangt, so würde sich dies Land heute wahrlich nicht des großen Maßes von Freiheit erfreuen, deren es jetzt immerhin genießt.

Der Königsmacher, dessen Plan gelingt, darf darauf rechnen, unter dem neuen Herrscher die vorderste Stellung einzunehmen. Allein Kossuths Vorschlag kam schon zeitlich zu spät. Infolge des Eindringens eines russischen Heeres unter General Paskiewitsch schloß die vielversprechende Erhebung, der auf zahlreichen blutigen Schlachtfeldern geführte Heldenkampf, mit dem Trauerspiele massenhafter Hinrichtungen am Galgen, an dem die Tapfersten und Treuesten ihr Leben aushauchten.

III.

Und nun begann Kossuth, nachdem er 1851 aus der ehrenvollen türkischen Haft in Kutahia durch englischen Einfluß freigelassen worden, in England und Amerika einen mehrere Jahre hindurch mit äußerster Leidenschaftlichkeit geführten rednerischen Feldzug gegen Rußland und gegen die Gefahren des All-Slaventums — einen Feldzug, in welchem er gewiß tiefe, noch heute beherzigenswerte Wahrheiten aussprach.

Ehe er diesen Feldzug antrat, brach — wie das unter politischen Flüchtlingschaften stets geht — mancherlei innerer Zwiespalt unter den ungarischen Verbannten aus. General Klapka, nach Kossuth der bedeutendste Führer, hatte, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, längere Zeit hindurch wenig oder keine Kenntniß von Kossuths Plänen im Auslande. Noch heftiger gestaltete sich die Entfremdung zwischen Kossuth und dem Grafen Ladislaus Teleki, der zusammen mit Franz Pulszky 1849 als Botschafter Ungarns in Paris gewesen war, zur selben Zeit, wo der Oberst Frapolli die unter der Regierung Mazzinis, Saffis und Armellinis stehende römische Republik, Dr. Frie-

Digitized by Google

drich Schütz (Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung) und ich die Volksregierungen von Baden und Rheinbayern dort vertraten.

Bekanntlich hatte Kossuth vor seinem Uebertritt auf türkisches Gebiet als Diktator abgedankt. Im Auslande aber wollte er sich als den alleinigen rechtmäßigen Statthalter Ungarns durch seine Genossen in der Verbannung und in der Oeffentlichkeit überhaupt anerkannt wissen. Teleki nannte dies eine „Prätendenten-Politik". Teleki wollte nicht, daß die gesamte Partei lediglich „gehorsame, blinde Werkzeuge" Kossuths seien. Er drang deshalb auf Wahl eines Ausschusses von mehreren. Darüber setzte es bittere Fehden ab, da Kossuth seine alte Stellung als Diktator förmlich wieder aufnehmen wollte und, so hieß es, jeden für seinen Feind erklärte, der nicht seine Ansprüche anerkannte.

Szemere schildert diese Vorgänge in der schärfsten Weise. Kossuth habe nach seiner Ankunft in Southampton und in London an die Ausgewanderten folgende eigentümliche Ansprache gehalten:

„Ihn habe die göttliche Vorsehung zur Errettung Ungarns auserkoren; er wolle diesem göttlichen Rufe folgen. Er fordere Vertrauen und unbedingten Gehorsam; die nicht mit ihm gehen wollten, die wolle er zertreten — oder sie müßten ihn zermalmen. Da er in Kutahia sich mit den militärischen Wissenschaften vertraut gemacht habe, so behalte er sich als Oberbefehlshaber auch die Kriegführung ausschließend vor. Er sei zu jedem Opfer für sein Vaterland bereit, nur nicht zu dem, daß man ihn zwinge, König zu werden, obwohl er nicht leugne, daß, wenn jemand mit mehreren Millionen Franken und einem Heere des Vaterlandes Unabhängigkeit zu garantiren im stande wäre, dieser die Krone verdienen würde. Von den eingehenden Unterstützungsgeldern aus England und Nordamerika werde er denen, die ihm nicht gehorchen, nichts zukommen lassen; er sei nicht verrückt genug, um seine Gegner zu unterhalten."

So Szemere. Kossuths Streben ging nun bekanntlich, wie er selbst erzählt, auf Sammlung einer großen Geldanleihe und Beschaffung von Waffen für Ausrüstung eines Heeres. Auch ließ er in England massenhaft Papiergeld drucken, worüber es 1860 zu einem auf Betreiben der österreichischen Regierung gegen ihn angestrengten Prozeß kam, infolge dessen die Vernichtung jener Scheine erfolgte. All diese Umstände zusammen erregten bei manchem ungarischen Flüchtling den Verdacht, Kossuth strebe wahrlich doch die Königswürde an.

Man wendet sich nach diesen unerquicklichen Dingen gern zu Kossuths Reden, die er 1851—52 in England und Amerika hielt, in welchen der Kriegsruf gegen Rußland das A und das O der glühenden Ansprachen bildete. Es war die Zeit kurz vor dem Krimkrieg. Da nannte Kossuth das Zarenreich einen Koloß, der eine eiserne Stirn, aber thönerne Füße hat. Die Idee des Panslavismus bezeichnete er als eine „satanische Versuchung des Stolzes der slavischen Stämme", als eine „russische Verschwörung", einen „dunklen Plan, aus Nationalgefühlen ein Werkzeug russischer Uebermacht in der Welt zu schmieden". Durch Rußlands Sieg über Ungarn sei alles europäische Gleichgewicht zu Ende; Oesterreich sinke in die Stellung eines Satelliten Rußlands herab. Die Türkei allein

Digitized by Google

widerstehe noch. Im übrigen sei das Festland hilflos dem russischen Einflusse übergeben.

Unablässig betonte Kossuth in diesen feurigen Reden die Notwendigkeit, Polen von Rußland loszutrennen, damit Europa Sicherheit erlange. In seinem Eifer ging er so weit, die Vereinigten Staaten von Amerika aufzufordern, sie sollten mit ihren Flotten und ihrer Mannschaft sich an diesen Kämpfen beteiligen. Gewiß eine sonderbare Verkennung der Grundregel amerikanischer Politik!

Für Deutschland hatte Kossuth die besten Gesinnungen oder Worte; unter anderem in Bezug auf Schleswig-Holstein. Vor seinen amerikanischen Zuhörern trat er als entschiedener Republikaner auf, indem er öfters Mazzinis und Garibaldis gedachte. Indem er der Anerbietung erwähnte, die er 1848 insgeheim dem Erzherzog Stephan gemacht hatte, rief er aus:

„Hätte der Erzherzog den Vorschlag angenommen, so wäre ohne Zweifel die Unabhängigkeit Ungarns sogar von Rußland anerkannt worden, zumal wenn er eine Familienverbindung mit jener Despotie eingegangen wäre, und dann wäre die Errichtung einer Republik auf Jahrhunderte hinaus unmöglich gewesen. Jetzt dagegen ist es so sicher, wie daß es einen Gott im Himmel gibt, daß kein König je mehr in Ungarn regieren wird. Es muß aber eine jener Republiken sein, in welcher das Freistaatswesen nicht ein bloßes romantisches Behängsel ist, sondern eine Wirklichkeit, fußend auf der Grundlage der Gemeindefreiheit. Nimmermehr wird bei uns ein solcher Vorfall eintreten können, wie er Frankreich im Dezember (1851) entehrt hat."

Wie aber hat Kossuth nachher sowohl gegenüber der Petersburger Regierung, als auch gegenüber dem Dezember-Kaiser gehandelt?

Es sei hier nur kurz erwähnt, daß er noch im Krimkriege beständig die Westmächte aufforderte, gegen den eigentlichen schwachen Punkt Rußlands — nämlich in Polen — einen Schlag zu führen. In einer Versammlung zu London, bei welcher das Parlamentsmitglied Sir Joshua Walmsley den Vorsitz führte, rief er am Schlusse aus: „Polen wird für euch die sibyllinischen Bücher sein. Drei davon sind schon verloren. Eilt euch, die letzten sechs davon zu kaufen, oder ihr werdet, wie der alte Römerkönig, für die letzten drei den vollen Preis der sechs zu zahlen haben." „England," behauptete er, „bedarf Polens und Ungarns mehr, als Polen und Ungarn Englands bedürfen."

Kaum waren jedoch, nach Beendigung des Krimkrieges, etwas mehr als zwei Jahre verflossen, da trat Kossuth, als der italienische Krieg in Sicht stand, ganz in der Stille einerseits mit dem französischen Dezember-Kaiser, andererseits mit der russischen Regierung in Verbindung. Der Verkehr mit Napoleon III. soll zuerst durch den berüchtigten napoleonischen Polizeipräfekten Pietri vermittelt worden sein. Seine Genossen vom „Zentraleuropäischen Demokratischen Ausschusse", Mazzini und Ledru-Rollin, mit denen er so manchen Aufruf erlassen hatte, gab Kossuth bei diesen geheim gehaltenen Verhandlungen völlig preis, obwohl er äußerlich noch mit ihnen im Verkehr blieb und die Sitzungen besuchte.

Digitized by Google

Mazzinis und Ledru-Rollins Empörung darüber kannte, als die Sache nachträglich herauskam, keine Grenzen. Bei der Natur und den Zwecken jenes Ausschusses war dies auch begreiflich. Die verbannten Führer Italiens und Frankreichs hatten ein Gefühl, als seien sie schmachvoll verraten worden. Oft genug sprachen sich die Freunde mir gegenüber in diesem Sinne aus.

Wie mir Ledru-Rollin berichtete, war Kossuths Gebaren bei der letzten Ausschußsitzung, der er anwohnte, höchst sonderbar. „Unruhig ging er im Zimmer umher und beständig um den Tisch herum, während er sprach. Er kam uns wie verrückt vor. Wir wußten nicht, was wir aus ihm machen sollten." Die nachträgliche Enthüllung von Kossuths geheimem Verkehr mit dem Prinzen Napoleon und mit dem Kaiser im Tuilerienpalaste gab später den Schlüssel zu dem auffallend erregten Benehmen. Kossuth konnte augenscheinlich den Genossen nicht mehr gerade ins Gesicht sehen; daher sein unruhiges Umherlaufen um den Tisch.

(Schluß folgt.)

Das Zentrum.

Von

Graf Paul von Hoensbroech.

Thatsachen lassen sich nicht durch bloße Wünsche aus der Welt schaffen, und so störend, unbequem und widerwärtig sie auch sein mögen, stets bleibt es das Gescheiteste, ihnen gerade ins Gesicht zu schauen.

Daß das Zentrum ein mächtiger, ausschlaggebender Faktor in unserem innerpolitischen und volkswirtschaftlichen Leben geworden ist, bildet eine Thatsache und für alle wahrhaft national gesinnten Männer eine störende, unbequeme und widerwärtige. Läßt sich dieser unerfreuliche Zustand beseitigen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir auf das Wesen und die Natur des Zentrums eingehen.

Rein äußerlich betrachtet ist das Zentrum eine politische Partei wie alle anderen auch; allein diese Betrachtungsweise, eben weil rein äußerlich, ist grundfalsch und in ihren Folgen verderblich. Wir stehen nicht an, einen großen Teil unserer jammervollen inneren Zustände, der Ziel- und Planlosigkeit, der Schaukel- und Schacherpolitik darauf zurückzuführen, daß die Regierung das Zentrum betrachtet und behandelt lediglich von dem rein äußerlichen Gesichtspunkt, daß es einen großen Bruchteil der deutschen Wählerschaft repräsentirt. Für das Zentrum selbst und seine parteipolitische Stellung kann es nichts Vorteilhafteres geben als diesen Standpunkt; von ihm aus gesehen muß es unter die numerisch großen und deshalb ausschlaggebenden Parteien gerechnet werden. Ist aber in einer

Digitized by Google

gesunden Politik, in einem kräftigen, lebensfähigen Staat, eine Partei und der ihr zu bewilligende Einfluß nach der Kopfzahl ihrer Wähler und Gewählten zu bemessen? Muß nicht vielmehr ein Staat erst nach der inneren Struktur einer Partei fragen, ehe er sie als Bausstein benützt? Muß nicht der politische Einfluß, den man einer Partei *gewährt* — und Gewähren, nicht Geschobenwerden sollte das Charakteristische einer *Regierung* sein — sich richten nach den wesentlichen Grundsätzen und Zielen dieser Partei? Ganz gewiß. Die Kopfzahlpolitik ist die Rousseausche Volkssouveränität und der sozialdemokratische Zukunftsstaat: sie ist ein politisches und soziales Tohuwabohu, das sich wie die unheimlichen Nebel über Abgründe und Sümpfe lagert, in die dann der rollende Staatswagen rettungslos versinkt. Beweis: alle Revolutionen, die jemals legitime Throne gestürzt und blühende Länder verwüstet haben.

Welches aber sind die Grundsätze und Endziele des Zentrums? Sind sie solche, die überhaupt gestatten, es als berechtigte Partei in unserem Vaterland anzuerkennen? In dieser Fragestellung wird man unsere Antwort erkennen. Ehe wir sie aber deutlicher geben, noch einige Bemerkungen.

Wir wollen durch unsere Erörterungen gewiß nicht zum „frischen, fröhlichen Kampf gegen Rom" aufrufen, wir wollen nicht die versunkene Zeit des Kulturkampfes wieder heraufbeschwören, wir wollen nicht Steine auf unsere katholischen Mitbürger werfen, ihre Vaterlandsliebe anzweifeln, sie Reichsfeinde schelten, aber wir wollen klar und bestimmt unsere Ansicht sagen über jene Partei, die zwar auf den Schultern unserer katholischen Mitbürger ruht, die durch ihre Stimmen ins Leben gerufen ist, die aber, als *Partei* und *Ganzes* betrachtet, ein so fremdartiges, antinationales Wesen besitzt, daß ihr jede Berechtigung abgesprochen werden muß, am inneren staatlichen Ausbau mitzuwirken.

Da höre ich schon das Zetern der ultramontanen Presse: also die Katholiken sind Heloten, Parias, Staatsbürger zweiter Klasse, gut zum Steuerzahlen, aber nicht gut zum Regieren! Solche und ähnliche Phrasen haben als agitatorische Hetzmittel unbestreitbaren Wert; zur Wahrheit stehen sie in schneidendem Gegensatz und folgen keineswegs aus dem Satz: das Zentrum habe keine Berechtigung, am inneren staatlichen Ausbau mitzuwirken.

Ein scharfer Unterschied besteht nämlich zwischen dem Zentrum als *Partei*, als *Ganzem* — und *nur* dies habe ich im Auge — und den einzelnen Katholiken, den einzelnen Zentrumswählern und selbst den einzelnen Zentrumsmitgliedern. Es wäre in der That schlimm, wenn diese und ähnliche Unterscheidungen nicht wirklich reale wären; wenn die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit des einzelnen nicht unterschieden werden könnte und müßte von der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit des Ganzen, dem er angehört. Dann wäre jeder Katholik ein geborener Feind der evangelischen Kirche, denn die katholische Kirche, als Ganzes betrachtet, ist dies ohne Zweifel. Nein, die einzelnen Katholiken, Zentrumswähler und Zentrumsabgeordnete, können sein und sind vielfach sehr tüchtige, sehr nützliche Staatsglieder, sehr wohl befähigt, die höchsten Aemter zu bekleiden; ich erinnere nur an unsere vier katholischen Botschafter, an unsern katholischen Reichskanzler und

Digitized by Google

Ministerpräsidenten, an unsern katholischen Justizminister, an unsern katholischen Oberpräsidenten in Schlesien, an unsern katholischen Gouverneur von Berlin, an so viele katholische Generale, Geheimeräte, Regierungspräsidenten und Landräte.

Im einzelnen Menschen ist der Katholizismus nur als Religion, nicht als religiös-politisches System vorhanden; er wird bethätigt durch die schlichte Erfüllung der religiösen Pflichten, kurz, dem einzelnen Katholiken ist seine Religion — wie das bei allen Religionen der Fall sein soll — wesentlich Privatsache und Herzensangelegenheit, auf den öffentlichen Markt des Lebens zerrt er sie nicht hinaus. Ganz anders verhält sich aber die Sache, wenn eine Vielheit von Menschen sich auf katholischem Boden zusammenschließt zu dem ausgesprochenen Zweck, in das öffentliche und politische Leben nach katholischen Lehren und Grundsätzen einzugreifen. Da tritt das religiöse, erbauliche Moment des Katholizismus vollständig zurück, und der römische Ultramontanismus als kirchenpolitische Weltmacht nimmt seine Stelle ein.

Das ist nämlich das Unheilvolle des römischen Christentums. Es greift weit hinaus über die Schranken, die ihm durch seine eigene Natur als Religion und durch das geoffenbarte Gotteswort gezogen sind: nicht Weltreligion, sondern Weltherrschaft ist sein Ziel. Der römischen Kirche ist dies so eigen, daß selbst dort, wo sie als solche nicht auftritt, sondern größere oder kleinere Gesellschaftsgruppen und Klassen nur mit ihrem Geist beseelt, diese Gruppen und Klassen zu ebenso vielen Organisationen werden, deren vielleicht nicht programmatisches, aber um so energischeres Streben ist, die Herrschaft der Kirche im ganzen Kreise ihrer Wirksamkeit durchzusetzen. Christi Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" hat sich innerhalb des römischen Christentums allmälich in sein kontradiktorisches Gegenteil gewandelt: Mein Reich ist von dieser Welt. Ein Reich dieser Welt aber ist ohne Herrschaft, Macht, Einfluß auf alle menschlichen Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse nicht denkbar.

In wessen Hände die vielverzweigten Fäden dieser Weltherrschaft zusammenlaufen, ist bekannt. Rom und der Papst und zwar das mittelalterliche Rom und der mittelalterliche Papst bilden diesen Sammelpunkt. Unserer modernen Zeit klingt es wie ein Märchen, und viele sich klug dünkende Leute belächeln dies Märchen vom mittelalterlichen Papst; aber dies überlegene Lächeln zeigt nur, daß sie kein Verständnis haben für die weitaus größte religiös-politische Erscheinung der letzten 1200 Jahre. In „der Erscheinungen Flucht" ist das Papsttum, wie es sich seit der Entstehung des Kirchenstaats herausgebildet hat, das Feste, Bleibende; nicht nur durch seine ununterbrochene Existenz, sondern besonders durch die Unwandelbarkeit seines Wesens, die absolute Stetigkeit seiner Grundsätze. Das Papsttum ist die einzige Macht und Kraft in der Menschengeschichte, die sich rühmen kann, nie auch nur ein Jota seiner Anschauungen und Ansprüche preisgegeben oder geändert zu haben. Gregor VII., Innocenz III., Bonifaz VIII., Leo X., Pius V. und IX., Leo XIII. sind nichts als verschiedene Namen für das gleiche System, das im elften wie im fünfzehnten und neunzehnten Jahrhundert, kurz, immer ein und dasselbe war, ist und sein wird. Die

Digitized by Google

Bulle Unam sanctam, die Absetzung Heinrichs IV., Friedrichs II., Elisabeths von England, das kanonische Recht wie der Syllabus und die Nichtigkeitserklärung der „Maigesetze" durch Pius IX. bilden die theoretische Formulirung und praktische Anwendung dieses Systems: uralt und immer jung.

Ob Bonifaz VIII. erklärt: „Jede Obrigkeit muß dem römischen Pontifex unterworfen sein," oder ob Pio nono dem deutschen Kaiser schreibt: „Jeder Getaufte gehört dem Papst", der Sinn ist derselbe. Das auf der Höhe des Mittelalters gesprochene Wort deckt sich vollkommen mit der Anmaßung Mastai Ferettis. Beides sind eben Papstworte und es gibt nur einen Papst, nicht einen mittelalterlichen und einen andern, modernen.

Das Wesen des Papsttums, das heißt der ultramontanen Kirche, ist Herrschsucht. Unter dem dogmatisch-religiösen Deckmantel: in hâc solâ salus bildet die römische Kirche das ausgeprägteste, entwickeltste, gewaltigste und weltlichste Reich, das die Geschichte kennt. Herrschen zu allen Zeiten, herrschen in allen Ländern, herrschen über alle Menschen, herrschen in allen Verhältnissen, herrschen im einzelnen, herrschen in der Familie, herrschen im Staat, und nochmals herrschen und wieder herrschen, das ist das Alpha und Omega der Kirche des „Statthalters Christi". Nicht als ob in dieser Kirche nicht viele tiefe und echt religiöse Kräfte beschlossen wären, nicht als ob in ihr das Wahre, Gute, Schöne fehlte, auf jedem Blatt ihrer bändereichen Geschichte kann sie solches aufweisen, aber all das Große und Erhabene, tief innerlich Religiöse, das die römische Kirche aufzuweisen hat, ist von ihr in den Dienst ihrer ungemessenen Herrschsucht gezwungen worden. Dogma und Moral, Kultus und Askese sind durchzogen von diesen Herrschsuchtsfäden; sie bilden die Kristallisationslinien, um die sich rein alles, sei es, was es sei, ansetzt und fortentwickelt. Kein Sakrament wird gespendet, ohne daß das Herrschaftsrecht der Kirche zum Ausdruck gebracht, keine Kirche wird geweiht, ohne daß sie als neuer Zentralpunkt für die klerikale Herrschaft bezeichnet wird, keine gottesdienstliche Verrichtung geht vor sich, ohne daß sie als Mittel für diese Herrschaft erscheint; alle religiöse Begeisterung, die oft in ergreifender Weise aufflammte, alle wohlthätigen und sittlichen Bestrebungen werden unter dieses Joch geschmiedet.

Diese Herrschsucht ist auch der tiefste Grund jener schlimmen katholischen Intoleranz, die niemand als gleichberechtigt neben sich dulden kann. Die römische Kirche kennt weder Könige noch Fürsten, weder unabhängige Reiche noch selbständige Gesetzgebung, sie kennt nur Unterthanen, sie vindizirt sich die Macht, überall einzugreifen, jedes Gesetz für null und nichtig zu erklären. Nur einen Herrscher erkennt sie an: den römischen Papst, dessen „Söhne", das heißt Untergebene, die christlichen Fürsten und Könige sind oder doch sein sollen.

Dieses starre System der straffsten Zentralgewalt hat jahrhundertelange Triumphe gefeiert; ganz Europa hat sich ihm gebeugt. Denn die Menschheit liebt, trotz des Freiheitsdranges, die Autorität, und die „gläubige" Menschheit ordnet sich willig einer Herrschaft unter, die ihr unter dem verklärenden Schimmer der Göttlichkeit entgegentritt und den dunklen Pfad ins Jenseits zu erhellen ver-

Digitized by Google

spricht. Der „Vizegott“ — so nannte das „gläubige“ Mittelalter den Papst, und das ist er für den Katholiken noch heute — ist eine solche Autorität und in dieser Eigenschaft hat er tiefe, unausrottbare Wurzeln in den Völkern geschlagen. Erst der gewaltige Hauch deutscher Reformation hat diesen Riesenbaum des Papsttums erbeben lassen und manchen Ast ihm zerbrochen. Was aus den Völkern geworden, die im Schatten dieses Baumes lebten, sagt die Geschichte; sie sind geblieben im Bann leerer religiös-metaphysischer Formeln, krassesten Aberglaubens, theatralischer Mummerei, ihr Geistesleben war unfrei, geknechtet; ihre staatliche Entwicklung blieb zurück unter dem Einfluß dieser gewaltigen, lebendigen Fremdherrschaft, die nicht nach den Regungen und Bedürfnissen des Volksgeistes sich richtete, sondern alles modelte nach den unabänderlichen Normen herrschgewaltiger Dogmatik und dogmatisirter Herrschsucht.

Kann es eine bessere Bestätigung der Wahrheit des Gesagten geben als die jüngsten Vorgänge in Oesterreich-Ungarn? Nicht gleich in der Form, aber ganz gleich in der Sache ist dort heute der päpstliche Nuntius Agliardi aufgetreten wie einst seine mittelalterlichen Kollegen: Roms Herrschaft und Oberhoheit über Völker und Fürsten sollte wieder einmal bethätigt und bestätigt werden.

Auf diesem Standpunkt steht in unserem deutschen Vaterland die große Zentrumspartei. Sie ist durch und durch eine päpstliche und deshalb zum mindesten eine undeutsche und anationale Partei. Das Zentrum ist eine „katholische Partei“, aber, wie wir gesehen haben, „katholisch“ ist ein doppelsinniges Wort; es hat eine kirchlich-religiöse und eine politisch-weltliche Bedeutung. Für die einzelnen Mitglieder des Zentrums, die ja, mit Ausnahme der zwei oder drei „Hospitanten“, sämtlich Katholiken sind, paßt die kirchlich-religiöse, für das Zentrum als Ganzes nur die weltlich-politische Bedeutung des Wortes „katholisch“. Was das Zentrum als Partei treibt, ist nicht Politik, sondern wesentlich Kirchenpolitik; es versicht weder die Interessen der Katholiken als Einzelpersonen, noch die Interessen des katholischen Volks, als Teil des deutschen oder preußischen Volks gefaßt, sondern einzig und allein die Interessen päpstlicher Politik und römischer Herrschgelüste. Die Katholiken als Einzelpersonen bedürfen keiner besonderen Interessenvertretung, da ihre religiöse Existenz und Freiheit den gleichen verfassungsmäßigen und gesetzlichen Schutz genießt, wie jedes andere religiöse Bekenntnis; auch ruht die religiöse Interessenvertretung des Katholiken ausschließlich in den Händen der Bischöfe und Priester und nicht in den Händen einer auf politischen Wahlen beruhenden Partei. Das katholische Volk aber braucht eine Sondervertretung noch viel weniger, denn es ist nicht und soll nicht sein ein Sondervolk. Je mehr also das Zentrum und seine Presse behauptet, Vertreter des „katholischen Volks“ zu sein, um so deutlicher tritt die Unwahrheit dieser Behauptung zu Tage. Sie ist ein Mantel, der der wahren Gestalt des Zentrums umgehangen wird. Leider allerdings mit dem Erfolg, daß diese durchsichtige Verkleidung für jene, die nicht sehen wollen, und die glauben, das Zentrum als gleichberechtigte Partei benützen zu müssen, genügt, um ihre freiwillige Blindheit und ihre kurzsichtige, gemeinschädliche Politik zu beschönigen.

Digitized by Google

Wie richtig wir das Bild des Zentrums als fremdländischer, päpstlicher Partei gezeichnet haben, beweist die ganze Geschichte dieser Partei, beweist die Thatsache, daß sie noch nie, trotz ihrer Größe und Stärke, etwas für das Vaterland Gemeinnütziges, Segensreiches geschaffen hat. Einzelne Glieder des Zentrums sind nützlich thätig, aber die Partei als solche wirkt bei Behandlung großer Fragen nur hemmend und zeigt in erschreckender Weise einen gänzlichen Mangel deutsch-patriotischer Gesinnung. Der römisch-kirchliche Standpunkt ist bei ihr stets der ausschlaggebende, und von ihm aus wird alles daraufhin abgeschätzt, wie viel Einfluß und Herrschbefugnis der Papstkirche zufällt.

Oberflächliche Beobachter werden mir das Verhalten des Zentrums in der Septennatsfrage entgegenhalten: damals sprach Rom, und das Zentrum gehorchte nicht. Und doch ist gerade dieser Vorfall ein neuer Beweis dafür, daß das Zentrum dem päpstlichen Einfluß untersteht. In heißer Erregung, als die Befolgung der römischen Direktive ihm seine eigene Machtstellung im Lande und Parlamente zu kosten schien, hat es sich allerdings dieser Direktive für einen Augenblick entzogen, um aber sofort unter Zeichen des lebhaftesten Bedauerns zu ihr zurückzukehren. Der Zentrumsführer Freiherr von Frankenstein wurde nach Rom beschieden, um dem Papst und seinem Kardinalstaatssekretär die verlangten Aufklärungen zu geben. Wo ist es jemals erhört, daß eine politische Partei einem fremden Souverän und seinem ersten Minister sich ad audiendum verbum stellt und dieser fremden Macht Rechenschaft gibt über ihre Abstimmung in einer innerpolitischen vaterländischen Frage? Wird durch diese Thatsache nicht schlagend dargethan, daß der Schwerpunkt der Zentrumspartei, der Standpunkt von dem aus sie alle, selbst militärische und wirtschaftliche Fragen behandelt, ein fremdländischer anationaler und darum in den meisten Fällen antinationaler ist? Fehlt einer solchen Partei nicht die allererste Bedingung zur Qualifikation als Regierungspartei in einem selbständigen souveränen Lande? Auch nur ein weiteres Wort darüber zu sagen, hieße die banalste aller banalen Wahrheiten erörtern. Und doch hat unsere Regierung schon seit Jahren das Gefühl für diese Wahrheit verloren.

Anläufe zu gemeinnützigem, patriotischem Wirken im Reichs- und Landtag sind vom Zentrum auch als Partei gemacht worden; aber es blieben stets unfruchtbare Versuche, die ein schnelles Ende haben mußten. Da nämlich die römische Kirche sich zum Zweck ihrer Herrschaft zur obersten Richterin in allen Fragen des religiösen Glaubens und der öffentlichen Moral aufgeworfen hat, und da alle großen Fragen und Bewegungen der Zeit und des zeitgenössischen Volks- und Staatslebens die öffentliche Moral irgendwie tangiren, so würde in der Behandlung solcher Fragen für eine Partei, die auf diesem römischen Standpunkt steht, sehr bald der Zeitpunkt eintreten, wo nicht mehr nach unbefangener objektiver und rein patriotischer Prüfung geurteilt werden kann, sondern wo die dogmatisch festgelegten Grundsätze der römischen Kirche, als eiserne Richtlinien ihres Herrschaftssystems befolgt werden müssen. Das haben wir in unseren Parlamenten zu hundertmalen beobachten können. Damit ist aber eine Partei

Digitized by Google

als Partei zur Unfruchtbarkeit dauernd prädestinirt, ganz abgesehen davon, daß diese theokratische, fremdländische Marschroute den Lebensinteressen eines souveränen und evangelischen Staates diametral entgegengesetzt ist.

Schon oben erwähnten wir die jüngsten Vorgänge in Pest und Wien. Ihre Einzelheiten wollen wir hier nicht vorführen; sie sind zu bekannt, und es muß jedem, der sie kennt, in die Augen springen, wie genau sie unsere theoretischen Ausführungen illustriren. Nur eine Aeußerung der ultramontanen „Germania" über diese Vorgänge sei hier erwähnt. Dies Blatt, das ein Parteiorgan des Zentrums par excellence ist und mit den Zentrumsführern, dem hohen katholischen Klerus und den Jesuiten in engster Verbindung steht, das also so recht die Anschauungen der intimsten und einflußreichsten römisch-päpstlichen Kreise wiedergibt, hat in unfreiwilliger Naivität ausgeplaudert, wie das „deutsche" Zentrum über den österreichischen Zwischenfall denkt. Es druckt den Brief des Grafen Kalnoky an Baron Banffy ab und bemerkt dazu: „Aus dieser Note geht hervor, daß Graf Kalnoky bezüglich der Rechte des Nuntius beziehungsweise des heiligen Stuhles recht bedenklichen Anschauungen huldigt, Anschauungen, die mit der Eigenschaft eines guten Katholiken sich recht schwer vereinigen lassen ... Gegen diese Zumutung (daß ein päpstlicher Nuntius sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines Landes einmischen dürfe) müssen alle dem heiligen Stuhl ergebenen Katholiken mit den österreichischen Abgeordneten aufs entschiedenste protestiren" (Germania, 8. Mai 1895). Also das Parteiorgan des Zentrums erklärt, wer eine agitatorische Einmischung der päpstlichen Zentralgewalt in die freie und souveräne Gesetzgebung eines unabhängigen Staates mißbilligt, der sei kein „guter Katholik" mehr; es fordert alle Katholiken, also auch die deutschen Zentrumskatholiken auf, Protest gegen diese Verkürzung der Rechte des heiligen Stuhles zu erheben. Habemus confitentem reum: Das Zentrum ist nicht auf deutsch-patriotischen, sondern auf römisch-päpstlichen und internationalen Grundsätzen aufgebaut; unser Vaterland und unsere Gesetzgebung — im weitesten Umfang des Wortes — ist nicht eine freie und souveräne, sondern untersteht dem Oberaufsichtsrecht des römischen Papstes!

Auch die Behandlung der sogenannten „Umsturzvorlage" durch das Zentrum beweist dasselbe. Wo war in seinen vielen Zusätzen und Aenderungen auch nur ein großer deutsch-nationaler Gedanke, ein wahrhaft staatsmännisch-patriotischer Zug, der zum Bewußtsein gebracht hätte, daß die Vorlage unserem deutschen Vaterland zu Nutz und Frommen gereichen sollte? Nicht Deutschland wollte das Zentrum vor dem Umsturz bewahren, sondern es wollte die römisch-päpstlichen Dogmen, die hierarchischen Machtgelüste schützen und stärken. Freilich, nach der Auffassung des Zentrums liegt gerade darin der beste Schutz für Deutschland, denn nur unter dem Schatten der katholischen Kirche, unter dem Krummstab ultramontaner Bischöfe und dem Segen kanonischer Gesetze kann es blühen und gedeihen. Daß diese Auffassung im Herzen des Zentrums wohnt, wird kein Zentrumsorgan bestreiten. Ist dem aber so, dann ist es auch richtig, daß das Zentrum wesentlich eine Partei des „Umsturzes" ist.

Digitized by Google

In unserem öffentlichen Leben haben wir zwei Parteien, die mit diesem Namen bezeichnet werden können: Die Sozialdemokratie und das Zentrum; die rote und die schwarze Internationale. Es sind das allerdings Ausdrücke, die häßlich klingen und an Zeiten hetzerischer Verfolgungssucht erinnern, aber richtig sind sie doch und treffen den Nagel auf den Kopf. Hier gilt auch: les extrêmes se touchent. Es gibt keine schärferen Gegensätze als Sozialdemokratie und Ultramontanismus, aber beiden ist die große Umsturztendenz gemeinsam.

Die Sozialdemokratie will die menschliche Gesellschaft atomisiren; jedes Band soll aufgelöst, jede Fuge gelockert werden, schrankenlosester Individualismus, maßlose Freiheit und Ungebundenheit sind ihre Ziele und ihre Mittel. Der Ultramontanismus dagegen will die menschliche Gesellschaft noch enger aneinander schweißen, aber dieses feste Ganze soll kein lebensvoller Organismus werden, sondern ein starres, versteinertes Gebäude, dessen Kitt die römische Dogmatik und der päpstliche Wille ist, dem König und Bettler, Staat und Familie, Kunst und Wissenschaft sich gleichmäßig unterzuordnen haben: „Zum Seelenheil ist es notwendig, daß jede Obrigkeit dem römischen Papst untergeben sei" (Bonifaz VIII.).

Und ist dies System nicht etwa auch „Umsturz" des Bestehenden? Da müßte zunächst und vor allem umgestürzt werden die teuer erkaufte evangelische Freiheit, es müßte umgestürzt werden die wirksame Kraft des lebendigen Gotteswortes, es müßte umgestürzt werden der freie, selbständige souveräne Staat, es müßte umgestürzt werden das Königtum von Gottesgnaden und an seine Stelle eines von Papstesgnaden treten, es müßte umgestürzt werden die Freiheit der Wissenschaft und Forschung. Das ist der Umsturz, den das Zentrum durch seine Umsturzvorlage anbahnen wollte.

Und eine so undeutsche, einseitig und verbohrt konfessionelle Partei — daß sie unevangelisch ist, will ich gar nicht einmal betonen — ist ein ausschlaggebender, mächtiger Faktor in unserem Vaterland geworden! Wie war das möglich? Um gründlich hierauf zu antworten, müßten wir in die Zeiten des Kulturkampfs zurückgehen. Damals ist durch das gewaltthätige und verletzende Vorgehen des Staates und der Parteien der Grund zur Macht des Zentrums gelegt worden; und die ultramontanen Herren sollten, anstatt über den Kulturkampf zu klagen, diese Zeit preisen; ohne sie säßen sie nicht so zahlreich in den Parlamenten.

Allein lassen wir die Vergangenheit; sie gehört mit allem, was in ihr geschehen, zum irreparabile tempus. Uns, die wir einen hoch aktuellen Gegenstand besprechen, kann nur die Gegenwart interessiren. Auch sie weist in Fülle Fehler und Mißgriffe auf, die Regierung und Parteien bei Behandlung des Zentrums machen.

In einem konstitutionellen Staat, der auf die Mitwirkung der Volksvertretung angewiesen ist, muß die Regierung mit den Parteien rechnen. Die beste Rechnung ist es, wenn eine Regierung es versteht, sich selbst eine homogene Partei zu schaffen, die den größten und bedeutendsten Bruchteil des Volks darstellt. Das scheint bei uns auf absehbare Zeit ausgeschlossen; die Regierungsmajorität muß

Digitized by Google

leider aus den verschiedenen Parteien mühsam und meistens nur von Fall zu Fall zusammengebracht werden. Da hierbei selten die Parteien als solche, sondern nur in einer größeren oder geringeren Zahl ihrer Mitglieder engagirt sind, so kann die Regierung sich die nötigen Stimmen holen, wo sie sie bekommen kann, das heißt aus allen Parteien. Neben dieser leider notwendigen Kombinations- und Rechenpolitik muß aber eine Regierung, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, eine prinzipielle Politik besitzen. Sie muß auf einem festen Standpunkt stehen, sie muß Grundsätze haben, die klar und bestimmt hervortreten. Unter diesen Grundsätzen steht aber einer obenan, bildet gleichsam die Voraussetzung aller übrigen, er ist der politische Pol, um den sich alle Handlungen einer parlamentarischen Regierung drehen müssen: Nie und nimmer darf eine Regierung einer Partei, die als solche von anationalen, undeutschen Grundsätzen geleitet wird, maßgebenden Einfluß gestatten; nie darf auch nur der mindeste Zweifel über ihre prinzipielle Gegnerschaft zu einer solchen Partei bestehen.

Gegen dies Fundamentalaxiom verstößt unsere Regierung dem Zentrum gegenüber schon seit Jahren. Daher rührt die innere Zerfahrenheit, die Haltlosigkeit, die sich in verderblichster Weise innerhalb und außerhalb des Parlaments breit macht. Wie in den siebenziger Jahren die allzugroße, unbesonnene Schroffheit der Regierung das Zentrum mächtig gemacht hat, so wird es jetzt mächtig erhalten durch ein allzu großes Nachgeben. „Die Regierung hat Furcht vor uns, sie braucht uns," das ist das Hochgefühl des Zentrums, der Untergrund seines selbstbewußten Auftretens, und doch sollte eine preußische und eine deutsche Regierung weder Furcht vor dem Zentrum haben noch es brauchen. Ist es nicht der eklatanteste Beweis dafür, daß wir mit unserer inneren Politik auf Abwege geraten sind, wenn ein Zentrum Regierungspartei geworden zu sein scheint? Müßte nicht eine kluge und feste Regierung im stande gewesen sein, im Laufe der Jahre aus den Reihen der großen antiklerikalen Majorität des deutschen Volks auch eine sichere, zuverlässige Parlamentsmajorität zu schaffen? Statt dessen sehen wir fast täglich das wahrhaft unwürdige Schauspiel, daß die Regierung in ihren Vertretern und Preßorganen um die Gunst des Zentrums buhlt, obwohl sie von dem antinationalen Charakter dieser Partei überzeugt ist. Wir wollen nicht, daß die Regierung dem Zentrum den Fehdehandschuh hinwerfe, aber wir wollen, daß klare Verhältnisse geschaffen werden, daß das Land aus dem Munde der Regierung unmißverständlich hört, daß das Zentrum ganz und gar unfähig ist, jemals Regierungspartei zu werden, daß zwischen Zentrum und Regierung ein klaffender Gegensatz besteht, der nie durch Kompromisse überbrückt werden kann, daß zwischen Zentrum und Regierung nie politische Tauschgeschäfte sich abspielen können. Das wollen wir hören, und eine solche Erklärung, vom Regierungstisch abgegeben, wäre nicht bloß ein erlösendes Wort, sondern eine befreiende, segenbringende That.

Allein dadurch schon würden die nationalen Parteien von einer lähmenden Besorgnis befreit, sie würden trotz aller Verschiedenheit der Ansichten in dem

Digitized by Google

einen sich zusammenfinden, daß sie wieder Vertrauen hätten in die Regierung. Denn wie kann die konservative, nationalliberale, freikonservative oder Reichspartei Vertrauen haben zur Regierung, so lange sie nicht gewiß sind, daß das Zentrum als Partei absolut und prinzipiell hors de concours sich befindet? Wie können die nationalen Parteien ein festes Bündnis mit der Regierung eingehen, wenn sie fürchten müssen, daß die Regierung auch der antinationalen Zentrumspartei die Hand zum Bunde reichen wird?

Aber die tiefgehende Unruhe und Erbitterung, die eine solche Absage an das Zentrum bei der katholischen Bevölkerung hervorrufen wird!? Ich glaube nicht an eine solch tiefgehende Unruhe. Die ultramontanen Hetzorgane werden allerdings ihr Möglichstes thun, um die Bevölkerung zu erregen, Zentrums-„führer" vom Schlage des Herrn Lieber werden darin Nahrung finden für ihr demokratisch-agitatorisches Treiben, aber die besonneneren Elemente und auch die große Masse der Katholiken werden sich nicht beunruhigen und erregen lassen; oder wenn es geschieht, so wird diese künstlich erzeugte Unruhe sehr bald der ruhigen Erwägung und der erkannten Wahrheit Platz machen, daß eigentlich gar kein Grund zur Unruhe vorliegt.

Man beachte nämlich wohl, daß wir nicht zu einem Feldzug gegen die katholische Kirche raten; unsere katholischen Mitbürger sollen wie bisher unter dem erprobten Schutze unserer Gesetze in völligster Freiheit ihre Religion ausüben können, und diese selbst soll wie bisher alle Rechte genießen, die ihr Verfassung und Gesetz gewähren. War etwa Unruhe in der katholischen Bevölkerung, ehe das Zentrum überhaupt bestand? Erst sein Entstehen und sein agitatorisches Wühlen hat die „Unruhe und Besorgnis der Katholiken" zu einem bleibenden Zustand gemacht. Daß die Regierung eines überwiegend evangelischen Staates sich doch eigentlich nicht auf eine Partei stützen kann, darf und will, die die schärfsten Grundsätze ultramontan-päpstlicher Weltpolitik vertritt, ist so selbstverständlich, daß eine Erklärung darüber gar nicht nötig wäre. Sie ist nur notwendig geworden durch das schwächliche und unbegreifliche Hinundherschwanken unserer Regierung. Wenn also das, was jedem, auch jedem Katholiken selbstverständlich sein muß, jetzt in einfachen, klaren, aber nicht verletzenden Worten ausgesprochen wird, so kann von Erregung einer Unruhe nicht die Rede sein. Und selbst wenn Unruhe entstehen sollte, sie darf nicht gescheut werden. Wenn gegen einen Feind mobil gemacht oder gegen einen Brand die Feuerwehr alarmirt wird, so entsteht auch Unruhe, aber eine Unruhe zum Heil; denn aus ihr erwächst Ordnung, Sicherheit, Rettung. Es sei aber sofort hinzugesetzt, daß wir weder die katholische Kirche noch selbst das Zentrum mit einem „Feinde" oder einem „Brande" vergleichen wollen; das tertium comparationis liegt in der Unruhe, die zum Segen gereicht.

Lasse man, wie gesagt, der katholischen Religion die vollste Freiheit; sie hat ein Recht darauf, und Rechte sollen nicht verkürzt werden, aber weise man in bestimmtester und authentischster Form das Verlangen zurück, eine Partei am Regieren teilnehmen zu lassen, deren politische Grundsätze im diametralsten

Digitized by Google

Gegensatz stehen zu allem, worauf unser Staatsleben aufgebaut ist; eine Partei, die in erster Linie sich richtet nach den Anschauungen einer fremden Weltmacht. Entstände aus dieser berechtigten, ja pflichtmäßigen Abweisung Beunruhigung, so wäre sie nur ein Zeichen dafür, daß diese Abweisung am Platze und notwendig war. Denn, um das noch einmal zu wiederholen, die katholische Kirche als Religion wird von dieser Abweisung nicht betroffen, sondern nur die päpstlich-hierarchische Weltpolitik, deren wesentlich internationaler Charakter die schwerste Gefahr birgt für jede nationale Politik. Treffend kann ich hier auf einen sehr bezeichnenden Satz verweisen, den die schon erwähnte „Germania" am 11. Mai zur Angelegenheit Agliardi-Banffy schrieb. Der Satz bezieht sich auf die Beantwortung der Interpellation Lichtenstein-Dipauli durch den österreichischen Ministerpräsidenten Windischgrätz und lautet: „Der katholische Ministerpräsident hat hierbei außer acht gelassen, daß kirchliche Angelegenheiten, wo sie auch schweben mögen, bei der internationalen Natur der von Christus gestifteten Kirche alle Katholiken interessiren und tangiren." Das Christentum als Religion ist ja gewiß „international", aber nie und nimmer darf eine, einen souveränen Staat und seine Gesetzgebung betreffende Angelegenheit als „kirchliche", das heißt religiöse Angelegenheit proklamirt werden. Geschieht dies, so ist es der schlagendste Beweis dafür, daß die betreffende Religion ihre Grenzen weit überschreitet und daß ihr internationaler Charakter der einer politischen Weltmacht und nicht der einer religiösen Gemeinschaft ist.

Doch Beunruhigung oder nicht — wir leben in einer Zeit, in der es auf ein bißchen mehr oder weniger Unruhe nicht ankommt — die Regierung hat die strenge Pflicht, endlich einmal das Tischtuch zwischen sich und dem Zentrum zu durchschneiden. Es ist dies eine Pflicht der Wahrhaftigkeit und eine Pflicht höchster politischer Klugheit. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Regierung und Zentrum besteht, und niemand weiß dies besser als gerade die Regierung. Nur große Vorteile könnten es also rechtfertigen, den unwahren Schein einer Verständigung zwischen beiden aufrecht zu erhalten. Statt der Vorteile erwachsen aber hieraus die schwersten Nachteile.

Zunächst verliert die Regierung den zu ihrer Würde und ihrer Aufgabe notwendigen festen, innern Halt. Die fortwährenden unnatürlichen Versuche, mit Hilfe einer Partei zu regieren, die mit den Grundanschauungen der Regierung und der Majorität unseres Volks nichts gemein hat und allem feindlich ist, lockert auf die Dauer das innerste Gefüge richtiger und zielbewußter politischer Anschauungen. Statt fester Normen und weitausschauender Pläne tritt ein schwankendes, von Augenblick zu Augenblick wechselndes Konglomerat ephemerer Notbehelfe ein, zum schwersten Schaden aller Verhältnisse. Ferner entfremdet sich die Regierung dadurch alle anderen Parteien. Zum Parlamentarismus und speziell zum deutschen Parlamentarismus gehört — leider! — eine Vielzahl von Parteien. Nehmen wir aber die Sozialdemokratie und das Zentrum aus, so ist allen Parteien, so sehr sie sich auch zeitweilig befehden, das eine gemeinsam, daß

Digitized by Google

sie auf streng nationalem, deutschem Boden stehen und von dem Bewußtsein getragen werden, einzig und allein für das deutsche Vaterland zu arbeiten. So unbestimmt und ideal das auch klingt, es bildet doch eine sehr reale und in konkretester Weise kräftig und segensreich wirkende Macht. Diese Macht würde die Regierung durch die ruhige, leidenschaftlose Lossage vom Zentrum zum Leben erwecken und an sich fesseln und auf diese Macht gestützt, sie klug und weise benützend, würde es ihr gelingen, eine Regierungspartei im besten Sinne des Wortes zu schaffen. Dadurch wäre dem Vaterland ein unschätzbarer Dienst geleistet, die beklagenswerte Zersplitterung der nationalen Elemente in Parteien und Parteichen wäre möglichst unschädlich gemacht, vielleicht beseitigt, sicher eingeschränkt. Gerade jetzt, wo die traurigen Vorgänge vom 23. März und die Verhandlungen über die Umsturzvorlage der Welt aufs neue gezeigt haben, daß der Reichstag, die Vertretung des deutschen Volks, unter der Herrschaft der antinationalen Parteien, des Zentrums und der Sozialisten, steht, würde ein ernster Appell an das nationale Bewußtsein und ein entschiedenes Einlenken in klare nationale Bahnen in sich selbst schon ein Parteiprogramm sein. Wage die Regierung diesen Schritt, und der Erfolg wird sie belehren, wie weise er gewesen, und wie thatkräftig ihr der Dank des deutschen Volkes entgegengebracht wird.

Nationale Politik! In ihr sehe ich das Heilmittel für alle Schäden, das festeste Bollwerk gegen alle internationalen Einmischungsversuche, seien sie sozialdemokratisch oder römisch gefärbt. Was ist aber nationale Politik? Es ist jene, die bei der innern Ausgestaltung und Fortentwicklung unserer vaterländischen Einrichtungen mit Klugheit, Festigkeit und Treue den Bedürfnissen und berechtigten Forderungen des deutschen Geistes und Volkes Rechnung trägt. Jedes Volk hat seinen eigenen Geist, seine besonderen Bedürfnisse. Wer diesen Geist und diese Bedürfnisse zu erkennen und ihnen gerecht zu werden versteht, hat das Volk in seiner Hand. Unser deutsches Volk ist, trotz aller Liebe zur Autorität, ein freiheitsbedürftiges Volk, es ist, trotz aller Anerkennung fremdländischer Errungenschaften, ein wesentlich und in höchster Form national gesinntes Volk, es ist in wirtschaftlicher Beziehung ein nüchternes, bedürfnisloses, arbeitsames Volk, es ist, trotz der heißesten Liebe zur heimischen Scholle, ein wanderlustiges, eminent kolonisatorisches Volk. Inaugurire man eine Politik, die das deutsche Volk auf diese vier großen Heeresstraßen führt — die Einzelausführung gehört nicht hierher — und die vielen Gefahren, die jetzt im Innern unseres Vaterlandes gären, werden schwinden. Das deutsche Volk, weil auf die rechte Bahn gestellt, weil die ihm entsprechende gesunde Luft atmend, wird sich wieder auf sich selbst besinnen, und die von außen, von antinationalen Elementen ihm eingeflößten Krankheitsstoffe wieder ausscheiden. Die Durchführung einer solch nationalen Politik wird allmälich den mächtigen Einfluß der anationalen Parteien, vor allem des Zentrums, von selbst verschwinden machen. Die Einzelpersonen, aus denen das Zentrum besteht, die Katholiken, sind auch Deutsche, Kinder des deutsch-

Digitized by Google

nationalen Geistes, und da ihre Religion durch eine nationale Politik nicht leiden würde, so wird eine Partei, die nicht der katholischen Religion, sondern der päpstlichen antideutschen Politik dient, bei den deutschen Katholiken allmälich den Boden verlieren. Denn das ist und bleibt bei einer nationalen Politik die Hauptsache, daß sie unzweideutig jede Einmischung fremdländischen Ursprungs, mag sie versucht werden unter welchem Vorwand auch immer, zurückweist, daß sie erklärt: Bei den inneren Angelegenheiten unseres Landes hat niemand mitzureden als nur die dazu berechtigten deutschen Organe, und auf nichts wird Rücksicht genommen als einzig auf deutsche Interessen.

Dergleichen Fehler wie die Regierung machen sich auch die Parteien in ihrem Verhalten zum Zentrum schuldig. Aber diese Fehler entspringen einer andern Wurzel. Unsere Parteien, leider ist dies Wahrheit, werden vielfach geleitet von den selbstsüchtigsten, egoistischsten Motiven; sie vergessen ihre gemeinsamen nationalen Ziele, und dieser großen vaterländischen Aufgabe gegenüber suchen sie ihre kleinlichen parteipolitischen Zwecke zu verfolgen. Es ist das ein nicht genug zu beklagendes Elend, eine Verirrung, die selbst dahin führt, einer so antinationalen Partei wie dem Zentrum den Hof zu machen. An der Partei, zu der ich selbst innerlich gehöre, an der konservativen Partei möchte ich dies ausführen.

Daß ein echt konservativer Mann in politischer und namentlich religiöser Beziehung sich einem Katholiken näher stehend fühlt als einem echt Liberalen, liegt auf der Hand, und wenn der konservativen Partei nur der Vorwurf zu machen wäre, daß sie in wirtschaftlichen und einigen religiösen Fragen zuweilen mit den Katholiken geht, so würde ich kein Wort weiter verlieren. Aber leider geht sie mit dem Zentrum, und zwischen dieser Partei und den Katholiken ist ein himmelweiter Unterschied. Diesen Unterschied sehen oder wollen die Konservativen nicht sehen aus blindem, einseitigem Parteiinteresse. Die wirklich bestehende Not der Landwirtschaft und das berechtigte Verlangen, sie zu mildern, hat derartig alles Denken der konservativen Partei in Beschlag genommen, daß ihr jedes Mittel recht erscheint, von dem sie die Erfüllung ihres Lieblingswunsches erhofft. Zu den bedenklichsten Mitteln gehört aber das Buhlen um die Zentrumsgunst. Haben denn die konservativen Männer so ganz vergessen, daß der evangelischen Kirche von Rom — und das Zentrum ist Rom — nur Verderben und Vernichtung droht? Der schlaue Zentrumsführer Windthorst sprach zwar oft von der evangelischen „Schwesterkirche", und vielleicht war es dem in religiös-politischen Dingen nie echt römisch-ultramontanen Manne ernst damit, das Zentrum redet manchmal von den „Rechten" der Protestanten, aber in Wirklichkeit sind „Schwesterkirche" und „protestantische Rechte" für die Zentrumspartei ein eben solches Unding, wie sie es sind für den römischen Papst. Die konservative Partei hofft durch Konzessionen an das Zentrum etwas für sich herauszuschlagen. Sind denn an den Führern der Konservativen die letzten zwanzig Jahre spurlos vorübergegangen? Nein, aber leider, leider überwiegt das einseitigste Parteiinteresse alles andere. Für vorübergehende, augenblickliche Vorteile gibt man die nationale Entwicklung unseres Volkes preis. Après nous le déluge. Welch

Digitized by Google

eine politische, staatsmännische, patriotische Maxime! Sie war das Stichwort für die französische Revolution. Auch wir von heute haben für die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes zu arbeiten, und diese Zukunft darf weder in sozialdemokratischen noch Zentrumshänden ruhen. Möchten das doch die nationalen Parteien ernst erwägen und über dieser wichtigen Erwägung ihren verderblichen Zwist und Hader vergessen. Mir scheint gerade jetzt, nach den erregten Debatten über die Umsturzvorlage, in denen der selbstbewußte Hohn des Zentrums und der Sozialdemokraten gegen alles, was nicht Zentrum und sozialdemokratisch war, unverhüllt hervortrat, wäre der Augenblick gekommen, wo die Parteien mit einem energischen Ruck sich aneinander schließen und der Regierung sich anbieten sollten zu gemeinsamer nationaler Politik.

Es ist ja unzweifelhaft, daß bei Parteibildung und Parteileitung die materiellen, volkswirtschaftlichen Interessen eines Landes stets sehr wichtige Faktoren sein müssen, aber sie dürfen dies nicht ausschließlich sein, ihnen dürfen nie höhere ideale Interessen des Volks zum Opfer gebracht werden. Der Mensch und ein Volk lebt nicht allein vom Brote! Die geistige Entwicklung eines Volks in staatlicher, religiöser und wissenschaftlicher Beziehung ist stets und überall die eine große Hauptsache. Was diese Entwicklung schädigt, und möge es auch vorübergehend einen ganzen Strom materieller Vorteile ins Land bringen, wird auf die Dauer sich immer als ein Kapitalschaden herausstellen. Wenn diese gesunde national-ökonomische Wahrheit der Regierung und den Parteien in ihrem Verhalten zum Zentrum stets vor Augen schwebte, vieles, wenn nicht alles stände besser im Lande und in den Parlamenten.

Und nun noch eine, die wichtigste Frage: Wird auf die angegebene Weise das Zentrum wirklich beseitigt? Mit vollster Ueberzeugung antworte ich: Wenigstens wird sein entscheidender Einfluß gebrochen. Eine stärkere Regierungspartei macht das starke Zentrum schwach. Und darauf kommt es praktisch zunächst an. Dann aber glaube ich, daß hiermit auch der innere Zerbröckelungsprozeß des „Zentrumturmes“ in die Wege geleitet ist.

Für eine Partei, für Wähler und Gewählte, ist es ein Hochgefühl, der Regierung mächtig und maßgebend gegenüber zu stehen und diese maßgebende Macht von der Regierung anerkannt zu sehen. Dieses Machtgefühl ist für die Wähler der kräftigste Antrieb, die Partei in ihrer numerischen Stärke zu erhalten, und für die Gewählten der haltbarste Kitt. Wird eine Partei aus dieser Machtstellung durch Regierung und Parteien herausgedrängt durch die Erklärung: Regierungspartei wirst du dennoch niemals, so schwindet ein großer Teil ihres innern Lebens, des Interesses, das sie bei Wählern und Gewählten besitzt und von dem sie getragen wird. Denn Regieren und Einfluß haben ist Lebensbedingung für jede Partei. Allein auch abgesehen von diesen bei jeder Partei zutreffenden Erwägungen, scheint mir das Aussterben des Zentrums sicher, wenn es nur einmal erst von Regierung und Parteien auf den Aussterbeetat gesetzt wird. Zentrum und Katholiken sind eben nicht identisch, weder religiös noch auch politisch. Erst jüngst tobte ein heftiger Kampf der Hauptzentrumsblätter

Digitized by Google

„Germania“ und „Kölnische Volkszeitung“ gegen den „Rheinischen Bauernverein“ und seine streng katholischen Führer den Grafen Wilhelm von Hoensbroech und Freiherrn von Loë.

Leider hat ja auch hier wieder das Zentrum einen äußeren Sieg zu verzeichnen. Die genannten Herren haben sich durch die Angriffe der Zentrumspresse einschüchtern lassen und haben in ihrem Organ der „Rheinischen Volksstimme“ mit einer gewundenen Erklärung den Rückzug angetreten. Dennoch möchten mir diesen Sieg einen Pyrrhussieg nennen. Zunächst hat er den thatsächlich bestehenden scharfen Gegensatz innerhalb der festesten Zentrumskreise deutlich dokumentirt. Eine gewaltige Haupt- und Staatsaktion war nötig, den Widerstand zu brechen. Die Geistlichkeit des Niederrheins wurde vor die Front gerufen! In einer zahlreich unterschriebenen Erklärung trat der niedere Klerus — sicherlich nicht ohne Genehmigung seines Bischofs — zu Gunsten des Zentrums gegen die Renitenten, den Grafen W. von Hoensbroech und Frhrn. F. von Loë auf. Zeigt aber dies Hervortreten des Klerus nicht offenkundig, daß das Zentrum wesentlich auf den Schultern der römischen Hierarchie ruht, daß von ihm die Religion zu politischen und die Politik zu religiösen Zwecken benützt wird? Dies deutlich zu erkennen, ist aber dankeswert. Somit ist dieser Vorgang im Westen des Landes eine heilsame Offenbarung sowohl der inneren Gegensätze innerhalb der Zentrumspartei, als auch ihrer Tendenz und Kampfweise.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß viele katholische Kreise es satt sind, beständig an dem „alten Kulturkampfsknochen“ herumzunagen, wie der gleichfalls gut katholische „Westfale“, das Organ des Freiherrn von Schorlemer-Alst, erklärte. Sie wollen frischere und, Gott sei es gedankt, deutsch-patriotische Luft. Die unheimliche Macht des Zauberwortes „Zentrum“, das einst jeden Katholiken elektrisirte und ihm das Bild seiner verfolgten Kirche vor Augen führte, ist stark im Abnehmen. Sehen und fühlen die deutschen Katholiken erst einmal, daß ihre Religion von der Regierung heilig gehalten und geschützt wird, so werden auch sie sich bereitwillig von der ultramontanen Politik losmachen und sich der deutsch-nationalen Politik anschließen; damit sinkt aber das internationale Zentrum ins Grab.

Digitized by Google

Ein Seeweg von Berlin nach New-York.

Von

R. Scheck,

Wasserbauinspektor in Breslau.

Der Festtrubel war verrauscht, an seiner Stelle herrschte nüchterne emsige Thätigkeit auf den Quais des Berliner Seehafens. Wer sollte in dem von Schuppen, Silos und Geleisanlagen umsäumten Hafenbecken das stille, einsame Feld noch wiedererkennen, welches sich früher an dieser Stelle zwischen Charlottenburg, Berlin und dem Tegelersee ausdehnte? Nur nach Spandau hin erinnern einzelne stämmige märkische Kiefern daran, daß in der Haselhorster Gegend früher ein Waldgürtel den Tegelersee umrahmte, denselben See, auf welchem sich jetzt statt der früher gebräuchlichen Seelenverkäufer und Gondeln stolze Seeschiffe bewegen.

Vor uns liegt, zum Abgehen bereit, der Seedampfer Berlin: der letzte Steuerbeamte ist an Bord gegangen, noch ein Glockensignal, und langsam setzt sich das Schiff in Fahrt. Wir wollen es begleiten, bis es deutsche Gewässer verläßt.

Bald nachdem der Tegelersee durchquert und die eiserne Drehbrücke der Nordbahn hinter Tegel durchfahren ist, nimmt uns der Wald bei Lübars auf; durch die waldumsäumten Seeketten gelangen wir in der Nähe des Dorfes Schildow an die erste feste Straßenbrücke, deren Unterkante etwa 30 Meter über dem Wasserspiegel liegt, so daß die Schiffe unbehindert hindurchfahren können, wenn sie Bramsteng und Oberbramsteng bereits im Hafen abgenommen haben. Die im Mühlenbecker und Schönwalder Revier gelegenen Feldwege sind wie alle derartige untergeordnete Straßenzüge durch hydraulisch bewegte Klappbrücken über den Kanal geführt. In der Gegend von Mühlenbeck beginnt bereits der tiefe Einschnitt, welcher uns den Anblick auf die wald- und seenreiche Gegend bald vollständig raubt. An Basedorf, Wandlitz, Klosterfelde, Lanke, Ruhlsdorf vorbei führt der Einschnitt, dessen größte Erhöhung bis 22 Meter über den Wasserspiegel heranreicht, und erst bei Grafenbrück, etwa 43 Kilometer vom Anfange des Kanals, in das Thal des Finowkanals abfällt. Da der letztere dieselbe Haltungshöhe von etwa 30 Meter über N. N. hat, wie der Wasserspiegel des Seekanals, ist die Anordnung einer Schleuse hier überflüssig.

Nach Kreuzung des Finowkanals gelangen wir an Grafenbrück, Steinfurth, Lichterfelde vorbei zum Eberswalder Stadtforst, dessen ins alte Oderthal abfallender Steilabhang zur Anlage eines Schiffshebewerkes geeignet erscheint. Kurz vorher wird das Geleise der Berlin-Stettiner Eisenbahn mittelst einer zweigeleisigen Drehbrücke über den Kanal geführt. Das in Kilometer 55 gelegene Schiffshebewerk hat die Schiffe aus dem oberen an + 30 N. N. liegenden Wasserspiegel bis auf den unteren im Oderthale zu + 0,0 angenommenen Spiegel

Digitized by Google

zu senken. Die Bewegung erfolgt mittelst zweier hydraulisch bewegten eisernen Schleusenkammern von etwa 100 Meter Länge, 15 Meter Breite und 7,5 Meter Wassertiefe. Nach der ersten Senkung um 15 Meter fährt das Schiff in eine zweite ebenso gestaltete Kammer, in welcher es wieder um 15 Meter bis auf die untere Geltungshöhe gesenkt wird. Die Anordnung der Hebewerke erspart Wasserverbrauch und Zeit, welch letztere für jede Senkung beziehungsweise Hebung nur 30 Minuten beträgt.

Bei Liepe und Oderberg vorbei gelangt das Schiff in die untere Haltung des Finowkanals, verläßt dieselbe beim Hohensaathener Wehr und fährt in den ausgebauten Entwässerungskanal auf der linken Seite der Oder, von dieser durch einen Deich getrennt, bei Schwedt, Gatow und Garz vorbei, endlich bei Greifenhagen in die Stromoder. Hier wurde zur Abhaltung des Oberhochwassers die Anlage einer Schleuse mit Sicherheitsthoren unerläßlich. Nach etwa siebenzehnstündiger Fahrt ist der Hafen von Stettin und das Ende des etwa 150 Kilometer langen künstlich geschaffenen Seeweges erreicht. Da auf dem Kanal Schleppzwang herrscht, die Segel also nicht benützt werden, genügt das vorhandene Profil von 20 Meter Sohlenbreite, 7,5 Meter Tiefe und 56 Meter Wasserspiegelbreite, damit die Schiffe an jeder Stelle des Kanals an einander vorbeifahren können. Die neuerbauten Stettiner Hafenanlagen ermöglichen einen schnellen Frachtwechsel beziehungsweise das Ueberladen des aus der Oder kommenden Frachtgutes, so daß unser Schiff am Abend des andern Tages bereits seine Fahrt durch die vertiefte Rinne des Haffs nach Swinemünde und in die offene See fortsetzen, dann um Rügen herum durch den Fehmarner Belt in die Kieler Bucht nach einer Fahrt von etwa 420 Kilometer in die Holtenauer Schleuse, am Anfang des Nord-Ostseekanals gelangen kann.

Ueber den letzten hat die Tagespresse so ausführliche Mitteilungen gebracht, daß eine nähere Beschreibung desselben sich erübrigen dürfte. Es sei nur darauf hingewiesen, daß der 98 Kilometer lange Kanal mit seinen Abmessungen von 22 Meter Sohlenbreite und durchschnittlich 65 Meter Wasserspiegelbreite bei 8,5 Meter Tiefe auch den großen Kriegsschiffen das ungehinderte Durchfahren gestattet.

Wenn auch die Handelsschiffe überall sich frei begegnen können, mußten doch für die Kriegsschiffe besondere Ausweichstellen vorgesehen werden. In welchen enormen Abmessungen der Bau hergestellt ist, geht am besten aus der Betrachtung einzelner Bauwerke hervor. So hat zum Beispiel die Nordseeschleuse des Kanals bei Brunsbüttel bei 25 Meter Einfahrtbreite 150 Meter Länge und 9,8 Meter Tiefe Raum für etwa vier mittlere Seedampfer. Allerdings können unsere neuen Bremer und Hamburger Schnelldampfer bei etwa 170 Meter Länge die Schleuse nicht benützen. Ebenso gewaltig sind die Abmessungen der festen Brücken bei Grünthal und Levensau, welche bei 157 beziehungsweise 164 Meter Spannweite und 42 Meter Höhe über dem Wasserspiegel zu den größten derartigen Bauwerken gehören.

Welche Summe von Arbeit und Mühe der Erdaushub namentlich in den

Digitized by Google

Moorgebieten erforderte, welche hohe Ansprüche diese Ausführung an die Geschicklichkeit des Ingenieurs stellte, das kann man allerdings jetzt an dem fertigen Kanale nur ahnen.

Nur noch eine kurze Fahrt, und unser Schiff gewinnt bei Cuxhaven die Nordsee, scheidet sehr bald aus den einheimischen Gewässern, um auf dem bekannten Wasserwege endlich nach New-York zu gelangen. Das Schiff hätte im ganzen von Berlin bis Cuxhaven eine Strecke von etwa 600 Kilometer in deutschen Gewässern zurücklegen und in etwa vierzehn Tagen eine Fracht von 1500 bis 2000 Tonnen von Berlin nach New-York transportiren können — wenn der Seekanal Berlin—Stettin nicht nur auf dem Papiere bestände!

Die Herstellung desselben ist, da unüberwindliche technische Schwierigkeiten nicht vorhanden sind, eine reine Geldfrage: gelingt es, den Nachweis zu führen, daß das Unternehmen gewinnbringend ist, dann finden sich auch Konsortien, welche den Kanal bauen. Eine Beteiligung des Staates durch Garantie oder die Mitwirkung des Kleinkapitals nach französischem Muster halte ich für gänzlich ausgeschlossen! Dazu führt allein schon die Betrachtung unserer Kolonialpolitik, die noch immer von einer verhältnismäßig kleinen Anzahl patriotisch gesinnter Männer im Verein mit einigen wenigen weitsichtigen Kapitalisten getragen wird. Es ist noch nicht lange her, daß man den intelligenten Kaufleuten es verargte, wenn sie bei den kolonialen Unternehmungen wirklich einen Verdienst zu verzeichnen hatten, und noch jetzt besteht in vielen Kreisen die Meinung, daß dafür die Steuerzahler in Deutschland bei Bewilligung von Geldern für die Schutztruppen mindestens in ungerechter Weise belastet würden. Unsere Interessenpolitik ist ja denn auch so weit gediehen, daß man lieber auf den Ausbau des Mittellandkanals, einer für den allgemeinen Wohlstand Deutschlands hervorragend wichtigen Wasserstraße, verzichtete, weil dadurch die eine Interessentengruppe größere Vorteile davontragen würde wie die andere. Daß die Interessen sich verallgemeinern, daß die Vorteile nach und nach sich ausgleichen und unserem gesamten Vaterlande zu gute kommen, ist außer acht gelassen. Und doch sind wir nachgerade darauf angewiesen, unsern Wohlstand durch industrielle Anlagen, durch Verkehrserleichterungen zu heben, nachdem die Schaffung neuer Steuerobjekte immer schwieriger, unser Aufwand für eine dominirende Stellung des Vaterlandes dem Auslande gegenüber notgedrungen immer erheblicher wird!

Für die Herstellung eines Seeweges von Berlin aus nach Stettin sind etwa 200 Millionen Mark erforderlich. Ich habe im Jahre 1890 den Versuch gemacht, in der deutschen Bauzeitung, den Nachweis zu führen, daß die Linie Berlin—Stettin im Gegensatze zu anderweitigen Annahmen die günstigste sei. Die Untersuchungen erstreckten sich seinerzeit auf die Herstellung eines Kanals von 6,5 Meter Tiefe, darnach ergaben sich folgende Herstellungskosten:

Berlin—Stettin 150 Millionen Mark,
Berlin—Hamburg 242 Millionen Mark,
Berlin—Harburg (linksseitiger Elbkanal) 282 Millionen Mark,
Berlin—Meckleuburg—Hamburg 358 Millionen Mark.

Digitized by Google

Zu derselben Zeit habe ich aus den früheren Jahren der Verkehrsstatistik nachgewiesen, daß sich der Wasserverkehr bereits vor sieben bis acht Jahren zwischen Berlin—Stettin und Berlin—Hamburg nur wenig unterschied. Es wurde ermittelt:

Gesamt-Verkehr Berlin—Hamburg:

	thalwärts	bergwärts	zusammen
Millionen Tonnen	0,661	0,716	1,377
in Prozenten	48	52	100

Gesamt-Verkehr Berlin—Stettin:

	thalwärts	bergwärts	zusammen
Millionen Tonnen	0,257	0,880	1,137
in Prozenten	23	77	100.

Bei der weiteren Bearbeitung stellte es sich heraus, daß eine tiefere Sohlenlage des Kanals anzustreben sei, und daß die Kosten der Anlage sich für die billigste Linie dann um etwa ein Drittel erhöhen würden. Für die andere Linie, namentlich unter Benutzung der Elbe, sind die Mehrkosten erheblich höher, etwa 45 bis 50 Prozent, anzusetzen, wegen der Schwierigkeiten, welche die Elbevertiefung verursacht. Ob eine derartige Vertiefung dort überhaupt möglich ist, kann bis jetzt nicht entschieden werden.

Bleibt sonach die Linie Berlin—Stettin nach wie vor die billigste, so ist ferner zu beachten, daß Berlin durch die Anlage des Nord-Ostseekanals dem Weltmeere ganz erheblich näher gerückt und dadurch der Wettbewerb der ostelbischen Lande wesentlich günstiger geworden ist.

Nicht der Längenunterschied allein ist hiefür maßgebend, es muß auch berücksichtigt werden, daß durch die Herstellung des Nord-Ostseekanals die gefährliche Fahrt um die dänischen Inseln fortfällt und dafür die Schiffahrt die verhältnismäßig sichere Linie an der einheimischen Küste benützen kann, für deren eventuellen besseren Ausbau durch Leuchtfeuer und Marken wir nicht von dem Entgegenkommen anderer Nationen abhängig sind. Wie schwerwiegend unter Umständen letzterer Umstand sein kann, zeigt die Erfahrung in der Behandlung der Seeschiffahrt auf den Rheinmündungen.

Durch die Abkürzung der Entfernung von Berlin zum Weltmeere ist aber eine weitere Erhöhung der Frachtbewegung von Berlin zur Ostsee beziehungsweise nach Stettin zu erwarten und dadurch die Rentabilität des Seekanals bedeutend wahrscheinlicher geworden. Schon jetzt ist der Berliner Verkehr ein hoher; auf den märkischen Wasserstraßen betrug im Jahre 1891 der Lokalverkehr rund 5,2 Millionen Tonnen, der Durchgangsverkehr rund 5,0 Millionen Tonnen, zusammen 10,2 Millionen Tonnen. Der Elbverkehr wird für dieselbe Zeit angegeben im Lokalverkehr zu rund 3,8 Millionen Tonnen, im Durchgangsverkehr zu 7,2 Millionen, zusammen 11,0 Millionen Tonnen. Der Verkehr bei Berlin steht also dem gesamten Verkehr im ganzen Elbegebiete nur wenig nach! Gewiß ist hieraus nicht ohne weiteres der Rückschluß zu ziehen auf einen künftigen Verkehr im Seekanale: derartige Verkehrserleichterungen ziehen den Verkehr

Digitized by Google

an sich, lassen bisher wenig ausgedehnte Industriezweige zu größerem Umfange gelangen! Es kommt hinzu, daß ein großer Teil der über Berlin zur Ausfuhr gelangenden Eisenbahnfrachten nach Eröffnung des Nord-Ostseekanals und Ausbau der Haffrinne wahrscheinlich auf dem kürzeren Wege zum Stettiner Hafen gefahren werden, daß aber nach Eröffnung eines Seehafens in Berlin der Seeweg dem Lande bedeutend näher rückt und ein weiterer Anteil der Exportgüter zur Hauptstadt gelenkt wird, weil bei der Abkürzung des Weges zur See um 150 Kilometer die Bahnfracht die Konkurrenz mit der Wasserfracht unter Umständen leichter ertragen kann. Das wird für alle diejenigen Güter von erheblichem Vorteile sein, welche erst vom Produktionsorte in die Eisenbahn geladen, im Flußhafen in den Kahn und endlich im Seehafen noch einmal von dem Kahn in das Seeschiff gehoben werden. Hiefür ist das Fortfallen einer Umladung, der direkte Bahntransport vom Produktionsorte zur See einer Werterhöhung der Ware gleich zu setzen, der gegenüber die Mehrkosten des ausschließlichen Bahntransportes bis Berlin nicht von erheblicher Bedeutung sind. Das Streben, die Eisenbahnfracht zu verbilligen, wird anhalten, die Vorteile des sicheren Frachtverkehrs auf der Bahn sind nicht fortzuleugnen; andererseits sind unsere Frachten für die Flußschiffahrt bereits so heruntergesetzt, daß ein lohnender Betrieb nur noch dem vereinigten oder dem Großkapitale möglich ist. Unter diesen Umständen erlangt die Abkürzung des Weges zur See um 150 Kilometer eine wesentliche Bedeutung. Hoffen wir, daß die Verkehrszunahme, welche dem Osten durch den Nord-Ostseekanal gesichert ist, in Bälde auch die Seefahrt von Berlin nach New-York ermöglicht.

Die Zukunft der Naturwissenschaft.

Von

F. G. Fitzgerald,

Professor am Trinity College in Dublin.

Das Prophezeien ist stets ein bedenkliches Unterfangen. Es ist übrigens weit bedenklicher, im voraus zu bestimmen, was die Wissenschaft nicht vollbringen, als was sie vollbringen kann. Am sichersten fährt man mit der irischen Prophezeiungsmethode, die weislich das Ereignis abwartet, und am nächstsichersten ist es, Prophezeiungen zu machen, die niemals auf die Probe gestellt werden können. Hieher gehören die Prophezeiungen von dem, was die Wissenschaft dereinst erreichen wird. Erreicht sie es nicht in unserer Zeit, so bleibt uns eben die Hoffnung auf die Fortschritte einer späteren.

Digitized by Google

Um den voraussichtlichen Entwicklungsgang der Naturwissenschaften zu beurteilen, müssen wir in erster Linie die Zwecke der Menschheit überhaupt ins Auge fassen. Diese Zwecke sind entweder auf materielles Wohlbehagen oder auf die Lösung intellektueller Probleme gerichtet. Zum Glück ist die Welt so eingerichtet, daß ein ursächlicher Zusammenhang die Dinge mit einander verkettet. Eines fördert das andere. Der Gelehrte, der, um ein intellektuelles Problem, das ihn beschäftigt, zu lösen, sich mit den Eigenschaften des Aethers befaßt, legt den Grundstein für den um die Beschaffung elektrischen Lichtes beflissenen Praktiker. Der Forschungstrieb ist es meistens, der den Pionieren der Wissenschaft den Weg weist. Diejenigen haben den Vorpostendienst auf dem Felde der Humanität übernommen, die den Forschungstrieb am stärksten fühlen. Sie besitzen den Mut, vorzudringen in das Dunkel ringsum, bisher unzugängliche Gipfel zu ersteigen und neue Gebiete zu erschließen. Der Fortschritt wird sich also wahrscheinlich in der Richtung unseres Forschungstriebes bewegen, in ihr streben jene Pioniere vorwärts, und vorwärts streben heißt vorwärts schreiten.

Nach der Erkenntnis des Zusammenhangs von Geist und Materie hat der menschliche Forschungstrieb von jeher am stärksten getrachtet und wird es auch in Zukunft thun. Erkunden, was eigentlich das Leben ist, das Wesen der lebenden Organismen ergründen — das sind Probleme, die ihren Reiz auf die Geisteshoroen aller Zeiten ausüben. Seit den frühesten Zeiten sind sie Gegenstand der Spekulation gewesen. An ihnen hat der Aberglaube Wurzeln geschlagen, mit ihnen ist der Glaube verwachsen. Nach dieser Richtung wird, wenn nach irgend einer, die Menschheit mit aller Energie vorwärts streben. Vorwärts aber hat sie seit Jahrhunderten gestrebt, und ist sie der Lösung noch nicht haarbreit näher gekommen? Plato, vielleicht die Priester Aegyptens, ja sogar die Weisen eines noch ferneren Altertums wußten so viel, als wir wissen. Ist das auch wahr? Nur jene, die unzufrieden sind mit der äußerst langsamen natürlichen Entwicklung unseres Wissens, können so etwas behaupten. Gewiß bedeutet sogar die einfache Erkenntnis, daß die Muskeln zur Bewegung der Knochen dienen und nicht bloß Schönheitspolster der menschlichen Gestalt sind, einen Fortschritt in unserer Erkenntnis des Wesens der lebenden Organismen, und bringt uns demgemäß der Erkenntnis des eigentlichen Lebensprinzips um so viel näher. Wir spähen in das Dunkel und sehen weit und breit kein Licht; wir tasten unsern Pfad hin, stecken unsere Strohfackeln an, um anderen Wanderern zu leuchten, mühen uns Jahre um Jahre und gewahren noch immer weit und breit kein Licht. Da wähnen wir in unserer Enttäuschung, wir seien nicht haarbreit weiter gekommen als unsere Urväter, und stehen vielleicht eben am Ausgangspunkt einer glorreichen Entdeckung. Bis nach Kepler unterschied man zwischen himmlischen und irdischen Körpern. Nur zu denken, daß ein Sterblicher je die Geheimnisse der Himmelskörper erforschen könnte, galt beinahe schon als Gotteslästerung. Selbst Comte spottete der Vermessenen, die hofften, je die chemische Konstitution der Sterne zu ergründen. Kepler suchte im Himmel nach Sphärenharmonien, wie sie auf Erden nimmermehr zu finden waren. Und

Digitized by Google

dennoch stand der eine wie der andere am Vorabend gerade desjenigen Fortschrittes, den er für unmöglich gehalten hatte. Die schwachen Barrikaden, die sich der fortschreitenden Erkenntnis entgegenstemmten, wurden von Newton und Kirchhoff in alle Winde zerstreut. In der jüngsten Zeit ist unser Einblick in die Werkstätte der organischen und der anorganischen Natur mit Riesenschnelligkeit gewachsen. Die Lehre von der Schöpfung gesonderter Tiergattungen, die ein anscheinend unüberwindliches Hemmnis für jeden Fortschritt bildete, ist den Angriffen Darwins und seiner Jünger gewichen. Die Lehre Kants, daß der Mensch ein faßliches System des Weltalls aufstellen müsse, ist gerechtfertigt, die Einheit der Natur bestätigt worden. In der anorganischen Welt aber haben, was elektrische und magnetische Wirkungen anlangt, Faraday, Maxwell und Hertz aufgeräumt mit dem unklaren Prinzip der Fernwirkung, das so lange als zwar nützlicher, aber provisorischer Nothelf zur Erforschung der Naturgeheimnisse gedient hatte, und dadurch ein herrliches Feld zu weiteren Studien über die Zusammensetzung und die Eigenschaften des allumfassenden Aethers eröffnet. Selbst die Struktur der Moleküle, dieser einzeln unsichtbaren und ungreifbaren Bestandteile der Materie, wird uns allmälich klarer, ja Quincke geht so weit, anzunehmen, daß sogar die Struktur des Protoplasmas entdeckt sei. Wie immer aber auch diese letztere Frage sich verhalten mag, so besteht kein Zweifel, daß wir in der Erkenntnis der Struktur und Funktionen der Organismen sehr große Fortschritte gemacht haben. Am meisten verheißungsvoll sind in dieser Hinsicht, namentlich was die Lösung des Lebensrätsels anbetrifft, unsere Fortschritte in der Erforschung des Gehirns und in der Bestimmung der Funktionen vieler seiner Abteilungen. Wer kann angesichts dieser Fortschritte sagen, daß wir es nicht vorwärts gebracht haben? Zwar sehen wir noch immer eine große Scheidewand vor uns, aber ist sie in der That größer als jene, die man einst zwischen himmlischen und irdischen Körpern vermutete? Manche wenden vielleicht ein, daß sie ganz verschiedener Art sei. Doch war während des Bestehens jener Scheidewand der Unterschied wirklich ebenso bedeutend. Ein bezwungenes Hindernis sollte man wohl nicht mit einem erst zu bezwingenden vergleichen. Alle derartigen Hindernisse erscheinen unbezwinglich, bis der Genius ersteht, der uns das Mittel, sie hinwegzuräumen, an die Hand gibt. Ein solches Mittel aber, das uns über die große Scheidewand zwischen Geist und Materie hinweghilft, hat uns ungeachtet Hegels bis jetzt noch niemand geboten. Daß unsere Bezeichnung des obwaltenden Geheimnisses vielfach beanstandet und bestritten werden wird, verhehlen wir uns natürlich nicht, was man aber auch an dem Worte aussetzen mag, sein Sinn bleibt unanfechtbar, denn ein ungelöstes Geheimnis schwebt ohne Zweifel zwischen Geist und Materie.

Welche Wege nun soll die Naturforschung einschlagen, wenn sie zur Besiegung der vielen diesem Ehrgeiz der Menschheit sich entgegenstellenden Schwierigkeiten beitragen und ihre Jünger in den Stand setzen will, als Pioniere der Eroberung eines Wissensgebietes sich auszuzeichnen, das so lange den Angriffen der tapfersten Kämpfer getrotzt hat? Ein Weg hiezu ist offenbar das Studium

Digitized by Google

der Funktionen des Aethers, wodurch wir lernen, uns sein Wesen zu erklären und uns einen deutlichen Begriff von seinen Wirkungen zu bilden. Bei jedem atomistischen Prozeß müssen seine Eigenschaften in Betracht gezogen werden; jeder bekannte organische Vorgang ist von Störungen des Aethers begleitet. Die Bewegungen der Muskeln, die Absonderungen der Drüsen, die Reizungen der Gefühlsnerven sind sämtlich von elektrischen Störungen irgendwelcher Art begleitet. Ehe wir das Wesen jenes Aethers, dessen Wirkung wir Elektromagnetismus nennen, erkannt haben, dürfen wir kaum erwarten, es weit vorwärts zu bringen in unserem Studium der Lebensvorgänge, dem Vorgemach der Erforschung des Lebens selbst, das wir eben zu durchschreiten im Begriff stehen. Die Natur des Aethers scheint viel einfacher zu sein als diejenige der Materie. Soweit uns bekannt ist, sind seine Fernwirkungen in den höchst einfachen Gesetzen des Elektromagnetismus zusammengefaßt. Vielleicht dürfen wir darin auch die Ursache der Gravitation suchen, dieses geheimnisvollen Analogons der Liebe, kraft deren alle Körper einander zustreben. Man vergleiche das überaus komplizirte Wesen der Materie mit der Einfachheit des Elektromagnetismus! Von der Materie mit ihren mehr als siebenzig Elementen, ihren komplizirten Verbindungen, festen, flüssigen, gasförmigen, kristallisirten, wissen wir so gut wie nichts gegenüber unserer Kenntnis von den äußerst einfachen Eigenschaften des Aethers. Wir sind so vertraut mit der Materie, daß wir uns einbilden, sie zu verstehen. Wir glauben die Materie wirklich zu sehen, während wir in der That nur Schwingungen des Aethers wahrnehmen. Wie undankbar haben wir die wichtigen Dienste des Aethers, der in acht Minuten uns all unsere Kraft von der Sonne zuführt, ignorirt, indem wir das Medium, das uns den glänzenden Anblick der Sonne verschafft, unbeachtet ließen.

Lösen wir nun das Geheimnis der Zusammensetzung dieses Mediums, so eröffnet sich uns ein weiterer Weg zum Fortschritt. Die Zusammensetzung der Materie dagegen ist weit schwieriger zu ermitteln. Jenes einfache Medium wird das Rätsel seiner Zusammensetzung ohne Zweifel längst dem Forscher enthüllt haben, ehe das Wesen der Materie ergründet sein wird. Schon wurde auf verschiedene Weise eine Lösung angebahnt. Hertz hat in seinem letzten Werke angedeutet, daß man vermittelst eines Systems auf einander rollender Körper möglicherweise zu weiteren Ergebnissen gelangen könnte. Andere haben angenommen, daß feste Körper verschiedenen Umfangs, die zusammengebracht und in gegenseitige Bewegung versetzt werden, wesentlich zur Erforschung der fraglichen Eigenschaften beitragen könnten. Man hat die außerweltlichen Korpuskeln Lesages zu Hilfe gerufen und eine Lösung versucht vermittelst eines Schwammes, innerhalb dessen wirbelnde Bewegungen vor sich gehen, eines Knotensystems dünner Wirbelfäden oder eines geordneten Gefüges derselben und sich dadurch ein ganz klein wenig der Möglichkeit einer Antwort genähert. Ein gemeinsames Moment all dieser Vermutungen, wie aller übrigen in neuester Zeit vorgeschlagenen Erklärungsversuche der Natur ist es, daß die komplizirten Eigenschaften eines Systems hauptsächlich auf Bewegungen seiner Teile beruhen. Man vergleiche

Digitized by Google

zum Beispiel nur die kinetische Theorie der Gase. Hier werden die Eigenschaften der Gase ausführlich aus den Bewegungen der Moleküle erklärt. Noch weiter geht in dieser Richtung Lord Kelvin, indem er annimmt, daß die Atome Wirbelringe seien. In gleicher Richtung bewegt sich auch die Vermutung, daß der Aether ein geordnetes oder ungeordnetes Gefüge von Wirbelfäden sei. In all diesen Fällen handelt es sich darum, zu erfahren, was für Bewegungen den uns bekannten Erscheinungen zu Grunde liegen. Es besteht nun einige Hoffnung, daß wir den Bewegungen, welche den höchst einfachen Erscheinungen des Elektromagnetismus zu Grunde liegen, bald auf die Spur kommen und dadurch Gewißheit über die Struktur des Aethers zu erlangen vermögen. Viel schwieriger aber ist es, die Bewegungen, welche den weit komplizierteren Erscheinungen der Materie zu Grunde liegen, zu ermitteln. Um sie zu erforschen, müssen wir uns an das Studium der Spektren halten, an die großartigen Fourierschen Entwicklungen über die Atombewegungen, welche den Aether stören. Wir dürfen füglich erwarten, hieraus viel Belehrung über die Atombewegungen zu schöpfen, die das Spektrum erzeugen. Es ist uns bereits gezeigt worden, daß die im Spektrum so häufig vorkommenden Doppellinien möglicherweise von einer gestörten Bahnbewegung herrühren, zum Beispiel von einer Rotation der Axe einer elliptischen Bahn, welche Art der Störung kaum ausbleiben könnte, wenn in den Atombewegungen irgend etwas der elliptischen Bahn Aehnliches vorhanden ist. Möglich sogar, daß alle diese Spektrallinien Störungen irgend welcher Fundamentalbewegungen sind. Außer mit diesen Bewegungen, die Spektren hervorrufen, haben wir uns mit der Erklärung der festen und flüssigen Zustände zu beschäftigen. Der Gaszustand ist ausführlich erklärt worden, aber zur befriedigenden Erklärung der flüssigen und festen Zustände ist wenig geschehen und noch weniger zur Erklärung derjenigen Bewegungen, aus denen die chemische und physikalische Anziehung herzuleiten ist, die den Schlüssel dieser Zustände und der unzähligen chemischen Eigenschaften der Materie birgt. Zum Glück stehen hiezu verschiedene Wege offen. Abgesehen von diesen physikalischen Erklärungsmethoden zieht die Chemie vermittelst der Analogie geometrischer Figuren wunderbare Schlußfolgerungen über die Lage der Atome im Molekül. Obwohl kaum anzunehmen ist, daß das, was in so vieler Hinsicht vom kinetischen Gleichgewicht bedingt wird, in der That den geometrischen Figuren, deren man sich zu seiner Darstellung bedient, entspricht, so können wir aus diesen geometrischen Figuren nichtsdestoweniger in sehr vielen Beziehungen Aufklärung über die Eigenschaften der Moleküle schöpfen, und der Umstand, daß mehrere Formen der Kristalle mit diesen geometrischen Figuren der Molekulargruppen zusammenhängen, beweist, daß wir es hier mit etwas mehr als einem bloßen Analogon zu thun haben. Dürfen wir also nicht mit Recht hoffen, daß man in Zukunft es dahin bringen wird, selbst die kompliziertesten chemischen Wirkungen zum großen Teil gesetzmäßig derart festzustellen, daß wir uns einen Begriff von den sie thatsächlich begleitenden Bewegungen bilden können?

Aber wenn wir auch diese Möglichkeiten im Zusammenhang betrachten mit

Digitized by Google

den Fortschritten, die erzielt worden sind durch die Bestimmung der Gehirnabteilungen, von denen unsere Sinne abhängen und gewisse Teile unseres Körpers regiert werden, so erblicken wir doch nur einen schwachen Umriß, der noch nicht für eine genügend feste Grundlage gelten darf. Wir halten es für möglich, eines Tages die Bewegungen zu entdecken, die unseren Empfindungen und willkürlichen Bewegungen zu Grunde liegen. Warum aber sollten wir, wenn sich das so verhält, nicht schließlich auch diejenigen entdecken, die unsere abstrakten Gedanken, unsere Gefühle, unsere Absichten, unsern Willen begleiten? Und werden wir dann nicht in der Lage sein, anzugeben, welche Gedanken die jeweiligen Bewegungen begleiten? Dürfen wir ferner nicht hoffen, das auch auszudehnen auf die weit komplizirteren Bewegungen außerhalb unseres Gehirns und die ungeheure Zahl von Bewegungen innerhalb des Gehirns, welche keinen Anteil an unseren Gedanken haben? Es ist möglich, daß diese Bewegungen unendlich viel komplizirter sind als die, welche unsere Gedanken begleiten, und daß wir uns deshalb nie deutlich werden vorstellen können, was für eine Art von Gedanken zu ihnen gehört. Doch vermögen wir bereits ziemlich viel von einer vierten räumlichen Dimension zu entdecken, ohne uns irgend einen Begriff davon bilden zu können. Ja, wir vermögen sogar ziemlich viel von den weit komplizirteren gekrümmten Räumen vieler Dimensionen zu entdecken, von denen wir uns auch nicht den geringsten Begriff machen können. Ist es also zu kühn, anzunehmen, daß wir eines Tages im stande sein werden, etwas von Gedanken zu verstehen, von denen wir uns als Gedanken keinen Begriff bilden können, welche aber die Bewegungen des Sonnensystems und die Entwicklung der Pflanzen und Tiere begleiten mögen?

Mit solchen Möglichkeiten vor sich ist die Zukunft der Naturwissenschaft eine hoffnungsfreudige. Die einzige Besorgnis, die den Forscher bekümmern könnte, wäre, daß die dem Menschengeschlecht vor Erkaltung der Sonne zu Gebote stehende Zeit sich für eine solche Riesenaufgabe unzureichend erwiese, oder daß das materielle Gedeihen der Menschheit, dessen Förderung den auf der Forschung beruhenden Erfindungen obliegt, nicht gleichen Schritt mit ihren Bedürfnissen zu halten vermöchte und im Kampf ums Dasein zerstörende Gewalten die Menschheit wiederum auf den Zustand längst vergangener Barbarei herabzwingen könnten, wie das in so vielen der schönsten Teile der Erde bereits geschehen ist.

Wollen wir indes hoffen, daß die Bewegungen des Systems, in dem wir leben, so geordnet sind, daß in der Zukunft wie in der Vergangenheit die Unordnung niemals die Oberhand behält, und daß das Menschengeschlecht nicht einer dauernden Entartung anheimfalle wie so viele andere die Erde bevölkernde Formen von Lebewesen, sondern im Fortschritt beharre und endlich den Grund seines Daseins wissenschaftlich erkenne.

Digitized by Google

Ein Gastspiel in Wien und Berlin.[1]

Von

Tommaso Salvini.

Gesundheitlich vollständig wieder hergestellt und im Besitze meiner ganzen früheren Energie kehrte ich nach Turin zurück und bildete aufs neue eine Schauspielergesellschaft, um mich nach Oesterreich und Deutschland zu begeben. Den Beifall dieses Publikums zu gewinnen, das daran gewöhnt ist, so gewissenhafte und mit ihrem Berufe es so ernst nehmende Künstler, wie die deutschen, zu beurteilen, war ein Ziel, das nicht außer acht zu lassen war, und mich verlangte darnach, es zu erreichen. Am 22. Februar 1877 begann ich im Ringtheater zu Wien mit dem unvermeidlichen „Othello", und ich wurde, meiner Hoffnung entsprechend, mit Wohlwollen aufgenommen, obwohl das Publikum zum größeren Teile von all dem, was ich sagte, nur wenig verstand. Möglicherweise war die allgemeine Sprachverwirrung die, wie man sagt, von Gott als Strafe über die Erbauer des Turmes von Babel verhängt wurde, durch einen andern Ratschluß des Himmels nach so vielen Jahrhunderten wieder aufgehoben und die Menschen dahin gebracht worden, alle die gleiche Sprache zu reden. Doch nein! Heutzutage muß jemand, der etwas auf sich hält, mindestens zwei Sprachen verstehen; der Gebildete muß in dreien oder vieren bewandert und der Gelehrte so etwas wie ein Polyglotte sein. Ich beneide diejenigen, denen es leicht fällt, viele Sprachen zu erlernen, denn das Organ für das Sprachverständnis ist bei mir nicht sonderlich entwickelt, und in Wien zumal fand ich mich deshalb häufig einigermaßen in Verlegenheit. Doch besitzen wir Italiener die Fähigkeit, uns auch ohne Worte verständlich zu machen; mit Geberden, mit der Leichtigkeit der Bewegung und dem Gesichtsausdrucke kommt man dem fehlenden Worte entgegen, und mit einem derartigen Kunstgriffe half ich mir häufig durch. Diejenigen, die das größte Interesse an meinen Darbietungen nahmen, waren die Burgschauspieler. Ich hatte das Glück, einige genauer kennen zu lernen, und ich werde mich stets mit Vergnügen an die außerordentliche Artigkeit erinnern, die mir von Sonnenthal, Lewinsky, Mitterwurzer und dessen hochbegabter und liebenswürdiger Gemahlin entgegengebracht wurde. Die Wiener sind äußerst kunstbegeistert; sie ehren und schätzen jeden hoch, der sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, und sie zeigen es, indem sie allabendlich ihren Lieblingskünstler mit Blumen und Kränzen geradezu überhäufen. Die Presse war mir außerordentlich gewogen, und aus den Uebersetzungen, die man mir von den über mich geschriebenen Artikeln machte, ersah ich, daß kaum etwas oder gar nichts von dem außer acht geblieben war, von dem ich geglaubt hatte, es werde meiner Sprache

[1] Aus den Ricordi, Annedoti ed Impressioni di Tommaso Salvini.

Digitized by Google

wegen nicht bemerkt werden. Ich spreche nicht von den Lobsprüchen, die mir erteilt wurden, sondern von der eingehenden Würdigung jeder meiner Intentionen. Richtige Beobachtungen, ernstlich erwogene Gründe, eine höfliche und würdige kritische Beurteilung und ein von jeder Uebertreibung freies Lob. Nichts konnte, mit einem Worte, korrekter, verständiger und gewissenhafter sein. Die deutschen Schauspieler haben einen großen Vorzug, den, daß sie viel studiren: gerade das, was uns Italienern gewöhnlich abgeht, da wir meinen, wunders was studirt zu haben, wenn wir darin gerade das Notdürftigste gethan haben. Die deutschen Schauspieler sind ausdauernder in ihrem Fleiß; sie dringen bis in das Innerste der Persönlichkeit ein, die sie darzustellen haben, und lassen nie, darin allen Schauspielern der Welt voranstehend, einen Widerspruch in der Wiedergabe des zu veranschaulichenden Charakters aufkommen. Vielleicht fehlt es ihnen etwas an Schwung: sie dringen nicht bis zu dem fieberhaften Zustande der Leidenschaft vor; aber welche Harmonie und welche Präzision im Zusammenspiel! Man sollte meinen, es leite sie ein melodisches Studium der Kunst, und sie suchten sich systematisch darin zu üben. Daher kommt der einheitliche Guß und die feine Abtönung des Ensembles, wofür die Meininger Hofschauspieler so hohe Anerkennung gefunden haben. Die große Schauspielerin Wolter (die Ristori des Nordens) nimmt, was ihre bedeutenden intellektuellen Fähigkeiten anlangt, unter den Darstellerinnen unserer Zeit eine der allerersten Stellen ein; bezüglich des genialen Erfassens, der Verinnerlichung und unmittelbaren Veranschaulichung der Charaktere rangirt sie an zweiter Stelle; doch fehlt es ihr nicht an dem Strahlenblitze des Genies, um ihre sorgsam ausgearbeiteten Studien zu erleuchten. Ich hielt mich in Wien vom 22. Februar bis zum 8. April auf und trat in zweiundzwanzig Vorstellungen in folgenden Stücken auf: „Othello“, „Hamlet“, „Macbeth“, „Gladiator“, „Bürgerlicher Tod“, „Sullivan“ und „Sohn der Wildnis“. Den Urheber dieses letzteren schönen und interessanten Stückes (den Freiherrn von Bellinghausen), bekannt unter dem Pseudonym F. Halm, lernte ich persönlich kennen; er hatte die Liebenswürdigkeit, mir seinen äußerst zuverlässigen Dolmetscher zur Verfügung zu stellen. Ich führte erfolgreich ein Wagnis durch und sah meine Verwegenheit belohnt, es versucht zu haben! Es war wirklich ein Wagnis von mir, in Wien in einem deutschen Stücke aufzutreten, das bereits durch berühmte Darsteller bekannt gemacht und veranschaulicht worden war! Audaces fortuna juvat! Von Wien begab ich mich nach Pest, von dort nach Prag und dann nach Berlin. Auch in der Hauptstadt Preußens und jetzt Deutschlands harrte meiner ein schmeichelhafter Empfang. Es fehlte mir nicht an Gelegenheit, die bedeutendsten Vertreter der Literatur und Kunst kennen zu lernen. Der Hof nahm viel Interesse an meinen Vorstellungen und, wie ich erfahren sollte, brachte mir namentlich der alte Kaiser Wilhelm große Sympathie entgegen, da er, um mir applaudiren zu können, ohne gesehen zu werden, sich von seinem Lehnsessel erhob und in den Hintergrund der Loge trat, um in die Hände zu klatschen. Es scheint, daß die Etikette den Beifallsäußerungen eine gewisse Reserve auferlegt. Wer mir aber sichtbare Zeichen des Wohlwollens

Digitized by Google

gab, war die Prinzessin Viktoria, die nunmehrige Witwe des Kaisers Friedrich, die keine meiner Vorstellungen versäumte. Man wollte, daß ich ein Gesuch einreiche, um bei Hof vorgestellt zu werden, allein ich lehnte es ab, aus dem Grunde, weil ich mich nicht der Demütigung eines ablehnenden Bescheides aussetzen wollte; hatten die hohen Herrschaften das Verlangen, mich persönlich kennen zu lernen, so hatten sie mir nur zu befehlen, mich ihnen vorzustellen. Die Etikette gestattete das nicht, aber mein Zartgefühl ließ mich standhaft bleiben. Schließlich gelangte doch die Einladung an mich, mich bei Hofe vorzustellen. Ich traf dort den Prinzen Friedrich und die Prinzessin Viktoria, umgeben von ihren sämtlichen Kindern, die damals noch ganz klein waren, und wurde mit wirklich außergewöhnlicher Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen. Unter den mancherlei Fragen, die an mich gerichtet wurden, wollte man auch Auskunft darüber haben, ob ich wohl mit meiner Gesellschaft eine Vorstellung im Theater zu Potsdam zu geben geneigt sei. Wie hätte man einem so liebenswürdigen Verlangen widerstehen können! Es wurden Abend und Stück vereinbart. — Tags darauf erschien ein Kammerherr, um in diplomatischer Weise die Frage an mich zu richten, was für eine Entschädigung ich für die auf dem königlichen Privattheater zu gebende Vorstellung beanspruche. Ich antwortete, daß, wenn ich meine Kunst auf einem nicht geschäftsmäßigen Theater ausübe, es nicht meine Gewohnheit sei, einen Preis festzusetzen; allein der Kammerherr gab nicht nach und sagte, „es schicke sich nicht für den Hof, ein Geschenk anzunehmen"; worauf ich erwiderte, es sei auch nicht meine Absicht, etwas zu schenken, ich beanspruche sogar eine sehr hohe Entschädigung: einen der Handschuhe der Prinzessin Viktoria, in welchen dieselbe mir Beifall geklatscht habe. Es kostete viele Mühe, den diplomatischen Gesandten zu bestimmen, diese meine Antwort zu übermitteln, allein es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig. Es kam der zur Vorstellung bestimmte Tag, und ich begab mich mit meiner Gesellschaft nach Potsdam, um „Sullivan" zu geben, ein Schauspiel, für welches nur modernes Kostüm erforderlich war. Meine sämtlichen Schauspieler wurden in einem Flügel des Schlosses untergebracht, wo sie Erfrischungen vorfanden, ich aber wurde eingeladen, einen Wagen zu besteigen, in welchem sich die Prinzessin Viktoria mit ihren Kindern befand, und wir fuhren nach Sanssouci, um die Erinnerungsgegenstände an Friedrich den Großen und Voltaire in Augenschein zu nehmen. Mit welchem Interesse und welcher Leutseligkeit erklärte mir die Prinzessin eingehend jeden Gegenstand und jede Einzelheit dieser Oertlichkeiten und alle die Erinnerungen an so interessante Persönlichkeiten und Begebenheiten! Wir fuhren nach dem Schlosse zurück, und ich traf die Vorbereitungen zur Wiedergabe meiner Rolle. Ein plötzlich eingetretenes Unwohlsein verhinderte den alten Kaiser daran, der Vorstellung beizuwohnen. Das kleine, aber anmutige Theater war buchstäblich mit der höchsten Aristokratie angefüllt, mit Vertretern aller Nationen, kurz, mit allem, was sich Hervorragendes in der Adelswelt, in der Diplomatie, in dem Beamtentum und der Armee nur vorfinden konnte. Es war eine eisigkalte Abendgesellschaft, denn bei Hofe ist es strengstens untersagt, Zeichen des

Digitized by Google

Beifalls zu äußern. Nach der Vorstellung wurde ich eingeladen, den Thee bei dem Prinzen und der Prinzessin einzunehmen, und ich fand mich umringt von all den schönen und eleganten Damen und den Kavalieren, die mit Fragen, Beglückwünschungen und Komplimenten auf mich einstürmten. Diejenige, die mir ein Kompliment entgegen zu bringen verstand, das alle anderen durch seine Form und seinen Geist übertraf, war die Prinzessin Viktoria; sie sagte zu mir: „Nach der Rachel sind Sie, Salvini, der erste, der die Scene des Potsdamer Theaters betreten hat, und ich glaube, daß nach einem so großen Ereignisse sich die Pforten desselben schließen werden!" Und die Pforten des Potsdamer Theaters haben sich bis jetzt wenigstens keinem Künstler mehr aufgethan. Bezaubert von der Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit des deutschen Hofes und dieses intelligenten Publikums, reiste ich von Berlin ab; und als ich in Triest angekommen war, wo ich mich aufhielt, um vier Vorstellungen zu geben, wurde ich vom deutschen Konsul benachrichtigt, daß auf dem Zollamte ein Gegenstand unter meiner Adresse angelangt sei. Ich begab mich dorthin und erhielt einen Ring mit einem Solitär, der mir im Namen des Kaisers Wilhelm, des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Viktoria als Andenken an die in Potsdam veranstaltete Vorstellung übergeben wurde. Ich bedaure immer noch, daß es mir auf meinen späteren Künstlerfahrten nicht möglich geworden ist, ein zweitesmal dieses gastliche Land aufzusuchen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Zeitgeschichte.

Erinnerung an Mrs. Augustus Craven (Pauline de la Ferronays).[1])

Die Biographie hat während der letzten Jahre in der englischen Literatur eine hervorragende, man möchte vielleicht geneigt sein, zu sagen, eine zu hervorragende Stelle eingenommen. In den jüngstvergangenen Monaten sind drei Biographien erschienen, welche in London sämtlich großes Aufsehen gemacht haben. Die erste ist das „Leben des Dr. Church", Dekans der St. Paulskirche, eines Mannes, der nach der Ansicht aller, mit Ausnahme der seiner eigenen Person, eine weit höhere Stellung einzunehmen verdient hätte als die so hervorragende, die er während seiner letzten Lebensjahre wirklich eingenommen. Dieses Buch wandte sich hauptsächlich an diejenigen, welche, im Umriß wenigstens, die Geschichte der bemerkenswerten theologischen Bewegung kennen, welche, von Keble genau zu derselben Zeit ins Leben gerufen, als Strauß sein „Leben Jesu" veröffentlichte, in England so viele Leute gerade nach der entgegengesetzten Richtung drängte, wie sie in diesem berühmten Buche eingeschlagen wurde.

[1]) By Maria Catherine Bishop. 2 vols. London, Richard Bentley and Son.

Digitized by Google

Die zweite ist das „Leben John Addington Symonds'", der, um einen nautischen Ausdruck zu gebrauchen, sich in demselben Fahrwasser bewegte wie Amiel und der Urheber des „Obermann", sich von diesen beiden Schriftstellern nach verschiedenen Richtungen hin unterscheidend, teils durch seine Nationalität, teils durch seinen weit ausgedehnteren Weltverkehr und teils durch die Thatsache, daß er den spezifischen Stempel Oxfords an sich trug, und zwar des Oxford, wie es in einem der merkwürdigsten Augenblicke in der Geschichte jenes verehrungswerten Sitzes der Gelehrsamkeit war.

Die dritte, das „Leben der Mrs. Augustus Craven", wird, wie ich vermute, am meisten auf dem europäischen Festlande gelesen werden; denn die Dame, die ihren Gegenstand bildet, hatte einen größeren Teil ihres Lebens in Frankreich und Italien als selbst in England verbracht.

Während ihrer ersten Lebenszeit hauptsächlich in den lebensfrohesten Kreisen von St. Petersburg, Paris und Neapel bekannt, war sie doch wesentlich und vor allem von ihrer frühesten Jugend bis zu ihrem in dem hohen Alter von dreiundachtzig Jahren erfolgten Tode eine Heilige des besten katholischen Schlages; doch wurde sie erst nach ihren mittleren Lebensjahren als Schriftstellerin bekannt, während ihre große Unterhaltungsgabe, die sich durchaus von dem leeren Geschwätz des Ballsaales und des „Salons" unterschied und mit einem sehr feinen und gewichtigen politischen Urteil verbunden war, am bemerkenswertesten sich in den späteren Jahren geltend machte.

Um einen so komplizirten Charakter und ein unter so verschiedenen Verhältnissen verbrachtes Leben richtig zu schildern, mußten sich in dem Biographen Eigenschaften nicht gewöhnlicher Art mit einander verbinden, und diese fanden sich vereint in der Verfasserin dieses Buches. Von allen Freundinnen Mrs. Cravens, die sie überlebten, war Mrs. Bishop für ihre letzten zwanzig Lebensjahre bei weitem ihre vertrauteste. Sie hatte wohl vierhundert von Mrs. Craven an sie gerichtete Briefe in ihrem Besitz, die alle in dem rückhaltlosen Tone geschrieben waren, wie wir ihn zu erwarten gewöhnt sind, wenn die Schreibenden in absoluter Uebereinstimmung im Fühlen wie im Denken bezüglich religiöser, politischer und literarischer Dinge mit einander stehen.

Mrs. Craven war die Tochter des Grafen de la Ferronays und wurde einige Jahre früher geboren, als die Rückkehr der Bourbonen ihren Eltern gestattete, sich von England nach Frankreich zu begeben. Später wurde dann ihr Vater Botschafter in Rußland, und die Krönung Kaiser Nikolaus' fand statt, gerade als sie in die Gesellschaft eingeführt wurde. Die anfregenden Ereignisse, welche unmittelbar auf den Tod Alexanders folgten, bei denen allen ihr Vater sich in hohem Maße des Vertrauens des neuen Herrschers erfreute, machten einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüt, und die Erinnerungen an dieselben nehmen einen großen Raum in ihrem vielgelesenen Romane „Fleurange" in Anspruch.

Von Rußland kehrte Graf de la Ferronays nach Paris zurück, um das Ministerium des Aeußern während der kurzlebigen Regierung de Martignacs zu übernehmen, einer Regierung, die, vernünftig und intelligent geleitet, wahrscheinlich die Gefahren vermieden haben würde, denen ihr thörichter Nachfolger das Staatsschiff entgegentrieb.

Sehr richtig hat Pozzo di Borgo mit Bezug auf das alberne Verhalten Polignacs bemerkt: „Wenn Premierminister Visionen haben, ist es um die Könige geschehen!"

In dem Augenblicke, da der ältere Zweig der Bourbonen von dem großen Unglück betroffen wurde, versah Graf de la Ferronays die Stellung eines Botschafters beim Papste und wohnte zusammen mit der Heldin der vorliegenden Skizze und einigen Mitgliedern seiner Familie im Palaste Simonetti in Rom. Als aufrichtiger Anhänger Karls X., konnte er nicht einem Fürsten dienen, der für ihn nichts weiter war als der Herzog von Orleans, und legte sofort seine Stelle nieder, um nie wieder ein Amt im Staatsdienst zu übernehmen.

Wie es ihm und den Seinigen von 1830 bis Ende 1848 ergangen ist, wurde der Welt beinahe vierzig Jahre später von Mrs. Craven in ihrem „Récit d'une soeur" erzählt,

Digitized by Google

einem Werke, das bald widerspruchslos von allen Urteilsfähigen für eines der besten des von ihm vertretenen literarischen Gebietes erklärt wurde und als eines der wenigen in unserem Zeitalter erschienenen Bücher, denen es beschieden ist, so lange zu leben wie die Sprache, in der sie geschrieben sind.

Es gibt ohne Zweifel viele fromme Leute, selbst innerhalb der katholischen Kirche, die sich nicht zu dem erheben können, was ein englischer Schriftsteller die „wunderbare, über alles erhabene fühle Höhe der Nachfolge" genannt hat. Für sie hat jenes Buch, so viele Vorzüge sie ihm auch zugestehen, etwas Mönchisches und Klösterliches an sich. Das Buch „Récit d'une soeur" veranschaulicht den Einfluß derselben Ideen, jedoch nicht im Klosterleben, sondern im Leben der Welt, mitten unter Freud und Leid, Sonnenschein und Schatten, Werben und Scheiden, Besitz und Entsagen, Liebe und Tod.

Es liest sich so sehr wie ein Roman, daß man immer und immer wieder gemeint hat, es sei einer. Es ist aber nichts dergleichen, sondern eine aufrichtige und ungeschminkte Darstellung, auf Zeugnisse gestützt, die alle noch vorhanden sind und die der Schreiber dieser Zeilen nebst vielen anderen sorgfältig geprüft hat.

Mrs. Bishop hat die Geschichte dieser Periode aus dem Leben ihrer Heldin kurz noch einmal erzählt, doch wir wollen ihr darin nicht folgen. In einer sich bis zu zwei Bänden ausdehnenden Lebensbeschreibung mußte dieselbe nochmals ihre Stelle finden, zumal der Hauptzweck des in Rede stehenden Werkes war, eine Ergänzung zu dem „Récit" zu liefern, zu zeigen, was die Urheberin desselben war und wie es ihr in der Zeit von nahezu vierzig Jahren ergangen ist, die sie noch nach der Schlußscene jener wunderbaren Erzählung erleben sollte. In einem kurzen Artikel wie diesem würde es vergebliche Mühe sein, jenen Boden noch einmal zu betreten, und die meisten Leute, welche einen Blick auf die vorliegenden Zeilen werfen, sind ohnehin ja mit dem Buche vertraut. Denjenigen, die es nicht sind, möchte ich einfach sagen: Lest es, je eher desto besser, und diese Mahnung ist nicht nur an diejenigen gerichtet, welche sich zu den Lehren der katholischen Kirche bekennen, sondern auch an solche, die sich überhaupt nicht an Glaubenssätze gebunden erachten, seien es nun katholische oder protestantische. Was sie immer von den Anschauungen halten mögen, nach denen die Lebenswege in denselben sich ordneten, so werden sie sicherlich zugeben, daß das Buch, als Ganzes genommen, ein Besitz von bleibender Dauer ist wie das Parthenon, die Westminster Abtei oder das Taj Mahal. Erörterungen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der einzelnen Ansichten anzustellen, welche jenen Lebenswegen die Richtung anwiesen, welche sie verfolgt haben, würde ebenso zwecklos sein, als angesichts dieser drei Meisterwerke der Baukunst sich in Untersuchungen über die genaue Uebereinstimmung der dem Weltall zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse mit den Glaubensbekenntnissen derjenigen einzulassen, die sie zum Entzücken aller Zeiten und zum Ruhm des Menschengeschlechtes ins Dasein gerufen haben.

Die Angaben über das eigene Leben Mrs. Cravens sind in dem „Récit" dünn gesät, da ihr feines Taktgefühl sie veranlaßte, das gesamte Interesse der Geschichte auf andere Mitglieder ihrer Familie zu konzentriren; doch wird die Thatsache, daß sie sich 1834 mit Augustus Craven vermählte, pflichtschuldigst erwähnt. Er war der Sohn von Keppel Craven, einem englischen „gentleman", der lange Zeit in Süditalien gelebt und seine Reisen nach dem Königreich beider Sicilien veröffentlicht hat.

Keppel Cravens Mutter wurde in zweiter Ehe Markgräfin von Anspach. Sein Sohn begann unter hoher Protektion im Alter von sechzehn Jahren seine Laufbahn als Soldat, vertauschte bald aber diesen Dienst mit dem diplomatischen und vertrat England in Karlsruhe im November 1848, als die letzten Ereignisse, auf die im „Récit" Bezug genommen wird, sich abspielten.

Im Jahre 1851 starb Keppel Craven, und sein Sohn, der einen großen Teil seines Vermögens erbte, wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich ein Haus in Berkeley Square, einer der besten Lagen Londons, zu kaufen. Im nächsten Jahre fanden Neuwahlen zum

Digitized by Google

Parlamente statt, und er ließ sich, unklug und unglücklich genug, zum Kandidaten für das County von Dublin aufstellen. Es war das ein naheliegender, aber verhängnisvoller Fehler. Die Cravens waren in sehr enge Beziehungen zu dem besten Teile der englischen liberalen Partei getreten. Um jene Zeit waren in Irland Mißstände vorhanden, für deren Beseitigung einzutreten jene Partei sich verpflichtet hatte. Vom Jahre 1828 an war sie beständig an diesem guten Werke thätig gewesen, und viele höchst ersprießliche Reformen waren vor 1852 durchgeführt worden; aber viel blieb noch zu thun. Achtzehn Jahre sollten thatsächlich noch vergehen, bevor das, was man Ungerechtigkeit nennen konnte, bis auf seine letzte Spur aus den Beziehungen zwischen Großbritannien und seiner Nachbarinsel getilgt war. Die irische Staatskirche, der schwerste der Mißstände in dem Zeitabschnitte, von dem ich schreibe, wurde erst im Jahre 1869 beseitigt. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß Mrs. Craven, die eifrigste, aber auch die toleranteste Katholikin, sehr viel daran setzte, daß ihr Gatte sich an dem Kampfe beteilige, in welchem in gleicher Weise ihre liberalen politischen Sympathien und ihre religiöse Begeisterung engagirt waren. Niemand hätte im Jahre 1852 voraussehen können, daß eine Reihe wichtiger Ereignisse — der Krieg mit dem Zaren Nikolaus, der indische Aufstand, die Erhebung Italiens und so manches andere — die Aufmerksamkeit des britischen Parlamentes für einen langen Zeitraum von der irischen Frage ablenken und der erste ernstliche Angriff auf die Privilegien der dortigen protestantischen Kirche erst im Jahre 1863 erfolgen sollte. Es ist begreiflich, daß sie bitter enttäuscht darüber sein mußte, daß Cravens Kandidatur ein vollständiger Mißerfolg war und er mit einer sehr beträchtlichen Majorität zurückgeschlagen wurde, und das um so mehr, als er zur Uebernahme der Kandidatur sich zu Niederlegung seiner Stelle im diplomatischen Dienste hatte entschließen müssen, ganz abgesehen von den vielen tausend Pfund, die ihn der Wahlkampf gekostet. Dieser Fehler war der Anfang von mancherlei Sorgen, und Mrs. Craven hat jedenfalls die Wahrheit der Bemerkung empfunden, die Maria Theresia einmal einer jungen Freundin gemacht haben soll: „Liebes Kind, heirate nur keinen Mann, der nichts zu thun hat."

Die nächstfolgenden Jahre brachte das Ehepaar meist abwechselnd in Neapel und England zu. In ersterer Stadt hatten sie ein sehr schönes Haus, in welchem sie in ausgedehntem Maße gesellschaftlichen Verkehr pflegten und eine ganze Reihe von theatralischen Unterhaltungen veranstalteten, da er sowohl wie sie ein sehr bemerkenswertes schauspielerisches Talent besaß. Wenn sie in England waren, verkehrten sie hauptsächlich, jedoch nicht ausschließlich, in den angesehensten Kreisen der Whigpartei, und in einem Buch, „Reminiscences", das Mrs. Craven viele Jahre später veröffentlicht hat, findet sich eine ganze Anzahl interessanter Bemerkungen über diese Tage, während die neapolitanischen Verhältnisse sich deutlich auf den Seiten desjenigen ihrer Romane widerspiegeln, den ich für ihren besten halte, „Le Mot de l'Enigme".

Kaum irgend einer, der mit ihr in England zusammentraf, und vielleicht nur zwei oder drei, die ihr in Neapel begegneten, hatten eine Ahnung von dem eigentlichen Wesen der glänzenden Weltdame, die so viele zu kennen vermeinten, oder konnten irgendwie vermuten, welch ernsten Beschäftigungen sie sich in ihrem Privatleben hingab. Schon um diese Zeit war sie mit Sammlung und Ordnung derjenigen Schriftstücke beschäftigt, welche in dem „Récit" der Oeffentlichkeit übergeben wurden, und ein Tagebuch über ihre inneren Erlebnisse, das Mrs. Bishop zur Verfügung gestellt worden ist, bekundet eine Gemütsverfassung, die weit mehr geistige Verwandtschaft mit den hervorragendsten mystischen Schriftstellern als mit der etwas frivolen Gesellschaft aufweist, die sich in ihrem Hause am Chiatamone zusammenfand, oder mit den geschäftigen Staatsmännern, wie Palmerston, Granville und dergleichen, die sie hauptsächlich in England sah. Der Einfluß, den Père Gratry und mehr noch Madame Swetchine auf sie ausübten, war um diese Zeit ein beträchtlicher, und der Einfluß der letzteren wenigstens, die im Jahre 1857 starb, erhielt sich in seiner ganzen Stärke während der Dauer eines vollen Menschenalters, um welches Mrs. Craven ihre begabte Freundin überlebte.

Digitized by Google

Gegen Ende Juni hatte sie den ersten Band des „Récit d'une soeur" beendet, und diejenigen, die mit dem Buche vertraut sind, werden sehr wohl begreifen, wie es gekommen ist, daß sie, als sie an jenem Teile ihrer Darstellung angekommen war, das Buch für lange Zeit beiseite liegen lassen mußte. Gerade in diesem Zeitpunkte überredeten einige ihrer Freunde sie, der Gegend einen Besuch abzustatten, die sich um das berühmte Kloster von Trinitá bei La Cran ausbreitet. Sie that es, und der Erfolg war, daß sie und ihr Gatte ein Landhaus, Castagneto genannt, erwarben und es für einige Jahre zu ihrer Hauptheimstätte machten.

Hier wurde ein großer Teil des Tagebuchs geschrieben, das Mrs. Bishop so oft in ihrem ersten Bande anführt, und das mit dem größten Entzücken von allen denjenigen gelesen werden wird, welche für dasjenige literarische Genre eine Vorliebe haben, für welche die „Nachfolge" das vollendetste Vorbild ist. Hier widmete sie sich auch wieder der Sammlung ihrer Familienpapiere und förderte den zweiten Band des „Récit" um ein gutes Stück. Für diesen ganzen Abschnitt ihres Lebens findet man den vollständigsten Kommentar in dem schon erwähnten Bande der „Reminiscences". Niemand konnte sich um die Zeit von 1859 bis 1860 in Italien aufhalten, ohne irgendwie die großen Fragen auf sich einwirken zu lassen, welche in jenen Tagen die Halbinsel so lebhaft bewegten. Die Cravens, obgleich treue Anhänger der Kirche und nichts weniger als geneigt, die konservative Beurteilung der neapolitanischen Zustände für durchaus verwerflich zu halten, bekannten sich doch fest und entschieden zum Liberalismus und freuten sich nicht wenig, als sie vernahmen, daß der berühmte Redner aus dem Dominikanerorden, Lacordaire, die gleichen Anschauungen teile. Im Verlaufe der Zeit wurde „Le Récit" vollendet, blieb aber noch in der Mappe seiner Urheberin liegen, bis dieselbe die Ansicht ihrer Verwandten und Freunde in Paris zu Rate ziehen konnte. Inzwischen schrieb sie auf Anraten ihrer Freundin, Lady Georgiana Fullerton, der Schwester Lord Granvilles, der so lange das englische Amt des Aeußern verwaltet hat, eine kleine Novelle unter dem Titel „Anne Séverin", die zwanzig oder gar noch mehr Auflagen erlebt hat.

Im Frühjahr 1865 begab sie sich nach Frankreich, wo es ihr endlich nach langem Kampfe gelang, die Zustimmung ihrer Verwandten dazu zu erlangen, daß „Le Récit" zunächst in einer nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten und dann auch in einer öffentlichen Ausgabe erscheine. Niemand wird erstaunt darüber sein, daß Herren und Damen der Gesellschaft sich im ersten Augenblicke gegen eine so vollständige und rückhaltlose Enthüllung alles dessen, was ihnen als das Heiligste im Leben der ihnen am höchsten und nächsten Stehenden galt, widersetzten; allein Mrs. Craven erreichte mit dem Weitblick und der Inspiration des Genies ihr Ziel, und die Familie la Ferronays wurde dafür dadurch entschädigt, daß ihr unter der „Elite" aller Länder ein derartiges Ansehen zu teil wurde, wie es in neuerer Zeit keiner andern Familie, die nicht zu der höchsten Machtstelle gelangt, durch den Glanz hoher Geburt, kriegerischer Thaten oder politischen Erfolges, beschieden gewesen ist. Die nur für engere Kreise bestimmte Ausgabe bestand aus fünfhundert Exemplaren, von denen hundert verschenkt wurden, und es ist im höchsten Grade bezeichnend für die doppelte Welt, in der Mrs. Craven lebte, daß die Korrekturbogen derselben zu Dangu, dem Besitztum des Grafen de Lagrange, durchgesehen wurden, von wo aus Mrs. Craven um dieselbe Zeit schrieb:

„Hier sind wir ganz Feuer und Flamme über den Erfolg des „Gladiateur", der, nachdem er das Derby gewonnen, nunmehr als Held von Doncaster zurückkehrt. Der ganze ‚Sport' Europas bewillkommnet ihn als den ersten Renner der Welt. Ich begreife die hohe Befriedigung, die man hier im Mittelpunkt der Sportswelt empfindet, und ich habe volles Verständnis für den Triumph der hochgeborenen Beine (jarrets) des schönen Geschöpfs, und doch scheint mir etwas Kindisches in der Freude zu liegen, die jeder Franzose darüber empfindet, daß er die Engländer geschlagen, wenn auch mit Hilfe der Füße eines Pferdes. Nicht dieselbe Erregung herrscht jenseits des Kanals, Frédéric de Lagrange, der von seinem

Digitized by Google

Triumphzuge zurückgekehrt ist, ist voller Bewunderung für die ritterliche Freude und die gute Laune, mit der man seinen Sieg begrüßt hat."

Weit später entgegnete sie einem Freunde, der sie fragte, ob sie keine nervöse Unruhe vor dem Erscheinen des Buches empfunden habe: „Nein, nicht im geringsten. Ich war durch den Jockeyklub gegangen, und darnach konnte mich keine andere Kritik mehr beunruhigen."

Während sie die Korrekturbogen der ersten Auflage durchsah, sagte einer der Angestellten der Druckerei, der ihrer Unerfahrenheit in diesem schwierigen Geschäfte zu Hilfe kam, zu ihr: „Wissen Sie, wer das war, der soeben vorbeigegangen ist?" — „Nein," antwortete sie, „wer denn?" — „Der Verfasser des ‚Leben Jesu'."

Viele Jahre verlebten diese beiden in nächster Nachbarschaft neben einander in Paris. In dem Augenblicke, als Renan sein berühmtes Buch herausgab, wohnte er in Paris in der Rue de Madame, nicht einen Pistolenschuß weit von den Räumlichkeiten, in welchen sich die auf den letzten Seiten des ersten Bandes von „Le Récit" geschilderten Scenen abspielten. Ihre Pfade kreuzten sich niemals außer bei dieser einen Gelegenheit und für einen Augenblick nochmals im Jahre 1881, und doch würden mir wohl viele beipflichten, wenn ich behauptete, beide seien — ihre gesellschaftliche Stellung beiseite gelassen — zu unserer Zeit die bemerkenswertesten Vertreter ihrer Nation gewesen.

„Le Récit" erschien 1866 und wurde sofort berühmt. Es wurde von der französischen Akademie — nachdem Villemain über seine Vorzüge Bericht erstattet — preisgekrönt, und es gelangten binnen wenigen Monaten zehn Auflagen zum Absatz. Das Buch wurde fast unmittelbar nach seinem Erscheinen von Miß Bowles ins Englische übertragen, in einer Weise, die Mrs. Craven viele Freude bereitete, und in einem bis zwei Jahren hatte sie unbekannte, aber aufrichtige Freunde in jedem Winkel der Welt. Noch nie ist ein gewagtes literarisches Unternehmen von glänzenderem Erfolge gekrönt worden.

Von Paris kehrte Mrs. Craven nach Italien zurück, zunächst nach Castagneto, dann nach Rom, um diese Zeit mit zwei weiteren Büchern vor die Oeffentlichkeit tretend, mit der schon erwähnten Novelle „Anne Séverin" und der Lebensbeschreibung einer ihrer neapolitanischen Freundinnen, Donna Adelaide Capece Minutolo. Es wäre gut gewesen, wenn ihr Gatte sich während dieser Zeit auf die Reihe von Festlichkeiten beschränkt hätte, welche den größten Teil seiner Lebensthätigkeit während der dem Tode seines Vaters folgenden Jahre ausmachte; da er aber stets rastlos nach Beschäftigung verlangte, und er seit seinem Ausscheiden aus dem diplomatischen Dienste keine regelmäßige Thätigkeit hatte, ließ er sich auf weitgreifende Spekulationen bezüglich einer Wasserversorgung der Stadt Neapel ein, die einen großen Teil seines Vermögens verschlangen und ihm und seiner Gattin bis an ihr Lebensende Verlegenheiten bereiteten. Auf alles das brauche ich nicht einzugehen, aber es ist nötig, zu erwähnen, daß im Jahre 1869 Mrs. Craven mit Miß O'Connor Morris bekannt wurde, die unter dem Namen ihres Mannes als Mrs. Bishop ein Vierteljahrhundert später ihre Lebensbeschreibung herausgeben sollte. Von dieser Zeit an hat die Aufgabe, einen Bericht über Mrs. Cravens Leben zu geben, sich zu einer verhältnismäßig leichten gestaltet durch die lange Reihe von Briefen, von denen ich bereits gesprochen habe, und die so lange sich fortsetzten, als sie überhaupt im stande zu schreiben war.

Katholische Leser werden mit großem Interesse dem Berichte folgen, den Mrs. Bishop über Mrs. Cravens Thätigkeit während des vatikanischen Konzils von 1870 erstattet. Für nichtkatholische Leser wird die Bemerkung genügen, daß sie gleich ihrem bis an ihr Lebensende mit ihr verbundenen Freunde de Montalembert heftig die Majorität bekämpfte, bis die Frage der Unfehlbarkeit entschieden wurde und sie dann ihr Urteil der getroffenen Entscheidung unterordnete.

Das nächste Ereignis in Mrs. Cravens Geschichte war die Veröffentlichung ihrer Novelle „Fleurange", der bald eine „Studie" über Mrs. Oliphants „Leben Montalemberts" folgte, die, wie verschiedene andere ihrer Werke, zuerst im „Correspondant" erschien und dann als besonderer Band veröffentlicht wurde. Während dieses Abschnittes

Digitized by Google

ihres Lebens, in welchem die finanziellen Verlegenheiten ihres Gatten ihrem Aufenthalte in Italien ein Ende machten, verbrachte Mrs. Craven einen großen Teil ihrer Zeit in verschiedenen befreundeten Häusern in England, Belgien, Frankreich und Deutschland. Ihre Briefe an Mrs. Bishop gewähren ausgiebigen Aufschluß über ihre Thätigkeit und lassen manches Streiflicht auf Persönlichkeiten und Zustände der besten Gesellschaftskreise jener Länder fallen. Während dieser Jahre war es auch, daß sie die Bekanntschaft — eine Bekanntschaft, die alsbald den Charakter einer vertrauten Freundschaft annahm — der Prinzessin Leonille von Sayn-Wittgenstein machte, in deren reizender Villa zu Ouchy bei Lausanne sie während der zwanzig ihrem Tode vorangehenden Jahre viele ihrer glücklichsten und ruhigsten Stunden verbrachte.

Vor der Oeffentlichkeit erschien Mrs. Craven zunächst mit „Le Mot d'Enigme“ und dem „Leben Natalie Narischkins“. Auf das erstere Werk habe ich bereits Bezug genommen und der Schilderung erwähnt, die es von dem gesellschaftlichen Leben Neapels enthält zu der Zeit, da das Cravensche Ehepaar den Mittelpunkt alles dessen bildete, was in derselben am meisten glänzte. Nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch noch aus vielen anderen empfiehlt sich seine Lektüre, wenigstens dem Psychologen, weil die sonderbarste Begebenheit, die in demselben erzählt wird, thatsächlich vorgekommen ist.

Natalie Narischkin war eine zu dem gleichnamigen vornehmen russischen Hause gehörende junge Dame, die, als Mitglied der orthodoxen Kirche geboren, zum Katholizismus übertrat, hauptsächlich infolge der Eindrücke, die sie von dem Tode ihrer vertrautesten Freundin, einer Schwester Mrs. Cravens, empfing, deren kurze, aber wunderbar schöne Geschichte in dem zweiten Bande des „Récit“ mitgeteilt wird. Natalie Narischkin wurde zuletzt Mitglied des Ordens vom heiligen Vinzenz von Paula und stieg bis zu einer hohen Stellung in dieser großen Gemeinschaft empor. Das Buch ist außerordentlich interessant an sich, doppelt aber für diejenigen, die mit den im „Récit“ des nähern aneinander gesetzten Umständen bekannt sind, welche die Wandlung in dem Leben des von ihm geschilderten bewundernswerten und hochgebildeten weiblichen Wesens herbeiführten.

Nachdem sie ihr Heim in Castagneto aufgegeben, wohnte Mrs. Craven in Paris, zuerst in der Rue de Miromesnil und später in der Rue Barbet de Jouy, doch häufige Besuche bei Freunden, namentlich in Frankreich, England und der Schweiz abstattend. Ihr Leben drängte sich nunmehr zu sehr großem Teile in ihren Schriften zusammen. Im Jahre 1877 veröffentlichte sie „Le travail d'une Ame“, ein Werk, das sich auf ein bemerkenswertes Buch gründet, „Unravelled Convictions“, dessen Urheberin, die Tochter einer ihrer ältesten Freundinnen, Lady Cowper, im Jahre 1872 zum Katholizismus übertrat. Es ist das ein Buch, welches hauptsächlich diejenigen interessiren wird, die sich mit den im Wettstreit von der protestantischen und katholischen Theologie erhobenen Ansprüchen beschäftigen, doch wenden sich ihre „Reminiscences“, die bald darauf folgten, an ein weiteres Publikum.

Der zweite Band von Mrs. Bishops Buch besteht zu sehr großem Teile aus Briefen. Es läßt sich thatsächlich sagen, daß die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens von Mrs. Craven selbst erzählt werden.

Ein sehr großer Teil dieser Briefe beschäftigt sich mit politischen Gegenständen. Einzelne derselben beziehen sich auf französische Zustände, und wenn auch die Schreiberin ihrer Ueberlieferung und Familienverbindung nach dem Ancien Régime angehört, halten sie sich doch in bemerkenswerter Weise von den Illusionen frei, denen so viele französische Royalisten sich in den Jahren hingaben, während deren Mäßigung und gesunder Menschenverstand vielleicht die Monarchie wieder hätten herstellen können. Mrs. Craven verurteilte die Unklugheit des Grafen von Chambord, der weißen Fahne absolut nicht entsagen zu wollen, in ebenso entschiedener, wenn auch nicht so witziger Weise wie jene Dame, welche sagte: „Il ressemble à Virginie, qui se noyait plutôt que laisser tomber sa chemise.“

Wenn einige der einflußreichsten Mitglieder der monarchischen Partei thöricht genug waren, sich einzubilden, der Graf von Paris habe in dem Betrüger Boulanger einen Monk

Digitized by Google

gefunden, teilte sie niemals auch nur für einen Augenblick diesen Irrtum. Ich glaube sie wäre gewillt gewesen, ohne Murren unter der Republik zu leben und zu sterben, wenn nicht diejenigen, die die Geschicke derselben leiteten, sich auf französischem Boden als so hartnäckige Feinde ihrer klerikalen Freunde erwiesen hätten. Ich sage, auf französischem Boden, weil genau dieselben Regierungen, welche den Klerus im Inlande verfolgten, in durchaus ungebührlicher Weise dessen Bestrebungen im Auslande unterstützten, wenn sie sich derselben als eines Werkzeuges für französische politische Intriguen bedienen konnten. Die antiklerikale Bewegung einer republikanischen Regierung wurde ohne Zweifel bis zu einem gewissen Umfange durch die Uebergriffe der Priester auf die bürgerliche Machtsphäre veranlaßt, denn wo werden Priester, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet, sich nicht derartige Uebergriffe erlauben, mag es sich nun um Katholiken oder Protestanten, Christen oder Mohammedaner oder Heiden handeln? Dazu fielen die strengen Maßnahmen der Behörde am schwersten auf viele völlig schuldlose Gemeinden, und gerade auf solche, zu denen Mrs. Craven durch ihr Leben in näherer Beziehung stand. Der Leser darf sich daher durchaus nicht darüber wundern, daß sich in ihren Briefen viele Spuren des Tadels gegen das Verhalten Gambettas, Ferrys und anderer finden.

Infolge des zufälligen Umstandes, daß Mrs. Bishop eine Irländerin und ein andere Korrespondent Mrs. Cravens ein englischer Politiker war, handelt ein sehr großer Teil der Briefe von Irland. Nicht wenige derselben sind von einer ganz erheblichen Wichtigkeit, so wichtig, daß man schon einmal daran gedacht hatte, sie besonders zu veröffentlichen anläßlich der langen Streitfrage, die im Winter 1885 einen akuten Charakter annahm. Um jene Zeit glaubte Gladstone, in Ueberschätzung des unfraglich großen Haltes, den er an seiner Partei hatte, er könne dieselbe mit sich in das Lager der unter dem Namen der Parnelliten bekannten irisch-amerikanischen Verschwörer überführen und sich so nochmals auf längere Zeit seine Regierung mit einer großen Majorität hinter sich sichern. Allein der Plan des Wallensteins des neunzehnten Jahrhunderts schlug ebenso gründlich fehl wie der seines Vorgängers im siebenzehnten Jahrhundert. Die Blüte der liberalen Partei weigerte sich, ihm zu folgen, und wenn ihre Plätze bald von Leuten ausgefüllt wurden, für welche die Lockung eines alsbaldigen Aufsteigens zu Bedeutung und Macht allzu verführerisch gewesen war, wurden diese Rekruten doch nur zu einer vernichtenden Niederlage geführt und mußten sich auf lange Zeit hinaus von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sehen. Als Gladstone nochmals nach Downing Street kam, kehrte er dorthin als ein vorübergehendes und verlegenes Phantom zurück, um einen Gesetzesvorschlag zur Regelung der Homerulefrage einzubringen, der von der Parlamentsbühne vollständig heruntergelacht wurde, und zog sich ins Privatleben zurück, auf das heftigste gerade von denjenigen verabscheut, die während der Jahre, da er die liberale Partei in Uebereinstimmung mit ihren alten Ueberlieferungen geleitet hatte, seine eifrigsten Anhänger gewesen waren. Was den Briefen Mrs. Cravens über irische Angelegenheiten ihre Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß alle Grundsätze, alle Gefühle und alle Vorurteile, von denen sie beseelt war, sie im ersten Augenblicke hätten bestimmen müssen, die Partei der irischen Agitatoren gegen England zu ergreifen. Sie war eine Erzkatholikin, die vertraute Freundin Montalemberts, welcher der Gast O'Connells zu Derrynane Abbey gewesen war und ganz und gar mit den ersten Phasen von dessen politischer Laufbahn sympathisirt hatte. In England war sie eng befreundet mit Charles Greville gewesen, einem der Engländer, die am besten für die irische Partei geschrieben haben, bevor die Partei, zu der er zählte, endlich dazu gelangte, Irland Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, während ihre italienischen Erfahrungen sie geneigt gemacht hatten, stets und überall der Sache der Nationalitäten ihr Wohlwollen entgegenzubringen. Trotz dieser Beeinflussungen ließ ihr klarer politischer Verstand sie als eine Katholikin einsehen, daß die irischen Priester ihre religiösen Gefühle gänzlich von dem Verlangen hatten übermannen lassen, sich mit den Unwissenden unter ihren Herden gut zu stellen, obgleich diese unter der Herrschaft von politischen Marionettenspielern standen, die sich um Religion überhaupt nicht kümmerten. Sie sah zugleich,

Digitized by Google

daß jedes einzelne der Uebel, die über Irland verhängt worden waren (als England sich den Katholiken gegenüber, wenn auch in abgeschwächtem Maße, die Grausamkeit der französischen Regierung gegen ihre protestantischen Unterthanen zum Vorbilde nahm) beseitigt worden war, und daß gerade die besten und anständigsten der englischen Liberalen sich ebenso sehr den Ansprüchen der Parnelliten widersetzten, wie sie es denjenigen der unter dem Namen der Orangemänner bekannten fanatischen Protestanten gegenüber gethan hatten. Was den Gedanken einer irischen Nationalität anlangt, so dachte sie darüber wie jedes vernünftige Menschenkind, das von derartigen Dingen etwas versteht, daß der natürlichen Lage der Dinge nach weder Irland noch Schottland im politischen Sinne als Nationen aufgefaßt werden können, wenn es auch nur zu wünschen steht, daß sie lange noch im poetischen Sinne Nationen bleiben mögen. In Schottland weiß das jedermann, der sich nicht in einem Irrenhause befindet oder den geeigneten Insassen eines solchen abgäbe, und das trotz der ruhmwürdigen und langen Geschichte, der sich Schottland vor der Union zu erfreuen hatte. In Irland aber kann, trotzdem daß neunundneunzig Hundertteil der Gebildeten auf protestantischer wie katholischer Seite es wissen, die unwissende Masse noch durch politische Deklamationen über die Nationalität, die in Schottland als ein schlechter Scherz aufgefaßt werden würde, in Aufregung versetzt werden. Das ist der Fall, obwohl Irland überhaupt nie eine nationale Geschichte gehabt hat und vor der Union lediglich als ein Gemengsel halbwilder Stämme oder als das Nebengebiet seines mächtigen Nachbars vorhanden gewesen ist.

Was aber Mrs. Cravens Ansichten über politische Fragen überhaupt anlangt, so kann ich den Leser nur auf Mrs. Bishops Bände verweisen. Ich kehre zu der Folge ihrer Bücher zurück. Dieselben waren zahlreich und mannigfachen Inhalts. So gab sie einen Band Betrachtungen heraus, der bei denjenigen, deren religiöse Ansichten er widerspiegelt, vielen Anklang gefunden hat, der aber vielleicht ein größeres Publikum interessirt haben würde, wenn er mehr biographisches Material enthalten hätte. Dann erschien ein Bericht über Mrs. Kemble, die bekannte englische Schauspielerin und Shakespeare-Darstellerin. Ferner eine Novelle unter dem Titel „Eliane“, die über die verschiedenen Ansichten von Liebe und Ehe, wie sie in Frankreich und England vorhanden sind, handelt, und schließlich ihre letzte Novelle „Le Valbriant“, die mehr oder minder die Anschauungen ihres Neffen, des katholischen Redners Grafen Albert de Mun über Arbeitgeber und Arbeitnehmer durchschimmern ließ. Alles dies füllte in angenehmer Weise ihre Zeit aus, bot ihr Zerstreuung bei Verdrießlichkeiten von mancherlei Art und wurde von einem großen Leserkreise lebhaft willkommen geheißen.

Im Oktober 1884 starb Augustus Craven zu Monabri, dem schon genannten Landhause der Prinzessin von Sayn-Wittgenstein, und seine Witwe konnte lange Zeit diesen Schlag nicht verwinden. Sie erholte sich jedoch wieder so weit, um im Alter von achtzig die Lebensbeschreibung ihrer Freundin Lady Georgiana Fullerton zu veröffentlichen, einen wertvollen Beitrag zur biographischen Literatur, der uns die Geschichte einer erfolgreichen Romanschriftstellerin erzählt, einer Dame der „fine fleur“ der englischen Gesellschaft, die, wohl bekannt in Paris, diesseits wie jenseits des Kanals vielen Beifall gefunden hat. Im Frühjahre 1891 verschied Mrs. Craven im Alter von dreiundachtzig Jahren in ihrem Hause in der Rue Barbet de Jouy in Paris nach langem Leiden. Viele Monate vor ihrem Tode war sie nicht mehr im stande, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen.

Das ist in kürzestem Abriß die Geschichte einer der hervorragendsten Frauen, die zu unserer Zeit gelebt haben. Ein Leben wie das ihrige wird in seinem Interesse durch Einzelheiten bedingt, auf die in einer flüchtigen Skizze auch nicht einmal Bezug genommen werden kann, die aber der Leser von Mrs. Bishops Buch mit großem Geschick zusammengestellt finden wird. Vom Anfang bis zum Ende hat sie es im Auge behalten, daß ihr Hauptziel ein doppeltes sein müsse, zunächst die Neugierde der Leser des Buchs „Le Récit d'une soeur“ bezüglich der Urheberin desselben zu befriedigen, und dann, möglichst viele von

Digitized by Google

denen, denen es noch unbekannt geblieben, zu seiner Lesung zu veranlassen. Sich selbst hat sie durchaus und ganz ihrem Stoffe untergeordnet, und sie wird ihren Lohn nicht nur in dem Bewußtsein finden, die Pflicht gegen ihre Freundin erfüllt zu haben, sondern auch in der Thatsache, daß sie mit dem Namen derselben ihren eigenen für so lange verbunden hat, als „Le Récit d'une soeur" Leser finden wird. Daß man es lesen wird, solange es eine katholische Kirche gibt, ist offenkundig, denn das Urteil aller zustehenden Personen in jener Gemeinschaft über dasselbe könnte kaum anders lauten als so, wie es trefflich und kurz bald nach dem Tode seiner Urheberin von Abbé Mugnier, dem Vikar an der Kirche des heiligen Thomas von Aquino zu Paris, abgegeben wurde:

„Comment répondre à la libre-pensée? Lui opposer des textes, discuter encore et toujours, c'est le vieux jeu. Mieux vaut recourir à l'expérience.

„Madame Craven se contente de montrer à ce siècle sceptique Albert et Alexandrine.

„Qu'on prenne ces âmes, qu'on les démonte et qu'on dise si leur amour, leur sacrifice, leur vie, leur mort, peuvent être naturellement expliqués. Non: ces fruits exquis ne pouvaient croître que sur l'arbre du dogme et de la morale catholiques.

„Quand on dénombrera les apologistes de ce temps, on trouvera sans doute que c'est une simple femme, dénuée de toute prétention théologique, qui a su construire à sa foi un monument éternel; avec les matériaux les plus délicats, les plus périssables en apparence: des sourires, des baisers et des larmes."

Was aber an dem „Récit" am bemerkenswertesten ist, ist, daß das Buch sich nicht nur in nachdrücklichster Weise an die gläubigen Anhänger der „allein selig machenden Kirche" wendet, sondern an Personen, die ganz außerhalb ihres Bannkreises stehen, und über deren Rechtgläubigkeit man kaum etwas anderes sagen könnte, als es Pio Nono thatsächlich einmal in Betreff eines hervorragenden, in Rom und Berlin gleich gut bekannten Diplomaten gethan hat. Der Papst verkehrte so viel mit diesem Herrn, daß ein wahnwitziger Fanatiker aus der Umgebung des Vatikans sich schließlich für verpflichtet erachtete, seiner Heiligkeit Vorstellungen zu machen und sie darauf hinzuweisen, daß die in Rede stehende Persönlichkeit nicht einmal ein guter Katholik sei. „E' vero", entgegnete der Papst, „non é buon Cattolico ma é pessimo protestante!"

Selbst für diejenigen, die zu der immer mehr zunehmenden Gemeinschaft gehören, die am besten durch eine derartige Formel bezeichnet wird, wird „le Récit d'une soeur" ein klassisches bleiben, vorausgesetzt, daß sie Interesse an den Fragen nach dem Woher? und Wohin? nehmen, welche stets das Menschengemüt beschäftigen werden. Die in ihm dargestellten Lebensläufe müssen den von glänzendem Erfolge gekrönten selbst von denjenigen beigezählt werden, die ganz und gar davon überzeugt sind, daß viele der Grundlagen, auf denen diese Leben sich aufbauten, ungesund waren. Sie erinnern an eine bekannte Stelle bei Renan:

„Le moment du triomphe des saints est vraiment celui de leur mort. Leur vie, appréciée d'après nos idées modernes, semble imparfaite, en ce sens qu'ils ont été exclusifs, qu'ils n'ont vu les choses que par un seul côté, qu'ils ont manqué de critique et d'étendue d'esprit. Je ne souhaiterais pas leur vie, mais je suis jaloux de leur mort. A voir ces fins glorieuses et calmes, l'âme se relève et se fortifie, on reprend quelque estime pour la nature humaine, on se persuade que cette nature est noble et qu'il y a lieu d'en être fier."

Hier aber liegt der Fall noch günstiger. Hier gibt es nichts von den Exzentrizitäten und anderen unerfreulichen Zügen, welche sich oft in dem Leben derjenigen finden, die offiziell als Heilige bezeichnet werden. Die Leben, die im „Récit" geschildert werden, verliefen schön und erfolgreich, wenn man sie bloß unter dem Gesichtspunkte dieser Welt betrachtet, ganz abgesehen von ihrem glanzvollen Ende, und ihr schöner Verlauf und ihr Erfolg waren zum großen Teile von dem Vorwalten derselben Gedanken und Empfindungen bedingt, die

Digitized by Google

sie zu einem so siegreichen Abschlusse brachten. Das sind Thatsachen, und zwar Thatsachen die, wie immer man sie sich erklären mag, ernstlich von allen Erforschern der menschlichen Natur in Betracht gezogen werden müssen.

Mountstuart. E. Grant Duff.

Marinewesen.

Der heutige Stand und Bedeutung der türkischen Flotte.

Ein längerer Aufenthalt in Konstantinopel im vorigen Herbst, der mit dem Zweck, die prächtige Metropole der Türkei und die antiken Reste der gewaltigen früheren Hauptstadt des oströmischen Reichs kennen zu lernen, denjenigen, dort eingehende militärische Studien vorzunehmen verband, bot uns Gelegenheit, auch der türkischen Flotte einen näheren Blick zu widmen, dessen Ergebnis vielleicht des Interesses nicht entbehrt. Die türkische Flotte hat sich seit ihren wiederholten schweren Niederlagen bei Tschesme, Navarin und Sinope, ungeachtet eines Zuwachses, der ihr im Jahre 1869 durch die Einverleibung der ägyptischen Panzerschiffe durch den Ferman vom 30. August jenes Jahres erwuchs, nie mehr zu ihrem alten Umfange und ihrer früheren Bedeutung zu erheben vermocht. Jedoch nahm dieselbe unter der Regierung des Sultans Abdul Aziz unter der Leitung des 1867 in den türkischen Dienst übergetretenen englischen Marinekapitäns Hobart Pascha wieder einen sehr bemerkenswerten kräftigen Aufschwung. Sie beherrschte, allerdings wesentlich infolge der Bestimmung des Pariser Vertrags von 1859, wonach die Zahl und Größe der Schiffe, welche Rußland auf dem schwarzen Meere halten durfte, beschränkt und vorgeschrieben war, noch während des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878 unter Hobart Pascha, als Großadmiral, die Gewässer des schwarzen Meeres vollständig und blockirte die südrussischen Handelsplätze, sowie die Donaumündung, fand jedoch keine Gelegenheit, auf den Verlauf der Operationen jenes Krieges belangreich einzuwirken. Noch gegen Ende der achtziger Jahre galt die türkische Flotte als von großer Tüchtigkeit und leistete gute Dienste, dieselbe ist heute noch an Zahl fast dreimal so stark wie die russische schwarze Meerflotte, allein diese in ihren Schlachtschiffen mit Ausnahme der beiden von 1873 und 1875 datirenden Popowkas, aus den Jahren 1886—1894 stammend, besitzt in ihren mächtigen Panzerschiffen den Vorzug der weit neueren Konstruktion und Vervollkommnung, sowie des weit stärkeren Tonnengehalts und der Armirung der einzelnen Schiffe, sie ist daher der türkischen Flotte qualitativ überlegen. Immerhin aber vermag das lebende und tote Material der derzeitigen türkischen Flotte, wie der Augenschein uns überzeugte, letzteres bei Erneuerung und entsprechendem Umbau desselben, das erstere aber bei gehöriger Ausbildung und Schulung des vorhandenen vortrefflichen Personals unter der Leitung eines tüchtigen Organisators unschwer auf einen derartig hohen Standpunkt gebracht zu werden, daß die türkische Flotte dem etwa eintretenden, in neuester Zeit vielfach erörterten Angriff durch den Bosporus auf Konstantinopel, im Verein mit den Befestigungen der Meerenge nicht nur, wie dies bereits heute unseres Dafürhaltens mit ihrer Torpedoflottille der Fall zu sein vermag, sondern vor allem mit ihren Panzerschiffen nach Erfüllung jener Vorbedingungen mit Aussicht auf Erfolg gegenüber zu treten vermöchte. Der beste Schutz des Bosporus und der Hauptstadt des türkischen Reichs gegen einen Angriff zur See würde zweifellos durch eine der russischen schwarzen Meerflotte in jeder Hinsicht gewachsene, womöglich überlegene türkische Flotte gewährt werden und die Türkei damit zugleich einen Machtfaktor gewinnen, der den Schutz ihrer Interessen auch auf den übrigen in ihrer Macht- und Wirkungssphäre liegenden Meeren mit ganz anderem Nachdruck auszuüben gestatten würde, wie dies der derzeitigen Flotte des vielfach meerumspülten osmanischen Reiches möglich ist. Allein da die Hauptentscheidung in einem Kriege mit der Türkei voraussichtlich stets zu Lande fallen würde, so erscheint es allerdings nicht unbegründet, wenn die Pforte ihre verfügbaren Mittel zunächst auf die Verstärkung der Landarmee verwendet.

Digitized by Google

Die türkische Flotte ist heute einundzwanzig Panzerschiffe inclusive der Kanonenboote und einige zwanzig Torpedoboote stark. Nur selten kreuzt eines ihrer Schiffe im schwarzen Meere, und nur Truppentransportdampfer sind dort zeitweise in Bewegung. Eine nur geringe Anzahl ihrer Fahrzeuge ist zum sofortigen Auslaufen bereit, am meisten ist dies noch bei der Torpedoflottille der Fall, während der größere Teil der übrigen Fahrzeuge eines Zeitraums von mehreren Wochen bedarf, um gefechtsbereit in See gehen zu können. Vor Rumeli Kawak und in der Bai von Böjükdere bemerkten wir je eine in Dienst gestellte türkische Panzerkorvette von etwa 2000—3000 Tonnen Deplacement, die sich in gut armirtem, ausgerüstetem und sauberem Zustande befanden, und vor den Schlössern von Dolmabagdsche und Tschiragan, in welch letzterem der entthronte Bruder des Sultans, Murad, gefangen gehalten wird, die Radjacht Sultanyé von 3029 Tonnen, 14 Knoten Geschwindigkeit und mit zwei 12 Centimeter Kruppgeschützen und 1 Mitrailleuse armirt, und den kleinen Raddampferaviso Issedin von 1075 Tonnen, 14 Knoten Geschwindigkeit und 5 leichten Geschützen. Diese beiden zu Lust-, Repräsentations- und Empfangsfahrten benützten Dampfer datiren aus den Jahren 1861 und 1864, sind gut gehalten, allein bei ihrer Langsamkeit und schwachen Armirung fast ohne jeden militärischen Wert, während die beiden Korvetten, deren Namen, da diese Schiffe mehrfach wechseln, von uns leider nicht angegeben zu werden vermögen, einen guten kriegstüchtigen Eindruck machten. Dasselbe galt betreffs eines dort ebenfalls liegenden Kanonenboots von etwa 400 Tonnen, vielleicht der Hisber oder Feth-ül-islam. Das Gros der türkischen Flotte lag jedoch abgetakelt im Goldenen Horn zwischen der alten Brücke und der Admiralität, zwischen der letzteren und dem Marine-Arsenal, an der Werft der größte Teil der Torpedoflotte bis auf diejenigen, welche zu Uebungen für die Marineschule auf der Insel Chalki, einer der Prinzeninseln im Golf von Ismid verwandt waren. Wir bemerkten 8 größere Panzerschiffe, welche in der Mitte des Fahrwassers verankert waren und die uns als der Messudije, Hamidje, Asar-i-tewfik, Orkanije, Osmanije, Feth-i-Bulend, Awn-illah und Muin-i-saffer bezeichnet wurden, und ein Kanonenboot, sowie etwa 15 Torpedoboote. Alle Schiffe machten einen sehr gut gehaltenen Eindruck. Geschütze und Maschinen befanden sich in guter Ordnung die Schiffe waren rein gehalten und zeigten frischen Anstrich und mit dem goldenen Namenszug des Sultans geschmückte Gallione. An der Werft lagen die Panzerschiffe Assise und Osmanije, deren Umbau kürzlich vollendet wurde, ferner der im Umbau begriffene Mahmudije. Die genannten 8 Panzerschiffe sind in die erste Reserve gestellt und vermag dieser Teil derselben offenbar in recht kurzer Zeit in Dienst gestellt zu werden, da alles dazu erforderliche Material reichlich vorhanden ist. Geschütze und Maschinen sind in guter Ordnung; allein die Ausbildung der zu ihrer Indienststellung erforderlichen vorhandenen Mannschaft läßt viel zu wünschen übrig; die Schiffe werden nur sehr selten ausgerüstet und in Dienst gestellt, größere Uebungen finden fast gar nicht statt und Schießübungen werden von diesen Schiffen fast nie abgehalten. Für den Fall der Indienststellung der Schiffe ist zwar eine Anzahl ausgebildeter Deckoffiziere vorhanden, allein dieselbe ist gering und eine große Zahl im Kriegsdienst ausgebildeter Mannschaften wird alsdann an Bord genommen. Zwar ist nicht zu verkennen, daß die türkischen Matrosen sehr geschickte, kräftige und tüchtige Seeleute sind, allein diese an sich wertvollen Eigenschaften vermögen den Mangel der neu eingestellten Mannschaft an jeglicher Ausbildung am Geschütz, namentlich im Feuer, nicht zu ersetzen. Betreffs des Heizer- und Maschinistenpersonals rechnet die türkische Admiralität für den Kriegsfall auf das gut eingeübte Personal der dem Marineministerium unterstellten Schiffahrtsgesellschaft Idare-i-mahsusse von einigen 50 Dampfern mit einer Filiale von etwa einem Dutzend der Entfernung wegen nicht in Betracht kommender Dampfer in Bassora. Außerdem soll ein Teil der zahlreichen ungepanzerten Dampfer (gegen 50), welche die türkische Marine besitzt, ihr Heizer- und Mannschaftspersonal der Panzerflotte im Mobilmachungsfall zur Verfügung stellen und alsdann selbst außer Dienst gestellt werden, und auch sämtliche übrigen türkischen Handelsdampfer sind für diesen Fall verpflichtet, ihr Heizer- und Maschinenpersonal, soweit dies erforderlich wird, der Kriegsflotte zur Verfügung zu stellen. Der Mangel der türkischen

Digitized by Google

Flotte an auf Kriegsschiffen ausgebildeten Heizern und Mannschaften erscheint daher, wenn auch empfindlich, nicht so bedenklich wie derjenige von in den übrigen Dienstzweigen der Kriegsschiffe, namentlich am Geschütz, ausgebildeten Mannschaften. Weit schwerer jedoch noch wie dieser fällt die infolge zu seltener größerer Flotten- und Schießübungen mangelhafte Ausbildung der Offiziere und höheren Führer im Geschwaderdienst und in der Seetaktik ins Gewicht. Mögen die Subalternoffiziere und die Schiffskommandanten auch auf dem zeitweise in Dienst gestellten Drittel der Panzerflotte und den zahlreichen in Dienst gestellten ungepanzerten Schiffen der Kriegsmarine sich nautische Kenntnisse elementaren Inhalts erwerben, so fehlt ihnen und den Admiralen der wichtige Abschluß ihrer Ausbildung im Geschwaderdienst und Flottenmanövern sowie in systematisch geleiteten und größeren Schießübungen. Von ihren Leistungen dürften daher in einem Kriege, sollte die türkische Flotte je bei demselben in größerer Stärke aufzutreten vermögen, nicht viel zu erwarten sein. Etwas besser steht in Bezug auf Kriegsbereitschaft und Verwendungsfähigkeit die türkische Torpedoflottille. Dieselbe ist zur Zeit 20 Fahrzeuge dreier verschiedener Gattungen stark und gehören zu ihr 2 wenig bewährte unterseeische Nordenfeldboote und ein mangelhafter Torpedojäger. Die Torpedoflottille lag, wie erwähnt, bis auf die im Golfe von Ismid übenden Boote, im Goldenen Horn vor Anker. Ihre Uebungen finden derart statt, daß Offiziere und Bemannung der Boote genügend für ihre Verwendung im Kriege vorgebildet sind, und in manchen fachmännischen Kreisen, nicht nur der Türkei, wird angenommen, daß selbst eine überraschend in den Bosporus eindringende russische Angriffsflotte die türkische Torpedoflottille bereits vor dem Goldenen Horn und vor Konstantinopel, mindestens jedoch im Goldenen Horn gefechtsbereit vorfinden wird und auf ihren Gegenangriff gefaßt sein muß. Da jener neuerdings vielfach erörterte russische Ueberfall auf Konstantinopel jedoch in Anbetracht der ihm zweifellos vorausgehenden politischen Spannung nach Ansicht der türkischen Fachmänner und mancher anderer, nicht völlig überraschend, wie einige annehmen, zu erfolgen vermag, so dürfte die türkische Torpedoflottille zweifellos beim geringsten Anzeichen einer Gefahr die genügende Zeit erhalten, um jenem russischen Anfall im Bosporus und voraussichtlich im Bereich dessen beider Befestigungsgruppen zwischen Therapia und Anadoli Kawak beziehungsweise Böjuk Liman und Rumeli Fener gegenüber treten zu können. Ein derartiger Einbruch eines seit $1^1/_2$ Dezennien von einer der Erhaltung des Friedens gewidmeten Politik geleiteten Staates in fremde, durch internationale von den Großmächten garantirte Verträge, geschützte Gewässer und in die Hauptstadt eines immerhin, wie sein Widerstand in den Jahren 1877—1878 bewies, noch mächtigen und sehr widerstandsfähigen Nachbarlandes, um einen Vertrag, der den Interessen jener Garantiemächte und über halb Europas zuwider laufen würde, durch die Zerstörung der unvorbereiteten türkischen Panzerflotte und die Bedrohung Konstantinopels mit einem Bombardement zu erzwingen, erscheint uns in Anbetracht der heutigen internationalen Rechtsanschauungen und der Reaktion der Westmächte, welche dieser Einbruch unbedingt hervorrufen würde, ausgeschlossen. Immerhin aber wird die Pforte gut thun, auf alle Fälle sich auf einen zukünftigen Angriff Rußlands auf dem kürzesten Wege nach Konstantinopel, dem durch den Bosporus, kräftigst vorzubereiten und dazu namentlich die Batterien der Meerenge mit schweren, die russischen Panzerplatten durchschlagenden Kalibern, sowie Panzerdeckung in Gestalt von Panzerständen, wie General Brialmont vorschlägt, oder Panzertürmen zu versehen und vorderhand wenigstens ihre Torpedoflotte, welche etwa ein Dutzend Fahrzeuge schwächer ist wie diejenige der schwarzen Meerflotte, an Zahl und Tüchtigkeit und womöglich Bereitschaft noch zu verstärken, wenn ihre Mittel es nicht gestatten, zu einer Reorganisation, Erneuerung und Umbau der eigenen Panzerflotte zu schreiten. Gegen einen Angriff durch die Meerenge würde eine derart verstärkte, der russischen überlegene Flotte sie am besten zu schützen vermögen, gegen den Angriff zu Lande aber, der in der Regel erst die Entscheidung bringt, allerdings besser die Durchführung des Brialmontschen Projekts. Allein für letzteres gebricht es an Mitteln vielleicht noch mehr wie für die Umgestaltung der Flotte, so daß sich die Flotte vorderhand mit den angedeuteten Auskunftsmitteln und der

Digitized by Google

Vorbereitung von Torpedohindernissen begnügen dürfte. Zur Vervollständigung unseres Ueberblicks über die türkische Seemacht lassen wir in Anbetracht des Interesses, welches heute maritimen Dingen auch in weiteren Kreisen entgegengebracht wird, zum Schluß eine kurze Zusammenstellung der türkischen Kriegsflotte folgen. Dieselbe besteht heute an Panzerschiffen: aus den 3 Kasemattschiffen Messudije, Hamidije und Asar-i-tewfik von 8990 beziehungsweise 6700 und 5600 Tonnen. Messudije besitzt 30½ Centimeter Gürtelpanzer, 22,9 Centimeter Batteriepanzer, 13 Knoten Fahrtgeschwindigkeit und eine Armirung von 12 10zölligen Armstronggeschützen, 3 15 Centimeter Kruppgeschützen, 6 leichten Geschützen und 7 Mitrailleusen, sein Stappellauf datirt von 1874. Der Hamidije ist ein aus dem Nussretije umgebautes Schiff von 22,9 Centimeter Gürtelpanzer und 12,7 Centimeter Batteriepanzer, 13 Knoten Geschwindigkeit und einer Armirung von 10 26 Centimeter Geschützen, 2 17 Centimeter Kruppgeschützen, 6 Schnellfeuergeschützen, 2 Mitrailleusen und 2 Torpedolancirrohren, Stappellauf 1885. Der Asar-i-tewfik besitzt 2 Türme, 20 Centimeter Gürtelpanzer und 15 Centimeter Batteriepanzer, 13 Knoten Geschwindigkeit und 8 24 Centimeter und 2 21 Centimeter Kruppgeschütze, 4 leichte Geschütze und 7 Mitrailleusen; Stappellauf 1868. Ferner aus den erwähnten beiden Turmschiffen Assije und Osmanije, deren Umbau zugleich vollendet wurde, von 12 Knoten Geschwindigkeit und einer Armirung von je 2 24 Centimeter, 8 15 Centimeter, 6 10 Centimeter Kruppgeschützen, 4 leichten Geschützen, 7 Mitrailleusen und 2 Torpedolancirrohren, beide Schiffe datiren von 1869. Aus den Batterieschiffen Mahmudije und Orkanije von je 6400 Tonnen, 12,7 Centimeter Batteriepanzer, 14 Centimeter Gürtelpanzer, 12 Knoten Geschwindigkeit und 2 24 Centimeter, 8 15 Centimeter und 6 10 Centimeter Kruppgeschützen, 4 leichten Geschützen 7 Mitrailleusen und 2 Torpedolancirrohren. Sie datiren von 1864 beziehungsweise 1865. Aus den Panzerbatterien Asar-i-schewket von 2050 Tonnen, 12,7 Centimeter Gürtelpanzer 12 Centimeter Batteriepanzer, 1 9zölligen, 4 7zölligen Armstronggeschützen, 4 leichten Geschützen, 4 Mitrailleusen, 11 Knoten Geschwindigkeit, von 1868. Awn-illah, 2310 Tonnen 15,2 Centimeter Gürtel- und Batteriepanzer, 12 Knoten, 4 9zöllige Armstronkanonen 4 leichte Geschütze, 4 Mitrailleusen, 1 Torpedolancirrohr, 1869. Feth-i-Bulend, 2720 Tonnen 22,9 Centimeter Gürtel- und Batteriepanzer, 14 Knoten, 1870, von gleicher Armirung, wie der Awn-illah. Idschlalije, 2240 Tonnen, 14,9 Centimeter Gürtelpanzer, und 12 Centimeter Batteriepanzer, 11 Knoten, 2 9zöllige und 2 7zöllige Armstronggeschütze, 1 15 Centimeter Kruppgeschütz, 4 leichte Geschütze, 4 Mitrailleusen, 1870. Muin-i-saffer, 2330 Tonnen, 15,2 Centimeter Gürtel- und Batteriepanzer, 4 9zöllige Armstronggeschütze, 4 leichte Geschütze, 4 Mitrailleusen, 12 Knoten, 1869. Mukademe-i-hair, 2680 Tonnen, 22,9 Centimeter Gürtel- und Batteriepanzer von gleicher Armirung wie der Muin, 12 Knoten, 1872. Nedschim-i-schewket, 2050 Tonnen, 12,7 Centimeter Gürtelpanzer, 12 Centimeter Batteriepanzer, 11 Knoten, 1 9zölliges und 4 7zöllige Armstronggeschütze, 4 leichte Geschütze, 4 Mitrailleusen, von 1868. Aus dem Zweiturm-Monitor Hiß-i-Rahman, 2500 Tonnen, 14 Centimeter Gürtelpanzer, 7,6 Centimeter Batteriepanzer, 12,7 Centimeter Turmpanzer, 12 Knoten, 2 8zöllige Armstronggeschütze, 2 15 Centimeter und 1 12 Centimeter Kruppgeschütz, 2 15 Centimeter Geschütze, 4 leichte Geschütze und 4 Mitrailleusen, von 1868. Ferner aus 2 Flußkanonenbooten von je 330 Tonnen, 2 glatten und 2 leichten Geschützen und 8 Knoten, von 1864. Dem Kanonenboot Hisber von 400 Tonnen und 2 12 Centimeter Kruppgeschütze, 2 leichte Geschütze und 2 Mitrailleusen 7 Knoten, von 1875.

An Torpedofahrzeugen und Booten zählt die türkische Flotte 3 Torpedobootjäger, den Schahin-Derja von 450 Tonnen, 6 4,7 Centimeter Schnellfeuergeschützen 1 10,5 Centimeter Kruppgeschütz, 21 Knoten, von 1892, und den Nimet und Peleng-i-Derja von je 2 10,5 Centimeter und 6 8,7 Centimeter Kruppgeschützen, 10 Schnellfeuergeschützen und 2 Lancirrohren, von 1890. Ferner 17 Torpedoboote erster Klasse von 1886, 1887, 1889, 1890, 1892 und 1894, 7 Torpedoboote zweiter Klasse, von 1885—1890, 1 Torpedoboot dritter Klasse von 1884, 2 unterseeische Nordenfeldboote und 30 Spierentorpedoboote. Ferner 2 Flußpanzerkanonenboote, von 1864 und 1 Panzerkanonenboot von 1875. An ungepanzerten Schiffen besitzt die türkische Flotte

Digitized by Google

2 Kreuzer erster Klasse im Bau, 4 Kreuzer zweiter, 2 Kreuzer dritter Klasse neuesten Datums, von 1890—1892, von ersteren 2 im Bau, 1 Fregatte von 1865, Artillerieschulschiff; 1 gedeckte Korvette von 1875, Kadettenschulschiff, 5 umgebaute Schraubenkorvetten von 1859—1863 beziehungsweise 1887—1889, 4 Kanonenboote erster Klasse, 5 Kanonenboote zweiter Klasse, von 1859—1894, 8 größtenteils ältere Radjachten, 1 Schraubenjacht, 6 Raddampfavisos, 1 Schraubentransportavisо, 4 Schraubentransportschiffe, 10 Schraubendampfer und 12 verwendbare Raddampfer. Ferner eine Anzahl Schleppdender, Dampfbarkassen, Segelschiffe und Hulks, unter letzteren 1 Exerzier- und 1 Torpedoschulschiff. Im Bau befinden sich: 1 Panzerturmschiff, der Mahmudije, 1 Panzerkreuzer Abdulkader, 2 Torpedoboote und 6 Kanonenboote erster Klasse; 6 Kanonenboote erster und 12 Kanonenboote zweiter Klasse sind projektirt und für die Küstenüberwachung und den Zolldienst bestimmt.

Das Personal der Marine besteht aus 6 Vizeadmiralen, 11 Contreadmiralen, 130 Schiffskapitäns, 25 Fregattenkapitäns, 55 Korvettenkapitäns, 300 Kapitänlieutenants, 250 Lieutenants, 200 Fähnrichen, in Summa 977 Offizieren, 480 Mechanikern, 50 Aerzten 40 Kommissaren, 127 Zahlmeistern ꝛc., in Summa 742 Beamte und etwa 30000 Unteroffiziere und Matrosen und 9650 Marinesoldaten.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung geht hervor, daß die türkische Panzerflotte im Vergleich zu der Panzerflotte anderer Mächte, namentlich der russischen schwarzen Meerflotte, nur Schiffe fast durchgehends älterer Konstruktion, von weit geringerem Tonnengehalt, schwächerer Armirung und beträchtlich geringerer Fahrtgeschwindigkeit zählt, und daß daher ihr Umbau und ihre Erneuerung sehr umfassend sein müßten, um sie zu einer modernen, an Zahl ähnlich starken Panzerflotten gewachsenen oder überlegenen zu gestalten. Ihre Torpedoflotte dagegen ist neuer Konstruktion und besteht aus gutem Schichaumaterial. Eine Frage der Mittel allein scheint es zu sein, welche die Pforte bisher von dieser Umgestaltung der Panzerflotte absehen ließ und die sie veranlaßte, der Verbesserung der Organisation des Landheeres, bei dem die Entscheidung liegt, ihre Hauptkräfte zuzuwenden, allein es läßt sich erwarten, daß, wenn nach genügender Kräftigung der Landarmee zunächst die Armirung der Bosporusbefestigungen entsprechend verstärkt und dort Torpedosperren vorbereitet sind, die türkische Regierung nach Maßgabe der disponibel werdenden Mittel auch der Verstärkung der Flotte wieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden wird, da die Durchführung der ungemein kostspieligen Brialmontschen Projekte, vorderhand wenigstens, ad calendas graecas vertagt zu sein scheint.

Breslau. A. Rogalla von Bieberstein.

Literarische Revue.

Von

Theodor von Sosnosky.

Inhalt: „Stumme des Himmels" von Friedrich Spielhagen. — „Die Gehilfin" von Paul Lindau. — „Niobe" von Jonas Lie. — „Sterben" von Arthur Schnitzler. — „Sappho" von Alphonse Daudet.

Friedrich Spielhagen bringt seinen jährlichen Romantribut diesmal unter dem seltsamen Titel „Stumme des Himmels" (Leipzig, L. Staackmann, 2 Bände) auf den deutschen Büchermarkt.

Er gibt die Erklärung des Titels, indem er Jean Paul citirt, der dieses „schöne Wort" auf die Menschen anwendet, „denen kein Gott gab, zu sagen, was sie leiden; ja, die nicht einmal für ihre Freude zur rechten Zeit den rechten Ausdruck finden."

Digitized by Google

Zwischen diesem Titel und dem Inhalte des Romans besteht aber eigentlich gar kein Zusammenhang, denn die darin vorkommenden Personen gehören keineswegs zu jenen wortverlegenen Menschen, die Jean Paul meint, sie reden im Gegenteil ganz gehörig von dem, was sie bewegt. Und das ist lediglich Liebe. Geliebt wird, wie bei Spielhagen immer, nach Kräften, und der Autor findet bei der Schilderung so leidenschaftliche Töne, daß man ihn für einen noch jungen Mann halten möchte. In der Dürftigkeit des Stoffes und der Redseligkeit der Darstellung freilich merkt man, daß man nicht den Spielhagen von einst vor sich hat. Ein verheirateter Mann, der ein schönes, edles Mädchen liebt und von ihr wieder geliebt wird; der Selbstmord, den die beiden begehen, um die Gattin nicht unglücklich zu machen: das ist alles, und das ist gewiß nicht viel, gerade genug für eine Novelle; für einen zweibändigen Roman aber ganz ungenügend, wenigstens in dieser schleppenden Ausführung.

An gefälligen Eingriffen des Zufalls fehlt es natürlich nicht — wie sollte auch ein Romancier der alten Schule ohne diesen stets bereiten Freund sich helfen! — aber trotz dieser Mängel ist der letzte Roman entschieden besser als der vorletzte Roman des Verfassers: „Das Sonntagskind".

Ein Titel, der auch etwas weit herbeigeholt worden, ist der des neuesten Romans von Paul Lindau: „Die Gehilfin". (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt 1895. 2 Bände.)

Der Verfasser hat ihn der Genesis entnommen, in der es heißt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei." Der Zusammenhang mit dem Inhalt ist aber ein rein äußerlicher und muß gewaltsam erklärt werden, da er sonst dem Leser kaum recht zum Bewußtsein käme. Ein gewissenloser Börsenspekulant will nämlich, daß seine Frau ihm durch ihre Schönheit und deren Macht bei seinen Finanzoperationen helfe, und beruft sich bei dieser Forderung auf jenen Bibelsatz.

Die Handlung ist noch dürftiger und mehr in die Breite gezogen als die des Spielhagenschen Romans und vermag kein rechtes Interesse zu erwecken, trotz der trefflichen Charakterisirung der Personen, der gewandten Darstellung und des glatten Stiles, die Lindau auch hierin wieder bethätigt. Von dem Autor eines so ausgezeichneten Buches, wie „Herr und Frau Bewer" es ist, von einem so witzigen, geist- und geschmackvollen Autor wie Paul Lindau, darf man aber mehr erwarten. In der Enttäuschung, die sein letztes Buch einem bereitet, liegt eben die Anerkennung, die gute Meinung, die man seinem Können zollt. Daß ihm sein jüngster Wurf so wenig geglückt, ist um so bedauerlicher, als es ja Mode geworden ist, über ihn zu schimpfen und alles, was er schreibt, in den Kot zu zerren. Und zwar wird von beiden Seiten geschimpft: von den Alten, weil er nicht in einem romantischen nebelhaften Wolkenkuckucksheim herumflattert, sondern auf festem Boden bleibt und den Forderungen des wirklichen Lebens Rechnung trägt; von den „Jungen" aber wird er verdammt, weil er den Schmutz und die Jauche, in der sie eifrig herumpantschen, als reinlicher Mensch vermeidet, weil er nicht mit dem Irrenhause kokettirt, weil er Witz hat, der ihnen so ganz abgeht.

Nun, hoffentlich folgt auf diese Niete wieder ein Treffer. „Herr und Frau Bewer" lassen sich dem Autor bestens empfehlen!

Nicht so flüssig geschrieben, nicht so künstlerisch abgerundet wie die beiden eben besprochenen Werke und daher nicht so angenehm zu lesen, dafür aber tiefer und gehaltvoller ist Jonas Lies Roman „Niobe" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1895). Er ist seltsam und düster wie so ziemlich alle norwegischen Dichtungen; es scheint wirklich, als ob die langen, dunklen Winternächte, die schweren Nebel und starren, düsteren Berge Norwegens in den Dichtern dieses Landes die Lebensfreude, den Humor, wenn nicht ganz erstickten, so doch arg trübten, als ob sich ihre Düsterkeit in deren Worten widerspiegelte. Es scheint ferner, daß in dieser eigenartigen Natur auch ganz eigenartige Menschen hausen, deren ganzes Denken und Handeln uns seltsam und nicht eben sympathisch anmutet. Man denke nur an die Menschen Ibsens! Freilich ließe sich dagegen einwenden, so, wie Ibsen die Menschen

Digitized by Google

darstelle, seien sie nicht, auch in Norwegen nicht, und das ist ja bis zu einem gewissen Grade sicher richtig, denn sie sind zu unnatürlich, um wahr zu sein: aber daß Ibsen seine Gestalten nicht ganz willkürlich aus seiner mystischen Phantasie geschaffen hat, geht daraus hervor, daß ähnliche Menschen, wie er sie schildert, auch in anderen norwegischen und schwedischen Büchern vorkommen, zum Beispiel bei Knut Hamsun; es muß also dort oben wirklich so seltsame Käuze geben! Jonas Lies Buch bestätigt das aufs neue, denn sein exaltirter Hauslehrer Schulteiß erinnert lebhaft an die Männer Knut Hamsuns, und die mystisch-verworrene, hysterische Minka an Ibsens Frauengestalten.

Wird man einerseits durch diese Aehnlichkeit der geschilderten Menschen, durch die weltverlorene Lage des Schauplatzes, durch die düstere Stimmung auch lebhaft an Ibsen gemahnt, so ist doch andererseits der Geist, der aus diesem Buche spricht, viel klarer, die Tendenz viel vernünftiger und sympathischer als bei Ibsen, denn der Mystizismus, die „idealen Forderungen", das „Ausleben" der Persönlichkeit und wie die anderen Schlagworte der Hypermodernen alle heißen, werden nicht verteidigt oder glorifizirt wie von Ibsen, sondern sie werden im Gegenteile bekämpft. Der Kampf zwischen den „Alten" und den „Jungen", der seit Turgenjews „Väter und Söhne" ein Lieblingsthema der erzählenden Literatur geworden ist, bildet auch hier die Handlung. Und zwar steht der Autor entschieden auf seite der „Alten". Als deren Vertreter stellt er nicht etwa in veralteten Anschauungen versteinerte Dickköpfe dar, wie das meist geschieht, sondern vernünftige, einfache Leute, die es mit Pflicht und Recht strenge nehmen und das hohle Phrasentum, die windigen Schlag- und Lockworte der modernen Zeit nicht verstehen und noch weniger gutheißen. Sie sind durch das Ehepaar Barwig vertreten, während dessen Kinder die „Jungen" repräsentiren: der älteste Sohn, Endre, den Typus des unverbesserlichen Nichtsthuers und Phrasenrs im Genre von Daudets berühmtem Delobelle und d'Argenton; der zweite Sohn, Kjel, den Typus des modernen Gründers, der unter der Parole „Fortschritt" frech drauflos schwindelt und betrügt; von den Mädchen aber ist die ältere, schon erwähnte Minka die gewisse unverstandene, hysterische Ibsen-Dame, die sich fern der Familie „ausleben" will, und die jüngere ein leichtsinniges Ding. Dieses saubere Quartett bereitet den Eltern große Sorgen, namentlich Kjel, den seine Fortschrittsideen zu häßlichen Malversationen verleiten. Um ihn von der Schande zu retten, greift sein alter, braver Vater mit heroischer Verleugnung seines ehrlichen Ichs zu einem furchtbaren Mittel: er zündet Kjels Sägewerk an und verschafft ihm dadurch die Versicherungssumme, die ihn von der Gefahr befreit, als Betrüger entlarvt zu werden. Diese That läßt dem alten Mann aber keine Ruhe, und er vergiftet sich eines Tages. Kjel aber gerät aufs neue in die Gefahr, ins Zuchthaus zu kommen, und diesmal rettet ihn seine Mutter davor, indem sie ihn und mit ihm sich selbst sowie ihre beiden anderen mißratenen Kinder durch Dynamit in die Luft sprengt. Diese That, die sie halb im Wahnsinn begeht, gibt zwar dem Ganzen einen wirkungsvollen Abschluß, einen Knalleffekt im vollsten Sinne des Wortes; aber dadurch wird ihr der Charakter der Niobe, den ihr der Titel des Buches verleiht, geradezu genommen, denn von einer Niobe, die ihre eigenen Kinder tötet, weiß die Sage nichts; wohl aber würde sie diesen Charakter wahren, wenn sie, nachdem sie ihre Kinder seelisch verloren hat, im Wahnsinn erstarrte, wenn sie in Trübsinn verfiele; dann würde sie dem zu Stein gewordenen Schmerzensbilde der ihrer Kinder beraubten Thebanerkönigin gleichen. Auch gegen das Dynamit läßt sich etwas einwenden; es ist doch gar zu unwahrscheinlich, daß man einem Knaben gestattet, mit Dynamitpatronen zu hantiren; Frau Barwigs jüngster Sohn betreibt diesen sonderbaren Sport wohl nur darum, damit der Autor zu seinem Schlußknalleffekte kommt. Zu tadeln ist auch der „opalblaue Blick", von dem S. 32 die Rede ist: erstens gibt es keine blauen Blicke, sondern nur blaue Augen, und zweitens ist der Opal zur Bezeichnung der blauen Farbe doch etwas sonderbar gewählt. Trotz dieser Mängel bleibt das Buch aber eine tüchtige Leistung, die des Lesens wohl wert ist.

Arthur Schnitzler wird von den „Jüngstdeutschen" vermutlich zu den Ihren gerechnet, denn man begegnet seinem Namen in ihren Zeitschriften; hoffentlich zählt er sich aber nicht auch selbst zu ihnen und sagt sich von dieser so wenig zur Ehre gereichenden wüsten Gesell-

Digitized by Google

schaft baldigst los; er hat mit ihnen ja nichts gemein, als daß er eben keiner von den „Alten“ ist. Im „Modernen Musenalmanach“ für das Jahr 1894, einer von den „Jüngsten“ herausgegebenen Anthologie, ist Schnitzlers Märchen „Die drei Elixire“ entschieden das beste gewesen, ja fast das einzig Gute; jedenfalls war es sehr geeignet, auf den Autor aufmerksam zu machen. In seiner ersten Erzählung „Sterben“ (Berlin, S. Fischer 1894) hat sich Schnitzler dieser Aufmerksamkeit auch im vollsten Maße wert erwiesen, denn sie trägt nicht nur kein Merkmal der Unreife und des Dilettantismus, wie das bei Erstlingswerken meist der Fall ist, sondern sie zeigt ein höchst bedeutendes Können.

Der Dichter und der Arzt — das ist der bürgerliche Beruf des Verfassers — haben sich in dieser Erzählung zu gemeinsamer That vereint, und was sie vollbracht haben, verdient die größte Anerkennung, um so mehr, als das Sujet an Handlung sehr arm ist und sich nur auf zwei Haupt- und eine Nebenperson beschränkt. Der Autor schildert das letzte Jahr eines Schwindsüchtigen und analysirt dessen Seelenvorgänge mit außerordentlicher psychologischer Schärfe. Wenn diese traurige Erzählung trotz ihrer Eigenart und Wahrheit nicht so erschütternd wirkt als zum Beispiel Marriots „Geistlicher Tod“, wo auch das Hinsichwinden eines Tuberkulosen geschildert wird, so ist der Grund wohl in dem Mangel an Plastik und Farbe zu suchen, der sich namentlich im etwas matten Schlusse bemerkbar macht. Dem Verfasser ist es nur um die Seelenvorgänge zu thun, und da nimmt er auf alles übrige zu wenig Rücksicht. Da er für seine Personen ein so lebhaftes Interesse zu wecken versteht, so möchte man doch auch etwas über ihre Herkunft, den Beginn ihrer Beziehungen, ihre sonstigen Lebensverhältnisse erfahren. Schnitzler gedenkt dieser Dinge mit keinem Worte, und so nehmen sich seine Personen wie Porträts ohne Hintergrund aus, wie aus der Bildfläche herausgeschnitten, wodurch sie ihre Plastik verlieren. Das ist zwar ein Mangel, aber ein Buch, dem man sonst nichts vorhalten kann, ist gewiß vorzüglich; bei einem andern achtete man hierauf kaum, weil es anderes, Wichtigeres zu tadeln gäbe; daß man es nicht auch in diesem Falle thut, entspringt lediglich dem Wunsche, das Gute möglichst vollkommen zu haben.

Die deutsche Literatur könnte sich glücklich preisen, wenn sie viele solche Bücher hätte wie diese einfache Erzählung! In Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann sind ihr zwei Talente erstanden, die zu großen Erwartungen berechtigen. Möchten diese auch erfüllt werden!

Alphonse Daudets „Sappho“ (Achte Auflage, Dresden und Leipzig, H. Minden ist wohl eines der besten Bücher — vielleicht das beste — das je über die sinnliche Leidenschaft geschrieben worden ist. Welch tiefes Symbol — nicht im Sinne der „Symboliſten“ etwa — liegt im ersten Kapitel, wo Johannes Sappho die vier Treppen zu seinem Garçonquartier hinaufträgt! Zuerst ganz leicht, dann schwerer und zuletzt keuchend, fast zusammenbrechend unter der Last des Weibes. „Es war der beiden ganze Lebensgeschichte und Zukunft — dieser Treppenaufstieg in der trüben Morgendämmerung“. Mit diesen Worten schließt das Kapitel. Im folgenden wird dieser symboliſche Vorgang mit der ganzen tiefen Seelenkenntnis ausgeführt, die Daudet eigen ist; es wird gezeigt, wie Johannes von Sappho immer tiefer und tiefer in den Sumpf hinunter gezogen wird, der ihr Element ist, wie er von Zeit zu Zeit Versuche macht, sich wieder herauszuarbeiten, wieder reine Luft zu atmen, und wie er immer wieder zurücksinkt in seinen Pfuhl.

So traurig dieses Thema auch ist, Daudets Humor hat ihm doch auch heitere Seiten abzugewinnen verstanden, indem er den famosen Onkel Cesar einführte, einen jener drolligen phantastischen Provençalen, wie Daudet sie so gut und gerne schildert.

Für den Geschmack des deutschen Publikums ist es überaus bezeichnend, daß Zolas „Nana“ viel bekannter und gelesener ist als „Sappho“, obwohl Zola das Jugendthema, das ja beiden gemeinsam ist, auch nicht annähernd so tief behandelt wie Daudet.

Digitized by Google

Literarische Berichte.

Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit Bildnis H. V. von Unruhs. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1895.

Der in dem Sammeln von Quellenmaterial zu unserer Zeitgeschichte unermüdliche Bismarckbiograph Heinrich von Poschinger hat sich durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes ein großes und unbestreitbares Verdienst erworben. Die Lebenserinnerungen H. V. von Unruhs bieten uns, wie das bereits der verstorbene Karl Braun einmal hervorgehoben, eine vollkommen neue und originelle Beleuchtung der preußischen Politik, Verfassungs-, Verwaltungs- und Regierungsgeschichte, sie sind für die Gegenwart unterhaltend und belehrend und werden in der Zukunft die Rolle einer wichtigen historischen Quelle spielen. Es sind positive Ergebnisse aus einem an Erfahrungen und Erlebnissen auf den verschiedensten Gebieten reichen Leben, dargestellt in streng pragmatisch-sachlicher und doch lebhafter und anschaulicher Form und mit einer rückhaltlosen Wahrheitsliebe, die keine Umschweife und keine Verschweigungen kennt. Unruh stand, wie bekannt, während der Zeit seines eigentlichen politischen Wirkens auf einem andern Standpunkt als Fürst Bismarck, ist aber trotzdem persönlich früh mit demselben zusammengetroffen, hat vielfach mit ihm verkehrt und sich seit 1866 auch vollständig mit dem großen leitenden deutschen Staatsmann ausgesöhnt. Gerade in diesem seinem Verhalten zu dem Fürsten liegt zu großem Teile der seinen Aufzeichnungen beiwohnende Reiz. Vom höchsten Interesse in denselben ist die Darstellung der preußischen Verfassungskämpfe, die niemand berufener zu schildern war als der ehemalige preußische Kammerpräsident. Gerade hierin liegt die Bedeutung, welche die Unruhschen Denkwürdigkeiten dereinst als Quellenwerk zu der Geschichte unserer Zeit haben werden. Aber nicht nur der Politiker spricht aus dem Werke zu uns, sondern auch der hervorragende Techniker und Industrielle, in dessen Lebenszeit unter anderem die gesamte Entwicklung des deutschen Eisenbahnwesens fällt, von den ersten Anfängen desselben bis zur Herstellung der preußischen Staatsbahn! Und dieser Techniker verfolgt das ganze Lebensgebiet mit dem gleichen scharfen und kritischen Auge wie die ihm zunächst zugewiesene Sphäre desselben. Davon überzeugen uns gleich in den ersten Kapiteln die treffenden Urteile über das preußische Schul- und Beamtenwesen. Ein berufener Kritiker, verkennt er keineswegs die guten Seiten dieser Einrichtungen, allein er legt schonungslos ihre Mängel dar und weist klar und überzeugend nach, in wie unheilvoller Weise diese auf die ganze Gestaltung des öffentlichen Lebens in Preußen einwirken mußten. Ein Vorzug des Werkes ist auch seine Form, die weder vollständig die einer Selbstbiographie noch die eines Memorienwerkes ist, sondern in einer unter anderem auch von dem Historiker Sybel gebilligten Weise die Mitte zwischen beiden einhält. Sehr richtig bemerkte Sybel, als ihm von Unruh seine Bedenken in dieser Hinsicht mitgeteilt hatte: „Weder eine Selbstbiographie noch ein historisches Werk kann man von Ihnen verlangen; aber wenn ein Mann, der so viel erlebt hat und in großer Zeit thätig gewesen ist, seine Erlebnisse treu und wahr aus dem Gedächtnisse mitteilt, möglichst ohne Tendenz seine persönlichen Eindrücke wiedergibt, so entsteht ein Bild, das nicht nur jeden Gebildeten interessiren muß, sondern auch Wert für den wirklichen Historiker hat, für den die lebendige Aussage eines Augenzeugen von unzweifelhafter Wichtigkeit ist." Als eine derartige Zeugnisablage werden die Unruhschen Erinnerungen in der That noch einmal berufen, eine Rolle vor der über die Zeit zu Gericht sitzenden Geschichte zu spielen.

„Pan". April—Mai 1895. Berlin. Eingetragene Kunstgenossenschaft.

Eine Reihe von Künstlern, Dichtern und Kunstfreunden hat sich vereinigt, um eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, welche den gesamten Interessen der Kunst dienen soll. Von dieser Zeitschrift „Pan" liegt das erste Kunstheft mit literarischen und künstlerischen Beiträgen hervorragender Kräfte vor. Den Anfang macht ein literarisches Fragment von Friedrich Nietzsche betitelt „Zarastura vor dem Könige", dann folgt nach einigen anderen Beiträgen der „Drachentreter" von Boecklin, ein neues Meisterwerk, welches alle Kunstfreunde erfreuen wird. Originell sind die Illustrationen zu dem Gedicht „Die Tanzgilde" von Gorborg, ebenso zu dem Sonett von Stephane Mallarmé. Das Heft enthält dann noch mehrere andere interessante literarische Beiträge von Fontane, v. Seidlitz, Paul Verlaine u. a., sowie eine Reihe von Meisterwerken der modernen und alten Kunst. Die Ausstattung des Heftes ist luxuriös, und es kann sich in dieser Hinsicht wohl keine andere Kunstzeitschrift mit diesem neuen Journal messen. Wir möchten nur wünschen, daß das Blatt künftig vielleicht weniger aber längere literarische Beiträge enthalte, da das

Digitized by Google

vorliegende Heft durch literarische Fragmente, Gedichte und durch zu vielseitige Illustrationen u. s. w. den ruhigen Genuß erschwert.

Die Wildbachverbauung in den Jahren 1883—1894. Herausgegeben vom kk. Ackerbau-Ministerium, Wien, 1895. Druck und Verlag der kk. Hof- und Staatsdruckerei. Fol., 278 S. und 25 Tafeln in Farbendruck und Phototypie.

Anläßlich der besonders am Südabhange der Alpen im Jahre 1882 in Oesterreich eingetretenen verheerenden Hochwasser der Wildbäche hat die österreichische Staatsverwaltung durch das kk. Ackerbauministerium forsttechnische Vorkehrungen veranlaßt, um künftighin die nachteiligen Wirkungen dieser Naturereignisse zu vermindern. Dieselben sind in dankenswerter Weise in dem obengenannten Werke beschrieben. Gesetzliche Grundlage und Organisation des Wildbachverbauungswesens werden zuerst erörtert; eine Charakteristik der Wildbäche und des Systems der Verbauung folgt. Mit Betrachtungen darüber, welche Nachteile durch angemessene Eingriffe verhindert werden können und gegen welche Vorkommnisse technische Maßregeln nutzlos sind, beginnend, wird als zunächst wirksames Mittel gegen die Verwitterung die Erhaltung und Schaffung der Vegetation im größten Umfange (so hoch als möglich) erkannt. Gegen Erosion und Unterwühlung durch die Wildbäche sind technische Vorkehrungen empfohlen, welche eine Erhöhung der Widerstandsfähigkeit der wasserführenden Gerinne und eine Verminderung der Energie des Wassers im Gefolge haben. Zur Haltung des guten Grundes (des Hangenden) auf den festen Gebirgsschichten (des Liegenden) dient Anzucht von bodenbindenden Kulturen. Die Wichtigkeit des Reinhaltens der Bäche von Windholz, des rechtzeitigen und ausreichenden Eingreifens durch Verbauungen der Wildbäche, wird hervorgehoben und die Erreichung des Kostenminimums bei größter Solidität gebührend gewürdigt. Im folgenden wird sodann die Anwendung dieser Grundsätze an den Arbeiten gezeigt, welche die forsttechnischen Sektionen Przemyśl (umfaß. Galizien und die Bukowina), Prag, königl. Weinberge (umfaß. Böhmen, Mähren und Schlesien), Linz (umfaß. Oberösterreich, Niederösterreich, Salzburg und Steiermark), Villach (umfaß. Kärnten, Krain, das Küstenland, Tirol und Vorarlberg mit einer besonderen Expositur in Brixen), Zara (umfaß. Dalmatien und die Inseln) ausgeführt haben. Die große Verschiedenheit der geognostischen, orographischen und kulturellen Verhältnisse in dem umfangreichen Gebiete des österreichischen Staates erforderte in Anwendung der vorhin genannten Prinzipien für jeden einzelnen Fall besondere technische Vorkehrungen; dazu kommt noch als weiteres, zu vielgestaltigen Hilfsmitteln führendes Motiv das Bestreben, die Kosten der einzelnen Maßnahmen in das richtige Verhältnis mit dem Nutzen derselben und der Leistungsfähigkeit der Bauherren zu setzen. Es wäre äußerst interessant, in uns aber hier durch den beschränkten Raum versagt, auf alle technischen Einzelheiten von Bedeutung einzugehen. Hervorheben möchten wir nur — der Seltenheit ähnlicher Dispositionen wegen — die Versenkung der Hochflut durch Wasserschächte (Saugschlünde) in den Kesselthälern von Krain (S. 128 d. W.) und im Küstenlande. Im übrigen sind in Wort und Bild dargestellt: Aufforstungen, Sohlen und Lehnenversicherungen, Bruchlehnenverbauungen, Runsenverbauungen, Steinschalen, Sohlenstaffelung, Grundschwellen, Steinkästen, Sandkästen, Steinsperren, Thalsperren, Leitwerke, Sickerungen, Flußkorrektionen und anderes. Alle diese Ausführungen erscheinen korrekt, einzelne geradezu musterhaft. Von erheblichem *administrativem* Interesse ist sodann die den allgemeinen und technischen Beschreibungen folgende Darstellung der mit Verwendung von Sträflingen bei den Arbeiten erzielten Resultate (Tabelle IV); sehr bemerkenswert ist auch die Zusammenstellung über das Beitragsverhältnis des Staates, der Landschaft, der Gemeinden und so weiter zu den Kosten (Tabelle II) und jene der auf Wildbachverbauung bezughabenden Gesetze, Verordnungen, Kundmachungen und Erlasse. Sowohl für Techniker als auch für Verwaltungsbeamte von größtem Wert sind die Zusammenstellungen der Arbeitsleistungen und des Bauaufwandes von 1883—1893 (Tabelle I) sowie der erzielten Einheitspreise (Tabelle III). Endlich dürfen wir neben dem großen und lehrreichen sachlichen Inhalte des Textes die sehr schönen Abbildungen und die klare, vornehme Darstellung nicht unerwähnt lassen. Einer Empfehlung bedarf eine so hervorragende Arbeit nicht. Lueger.

Allgemeine Geschichte der bildenden Künste von Dr. Alwin Schultz. Mit zahlreichen Textillustrationen, Kunstbeilagen, Tafeln und Farbendrucken. Vollständig in vier Bänden. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Separat-Conto. Erste und zweite Lieferung.

Das vorliegende Werk ist bestimmt, einem wirklichen Bedürfnisse unserer Zeit entgegen zu kommen. Wenn heute sich in Deutschland wie anderwärts das Interesse der gebildeten Kreise mehr als je dem Studium der Kunst und Kunstgeschichte zuwendet, fehlt es diesen Bestrebungen doch gerade bei uns an einem zuverlässigen und leichtverständlichen Führer. Das diesbezügliche Werk von Lübke hat gewiß seine Vorzüge, aber es bedingt, zum Teil wenigstens, zu viele Vorkenntnisse und regt zu wenig an, auch reicht sein Illustrationsmaterial für das Bedürfnis des heutigen Tages nicht mehr aus. Man kann es daher nur mit Freuden begrüßen, wenn eine Kraft

Digitized by Google

wie Professor Alwin Schultz, der geschätzte Lehrer der Kunstgeschichte an der deutschen Universität Prag, sich dazu entschließt, eine übersichtliche, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende, aber für alle Kunstfreunde geschriebene eingehende Darstellung der Entwicklung der bildenden Künste zu geben. Seine die Ergebnisse der neuesten Kunstforschung zusammenfassende Arbeit soll den Entwicklungsgang der bildenden Künste von den ältesten Aegyptern an bis auf den heutigen Tag zur Anschauung bringen. Das Werk ist auf vier Bände berechnet und soll lieferungsweise im Zeitraume von etwa zwei Jahren erscheinen. Der zunächst zur Ausgabe gelangende dritte Band behandelt die Kunst der Renaissance, und es beschäftigen sich speziell die uns vorliegenden ersten beiden Lieferungen desselben mit den auf dieses Gebiet entfallenden Baudenkmälern Italiens, Spaniens und Frankreichs. Der Text wie die beigegebenen Illustrationen und Kunstblätter verdienen alle Anerkennung, und es läßt sich nur sagen, daß das Werk, wenn es in der begonnenen Weise fortschreitet, seinen Zweck in jeder Weise erfüllen wird. Die Darstellung ist eine anziehende und anregende, zugleich Belehrung und Unterhaltung gewährende, und das bildliche Material reich und von vornehmem, künstlerischem Charakter, so daß sich von dem Ganzen nur Gutes erwarten läßt. h.

Die Geheimwissenschaften von Karl Kiesewetter. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Mit diesem sehr umfangreichen, 749 Seiten starken Buch hat der Verfasser den zweiten Band der 1891 erschienenen „Geschichte des Neueren Occultismus“ geliefert. Während dieser letztere die geheimwissenschaftlichen Systeme von Agrippa v. Nettesheym bis zu Karl du Prel behandelt, befaßt sich das neue Buch mit den Geheimwissenschaften selber, die hier zum erstenmal von neuem Gesichtspunkt aus zusammenhängend dargestellt werden. Die Alchimie, von ihren mythischen Anfängen bis in unser Jahrhundert, die Astrologie, geschichtlich und angewandt, das Divinationswesen, unter dieser Rubrik die auf Hellsehen und auf magischer Bewegung beruhenden Wahrsagekünste, die Kleromantie oder Loswahrsagung, weiter die in der organisirenden Thätigkeit des transscendentalen Subjekts gegründeten Wahrsagekünste, sind in erschöpfender Weise aufgeführt. Dann ist dem Hexenwesen in seiner Geschichte und seinen Erscheinungen ein großer Abschnitt gewidmet und hier, wohl zum erstenmal, die sachliche Seite eingehend beleuchtet; endlich und zum Schluß die weiße Magie, die Theurgie, Nekromantie besprochen und eine Vergleichung der spiritistischen Phänomene mit den geheimwissenschaftlichen angestellt. Mit einem rühmenswerten Sammeleifer hat der auf diesem Gebiet trefflich bewanderte Verfasser, unterstützt durch seine reichhaltige occulte Bibliothek, ein Werk geliefert, das einzig dasteht und bis jetzt konkurrenzlos ist, ein Buch, das ein getreues und umfassendes Bild von einem ebenso wichtigen als wenig gekannten Teil der Kulturgeschichte liefert. Dem Occultismus, der unzweifelhaft ins Gebiet der Naturwissenschaften gehört, denn er hat es ja mit Erforschung der Kräfte und Fähigkeiten der Menschenseele zu thun, ist bisher gar zu wenig Beachtung geschenkt worden; die unerklärbaren Erscheinungen hat man zu gern ins Reich des Irrtums und des Selbstbetrugs verwiesen, vornehm verlacht, anstatt untersucht. Dies Buch gibt sicherlich Anstoß zur Nachholung des Versäumten. Kann es ja doch nicht Interessanteres und Verdienstvolleres geben, als dem Wesen und den schlummernden Fähigkeiten unserer Seele und unseres Körpers nachzugehen und das unerklärbar Scheinende aufzuklären zu suchen, bis jetzt unerkannte Naturkräfte zu erforschen.

Geschichte der Einwirkung der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. Von Dr. F. H. Otto Weddigen. Zweite Ausgabe. Leipzig. O. Wigand, 1895.

Wenn das Werkchen, allerdings über ein Dezennium nach seinem ersten Erscheinen, eine neue Ausgabe bedingt, beweist das immerhin, daß es einen Zweck gehabt und denselben erfüllt hat. Man hätte vielleicht wünschen können, daß es, freilich nicht in die Breite, wohl aber in die Tiefe, etwas gewachsen wäre, allein auch in der vorliegenden Gestalt muß der Literaturfreund es willkommen heißen. Es wird immer ein Vergnügen gewähren, den Einfluß unserer vaterländischen Literatur auf die Literaturen der anderen Kulturvölker unseres Erdteils zu verfolgen, zumal sich daraus ergibt, daß einerseits die Wertschätzung und Anerkennung deutscher Art und deutschen Wesens sich weiter erstreckt, als von vielen Seiten zugestanden werden will, und daß andererseits unsere Literatur ihr Uebergewicht dem Umstande verdankt, daß sie sich in ihren wirklich großen Werken stets von jeder Engherzigkeit und Einseitigkeit in der Würdigung der geistigen und namentlich der literarischen Leistungen anderer Völker frei gehalten hat. Eine hoffentlich bald erforderlich werdende dritte Auflage des Schriftchens wird auch wohl diesen, in seiner Grundlage in ihm ausgesprochenen Gedanken noch etwas markanter als bisher hervortreten lassen. h.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Brandes, Georg, William Shakespeare. Zweite Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen.

Devrient, Hans, Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. Bd. XI.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 9. —

Fastenrath, Johannes, Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Freeman, Edward A., Geschichte Siciliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Erster Band. Leipzig, B. G. Teubner. M. 20. —

Jerusalem, Wilhelm. Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Junghans, Sophie, Geschieden. Roman. 2 Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 8. —

Kidd, Benjamin, Soziale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. August Weismann in Freiburg i. Br. Autorisirte Uebersetzung. Jena, Gustav Fischer.

Klinck-Lütetsburg, Fanny, Aus dem Künstlernest. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Koch, Prof. Dr. K., und E. von Schenckendorff, Wie wird das Bewegungsspiel im Freien zur Volkssitte? Zwei Ansprachen. Braunschweig, Benno Goeritz. 75 Pfg.

Kohaus, Frau Hannah More, Leben und Gesundheit. Deutsche Uebersetzung von Rudolph Kohaus. Chicago, F. M. Harley Pub. Co.

Meyer, L. (Laura von Albertini), Lehrbuch der Graphologie. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. M. 5. —

Niles, F., Das rechte Mittel gegen die Sozialdemokratie. Ein ernstes Wort. Leipzig, Walther Fiedler. 50 Pfg.

Penzler, Johs., Marksteine von Bismarcks Lebensweg. Eine chronologische Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers an der Hand seiner Reden. Dritte Auflage. Leipzig, Otto Wigand. M. 1. 50 Pfg.

Politische und unpolitische Gedanken eines Deutschen. Oldesloe, L. H. Meyer. 60 Pfg.

Preyer, W., Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 8. —

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band. Sechste Lieferung. Langensalza, H. Beyer u. Söhne.

Salinger, Eugen, Bühne des Lebens. Ein neues Novellenbuch. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Schulze-Smidt, Bernhardine, „So wachsen deiner Seele Flügel!" Roman. 2 Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6. —

Skram, Amalie, Professor Hieronymus. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. Mann. Paris und Leipzig, Albert Langen.

Sosnosky, Theodor von, Aus der Dreiviertelswelt. Lebensbilder. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. M. 2. —

Strausz, Adolf, Bulgarische Volksdichtungen. Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Wien u. Leipzig, Carl Graeser. M. 10. —

Winter, J., und Aug. Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie. Liefg. 24. Trier, Sigmund Mayer.

Zimmermann, Dr. Richard, Der Zucker im Welthandel. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. M. 1. 20 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues alpin-photographisches Kunstwerk!

Soeben ist erschienen die **zweite Lieferung** von

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Von

Theodor Wundt.

In Farben gesetzt von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Vollständig in vier Lieferungen,

enthaltend

16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format nach photographischen Aufnahmen

mit erläuterndem illustrirtem Text.

Preis pro Lieferung 6 Mark 50 Pfennig.

Alle zwei Monate wird eine Lieferung ausgegeben.

Komplet in hocheleganter origineller Mappe 30 Mark.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Tafel 5 Die Palagruppe bei San Martino di Castrozza (in Farben).
Tafel 6 Monte Cristallo vom Schönleiten Joch.
Tafel 7 Auf dem Bande des Monte Cristallo (in Farben).
Tafel 8 Kletterer.

Ein Werk, das nicht nur die Bergsteigerwelt fesseln wird, sondern das auch als eine Festgabe geeignet erscheint, wie sie in Inhalt und vornehmer Ausstattung nicht schöner gedacht werden kann. **Illustrirte Zeitung, Leipzig.**

Illustrirte Prachtwerke!

Aus den Umgebungen Wiens.

Schilderungen und Bilder

von

Eduard Zetsche.

Mit 90 Voll- und Textbildern.

Elegant in Leinwand gebunden Preis 5 Mark.

Inhalt: Einleitung. — Schönbrunn-Lainzerburg. — Der Wienerwald. — An der Donau. — Im Kahlengebirge. — Von allerlei Schlössern und Burgen. — In die Voralpen — Im Piestingthal. — „Hohe Wand" und „Neue Welt". — In der „Buckligen Welt". — In den Bergen des Semmeringg. — Der Schneeberg. — Auf der Raxalpe. — Im Ostschergebiet. — Im Gebiete des Dürrensteins.

In wohlgegliederter und wohlberechneter Steigerung führt dieses Werk aus den nächsten Umgebungen der alten Kaiserstadt durch den Wienerwald an die schöne blaue Donau, in die voralpine Region mit dem Semmering und schließlich in das südliche und westliche Hochgebirge. Dasselbe wird nicht allein denjenigen lebhaft interessiren, der Wien und seine Umgebung kennt, sondern jeden, der für Kunst und Buchgewerbe Verständnis hat.

Lustiges aus'm Schwarzwald.

Mit 21 Illustrationen in fünffachem Farbendruck

und

zahlreichen farbigen Initialen und Schlußvignetten

von

Fritz Reiß.

Text von J. J. Hoffmann und H. Domsch.

Preis in Original-Einband 10 Mark.

Dieses köstliche, humorfrische Buch ist allen Freunden der schönen Natur gewidmet, und es werden dasselbe alle diejenigen, welche auch nur einmal an den herrlichen Gebirgsgegenden und idyllischen Thälern des Schwarzwaldes sich erfreuten, gewiß gerne als willkommenes Andenken erwerben. Das Werk ist nicht nur künstlerisch, sondern auch ethnographisch von größtem Wert; und jeder, ob er den Schwarzwald kennt oder nicht, wird sich in ihm nicht nur mit Lachen und Genuß, sondern auch mit Gewinn an Wissen und gegenständlicher Anschauung vertiefen und es immer wieder und wieder durchblättern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen:
Georg-Viktor-Quelle
und **Helenen-Quelle**
sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden**, bei **Magen-** und **Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:
Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Kurhaus Seewis (Schweiz). – Luftkurort

in den Graubündtner Alpen gelegen, in Folge seiner günstigen Lage sehr geeignet für Erholungsbedürftige, Standquartier für Touristen zu grösseren und kleineren Bergtouren. Billige Pensionspreise. Kurarzt. Prospekte. Bahnstation Seewis.

Felix Hitz z. Kurhaus.

Revue des Revues
et
Revue d'Europe et d'Amérique.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1er de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

»Avec elle on sait tout, tout de suite« (Al. Dumas fils), car »la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes« (Francisque Sarcey); »rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain« (Zola); »elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères« *(Les Débats)* etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande contre **50 Pfennig** en timbres-poste
Paris, 23, rue de Verneuil, dans tous les bureaux de poste et chez tous les libraires.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Fürst Bismarck
Neue Tischgespräche und Interviews.

Herausgegeben von
Heinrich von Poschinger.
Preis geh. ℳ 8. —; elegant in Halbfranz geb. ℳ 10. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ahr-Rotweine

Empfehlen unsere selbstgekelterten garantirt rein von **90 Pfg.** an pr. Liter, in Gebinden von 17 Liter an und erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen.

Proben gratis und franko.
Gebr. Both, Ahrweil-

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Zwanzigster Jahrgang | August 1895 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
M. v. Brandt	Das Kabinet Salisbury und die ostasiatische Frage	129
Heinrich von Poschinger	Fürst Bismarck und die Parlamentarier	133
Karl Bleibtreu	Kein Glück! Erzählung I.	140
Ernst Berner	Die Hausverfassung der Hohenzollern	155
Th. Wiedemann	Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense I.	175
Dr. med. Otto Emmerich	Morphium, Morphiumsucht und deren Heilung	191
Louise von Kobell	Friedrich August von Kaulbach	203
Fürst Tscherkaski.	Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878	211
Karl Blind	Ein paar Striche zu Kossuths Bild. II.	219
William Flinders Petrie	Die Bevölkerungsverhältnisse des alten Aegyptens und die Rassenfrage	227
Aus der Gelehrtenwelt		233
	Paul Holzhausen: Von Napoleon bis heute, ein Professorenleben. Mit Benützung einer Skizze von Geheimerat Professor Dr. Stickel.	
Naturwissenschaftliche Revue		240
Berichte aus allen Wissenschaften		248
	Musikgeschichte: A. von Winterfeld: Abt Vogler.	
Literarische Berichte		254
	Die dritte französische Republik bis 1895. Von Karl Vogel. — Zur Philosophie der Geschichte. Von Karl Steffensen. — German Classics. Edited by C. A. Buchheim. Goethes Dichtung und Wahrheit. — Pan. Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan. — Bach, Johann Sebastian. Heliogravüre. Edwin Vormanns Selbstverlag, Leipzig.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		256

Karl, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien
1895

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in unserem Verlage erschienen:

Berlin in farbigen Naturaufnahmen

von

Otto Troitzsch

Zwanzig Farbenlichtdrucke mit dreisprachigem Text

(Bildgrösse $12^1/_2 \times 17^1/_2$ cm, Kartongrösse 20×25 cm)

In eleganter Leinwandmappe mit Gold- und Farbendruck Preis 5 Mark.

Bei der Auswahl von Berliner Ansichten, die als Andenken oder zu Reisegeschenken etc. dienen sollten, war der Besucher der Reichshauptstadt seither fast ausschliesslich auf Photographien angewiesen. Unser **Berlin in farbigen Naturaufnahmen** bringt zwanzig der schönsten Ansichten aus dem rühmlichst bekannten K. Hofkunstinstitut von O. Troitzsch in Berlin in vielfarbigem Lichtdruck, der eine feine, naturwahre Farbengebung mit der photographischen Treue verbindet, was den Bildern eine malerische Wirkung von unübertrefflichem Reiz gibt. Die noble Ausstattung der Tafeln in Druck und Papier, wie der mit reichem Gold- und Farbendruck geschmückten Mappe verleiht dem Ganzen den Charakter eines kleinen Prachtwerks, welches das

schönste Erinnerungs-Album von Berlin

bietet für alle unserer Reichshauptstadt alljährlich zu Hunderttausenden zuströmende Fremde, wie überhaupt für alle, die Berlin schon kennen oder erst kennen lernen wollen.

Interessante Novität!

In unserem Verlage beginnt zu erscheinen:

Am Schluß eines Jahrhunderts.

Allgemeine Rundschau der europäischen Völker- und Staatenkunde

mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart

von

Karl Vogel,

Kabinetsrat a. D., Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Das Unternehmen, welches auf 10 zwanglos erscheinende Bände berechnet ist, wird eine Sammlung von Handbüchern bieten, worin sich der bekannte Nationalökonom die Aufgabe stellt, die Gesamtbilder der politischen und kulturellen Verhältnisse der europäischen Staaten und Völker in scharfer Skizzirung ihrer Eigentümlichkeiten, unter genauer Berücksichtigung der Geographie und Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft vorzuführen.

Soeben wurde ausgegeben der **erste Band** unter dem Titel:

Die dritte französische Republik

bis 1895.

Mit dem Bildnis des Präsidenten Felix Faure.

Preis geheftet *M.* 7. 50; in Original-Einband *M.* 9. 50.

Das Wesen und die Wandlungen der dritten französischen Republik bis zum Regierungsantritt ihres jetzigen Staatsoberhauptes Felix Faure werden in dem Werke auf Grund verläßlichsten Quellenmaterials und langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle mit photographischer Treue und strengster Gegenständlichkeit geschildert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Das Kabinet Salisbury und die ostasiatische Frage.

Von

M. von Brandt.

Als Lord Salisbury vor einigen Monaten seinen Landsleuten in Bradford auseinandersetzte, daß für England eine zwingende Notwendigkeit bestehe, sich unter den halb- und unzivilisirten Nationen der Erde neue Absatzgebiete zu eröffnen, und daß man sich von den darauf abzielenden Bemühungen, die für England eine Lebensfrage seien, auch dann nicht abschrecken lassen dürfe, wenn dieselben dem Reich und der Regierung neue Verantwortlichkeiten auferlegten, hat er wahrscheinlich nicht angenommen, daß er sich binnen so kurzer Zeit in der Lage befinden würde, den Versuch der Durchführung seines Programms selbst zu machen. Die ihm und der konservativen Partei durch die Uebernahme der Regierung nach dieser Richtung hin gestellte Aufgabe ist eine um so schwierigere, als es gilt, entgegengesetzten Wünschen und Forderungen gerecht zu werden. Während Industrie und Handel und mit ihnen die an dem Gedeihen derselben beteiligte große Masse der Arbeiter nach neuen Märkten rufen, um für die trotz der bereits vorhandenen Ueberproduktion in immer noch zunehmender Menge angefertigten Waren aller Art Absatz zu finden, verlangen die Kapitalisten, daß ihnen die Gelegenheit zur nutzbringenden Anlegung ihres Geldes gerade in einem Teil des Gebietes, dem ostasiatischen, gewährleistet werde, auf das die heimische Industrie ihre Hoffnung für größeren Absatz baut. Die industrielle Frage in Ostasien wird auch dadurch nicht einfacher, daß die japanische Regierung, nicht befriedigt durch die errungene Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit für die in Japan lebenden Fremden, sehr ernsthafte Anstrengungen macht, sich der letzteren, soweit sie als Mittelspersonen für den geschäftlichen Verkehr zwischen Japan und Europa dienen, dadurch zu entledigen, daß sie direkte Beziehungen zwischen dem japanischen Abnehmer und dem europäischen Fabrikanten herzustellen sucht. Bisher hatten sich diese Bemühungen auf dahin zielende amtliche Weisungen an die verschiedenen japanischen Gesandtschaften und Konsulate beschränkt, nach dem „Manchester Guardian" ist die Frage aber nunmehr dadurch in ein akuteres Stadium getreten, daß das japanische Ministerium für Ackerbau und Handel sie in die Hand genommen und durch einen Agenten, Mr. Perrott Forshaw, direkte Schritte in England gethan hat, um die englischen Fabrikanten zu veranlassen, unter dem Schutz und mit der Unterstützung der japanischen Regierung

Digitized by Google

in Tokio und Osaka Agenturen zu errichten und unter der Garantie der leistungsfähigsten japanischen Bank direkte Geschäfte mit den japanischen Abnehmern zu machen. Da es sich nach dem offiziellen Programm hauptsächlich um Fabrikanten von Maschinen für das Kleingewerbe und Eisenbahnmaterial handeln würde, so tritt auch hier das Bestreben zu Tage, nicht nur dem fremden Kaufmann, sondern auch dem fremden Fabrikanten, und zwar dem letzteren mit seinen eigenen Waffen, Konkurrenz zu machen; daß dies wenigstens teilweise gelingen wird, unterliegt kaum einem Zweifel, da die Zahl der Leute, die ein kleiner persönlicher Gewinn für den großen nationalen Schaden blind macht, immer eine sehr erhebliche ist und man schließlich von dem Privatmann kaum verlangen kann, was selbst der Staatsmann nur zu oft übersieht. Dem fremden in Japan ansässigen Kaufmann gegenüber kommt bei den Plänen der dortigen Regierung wohl auch noch der Wunsch in Betracht, ihn ihr Mißfallen für den Widerstand fühlen zu lassen, den er der Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit in den Weg gelegt hat.

Vielleicht ist hier der Platz, einen Blick auf die sogenannten deutschfreundlichen Sympathien der Japaner zu werfen und auf den Widerhall, den dieselben entgegen der Auffassung fast aller an Ort und Stelle befindlichen Personen auch in einem großen Teile der deutschen Presse und des Publikums gefunden haben. Dem gegenüber muß festgestellt werden, daß die japanische Regierung über die gründliche Ausnützung der ihr von deutscher Seite gewährten Gelegenheiten in bequemster Weise die Früchte unserer Arbeit auf militärischem und wissenschaftlichem Gebiet sich anzueignen, sowie über platonische Freundschaftsversicherungen nicht hinausgekommen ist. Seit vielen Jahren ist mit Ausnahme eines Kontrakts für die Lieferung von Pulver, das anders nicht beschafft werden konnte, keine Bestellung der japanischen Regierung weder für Kriegs- und Eisenbahnmaterial noch Schiffe nach Deutschland gelangt; kein Deutscher wird darin einen Akt der Feindseligkeit oder Mißachtung sehen, aber es ist gut, zu weit gehender Sympathie oder Besorgnissen gegenüber an die nackte Thatsache zu erinnern.

Auch in politischer Beziehung ist die Aufgabe des Ministeriums Salisbury in Ostasien keine leichte. Man braucht den Theorien des neuen Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amte, Mr. Curzon, wie derselbe sie in seinen „Eastern Problems“ niedergelegt hat, und die wie die Auseinandersetzungen des Obersten Bell in der „Asiatic Review“ in dem Wunsche der Einführung eines englischen Protektorats über China gipfeln, keine besondere Bedeutung beizulegen, aber man wird sich der Auffassung nicht verschließen können, daß die russisch-französisch-chinesische Anleihe und der französisch-chinesische Grenzvertrag das konservative Kabinet zu größerer Konsequenz und Energie in der ostasiatischen Frage werden veranlassen müssen, wenn es nicht die Folgen der Unentschlossenheit Lord Roseberys in erhöhtem Maße auf sich nehmen will.

Nach Artikel IV des Vertrages von Shimonoseki verpflichtet sich China an Japan eine Kriegsentschädigung von 200 Millionen Kuping Taels (ungefähr 3,50 Mark) in acht Teilzahlungen, die beiden ersten in Höhe von 50 Millionen, in sechsmonatlichen Zwischenräumen, die letzten sechs in gleichen Raten in jähr-

Digitized by Google

lichen Terminen zu entrichten, und zwar so, daß die ganze Kriegsentschädigung in sieben Jahren bezahlt ist. Die unbezahlten Beträge sollen von dem Fälligkeitstermin der ersten Teilzahlung an, das heißt sechs Monate nach der Auswechslung der Ratifikationen (8. Mai d. J.) mit fünf Prozent verzinst werden. China steht aber das Recht zu, die Kriegsentschädigung teilweise oder ganz früher als an den angegebenen Zeitpunkten zu bezahlen, in welchem Falle, falls dieselbe vor dem Ablauf von drei Jahren ganz abgetragen sein sollte, keine Zinsen zu zahlen, respektive die bereits gezahlten zurückzuerstatten sein würden.

Artikel VIII des Vertrages bestimmt, daß als eine Garantie für die Ausführung der in demselben vereinbarten Bestimmungen die japanische Regierung das Recht haben soll, Wei-hai-wei in der Provinz Shantung zeitweilig militärisch zu besetzen. Nach der Zahlung der beiden ersten Raten der Kriegsentschädigung ist die japanische Regierung bereit, die Besatzung aus Wei-hai-wei zurückzuziehen, falls die chinesische Regierung für die Zahlung des Restbetrages der Schuld die Seezölle verpfändet und der im Vertrage ebenfalls vorgesehene Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen China und Japan inzwischen bereits abgeschlossen und ratifizirt ist.

Nach Artikel I der Separatartikel zum Vertrage von Shimonoseki verpflichtet sich China ferner während der Dauer der Besetzung von Wei-hai-wei jährlich 500 000 Taels an Japan zu zahlen.

Wird der Vertrag wie niedergeschrieben ausgeführt, so hat China innerhalb der nächsten sieben Jahre an Kapital 700 Millionen Mark und an Zinsen und Besetzungskosten über 100 Millionen Mark zu zahlen. Rechnet man dazu, was Japan für die Rückgabe von Liaotung verlangen kann mit nur 100 Millionen Taels, das heißt 350 Millionen Mark, die für den Rückkauf einzelner Anleihen erforderlichen Beträge mit circa 150 Millionen Mark und was China in der nächsten Zeit für die Reorganisation seiner Armee und Flotte gebrauchen dürfte, mit 100 Millionen Mark, so ergibt sich ein Betrag von 1300 Millionen Mark, für die China auf den europäischen respektive amerikanischen Geldmarkt angewiesen ist und die sich baldmöglichst zu verschaffen in seinem wohlverstandenen Interesse liegt, da es nur durch die Zahlung der Kriegsentschädigung der Besetzung von Wei-hai-wei ein Ende machen und damit die Kosten für dieselbe und die Zinsen für die Kriegsentschädigung sparen kann.

Den Abschluß der erforderlichen Gesamtanleihe aber durch Teilanleihen, wie die russisch-französisch-chinesische 320 Millionen Mark Anleihe, zu erschweren oder unmöglich zu machen, ist von seiten Chinas nicht allein ein ökonomischer, sondern auch ein politischer Fehler, da er die Dauer der Abhängigkeit von Japan verlängert und derselben die von Rußland hinzufügt. Daß man sich in Peking dieser Folgen des Projekts erst im letzten Augenblicke klar geworden, beweist aufs neue, wie unfähig die dort maßgebenden Persönlichkeiten sind, eine gegebene Lage richtig zu beurteilen und kleinlichen Erwägungen, in diesem Falle der Versuchung eines anscheinend guten Geschäfts, das heißt einer vierprozentigen Anleihe zu widerstehen, obgleich sie sich selbst wohl kaum darüber

Digitized by Google

im Zweifel sein können, daß sie für diesen niedrigeren Zinsfuß in anderer Weise mehr als überreichlich zu zahlen haben werden.

Was den französisch-chinesischen Grenzvertrag anbetrifft, der am 20. Juni in Peking unterzeichnet worden zu sein scheint, so ist die englische Presse eifrig bemüht, denselben auf Rechnung der gemeinsamen Aktion Deutschlands, Rußlands und Frankreichs zu setzen, was als eine mit den Thatsachen durchaus im Widerspruch stehende Auffassung bezeichnet werden muß. Die Verhandlungen zwischen China und Frankreich über die Festsetzung der Grenzen zwischen Tonking, respektive Annam und China dauern seit dem Jahre 1885, und der englischen Diplomatie konnte nicht unbekannt sein, was sonst ein offenes Geheimnis war, daß bereits auf den der teilweisen Regelung der Grenzfrage durch den von Herrn Constans in 1887 abgeschlossenen Vertrag zu Grunde gelegten Karten das von Frankreich als früher zu Annam gehörig beanspruchte Gebiet als bis an den Mekhong gehend bezeichnet war. Ebenso ist das in dem soeben vereinbarten Abkommen erlangte Zugeständnis, daß die in Tonking gebauten Eisenbahnen und Telegraphenlinien nach China hinein verlängert werden können, nur eine Ausführung der in dieser Hinsicht bereits in dem Vertrage von 1885 getroffenen Vereinbarung, durch welche die chinesische Regierung sich bereit erklärte, sich in solchen Fällen an die französische Industrie zu wenden. Wenn die schwebenden Fragen jetzt den von Frankreich gewünschten Abschluß gefunden haben, so ist das dem zuzuschreiben, daß sich die englische Diplomatie unter Lord Rosebery sowohl in der französisch-siamesischen Frage als in dem chinesisch-japanischen Konflikt als qualité négligeable erwiesen hat, und daß seitens der französischen Regierung und Gesandtschaft die hilflose Lage Chinas benützt worden ist, um durch die bei der Vertretung der aus den Christenverfolgungen in Szechuan entstandenen Reklamationen gezeigte Energie einschüchternd auf das Tsungli Yamen zu wirken. Das zur Unterstützung dieser Reklamationen in Wusug zusammengezogene französische Geschwader hat viel mehr zu dem diplomatischen Erfolge Frankreichs beigetragen, als die etwaige Dankbarkeit Chinas für die französische Beteiligung an der Aktion, die Liaotung für China gerettet hat.

Für das konservative englische Kabinet wird es sich aber nicht allein darum handeln, die Versäumnisse des liberalen wieder gut zu machen, der Entschluß der russischen Regierung die transkaspische Bahn bis Taschkent zu verlängern und das ersichtliche Bestreben derselben, den Ausgangspunkt für die sibirische Bahn an das Ufer des gelben Meeres zu verlegen, stellen der englischen Diplomatie Aufgaben, die ihre ganze Geschicklichkeit und Thatkraft in Anspruch nehmen dürften. Die Frage der Räumung Liaotungs und Wei-hai-weis durch Japan, der Festsetzung Japans in Formosa, der internationalen Stellung Koreas und, mehr als jede andere, die der Lebensfähigkeit eines unabhängigen Chinas sind Aufgaben, an deren Lösung sich das Kabinet Lord Salisburys in der nächsten Zeit zu beteiligen haben wird, und deren gedeihliche Durchführung im englischen Interesse es nur erhoffen kann, wenn es ihm gelingt, auch den anderen an den Fragen interessirten Mächten die Ueberzeugung größerer Entschlossenheit und

Digitized by Google

Stetigkeit zu geben, als den Entschließungen des liberalen Kabinets beizuwohnen pflegte.

Die deutsche Presse und das deutsche Volk aber werden wohl thun, im Hinblick auf die sich vorbereitenden Veränderungen in den ökonomischen und politischen Zuständen Ostasiens sich die Mißerfolge der englischen Politik in Hinterindien und an den Küsten des chinesischen Meeres zur Lehre dienen zu lassen. Wenn wenige Jahre unfruchtbarer parlamentarischer Zänkereien und die Berücksichtigung parteipolitischer Interessen vor denen des Reichs genügt haben, um eine Weltmacht wie England aus der von ihr seit Jahrhunderten eingenommenen Stellung zu verdrängen und zu einer schwächlichen Defensive zu nötigen, und wenn die Möglichkeit einer entschiedeneren Politik in der ostasiatischen Frage nicht heute noch davon abhängt, ob die konservativ-unionistische Mehrheit des Kabinets Salisbury in dem neuen Parlament bedeutend genug sein wird, um ihm eine solche zu gestatten, so liegt die Gefahr, seine wirtschaftlichen und politischen Interessen bei der in Ostasien drohenden Krisis beiseite geschoben zu sehen, für Deutschland, das eben erst seine Flügel als Weltmacht zu rühren beginnt, noch viel näher und kann nur vermieden werden, wenn alle diejenigen zusammenhalten, für die die vor einem Vierteljahrhundert erfolgte Gründung des deutschen Reiches nicht einen Endpunkt, sondern einen Ausgangspunkt bedeutet. Daß aber die gedeihliche Entwicklung des jungen Reiches allein in der festen und entschlossenen Ergreifung und Durchführung der Rolle als Weltmacht möglich ist, daran kann nur derjenige zweifeln, dessen Blick nicht über das enge Getreibe des Parteiwesens hinausreicht und für den die Geschicke anderer Völker keine Lehren für das eigene Vaterland enthalten.

Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

Am 5. Mai 1880 hatte Bismarck eine Unterredung mit den Hamburgischen Reichstagsabgeordneten Möring [1]) und Dr. Wolffson [2]).

Ueber diese Unterredung ist bisher nur Dürftiges an die Oeffentlichkeit gedrungen. Es hieß, die Audienz sei den Hamburger Abgeordneten von ihrem

[1]) Möring, Rudolf Heinrich, geb. 23. Juli 1831 in Hamburg, protest. Früher Kaufmann, später Privatmann. Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, 1869—1878 der Hamburger Finanzverwaltung. Mitglied des Reichstags seit 1874. Wahlkreis 1 Hamburg (nat.-liberal).

[2]) Wolffson, Isaac, Dr. jur. Mitglied der Zivilgesetzgebungskommission, geb. 19. Januar 1817 (israelit.), Verfasser sehr beachtenswerter juristischer Schriften. Mitglied der konstituirenden Versammlung in Hamburg seit 1859, Mitglied der Hamburger Bürgerschaft 1862, 1863 Präsident derselben. Mitglied des Reichstags seit 1871. Wahlkreis 3 Hamburg (nat.-liberal).

Digitized by Google

Kollegen von Schauß vermittelt worden, um unnütze Interpellationen der Fortschrittspartei im Reichstag zu verhindern. Nach einer Lesart hieß es: „Bismark spielte, statt nachzugeben, den Angreifer und überhäufte die Abgeordneten mit Vorwürfen. Mit langen Gesichtern kamen dieselben von der Audienz zurück."

Da es sehr wünschenswert erschien, hier einer Mythenbildung vorzubeugen, so ersuchte ich Herrn Dr. Wolffson, mir eine authentische Darstellung über den Verlauf der Unterredung zu geben. Auf Grund seiner Erinnerungen bin ich in der Lage, über den Grund der Besprechung und über ihren Verlauf Nachstehendes mitzuteilen. [1])

Die Veranlassung gaben die damals beim Bundesrat schwebenden Verhandlungen wegen Einbeziehung der Hansestädte Bremen und Hamburg in den Zollverein. In Bezug auf diese Verhandlungen ist folgendes zu bemerken:

Der Artikel 34 der Reichsverfassung lautet:

„Die Hansestädte Bremen und Hamburg mit einem dem Zweck entsprechenden Bezirke ihres und des umliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen."

Einzelne hamburgische Gebietsteile waren schon früher nach Verständigung mit der hamburgischen Regierung durch Beschluß des Bundesrats dem Zollverein angeschlossen; dagegen war die sich unmittelbar an die hamburgische Vorstadt St. Pauli anschließende Stadt Altona mit Rücksicht auf ihren Verkehr mit Hamburg und die Zugänglichkeit ihres Hafens außerhalb der Zollgrenze gelassen worden.

Nachdem die preußische Regierung bei den Senaten beider Städte wegen des Anschlusses der letzteren an den Zollverein angefragt und vom hamburgischen Senat die Antwort erhalten hatte, daß derselbe bereit sei, in desfallsige kommissarische Beratungen einzutreten, stellte dieselbe, ohne sich mit dem hamburgischen Senat ins Einvernehmen gesetzt zu haben, beim Bundesrat den Antrag, die Stadt Altona und die Vorstadt St. Pauli in den Zollverein einzubeziehen.[2]) Infolge dessen stellten die oben genannten beiden hamburgischen Abgeordneten in Gemeinschaft mit dem Abgeordneten Rickert beim Reichstag eine durch die Mitglieder der nationalliberalen Fraktion unterstützte Interpellation, in der sie über die Einbringung jenes Antrages, sowie darüber Auskunft verlangten, ob wegen dieses Antrages vorher Verhandlungen mit der Stadt Hamburg stattgefunden hätten, ob es die Absicht sei, die Einverleibung eines Teiles der Vorstadt St. Pauli auch ohne die Zustimmung der Stadt Hamburg vorzunehmen, und wie eventuell eine solche Absicht mit der Reichsverfassung in Einklang zu bringen sei.

Diese Interpellation wurde in der Reichstagssitzung vom 1. Mai 1880 durch den Abgeordneten Wolffson begründet. Er suchte den Nachweis zu führen, daß

---

[1]) Erklärungen des Abg. Wolffson, bezügl. der Veröffentlichung des bis dahin sekreten Briefes des Fürsten B. an den Finanzminister Bitter, d. d. 15. April 1880, s. in der „Post" 1880 Nr. 200, 204 und 205.

[2]) Abgedruckt findet sich der Antrag in meinem Werk „Fürst Bismarck als Volkswirt" Bd. I S. 276.

Digitized by Google

ein gegen Hamburg ausgeübter Zwang zum Anschluß St. Paulis mit der Verfassung im Widerspruch stehe, und daß überdies die Herstellung einer Zollgrenze zwischen St. Pauli und der inneren Stadt auf die Verkehrsverhältnisse nachteilig einwirken müsse, wenn sie sich bei der Lebhaftigkeit des zwischen beiden bestehenden Verkehrs nicht als technisch unausführbar herausstellen würde. Der damalige Unterstaatssekretär im Reichsschatzamt, Scholz, beantwortete in Vertretung des Reichskanzlers die Frage über die Stellung des Antrages Preußens bejahend, erklärte, daß Separatverhandlungen mit Hamburg, die nach der Reichsverfassung nicht erforderlich seien, nicht vorhergegangen wären, und daß der Antrag dahin gehe, den Einschluß eines Teiles von St. Pauli eventuell auch ohne Zustimmung Hamburgs beschlossen zu sehen. Hierüber hinaus in eine nähere Erörterung dieser allgemein bekannten Thatsache einzugehen, müsse der Reichskanzler ablehnen, weil er es mit der Rücksichtnahme auf die verfassungsmäßige Stellung des Bundesrats und der Wahrung der Freiheit der Beratung desselben nicht im Einklang finden würde, seinerseits über einen bei dem Bundesrat eingebrachten und demnächst dort zur Verhandlung stehenden Antrag eines Bundesmitgliedes auf Grund einer Interpellation mit dem Reichstag zu verhandeln.

In der darauf eröffneten Diskussion über die Interpellation sprachen sich die Redner sämtlicher Parteien, mit Ausnahme der Konservativen, für die Auffassung der Interpellanten aus, indem sie in der Ausführung der beabsichtigten Maßregel ohne Zustimmung Hamburgs eine Verletzung verfassungsmäßiger Rechte sehen müßten.

Die durch diese Angelegenheit hervorgerufene Aufregung und die Gefahr eines sich daraus entwickelnden Konflikts zwischen Bundesrat und Reichstag veranlaßte einige Parteifreunde der hamburgischen Abgeordneten, welche im Hause des Reichskanzlers verkehrten und der Meinung waren, daß eine Besprechung der Angelegenheit zwischen dem Reichskanzler und diesen Abgeordneten zu einer Annäherung führen könne, bei ersterem anzufragen: ob er zu einer solchen Besprechung geneigt sei. Der Fürst erklärte sich bejahend, was den beiden Abgeordneten mitgeteilt wurde, die sich auch ihrerseits zustimmend erklärten.

Fürst Bismarck hatte ursprünglich beabsichtigt, diese Unterhaltung in der von ihm am 4. Mai veranstalteten Soirée stattfinden zu lassen, [1]) ließ den Abgeord-

[1]) Ueber den Zwischenfall, der sich in dieser Soirée aus Anlaß der Altonaer Anschlußfrage mit dem bayerischen Gesandten von Rudhardt ereignete, vergl. Bd. I, S. 189 (2. Aufl.) Neues Licht brachte über die Frage ein Artikel der „Hamburger Nachrichten" v. 4. April 1893, worin es heißt: Die öffiziöse Presse beruft sich zur Rechtfertigung des Verfahrens gegen den anhaltischen Minister von Koseritz darauf, daß in einem solchen Falle sich auch Fürst Bismarck zu Beschwerden berechtigt gehalten habe, wie das Beispiel des Herrn von Rudhardt zeige, den Aeußerungen, die er seinerzeit über die Zolleinverleibungen im Bundesrate gethan habe, schließlich seine Stellung gekostet hätten. Diese Berufung trifft nicht zu. Die Sache lag im Rudhardtschen Falle ganz anders als im Koseritzschen. Der anhaltische Minister hat die Ansicht seiner Regierung vertreten, während Herr von Rudhardt Ansichten kundgegeben hatte, die nicht die der bayerischen Regierung waren, wenigstens nicht in dieser Form. Das Vorgehen gegen ihn erfolgte also nicht, obwohl er die Ansichten seiner Regierung zur Geltung

Digitized by Google

neten aber später sagen, daß er es vorziehe, sie in besonderer Audienz zu empfangen, und bestimmte dafür den 5. Mai nachmittags 1 Uhr.

Die Abgeordneten Möring und Wolffson fanden sich zur bestimmten Stunde ein und wurden vom Kanzler mit den Worten begrüßt: „Sie haben gewünscht, mich zu sprechen.“ Die Abgeordneten wiesen auf die Umstände hin, durch welche sie dazu gelangt waren, den Fürsten um eine Audienz zu bitten; aus freien Stücken würden sie diesen Schritt um so weniger gethan haben, als sie kaum etwas Neues in Bezug auf die vielbesprochene Angelegenheit vorzubringen im stande seien. Die ihnen gebotene Gelegenheit wollten sie indessen gerne benutzen, um dem Kanzler zu versichern, daß die von Preußen in Bezug auf den Zollanschluß Hamburgs eingeleiteten Schritte in ihrer Vaterstadt eine tiefe Verstimmung hervorgerufen hätten. Der Reichskanzler bemerkte in seiner Erwiderung, daß der hamburgische Senat nicht klug daran gethan habe, die Sache auf das Gebiet des Verfassungsrechtes hinüberzuspielen, worauf einer der Abgeordneten bemerkte, daß die Verfassungsfrage durch die Einbringung des Antrages auf Einbeziehung von Altona und der Vorstadt St. Pauli in den Zollverein beim Bundesrat angeregt sei. Dagegen wies der Fürst darauf hin, daß der Senat auf die preußische Anfrage, betreffend den Eintritt Hamburgs in den Zollverein, nicht eingegangen sei und ihn dadurch gezwungen habe, die Angelegenheit beim Bundesrat in dieser Weise anhängig zu machen.

Berichtigend äußerten die beiden Abgeordneten, daß Hamburg sich auf die preußische Anfrage immerhin zu kommissarischen Verhandlungen bereit erklärt habe, worauf der Kanzler hinzufügte, daß so, wie die Sache jetzt liege, die zolltechnische Frage die untergeordnete, die Verfassungsfrage aber die Hauptsache sei, und in dieser Beziehung könne er eine Majorisirung Preußens im Bundesrat nicht dulden. Seit einiger Zeit, schon seitdem er durch seinen Gesundheitszustand gehindert sei, sich persönlich so eingehend wie früher um alle Dinge zu kümmern, mache sich ein Partikularismus breit, der gefährliche Dimensionen anzunehmen drohe. Habe doch der hamburgische Bevollmächtigte in dieser Angelegenheit den bayerischen Partikularismus zu Hilfe gerufen. Er (Bismarck) werde in der Verfassungsfrage niemals nachgeben können. Er fasse die Sache so auf, daß daraus für Preußen eine Lage entstehen könne wie diejenige, in der es sich im Juni 1866 im Bundestag befand. Er habe seit Jahren den preußischen Angelegenheiten zu nahe gestanden, um hier weichen zu können. Auf die Bemerkung eines der Abgeordneten, daß es wohl noch andere Wege zur Entscheidung von Verfassungsdifferenzen gebe als den angedeuteten, erklärte der Reichskanzler, daß jeder andere Weg zur Herbeiführung einer Entscheidung ausgeschlossen sei.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung kam Fürst Bismarck auf die Zustände in Hamburg zu sprechen. Die Regierung übe einen so starken Druck auf die Bevölkerung aus, daß niemand sich dagegen aufzulehnen wage. Die geheime

---

brachte, sondern weil er sie nicht oder nicht in dem gewollten Maße vertrat und seinen Sympathien für die Delbrückschen Auffassungen weiter nachgab, als in seiner Instruktion lag.

Digitized by Google

Polizei sei in bewundernswerter Weise organisirt, so daß man im polizeilichen Interesse nur wünschen könne, daß sie in Preußen auf derselben Stufe stehe. Das habe er namentlich von hamburgischen Handwerkern erfahren, die er in Friedrichsruh beschäftige, und die, ehe sie sich aussprechen, sich scheu umzusehen pflegen, ob auch kein Unberufener sie höre. Die Abgeordneten erwiderten darauf, daß ihnen die hamburgischen Verhältnisse seit einer langen Reihe von Jahren bekannt seien, daß sie aber von einer derartigen Entwicklung der geheimen Polizei daselbst niemals etwas gemerkt oder erfahren hätten, worauf der Fürst entgegnete, daß sie als Lokalpatrioten selbstverständlich seiner Behauptung widersprechen müßten, was er an ihrer Stelle auch thun würde. Hamburg müsse bei seiner jetzigen Freihafenstellung zu Grunde gehen; alles gehe dort zurück, insbesondere die Steuerkraft der kleinen Leute, eine Behauptung, deren Richtigkeit die Abgeordneten nicht zugeben wollten. Der Kanzler äußerte ferner, daß Altona von Hamburg ausgesogen werde, so daß es nicht im stande sei, weiter zu existiren.

In Bezug auf den § 34 der Verfassung bemerkte Fürst Bismarck, daß durch denselben den Hansestädten keineswegs das Recht gegeben werden sollte, dauernd außerhalb des Zollvereins zu verbleiben, wie sich das aus den früheren Verhandlungen ergebe. Er selbst habe den Paragraphen verfaßt, habe Lothar Bucher den Wortlaut diktirt und noch vor kurzem in einem alten Taschenbuch eine Notiz darüber gefunden. Der Paragraph sei vielleicht schlecht stilisirt, aber die Absicht desselben sei jedenfalls nicht die gewesen, den Hansestädten für immer das Recht zu geben, außerhalb des Zollvereins zu bleiben. Der Staatsminister Delbrück sei seinerzeit mit ihm (Bismarck) darüber einig gewesen, daß dieser Paragraph den Hansestädten ein so ausgedehntes Recht, wie es jetzt beansprucht werde, nicht einräumen solle, und sei es ihm unbegreiflich, daß Delbrück die Interpellation jetzt mitunterzeichnet habe. Auf seine Frage, wie viel Zeit Hamburg etwa gebrauchen würde, um sich auf den Eintritt in den Zollverein vorzubereiten, habe ihm Delbrück seinerzeit etwa sechs Jahre angegeben.

Hamburg habe ein verfassungsmäßiges Recht auf einen Freihafen, der aber nicht in dem größten Teil seines Gebietes bestehen könne (worauf einer der Abgeordneten erwiderte, daß der Umfang des Freihafengebietes zwar für Hamburg von großem Interesse sei, dem Zollverein aber gleichgiltig sein könne).. Er gebe zu, daß Hamburg große Dockanlagen haben müsse, auf die aber das Freihafengebiet zu beschränken sei. Die Kosten für die Herstellung des Freihafengebietes, zu den das Reich ja einen angemessenen Beitrag geben könne, würden ja nicht unerschwinglich sein, sie seien ihm auf höchstens 10 Millionen Thaler veranschlagt worden, worauf ihm einer der Abgeordneten erwiderte, daß ein früherer Anschlag dieselben auf 92—100 Millionen Mark berechne, während der andere Abgeordnete eine noch viel höhere Summe als erforderlich bezeichnete. Der Reichskanzler war durch die Höhe dieser Schätzungen offenbar überrascht.[1])

[1]) Thatsächlich betrugen die Kosten bis ult. 1893 ca. 125 000 000 Mark, wovon das Reich 40 000 000 als Beitrag übernahm; ca. 6 600 000 Mark kommen als Ertrag der Nachsteuer in Gegenrechnung. Im ganzen werden sich die Kosten wohl auf 140 000 000 Mark belaufen.

Digitized by Google

Im Laufe des Gesprächs hob der Kanzler noch hervor, daß viele Millionen Deutsche durch die Freihafenstellung Hamburgs im freien Verkehr behindert seien. Namentlich seien dadurch, daß die Elbe von Hamburg abwärts als Zollausland betrachtet werde, die Bewohner des nördlichen Teiles der Provinz Hannover im Verkehr mit den Bewohnern der an die Elbe grenzenden Strecken Schleswig-Holsteins beschränkt. Er meinte, daß man mit der Hälfte der zur Bewachung der beiden Elbufer unterhalb Hamburgs nötigen Zollwächter die Grenze zwischen Altona und St. Pauli durch etwa alle zwanzig Schritte am Grenzgraben entlang postirte Beamte ausreichend bewachen lassen könne, wobei er wiederholte, daß die Einbeziehung St. Paulis vorzugsweise eine Frage der Zolltechnik sei, während das von Hamburg behauptete Widerspruchsrecht gegen die Einbeziehung Altonas in keiner Weise anzuerkennen sei. Die Abgeordneten erklärten, daß kein irgendwie sachkundiger Mensch ein solches Recht behaupten werde, und wollten dieser Behauptung gegenüber die Verweisung auf Aeußerungen in der Hamburger Presse nicht als in Betracht kommend gelten lassen.

Die Unterhaltung wurde durch die Meldung eines Kammerdieners, daß es für den Fürsten Zeit sei, zur Sitzung des Bundesrats zu fahren, abgebrochen.

Zur Orientirung sei noch bemerkt, daß das preußische Projekt wegen des isolirten Zollanschlusses von Altona und St. Pauli infolge der sich herausstellenden technischen Schwierigkeiten später aufgegeben wurde, wodurch die Verfassungsdifferenz in Wegfall kam. Die darauf eröffneten Verhandlungen mit Hamburg wegen seines Eintrittes in den Zollverein unter Belassung eines Freihafenbezirkes führten bekanntlich zu einem beide Teile befriedigenden Abschluß.

Karl August Schneegans.

Von dem früheren autonomistischen Abgeordneten Schneegans, über den gleichfalls bereits in einem früheren Abschnitt (August-Heft 1894) gehandelt wurde, will ich hier noch eine unpolitische Erinnerung mitteilen.

Während der Zollbebatten saß Schneegans eines Tages mit einigen Kollegen im Garten des Herrenhauses, in dem der norddeutsche Reichstag zu Anfang seine Sitzungen abhielt. Es war zuweilen, wenn uninteressante Redner sprachen oder technische Fragen zum soundsovielten mal breit getreten wurden, recht langweilig im Reichstag, und man hatte mitunter das dringende Bedürfnis, sich in frischer Luft etwas auszuruhen. Die Herren saßen im Garten unter den großen Pinien, als der Fürst zu denselben trat und scherzend bemerkte: „Die Herren Abgeordneten scheinen recht fleißig zu sein.“ Da Bismarck gerade neben Schneegans stand, antwortete derselbe: „Durchlaucht, wir erfrischten uns unter diesen Bäumen, und suchten hier, wie Mendelssohn früher, neue Arbeitslust zu gewinnen.“

„Wie kommt denn Mendelssohn da hinein?“ bemerkte der Fürst, worauf

Digitized by Google

Schneegans erwiderte: „Unter diesen Bäumen schrieb er den Sommernachtstraum!“ [1])

„Na!“ — erwiderte der Kanzler lachend, indem er den Abgeordneten Schneegans auf die Schulter klopfte und den Rückweg nach dem Reichstag antrat — „da muß man noch von einem Elsässer über Berliner Geschichten belehrt werden!“

Von Schalscha. [2])

Am 10. Februar 1885 stand auf der Tagesordnung des Reichstags die erste Beratung des Gesetzentwurfs, betr. die Abänderung des Zolltarifgesetzes vom 15. Juli 1879, zu dessen Verteidigung Fürst Bismarck das Wort ergriff, um sich in der Hauptsache über die Notwendigkeit eines genügenden Zollschutzes für Holz und Getreide auszusprechen. Als nächster Redner ergriff der Abgeordnete von Schalscha das Wort, um sich zunächst gegen den Abgeordneten Rickert zu wenden und dann die ihm sympathische Vorlage der Regierung zu verteidigen. Am Schluß der Rede kam der Abgeordnete auf die Doppelwährung zu sprechen und bemerkte, er werde gerne den größten Teil der Zölle preisgeben, wenn die Regierung zur Doppelwährung übergehe.

Fürst Bismarck war nach Schluß seiner Rede bereits im Begriff, den Reichstag zu verlassen, als ihn die Ausführungen von Schalschas zu fesseln schienen; genug, er blieb und hörte dessen Rede bis zum Schlusse an. Noch am gleichen Tage erhielt Herr von Schalscha durch den Chef der Reichskanzlei, den Geheimerat Dr. von Rottenburg, eine Einladung des Fürsten Bismarck, ihn am folgenden Tage zu besuchen.

Die Audienz währte eine halbe Stunde. Bismarck kam demselben in gewinnender Weise entgegen und besprach sodann mit ihm eine Reihe von Zollfragen, insbesondere die Frage der Einführung eines Kohlenzolls, die von Schalscha in seiner Rede auch gelegentlich berührt hatte. Von Schalscha versuchte wiederholt, das Gespräch auf die Währungsfrage überzuspielen, doch ging der Kanzler darauf nicht ein.

Der Anlaß zu einem Gespräch über die letztere ergab sich erst nach dem

---

[1]) Das Grundstück, worauf heute das preußische Herrenhaus steht, befand sich bis vor ungefähr dreißig Jahren im Besitze der Familie Mendelssohn-Bartholdy, von der es der Staat samt dem weiten parkähnlichen Garten hinter dem Hause für einen Preis kaufte, der heute ein Spottpreis genannt werden würde. Beim Austritt in den Garten erblicken wir links und rechts zwei alte Eiben (Taxus); hier hat Felix Mendelssohn einst in einer linden Nacht seine Ouvertüre zum Sommernachtstraum geschrieben.

[2]) von Schalscha, Alexander; Rittergutsbesitzer und Prem.-Lieut. a. D. zu Frohnau bei Löwen in Schlesien — Centrum. Geb. am 9. August 1836 zu Loslau; katholisch. Studirte erst jura und cameralia, trat dann in den Militärdienst, machte den Feldzug 1866 in der Mainarmee mit und nahm nach demselben den Abschied, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Mitglied des Reichstages für Tost-Gleiwitz-Zublinitz von 1877—87, des Pr. Abgeordnetenhauses für Münsterberg-Frankenstein seit 1889, 1890 für Falkenberg-Gottkau in den Reichstag gewählt. von Schalscha ist erst vor kurzem gestorben.

Digitized by Google

parlamentarischen Diner des Fürsten vom 2. März 1886, bei dem auch Freiherr von Frankenstein und Graf Mirbach zugegen waren. Die damalige Unterhaltung [1] hatte zwar kein direktes, praktisches Ergebnis, indessen überzeugte sie immerhin den Fürsten von dem Vorhandensein guter, für die Beseitigung der Goldwährung sprechender Gründe.

Kein Glück!

Erzählung

von

Karl Bleibtreu.

Das ist ganz ausgezeichnet, ich wiederhole es!"

Napoleon, der arbeitend in seinem Kabinet saß, blickte empor und sah Talleyrand mit einem gewissen fragenden Erstaunen an. Er hielt ein nicht umfangreiches Manuskript in der Hand und klopfte leicht mit der weißen, fetten Hand auf die Rückseite.

Der elegante Hinkefuß verbeugte sich leicht. „Ich wußte wohl, Sire, daß mein Hilfsarbeiter Ihren Beifall finden würde."

„Ja, gewiß . . . und wer ist der Verfasser dieser Note?"

„Herr von St.-Croix."

„St.-Croix . . . St.-Croix . . . Das ist eine alte Familie, nicht wahr?"

Talleyrand verbeugte sich zustimmend.

„Und was fällt mir ein . . . ach, der Name hat für mich eine gute Vorbedeutung!"

„Wie das? Darf ich fragen, Sire?"

„Nun, in Aegypten, da gab's einen alten Marineoffizier dieses Namens. Den schickt' ich nach der Einnahme von Abukir zu dem englischen Kommodore, der draußen kreuzte — Sir Sidney Smith, Sie erinnern sich — und er brachte mir von dort eine Sammlung von Zeitungen, welche über die Lage zu Haus mich aufklärten . . . Sie verstehen."

„Mit einem Wort: die Eure Majestät bestimmten, nach Frankreich zurück zu kehren."

Napoleon nickte.

„Sehr interessant. Der Name St.-Croix ruft also gleichsam Eurer Majestät eine angenehme Erinnerung zurück an den Entscheidungspunkt Ihrer politischen Laufbahn."

[1] Eine ausführliche Mitteilung der betreffenden Tischgespräche findet sich in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" Bd. I (2. Aufl.) S. 287.

Digitized by Google

Talleyrand, der das Eisen immer schmiedete, so lange es warm, wollte offenbar dem besprochenen Hilfsarbeiter wohl. Denn Napoleon schien in der That sehr günstig beeinflußt. Fatalist wie er war.

„St.-Croix ... das bedeutet mir Gutes. Sollte mich doch wundern, ob das nicht zu besonderen Dingen führt. Dieser junge Mann hat Talent ... wie alt?"

„Dreiundzwanzig, Sire."

„Parbleu, das nenn' ich jung. Der kann's noch zu 'was bringen. Verwandt mit dem Marineoffizier, von dem ich sprach?"

„O nein. Karl von St.-Croix ist der einzige Sohn des Marquis von St.-Croix, früher Gesandter in Konstantinopel."

„Ah, da! Ein Emigrant?"

„Natürlich. Mit neun Jahren. Nach der Schlacht von Marengo mit seiner Frau Mutter nach Paris zurückgekehrt ... ohne Vermögen und Subsistenzmittel. Er ist sogar Malteserritter, aber davon kann man nicht leben. Nun, seine Familie hat alte Verbindungen ... nach dem Frieden von Amiens trat er in mein Bureau ein und hat in dieser Periode, während der Verhandlungen mit England, viel Eifer und Geschick bewiesen."

„Also ein Mann der auswärtigen Angelegenheiten? Ein geborener Diplomat?"

Talleyrand stieß einen komisch wehmütigen Seufzer aus und zuckte die Achseln. „Leider muß ich Eure Majestät schwer enttäuschen. Die Minister wachsen nicht auf allen Bäumen, besonders nicht im eisernen Zeitalter, wo nur arme Invaliden wie Ihr ergebenster Diener sich mit der Feder schlagen. Auch Herr von St.-Croix dürstet nur nach kriegerischen Lorbeeren!"

„Was Sie sagen!" Ein freundliches Lächeln umspielte den wunderschön geschnittenen Mund des Schlachtenmeisters. „Das gefällt mir sehr. Und man konnt' es fast erraten aus dieser sachkundigen Arbeit über die Schweizer Soldregimenter. Hat er gedient?"

„Niemals, Sire. Der junge Mann sieht übrigens, um auch das nicht zu verschweigen, sehr unmilitärisch aus."

„Wieso?"

„Klein, zart, gebrechlich. Aber eine Feuerseele, ich versichere Sie . . ."

„Weiter nichts? Wir sahen auch nicht besser aus! Haha, wie schreibt doch der Kerl da, der jakobinische Kriegsminister von 1795, in dem Brief ans Direktorium, den man im Archiv fand?" Napoleon lachte behaglich und citirte mit Pathos: „‚Eintrat ein kleiner Mensch von wenig Aeußerem, schwächlich, kränklich, bleich und mager, mit gebeugter Haltung', — das soll nämlich ich sein! Wir haben uns seither ganz hübsch heraus gemacht!" Der Kaiser zuckte unwillkürlich mit den breiten, gewölbten Schultern und ließ ein huldvolles Lächeln auf seinen feisten, bläßlichen Wangen erstrahlen. „Also, wenn der junge Herr von St.-Croix solch ein Teufelskerl ist, vorwärts! Ich öffne dem Adel die Reihen meiner Armee!" Er erhob sich und ging mit unruhigen Schritten auf und ab. „Aber ich weiß wohl, da bleiben sie meist aus, die feinen Herren! Meine Vorzimmer muß ich ihnen öffnen, da strömen sie herein! Aber ich brauche Offiziere und keine Kammer-

Digitized by Google

diener!" Talleyrand blieb stumm und seine undurchdringliche glatte Maske verriet nicht, daß er diesen Ausfall verstand, der auf ihn mit gemünzt war. Napoleon liebte solche kleine Anzüglichkeiten, denn kleine Grobheiten erhalten die Freundschaft. „Also ein St.-Croix beehrt mich mit seiner Soldatenschaft. Gut, ihm soll geholfen werden. Dazu hab' ich ja nur die zwei Fremdenregimenter gegründet. Verstehen Sie?"

„Als Eure Majestät aus den Kapitulanten von Ulm, die gern übertreten wollten, diese Fremdentruppe bildeten, behielten Sie sich das Recht vor, die Cadres zu organisiren unter Beförderungen und Gradernennungen außerhalb der Regeln des Avancements. Ich ahnte den Zweck . . . die jungen Leute des Adels, nicht jung genug, um in Militärschulen zugelassen zu werden, zu stolz, um als Gemeine zu beginnen, können so außer Regel in den Dienst eintreten."

„Sehr schön capirt, mein teurer Talleyrand. Und die so ernannten Offiziere können dann später mit ihrem Grad in französische Regimenter übergehen. Ah, nun begreif' ich den großen Eifer dieses St.-Croix in dem Dings da." Er wies auf das Manuskript.

„Als Sie befahlen, Sire, über die ähnliche Organisation der Schweizer Regimenter im Archiv des Auswärtigen nachzuforschen, betraute ich St.-Croix mit dieser Aufgabe als den Geeignetsten."

„Gute Wahl, offenbar! Sie kennen Ihre Leute. Das ist die erste Fähigkeit eines Königs und eines Staatsmannes. Ich weiß, was ich an Ihnen habe, mein teurer Fürst."

Der Fürst von Benevent unterdrückte kaum ein ironisches Mundverziehen und sah steif ehrbar drein.

Napoleon liebte solche kleine Scherze, denn kleine Scherze erhalten die Freundschaft. „Dieser St.-Croix ist eine Perle, als Bureaumensch, mein' ich . . . was er sonst leistet, ist eine andere Frage. Er faßt die Sache nicht bloß historisch trocken auf, er exponirt und resümirt seine Dokumente klar, er beleuchtet kritisch ihre praktische Nutzanwendung: was von den alten Reglements noch brauchbar sei und was man neu hinzufügen oder abändern müsse. Kurzum, das ist eine wirkliche Abhandlung! Das ist organisatorisch! Und ich kann alles brauchen!"

„Und über Nacht, Sire . . . in so unglaublich kurzer Zeit, wie Majestät wünschten!"

„Das soll wohl nach Vorwurf schmecken! Bah, bah, man muß die Menschen immer in Atem halten. Also der junge Federheld will durchaus den Degen an der Seite? Ich ernenne ihn zum Bataillonschef im neuen Fremdenregiment Latour d'Auvergne. Gehen Sie, mein Lieber, und melden Sie Ihrem Schutzbefohlenen: er hat, wonach sein Herz verlangt."

*

Offenbar, die Herren Offiziere von Latour d'Auvergne, zur Inspektion in Paris versammelt, hatten auf ihrem Liebesmahl zu viel Flaschen den Hals gebrochen. Dann kommt man leicht auf den Einfall, sich selbst die Hälse zu brechen.

„Ja, meine Herren," schrie der Bataillonschef von Mariolles, ein schöner, stattlicher Gascogner, den eine bewundernde Korona von Freunden und Anhängern umgab, „ich als Vetter der Kaiserin, bei meinen Verbindungen am Hofe, muß das

Digitized by Google

wissen. Man ist ‚oben' wütend über die Intriguen und Prätentionen des Herrn Minister Talleyrand, — verfluchter Pfaffe, der! — weil er immer neue Kreaturen in den Staatsdienst einschmuggelt. Die Talleyrandschen Streber trampeln über die Köpfe ehrlicher Leute weg. Und was erdreistet sich der Federfuchser? Sogar die Armee ist nicht sicher vor seinen Satelliten." Aller Augen richteten sich verstohlen auf einen Offizier höheren Grades, der etwas abseits saß und sich mit einem Regimentsarzt unterhielt. Er war klein, blond, blauäugig, mit zarten Weiberhändchen. Obschon dieser polternde Ausfall ihm zu gelten schien, that er, als habe er nichts gehört, und plauderte mit seinem Nachbar weiter. Das reizte den andern wohl noch mehr. „Was man nicht erlebt!" schrie er. „Da gibt es Leutchen, die wie kleine Mädchen aussehen. Na, natürlich! Weil Seine Majestät, den Gott erhalte, zufällig nicht gerade von . . . langer Leibesgestalt sind, glaubt heut jeder Knirps, er sei auch groß an Genie! Und solche Bagage, die noch nie Pulver gerochen hat, avancirt über altgediente Militärs hinweg, die im Avancement übergangen werden! Ah, diese Günstlinge Talleyrands!"

Keine Muskel im Gesicht des jungen Majors, auf den dies alles gemünzt schien, zuckte. „Herr von Mariolles," mischte er sich ruhig in die Unterhaltung. „Ich maße mir nicht an zu beurteilen, ob Ihre Verbindungen am Hofe als Vetter Ihrer Majestät der Kaiserin," ein leichter Hohn zitterte in seiner Betonung, „Sie recht berichtet haben. Was zum Beispiel mich betrifft, so dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Gnade des Kaisers meine schnelle Beförderung im Patent damit zu motiviren geruhte: Der Kommandant St.-Croix hat sich um Organisation der Fremdentruppen hervorragend verdient gemacht."

Mariolles biß sich auf die Lippen und wurde purpurrot vor verhaltenem Zorn. „Zu Befehl, Herr Major," äffte er gravitätisch nach. „Ihre Organisationsarbeit auf dem Bureau konnte Minister Talleyrand auch gewiß würdigen und deshalb . . ." Er saß mit den Allüren eines Triumphators da und sonnte sich in seiner aufmunternden Popularität beim Offiziercorps.

„Und deshalb?" fiel Major St.-Croix ein, kaum merklich die Stimme erhebend. „Es geschah auf Vorschlag Seiner Excellenz des Marschalls Kellermann von Valmy, Gouverneur von Mainz, dem Sie schwerlich die Kompetenz abstreiten werden, daß er Pulver gerochen hat."

Aber Mariolles, ohnehin völlig bezecht, im Bewußtsein seiner gefürchteten Meisterschaft mit Degen und Pistole, konnte jetzt nicht mehr zurück. Er hätte sich vor seinen Kameraden lächerlich gemacht, wenn er die höflich gemessene Abfertigung hinnahm. „Bah," knurrte er, „es gibt eben Leute mit Weibermanieren, die sich überall einzuschmeicheln wissen . . ."

„Meinen Sie mich, Herr von Mariolles?" fragte St.-Croix mit derselben sanft modulirten, etwas melancholischen Stimme.

„Ja, Dich, Karlchen," brüllte Mariolles, „Du Hanswurst aus Liliput!"

Da erhob sich der kleine Major, sehr bleich, aber mit völliger Selbstbeherrschung, und schlug den großen Mariolles gerade ins Gesicht.

*

Digitized by Google

„Sire, der Herzog von Rivoli!“ meldete der diensthabende Ordonnanzoffizier von den Gardejägern zu Pferd. Im blauen Marschallsfrack mit der goldenen Eichenlaubstickerei, den breiten Epauletten, dem karmoisinroten Seidenband des „Großkreuz der Ehrenlegion“ über der schmalen Brust, trat ein kleiner, schmächtiger Mann in das schmucklose Zimmer von Osterode, wo Napoleon in der preußischen Wintercampagne 1807 sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. In seiner ausgeprägt jüdischen Physiognomie paarten sich verschmitzte Schufterei mit unbeugsam hartnäckiger Energie. Dies war kein anderer als der berühmteste Paladin der Marschallstafel, dem erst jüngst in Davoust und Lannes und später in Soult und Ney Ruhmesrivalen erwuchsen, dessen Name durch Europa die Runde machte, als noch ein „Bonaparte“ fremd in allen Ohren klang, der Sieger von Zürich, der Verteidiger von Genua, mit einem Wort: Massena.

Napoleon, der sich eben die schweren Stulpstiefel anzog und übrigens wohl aussah, während man sonst nur im Hauptquartier niesen und husten hörte, wandte den Kopf mit einer mißmutigen Bewegung. „Ah, da sind Sie ja, mein Bester. Ich erwartete Sie früher. Der Marschall Lannes liegt noch immer im Bett.“

„So hörte ich, Sire. Ich komme also doch gerade recht, um für die Lakanz einzutreten. Gehorsam dem Befehl Eurer Majestät, melde ich mich von Ankona angelangt zur großen Armee.“

„Ja, das Occupationscorps da unten bedarf Ihrer Kraft nicht mehr. Sie werden ein neues Beobachtungscorps an der Narew bilden ... da auf der Karte finden Sie Ihre Stellung ... wen bringen Sie mir denn da?“ unterbrach er sich unwirsch und starrte einen jungen Stabsoffizier an, der hinter dem Marschall eingetreten war und bescheiden in streng dienstlicher Haltung an der Thürschwelle stehen blieb.

„Sire, mein Adjutant, Major St.-Croix.“

„St.-Croix!“ Napoleons Stirn umwölkte sich. Bei seinem übellaunigen Ausruf schien er sich an etwas zu erinnern. Der junge Major salutirte. Seine Augen, voll einer neugierig ehrfürchtigen Bewunderung, aber fest und ruhig, blickten den Meister an: er sah ihn zum erstenmal so nahe. Aber der Kaiser schien sich wenig um die verhaltenen Gefühle dieses Unbekannten zu kümmern, er war ja auch an derlei gewöhnt, sondern erwiderte den ernsten, gleichsam bittenden Blick mit zornigem Stirnrunzeln. „Ach, das ist der, der Herrn von Mariolles umgebracht hat. Gleich auf den ersten Schuß ... und ich verbot das Duell so scharf ... Die Kaiserin war außer sich, verlangte exemplarische Rache ... na, wir ließen's bei Strafversetzung nach Ankona bewenden. Die häßliche, alte Geschichte! Und Sie leben immer noch? Mariolles, der Vetter der Kaiserin ... ein so schöner Kavalier, ein wahrer Kriegsmann!“ Und mit verächtlichem Naserümpfen streifte er die unscheinbare Gestalt des kleinen, blassen Majors. Dies Aeußere war nicht darnach angethan, Voreingenommenheit zu zerstreuen. Nach dem Gesetz des Gegensatzes liebte Napoleon die großen, schönen Männer: eine martialische Haltung, eine hohe Figur wirkten fast immer günstig auf ihn. Beispiele wie er selbst und Massena sollten Ausnahme bleiben.

Massena erkannte sofort, daß es schwer fallen würde, seinen Protégé zu Gnaden

Digitized by Google

zu bringen. Das lebhafte Mißvergnügen des Kaisers wies auf dauernde Ungnade hin. Aber mit jener Zähigkeit seines Charakters, die ihn bei all seinen fehlerhaften Dispositionen auf dem Schlachtfeld so furchtbar machte, da er nach jedem Unfall von vorne anfing, als wäre nichts geschehen, ließ er keineswegs von seinem Vorhaben ab.

„Sire, ich habe die Ehre, Ihnen meinen persönlichen Adjutanten, Major St.-Croix, vorzustellen und angelegentlichst zu empfehlen."

„Auch noch zu empfehlen! Der hat immer Gönner!" brach Napoleon unwirsch los. „Ich erinnere mich, da war früher Talleyrand . . . Damals war dieser Herr noch beim Zivil, wofür er viel passender scheint. Der hat Sie auch damals losgebeten, hätten sonst den Sandhaufen verdient!" Der Kaiser that gerade so, als habe der arme Duellant einen Mord in aller Form begangen. „So, Adjutant des Marschalls Massena! Das strebt ja immer höher!" Die ruckweise Sprechweise, die heisere Stimme des Schlachtendonnerers schienen auf den jungen „Streber" ebensowenig Eindruck zu machen als die verletzenden Anspielungen, er sei ein schmeichelnder Intrigant. Aber Massenas Stolz bäumte sich auf, die Behandlung seines Adjutanten empfand er als Beleidigung seiner Würde.

„Sire," sagte er in kurzem, scharfem Ton, „Karl St.-Croix ist mein intelligentester Offizier. Sie verkennen den Herrn Major."

„Der Herr Major!" spottete der Kaiser nach. „Das geht ja heut wie zur seligen Schreckenszeit à la Hoche und Marceau. Wie alt sind Sie?"

„Fünfundzwanzig, Sire," antwortete der junge Mann mit angenehmer, wohlklingender Stimme.

„Da haben wir's! Nächstens wird man uns Rekruten als Regimentskommandeure schicken! Der junge Mann hat Zeit. Wozu sich vordrängen! Persönlicher Adjutant beim Marschall Massena! Mein lieber Herzog, ich muß mich sehr wundern . . . wer sagt Ihnen denn, daß ich diese Ernennung gut heiße?"

„Sire, ich wurde so eilig nach Polen berufen, daß ich die nötigen Formalitäten nicht erfüllen konnte. Ich zweifelte aber nicht, die Billigung meiner Wahl zu erhalten."

„Zweifeln Sie lieber künftig! Zweifel ist der Anfang aller gesunden Kritik. Das sollte ein klarer Kopf wie Sie begreifen, mein guter Marschall. Wenn Sie nicht ordnungsgemäß nach Vorschrift Ihren Adjutanten designiren, so ist die Ernennung ungiltig, bei Ihnen wie bei jedem andern."

„Sire . . ."

„Selbst wenn man Massena heißt, handelt man vorschriftsmäßig im Dienst. Junger Mann, ich entbinde Sie Ihrer Pflichten als Adjutant, habe keine Verwendung in der Front für Sie. Kehren Sie nach Garnison Ankona in Ihr Bureau zurück, wo Sie gewiß wertvolle Dienste leisten."

St.-Croix schwieg. Als Massena noch etwas aufbegehren wollte, blitzte ihm sein oberster Kriegsherr einen Blick zu, vor dem er verstummte. Er kannte diesen Blick noch vom General Bonaparte her, als er den in Nizza zum erstenmal mit dem riesigen Bauer Augereau besuchte, um ihm hervorragende Nichtachtung und vollkommenen Mangel an Respekt zu bezeugen — den magischen Blick der tiefliegenden graublauen Augen, der jeden Widerspruch entwaffnete und Augereau erst auf

Digitized by Google

der Treppe zu dem verwunderten Ausruf hinriß: „Weiß der Teufel, womit dieser kleine Teufelskerl uns imponirt hat.“

„. . . Der Kaiser ist oft recht ungerecht,“ wollte der Marschall draußen trösten. Aber sein Schützling sagte nur trocken:

„Er wird mich schon besser kennen lernen.“

*

Das war 1809 zu Ebelsberg an der Traun. Schloß und Städtchen lagen in Asche. Rings rauchende Trümmer und verkohlte Leichname. Aus den Ambulanzen und Verbandplätzen scholl grauenvolles Wimmern zahlloser Verwundeter. Wo die Wiener Freiwilligen jene korsischen Schützen und Tirailleure vom Po, die hier den Brückenkopf erstürmten, mit dem Bajonett von der Schloßhöhe herabstürzten, findet man französisches Blau und Rot den Boden besäend, aber weiterhin in Gassen und Hecken nur österreichische Weißröcke. Auf dem Markt, wo Kartätschenfeuer und Gemetzel des Handgemenges mit blanker Waffe gewütet, wimmelt und kriecht es bunt durch einander. Den furchtbaren Brand der Stadt, durch Haubitzgranaten angesteckt, sofort zu löschen und die von Flammen verfolgten Verwundeten fortzuschaffen, hat Napoleon befohlen, der bei sinkender Nacht im Galopp auf dem Schlachtfeld anlangte, das von Blut und Feuer rauchte. Massena hat sich nicht darum gekümmert . . . wo Holz gehackt wird, fliegen die Späne.

Der Kaiser sitzt am Morgen am Wege jenseits der Traun. Ueber die eroberte Brücke rauschen die anstürmenden französischen Kolonnen. Mächtige Staubwirbel weiter nordwestlich bezeichnen ihren Fortgang. Der Durchzug für den Vormarsch ist nun frei, man heftet sich dem Feind an die Fersen. Doch mit welchen Opfern bezahlte man den Erfolg! Eine echte Massenasche Leistung. Was fällt, fällt. Menschen sind Zahlen. Wenn nur ein schönes Bulletin herauskommt . . .

Napoleon ist sehr bleich, bleicher als gewöhnlich. In der Nacht hat sein Generaladjutant Mouton sein Lager teilen müssen, das die Furien der Erinnerung umschweben. Das Schauspiel dieser gräßlichen Wahlstatt, wo das Geräusch zusammenberstender Trümmer sich dem Aechzen der Verwundeten, dem Gestöhn der Sterbenden, dem Wehklagen der Verunglückten mischte, zerriß sein zerschüttertes Herz und Qualen unauslöschlicher Eindrücke des gräßlichen Anblicks folterin sein Gedächtnis. Er hat sich eiligst in sein Zelt zurückgezogen und den Abend niemand vor sich gelassen. Der große Völkernimrod ist auch nur ein Mensch, sein Gemüt nicht von hartem Metall gegossen, diese Treibjagd auf Menschenherden hat ihre Schattenseiten. Eine Metzgernatur gehört zu solch blutigem Handwerk . . . ein Heroenlump wie Massena oder das andere Heldenpack der Marschallskaste . . . kein Künstler und Denker, wie dieser Weltimperator, der die Welt nach seinem Schöpferwillen zu einem Bilde knetet. Ja, er hat soeben das glänzendste Meisterwerk seiner Kunst vollendet, hinter sich: die Manöver von Eggmühl . . . aber, aber dies Schlachtfeld von Ebelsberg . . .

Auf einem Feldtisch vor ihm kramt er in Papieren, Rapporte Massenas, der neben ihm steht, den Hut in der Hand; er sieht den Kaiser zum erstenmal in diesem Feldzug und berichtet über seine Maßnahmen bisher.

„Ich bin befriedigt, obschon manches nicht ging, wie es sollte. Ihre Avant-

Digitized by Google

garde scheint sehr gut geleitet gewesen. Waren Sie manchmal selber dort oder Ihr Stabschef, General Becker?"

„Nein, Sire, mein Adjutant besorgte das."

„Ihr Adjutant? Ach, ja so, der . . . ich hab' ihn designiren müssen, denn Sie kamen mir schon wieder damit . . . aber ich mag ihn nicht, diesen kleinen Major . . . St.-Croix, nicht? Der Name verfolgt mich ordentlich."

Massena verzog keine Miene. „Ich bedauerte, 1807 die Campagne ohne ihn machen zu müssen. Diesmal beantragte ich ja wohl vorschriftsmäßig . . ."

„Da ist er schon wieder mit seinem St.-Croix! Was blieb mir übrig, als bestätigen! Diesmal hat er mich!" Napoleon lächelte finster. „Hartnäckig wie ein Maultier, dieser Massena, Frontalstürmer des Flußpasses an der Traun! He? Nichts für ungut, ich bin nicht unzufrieden. Sie bleiben mir empfohlen als ein Mann von großem Werte. Ich lese da einen Rapport vom 23. April über eine starke Erkundung auf der Straße nach Passau. Siebenundsechzig Bagagewagen und Munitionskarren erbeutet, zweihundertundsiebenzehn Mann gefangen. Wem verdankt man diese Waffenthat?"

„Major St.-Croix."

„Hm!" In diesem Augenblick erreichte das Ohr des Kaisers ein donnerndes Vive l'Empereur einer seitwärts vorüberziehenden Kolonne, die seiner ansichtig geworden. Napoleon erhob sich halb und lüftete den historischen Hut. „Ha, das sind meine Korsen von der Brigade Coehorn! Bravo! Da muß man salutiren, war ja gestern ihr Ehrentag." Es sah sehr anmutig aus und war eine große Ehre. Aber die Toten kommen nicht wieder. „Wissen Sie, Marschall, wie man die korsischen Schützen in der Armee benamset? ‚Die Vettern des Kaisers', hahaha! Richtig, da weiß ich's wieder, was ich gegen diesen St.-Croix habe . . . der hat mir ja einen Vetter der Kaiserin umgebracht!" Das war wie eine fixe Idee. „Und die Kaiserin, sehen Sie, das ist mein schwacher Punkt, wo ich empfindlich bin." Je näher die Scheidung von Josefine rückte, desto strenger bestand ihr Gatte darauf, daß ihr die gebührenden äußeren Ehren erwiesen wurden.

Massena zuckte unwillig die Achseln. „Sire, ich habe schon 'mal bemerkt, daß Karl St.-Croix mein bester Offizier ist. Er flößt mir unbedingtes Vertrauen ein, ja er übt Einfluß auf mein Verhalten aus, ich leugne es nicht. Wozu auch leugnen, da das ganze Armeecorps dies weiß."

„Merkwürdig! Hörte Sie noch nie so lobend über einen andern reden! Was für Beweggründe Sie haben mögen, mir immerfort diesen Knirps aufzudrängen, den ich nicht will . . ."

„Sire," fuhr Massena auf, „ich habe nicht die geringste sonstige Beziehung zu Herrn von St.-Croix. Wenn ich ihm meine Achtung schenke, so berechtigen ihn dazu seine Fähigkeiten."

Der Kaiser schüttelte den Kopf. „Was wollen Sie, mein Lieber! Wer die Menschen kennt . . . mir ist immer verdächtig, wenn einer zu sehr den andern lobt. Das persönliche Interesse, darin liegt alles." Er musterte nochmals die Papiere. „Da ist ja noch eine brillante Affaire! Am 2. Mai. Vorhut der Division Carra

Digitized by Google

St.-Cyr, Straße nach Neumarkt. Was haben wir hier? Württembergische Chevaulegers, badische Dragoner . . . Feind in Unordnung geworfen, 500 Gefangene gemacht . . . wohl ein bißchen übertrieben . . . wer hat die Vorhut geführt?"

„Major St.-Croix." Massena trumpfte ordentlich auf und sein scharfes, etwas schielendes Geieraug funkelte. „Lesen Sie nur weiter, Sire . . . der Major in Person hat sich einer schwarz-gelben Fahne bemächtigt."

Napoleon schwieg. „Beiläufig," hob er wieder an, offenbar ablenkend, „am 21. April habt ihr Dummheiten gemacht. Das war am Tag des Treffens von Landshut. Warum seid ihr Hiller nicht in die Flanke gefallen? Ich war damals außer mir."

Massena blinzelte tückisch, mit heimlichem Lächeln der Schadenfreude. „Das war auch Major St.-Croix. Der sagte immer: ‚Warum, warum eine so schöne strategische Kombination verlieren? Unser Corps, eine so wichtige Figur, fällt gleichsam im Schachspiel des Kaisers aus.' Dies Gleichnis wählte St.-Croix, als wir beide am 22. den Abzug Hillers bejammerten."

„So, und warum geschah denn nichts?"

„Meine Kavallerie unter dem tapfern Marulaz hatte Fühlung bei Moosburg, konnte aber nichts ausrichten gegen die dortige Infanterie vor Landshut. St.-Croix, der immerfort Marulaz trieb und trieb, sprengte spornstreichs rückwärts zur Infanterie Claparède, die zunächst folgte, und beschwor ihn, den Marsch zu beschleunigen. Der Divisionär fürchtete aber einen Hinterhalt und blieb stehen, bis ich selbst auf St.-Croix' Mahnung erschien . . . aber da war es zu spät."

Napoleon hatte diese Auseinandersetzung aufmerksam angehört. Handelte es sich um dienstliche Meldungen, sprach der ungebildete frühere Landstreicher klar und bestimmt, wie auswendig gelernt. Auch sein Kollege, der weiland Bäckerjunge Ney, sprach wie ein Buch, ein gewiegter Festredner und Phrasenschmied. Dumm waren sie nicht, diese — Kriegsmaschinen in Napoleons Faust.

„Die Pferde!" Im Begriff, zu Pferd zu steigen, Fuß im Bügel, warf Napoleon trocken hin: „Grüßen Sie den Obersten St.-Croix. Auf Wiedersehn!"

*

Eine allgemeine Stille trat ein. Kein Kanonenschuß, dumpf herübergrüßend, wurde mehr hörbar. Die Flammen der Schlachtdenkmale Aspern und Eßling, deren leere Mauern gähnten und deren geräumige Kornspeicher jetzt nur die schaurige Ernte des großen Massenmordes bargen, sandten Rauchsäulen empor, wie bronzene Molochsarme, Opfer bietend den düsteren Rachegöttern. Sie schienen sich oben zusammen zu ballen, wie Riesenfäuste in krampfhaftem Grimm gen Himmel geschüttelt. Der aufgehende Mond sah bleich hernieder auf plötzlichen Waffenstillstand. Da liegen österreichische Landwehrmänner hingestreckt, deren Körper buchstäblich von Kugeln durchlöchert, mit mehr Wunden bedeckt als Cäsar, die Kleider zerfetzt wie die Leiber, halbnackt. Benarbte Krieger brechen in Thränen aus, indes die frisch gesammelten Kolonnen den Marsch über die Wahlstatt antreten. Laut angestimmt aus bewegtem Herzen schallt das Volkslied zur Lobauinsel hinüber: „Gott erhalte Franz den Kaiser!"

Digitized by Google

Die Nacht war völlig hereingebrochen über den ersten Rückzug der großen Armee. Die letzte Lunte zündet noch einmal, dann protzt die letzte Kanone auf, die Munitionsparks gehen über die notdürftig geflickte Brücke, die Lobauufer überströmt flüchtiges Getümmel. Napoleon hockt allein auf einem Baumstumpf. Massena steht neben ihm, den Arm in der Binde. Aber der kleine, unansehnliche Mann scheint förmlich gewachsen, über sich selbst hinaus. Noch trägt er, der „Sohn des Sieges", den trotzigen Blick der Unbesiegbarkeit im Auge. Er allein hat die allgemeine Niederlage aufgehalten. Er und sein erster Adjutant St.-Croix, sein zweiter Adjutant Bataillonschef Pelet vervielfältigten sich gleichsam auf allen Punkten. Wo sah man sie nicht? Bald im Gehölz, bald im Dorfe Aspern, bald zu Fuß, bald zu Pferd, den Degen in der Faust. In Aspern, wo Kirche, Kirchhof, Turm, Häuser, Barrikaden von gefällten Bäumen und umgestürzten Eggen und Pflügen jedes einzelne wie eine Festung verteidigt wurden, wo die auf einander gehäuften Leichen beiden Teilen den Zugang und Ausgang sperrten, wo man, in einem Dorfteil Sieger, hitzig von hinten aus der andern Hälfte angegriffen wird, hat der Marschall mit seinen Adjutanten rastlos seine Tapfern ermutigt. Wenn sie von fruchtlosen Anstrengungen zehnmal nachließen, führte er sie zehnmal wieder in diese Kampfhölle zurück. Als Aspern, von ununterbrochenem Kugelhagel der zweihundertundachtundachtzig österreichischen Feuerschlünde überschüttet, verloren ging, setzten sich die zurückkehrenden Reihen, obschon durchbrochen und gelichtet, aufs neue in der Ebene, hinter Schlagbäumen verschanzt. Immer neu entbrennt der Kampf, bis die sinkende Nacht dem Würgen ein Ende macht und Massena heroisch am linken Donauufer den Rückzug deckt ...

Drüben, wo das löwenkühne Ungestüm des Marschalls Lannes gescheitert, wo die geharnischten Reisigen Napoleons vor der einwärts gebogenen, krummen Linie der österreichischen Bataillonsmassen, zwischen deren Zwischenräumen die zahlreichen Batterien sich aufstellten, ihren Untergang fanden, loderten die Wachtfeuer der Sieger. An den Niederungen der bewaldeten Lobauufer wimmelte es von abgesprengten Trümmern der geschlagenen Armee. Eine feierlich schreckvolle Todesstille lagerte, wo die Trompeten der Eisenreiter zur Attake geschmettert, wo ihre wiehernden Renner in unabsehbaren Linien angesprengt kamen, nur um sich bäumend auf den Hinterfüßen zu drehen, als die zuversichtliche Gewehrsalve des österreichischen Fußvolks sie auf fünfzig Schritte empfing. Wo das Schreien und „En avant!" der Kommandeure, das Geklirr der blanken Palasche und Küraſſe, das Dröhnen des Bodens unter so zahllosen Pferdehufen die Luft erzittern ließen, wo ein begeistertes Vivat die Entladung der blitzenden Gewehrmündungen und Vorwärtsstoßen der starrenden Bajonette begrüßt hatte, da rannten jetzt nur wilde Gäule umher, wahnsinnig vor Angst und Grauen. Glücklich der Reiter, den sie abgeworfen; Verwundete schleuderten sie bügellos umher oder schleiften sie am Boden, mit einem Sporn im Bügel hängend. In dem wilden, wirbelnden Gewirre, wo hier die nie besiegte große Armee sich zur Flucht gewandt, unter gräßlichem Schlachtgeheul von Schmerz und Wut, kroch es jetzt nur durch einander am Boden, über Gestürzte und Roßkadaver hin wie Ameisen, unterscheidungslos.

Napoleon brütet vor sich hin, in finstere Gedanken verloren. Wer nicht die

Digitized by Google

Oesterreicher bei Aspern gesehen, der hat nichts gesehen. Französische Offiziere haben den Erzherzog Karl gesehen im dichtesten Pulverdampf, eine schwarzgelbe Fahne über dem Haupte schwingend. Napoleon selbst hat sich einmal von feindlichen Husaren umringt gesehen, ein Stallmeister der Kaiserin wurde fast an seiner Seite gefangen. Und vor allem die Landwehr, diese Canaille, hat mit Todesverachtung ohnegleichen gestritten. Schlecht bekleidet und gerüstet, von Entbehrungen erschöpft, von Strapazen mitgenommen, zum Teil ohne Schuhe, erfrecht sich diese schlechte Miliz, mit den Prätorianern der kaiserlich französischen Veteranenarmee zu ringen! Hat man je so etwas gehört? Welch verruchter Gedanke, das Volk zu bewaffnen! Diese legitimen Monarchen wollen also die Ideen der Revolution gegen ihn, den Erben und Vollstrecker, ausspielen? Das wird sich rächen, man wird schon sehen!

Und seine eigenen Kohorten wollen nicht mehr, wie es scheint. Böse Blicke und höhnendes Murren: „Bist zufrieden, kleiner Korporal?“ haben ihn getroffen, als sie in der Ferne düster vorüberrauchten, im Laufschritt über die Pontonbrücke bei Ebersdorf zurück, deren siebenhundertundvierundsiebenzig Meter das rechte Donauufer mit der Loban verbinden. Unempfindlich und unbeweglich hört der große Eroberer, auf seinem Baumstamm sitzend, der jetzt sein einziger Thron zu sein scheint, die halblauten Verwünschungen an, die aus den defilirenden Reihen ungerügt ertönen. Am Uferrande nebenan knirscht der Nachen am kieseligen Strand, in dem er allein über die Donau fuhr, nur Generaladjutant Mouton neben sich und den sterbenden Feldmarschalllieutenant Weber, der in Gefangenschaft geriet. Dieser liegt jetzt, leise röchelnd, hingestreckt am niederbrennenden Biwakfeuer, um welches düster und stumm jetzt auch Berthier und Massena stehen, Schreibtafeln in Händen. Wie aus einem Traum erwachend, indes sein gesporunter Fuß in der verglimmenden Feuerstatt schürte, sah Napoleon mit einem großen, verwunderten Blick umher.

„Ah, Sie ... Massena! Sie haben sich mit Ruhm bedeckt.“ Und ich, dachte er unwillkürlich, habe den Zauber der Unüberwindlichkeit verloren, wer ersetzt mir das! Und mißmutig, mißtrauisch seine Umgebung musternd, fuhr er plötzlich los in keifendem Unmut: „Es ist doch wahrlich nicht so sehr befremdlich, daß man 'mal eine Schlacht verliert, nachdem man vierzig gewonnen hat!“ Die Generale schwiegen, erschöpft, herabgestimmt, die kummerschwere Stirn in Sorgenfalten gezogen. Das steigerte natürlich nur des Kaisers Grimm. „Das ist ja wie nach Eylau!“ brummte er vor sich hin. Und alle schwiegen wieder, in peinvolle Erinnerungsbilder verloren. Schnee, Schnee ... Leichenlaken, rotumrändert ... Windsbraut russischer Husaren und Kosaken schnaubt über das Eisfeld ... die Adler verschwinden im Schneegestöber ... ab und zu trägt der Wind ein schwaches En avant dumpf herüber ... zerreißt ein Sonnenblick den weißen Schleier, so sieht man nur schwarze Punkte zersprengter Massen wie Mückenschwärme. Falber Mond glotzt auf vereiste Blutmoräste, auf verschneite Massengräber, wo Tote und Lebende durch einander gestülpt zu einem schaudervollen, eisbekrusteten Kuchen ...

„Was macht ... wie geht es dem Marschall Lannes?“

„Unrettbar, Sire,“ sagte Massena mit einsilbigem Nachdruck. Er hing bekümmert das Haupt und schnitt ein Leichenbittergesicht. Doch wer würde wohl den Tod eines

Digitized by Google

Kollegen nicht recht wie ein Christ ertragen! Aber sah es nicht schaurig aus, als der todwunde Krieger bei Amputation beider Beine die Zähne knirschend zusammenbiß? Wirst Du in Deinem Bette sterben, Massena? Gleichviel, Kollege Lannes ist nun gelöscht in der Musterrolle, gestrichen in der Armeeliste mit einem schwarzen Kreuz dahinter . . . welches Glück! Der alte Massena ist der nächste jetzt zum Avancement, er wird „Fürst" werden, die jungen Leute wie Lannes und Ney kommen ihm nicht mehr nach, und den Streber Davoust mit seinem Auerstädt und Eggmühl holt er schon ein auf frischer That, der ehrliche alte Massena.

Napoleon entfuhr ein leiser Wehelaut. „An diesem Tage ein so schrecklicher Schlag . . . so muß ich noch an etwas anderes denken als an die Armee!" Plötzlich brach er in Thränen aus . . . es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf die anderen. Sie erbleichten und sahen sich an . . . also der Halbgott auch nur ein Mensch?

Der Mann von Marengo und Austerlitz starrte stumm vor sich hin. Lannes, sein Paladin Roland, wie schied der vorhin von seinem Meister, der sich verzweifelt über ihn warf und ihn mit zärtlichen Liebkosungen ins Leben zurück zu rufen suchte! Eine mürrische Warnung im Munde: „So wie mich wirst Du alle opfern." Solch barschen Abschied des Verscheidenden! Hatte sein alter Zeltkamerad das um ihn verdient?

Der wieder stille Kaiser wandte sich plötzlich an den österreichischen Gefangenen, den er auf seiner Notfahrt über die Donau im Kahne mit sich nahm, als solle dieser Anblick ihm sein eigenes Flüchten verstecken: „Wie geht's, General?"

Der sterbende Held, den sein Feldmantel lang bedeckte, richtete den Nacken etwas auf und ein bleiches Lächeln erhellte seine Züge. „Sehr gut, denn ich habe Sie zittern gesehen." Als er so mit fester Stimme gesprochen, sank er zurück und gab den Geist auf.

Napoleon fragte nicht weiter. Kein Wort mehr sagte er da.

So blieb der Tote liegen unter den schwindenden Sternen, bis die Morgensonne durch die Waldlichtungen lugt und mit schwacher Lichtröte wie mit fahlem Purpur diese Wachsbüste bespritzt. Und der Imperator blieb sitzen unter den schwindenden Sternen bis zum Grauen des Tages. Ab und zu hörte man das Werda abgesprengter Truppenkörper, die nach ihren Standorten umherirrten. Ab und zu schrie ein verendendes Pferd oder das Stöhnen konvulsivischer Qual nach Wasser fand keine Antwort. Wer sollte all die Verwundeten wegtragen und verbinden! Die Luft strömte gleichsam selber einen Schlachtgeruch aus. Es stank infernalisch wie aus einer Teufelsküche, es roch nach der Schlachtbank. Ein sauberes Handwerk!

Der Kaiser erhob sich schwankend, ihn fröstelte. „Und die Sache fing so schön an!" sagte er wie ein naives Kind. „Wer war der befähigte Offizier, der den Uebergang Ihrer Division Molitor durchsetzte und die Schiffbrücke baute?"

„Oberst St.-Croix."

„Ei, wieder der? . . . Beiläufig, Ihr Stabschef, General Becker, gefällt mir nicht."

„Ich weiß," erwiderte der Marschall gemessen, „er fiel in Ungnade bei Eurer Majestät."

Digitized by Google

„Finden Sie einen Ersatz, interimistisch! Ich habe große Dinge hier auf der Lobau vor. Ihr Corps muß die Hauptsache thun. Wählen Sie einen neuen Stabschef!“

„Zu Befehl. Oberst St.-Croix!“

*

Das war ein emsiges Treiben auf der Lobau zu Anfang Juli. Das Corps Massena blieb dort zurück, befestigte den Ort gegen jeden Ueberfall des unablässig wachsenden großen Heeres, das Erzherzog Karl am linken Donauufer und im Marchfeld am Rußbach zwischen den Dörfern Groß-Enzersdorf und Wagram aufstellte, bereit zum Vorstoß gegen erneuten Uebergang Napoleons. Dieser rüstete umfassende Vorkehrungen zu, um für sein gleichfalls bedeutend verstärktes Heer den Marsch ins Marchfeld aus dem Flußdefilé zu ermöglichen. Besonders wurde Sorgfalt verwandt auf Errichtung mächtiger Batterien, um den Feind vom rechten Uferrand zu verscheuchen und dessen eigene Geschütze an den verschiedenen Flußarmen nieder zu kämpfen.

Durch die Waldwege arbeiten sich Geschütze in rasender Gangart heran und bleiben, angeschirrt und geladen, stehen. Es ist schwer, die Uferbatterien in Stellung zu bringen, das Gelände wenig übersichtlich, bewachsen, die Inselränder paßartig durchschnitten. An der Tête vortrabende Batteriechefs kollern übern Nacken ihrer Pferde Purzelbaum, die Bespannung verwickelt Stränge und Speichen. Doch die Bedienungsmannschaften stemmen sich an die Räder, packen zu, zerren und schieben am Geschützstück, nachhelfend, und so gelingt es.

Abgelöste Voltigeurposten baumeln behaglich mit den Beinen über die Böschung der Ufer und schmauchen ihren schlechten Tabak. Bläulicher Dampf wirbelt aus Kochgeschirren über die majestätische Donau. Einzelne Trupps schwärmen zum Fouragiren umher. Alles tritt aus den Gliedern, das Waffengewoge sänftigt, das verschlungene Gewühl glättet sich. Man schnallt die Taschen ab und öffnet die Futtersäcke.

Mitten durch diese gemütlichen Lagerscenen spaziert längs den Ufern, immer rund um die ganze Insel herum, ein auffallend kleiner Mann, das Fernrohr in der behandschuhten Rechten, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Die Schöße seines grünen Jägerfracks zurückschlagend, auf strammen kurzen Beinen in seinen Stulpstiefeln trotzig aufgepflanzt, steht er lebhaft gestikulirend an einem Wegrand. Hinter ihm in ehrerbietiger Ferne ein paar Guiden in rotem Dolman, den Karabiner geschultert. Neben ihm Marschall Massena, der mit dem Pferde gestürzt ist und auf einem Stocke humpelt. Der Kaiser der Franzosen, der Mann des Jahrhunderts, stützt sich Arm in Arm auf einen kleinen Stabsoffizier, nicht größer wie er selber.

„Es ist nun gut, Massena . . . Sie brauchen nicht mehr wiederzukommen. Auch Berthier . . . wozu ihn weiter bemühen! Hier steht mein künftiger Chef des Großen Generalstabs!“ Und er drückte freundlich den Arm Oberst St.-Croix', auf dem er lehnte. „Wirklich, die Sache vereinfacht sich. Ich will die anderen Herren nicht weiter bemühen.“

Massena biß sich auf die Lippen. „In der Schlacht werden Sie mich wieder finden, Sire.“

Digitized by Google

„Unzweifelhaft. Und Sie werden dort finden, Bester, was Sie suchen. Ich kenne die Wünsche Ihres Herzens und würdige sie."

Wenn Massena erröten könnte, so wäre jetzt seine Stunde. Er hat es nur leider verlernt. „Sire, ich weiß nicht, worauf . . . Majestät anspielen," stammelte er.

„O ja, Sie wissen es recht gut. Sie machten eine Andeutung über Davoust, die nicht auf unfruchtbaren Boden fiel. Ich habe Sie verstanden. Betrachten Sie die Sache als abgemacht!" Mit strahlendem Gesicht humpelte der Marschall, so gnädig verabschiedet, davon. Napoleon sah ihm mit einem boshaften, halblauten Gelächter nach und flüsterte St.-Croix zu: „Da sehen Sie Ihren Chef! Hat doch genug Ruhm und Ehrenstellen und ist doch nicht zufrieden! Was meinen Sie wohl, worauf sich meine Verheißung bezieht?"

St.-Croix erwiderte leise, etwas verlegen: „Ich kann mir's denken. Marschall Davoust erwarb jüngst einen höheren Titel . . ."

„Natürlich, Sie begreifen alles. Richtig geraten! ‚Fürst' will er werden, wie die paar anderen! In der nächsten Schlacht wird der Mensch sich töten lassen, um eines Titels willen! Er soll ihn haben, tot oder lebendig. Haha, der Ehrgeiz kämpft sich durch. Und das ist gut so. Das führt zum Erfolg. Das persönliche Interesse, darin liegt alles. Eitel sind wir Franzosen, ehrsüchtig, eroberungsgierig. Das ist die einzige Triebfeder. Ja, mein junger Freund, mit Kinderklappern lockt und lenkt man die Menschen. Aber Freiheit, sie wissen nicht, was das ist!" Da St.-Croix beharrlich schwieg, fuhr er ihn geradezu an: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Der junge Oberst richtete sich straff auf und sagte ruhig: „Eure Majestät müssen sehr wenig anständige Menschen kennen gelernt haben."

Das tiefe, kalte Auge des Weltgebieters loderte grell auf. Er blieb stehen und legte die Hände auf den Rücken, den Arm St.-Croix' fallen lassend, indem er ihn prüfend ansah. Dann sprudelte er unvermittelt los: „Gehören Sie etwa zu jenen Dummköpfen, die an die Freiheit glauben? Diese große Revolution, es ist zum Totlachen. Aus Ehrgeiz hat jeder daran mitgearbeitet, und nachher bildet man sich noch ein, man sei ein Patriot gewesen. Alle Ideologen sind Lügner. Man macht sich einfach seine Beweggründe nicht klar. Die sind nie verschieden von denen der anderen."

„Das mein' ich gar nicht, Sire. Eigennutz ist alles. Aber der Eifer für den Beruf, für die Ehre der Waffen, für den Ruhm des Kaisers . . . das ist doch auch etwas!"

„Hübsch gegeben. Wohlan, ich werde dafür sorgen, junger Mann," — mit einer liebenswürdig höflichen Handbewegung — „daß solche Tugenden nicht bloß ihren Lohn in sich tragen. Dem Verdienst seine Krone! ist der Wahlspruch meiner Krone. Jede Laufbahn offen dem Talent!" Und plötzlich abbrechend, fragte er in kaltem Kommandoton: „Wie weit sind Sie heute?"

„Sire, ich habe mit den Kommandanten von Artillerie und Genie konferirt und die Berechnung abgeschlossen. Wir bringen hundertundneun Geschütze in Position, davon dreißig Stück grobes Kaliber und siebenzehn Haubitzmörser."

„Sehr gut. In elf Batterien."

Digitized by Google

„Dann haben wir jetzt genügende Boote und anderes Zubehör für acht Pontonbrücken. Hier ist die Karte der Uebergangspunkte, wie ich sie mir denke, zwischen den einzelnen kleinen Inselchen im Stromgebiet.“ Er breitete eine Mappe vor Napoleon aus, die dieser schweigend studirte und dann zurück gab. „Haben meine Hängeleitern in den Baumwipfeln noch immer den Beifall Eurer Majestät?“

„All Ihre Arbeiten, lieber Oberst, können auf mein Verständnis rechnen. Auch das von Ihnen erfundene Mittel zum Observiren der feindlichen Gegend war praktisch und einzig möglich. Manch liebe Stunden haben wir dort oben zusammen gehangen und unsere Beobachtungen ausgetauscht . . . nicht wahr, Du erinnerst Dich daran?“

Napoleon duzte St.-Croix plötzlich, sein Zeichen höchster Vertraulichkeit, und kniff ihn leicht ins Ohrläppchen. Der junge Mann errötet vor Freude wie ein Mädchen.

„Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ewig würde ich der Stunden gedenken, und wenn ich nächster Tage falle in der Schlacht, so hab' ich nicht umsonst gelebt und sterbe freudig: Ich wurde der Zwiesprach gewürdigt mit dem großen Meister unserer Kunst.“

Napoleon lachte heiser über dies ideologische Pathos eines jungen Herzens, aber das gefiel ihm gerade. Er musterte ihn mit einem fast väterlichen Blick, diese wahlverwandte Erscheinung, wo unter so schwacher Hülle eine so starke Energie flammte, die allen Mühen zu trotzen fähig. „Du siehst bleich aus, mein Kleiner, schone Dich! Du mußt mir leben bleiben, das sag' ich Dir! Was, fallen in nächster Schlacht! Lorbeeren erringen sollst Du. Ich will es.“ Und die Götter werden gewiß nicht wagen, dem ausgesprochenen Willen Napoleons zu trotzen. Er preßte unwillkürlich die Lippen zusammen wie in eisernem Willensentschluß, als solle seine Suggestion das Schicksal hypnotisiren. „Du leistest so viel wie ich in meinen jungen Tagen. Morgens zu Pferd nach Schönbrunn in mein Hauptquartier, dann mit mir hierher auf die Lobau bis zum Abend, und die Nacht durch Besichtigung der Posten und Arbeiten am Ufer, bis die Morgensonne Dich wieder zu Pferde sieht auf dem Wege nach Schönbrunn. Wie viel Schlaf brauchst Du?“

„Zwei Stunden, manchmal nur eine.“

„Ah, ah, das geht nicht so fort. Zwanzig Tage schon . . . man muß von Eisen sein, um das auszuhalten! Nun, sei ruhig, jetzt sind wir fertig . . . noch die eine Entscheidungsschlacht, und wir haben den Feldzug beendet. Dann können wir ausruhen und uns Konzerte vorspielen lassen!“

„Leider!“ murmelte der junge Offizier. Ihm schien die Aussicht wenig verlockend, ins üppige Paris zurück zu kehren. Seine Heimat war das Feldlager, seine Musik der Klang der Waffen.

Napoleon lachte beifällig; dieser Berufswahnsinn erinnerte ihn an einen gewissen Bonaparte, der aus Josefinens Schoß über die Alpen eilte, über Ströme und Festungen weg, von Paris bis nahe an Wien heran, wo er heut nun wieder stand, zum drittenmal in seinem Feldherrnleben.

„Sire, Sie befahlen ein Glas Wasser von der Quelle,“ räusperte sich hinter

Digitized by Google

ihm Generaladjutant Mouton — später Graf von der Lobau, der hier auch wacker mitgeholfen.

Napoleon nahm die Karaffe und schenkte sich ein. „Delizös! Magst Du auch? Liebst Du gutes Wasser?“ wandte er sich wieder väterlich an St.-Croix.

Dieser verbeugte sich dankbar: „Meiner Treu, Sire, ich gestehe Ihnen, daß ich guten Wein vorziehe.“

„Mouton, man sorge dafür, daß heute abend hundert Flaschen Bordeaux und hundert Flaschen Champagner im Zelt des Herrn Obersten sich einstellen.“

„Sire, diese Gnade . . . ich werde sie alle trinken mit meinen Kameraden auf die Gesundheit des großen Napoleon!“

Der Imperator lächelte huldvoll und summte halblaut vor sich hin die Melodie des Kasernenlieds:

„Nous allons voir le grand Napoléon,
Le vainqueur de toutes les nations.“

„Weißt Du wohl,“ fragte er plötzlich, „daß nicht viel fehlte, so hätt' ich Dich damals füsiliren lassen?“

„Ja wohl, Sire, für einen Vetter der Kaiserin.“

„Siehst Du, ich kannte Dich nicht. Das ist zu dumm! Man sollte allwissend sein.“

„Und jetzt, da Eure Majestät mich kennen,“ wagte der junge Soldat mit edlem Freimut anzudeuten, „würden Sie mich noch für einen Vetter der Kaiserin geben?“

Da lachte sein Meister aus vollem Halse: „Nicht für alle Vettern der Kaiserin.“

(Schluß folgt.)

Die Hausverfassung der Hohenzollern.

Von

Ernst Berner.[1])

In den Rechtsschulen früherer Jahrhunderte bildete das Privatfürstenrecht eine der vornehmeren Disziplinen der deutschen Rechtswissenschaft. Sorgsam angebaut, trug sie reiche Frucht. Das ist heute anders. Schon bald nach den Tagen des „fleißigsten Bergmannes im Schachte deutscher Wissenschaft“, schon bald nach den Tagen Johann Jakob Mosers ging diese Wissenschaft zurück, und seit den Zeiten des Wiener Kongresses, der noch einmal eine Nachblüte trieb, hat das Privatfürstenrecht wohl einzelne glänzende Vertreter, wie vor

[1]) Vortrag, gehalten im November v. J. zum besten des Heimathauses für höhere Töchter in Berlin.

Digitized by Google

allen den Nestor juristischer Wissenschaft August Wilhelm Heffter und den ebenso gedankenreichen wie gewissenhaften Hermann Schulze gehabt, aber ein allgemeineres Studium oder auch nur ein allgemeineres Interesse hat es nicht mehr hervorgerufen. Die zahlreichen „Mediatisirungen" deutscher Fürstenhäuser am Beginn unseres Jahrhunderts, die Umwandlung des staatlichen Gefüges in dessen Mitte, der Uebergang aus der absoluten zur konstitutionellen Staatsform haben vielfach einer Anschauung Raum gegeben, nach welcher die Kenntnis der Verfassungen selbst regierender Häuser allein für diese selbst von Bedeutung, für den Staatsmann aber nur von untergeordneter Wichtigkeit seien. Nur einen historisch-antiquarischen Wert gesteht man daher den dahin gerichteten Forschungen vielfach zu, man meint wohl gar, daß sie ihren letzten Grund in einer zudringlichen, vielleicht sogar nach Pikanterie haschenden Neugierde haben, die nur dadurch hervorgerufen sei, daß alle diese Dinge mit einem undurchdringlichen Schleier des tiefsten Geheimnisses bedeckt seien. Beides mit Unrecht. Wer über die Verfassungen deutscher Fürstenhäuser sich näher unterrichten will, der findet in gedruckten Büchern das Nötige bequem genug zusammengestellt,[1]) und noch heute findet zwischen der Verfassung des Staates und der des regierenden Hauses zumal in Preußen ein so lebendiger Zusammenhang statt, daß auch der Staatsmann sich der Kenntnisnahme von dem in seinem Fürstenhause geltenden Familienrecht nicht wohl entschlagen kann.

Hausverfassungen, das heißt der Inbegriff aller derjenigen Gesetze und Verträge, Verordnungen und Abmachungen aller Art, nach welchen sich das rechtliche Leben eines erlauchten Geschlechts gestaltet, entstehen zuerst da, wo eine Familie ein Amt, eine Würde oder sonst ein Gut ihr eigen nennt, das seinem reinen Begriff nach unteilbar ist, auf welches gleichwohl aber alle Glieder der Familie einen Anspruch haben oder zu haben doch vermeinen. Mit dem monarchischen Staat ist eine Hausverfassung daher untrennbar verbunden, sie wurzelt in ihm, und wieder von ihm befruchtet, gewinnt sie neugestaltende Kraft.

Allseitig und unbedenklich wird dies für die absolute Form des Staates zugestanden werden. Allein auch heute, auch nachdem die Verfassung gegeben ist, besteht diese Einheit. Noch heute bildet sie eine der Grundlagen unseres Staates, und auch jetzt noch bedingen sich die Verfassung des preußischen Staates und seines Königshauses gegenseitig. Nur eins freilich muß von vornherein dabei festgehalten werden. Ebenso wie in Preußen der König noch der wirklich und selbst regierende Herr ist, der in seinen Handlungen nicht weiter beschränkt ist, als es die von ihm selbst gegebene und anerkannte Verfassung bestimmt, ebenso ist auch die Hausverfassung — abgesehen von den die Thronfolge und die Regentschaft regelnden Paragraphen der Verfassung — lediglich ein unbeschränktes, ein autonomes Recht der königlichen Familie. Nicht durchweg also, vielleicht

[1]) Ich verweise hier auf Hermann Schulzes grundlegendes Werk über die Hausverfassungen der regierenden deutschen Fürstenhäuser, auf meine früheren Erörterungen in der „Historischen Zeitschrift" Jahrgang N. F. XVI und im „Deutschen Wochenblatt" Jahrg. I, sowie auf Ziebarths vortreffliches Lehrbuch über das Forstrecht.

Digitized by Google

sogar nicht einmal vorwiegend rechtlicher Natur findet doch thatsächlich ein mit der Entstehung des Staates selbst historisch gewordener Zusammenhang statt, den im einzelnen zu verfolgen auch für die Beurteilung unserer staatlichen Zustände nicht ohne Gewinn sein möchte. Hier indessen mag es genügen, dies an drei der bezeichnendsten Kapitel der Verfassung des königlichen Hauses, am Erbrecht, am Eherecht und an den vermögensrechtlichen Bestimmungen zu zeigen. —

Länger schon als ein volles Jahrhundert können wir das Geschlecht der Grafen von Zollern mit leidlicher historischer Sicherheit beobachten, als eines jener Ereignisse eintrat, die ein Eckstein der Größe des Hauses werden sollten. Ums Jahr 1190 wurde Graf Friedrich von Zollern vom Kaiser mit der Burggrafenwürde von Nürnberg belehnt. In dieser Zeit nun etwa setzte eine Bewegung gerade ein, die, weiter und weiter um sich greifend, unheilvoll auf die Geschicke Deutschlands und seiner Fürstenhäuser bis in das achtzehnte, ja bis in das neunzehnte Jahrhundert eingewirkt hat. Hatten nämlich die Inhaber der hohen Reichsämter, welche in der karolingischen Monarchie gegründet waren, damals schon dies ihr Amt zu einem in ihrer Familie vererblichen Besitz zu machen verstanden, so verdrängte jetzt der Wunsch, alle Söhne in gleicher Weise an der Erbschaft des Vaters teilnehmen zu lassen, noch mehr den öffentlichen Charakter des Amtes und, begünstigt durch eine Reihe von Umständen, siegte zuletzt die Anschauung von dem patrimonialen Charakter der deutschen Reichsfürstenwürde und der unbeschränkten Teilbarkeit der deutschen Reichslande nur in allzu weitem Umfange. Wir begreifen heute leicht, daß eine solche Ansicht den Todeskeim in sich selbst trägt, daß auf solcher Unterlage ein Staatsorganismus nicht entstehen kann, und wenn wir zum Beispiel daran erinnern, daß in der Grafschaft Limburg zuletzt auf einen regierenden Landesherrn nicht mehr als ein halbes Dutzend Unterthanen kamen, so wird dieser ganze Jammer der alten deutschen Reichsverfassung genügend gekennzeichnet sein.

Da traf es sich nun für die Grafen von Zollern höchst eigentümlich, daß die neue burggräfliche Würde noch durchaus den Charakter des Amtes an sich trug, daß der Begriff der Unteilbarkeit noch vollständig an ihr haftete und haften mußte. Denn abgesehen von dem militärischen Schutz der kaiserlichen Burg zu Nürnberg und der Erhebung einiger Zölle und Gefälle bestand das Burggrafenamt der Hauptsache nach nur in dem kaiserlichen Landgericht. Es fehlte ihm aber beinahe an jeder Territorialität, beinahe an jedem Zubehör von Land und Leuten. Lag hierin einerseits der Anreiz zum Erwerb eines solchen Territoriums, so ergab sich andererseits hieraus doch wie von selbst die Notwendigkeit der Individual-Succession, das heißt die Notwendigkeit, das Amt nur auf einen der Söhne zu vererben. Es mußte sogar, wenn man anders das Ansehen des Amtes aufrecht erhalten wollte, die Absicht vorwalten, ebenso auch das Gebiet, welches im Laufe zweier Jahrhunderte mit einem seltenen wirtschaftlichen Sinn durch Kauf und Pfandschaft, durch Heirat und Erbgang hinzuerworben wurde, ebenfalls möglichst nur einem der Söhne und zwar dem Inhaber des Amts selbst zu vererben. So war denn gleich die nächste Folge der

Digitized by Google

Belehnung mit der neuen Würde die noch heute fortwirkende Spaltung der Familie in zwei Linien, die fränkische, heut königliche, und die schwäbische, heut fürstliche Linie. Natürlich aber waren die Burggrafen auch nur Kinder ihrer Zeit, und es versteht sich, daß sie nicht allen Anschauungen ihrer Zeit- und Standesgenossen zuwider schon die reine Primogenitur, das unbedingte Vorzugsrecht der Erstgeburt eingeführt haben. Aber diejenigen Mittel, welche in ihrer Zeit sich zum Zusammenhalten des Besitzes boten, haben sie mit besonderem Geschick ergriffen, mit großer Energie festgehalten. Gemeinsamkeit der Regierung durch mehrere Brüder, Huldigung und Belehnung zur gesamten Hand, Einsetzung der einen Linie in die andere bei deren Aussterben, Verbot oder doch Erschwerung und Beschränkung der Veräußerung von Gütern: das sind Bestimmungen, die wir schon in dem ältesten Hausvertrage der fränkischen Linie, in dem zu Burghausen 1341 von den Burggrafen Johann und Albrecht geschlossenen finden. Der Sohn des Burggrafen Johann, Burggraf Friedrich V. fügte aber in seinen letztwilligen Verfügungen von 1372 und 1385 noch zwei weitere wesentliche Beschränkungen hinzu. Er verbot, wenn sich denn eine Teilung nicht überhaupt vermeiden lasse, jede weitere Teilung des Landes als die in zwei Teile, das Oberland und das Unterland, er verbot vor allem jegliche Teilung des burggräflichen Amts und des ertragreichen Bergwerkregals.

Diese, durch ihre weitere Bestimmung etwas umständliche Erbregulirung wurde indessen gegenstandslos, als der Sohn des Testators, als Burggraf Friedrich VI. alle Besitzungen des Vaters in seiner Hand vereinigte. Burggraf Friedrich VI. war es, der, wie bekannt, seinem Hause die Mark und die Kur Brandenburg erwarb. Mit ihm treten wir aus der Vorhalle hohenzollernscher Geschichte hinein gleichsam in den Dom, der in immer kühneren, immer edleren Progressionen sich erheben sollte, in den Dom, sagen wir, weil von ihm aus sich ein unbeschreiblicher Segen über unser engeres Vaterland, über ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus, über die Welt verbreiten sollte. Ungern versagen wir uns daher, auf die Bedeutung dieses Fürsten einzugehen. Hier indessen interessirt zumeist die Frage, wie er seinen immerhin machtvollen Besitz auf seine vier Söhne vererbt hat. Friedrich zeigt sich in seinem 1437 auf der Kadolzburg errichteten Testament durchaus als der treue Sohn der Ueberlieferungen seiner Vorfahren, das heißt, er teilte, und zwar sowohl die fränkischen wie die märkischen Besitzungen, in je zwei Teile, hielt aber auf der andern Seite die die Einheit der Familie und des Besitzes sichernden Bestimmungen seiner Voreltern voll aufrecht. In der Zweiteilung der Mark liegt streng genommen allerdings eine Verletzung der Goldenen Bulle. Doch die Ausübung des Kurrechts und der Erzkämmererwürde behielt Friedrich nur einem seiner Söhne, und zwar, da der Erstgeborene, wie ausdrücklich bezeugt wird, freiwillig Verzicht leistete, dem Zweitgeborenen vor. Die größte Sicherheit aber für ein einheitliches Wirken durfte der Kurfürst in der Einigkeit sehen, welche zwischen seinen Söhnen bei seinen Lebzeiten herrschte, und welche auch nach seinem Tode sich so wirksam zeigte, daß die notwendigen Aenderungen und

Digitized by Google

Verbesserungen seiner Bestimmungen, namentlich die Vererbung der Kur in der Linie des nunmehrigen Kurfürsten, friedlich unter den vier Brüdern erfolgen konnte. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Gemeinsamkeit der Interessen blieb in vollem Maße lebendig, bis — welch eigentümliches Geschick! — wieder nur einer der Söhne, Markgraf Albrecht, in den Alleinbesitz der gesamten Länder und Würden seines Vaters kam, der Mark mit dem Erzkämmerer- und Kuramt, sowie der fränkischen Länder mit dem Burggrafenamt.

Mit Albrecht betrat einer der bedeutendsten Fürsten, die Deutschland je gesehen hat, den Kurstuhl von Brandenburg. „Sein Leben war Deutschlands Halt, sein Tod Deutschlands Fall," so klagten, wie Melanchthon uns bezeugt, die Zeitgenossen über seinem Grabe. Wie mannigfach aber auch die Interessen und Geschäfte Albrechts waren, so gipfelte doch auch seine Thätigkeit für die Mark in einem Akt von der allergrößten Bedeutung für das Erbrecht des Hauses sowohl wie für unsern Staat, gipfelte in dem zwischen ihm und seinen beiden ältesten Söhnen im Laufe eines Jahres verabredeten Testament, der berühmten dispositio Achillea vom 14. Februar 1473. Staatsmännische Weisheit wie warme väterliche Fürsorge für seine zahlreichen Kinder, — und er hatte deren zuletzt 23 — treues Festhalten an den Ueberlieferungen seines Hauses, wie ein scharfes Erkennen des für die Mark politisch Notwendigen vereinigten sich in dem hellen Geiste Albrechts, um dies Gesetz zu stande zu bringen. Ein Einfluß der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. mag stattgefunden haben, er tritt indessen an keiner Stelle hervor, im Gegenteil beruft sich Albrecht auf das Beispiel seines die Goldene Bulle verletzenden Vaters, in dessen Fußstapfen er treten wolle, und auf die Notwendigkeit, die Zukunft seiner Länder wie seiner Söhne sicher zu stellen. Während er daher für Franken die alte Zweiteilung gestattet, verbietet er für die Mark Brandenburg mit allen ihren Zubehörungen jegliche Teilung, also auch über die eigentlichen Kurgebiete hinaus; fortan solle es, so heißt es ausdrücklich, im Hause Brandenburg nicht mehr als drei weltlich regierende Herren geben. Der Vorzug der Erstgeburt gilt dem Gesetzgeber schon als etwas Selbstverständliches, die agnatische Linealerbfolge ist daher festgesetzt, und selbst eine Reihe von Bedenken über die Erbfolge im einzelnen sind aufgeklärt. Zuzugestehen ist allerdings, daß auch in diesem Gesetz sich noch Lücken befinden, daß einzelne Bestimmungen — wie etwa die, daß jeder Landesherr über die von ihm selbst gemachten neuen Erwerbungen frei verfügen dürfe — wohl zu Schwierigkeiten führen konnten, aber so viel ist doch auch sicher, daß allein durch die gesetzliche Feststellung dieser Grundsätze die Entstehung des Staates möglich war, und, wenn derartige Vergleiche überhaupt zulässig sind, so hat ein neuerer Staatsrechtslehrer zutreffend darauf hingewiesen, daß keine Schlacht Friedrichs II. für Preußens Größe wichtiger geworden sei als diese hausgesetzliche Bestimmung des Kurfürsten Albrecht.

Denn wenn auch unter dem Einfluß des im übrigen Deutschland herrschenden Teilungssystems selbst in diesem Hause die auseinanderstrebenden Kräfte immer wieder sich zu regen versuchten, zuweilen nur mit Mühe sich niederhalten ließen,

Digitized by Google

einmal sogar eine wirkliche Abteilung des Landes für kurze Zeit erfolgte, so bildete sich doch auf dem Boden der Achillea allmälich eine so scharfe und bestimmte Vermutung für den Vorzug des Erstgeburtsrechtes und die Zusammengehörigkeit, die Unteilbarkeit des Landes aus, daß alle derartigen Versuche zuletzt in sich selbst zusammenfielen. So blieb die Einheit des Landes gewahrt und triumphirte zuletzt der Staatsbegriff, als die Söhne dritter Ehe des Kurfürsten Johann Georg aus dem väterlichen Testament Ansprüche auf bestimmte Landesteile und gesonderte Regierungen erhoben; ja diese Ansprüche führten gerade zu erneuter gesetzlicher Anerkennung des Albrechtschen Gedankens in dem bekannten Vertrage von Gera vom Jahre 1603. So blieb die Einheit des Staates gewahrt, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm für seine jüngeren Söhne zwar gewisse Gebiete, aber ohne jedes Recht der Landeshoheit, ausschied, sogenannte Paragien für sie errichtete, und diese Bestimmungen in den zwischen seinem Nachfolger und dessen Stiefbrüdern abgeschlossenen Verträgen weiter erläutert und beschränkt wurden.

Näher noch lag nicht selten die umgekehrte Gefahr, die Gefahr, daß der Staat seine Eigenart verlieren, daß er durch anderweite außerdeutsche Länder des Herrscherhauses zu einem Nebenland herabgedrückt und alle Schicksale eines solchen hätte über sich ergehen lassen müssen. Mehrfach sind den Hohenzollern außerdeutsche Kronen angeboten oder von ihnen erstrebt worden, so die Kronen von Böhmen, von Polen, von Schweden, so das Generalat, die Erbstatthalterwürde von Holland. Und — wer wollte es verkennen! — wohl lagen zuweilen die Umstände so, daß durch solche Verbindung auch unserem Lande die erheblichsten Vorteile in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung hätten entstehen können. Wohl waren auch die Fürsten Männer derart, daß ihnen die volle Ausnützung dieser Vorteile für ihr Heimatland zuzutrauen war. Beinahe die gesamten Uferstaaten der baltischen See, die Mündungen des Rheins in der Hand der Hohenzollern seit dem 17. Jahrhundert: das eröffnet freilich eine Perspektive von unermeßlichen Dimensionen, aber auch welche Gefahren! Welche Gefahren für die Entwicklung des Deutschtums in unseren Ländern, welche Gefahren für die Einheit des Staates! Ein günstiges Geschick und hohenzollernsche Regentenweisheit haben uns auch an diesen Gefahren glücklich vorübergesteuert. Die Einheit, die Einheitlichkeit des Staates, der Grundgedanke des Albrechtschen Gesetzes ist festgehalten. Ja, er hat ohne Zweifel auf unsere Anschauung vom Staat überhaupt mittelbar wesentlich eingewirkt, er ist heute der oberste Grundsatz der Thronfolge, der wichtigste Paragraph unserer Verfassung geworden, vor dessen Majestät alle älteren etwa entgegenstehenden Verträge, wie namentlich gewisse Erbverbrüderungen einfach nichtig sind. Ausdrücklich ordnet die Verfassung die Thronfolge „gemäß den königlichen Hausgesetzen", das heißt nach dem Recht der Erstgeburt und der agnatischen Linealfolge.[1]) Und wenn die brandenburgische Thronfolgeordnung, wie kaum bezweifelt werden kann, vorbildlich für andere deutsche Länder geworden ist, dieselbe Ordnung aber als preußische zugleich nach

[1]) S. auch G. v. Loeper, Deutsche Rundschau.

Digitized by Google

der Reichsverfassung die für die Erlangung der deutschen Kaiserwürde allein maßgebende ist, so ist die hausgesetzliche Bestimmung des Kurfürsten Albrecht auf doppeltem Wege die Grundlage des deutschen Reiches geworden.

Schärfer als in dieser schlichten, aber durch die Richtigkeit ihres Inhalts notwendigen Uebernahme einer vierhundertjährigen hausgesetzlichen Bestimmung in das moderne Staatsrecht kann in der That der Einfluß der Hausverfassung auf die Staatsverfassung nicht ausgedrückt werden. Es ist dies eines der Momente, wo man versucht ist, an eine gleichsam prophetische Begabung und Voraussicht der Hohenzollern, an eine besondere göttliche Providenz zu glauben, welche über diesem Hause waltet. —

Ueberaus merkwürdig ist, daß sich dieser gegenseitige Einfluß auch im Privaterbrecht der königlichen Familie äußert. Hatte nämlich hausgesetzlich jeder Landesherr das Recht, über seine eigenen Erwerbungen nach freiem Ermessen zu verfügen, so übte der Staatsgedanke und die Vorstellung von dem Zusammenhang zwischen Staats- und Familiengut doch eine so tiefgreifende Wirksamkeit aus, daß im allgemeinen Landrecht dieser Satz geradezu umgekehrt wurde. Stirbt nämlich, so schreibt das allgemeine Landrecht vor, ein König von Preußen, ohne ein Testament gemacht zu haben, so fallen alle von ihm erworbenen Immobilien, alle Güter und Schlösser, Gebäude und Gärten ohne weiteres dem Staate zu, während sein übriger Privatnachlaß allein dem Thronfolger gebührt.[1]) Zu großem Nachteil des königlichen Hauses ist dieser Fall auch einmal eingetreten, und zwar gleich nach der gesetzlichen Feststellung des Grundsatzes. König Friedrich Wilhelm II. starb, ohne ein Testament gemacht zu haben, und infolge dessen wuchsen die reichen sogenannten Prinzessinnengüter, die ihm während seiner Regierung zugefallen waren, ohne weiteres den staatlichen Domänen zu. — Der Nachlaß der Prinzen und Prinzessinnen, über welchen diese nicht letztwillig verfügt haben, vererbt sich dagegen, da alle Mitglieder des königlichen Hauses in Berlin ihr gesetzliches Domizil haben, nach den hier geltenden Bestimmungen der Joachimica und deren Abänderungen. Doch haben auch die Prinzen und Prinzessinnen mit gewissen Beschränkungen das Recht, Testamente zu errichten. Formell genügt hierfür schon die alte Form des testamentum principi oblatum, das heißt, es genügt, daß ein solches Testament schriftlich dem Könige überreicht wird, und dieser dessen Niederlegung im Archiv der königlichen Familie befiehlt. Niederlegungen bei Gericht sind wohl statthaft, bilden aber die Ausnahme. Materiell indessen gewinnen diese Testamente erst nach ihrer, durch den Justiz- und den Hausminister gemeinsam zu bewirkenden, Veröffentlichung durch die ausdrückliche Anerkennung des Königs rechtliche Giltigkeit. Der König selbst hat das Vorrecht, von den Vorschriften über Pflichtteilsberechtigte befreit zu sein. Es wird dies, wenn es nicht mit römisch-rechtlichen Bestimmungen zusammenhängt, als eine Folge des Erstgeburtsrechts anzusehen sein.

---

[1]) Die Giltigkeit dieses Satzes für das heutige Staatsrecht bestreitet Ziebarth, Forstrecht, I, S. 224.

Digitized by Google

Sicher ist es eine solche, wenn der König nicht allein Oberhaupt des Staates, sondern zugleich auch Oberhaupt der königlichen Familie ist, und ihm als solchem besondere Rechte zustehen. So hat der König ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Prinzen und Prinzessinnen, sowie deren Hofstaaten, das begründet ist in der Notwendigkeit, die Würde des Staates aufrecht zu halten, und welches gerade so weit geht, wie dieser Grund es verlangt. Dem Könige steht ferner die Vormundschaft oder doch die Obervormundschaft über unmündige vaterlose Mitglieder des königlichen Hauses zu, welche übrigens — obwohl die Verfassung allein für den König das achtzehnte Lebensjahr als Großjährigkeitstermin festsetzt — ebenfalls mit diesem Lebensalter volljährig werden. Denn mit dem Beginn des achtzehnten Jahres stellen die Prinzen die Reverse aus, in welchen sie sich eidlich zur Haltung der Hausgesetze verpflichten, und von diesem Termin ab leisten die Prinzessinnen ohne Altersbeistand die Verzichte, welche sie bei ihren Vermählungen auszustellen haben. Der König übt endlich die Aufsicht über die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen, und deren Vermählungen sind an seine Zustimmung gebunden.

Diese aber ist — wenn wir nunmehr zum zweiten Teil unserer Betrachtung übergehen — allein von den Hausgesetzen abhängig. Hat nämlich die Staatsverfassung, wir hörten es vorhin, die Thronfolge „gemäß den königlichen Hausgesetzen" geregelt, so hat sie damit auch alle die Bedingungen und Voraussetzungen in sich aufgenommen, welche die Hausverfassung für sie aufstellt. Das ist vor allem die Geburt aus rechtmäßiger und aus ebenbürtiger Ehe. Rechtmäßig ist auch im königlichen Hause jede Ehe, die nach den allgemeinen Staatsgesetzen als rechtsgiltig abgeschlossen wird. Nur eine solche aber würde nicht zur Erlangung der Rechte königlich preußischer Prinzen und vornehmlich nicht zur Erlangung des Thronfolgerechts genügen. Die Ehe muß auch eine ebenbürtige sein, wenn die aus ihr hervorgehenden Kinder fähig sein sollen, den preußischen Königsthron zu erben. Allerdings fehlt es, von gelegentlichen Meinungsäußerungen abgesehen, beinahe an jeder schriftlichen Festsetzung von Grundsätzen über die Ebenbürtigkeit. Wohl aber bestand im königlichen Hause allezeit ein sehr bestimmtes und streng gehandhabtes Gewohnheitsrecht. Schon im 16. Jahrhundert schritten zum Beispiel die Söhne des Kurfürsten Albrecht mit großer Energie ein, als eine ihrer Schwestern, die Markgräfin Barbara, einem Ritter von Heydeck die Hand zur Ehe bieten wollte, und nicht minder energisch griff Kurfürst Friedrich III. durch, als einer seiner Stiefbrüder, Markgraf Philipp, heimlich mit einer Gräfin Salmour in Italien die Ehe schloß. Der Markgraf fand sogar, als er den Befehlen des kurfürstlichen Bruders thätlich Widerstand leistete, den Tod. Selbst die Ehe, welche der letzte Markgraf von Ansbach und Bayreuth, Christian Friedrich Karl Alexander mit einer Dame aus vornehmen englischem Adel, der bekannten geistvollen Lady Craven einging, war eine morganatische, und ebenso erklärte König Friedrich Wilhelm III., als er sich 1824 mit der Gräfin Auguste Harrach vermählte, obwohl die Gräfin einem alten reichsgräflichen, aber einem sogenannten Personalistengeschlecht angehörte, diese

Digitized by Google

Ehe „nach der Verfassung Unseres Königlichen Hauses nicht als eine ebenbürtige, sondern als eine morganatische".

Heute nun gilt ganz in Uebereinstimmung mit der durch die Jahrhunderte geübten Sitte diejenige Ehe im preußischen Königshause für ebenbürtig, welche mit dem Mitglied eines christlichen und zugleich — jetzt oder früher einmal — regierenden Hauses abgeschlossen wird. Die christliche Religion und die Souveränität geben für die Frage der Ebenbürtigkeit allein den Ausschlag. Daher sind streng genommen alle nichtdeutschen hochadeligen Häuser, sofern ihnen nicht zu irgend einer Zeit die souveräne Macht zustand, nicht ebenbürtig, wohl aber sind es die alten deutschen reichsfürstlichen und reichsgräflichen Familien insoweit, als sie den Erfordernissen des 14. Artikels der deutschen Bundesakte vom Jahre 1815 entsprechen, das heißt, insoweit sie, wie es auch schon König Friedrich II. verlangt hatte, einen reichsunmittelbaren Besitz gehabt haben und in das Reichsfürsten- oder Reichsgrafenkollegium wirklich eingeführt worden sind.

Man weiß, welche erschütternden Ereignisse die strenge Anwendung dieses Grundsatzes im Laufe der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts auf das Haus Radziwill gehabt hat. Man weiß, daß unser hochseliger Kaiser Wilhelm I. in früher Jugend schon häufig mit der Prinzessin Elise Radziwill zusammengekommen, daß eine zarte, von edler Leidenschaft beseelte Neigung beide Fürstlichkeiten zu einander geführt hatte; sie hofften, eine Vermählung werde den Bund ihrer Herzen besiegeln. Wohl sah der Prinz selbst Schwierigkeiten voraus, doch ihrer hoffte er Herr zu werden. Daran, daß die Prinzessin ihm nicht ebenbürtig sei, hat er nicht gedacht. Der Einwand überraschte ihn, wie man aus seinen Briefen an Oldwig von Natzmer sieht, vollständig. Und in der That scheint diese Frage rechtlich entschieden auch heute noch nicht, im Gegenteil, vor kurzer Zeit erst ist eine die Ebenbürtigkeit behauptende Schrift von wohl zu beachtender Seite erschienen. Mit Recht ist auf der einen Seite darauf hinzuweisen, daß schon zweimal hohenzollernsche Prinzessinnen in das Haus Radziwill geheiratet haben, und daß deren Ehen für ebenbürtig angesehen waren, wie denn die Mutter der Prinzessin Elise selbst eine königlich preußische Prinzessin, die Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, war. Mit noch mehr Recht ist darauf hinzuweisen, daß sogar ein brandenburgischer Prinz, Markgraf Ludwig von Brandenburg, der zweite Sohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Prinzessin Luise Charlotte von Radziwill die Ehe geschlossen hat, und dies ist geschehen, obwohl in jener Zeit der Gedanke nahe liegen mußte, der Markgraf Ludwig werde der Stammhalter des Hauses Brandenburg werden. Mit allen Mitteln hat sogar der Große Kurfürst diese Ehe, welcher die katholischen Verwandten der reichen evangelischen Prinzessin, sowie das polnische Königspaar die größten Hindernisse entgegensetzten, betrieben, hat den Markgrafen in Eile nach Königsberg gesandt, wo die Prinzessin, sein Mündel, lebte, hat in Eile die Ehe vollziehen lassen, und mit der vollzogenen Thatsache ist er den Gegnern des Bundes zuvorgekommen. Und das alles hat der Kurfürst gethan, obwohl er nicht nur wußte, daß das Haus Radziwill weder ein reichsunmittelbares

Digitized by Google

Territorium noch die Reichsstandschaft besaß, sondern obwohl er selbst die Bemühungen des Vaters der Prinzessin, des Fürsten Bogislav, die Aufnahme seines Hauses in den Reichsfürstenstand durchzusetzen, energisch, aber ohne Erfolg unterstützt hatte. Der Kurfürst also kannte die Lage des Hauses Radziwill vollkommen, und dennoch hat er wie auch sein Sohn Kurfürst Friedrich III. die Ebenbürtigkeit der Familie nicht bezweifelt. Das Gleiche aber hat späterhin, als die Markgräfin Luise Charlotte sich mit dem Pfalzgrafen Karl Philipp vermählte, das Haus Pfalz gethan, und im weitern Verlauf der Dinge hat selbst der deutsche Kaiser diese Ehe als eine ebenbürtige thatsächlich anerkannt.

Wie weit man diese Verhältnisse im einzelnen in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts kannte, steht freilich dahin, mit Recht aber wies K. Fr. Eichhorn gegenüber dem Einwand, daß die Reichsstandschaft dem Hause Radziwill fehle, darauf hin, daß es ursprünglich ein nichtdeutsches sei, seine Stellung im Heimatlande aber, in Littauen, wohl als eine der souveränen analoge angesehen werden könne. Denn auch die Bundesakte spricht nur vom deutschen hohen Adel, und wenn schon Kaiser Karl V. 1547 das Haus in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben hat, so ist diese Thatsache zwar mit Unrecht für den Nachweis der Ebenbürtigkeit verwertet, sie hat aber nicht etwa das auswärtige Indigenat der Familie aufgehoben. Vor allem indessen: wenn nicht jeglicher Willkür, wenn nicht allem Wirrwarr Thür und Thor geöffnet werden soll, so hat ein Grundsatz über die Ebenbürtigkeit in allen erlauchten Geschlechtern mit unantastbarer Sicherheit zu herrschen. Jedes Haus muß diejenige Ehe als ebenbürtig anerkennen, welche in einem fremden, ihm ebenbürtigen Hause als ebenbürtig geschlossen ist; ganz gewiß also diejenige Ehe, welche im eigenen Hause als eine solche anerkannt ist, es sei rechtlich, oder es sei auch nur thatsächlich durch Gewährung derjenigen Mittel und Befugnisse, welche allein den Mitgliedern des Hauses zustehen.

Rechtlich war mithin König Friedrich Wilhelm III. unzweifelhaft befugt, die Handlung seines Ahnen, des Großen Kurfürsten, hausverfassungsmäßig als für sich und seine Zeit maßgebend anzusehen und die Prinzessin Elise Radziwill für ebenbürtig zu erklären. Das folgte überdies auch aus dem Begriff der Souveränität selbst, folgte um so mehr daraus, als die früheren deutschen Kaiser die Befugnis, ungleiche Ehen für ebenbürtig zu erklären, mit unzweifelhafter und allseitig anerkannter Rechtswirkung ausgeübt haben, und als es damals ein solches höchstes Tribunal für die Ebenbürtigkeitsfrage nicht mehr gab. Seitdem ist sie eine reine Hausſache — res mere domestica — geworden, über welche weder eine staatliche Behörde, noch staatliche Gesetze, noch gar fremde regierende Häuser zu entscheiden haben. Es fragt sich allein, ob der König hausgesetzlich verbunden war, vor einer derartigen Erklärung die Zustimmung der Agnaten einzuholen, und jedenfalls war dies, auch wenn etwa die Frage rechtlich verneint werden möchte, thatsächlich notwendig, da deren Rechte im Fall einer unebenbürtigen Ehe des zunächst zum Throne berechtigten Prinzen sofort in Wirksamkeit traten. Ob nun ein solches Einverständnis von allen

Digitized by Google

Prinzen des Hauses damals zu erwarten war, ist nicht recht bekannt geworden. Der Einspruch, den, wie berichtet wird, der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar als Schwiegervater des dritten Sohnes König Friedrich Wilhelms III. einlegte, scheint nicht maßgebend gewesen zu sein. Denn die Verlobung des Prinzen Karl von Preußen erfolgte erst mehrere Monate später als die endliche Entscheidung über das Schicksal des Prinzen Wilhelm. Prinz Wilhelm war sogar selbst mit seinem Bruder in Weimar, als dieser um die Braut warb, und gerade deshalb empfindet er den Verlust des eigenen Glücks schwer, weil, wie er schreibt, er hier ein neues Glück entstehen sah. Es fällt also auch die erste Zeit der jungen Liebe dieses Brautpaars erst nach dem endgiltigen Erwachen des Prinzen Wilhelm aus seinem sonnigen Liebestraum. Und fürwahr ein schreckliches Erwachen war die endgiltige Entscheidung des Königs für den Prinzen! Sechs Jahre lang hatte man ihn hingehalten, sechs Jahre hatte man ihn hoffen lassen, hatte seine Versuche, sich von der Prinzessin zurückzuziehen, durch die erneute Erlaubnis, sich ihr wieder zu nähern, hinfällig gemacht. In der sicheren Erwartung, nunmehr endlich sein Glück voll besiegelt zu sehen, öffnet er das Schreiben des königlichen Vaters vom 23. Juni 1826. Da findet er — welch furchtbares Geschick! — die ihn völlig überraschende Nachricht, daß jede Möglichkeit, mit der Prinzessin Elise die Ehe einzugehen, nunmehr vollkommen ausgeschlossen sei, findet die Aufforderung, findet den Befehl, dem heißen Sehnen seines Herzens zu entsagen. Herzbewegend ist der Brief des Vaters, erschütternd der Brief des Sohnes. In ernster Sorge sieht der König unberechenbare Gefahren für den Staat voraus, wenn dereinst einmal — und wer konnte wissen mit welchem Erfolg — ein Streit um die Thronfolge in Preußen entstehen möchte. Mit zerrissenem Herzen, aber mit der ihm selbstverständlich erscheinenden einfachen Pflichttreue opfert der Prinz dem Staate sein Glück.

Und wahrlich, dieser Verzicht ist nicht nur ein Akt des Gehorsams des Sohnes gegen den Vater, des Prinzen gegen den König, sondern ein Akt, der zugleich uns die weitgehende Rücksicht des regierenden Hauses auf die Ruhe und Sicherheit des Staates, die innig und fest geknüpften Beziehungen zwischen Staat und Haus auf das deutlichste und zugleich in sittlich erhebender Weise bezeugt, ein Akt aber endlich, der dem zu Gunsten des Staates entsagenden Prinzen durch eine andere reich gesegnete Ehe und durch eine die Grenzen des Wunderbaren übersteigende Regierung voll gelohnt worden ist. —

Doch kehren wir von diesem besondern Fall zurück zu den allgemeinen Vorschriften über die im königlichen Hause herrschenden Grundsätze bei den Vermählungen, so ist auch hinsichtlich der Form der Eheschließung der oft betonte Zusammenhang zwischen Staats- und Hausverfassung erkennbar. Auch für das königliche Haus hat das Staatsgesetz von 1875 über die Beurkundung des Personenstandes bindende Kraft, und demgemäß vollzieht allein der Standesbeamte, das ist der Minister des königlichen Hauses den Abschluß der Ehen mit rechtlicher Giltigkeit. Umgekehrt aber erkennt auch dies Staatsgesetz wiederum

Digitized by Google

das volle Recht der Hausverfassung an, indem es im übrigen die gesetzlichen Erfordernisse — also neben der Frage der Ebenbürtigkeit zum Beispiel die Frage, ob ein bürgerliches oder kirchliches Aufgebot stattfinden muß — allein von den Hausobservanzen abhängig macht. Fühlbarer noch war dieser Zusammenhang in früheren Zeiten, indem bei Vermählungen landesherrlicher Prinzessinnen sowohl zur Aufbringung der Mitgift wie zur Bestreitung der Aussteuer dem Lande eine Steuer, die sogenannte Prinzessinnensteuer, auferlegt wurde, wogegen die Prinzessinnen auf väterliches, mütterliches und brüderliches Erbe Verzicht leisteten. In Preußen aber hat das königliche Haus schon seit den Zeiten König Friedrich Wilhelms I. diese Last den Unterthanen erlassen. Während in anderen Staaten, zum Beispiel in England, noch heute die Staatskasse die Verpflichtung hat, die Prinzessinnen auszustatten und ihnen eine Mitgift zu geben, diese Frage auch im Parlament auf der Downingstreet nicht selten zu recht häßlichen Verhandlungen führt, zahlt in Preußen der Staat für beide Zwecke gar nichts. Allein die Krone genügt dieser Verpflichtung, wie sie auch allein den Unterhalt verwitweter Prinzessinnen bestreitet. Die Höhe der Mitgift ist zuletzt im Geraer Vertrage auf 20 000 Gulden festgesetzt und wird heute, wenn man die Veränderung des Geldwertes in Betracht zieht, kaum eine höhere sein. Die Höhe der Aussteuer entspricht derjenigen der Mitgift. Den Gemahlinnen der königlichen Prinzen wird bei der Vermählung ein dem Betrage ihrer Mitgift entsprechendes sogenanntes Gegenvermächtnis ausgesetzt. Die zu 10 Prozent gerechneten Zinsen beider Kapitalien stellen nach altem deutschen Fürstenrecht das einer verwitweten Fürstin jährlich zu reichende Wittum dar, doch wird dies heute gewöhnlich erhöht, und ebenso wird nach uralter Sitte ein angemessener Witwensitz in einem der königlichen oder prinzlichen Schlösser zugesichert. Endlich erhält die Prinzessin während der Dauer der Ehe statt der früher üblichen Morgengabe wie der Hand-, Spill- und Nadelgelder eine jährliche Rente zur Bestreitung ihrer eigenen Auslagen an Kleidern, Geschenken, Almosen und ähnlichen Dingen „zur selbsteigenen Disposition“.

Alle diese Punkte werden wie seit Jahrhunderten so auch heute noch vor der Vermählung von den hohen Verlobten und ihren Familienoberhäuptern in den sogenannten Ehepakten vertragsmäßig festgestellt, und dies ist um so wichtiger, als alle Ehegatten im königlichen Hause nicht in Gütergemeinschaft leben, über den Erbgang also, insofern die Testirfreiheit in den Ehepakten beschränkt ist, vorher Verfügung getroffen werden muß. Eine Reihe solcher Eheverträge sind aus früheren Jahrhunderten gedruckt, doch — ein Zeichen, wie wenig man auch hier Geheimnisse zu suchen hat — selbst aus diesem Jahrhundert ist ein solcher Ehevertrag eines königlichen Prinzen veröffentlicht worden. Damals betrug, um einige Zahlen zu nennen, die Mitgift der prinzlichen Braut 20 000 Thaler, daneben erhielt sie eine ihrem fürstlichen Stande entsprechende Ausstattung an Schmuck, Kleidern und Kleinodien. Das königliche Haus dagegen gewährte der Prinzessin eine jährliche Rente von 6000 Thalern und erhöhte das Wittum, welches, ihrer Mitgift entsprechend, 4000 Thaler betragen hätte, auf 30 000 Thaler.

Digitized by Google

Solange der Prinz-Gemahl lebt, trägt dieser die gesamten Kosten der gemeinschaftlichen Hofhaltung, in letzter Linie aber fallen auch sie der Hauptsache nach der Krone zur Last. Denn aus der Behauptung des alleinigen Rechts des Erstgeborenen auf den Thron und den Hausbesitz folgt ohne weiteres nach altem Fürstenrecht wie nach der Achillea das Recht der Prinzen, von der Krone ihren Unterhalt zu erhalten, folgt das Recht der Prinzen auf Apanagen. Im Gegensatz zu anderen Staaten, namentlich wieder zu England, gibt der Staat auch zu diesen gar keinen Beitrag, allein die Krone gewährt den Prinzen die Apanagen, und folgeweise bestimmt deren Höhe, die in der Achillea auf 1000, im Geraer Vertrag auf 6000 Gulden festgestellt ist, heute aber eine höhere sein muß, auch allein der König. Und zwar geschieht dies zum Vorteil der Prinzen in jedem einzelnen Fall, da die Apanagen nicht wie in anderen Fürstenhäusern zum Schaden der nachgeborenen Söhne in deren Linien vererblich sind.

Hier entsteht daher drittens die Frage: Aus welchen Mitteln bestreitet der König all diese umfangreichen Ausgaben? Aus welchen Mitteln deckt der König die Kosten für Allerhöchst Seine eigene Hofhaltung, einschließlich aller Festlichkeiten, aller Reisen, aller Bauten sowie der Aufnahme fremder Fürstlichkeiten, ferner die Kosten für die Hofhaltung seiner königlichen Gemahlin, für die sämtlicher Prinzen und Prinzessinnen, aus welchen Mitteln erhält der König weiter — denn auch dies fällt ihm zur Last — alle Behörden und Institute der Krone, so namentlich das Hausministerium und das Ober-Hofmarschallamt mit ihren zahlreichen Unterbehörden und Hofämtern; aus welchen Mitteln endlich fließen die Summen, welche für die Erbauung und Instandhaltung der königlichen Gärten und Schlösser mit ihren reichen Kunstschätzen und für die der königlichen Theater erforderlich sind?

Für alle diese Bedürfnisse — und man begreift, daß sie sehr hoch sein müssen — hat allein die Kronausstattung, die „Kronfideikommißrente", wie man früher sagte, die „Kronrente", wie man heute sagt, Befriedigung zu gewähren. Die Entstehungsgeschichte dieser „Kronrente" ist ganz außerordentlich anziehend, weil sie wieder durchweg den Zusammenhang zwischen der Haus- und der Staatsverfassung und zugleich die von den Hohenzollern im Interesse des Staates geübte Uneigennützigkeit in vollstem Maße bezeugt.

Ursprünglich nämlich besaßen wie die Landesherren in anderen Territorien, so auch die Kurfürsten von Brandenburg, eine große Zahl von Gütern und Gefällen als reines Privateigentum, als ein von jeder Lehnsverbindung freies Allodium der landesherrlichen Familie. Ueber diese selbst wie über ihre Erträge verfügte der regierende Fürst nicht nur vollkommen unabhängig, sondern rechtlich wie thatsächlich wurde aus ihnen in erster Linie oder auch vollständig der Hofhalt des fürstlichen Hauses bestritten. In Brandenburg änderte sich dies Verhältnis im 15. Jahrhundert unter Kurfürst Joachim II. Damals übernahmen die Stände nach den umständlichsten und schwierigsten Verhandlungen die landesherrlichen Schulden, und zu ihrer Sicherheit wurde eine Anzahl jener Güter in öffentliche Register eingetragen, öffentlichen Behörden unterstellt und ihre etwaige Ver-

Digitized by Google

äußerung wurde von der Zustimmung der Stände abhängig gemacht. Diejenigen Güter, auf welche diese drei Bedingungen zutreffen, bilden das sogenannte corpus der Kammergüter, bilden den Grundstock der heutigen Domänen. Andere Güter dagegen wurden diesen drei Bedingungen nicht unterworfen, sie blieben nach wie vor volles Privateigentum der kurfürstlichen Familie, über welche allein deren Haupt verfügte. Sie bilden den Ursprung der später sogenannten Schatullgüter.

Doch schon der Kurfürst Friedrich Wilhelm hob die getrennte Verwaltung beider Arten von Gütern insofern auf, als er sich, ganz der heutigen Anschauung entsprechend, nur eine bestimmte Summe vorbehielt. König Friedrich I. erklärte den ganzen königlichen Besitz zu einem immerwährenden, nach dem Recht der Erstgeburt vererblichen Fideikommiß, und König Friedrich Wilhelm I. hob in seinem berühmten Edikt über die Inalienabilität der Güter vom Jahre 1713 jeglichen Unterschied zwischen Kammer- und Schatullgütern vollständig auf. Damit hatte der König den folgenschwersten Schritt nicht nur für die Entwicklung des Domänenrechts, sondern für die finanzielle Grundlage des Staates wie seines Hauses gethan. Er hatte damit thatsächlich alle Güter der königlichen Familie, die er von seinen Vorfahren überkommen hatte, in Staatseigentum umgewandelt. So groß war die Uneigennützigkeit des, und nicht zum wenigsten ob seiner Sparsamkeit, viel geschmähten Königs, so scharf und einsichtig war der Begriff, den er sich von dem Wesen des Staates und von der Pflicht gebildet hatte, welche dem regierenden Haupt und der regierenden Familie dem Staate gegenüber obliegt. Als daher unter den beiden folgenden Regierungen das allgemeine Landrecht erst ausgearbeitet, dann veröffentlicht wurde, hatte man, wie der Vater des Landrechts, wie Svarez auch ausdrücklich sagt, dies von Friedrich Wilhelm I. geschaffene Verhältnis einfach anzuerkennen; man gab ihm, indem man die Domänen für Staatseigentum erklärte, dessen Benutzung dem Staatsoberhaupt zustehe, nur noch, wie man es treffend bezeichnet hat, die juristische Formulirung.

Nun aber kamen die napoleonischen Kriege. Der friedericianische Staat brach zusammen, und nicht entfernt war daran zu denken, daß das schnell verarmte Volk die Kontributionen zahlen konnte, welche Napoleon in berechnender Vernichtungslust uns auferlegte. Da war der Moment gekommen, in welchem man an eine Veräußerung der Domänen denken mußte. Freilich wurde mancher Zweifel laut, ob der König dazu befugt sei, aber alle diese Zweifel schlug der Freiherr vom Stein siegreich mit dem Hinweis darauf nieder, daß die Eigenschaft des Staatseigentums höher stehe als die des königlichen Privateigentums, und die Souveränität dem Könige allerdings das Recht des Verkaufes gewähre. Um indessen ganz sicher zu gehen, holte man doch die Zustimmung der Agnaten des Hauses sowohl wie die der Stände oder, wo solche fehlten, hervorragender Männer, sogenannter Notabilitäten, ein, und indem der König beides, sowohl sein souveränes Recht wie die Zustimmung der Stände, ausdrücklich hervorhob, gab er, den innigen Zusammenhang zwischen der Staats- und Hausverfassung hell beleuchtend, dem Edikt vom 6. November 1810 sowohl den Charakter eines

Digitized by Google

Haus- wie den eines Staatsgesetzes. Die Bedürfnisse des Staates hatten entschieden, und gern fügte sich der König der Verminderung seiner Einnahmen, wie sie zumal bei den niedrigen Preisen, die beim Verkauf der Güter in jener Zeit des wirtschaftlichen Niederganges und des Fehlens an geeigneter Nachfrage gezahlt werden konnten, entstehen mußte. Noch aber galt, wie gering auch die Erträge aus dem so stark verminderten Domänenbestand sein mochten, der im allgemeinen Landrecht gesetzlich festgestellte Grundsatz, daß ihre Verwendung allein dem Könige zustehe, daß er befugt sei, in beliebiger Höhe aus ihnen die Kosten zu bestreiten, welche die Unterhaltung des Hofes und der königlichen Familie verursachen möchte.

Allein auch dies Recht gab König Friedrich Wilhelm III. dahin an den Staat, freiwillig und ohne jede rechtliche Nötigung, gab es dahin an den Staat, um dessen Schulden sicher zu stellen, sie allmälich zu tilgen, ihre Verzinsung zu ermöglichen. In den Verordnungen vom 17. Januar 1820 und 17. Juni 1826 überwies er mit gesetzlicher Kraft die gesamten Einnahmen aus den Domänen und Forsten dem Staate, behielt sich für den Unterhalt der königlichen Familie, für den königlichen Hofstaat und den sämtlicher Prinzen, sowie auch für alle dahin gehörigen Institute nur eine auf rund 2 500 000 Thaler festgesetzte jährliche Rente vor. Durch dieses „freie Geschenk königlicher Gnade und Milde" war in der That, wie etwas später einer der feinsten und tüchtigsten Staatsmänner es nannte, dem Staate ein außerordentlicher Hilfsfonds zugeführt, wie ihn die meisten europäischen Staaten nicht besitzen. Es war ein Geschenk, welches damals jährlich fast sechs Millionen Thaler betrug, heute aber bei dem erheblich größeren Umfange der Domänen, ihrer erhöhten Ertragsfähigkeit und einschließlich der Zinsen von den Kapitalien für inzwischen veräußerte Domänen beinahe 100 Millionen Mark jährlich dem Staate einbringt.

Bald zeigte es sich indessen, daß die der Krone vorbehaltene Rente mehr dem erstaunlichen Sparsystem ihrer Zeit als dem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entsprach, sie mußte daher durch Gesetz vom 30. April 1859 um eine halbe Million Thaler erhöht werden. Im Jahre 1866 hätte König Wilhelm wohl Veranlassung gehabt, die Zivillisten für sich in Anspruch zu nehmen, welche den in den neu erworbenen Provinzen bis dahin regierenden Herrscherhäusern zustanden. Der König hat dies nicht gethan, er hat jene Länder von dieser Last befreit. Er hat sich begnügt, eine weitere Million Thaler zu fordern, und er hat auch diese gefordert wesentlich im Hinblick auf die Unterhaltung der landesherrlichen Schlösser, welche er in diesen Ländern übernahm. (Gesetz vom 27. Januar 1868.) Mußte aber schon der erweiterte Umfang und das erhöhte Ansehen des Staates die Kosten des Königs namentlich bezüglich der Repräsentation wesentlich erhöhen, so trat nun weiter im Laufe der siebenziger Jahre jene außerordentliche Erhöhung der Preise für alle Lebensbedürfnisse, jenes schnelle Sinken des Geldwertes ein, welches jeden bürgerlichen Haushalt so außerordentlich verteuert hat, welches eine Erhöhung der Beamtengehälter notwendig machte, und welches auf die Etats der Behörden so stark eingewirkt hat, daß in dem

Digitized by Google

Zeitraum von 1868 bis 1888 beispielsweise der Etat des preußischen Justizministeriums sich trotz der Verringerung der Beamtenzahl fast um die Hälfte erhöhte, der des Ministeriums des Innern sich beinahe verdoppelte.

Man begreift, daß diese Verhältnisse auch im Hofhalte der königlichen Familie voll und ganz fühlbar werden mußten, ja hier mußten sie um so fühlbarer werden, als durch die Verbindung der deutschen Kaiserwürde mit der preußischen Königskrone für diese ganz ungeahnte Ausgaben von beträchtlicher Größe erwachsen waren. Die Staats- und die Reichsinteressen führten zum Beispiel zu jenen jetzt so häufigen Anwesenheiten fremder Fürstlichkeiten am Berliner Hofe, die früher nur ein seltenes Ereignis waren und die Schaulust der Berliner daher weit mehr erregten als heute. Es kam dahin, daß eine Anzahl notwendiger Ausgaben zurückgestellt, daß namentlich eine Reihe notwendiger Bauten und Umbauten unterbleiben mußte. Lange Jahre hat die Krone dies Mißverhältnis ertragen, und erst nach der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs Majestät erfolgte eine Erhöhung der der Krone vorbehaltenen Rente, die sich aber auch wieder in den Grenzen der Erhöhung von 1868 hielt. Im ganzen beträgt sie daher heute nach dem Gesetz vom 20. Februar 1889 in Mark rund fünfzehn Millionen.

Das ist die Entstehung der heutigen Kronrente. Sie ist nicht eine Zivilliste, denn sie ist durch die Verfassung und Gesetze festgestellt und der jährlichen Beratung wie Beschlußfassung der Kammern entzogen. Beide Häuser des Landtags haben sie vielmehr im Etat als ein für allemal feststehend ohne weiteres anzuerkennen.

Sie ist ferner eine lediglich preußische. Preußen allein zahlt sie, und das deutsche Reich gibt für den Unterhalt des Kaiserhauses und für die Kosten der Repräsentation seiner Kaiserwürde gar nichts. Es ist dies freilich eine in der ganzen europäischen Staatenwelt einzig dastehende Anomalie, und vielerlei läßt sich gegen ihr Fortbestehen einwenden, aber man sieht darin eine Ehrenpflicht Preußens, und es würde wohl einer, wenn auch geringfügigen Aenderung der Reichsverfassung bedürfen, wenn einmal die deutschen Bundesstaaten geneigt sein sollten, wenigstens für die Ehrenausgaben ihres Kaisers einen Ersatz zu bieten.

Doch auch die preußische Kronausstattung ist in Wirklichkeit eine überaus mäßige. Zunächst ist daran zu erinnern, daß die genannte Summe schlechthin alles ist, was der Staat der Krone leistet, also einschließlich der in anderen Ländern von der Staatskasse neben der Zivilliste zu leistenden Apanagen, Aussteuern und Mitgifte. Während aber weiter in anderen Ländern, abgesehen ganz von diesen Zuwendungen, die Höhe der Zivillisten nach der Kopfzahl der Bevölkerung berechnet von 0,42 Mark bis auf eine, ja bis auf drei und sogar sechs Mark steigt, zahlen wir in Preußen den niedrigsten Satz, nämlich scheinbar 50 Pfennig, in Wahrheit aber, da die Hälfte der Kronrente als Hypothekenzinsen von den Domänen eingehen und nur die andere Hälfte wirklich erhoben wird, 25 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung. Selbst im Jahre 1820 betrug die der Krone vorbehaltene Rente noch 31 Prozent des ganzen Ertrages der Domänen

Digitized by Google

und Forsten, heute aber nur 15 Prozent, und mithin nicht 15 Millionen, sondern 30 Millionen müßte die Kronrente betragen, wenn sie selbst nur dem Satze von 1820, der damals schon zu niedrig gegriffen war, entsprechen sollte. Wollte man aber gar, was doch sicherlich auch nur recht und billig wäre, den ungeheuren Unterschied der Preise für alle Lebensmittel und des Geldwertes von 1820 und heute ins Gewicht werfen, so würde die Geringfügigkeit der Kronrente eine noch viel überraschendere sein.

Dennoch hat sich des jetzt regierenden Königs Majestät bei seiner Thronbesteigung mit jener mäßigen Feststellung der Kronrente begnügt, um davon alle ihm als deutschem Kaiser, als König von Preußen und als Oberhaupt der königlichen Familie obliegenden Verpflichtungen zu bestreiten. Und — wie erheblich diese auch sein mögen — Seine Majestät der Kaiser und König bestreitet in der That alle seine Ausgaben lediglich aus eigenen Mitteln. Immer wieder zwar hört man die vielseitig und hartnäckig geglaubte Fabel, als ob dies nicht der Fall, immer wieder laufen Gerüchte umher, als ob die Kronkasse oder nun gar die Privatkasse Seiner Majestät, obwohl sie von jener gespeist wird, genötigt sei, hier oder da Anlehen aufzunehmen. Es ist dies weiter gar nichts als eine, sei es nun auf Unkenntnis, sei es auf Dummheit, sei es auf Böswilligkeit beruhende, Verleumdung. Freilich, als vor etlichen Jahren zwei untergeordnete weibliche Personen aus dem kronprinzlichen Hofhalt des hochseligen Kaisers Friedrich in Potsdam und Umgegend umherliefen und vorgaben, sie seien ermächtigt, für ihren höchsten Herrn Darlehen aufzunehmen, da wurden sie zwar zuletzt, nachdem sie bezeichnenderweise ansehnliche Summen zusammengebracht hatten, wegen der Spitzbüberei vom Gericht verurteilt. Allein — hatte der hochselige Kaiser wohl unrecht, wenn er der Ueberzeugung Ausdruck gab, man werde doch bei dem Glauben verharren, er habe das Geld bekommen? War dieser Glaube nicht begründet auf ein ebenso unsinniges wie fast durchweg für wahr angenommenes Gerücht? — So sind nun einmal die Menschen, je toller, je widersinniger ein Gerücht, um so lieber wird es geglaubt, zumal wenn es die Allerhöchsten Kreise berührt. Und wenn nun so gar keine Möglichkeit vorhanden ist, von einem Glaubenswechsel oder von ehelichen Mißhelligkeiten zu phantasiren — nun, so fabulirt man eben von Schulden. Eine oder die andere von diesen Albernheiten schwirrt erfahrungsmäßig immer im Volke umher, man kann das in der Zeitungs- und Memoirenliteratur historisch verfolgen und sich davon überzeugen, wie es dem Menschen Bedürfnis ist, das Strahlende zu schwärzen. Die Würde unseres Königshauses aber verlangt, dem heute beliebten Phantasiegebilde müßiger Erfindungslust und Neugierde oder täppischer Zudringlichkeit und boshafter Verleumdung mit bestimmtem Widerspruch entgegenzutreten.

Allerdings aber verfügt Seine Majestät der Kaiser und König noch über anderes Vermögen, als das ist, welches in der Kronrente sich darstellt, und beziehen auch die königlichen Prinzen noch andere Einkünfte als die in den Apanagen ihnen gewährten. Sie werden ihrer bei der Geringfügigkeit der

Digitized by Google

Kronrente auch thatsächlich bedürfen, wenn anders sie die Würde des preußischen Staates und des deutschen Reiches voll aufrecht erhalten sollen. Das Maß aber, in welchem dies geschieht, hängt durchaus nicht etwa von persönlichem Belieben ab, sondern allein von der Bedeutung und der Macht, welche der Staat zumal dem Auslande gegenüber in Anspruch nimmt. Irgend eine rechtliche Verpflichtung indessen, diese, gleich näher zu erörternden, Einnahmen für jene Ausgaben im Interesse des Staats zu verwenden, liegt in keiner Weise vor. Denn sie beruhen auf rein privatrechtlichen Titeln und entstehen wie bei jedem Privatmann durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Vermählung und Erbgang oder auch wohl durch besondere Gelegenheiten, wie es etwa die Dotationen waren, welche der Staat den prinzlichen Feldherren ebenso wie den anderen Feldherren nach den großen Kriegen unserer Tage gewährte. Unter Beobachtung der allgemeinen gesetzlichen Vorschriften haben natürlich auch die Könige und die Prinzen von Preußen das Recht, ihre etwaigen Erwerbungen und Ersparnisse fideikommissarisch zu vererben, das heißt sie nur einem ihrer Kinder und weiteren Nachkommen zu hinterlassen, diesem auch nur den Nießbrauch zu gestatten und unter Umständen ihm gewisse Verpflichtungen zu Gunsten der übrigen Interessenten aufzuerlegen.

In der That bestehen heute für die prinzlichen Linien mehrere solcher Fideikommisse, und die Krone selbst verfügt über drei Fideikommisse, nämlich das Kronfideikommiß, das Hausfideikommiß und den Krontresor. Die Geschichte dieser drei Fideikommisse ist das lehrreichste Kapitel aus der ganzen Hausverfassung, doch können wir hier nur noch ganz kurz auf sie eingehen. Das Kronfideikommiß — die gesamten Hoheitsrechte, die Thronfolge selbst, die Krourente, die Kronjuwelen und königlichen Schlösser, überhaupt das ganze königliche Eigentum, wie es von einem regierenden Herrn auf den andern übergeht, umfassend — begreift zugleich diejenigen Stammgüter, welche sich zur Zeit des Ediktes von 1713 und der Publikation des allgemeinen Landrechts nicht im Besitz des regierenden Herrn, sondern anderer Mitglieder des königlichen Hauses befanden, auf die jene Bestimmungen also nicht Anwendung finden konnten. Das sind vornehmlich die Güter Schwedt, Vierraden und Wildenbruch. Sie sind es noch heut, obwohl oder vielmehr gerade weil der Staat der Krone ihren Besitz durch einen langjährigen Prozeß streitig gemacht hat. Schwedt und Vierraden hatte Kurfürst Albrecht im Frieden von Prenzlau 1472 von den Pommern erworben, mehrmals hatten beide Herrschaften als Dotationen für Mitglieder der landesherrlichen Familie gedient und beispielsweise das Wittum der Kurfürstin Elisabeth Charlotte, der Mutter des Großen Kurfürsten, gebildet. Nach deren Tode sah sich dieser genötigt, die Güter für 25 000 Thaler einem Grafen von Varrenbach zu verpfänden, vermochte indessen auch nach Ablauf der Pfandzeit nicht, die Pfandsumme aufzubringen. Da lieh ihm auf sein verschiedentliches Zureden, daß die Herrschaften nicht ein Domänenstück seien, seine zweite Gemahlin, die Kurfürstin Dorothea die erforderlichen 26 500 Thaler und erhielt dagegen Schwedt und Vierraden als ein, in den Linien ihrer Söhne nach dem Recht der Erstgeburt vererbliches, Fidei-

Digitized by Google

kommiß, mit der Bestimmung jedoch, daß es nebst allen etwa neu hinzuerworbenen Gütern nach dem Aussterben dieser Linien an den regierenden Landesherrn zurückfallen solle. Diese Verfügungen wurden im Laufe der Zeit im einzelnen noch näher erläutert, und wurde insbesondere auch die Summe festgesetzt, welche für den Rückfall des Ganzen an die Kurlinie den weiblichen Nachkommen der Kurfürstin Dorothea für das hinzu gekaufte Gut Wildenbruch herauszuzahlen sei. So entstand auf rein privatrechtlicher Grundlage die Markgrafschaft Schwedt, deren Inhaber, die Markgrafen, jedoch lediglich die Rechte adeliger Rittergutsbesitzer, nicht aber solche der Landeshoheit hatten. Auch erfreuten sich des Besitzes der durch den dreißigjährigen Krieg arg verwüsteten, aber bald gehobenen Güter nur drei Nachkommen der Kurfürstin Dorothea. Mit dem Markgrafen Friedrich Heinrich erloschen die Linien zweiter Ehe des Großen Kurfürsten im Mannsstamme (1788), und König Friedrich Wilhelm II. erbte die Güter daher nicht als ein neues, von ihm erworbenes Besitztum, sondern kraft der Bestimmungen und Vorausficht seiner Vorfahren. Sie wurden daher auch nicht unter die öffentlichen Behörden gestellt, sondern durch eine Immediatkommission unmittelbar vom Könige verwaltet, und mußten folgeweise, trotzdem der König über sie nicht verfügt hatte, auch nach seinem Tode ihre ursprüngliche Eigenschaft als königlicher Privatbesitz behalten. Dennoch wurden im Anfang unseres Jahrhunderts Zweifel an dieser Eigenschaft geäußert, ja es kam vor, daß die Herrschaften thatsächlich zu den Staatsdomänen gerechnet wurden. Und wenn dergleichen Zweifel und Irrtümer auch alsbald berichtigt wurden, so ging es doch auch hier wie bei jeder Behauptung: je öfter sie wiederholt wurde, je mehr gewann sie an Wahrscheinlichkeit. Dieser Unsicherheit beschloß König Friedrich Wilhelm IV. ein Ende zu machen. Er gab im Jahre 1854 dem Staate den Befehl, auf Herausgabe der Güter seitens der Krone an den Staat klagbar zu werden. Fast zwanzig Jahre hat dann dieser Prozeß gespielt, eine Anzahl der gelehrtesten und vorzüglichsten Denkschriften hat er hervorgerufen, vor allem aus der Feder des um die Krone hochverdienten Goetheforschers Gustav von Loeper. Durch alle drei Instanzen hat der Staat sein vermeintliches Recht zu treiben gesucht, in allen drei Instanzen ist er abgewiesen, und durch richterliche Urteile von 1868, 1872 und 1874 sind die Güter Schwedt, Vierraden und Wildenbruch als reines Privatgut der königlichen Familie anerkannt.

Zweitens das Hausfideikommiß. Wenn König Friedrich Wilhelm I., wie wir oben ausführten, alle von seinen Voreltern überkommenen Schatullgüter dem Staate geschenkt hatte, so war er selbstverständlich wohl befugt, wenigstens über die von ihm selbst erworbenen Güter anderweitig zu verfügen. Von dieser Befugnis machte er auch in sofern thatsächlich Gebrauch, als er aus gewissen Gütern im Mansfeldschen, sowie den Aemtern Niegripp und Königs-Wusterhausen, die er teils geschenkt erhalten, teils durch eigene Ersparnisse, durch seinen „sauern Schweiß", wie er selbst es nannte, gekauft hatte, für seine drei jüngeren Söhne und deren Nachkommen Fideikommisse mit der Bestimmung errichtete, daß diese drei Linien zunächst einander gegenseitig beerben, nach ihrem Dahinscheiden aber

Digitized by Google

die Krone ihre Rechtsnachfolgerin werden sollte. Dieser Fall trat 1843 ein, und die Güter fielen daher stiftungsmäßig und unangefochten wieder an die Krone zurück. Seitdem besteht zwischen diesen Gütern und den übrigen Bestandteilen des Kronfideikommisses kein rechtlicher Unterschied mehr; es ist aber für dieselben der besondere Name Hausfideikommiß beibehalten, und es sind auch neuere Erwerbungen an Gütern und Forsten zunächst auf den Namen des Hausfideikommisses geschrieben worden. Auch diese Güter des königlichen Hauses gelten als Domänen im gesetzlichen Sinne, und es stehen ihnen und ihrer Verwaltung die gesetzlichen Vorrechte der fiskalischen Domänen und Domänenverwaltung wenigstens teilweise zu.

Drittens endlich besitzt das königliche Haus den Krontresor. Es ist bekannt, daß König Friedrich Wilhelm III. in den traurigen Jahren nach dem Tilsiter Frieden die Ausgaben für den Unterhalt des Hofes mit einer weit geringeren Summe als der seit langer Zeit herkömmlichen bestritt und dadurch auch seinerseits für die Abzahlung der von Napoleon uns auferlegten Kontributionen nicht unerheblich beitrug. Es entsprach dies allerdings der drückenden Thatsache, daß man den Beamten ihr Gehalt nur zum Teil auszahlen konnte. Ebenso aber wie man diese nach den Befreiungskriegen für die Entbehrungen der Schreckenszeit durch Einlösung der für die einbehaltenen Gehaltsteile ausgegebenen Bons entschädigte, so erstattete man nunmehr auch dem Könige jene im Interesse des Staates sich selbst auferlegten Verluste. Aus dieser Summe und seinen im Laufe späterer Jahre gemachten Ersparnissen bildete der König einen Fonds, der sich bei seinem Tode auf etwa fünf Millionen Thaler belief, und traf die Verfügung, daß seine Nachfolger in der Regierung über die Hälfte frei verfügen dürften, die andere Hälfte dagegen einen eisernen, nur im Fall der Not angreifbaren Bestand bilden solle.

Das aber nun ist das Eigentümliche, daß auch diese Fideikommisse, obwohl sie reines — und zwar im Verhältnis zu manch anderem Herrscherhause geringes — Privatgut der königlichen Familie bilden, doch wieder hinweisen auf die Einheit von Fürst und Staat, auf den Zusammenhang zwischen der Staats- und der Hausverfassung. Die zum Kronfideikommiß gehörenden Güter sind dadurch erworben, daß ein Mitglied des regierenden Hauses die Mittel hergab, um eine Schuld des Landesherrn zu decken, die er in den geldarmen Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege selbst einzulösen nicht vermochte. Das Hausfideikommiß erinnert in seinem weiteren Zusammenhang an eine der bedeutendsten Thaten König Friedrich Wilhelms I., auf der unser Staatswesen noch jetzt beruht, erinnert an die solide und gewissenhafte Finanzwirtschaft, die Friedrich Wilhelm begründet, und an den wichtigsten Akt für unser heutiges Domänenrecht. Der Krontresor endlich ist wie ein Spiegelbild der Geschichte des Staates zur Zeit seiner Gründung. Die tiefste Erniedrigung des Staates und seine glorreiche Wiederaufrichtung charakterisiren sich in ihm.

Nun aber ist diese sich hier so deutlich offenbarende, fest geschlossene Zusammengehörigkeit eine notwendige Forderung des Staates überhaupt, und wenn

Digitized by Google

derjenige Staat, der auf die Dauer sie außer acht läßt, sich selbst verleugnet und seinem Untergang entgegeneilt, so ist es ein Zeichen besonders kräftiger Gesundheit, daß sie bei uns selbst in dem autonomen Familienrecht des königlichen Hauses einen so lebendigen Pulsschlag aufweist. Eben weil Fürst und Volk bei uns nur eine einzige saftreiche Wurzel bilden, hat über uns der Baum des Staates mit einem so kräftigen, mit einem so knorrigen Geäst, mit einem so reichen Gezweig emporwachsen können. Und dieser beglückende Zustand ist, so viel wird klar geworden sein, im wesentlichen die Folge der seltenen, ja sagen wir es geradezu, der einzig dastehenden Uneigennützigkeit des königlichen Hauses. Sie aber geht — das wird eines weiteren Nachweises nicht bedürfen — zurück auf das Pflichtgefühl der Hohenzollern, das dem näher Zusehenden immer wieder der Gegenstand erneuten Staunens ist. Denn wie viel Irrwege, ja wie viel Abwege wir auch in der Geschichte unseres Staates neben allen Unglücksfällen zu beklagen haben, noch hat allemal das Pflichtgefühl unserer Herrscher auch zur richtigen Pflichterkenntnis geführt, noch hat diese zuletzt allemal auch den verirrten Staat auf den rechten Weg zurückgeleitet. Die selbstlose Hingabe unserer Könige an den Staat, ihr tiefes Pflichtgefühl und ihre zutreffende Pflichterkenntnis bilden daher auch die Sonne, welche bei uns alle Parteiunterschiede nicht nur überstrahlen sollte, sondern, Gott sei Dank, auch wirklich noch weit klaffende Unterschiede überstrahlt, bilden das felsensichere Fundament, von dem aus wir mit freudiger Gewißheit und mit vollem Vertrauen auch heute in eine wie immer dunkel erscheinende Zukunft blicken. Mögen doch auch jetzt wieder am politischen wie am sozialen Himmel neue Unwetter sich auftürmen, mögen doch die Blitze der Sozialdemokratie immer greller leuchten und in immer kürzeren Zwischenräumen ihnen die Donner des Anarchismus folgen: unter hohenzollernscher Führung gehen wir siegreich auch durch diese Stürme hindurch, und der königliche Aar von Preußen, der schützend über unseren Voreltern geschwebt, der schirmend über uns waltet, der wird schützend und schirmend seine Fittiche ausbreiten auch über späte Geschlechter.

Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense.

Ungedruckter Briefwechsel.

Herausgegeben von

Theodor Wiedemann.

Vorwort.

Die von Ranke während seiner italienischen Reise mit Varnhagen von Ense gepflogene Korrespondenz, welche ich zu veröffentlichen im Begriff stehe, fordert von selbst zum Vergleich mit seinen im Schlußband der sämtlichen Werke abgedruckten Briefen an seinen Bruder Heinrich und ganz besonders mit denen

Digitized by Google

an Heinrich Ritter auf. Ich betrachte es im allgemeinen als einen Vorzug vor der gedachten Publikation, daß ich nicht nur Briefe von der einen, sondern auch von der andern Seite, das ist einen wirklichen Briefwechsel für einen längeren Zeitraum, nämlich über ein Jahr hinaus, wenngleich nicht ganz vollständig vorzulegen im stande bin. Durch die Erhaltung der zwischen den Briefen bestehenden ursprünglichen Relation, welche in jenem Falle vereinzelte Bezugnahmen nur sehr unvollkommen ersetzen, erscheint die Korrespondenz in ihrem inneren Zusammenhang, wovon das richtige Verständnis mancher Stelle abhängt, wie man das wahrnimmt, sobald die Varnhagenschen Briefe fehlen. Konjekturen und Mutmaßungen, zu denen man dann gedrängt wird, entbehren doch der unmittelbaren Evidenz. Darüber kann das Urteil nicht zweifelhaft sein, daß die Varnhagenschen Schreiben den Rankeschen an Interesse nachstehen, was ebensowohl durch den verschiedenen Grad der geistigen Begabung der Schreibenden, wie auch dadurch bedingt ist, daß Ranke auf der von ihm unternommenen Reise ein dankbarer und ergiebiger Stoff zur Mitteilung dargeboten wurde, Varnhagen dagegen in einer Lage und bei Beschäftigungen verblieb, die Ranke bei dem mit ihm nahezu zwei und ein halbes Jahr gepflogenen Umgang zur Genüge bekannt waren. Beinahe am meisten beachtenswert erscheint mir in den früheren Briefen Varnhagens eine Stelle über Gentz,[1]) die neben alle dem, was er sonst über diesen Publizisten und Staatsmann geäußert, durch treffende Zusammenfassung ein besonders charakteristisches Gepräge an sich trägt. Manches findet sich in den Schreiben von Varnhagen über Goethe. — Man wird ohne weiteres voraussetzen, daß die Briefe Rankes an Varnhagen sich mit den an Heinrich Ritter und seinen Bruder Heinrich gegenständlich berühren. Indes findet das nicht so häufig statt, als man von vornherein anzunehmen geneigt sein könnte. Auffassungs- und Darstellungsweise ist fast immer eine abweichende. Zu den bereits gedruckten Briefen bieten unsere sowohl in Betreff der Reise selbst wie anderweitig Ergänzungen von Interesse. So gedenken sie, was in jenen Briefen unerwähnt bleibt, des Verkehrs Rankes mit dem Dichter Heinrich Heine in Venedig.[2]) Bei seiner Begegnung mit dem preußischen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., wird eine dort nicht mitgeteilte Aeußerung desselben über kirchliche Architektur angeführt. In einem der späteren Briefe hat Ranke den Zivilisationszustand von Toskana, oder vielmehr den Eindruck, den derselbe auf ihn machte, geschildert.[3]) Die Briefe enthalten außerdem kritische Urteile Rankes, wie über Platens Dramen und Zedlitz' lyrische Dichtungen, besonders dessen Totenkränze; ein anderes Gebiet der Literatur betreffend im engsten Zusammenhang mit dem Reisebericht über Rumohrs italienische Forschungen; in

[1]) Varnhagen an Ranke, 8. November 1827. Vergl. besonders Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens und Vermischte Schriften, Bd. V. — Vermischte Schriften, II. Teil S. 1—38, und in der Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, II. Teil S. 196 ff.

[2]) Varnhagen an Ranke, Dezember 1828.

[3]) Ranke an Varnhagen, 9. August 1830.

Digitized by Google

Loslösung von demselben über Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften und die Ansichten Friedrich von Schlegels.[1]) Die zuletzt angeführten Stellen sind zugleich charakteristisch für Rankes Denkart. Die Briefe gewähren sodann manchen Beitrag für Rankes eigene Geistesentwicklung, besonders auch in Beziehung auf das allmähliche und langsame Heranreifen seiner schriftstellerischen Intentionen, bis er zu deren Ausführung schritt. In dieser Hinsicht möchte ich bemerken, daß er schon in seinem Schreiben an Varnhagen vom 9. Dezember 1827, als von ihm eben nur der erste Band von „Fürsten und Völker" vollendet war und er Berlin kaum verlassen hatte, von der Betrachtung spricht, die, wie er sagt, ihm an dem Ohre zupfe, daß er für deutsche und nicht welsche Geschichte geboren sei. Darin ist, da dem schon feststehenden Vorwurf gemäß die Geschichte der Päpste in „Fürsten und Völker" mit eingeschlossen werden sollte, wenngleich eine verwandte literarische Absicht, nur enger umgrenzt, in dem Plane einer Lebensbeschreibung Luthers, mit dem Ranke bereits in seinen Studentenjahren umging,[2]) früher hervortritt, und die Bemühung um Abschriften von Schweizerchroniken und von Johannes Müllers (Müllners) Annalen von Nürnberg, von denen Ranke auch später eine solche erworben hat, in dem gleichen Sinn gedeutet werden kann, obwohl die unmittelbare Beziehung auf die Fortsetzung und Vollendung der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" näher liegt,[3]) insofern es aus dem Bewußtsein der innerhalb der romanisch-germanischen Völkergruppe, deren Auffassung als einer Einheit Rankes erstem Buche zu Grunde liegt, bestehenden Differenzirung und aus dem der eigenen nationalen Zugehörigkeit entsprang, das Motiv für die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation erkennbar, für welche Ranke im Sommer 1830 zu Florenz zuerst archivalische Studien anstellte.[4]) Der in Varnhagens Brief vom 8. November 1827 vorkommende Hinweis darauf, daß Ranke in dem Staatsarchiv zu Nürnberg eine große Menge wichtiger Reichsakten für seine Zwecke vorfinden werde, zeigt, daß dieser vor seiner Abreise von der Absicht, die Geschichte der Reformation zu schreiben, gesprochen hatte; für die Geschichte der Päpste wird dies ausdrücklich durch Varnhagens handschriftliches Tageblatt vom 31. Januar 1837 bezeugt. Die Bemerkung in Rankes Schreiben vom 8. April 1828, daß die Geschichte von Preußen seit dem Großen Kurfürsten ein großer historischer Gegenstand und vaterländisch zugleich sei, deutet bereits auf den Inhalt der „Neun Bücher preußischer Geschichte" hin, in denen nach skizzenartiger Behandlung der älteren Periode die eigentliche Darstellung mit dem hier angegebenen Zeitpunkt beginnt.

[1]) Ranke an Varnhagen, 21. Oktober 1827, 10. März 1828.

[2]) Autobiographische Aufzeichnung Rankes vom November 1885 (S. W. 53/4, S. 59). Heinrich Ranke, Jugenderinnerungen S. 85.

[3]) Leopold Ranke an seinen Bruder Heinrich, 18. Februar 1824. (S. W. 53/4, S. 123.)

[4]) Ranke an den Grafen Platen, Florenz, 17. Juli 1830. (S. W. 53/4, S. 236); an Heinrich Ritter, Venedig, 6. August (ebenda S. 238). Ranke an Varnhagen, Venedig, 9. August 1830.

Digitized by Google

Es erhellt daraus, mit welcher Konsequenz und Zähigkeit Ranke im allgemeinen einmal ergriffene und dann stets ihm vorschwebende literarische Pläne, indem er sie innerlich reifen ließ, festgehalten und trotz zeitweise eingetretener Ablenkung, aus der er den größten geistigen Nutzen zu Gunsten seiner ferneren schriftstellerischen Thätigkeit zu ziehen wußte, zuletzt doch verwirklicht hat. Gern wird man das Selbstbekenntnis über das Ziel und den Zweck seiner Studien, daß er „die Weltgeschichte suche"; daß er „alle Tage nur einen Gedanken habe, der auf das eigentliche Leben der Welt, auf das Innere der Nationen, mithin auf Gott wahrhaftigen Bezug habe", hier wiederholt sehen. Sehr bezeichnend für seine damalige Auffassung der Konfessionen ist die Aeußerung, daß er den Gegensatz zwischen protestantisch und katholisch für den heutigen Tag, das ist, wie er sich ausdrückt, für die Entwicklung unseres Anteils an dem allgemeinen Leben der Welt von keiner Bedeutung finde. Insofern es das gegenseitige Verhältnis angeht, sind die von Ranke während der Reise an das Varnhagensche Ehepaar gerichteten Briefe ganz anders geartet als diejenigen, die er an Heinrich Ritter schrieb. Von dem unbefangenen, natürlichen und unverfälschten Ausdruck echter Freundschaft, der diesen eigen ist, halten sie sich fern; die Form konventioneller Höflichkeit und Rücksichtnahme ist für sie maßgebend gewesen. Wohl aber bezeigt sich innerhalb der dadurch gezogenen Grenzen in ihnen wenigstens zu Anfang wohlwollende und vertrauungsvolle Gesinnung. Auf der Reise versäumte Ranke nicht, die Bekannten des Varnhagenschen Ehepaares zu besuchen und diesem von deren Ergehen Nachricht zu geben. Er spricht sich über sie ganz dem empfangenen Eindruck gemäß aus; und Varnhagen hinwiederum macht kein Hehl daraus, wenn er über die Persönlichkeit anders dachte, wie das zum Beispiel in Betreff Friedrich von Schlegels der Fall war. Die gleiche Freimütigkeit bemerkt man in Ansehung der früheren Zeit in den ebensowohl durch ihre Authentie, wie durch die Hervorhebung des Unterschiedes biographisch beachtenswerte Aeußerungen Rankes über sein Verhältnis zu Frau von Zielinski einer-, zu Bettine von Arnim andrerseits in dem Brief an Varnhagen vom 8. April 1828. Dankbar erkennt Ranke an, daß ihm durch die Empfehlungsschreiben, die er erhalten, eine freundliche und fördernde Aufnahme bereitet worden sei. Mit großer Offenheit bringt Ranke Varnhagen gegenüber seine finanziellen Anliegen zur Sprache und mit Vertrauen überläßt er ihm deren Befürwortung und Vertretung. Wie an Heinrich Ritter die von ihm käuflich erworbenen Manuskripte, so schickt er an Varnhagen die Kopien und Auszüge aus den von ihm benützten Büchern und Handschriften, das andere Fundament der in ihrem allgemeinen Umriß ihm vorschwebenden künftigen Werke.

Das Interesse des einen an den Studien und der literarischen Beschäftigung des andern und die Voraussetzung eines solchen übertrug sich von früher auf die Reisezeit Rankes. Nach dieser Richtung hin beziehen sich ein paar Briefe auf die im ersten, 1824 erschienenen Bande von Varnhagens biographischen Denkmalen enthaltenen Lebensbeschreibungen des Reichsgrafen Matthias von der Schulenburg und des Königs Theodor von Korsika. Varnhagen begann bereits

Digitized by Google

für die zweite Auflage zu sammeln, zu der es dann freilich erst in der Mitte der vierziger Jahre gekommen ist, und zwar ohne daß irgendwie bedeutsame Veränderungen in der ursprünglichen Fassung vorgenommen worden sind. Ueber die für eigene Zwecke angestellten Forschungen und Untersuchungen, deren Förderung und Behinderung, wie über seine Ausarbeitungen, auch die erst begonnenen, noch nicht zum Abschluß gebrachten und zunächst nicht zur Veröffentlichung bestimmten, berichtet Ranke seinem Freunde fortlaufend und ausführlich; es findet sich manches darin, was bisher unbekannt geblieben ist. Bis zum Abschluß von Rankes Reise erhielt sich sein gutes Einvernehmen mit dem Varnhagenschen Ehepaare nicht ungestört. Es erhoben sich zunächst aus zufälligem Anlaß Mißverständnisse vorübergehender Natur; zuletzt aber traten essentielle Meinungsverschiedenheiten von dauernder Nachwirkung hervor. Darauf werde ich jedoch erst nach Mitteilung einer größeren Anzahl von Briefen zu sprechen kommen.

Ranke an Varnhagen.

Wien, 21. Oktober 1827.

Zuerst meinen schönen Gruß an Sie beide. Wie sollte ich in die Nähe der Mauerstraße unter den Linden[1]) schreiben können, ohne Ihnen zu sagen, daß es mir gut geht? Und weil Sie gewiß Anteil daran nehmen, so hören Sie denn, daß die Bibliothek für meine beiden zweiten Bände[2]) die vortrefflichsten Sachen enthält; täglich arbeite ich da drei Stunden in den Manuskripten. Aber auch zu dem Archiv habe ich große Hoffnungen. Gentz versichert mir, daß man's mir eröffnen solle: er zeigt auch sonst viel Güte für mich und scheint mir beinahe der geistreichste Mann, den ich hier noch gesehen. Jene Sache ist schon in dem Archiv zur Begutachtung gewesen und ich hoffe alle Tage günstige Resolutionen. Die Gesandtschaft hat sich für mich verwendet. In der Gesellschaft geht es mir ganz gut. Ich habe eine Aufnahme wider Erwarten gefunden. Es ist mir fast lächerlich, daß jedermann, den ich sehe, auch mein letztes Buch gelesen

[1]) Das ist an das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Das Varnhagensche Ehepaar wohnte damals in der Mauerstraße Nr. 36. — In Wien war Ranke am 24. September eingetroffen.

[2]) Nämlich der Geschichten der romanischen und germanischen Völker, die nach der ursprünglichen Absicht und dem bei der ersten Veröffentlichung gewählten Titel gemäß bis zum Jahre 1535 fortgeführt werden sollten, aber nur bis 1514 reichen; und von denen Ranke überhaupt keine Fortsetzung geliefert, sondern vielmehr im Titel der zweiten Auflage vom Jahre 1874 (Sämtliche Werke, Bd. 33 und 34) die Jahreszahl 1535 in 1514 geändert hat; — und der Fürsten und Völker von Südeuropa im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, die auf dem Titelblatt den Zusatz: „Erster Band" haben und als deren Fortsetzung den zweiten, dritten und vierten Band derselben bildend, „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert" von ihm veröffentlicht wurden, welches Buch er indes sogleich mit einem Doppeltitel versah und später in der sechsten Auflage vom Jahre 1874 von dem ersteren völlig loslöste. Der erste Band von Fürsten und Völkern erhielt in der dritten Auflage, die 1857 herauskam, den seinem besonderen Inhalt entsprechenden Titel: „Die Osmanen und die spanische Monarchie im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert".

Digitized by Google

hat. Was hört man davon im Vaterland? Ich wollte doch, daß ich in Berlin in gutem Andenken bleibe. Schreiben Sie mir wohl einmal?

Herr Schlegel zeigte in Augen, Manieren und Haltung eine recht gründliche Freude, als ich ihm sagte, was Frau von Varnhagen über sein neues Buch geäußert. Wenn Frau von Schlegel über die Ankunft, so war Herr von Schlegel über den Inhalt des Briefes entzückt.[1]) Ich habe zunächst in beiden viel gutmütige Unbefangenheit gefunden. Madame Brede ist wohl auf; ich bin schon zweimal bei ihr gewesen, und obwohl sie außerhalb der Stadt wohnt, so will ich doch oft hinausgehen; es ist etwas Herzliches, sehr Gutes bei ihr. Ich habe ihr schon ihre Bücher in Ordnung bringen helfen.[2])

[1]) Das Buch Friedrich von Schlegels, um das es sich handelt, ist dessen Philosophie des Lebens (in 15 Vorlesungen gehalten zu Wien 1827, — Wien, 1828; die drei ersten Vorlesungen waren schon 1827 erschienen); und der Brief, den Ranke überbrachte, eben der, von dem Rahel unter dem 5. September 1827 an ihren Gemahl schreibt, daß sie ihn im Verein mit Ranke abgefaßt habe. (Rahel, ein Buch des Andenkens. 3. Teil, S. 292: — Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Rahel. Sechster Band, S. 141. — Daß Ranke diesen Brief mit sich führte, sagt Rahel in dem Schreiben an ihren Gemahl vom 18. September 1827. Briefwechsel, Bd. VI, S. 183.)

[2]) Frau Brede hieß mit ihrem vollen ursprünglichen Namen Auguste Henriette Elisabeth Eutner und war am 3. Oktober 1784 zu Berlin als uneheliches Kind geboren. Sie widmete sich der Schauspielkunst und vermählte sich noch sehr jung mit dem Theaterdirektor Brede, von dem sie sich jedoch bald wieder trennte. Sie trat dann in Stettin, Leipzig und Dresden auf und wandte sich später nach Prag, wo sie Karl Liebich für das unter seiner Direktion stehende Theater engagirte. (Oskar Teuber, Geschichte des Prager Theaters, II. Teil, S. 401.) Hier lernte Varnhagen sie im Oktober 1811 kennen; und wenn gleich der Eindruck, den er von ihr anfangs empfing, kein ganz günstiger war, insofern er meinte, daß ihre Lieblichkeit nicht durch Tiefe unterstützt werde, so änderte er doch bald seine Ansicht und riet Rahel in einem Briefe vom 28. Mai 1813, in Prag, wohin diese aus Berlin damals flüchtete, vornehmlich auf Frau Brede zu rechnen. Rahel, die schon einige Jahre vorher an deren Auftreten in Leipzig ungemeines Wohlgefallen gefunden hatte, wohnte bei ihr in Prag von Anfang Juli 1813 bis Ende April 1814 und gewann sie dabei sehr lieb. Beide gehörten zu einem gesellschaftlichen Zirkel, an dem auch die Dichter Ludwig Robert, Rahels Bruder, Clemens Brentano und Ludwig Tieck, ferner Fichte, Maria Weber, dem Frau Brede einige Zimmer abgetreten hatte, Gentz, die Burgsdorfsche Familie, Friedrich Wilhelm von Bentheim-Belgitus, später österreichischer Feldmarschall, Abraham Mendelssohn, der Stammvater der Linie Mendelssohn-Bartholdy, dessen Schwager Bartholdy, Alexander von der Marwitz, zu dem Rahel in einem sehr innigen Verhältnis stand, teil hatten. In einem Schreiben an Varnhagen aus Gmunden vom 4. Mai 1853 bezeichnet Frau Brede diese Zeit als die glücklichste ihres Lebens. Sie blieb seitdem Varnhagen und Rahel unverbrüchlich zugethan, und diese ihrerseits verloren sie nie aus ihrem Gesichtskreis, wie die mit ihr unterhaltene Korrespondenz — die zwischen Rahel und Frau Brede geführte geht von 1813 bis 1831, die zwischen dieser und Varnhagen von 1811 bis 1853 — und ihre häufige Erwähnung in dem zwischen Varnhagen und Rahel geführten Briefwechsel zeigen. Im Jahre 1815 gab Frau Brede im königlichen Schauspielhause zu Berlin eine Reihe von Gastrollen. Im Frühling 1825 und 1826 war sie aufs neue in Berlin und trat das letztemal an einigen Abenden im Schauspielhause auf, mehr unter dem Beifall der eigentlichen Kunstkritiker, die sie in einzelnen Rollen über Frau Wolff stellten, als des größeren Publikums. Damals hatte Ranke Gelegenheit, Frau Brede sowohl auf der Bühne wie im Varnhagenschen Zirkel kennen zu lernen. In Wien lebte Frau Brede in sehr guten gesellschaftlichen

Digitized by Google

Aber wie geht es Ihnen? Sind Sie beide wohl? Ihre Gesellschaft, Ihr Haus wird mir fehlen. Was sind Sie immer so gut gegen mich gewesen. Der Winter sei Ihnen gut; gute Lektüre am Tage; gute Gesellschaft am Abend. — Ich gehöre zwar kaum recht zu derselben; doch stelle ich mich unten an. Auf diesem Blatt spare ich eigentlich nicht Papier, sondern Postgeld; zu einem Briefwechsel mit Ihnen von Wien muß man auch wirklich erst Erlaubnis haben.

Leben Sie wohl.

L. Ranke.

Herrn von Willisen danke ich für seinen Brief. Jedermann erinnert sich seiner mit großem Vergnügen.

Varnhagen an Ranke.

Berlin, den 8. November 1827.

Wie sehr auch hier Sie uns fehlen, so freuen wir uns doch herzlich Ihres Wohlbefindens und Gedeihens in Wien, und das Briefchen, welches uns die erste Nachricht gab, wurde mit Jubel aufgenommen! Es muß Ihnen auch von Rechts wegen dort gefallen und wohlergehen! In Ihrem großen wissenschaftlichen Zwecke schreiten Sie fest und sicher vorwärts, der Boden eröffnet sich Ihnen immer weiter, frische Kraft und kundige Behandlung bringen Sie mit und das übrige Leben nehmen Sie leicht — wofür es sich dankbar bezeigt — wie kann es Ihnen da je mißlingen? Also dürfen wir für Sie in unseren Gedanken eigentlich für immer ausgesorgt haben; wir sorgen aber doch immer fort und wünschen nun wenigstens die Bestätigung unserer Gedanken zu erfahren. Daß Ihnen die Kaiserliche Bibliothek schon so viel darbietet, ist sehr erfreulich. Ihre Wünsche gegen die Archive werden bei so günstigen Gestirnen auch in Erfüllung gehen. Aber nachdem alle Förderuis eingetreten, möchten Ihre Freunde Ihnen auch wieder einige Hemmnis zu wünschen haben! Arbeiten Sie nicht zu viel,

---

Beziehungen, wie sie denn unter anderem von der Generalin Tettenborn Besuche empfing. Sie gehörte viele Jahre dem Personal des Burgtheaters an. In einem Empfehlungsbillet für das Rettichsche Ehepaar vom 25. Juni 1846 bittet sie Varnhagen, dasselbe mit Alexander von Humboldt bekannt zu machen. Bald nach der Uebernahme der Direktion durch Heinrich Laube wurde Frau Brede wie andere ältere Mitglieder pensionirt, worüber sie sich in einem Schreiben an Varnhagen vom 12. Januar 1851 bitter beklagt. Sie wandte sich nach Stuttgart, wo sie früher längere Zeit engagirt gewesen war, und ist daselbst ein paar Jahre darauf verstorben. Varnhagen sagt von ihr in einer Aufzeichnung, daß sie, bildschön und begabt, zugleich im Besitz einer seltenen Geistesbildung gewesen sei. „Sie spielte im Lustspiel mit wunderbarer Anmut und Feinheit, im Trauerspiel mit hoher und scharfer Auffassung; nur reichte in späterer Zeit die Kraft ihrer Stimme nicht völlig aus.“ Am bekanntesten ist der Name der Frau Brede wohl dadurch geworden, daß sie in einem Artikel der Nummer des „Journal de l'Empire“ vom 26. Oktober 1813 (der Artikel ist in dem Buche von Heinrich Pröhle: Friedrich Ludwig Jahns Leben. Nebst Mitteilungen aus seinem literarischen Nachlaß. Zweite Ausgabe. [Berlin 1874.] S. 424 in der Note abgedruckt) auf Anlaß ihres Verhältnisses zu Karl von Rostiz, der Beteiligung an den von diesem geleiteten geheimen Verbindungen in Deutschland und der Wirksamkeit für dieselben bezichtigt wurde. Vergl. auch Varnhagen, Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften, V. Bd. (Vermischte Schriften, II. Teil) S. 202.

Digitized by Google

lassen Sie gute Sonntage heiteren Lebensgenusses scheinen; bedenken Sie, daß Sie bei den Phäaken sind,[1]) und daß nach Goethes Elegie aller Ruhm der Verstorbenen nicht eine gute Mahlzeit der Lebendigen wert ist. — Ihre gute Aufnahme war zu erwarten. Empfehlungsbriefe sind leicht zu schreiben, wenn die Ueberbringer darnach sind. Uns freut, daß auch Ihnen Gentz und Friedrich Schlegel so guten Eindruck machen. Gentz ist wirklich ohnegleichen, Geist und Talent und Lebensart in ihm gleichsam verschmolzen zu einer eigentümlichen Sphäre des Daseins, für die es in dieser Art kaum ein früheres Beispiel anzuführen gibt. Seine Liebenswürdigkeit kann auch ein Feind nicht leugnen, und wie freisinnig er sein kann, bezeugt hinlänglich sein vielleicht bestes Werk über den Krieg zwischen England und Spanien,[2]) und damals war nicht Zeitungslob, sondern Lebensgefahr der Lohn eines solchen Freisinns. Friedrich Schlegel diesen Sommer in München versäumt zu haben, ist mir eine große Kränkung; ich harrte seiner mit Ungeduld; endlich reiste ich nach Augsburg, wo er sein sollte, aber eben war er abgereist.[3]) Wichtig wäre es mir gewesen, ihn zu sprechen; es hätte sich daraus ohne Zweifel manches ergeben; ich darf es vermuten aus dem, was ich höre, was ich lese. Auch Adam Müller fand ich in Leipzig nicht, als ich durchreiste, und so war mir auch da die beste Erwartung getäuscht. Grüßen Sie alle diese Herren und die Frauen dazu! — Hier in Berlin verspricht alles einen sehr lebhaften Winter; des übrigen Treibens zu geschweigen, so nimmt der geistige literarische Verkehr einen ungewöhnlichen Schwung. Herrn von Humboldts Vorlesungen, von mehr als 400 Zuhörern besucht, worunter Generale, Gesandte aller Art und wobei doch der Bursch als Hauptperson sich erhält, sind eine bedeutende Erscheinung.[4]) Herr von Savigny ist aus Italien, die Herren Professoren Hegel und von Raumer sind aus Paris zurückgekehrt; der erste hat, wie mir Herr von Arnim sagt, an seiner Gesundheit nicht sonderlich gewonnen, der letzte ist mir nach dem vielen Umgang mit Demoiselle Mars nicht holder erschienen; mit wahrem Nutzen und Erfolg scheint mir aber Hegel gereist, der geisteskräftiger und liebenswürdiger ist, als ich ihn je vorher gesehen. Viele auswärtige Besuche sollen wir zu erwarten haben; zu unserer Freude ist Ludwig Robert[5]) mit seiner schönen Frau schon angekommen.

---

[1]) Varnhagen merkt in den Blättern aus der preußischen Geschichte Bd. IV, S. 214 unter dem 10. April 1827 an, daß der Minister Stein in einer Gesellschaft bei Stägemann „von den Oesterreichern immer nur unter dem Scherznamen der Phäaken gesprochen" habe.

[2]) Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien von Friedrich Gentz (St. Petersburg, 1806, 80); im dritten Bande der von Wilderich Wiedemann besorgten Ausgabe der ausgewählten Schriften von Gentz (Stuttgart und Leipzig, 1837).

[3]) Von dieser Reise spricht Varnhagen in den Blättern aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 20 ff. und in den Briefen an Rahel (Briefwechsel, Bd. VI, S. 183 ff).

[4]) Alexander von Humboldt hatte seine Vorlesungen über physikalische Geographie an der Universität am 3. November begonnen. Varnhagen erwähnt dieselben in den Blättern aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 330, und in dem Brief an Goethe vom 29. Februar 1828.

[5]) Der zweitälteste Bruder von Rahel. Er hatte sich mit Friederike Braun vermählt.

Digitized by Google

Genug, es regt sich und drängt sich alles ganz artig hier! Auch in unserem Hause geht es etwas lebhafter her als vorhin. Unser Freund Willisen [1]) ist ein willkommener Stammgast; Herr von Humboldt weiß dem Hofe und sonstigen Beschäftigungen und Zerstreuungen manchen schönen Abend für uns abzugewinnen; eine kleine Freundin Namens Elise,[2]) die ich, was die Unterhaltung betrifft, keck neben den berühmten Reisenden — mehr zu seiner als zu ihrer Ehre — stelle, versüßt uns viele Tageszeiten. Sie sehen, daß für uns ziemlich gesorgt ist; aber Sie dürfen glauben, daß wir Sie dabei recht sehr vermissen; denn wenn Sie auch nur selten kamen, so konnten Sie doch jeden Tag kommen! Ihr Buch findet auch hier die ausgezeichnetste Anerkennung; es wird sehr verlangt. Herr von Humboldt spricht davon rühmend aller Orten, sehr eingenommen ist auch Herr von Willisen und Freund Gans, nicht minder als Herr von Savigny. Eine Anzeige davon habe ich noch nirgends gelesen. Lassen Sie auf den zweiten Teil nicht zu lange warten. Noch muß ich Ihnen den Herrn General von Pfuel[3]) als einen Ihrer besten Leser nennen. Von mir darf ich doch schweigen? — Daß Sie unsere liebe Freundin Brede besuchen und erkennen, ist mir eine wahre Befriedigung! Es ist mir lieb für Sie beide. Sagen Sie der lieben Frau unsere herzlichsten Grüße; Ihre Freundlichkeit des Herzens, Ihr angenehmer Geist erfüllen unsere treue Erinnerung. Unter den Besuchen, die uns für den

---

Beide sind literarisch bekannt. Ueber Friederike, deren Schönheit Heinrich Heine in Gedichten aus dem Jahre 1824 besungen hat, s. Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. A. III, 425 ff. Das Robertsche Ehepaar verkehrte in dem Mendelssohn-Bartholdyschen Hause, für welches Sonntag der Empfangsabend war.

[1]) Wilhelm von Willisen, der zweitälteste Sohn Ludwig von Willisens, der im Jahre 1813 als königlich preußischer Generallieutenant verstorben war. — Wilhelm von Willisen war, nachdem er während zwei Jahren den jungen Grafen York auf Reisen in Frankreich, England und auch in Italien begleitet hatte, Ende Juni 1827 nach Berlin zurückgekehrt. Es finden sich von ihm 76 Briefe an das Varnhagensche Ehepaar handschriftlich vor. Sein Stammbuchblatt für Varnhagen ist vom Januar 1808, wo sie beide in Prag waren. Willisen begab sich damals nach Berlin. Mehrere Briefe von Rahel an ihn sind in dem Buche Rahel abgedruckt. Oefters geschieht seiner in dem Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, in Varnhagens Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens und in dessen Blättern aus der preußischen Geschichte Erwähnung. Wilhelm von Willisen gehörte zu dem Zirkel des Varnhagenschen Ehepaares. Ranke war mit ihm unter anderem in einer Gesellschaft, die bei demselben am 12. Juli 1827 stattfand, zusammen. — Auf Rankes in einem Billet an Rahel vom 21. August 1827 ausgesprochenes Ersuchen hatte er von ihr und von Wilhelm von Willisen Empfehlungsschreiben für Wien erhalten. (Rahel an Varnhagen, 2. September 1827. Briefwechsel, Bd. 6, S. 132.)

[2]) Elise Casper, Tochter des Medizinalrats Casper und der mit ihm vermählten zweitältesten Nichte von Rahel, Tochter ihres ältesten Bruders Moritz, mit Vornamen Fanny, geboren im April 1824; Elise wurde noch sehr jung von dem Varnhagenschen Ehepaar zu sich genommen. Es ist von ihr öfters in dem Briefwechsel zwischen Rahel und ihrem Gemahl die Rede; auch gedenkt Rahel ihrer in dem Schreiben an Pauline Wiesel vom 8. Juni 1826 (Briefe von Chamisso Gneisenau, Haugwitz — II. Bd., S. 36) und in dem an Friedrich von Gentz vom 27. Dezember 1827. (Bei Schlesier, Bd. V, S. 305.)

[3]) Ernst Heinrich Adolf, damals Kommandeur der siebenten Landwehrbrigade, im Herbst des Jahres 1848 preußischer Kriegsminister und Ministerpräsident.

Digitized by Google

Winter verkündet sind, werden auch Frau von Wißmann und Frau von Zielinski genannt;[1]) wir hoffen dann letztere oft und nah zu sehen. Von Circe-Bettina weiß ich diesmal aus eigener Anschauung wenig zu sagen. Da auch Herr von Wildermeth eine neue Reise nach Europa angetreten, so weiß ich nicht, wen sie gerade jetzt hegt: man nennt einen jungen Maler,[2]) ich kenne ihn nicht: so viel

---

[1]) Frau Regierungspräsidentin von Wißmann (ihr Gemahl war ein Sohn des am 27. April 1787 verstorbenen Justizrats August Friedrich Hermann Wißmann, und die mit ihr befreundete verwitwete Frau Generalin Minna von Zylinska (Zielinski; in der polnischen Sprache tritt bei Bezeichnung der Frau die weibliche Endung „a" des Familiennamens des Mannes ein) — beide aus Frankfurt an der Oder, wo Leopold Ranke am Friedrichsgymnasium vom Herbst 1818 bis zu seiner Uebersiedelung nach Berlin im Frühjahr 1825 eine Oberlehrerstelle bekleidet hatte. Die angesehenen Frankfurter Familien und besonders deren Frauen pflegten einen Teil des Winters in der Hauptstadt zuzubringen, um an dem gesellschaftlichen Leben derselben teilzunehmen. Frau von Wißmann und Frau von Zielinski verkehrten außer im Varnhagenschen Hause vornemlich auch im Stägemannschen, über dessen Gesellschaftszirkel Hermann von Petersdorff, der Herausgeber der Briefe von Ferdinand Gregorovius an den späteren Unterstaatssekretär Thile, einen Artikel, der aber nicht eben sehr instruktiv ausgefallen ist, in dem 30. Heft der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins (Berlin, 1893) veröffentlicht hat (vergl. auch den von ihm verfaßten Artikel über Stägemann in der Allgemeinen deutschen Biographie, Bd. XXXV, S. 386). Die Bekanntschaft des Varnhagenschen Ehepaares mit der verwitweten Frau Generalin von Zielinski (es ist kurländischer Adel) geht über das Jahr 1823 hinaus. Ihr Gemahl, der sich im Kriege sehr hervorgethan hatte, war am 7. März 1817 verstorben. Als Rahel in der ersten Hälfte des Oktober 1823 sich zur Pflege ihrer an den Regierungsrat Friedrich Wilhelm von Lamprecht verheirateten Nichte, mit Vornamen Johanna nach überstandener Entbindung derselben — die Verlobung war schon im Oktober 1817 erfolgt (Varnhagen an Rahel, 19. Oktober 1817, Briefwechsel, V. Bd., S. 243) — in Frankfurt aufhielt, wurde von ihr Frau von Zielinski besucht. (Varnhagen an Oelsner, 11. Oktober 1823. Briefwechsel, herausgegeben von Ludmilla Assing. Stuttgart, 1865 ff., Bd. III, S. 141; Rahel an Varnhagen, 10. Oktober 1823, Varnhagen an Rahel, 11. Oktober. Briefwechsel, Bd. VI, S. 69.) Frau von Zielinski sagt in einem Brief vom Ausgang März 1840, daß sie zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Rahel „von eigenen Zuständen umfangen, von kleinstädtischen Ansichten und Gewohnheiten verengt, von manch albernem jugendlichen Gefühl geleitet worden sei." Briefe von Rahel an sie sind im Buche Rahel abgedruckt. Im Jahre 1836 vermählte sich Frau von Zielinski in zweiter Ehe mit einem Herrn von Treskow, der als Lieutenant den Abschied genommen hatte (die im Jahre 1882 herausgekommenen Stammtafeln des Geschlechts von Treskow sind in der königlichen Bibliothek zu Berlin nicht vorhanden). Es ist also eine und dieselbe Persönlichkeit, die in dem dem 53. und 54. Bande der Sämtlichen Werke Rankes beigegebenen Namensregister als Frau von Treskow und Frau von Zielinski aufgeführt wird. Im Oktober 1837 gab Varnhagen ihr ihre Briefe an Rahel zurück (Varnhagens handschriftliches Tageblatt vom 19. Oktober 1837). Nach ihrer zweiten Vermählung siedelte sie von Frankfurt nach Berlin über. Herr von Treskow ging im Jahre 1865 mit Tod ab. Der „Leopold von Ranke und Frau von Treskow" überschriebene Abschnitt des Feuilletonartikels: „Berühmte Freundschaften" von Fr. von Hohenhausen in der Nummer 386 des XIV. Jahrganges der Berliner „Neuesten Nachrichten" vom 2. August 1894 enthält manche Unrichtigkeiten.

[2]) Ludwig Emil Grimm, der jüngste Bruder von Jakob und Wilhelm Grimm, geboren am 14. Mai 1790, gestorben am 4. April 1863. Man hat von ihm ein Bild Bettinens aus dem Jahre 1818. In eben diesem Jahre unternahm er mit deren ältestem rechtem Bruder

Digitized by Google

ist gewiß, sie muß immer jemand im Stall haben. Apropos! Frau und Fräulein von Crayen, welche Bettinen zehn Tage lang fast unaufhörlich bei Frau von Heygendorf gesehen, die hier zum Besuch war,[1]) sind entzückt, nicht sowohl von Bettinen selbst als von einem Briefe an Sie, den sie dort vorgelesen, und der das non plus ultra von Geist und Laune sein soll; zum besonderen Wahrzeichen wird eines Fleckens gedacht, der sich auf dem Papier befindet, und der höchst scherzhaft von den Kindern ab- und der Schokolade zugedeutet wird. Genug, Crayens sind davon entzückt und rühmen's über die Maßen. Da aber der Brief solchen im Grunde fremden Personen vorgelesen worden, so finden Sie wohl natürlich, daß auch wir auf einstige Mitteilung hoffen; so wollten Sie uns diesen Genuß alsobald gönnen und den Brief in gutem Vertrauen bald einsenden; so scheuen Sie doch ja das Postgeld nicht; denn, wiewohl es hoch ist, so sind doch selbst die Flecken Bettinens desselben vielfach wert. Aber es läßt sich auch vielleicht eine Gelegenheit benützen? Ist denn das ganze venetianische Archiv in Wien oder nur ein Teil desselben? Und findet sich wohl über Sarpi einzelnes Bedeutende vor? Von seinen eigenen Handschriften gewiß vieles; aber die Wichtigkeit seiner Ausarbeitungen dürfte wohl mit den Zeitverhältnissen, denen sie angehörten, größtenteils verschwunden sein. Der Mann selbst wird mir aber eine der größten Erscheinungen bleiben; ein Staatsmann, der es nicht durch Würden und Titel zu sein braucht. Fände sich aus neuerer Zeit zufällig über Schulenburg etwas unter Ihren Händen, so lassen Sie mir wohl freundlichst Anzeige davon zukommen.

In München habe ich herrliche Fülle des Lebens und Sehens gehabt.

Georg, der am 12. März 1775 geboren war, eine Reise nach Italien, wo er sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt. Geschätzt wird sein Oelgemälde: „Madonna mit Heiligen". In großer Zahl sind von ihm Radirungen vorhanden.

[1]) Frau von Heygendorf, Tochter Christian Josef Jagemanns, der sich um die Verbreitung der Kenntnis der italienischen Sprache in Deutschland verdient gemacht hat und als Bibliothekar der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar verstarb, hieß mit ihrem ursprünglichen Namen Henriette Karoline Friederike Jagemann; es ist die durch ihr Verhältnis zu dem Großherzog von Sachsen-Weimar Karl August, der ihr das Rittergut Heygendorf schenkte und den Adel verlieh, bekannte Sängerin und Schauspielerin. Um Mitte Oktober 1827 hielt sie sich eine Zeit lang in Berlin auf, wo sie auch von den vornehmen Kreisen mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen wurde; namentlich verkehrte sie mit Bettine von Arnim, von der sie fast täglich besucht wurde (Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, IV. Bd., S. 318 ff., — 13. Oktober 1827). Bei dem Varnhagenschen Ehepaar war Frau von Heygendorf einigemale, am 12. Oktober abends zugleich mit der hier erwähnten, von König Friedrich Wilhelm III. durch viele Gunstbezeigungen ausgezeichneten Bankierswitwe Henriette von Crayen, geborenen von Leveaux, mit der Ranke unter anderem am 12. Juli 1827 bei Varnhagens in Gesellschaft zusammengewesen war; ferner mit Alexander von Humboldt, Steffens, Jean Jacques Ampère, Mitarbeiter am Globe, und anderen. Varnhagen war auf der Durchreise in Weimar am 18. und 19. September abends zugleich mit dem Großherzog bei Frau von Heygendorf anwesend gewesen. Der Brief Bettinens an Ranke, von dem Varnhagen spricht, ist der bereits im April-Heft S. 61 ff. mitgeteilte vom 30. September bis 24. Oktober 1827.

Digitized by Google

Unter neuen Bekanntschaften war mir vorzüglich die von Friedrich Roth[1]) und flüchtiger, weil er eben verreiste, die von Schelling wert. Auch Herrn von Schenk habe ich kennen lernen;[2]) derselbe sagte mir, was ich über Sie ausspreche, sei beinahe Wort für Wort, was ihm gleichmäßig Herr von Hormayr zuerst und dann Herr von Savigny gesagt. Die Münchener Universität blüht mächtig auf; es sind aber einige Uebelstände dort, welche, wenn auch nicht den Studenten, doch den Professoren bedenklich werden; man ist wenig gewohnt, Honorare zu entrichten, und der König, hab' ich bemerkt, gibt reichlich für Sachen, aber höchst kärglich für Personen. Ein kurzer Aufenthalt auf der Rückreise in Weimar hat mich ungemein erquickt. Goethe war gesund, frisch, lebhaft, von mildester Freundlichkeit, im vollen Besitz aller Geisteskräfte. Der Großherzog hat mir ein Buch geschenkt, das Leben Johann Friedrichs des Sechsten, Herzogs von Sachsen, von Doktor Bernhard Röse, der in Paris war, um dort die Quellen für eine Lebensbeschreibung des Herzogs Bernhard zu benützen.[3]) — In Nürnberg sagte man mir, Sie würden in dem dortigen Staatsarchiv eine große Menge wichtiger Reichsakten für Ihre Zwecke vorfinden. Nun genug! Nochmals die besten Grüße an alle Genannten, auch Herrn von Hormayr und Herrn von Pilat[4]) bitt' ich mich gelegentlich zu empfehlen. Mit treuester Gesinnung unwandelbarer Freundschaft

Ihr

K. A. Varnhagen von Ense.

Ranke an Varnhagen.

Wien, den 9. Dezember 1827.

Für zwei so schöne Briefe, wie ich bekommen, habe ich nur einen zu schreiben — nicht wahr, so ist es? — Denn wenn ich Sie besuchte, waren Sie immer beide da — und ich zögere lange? Ist das erlaubt?

Ihre Briefe machten mir die schönste Illusion; ganz fühlte ich mich in

---

[1]) Karl Johann Friedrich von Roth, geboren 13. Januar 1780. Im Jahre 1827 war er bayerischer Ministerialrat im Ministerium der Finanzen; am 14. März 1828 wurde er erster Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, in welcher Stellung er besonders in der Unterdrückung des Rationalismus viel Eifer zeigte.

[2]) Eduard von Schenk, geboren am 10. Oktober 1788, gestorben am 26. April 1841, damals bayerischer Ministerialrat, der außer als Staatsmann und als Herausgeber der sämtlichen Schriften und des Briefwechsels von Michael Beer, auch als Dichter sich bekannt gemacht hat. Neuerdings sind Briefe Beers an Schenk in Bd. 71 von „Nord und Süd", Oktober-Heft 1894 veröffentlicht worden.

[3]) Das Werk: „Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar" erschien in zwei Bänden in den Jahren 1828 und 1829.

[4]) Josef Anton von (geadelt 1831) Pilat, der am 2. Mai 1865 als kaiserlich königlicher Regierungsrat verstarb. Er leitete lange (als Nachfolger Friedrich von Schlegels vom Januar 1811 bis März 1848) die Redaktion des österreichischen Beobachters. Auf diese beziehen sich zum größten Teil die von Karl Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen Briefe von Friedrich von Gentz an ihn (2 Bände, Leipzig 1868). Pilat selbst hat im Jahre 1857 die Korrespondenz zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller herausgegeben (j. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Oesterreich, XXII. Teil, Wien, 1870, S. 280).

Digitized by Google

Ihre Nähe und freundliche Umgebung; auch begann ich auf der Stelle eine Antwort, aber zu einer Zeit, wo ich ſie nicht vollenden konnte. — Daher kommt's: das begreift ſich doch.

Vor allem nun: Es geht mir ferner gut. Ich weiß es, daß Sie das doch am meiſten zu hören wünſchen, wie ich von Ihnen.

Mit dem Archiv ſchien es ganz fehlſchlagen zu wollen. Baron von Maltzahn,[1]) der ſich in dieſer Sache verwendet, beſchied mich nach einiger Zeit zu ſich und las mir ein Schreiben der Staatskanzlei vor, ſo völlig abſchlägig, wie nur immer möglich. „Allzu neue Geſchichte. Regeln. Dem Archive. Fremder."[2]) Viel ſchöne Worte. — Ich hatte gehofft, auf dieſem Wege, wenn nicht wie Columbus, doch wie eine Art Cook für ſo manch ſchöne, unbekannte Inſel der Welthiſtorie zu werden. Es war mir ſchlecht zu Mut. Glücklicherweiſe intereſſirte ſich indes ein Mann für die Sache, der das Wollen und das Können hatte: Herr von Gentz.[3]) Er beſchied mich ſeinerſeits auch und zwar zu dem Fürſten. Der Fürſt, ein ſo höchſt bedeutender Mann, ſeine friſche, geiſtreiche, ſtattliche Perſönlichkeit; daß er in hiſtoriſchen Dingen mehr auf dem Wege zu ſein ſchien, den wir notwendig einſchlagen müſſen, als ich je geglaubt hätte; dazu vielleicht, denn ich will es nicht ganz verhehlen, daß er meine Sache kannte und viel Gutes von mir zu halten ſchien, machte auf mich nicht wenig Eindruck. Die Sache war augenblicklich entſchieden.[4]) Wiſſen Sie, mit welcher Betrachtung ich wegging? Daß

---

[1]) Joachim Karl Ludwig Mortimer, damals preußiſcher Geſandter am Wiener Hof, ſpäter preußiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der als ſolcher im Jahre 1843 verſtarb.

[2]) Vergl. hierüber und das Folgende Ranke an Heinrich Ritter, 9. Dezember 1827 (S. W. 53/4, S. 181).

[3]) Nach der autobiographiſchen Aufzeichnung Rankes vom November 1885 beſuchte er während ſeines Aufenthalts in Wien Gentz „alle acht Tage einmal" (S. W. Bd. 53/4, S. 66). In den Tagebüchern von Gentz finden ſich folgende Angaben: Gentz hatte im März 1825 Rankes Buch: „Zur Kritik neuerer Geſchichtsſchreiber", zur Hand genommen — eine Lektüre, die ihm Intereſſe gewährte. Den Verfaſſer empfing er zum erſtenmale am 28. September 1827. Zum 6. Oktober lud er ihn in größerer Geſellſchaft zu Tiſch; er las dann Rankes „Fürſten und Völker". Dieſer wiederholte ſeinen Beſuch am 26. Oktober. Am 1. November fuhr Gentz mit ihm zum Fürſten Metternich und ſtellte ihn demſelben vor. (Nach der Angabe Rankes wurde er von Gentz auf eine beſtimmte Zeit zu Metternich beſchieden, bei dem er dieſen anweſend fand.) Die Tagebücher verzeichnen dann nur Beſuche Rankes am 6. Dezember 1827, am 14. Januar, 20. Februar, 27. April und zuletzt am 9. Juli 1828. (Tagebücher von Friedrich von Gentz, aus dem Nachlaß Varnhagen von Enſes herausgegeben. Vierter Band, S. 25, 329, 338, 358, 367, 384, 407; vergl. Leopold von Rankes Leben und Werke von Guglia [Leipzig, 1893] S. 101 ff.) In dem gedruckten Text der Briefe von Gentz an Rahel und Varnhagen aus dieſer Zeit (Galerie aus Rahels Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe, zweiter Teil, S. 196 ff., Leipzig, 1836; Schriften von Friedrich von Gentz, herausgegeben von Guſtav Schlefier. Erſter Teil, München, 1838, S. 105 ff., S. 262 ff.) begegnet man keiner Erwähnung Rankes und auch, ſo viel ich wahrgenommen habe, nicht in dem handſchriftlichen.

[4]) Vergl. Autobiographiſche Aufzeichnung Rankes vom November 1885 (S. W. Bd. 53/4, S. 63).

Digitized by Google

doch am Ende in den höchsten Stellen und Ständen diejenigen Menschen, die kennen zu lernen am meisten der Mühe verlohne. Freilich bin ich für diesmal etwas bestochen.

Am andern Tage gab ich Gentz einen Zettel ein, ohne Ueberschrift und ohne Unterschrift, nur mit näherer Bezeichnung von dem, was ich suche. Diesen hat man in das Archiv gegeben, und er hat mir wenigstens den venetianischen Teil desselben ziemlich zugänglich gemacht.

Allerdings ist dies nicht das ganze venetianische Archiv. Ganz ist es niemals hier gewesen, und auch von dem, was hier gewesen, ist 1809 ein großer Teil nach Paris gekommen und niemals wieder zurück, das heißt nicht nach Wien zurück, wenngleich nach Mailand oder Venedig.[1]) In dem, was hier ist, sind die Hauptsache die Gesandtschaftsberichte, welche, vollständig benützt, die drei letzten Jahrhunderte ganz neu erhellen müßten. Sie fangen meist mit 1560 an. Ueber die frühere Zeit, von 1498 bis 1534, enthält das Archiv die Chronik des Sanuto, an Originalität und Fülle der mitgeteilten Nachrichten ein unschätzbares Werk, wenngleich schwer zu lesen.[2]) Die Konsultationen des Sarpi sind nicht vorhanden; doch einige merkwürdige Schriften und Exzerpte von ihm, welche auf seine Grundansichten viel Licht werfen. Sie können denken, wie interessant mir dieser Mensch ist. Venedig wird es täglich mehr, und ich hoffe trotz aller Schwierigkeiten den Schleier, der über der Geschichte dieses wunderbaren Staates liegt, ein wenig zu lüften. Nur eine Betrachtung zupft mich oft an dem Ohr, daß ich für deutsche Geschichte geboren bin und nicht für welsche, die ich am Ende doch nicht so gut verstehen kann wie die deutsche.

Ueber Schulenburg würden Sie hier einiges, so viel ich urteilen kann, sehr Bedeutendes finden. Der Doge Marco Foscarini hatte die Absicht, eine Geschichte von Venedig im achtzehnten Jahrhundert zu schreiben, und brachte dazu

---

[1]) Die damals in Wien befindlichen, durch Wegschaffungen zu verschiedenen Zeiten nach dem Frieden von Campo Formio (namentlich im Jahre 1798 und in den Jahren 1802 bis 1805) dahin gekommenen Bestände venetianischer Archive sind zugleich mit denen, die später, besonders in den Jahren 1830, 1836, 1837, 1842 (aus der Brera und dem Archiv San Fedele in Mailand) und vornehmlich 1866 weggeführt wurden, gemäß der auf der Grundlage des 18. Artikels des Wiener Traktats vom 3. Oktober 1866 zu Florenz am 18. Juli 1868 zwischen dem Kaisertum Oesterreich und dem Königreich Italien abgeschlossenen Konvention, hauptsächlich nur mit Ausnahme der Originaldepeschen der am kaiserlichen Hof accreditirt gewesenen Gesandten der Republik, von denen für das venetianische Archiv Kopien angefertigt wurden, im September des eben angegebenen Jahres an Venedig zurückgegeben worden. (Bartolommeo Cecchetti im Archivio storico italiano. Serie terza. Tomo VIII, Parte II, 1868, S. 195 ff.; Tommaso Gar in Atti del regio Instituto Veneto. Tomo XIV, serie terza, 1868, S. 190 ff. — Armand Baschet, Les Archives de Venise, 1869, S. 4 ff.)

[2]) Von dieser größeren Chronik des Marino Sanuto, den Diarii, spricht Ranke in der Französischen Geschichte, Bd. V (S. W. Bd. 12), S. 35 ff., in Beziehung auf welche Stelle zu bemerken ist, daß Rinaldo Fulin die daselbst ebenfalls erwähnte, damals noch nicht aufgefundene Schrift desselben Autors: La spedizione di Carlo VIII in Italia im Jahre 1873 herausgegeben hat, und daß von den Diarii zur Zeit dreiunddreißig Quartbände in dem 1879 begonnenen Druck vorliegen.

Digitized by Google

nicht wenig Denkmale zusammen. Außer der großen Sammlung fremder Handschriften, die in seinem Besitz waren, hat die hiesige Bibliothek auch die Hefte, die er zu eigenem Gebrauch entworfen.[1]) Darin findet sich zum Beispiel eine Eingabe Schulenburgs an die Konsulta vom Jahre 1718 und vornehmlich ein Werkchen „Carte per la storia ricavate dal Maresciallo di Schulenburg in molte sessioni tenute con esso." Der Inhalt schien mir diesem pikanten Titel nicht ganz zu entsprechen. Es würde sich, wie ich fürchte, nur ein kriegsmännisches Tagebuch hieraus ergeben.

Und so lebe ich denn mitten in den Papieren der Bibliothek und des Archivs. Das Notizensammeln sollte eine sehr trockene Sache scheinen. Und zuweilen, muß ich sagen, ist das Stroh etwas leer, das man drischt. Jedoch im ganzen fühle ich mich glücklich dabei. Oft erhebt sich aus dem abgerissenen, verlorenen Wort eine ganze Gestalt in glänzender Schönheit. Und alle Tage nur ein Gedanke, der auf das eigentliche Leben der Welt, auf das Innere der Nationen, mithin auf Gott wahrhaftigen Bezug hat. So ist man froh, ja glücklich. Nehmen Sie dazu, daß ich in den freien Stunden die italienischen Dichter lese, voll heimlichen Reizes, heiterer Weltanschauung und unerschöpflich an Phantasie — wie mir denn jetzt der Orlando inamorato des Bojardo und die Satiren und Reime Ariosts das größte Vergnügen gemacht haben[2]) — so werden Sie selber finden, daß ich mit meiner Existenz immer zufrieden sein darf. Was mir fehlt, weiß ich wohl, doch habe ich mich selten so glücklich gefühlt wie jetzt. Genug von mir; und nun Ihre Fremde.

Als ich Madame Brede dasjenige sagte, was mir von Frau von H. aus Wien geschrieben worden war, nahm sie eine ganz sonderbare Miene an und

---

[1]) Marco Foscarini war von dem Rat der Zehn zum Historiographen der Republik designirt worden. Die von ihm hinterlassene Sammlung von Handschriften und gedruckten Büchern (i codici a penna e a stampa) erwarb Kaiser Franz I. im Jahre 1799 für 10880 venetianische Lire für die kaiserliche Hofbibliothek in Wien von der in finanzielle Verlegenheit geratenen Familie des am 31. März 1763 verstorbenen Dogen in Kompensation der Beträge, welche dieselbe dem Staat schuldete. — Ein Verzeichnis der historischen Handschriften gibt Tommaso Gar im fünften Bande des Archivio storico italiano. (Firenze, 1843): I codici storici della collezione Foscarini nella Imperiale Biblioteca di Vienna descritti e ordinati. Sämtliche werden in den Tabulae codicum msc. — — — in bibliotheca Palat. Vindobon. (1864 ff.) aufgeführt. Das von Ranke aus der Sammlung angeführte Stück ist mit umfangreichem anderweitigem handschriftlichem Material in dem von dem Grafen Friedrich Albrecht von der Schulenburg-Klosterroda verfaßten, in zwei Bänden im Jahre 1834 anonym erschienenen Werke: „Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg" benützt.

[2]) Vergl. den in diesen Blättern — April-Heft, S. 65 ff. mitgeteilten Brief Rankes an Bettine von Arnim vom 6. Februar 1828 und den an Heinrich Ritter vom 28. Oktober 1827 (S. W. 53/4, S. 175). — Aus diesen Studien und ihrer Fortsetzung in Italien ist Rankes Abhandlung: „Zur Geschichte der italienischen Poesie" hervorgegangen, die zuerst in den im Jahre 1827 erschienenen historischen und philologischen Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und aufs neue in Rankes Sämtlichen Werken, Bd. 51/2, S. 156 gedruckt ist.

Digitized by Google

wurde in des Herrn von Zedlitz und meiner Gegenwart total eifersüchtig. Ich begütigte sie indes, indem ich ihr sagte, was von ihr gemeldet worden. Sie ist jetzt ganz hübsch eingerichtet. Herr von Zedlitz, ein angenehmer, nicht ungeistiger noch unpoetischer Mann, ist bei ihr wie zu Haus. Liest man auch in Berlin seine Totenkränze? Immer voll Phantasie, guter Gesinnung und Wohlklang, doch hätte er hinten die beiden Bayernkönige und den Alexander weglassen können.[1]) Ist etwas Zeitungsstil.

Nicht selten sehe ich Schlegels. Mit Herrn Schlegel kann ich mich noch nicht recht finden. Ich möchte fast behaupten, er sei mit einigen und vielleicht nicht den wichtigsten noch ersprießlichsten Meinungen so erfüllt, daß er für die übrigen kein Auge mehr hat. Was jenen gegenübersteht, hält er nur gar zu leicht für mechanisch, liberal, atheistisch,[2]) und so verfällt er, wie mir scheint, in den Fehler der meisten Philosophen, welche die Form der Welt ohne ein genaues Betrachten derselben, der Welt, meine ich, innerlich zu ergreifen meinen, als ein Abstrakt, das gleichsam unabhängig sei; da sie doch nur in concreto vorhanden ist. — Es wäre die Trigonometrie zu finden, nach der man aus dem Sinus den Kreis berechnen könnte. Sehr gut ist Gentz immerfort gegen mich. Ich habe ihm den Gruß von Frau von Varnhagen gebracht. Er würde gern sehen, wenn er einen Brief bekäme.[3]) Da bin ich nun der Mann, der ihn sicher überliefern kann, und bitte schönstens um einen. Den Verstand, die Weltklugheit, die Offenheit und Güte dieses Mannes kann ich nicht genug rühmen. Ich gehe nie ohne eine neue Anschauung oder Belehrung über irgend ein Ding dieser Welt von ihm weg.

Unter anderen Freunden ist mir Hammer vornehmlich nützlich und behilflich. Größere Gesellschaften, worin dann und wann auch eine geistreiche und reizende Dame, habe ich eigentlich nur durch ihn. Bei Ihnen entgeht mir diesen Winter freilich gar vieles. Indessen ein anderer kommt, in dem ich es mitgenieße. Bleiben Sie mir indes gesund. — Leben Sie beide wohl. Ich gedenke Ihrer mit großer Anhänglichkeit.

L. Ranke.

---

[1]) Stanze 92 und 93 (in der ersten Ausgabe).

[2]) Vergl. Ranke an Heinrich Ritter, [Wien], 9. Dezember 1827 (S. W. 53/4, S. 180), wo zwar Friedrich von Schlegel nicht genannt wird, aber gemeint ist.

[3]) Gentz hatte an Rahel den 8. November 1827 geschrieben; in seinem Brief vom 10. Februar 1828 meldet er ihr, daß er ihre Antwort erhalten habe. Varnhagen, Galerie von Bildnissen, II. Teil, S. 228 ff.)

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Morphium, Morphiumsucht und deren Heilung.

Von

Dr. med. Otto Emmerich.

Morphiumsucht! Morphiumsüchtig! Morphium! Wie viele Tausende von Menschen hassen, verabscheuen, fürchten diese Worte — diese — Gespenster. Welch traurige Erinnerungen knüpfen sich für eine Menge von Familien wie von einzelnen an das eine Wörtchen „Morphium“! Und wie viel Elend und Unglück gibt es heute, ja gerade heute noch durch das eine und immer wieder das eine: — Morphium! Nun, und dabei ist es geradezu unglaublich, welche Unkenntnis, welche falschen Begriffe diesbezüglich unter dem gebildeten Publikum herrschen, und hohe, höchste Zeit ist es, zu der sehr zeitgemäßen Frage einmal ein paar aufklärende Worte zu sprechen, denn die Zahl der Morphiumkranken ist Legion, und ihre Richter sind ungerecht, weil unaufgeklärt. Hier muß geholfen werden.

Was haben die ärmsten Kranken, die gezwungen sind, sich dieses Giftes bedienen zu müssen, nicht nur ihres Leidens selbst wegen zu leiden, nein, welch zahllosen moralischen und seelischen Leiden obendrein sind jene mitleidlos überliefert, — mitleidlos, nur, weil ihnen der größte Teil der Gebildeten unter den Menschen verachtend gegenübersteht, fast so, wie dem Verbrecher die große Schar der „Reinen“ gegenübersteht, die sich da sagen: „Wir sind nicht wie jener da!“ Und mit welchem Recht, frage ich? Mit gar keinem, im Gegenteil nur aus Vorurteil und, leider, höchst thörichterweise!

Möge es allen denen, die sich da berufen fühlen, den Richter zu spielen über arme „Morphiumsüchtige“ — das grausame Wort ist ja nun einmal erfunden! — möge es doch all diesen erspart bleiben, selbst einmal in das Unglück zu geraten, und dann, morphiumkrank, bitter bereuen, und mit Zerknirschung widerrufen zu müssen, was sie einst über ihre jetzigen Schicksalsgenossen gesagt, wie sie über jene geurteilt haben!

Denn wie unendlich leicht kann es kommen, daß derselbe, welcher eben noch den Mut hatte, frischweg über einen Bekannten, von dem die Sage ging, er sei morphiumsüchtig, nach allen Richtungen hin abzuurteilen — von einem Unglücksfall oder kurz darauf von einer Krankheit betroffen wird, die es dem Arzte zur Pflicht macht, Morphium zu verordnen. Nun lassen wir da nur eine kleine Reihe von Wochen verstrichen sein, und — derselbe, der vorher die Morphiumsüchtigen schmähte und sie als energielose, als „traurige Menschen“ und wie dergleichen lautet, verurteilte — er ist nun selbst „morphiumsüchtig“? — nein, so möchte nun er nicht genannt sein! — aber er ist, was das Gleiche bedeutet: „morphiumkrank“, das heißt mit anderen Worten: er kann ohne weiteres das Gift nicht mehr entbehren, jedenfalls nicht, ohne sich einer Reihe mehr oder weniger großer Leiden auszusetzen, die oft, auch schon nach kurzer Gewöhnung,

Digitized by Google

an sich viel, viel schlimmer sind, als eine große Anzahl quälender Krankheiten zusammengenommen.

Nehmen Sie ein Bild aus dem täglichen Leben: Sie sind Familienvater, beziehen als Beamter ein Gehalt, welches Ihnen eben gestattet, anständig auszukommen. Nun stellen sich gelegentlich hier und da leichte, aber recht unbequeme Kopfschmerzen ein. Sie kämpfen dagegen an, ändern ihre Lebensweise, machen Wasserprozeduren und wenden verschiedene Mittel und Mittelchen dagegen an! Nichts hilft. Die Schmerzen werden immer lästiger, und doch müssen Sie ihre Pflicht thun. Nun befragen Sie den Arzt. Auch dieser versucht alles mögliche. Sie nehmen Antipyrin, Antifebrin, Phenacetin, Migränin und Gott weiß was sonst. Alles umsonst. Aber Sie müssen arbeiten! — „Nun, so erholen Sie sich und nehmen Sie Urlaub zu einer Kur." — „Das geht eben unmöglich;" also: der Arzt verschreibt Ihnen — wer möchte es ihm verdenken — schließlich ein kleines Tropfgläschen mit Morphiumtropfen, sagt Ihnen aber dabei: „Natürlich nur im äußersten Notfalle und nicht nur so selten als möglich, sondern auch so wenig als möglich! Höchstens zehn bis zwölf Tropfen!" — Gut: das erstemal, auch das zweitemal wirken die — natürlich! — zwölf Tropfen Wunder! Dann nehmen Sie halt einmal, weil „gerade heute" die Schmerzen besonders lästig sind und eine wichtige Arbeit alle Gedanken erfordert — fünfzehn, auch zwanzig Tropfen! „Was kann das einmal schaden!" — Wieder geht es; nun ist das erste Fläschchen leer. Der gute Doktor, der vielleicht froh ist, den sehr lästigen Patienten „mit seinem ewigen Kopfweh" los zu sein, verschreibt ein zweites, deckt aber sein Gewissen, indem er nicht unterläßt, zu noch größerer Vorsicht ernst zu mahnen! und so weiter. Ich habe nicht notwendig, langsam den ferneren Verlauf der Dinge zu schildern. Das Resultat ist: Nach sechs Wochen ist die Gewöhnung komplet, und zwar ehe der Familienvater recht „weiß, was das zu bedeuten hat!" Nun weiter: Ein Aussetzen des Mittels ist eben undenkbar, weil undurchführbar. Es wird dies bis zur nächsten Urlaubsmöglichkeit verschoben! Und dann? — Ach! Nur zu bekannt ist Ihnen allen die Antwort! — Er ist „morphiumsüchtig"!!

Da haben Sie's! — In dem hier skizzirten Falle war die „Gewöhnung" die „Sucht" durch ein „einfaches Kopfweh" möglich geworden. Wie viel leichter und „entschuldbarer" also durch ein schweres, schmerzhaftes Leiden, bei dem der Betreffende dennoch gezwungen ist, arbeitsfähig zu sein!!

So geht es beim Beamten, beim Offizier, beim Privatangestellten; so geht es im Jagen der Konkurrenz unseres übereifrigen Jahrhunderts auf der Neige. Dürfen wir also wirklich hier gleich mit Vorwürfen, mit abfälligen, verdammenden Urteilen bei der Hand sein? Müssen wir nicht vielmehr begreifen, entschuldigen, verzeihen? Zweifellos!

Gut, werden Sie sagen, mag es beim Laien so hingehen! Wie aber läßt es sich begreifen, wie entschuldigen, daß auch der kundige Arzt, und gerade dieser mit am häufigsten, so „leichtsinnig" sich dem gefährlichen Gifte überantworten kann? — Sie werden die Antwort nachher hören. Zuvörderst lassen Sie mich

Digitized by Google

nochmals auf den Offiziersstand, der ein ungeheuer und unverhältnismäßig großes Kontingent zu den Morphiumkranken liefert, zu sprechen kommen. Da braucht's in einzelnen Fällen nicht einmal ein „Kopfweh" zu sein, was die Veranlassung gibt. Oft genug ist dieselbe, man möchte auf den ersten Blick glauben: „lächerlich geringfügiger" Natur!

Sind mir doch Fälle bekannt, in denen eine kleine Blase am Fuße, ja, in denen ein — horribile dictu — ganz gewöhnliches Hühnerauge die Veranlassung zu späterem Morphinismus wurde. Das unscheinbare Ding plagte den Mann im Dienste ungemein. Eine leichte Entzündung, sonst kaum beachtet, trat hinzu und rief bei der Unmöglichkeit, deshalb dem Dienste fern zu bleiben, solche Schmerzen hervor, daß mit innigem Danke von einem morphiumkranken Kameraden ein „Spritzchen" acceptirt wurde, das Wunder wirkte. Der Regimentsarzt, ein guter Freund und in dieser Sache nicht übermäßig erfahren, liefert ein Rezept, die Spritze, das niedliche kleine Wunderding, wird gekauft: die Wiederholung der Verordnung gelingt in der Apotheke, oder, wo das nicht glückt, findet sich der „gefällige Droguist" — und, nachdem nach sechs Wochen der „böse Fuß" wieder geheilt ist, ist der „morphiumsüchtige Offizier" fertig!

So lassen sich Hunderte von Fällen, aus geringer Ursache entstanden, anführen. Ich selbst habe in meiner Baden-Badener Anstalt viele Hunderte von Morphinisten in Behandlung gehabt. Aber ich habe Tausende außerdem kennen gelernt! Erschrecken Sie nicht, Sie haben richtig gelesen: viele Tausende!! Kommen doch jährlich im Durchschnitt über 1400 Anfragen Morphiumkranker allein an meine Adresse. Das macht in fünf Jahren (denn über fünf Jahre arbeite ich jetzt speziell auf diesem Gebiete) — 7000 und mehr!!

Mit dieser Zahl dürfte, ganz nebenbei gesagt, von vornherein die Berechtigung, in einem Blatte wie die „Deutsche Revue" auch einmal etwas ausführlicher über „Morphium" und „Morphiumsucht" zu „plaudern", gegeben sein, ganz abgesehen davon, daß unsere „Plauderei" auch den Zweck haben soll, nicht nur ein wenig gegen die irrige Meinung, die im „Publikum" noch immer und leider allzu sehr über das Kapitel Morphiumsucht verbreitet ist, anzukämpfen, sondern auch die Kranken selbst und deren wohlmeinende Freunde davon in Kenntnis zu setzen, daß sich die fragliche Krankheit sehr wohl und ohne Qualen und Zwang — wie das früher unmöglich schien! — und trotzdem oder gerade deshalb wirksam und dauernd bekämpfen läßt. Denn thatsächlich dürfte denn doch die große Masse „der Laien" mit dem Begriffe „Morphiumsucht" nur das verbinden, was ihnen aus den Feuilletons der Tagespresse oder Wochenschriften gelegentlich zu Gesicht gekommen ist, oder auch das übertrieben „Schreckliche", was gelegentlich von seiten Halbwissender erzählt worden sein mag. Eine jüngst erschienene Novelleureihe befaßt sich ausschließlich mit Morphium. Und ihre erste, „Morphium" betitelte Novelle enthält, ich kann nicht anders sagen, geradezu eine Fülle von Unsinn. Der Genuß des Morphiums, der da geschildert wird, existirt in Wirklichkeit nur in ganz seltenen Ausnahmefällen, und da nur für ganz kurze Zeit! Solche Veröffentlichungen sind geeignet, tausendfach zu schaden,

Digitized by Google

und wenn sie hundertmal in löblichster Absicht geschrieben sind; denn wer glaubt, darnach den Morphinisten beurteilen zu können, ist auf einer ganz falschen Bahn! Nichts sieht dem armen Morphinisten unähnlicher als die zwei dort geschilderten Helden der Erzählung („Morphium", von Adine Gemberg).

Wie wenig, ja wie ganz und gar nicht dergleichen Schilderungen und pikante Einzelheiten dem wirklichen Bilde entsprechen, das wissen am besten die Morphiumkranken selbst und außer diesen vielleicht nur noch die wenigen Aerzte, die sich speziell mit Behandlung dieses Leidens befassen. Und doch ist es an der Zeit, daß alle Welt über das Thatsächliche aufgeklärt wird. Aber auch über die Möglichkeit, die Krankheit schonend zur Heilung zu bringen, muß ein Wort gesprochen werden, und auch das gerade zu den Laien, unter denen sich auch die meisten derartig Kranken vorfinden. Denn in der That haben die Schilderungen der grausamen Leiden und unwürdigen Behandlung während gewaltsamer Entziehungskuren reichlich dazu beigetragen, Furcht und Angst vor solchen Kuren zu verbreiten, so daß sich eine Unmasse von Morphiumkranken lediglich aus Angst vor den Qualen einer Kur lieber nicht zu einem Heilversuche entschließt. Warum sollen alle diese nicht erfahren, daß es auch ohne Zwang und ohne Qualen thatsächlich möglich ist, gesund und dauernd gesund zu werden!?

Dies alles, wie gesagt, nur nebenbei, gewissermaßen als Begründung, daß ich es unternehme, in einem nichtmedizinischen Blatte über „Morphiumsucht" zu sprechen!

Und nun zurück zum Thema selbst!

Wie mag es kommen, daß sogar die „kundigen" Aerzte, und zwar eine sehr beträchtlich große Anzahl unter ihnen, dem „Dämon" verfallen? Die Antwort dürfte füglich folgendermaßen lauten: Einmal, weil es für die Mehrzahl auch der Aerzte nicht gar so schwer erscheinen mag, nach nur eine Zeit lang dauerndem Gebrauche sich selbst davon zu befreien! — und in Wahrheit ist dies für gewöhnlich fast unmöglich! — Zweitens, weil dem Arzte das Mittel jederzeit und leicht zur Hand ist; und — drittens endlich, weil der Beruf des Arztes gerade heutzutage Anforderungen an ihn stellt, wie solchen oft kaum ohne künstliche Nachhilfe (sei es nun, daß die Müdigkeit, sei es, daß die Ueberreiztheit bekämpft werden muß!) möglich ist, gerecht zu werden! — Und dabei denke ich noch nicht einmal an die Thatsache, daß bei der ungeheuren Ueberfüllung des ärztlichen Standes die Konkurrenz, die leidige, oft — leider — fast rücksichtslosen Zwang auferlegt! Wo wäre da der Mensch mit all seinen Schwächen und Fehlern, der ein Mittel, von dem er weiß, daß es ihm gewiß Hilfe bringt, stets und unter allen Umständen von sich wiese im Gedanken an etwaige schlimme Folgen in der fernen Zukunft? Ohne Zweifel, es finden sich vereinzelt, ganz vereinzelt auch solche „Heilige"! Aber sie sind eben weiße Raben, die es, sieht man genauer zu, auch wohl ohnedies nicht nötig gehabt hätten.

Man hat mir von kollegialer Seite vorgehalten, daß ich „zu milde, zu wehleidig' über die Morphinisten urteile," weil ich — warum soll ich dies verschweigen? — selbst einst Morphinist gewesen! Aber nein, — meinethalben

würde ich niemals zu diesem „humanen" Standpunkte gekommen sein, denn ich habe mich seinerzeit herbe und hart verurteilt und verurteilen lassen! — Nein! Warum ich so und nicht anders urteile, das hat seinen Grund darin, daß ich die stärksten, die bedeutendsten, tüchtigsten Männer, die höchststehenden Frauen, die alle sonst im Leben und Streben nicht gewohnt waren, energielos zu sein, und von denen man es, wollte ich einige mit Namen nennen, nicht oder kaum glauben würde, dem Mittel gegenüber unterlegen, ohnmächtig gegenüberstehen sah und sehe!

Es sind ihrer viel zu viele, aus allen und am meisten aus den ersten Gesellschafts- und Berufsklassen, an mir vorübergegangen, als daß ich glauben könnte, nur die Schwachen und Energielosen könnten unterliegen!

Zugegeben, daß es Fälle in Menge geben mag, in denen wohl das Unglück unter diesen oder jenen Umständen hätte vermieden werden können! Allein wer möchte nun den ersten Stein werfen auf jene Unglücklichen? Das Unglück ist da! Ist es nun Aufgabe der anderen, den armen Kranken durch Vorwürfe noch unglücklicher zu machen? Etwa durch das beliebte: „Ist's dein eigenes Verschulden, so trage dein Schicksal und hilf dir selber!" Ist solches würdig des Geistes unserer Zeit? Gewiß nicht! D'rum also: sehen wir zu, wie und wodurch geholfen werden kann!

Lassen Sie mich nochmals betonen, daß von den mir allein bekannten 7000 und mehr Morphinisten über 6000 den allerhöchsten — und ersten Gesellschaftskreisen angehören und sich großenteils in verantwortlichen und verantwortlichsten Stellungen befinden! — und Sie werden mir zugeben, daß es mehr als ephemeres Interesse hat, daß es vielmehr unbedingt zeitgemäß ist, hier zu fragen: Wie kann hier geholfen, wie in Zukunft vorgebeugt werden? — Denn im Wachsen und zwar in stetem Wachsen ist noch jetzt die Zahl derjenigen, die sich des Morphiums bedienen, um ihre Pflicht thun zu können! Aber das nicht etwa nur in unserem deutschen Vaterlande, sondern viel mehr fast noch in Frankreich und meiner Beobachtung nach am meisten im Ungarlande![1]) bei den intelligenten, vielbewunderten Ungarn! Ich betone das letztere, denn hier liefert eine große Zahl bessere Beweise, als der bestspezialisirte Einzelfall je zu überzeugen vermag. Wo bleibt da die vielangerufene „Energie" einem Mittel gegenüber, von dem man doch im allgemeinen weiß, daß es „gefährlich" ist!! Also mit dem „Wollen" allein ist die Sache nicht schlechtweg abzuthun!! Das „Können" ist es, was in erster Linie in Betracht kommt; und — leider — gerade „können" wird der Morphiumkranke nicht ohne weiteres von dem Mittel lassen, ist die Gewöhnung erst komplet geworden! Will man es ihm aber mit Gewalt und Zwang nehmen, so richtet man nach den seither zumeist und fast ausschließlich geübten Verfahren den armen Kranken so zu, daß er oft allerdings besser daran gethan hätte, sein gewohntes Gift weiter zu nehmen, als nun mit halb siechem Körper „geheilt entlassen" zu sein, meist, um über kurz oder lang — will anders er menschenwürdig existiren — dann doch wieder zum Morphium greifen zu müssen! Also

[1]) Obgleich die angeführten Zahlen nur für Deutschland gelten!

Digitized by Google

hier gilt es, den Hebel anzusetzen, sobald es sich darum handelt, das bereits vorhandene Uebel zu heben.

Selbstredend kann ich mich auf Einzelheiten bei Schilderung des geeigneten Entziehungsverfahrens nicht einlassen. Nur in großen Zügen möchte ich hier schildern, wie ungefähr zu verfahren ist, um mit Aussicht auf dauernden Erfolg und ohne Qualen und Leiden zu verursachen, der Krankheit zu Leibe zu gehen.

Wenn ich Ihnen, sehr geehrte Leser, erzähle, daß nach eigener Aussage der seitherigen Vertreter der „langsamen", „schnellen", wie „plötzlichen" Entziehungsmethoden Heilungen, besonders aber dauernde Heilungen geradezu selten sind, und wenn ich hinzufüge, daß diese Methoden zum Teil sogar unmittelbar gefährlich sind, nicht nur für die „Gesundheit", sondern in vielen Fällen direkt fürs Leben — so werden Sie mir wohl recht geben, wenn ich ohne weiteres ein Verfahren vorziehe und übe, welches mit Ausschluß auch der mindesten Gefahren für Gesundheit und Leben und dabei ohne die mit Recht gefürchteten Qualen der Entziehung im Gegenteile die nicht geheilten Fälle zu den seltenen, die geheilten und dauernd geheilten aber zu den normal verlaufenden zählt!!

Ob das Verfahren nun von mir ausgedacht und ausgebildet ist oder von wem, das thut nichts zur Sache; ich denke, es genügt, wenn ich mitteile, daß ich es seit über fünf Jahren in meiner Anstalt an vielen Hunderten von Fällen mit denkbar bestem Erfolge angewendet habe und auch zukünftig, so lange niemand Besseres an die Stelle zu setzen vermag, anwenden werde.

Unser vornehmster und oberster Grundsatz sei: Jeden einzelnen Fall für sich betrachten und behandeln und dabei so schonend verfahren, daß dem Kranken alle entfernt nennenswerten Beschwerden, jedenfalls aber alle Qualen (Abstinenzerscheinungen!) der seither üblichen Verfahren erspart bleiben! Nur und vor allem: keine Schablone! Ist Schablone je wissenschaftlich? Niemals! Und doch wurde jahrzehntelang bei Morphiumkranken nach der Schablone mit geringen Ausnahmen verfahren.

Ferner: Ist es die Aufgabe des Arztes, den Kranken seine Krankheit recht fühlen zu lassen, ihn quasi für die schuldige oder unschuldige Verursachung seines Leidens zu strafen, mit dem „kindisch-kindlichen" Hintergedanken: „Damit er es nicht wieder thue!?" Kein vernünftiger Mensch wird sich den Arzt zu solchem Zweck und Thun bestellen! Und doch geschah dies lange Jahrzehnte hindurch so mit den Morphinisten. Allein, ganz abgesehen von der Thatsache, daß ein solches „Strafverfahren" vor dem Richterstuhle der Vernunft, vor dem gesunden Menschenverstande nicht Stich halten kann — ganz einfach praktisch gedacht: Kann es dem Kranken zuträglich sein, wenn er mit und unter den verschiedenartigsten Leiden zur sogenannten Gesundheit, das heißt dem „Freisein vom Morphium" in diesem Falle, — gehetzt wird in einer Weise, daß er, am Ziele angelangt, das heißt morphiumfrei, nun erst wieder von den Folgen der Kuren selbst geheilt werden muß? Spricht denn ein solches Thun nicht aller Vernunft geradezu Hohn? Ich denke, die rechte Antwort kann sich da ein jeder selbst geben!

Digitized by Google

Oder etwa: Sollen wir den Kranken leiden lassen, um die Wissenschaft zu bereichern, um zu sehen, welche Zustände sich bei Entziehung des Giftes einzustellen pflegen und dergleichen? Auch ein Standpunkt!! Aber auch das ist thatsächlich mehr und öfters, als man glauben sollte, geschehen! Ich denke, wir dürfen heute den Ausspruch eines Mannes unterschreiben, dem wir einst noch gar nicht abzusehenden Dank schulden werden, den Ausspruch, den unser genialer Professor Behring gelegentlich eines gegen Virchow gerichteten Aufsatzes that. Er sagt: „Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig deute, so beginnt man in den Aerztekreisen jetzt doch mehr und mehr die Aufgabe des Mediziners darin zu sehen, daß er dem Kranken Nutzen bringt, und weniger darin, daß von ihm über die Krankheit klug gesprochen wird!"

Also handeln wir bei unseren Kranken auch vernünftig: nützen wir ihnen! Machen wir dieselben nicht krank durch die Kur, sondern gesund mit und während der Kur.

Wem dies nicht einleuchtet, den verzichte ich, je überzeugen zu wollen. Und nun zur Art und Weise der Ausführung meiner Aufgabe.

Da kann ich nun, wie bereits erwähnt, nur allgemein die Prinzipien skizziren, nach denen zu verfahren ist, das einzelne dem Können und Urteilen des behandelnden Arztes überlassend.

Zunächst müssen unsere Patienten vertrauen; sie müssen wissen, daß sie wirklich human behandelt und als vollwertige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft angesehen werden. Sie müssen ferner wissen, daß ihnen die Hilfe des Arztes, in dessen Behandlung sie sich freiwillig begeben haben, jederzeit, bei Tag wie bei Nacht, erreichbar und auch wirklich und gerne zur Hand ist. (Denn fast nur in Anstalten wird sich daher eine solche Kur gut durchführen lassen; und zwar besser in „offenen" als in den sogenannten „geschlossenen" oder gar Irrenanstalten [!] in welch letztere die Behandlung des Morphinismus ganz und gar nicht gehört!). Steht für den Kranken solches fest und handelt der Arzt darnach (die Aufgabe ist keineswegs leicht für den Arzt!), so fällt erstens eo ipso jeglicher Zwang fort und mit ihm das höchst deprimirende und moralisch ungünstig wirkende Gefühl des quasi Gefangen- und Unter-Kuratel-Seins für den Kranken; sodann aber, und dies ist wesentlich und gar nicht hoch genug zu veranschlagen in ihrem Werte, fällt die Möglichkeit für den Patienten fort, eventuell an Selbsthilfe denken zu müssen, das heißt in diesem Falle, sich auf unerlaubtem Wege Morphium verschaffen zu müssen! Denn bevor der Kranke solches erwägt, wird er eben lieber beim Arzte sich sichere Hilfe holen, als den ganz unnötigen Weg des Betruges einzuschlagen! Ich weigere meinen Kranken sozusagen fast nie eine Morphiumgabe, wenn sie mich darum angehen, und komme damit meinem Ziele sicherer und rascher nahe, als alle anderen Methoden, bei denen fast stets mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Betruges gerechnet und gekämpft werden muß!

Wie aber kann man nun den Kranken das Gift entziehen, ohne daß sich die bekannten und gerade so gefürchteten, schweren, sogenannten „Abstinenz-

Digitized by Google

erscheinungen" einstellen? Es ist dies recht einfach und lediglich ein Kunstgriff, der nur das eine zur Voraussetzung hat, daß nämlich der Arzt seinen Patienten stets in Beobachtung hat, um die geeigneten Zeitpunkte für die verschiedenen Phasen der Entziehung zu treffen. Das Prinzip selbst aber ist das folgende: Wie jedem, der je eine Entziehung geleitet hat, bekannt, kann man im Anfange der Kur meist einen mehr oder weniger beträchtlichen Teil der gewohnten Dosis entziehen, ohne daß der betreffende „Entziehungskandidat" davon irgendwie erhebliche Störungen empfindet. Bei dem einen kann dies bis zur Hälfte der gewohnten Dosis und darüber getrieben werden, beim andern nur ein kleiner Bruchteil entzogen werden. Jedenfalls treibt man unter steter Beobachtung des „Behaglichkeitszustandes" des Betreffenden die Sache so weit, als sich der Patient noch wohl fühlt. Alsdann würde, wenn auf die Entziehung eine neue Verkürzung der Dosis folgte, der Kranke sich sehr bald sehr schlecht fühlen! Somit ist es doch eine Forderung der Vernunft und ein einfacher Ueberlegungsakt, nunmehr und zwar unter allen Umständen eine mehr oder weniger beträchtliche, natürlich nur relative Steigerung der Dosis eintreten zu lassen. Der Kranke, der soeben an der Grenze seines Wohlbefindens angelangt war, wird nunmehr die relative Steigerung gewissermaßen als ein Plus von Wohlthat und Kräftigung empfinden und somit zu einer neuerlichen, nunmehr meist schon recht erheblich möglichen ferneren Reduktion befähigt sein, die ihrerseits wieder, sobald sich leichte Unbehagen einstellen wollen, von einer neuen relativen Steigerung gefolgt sein muß! Ich denke, der Fall liegt klar!

Nehmen wir ein Beispiel! Ein Morphinist konsumirt täglich 0,75 Gramm. Er verträgt ohne Beschwerden einen anfänglichen Abzug bis zu 0,50 Gramm; darnach wird er, falls er zwei Tage auf genannter Reduktion verharrte, eine Steigerung bis zu 0,60 als Wohlthat zweifellos und als Kräftigung empfinden. Nach weiteren 1—1½ Tagen können wir dann wagen, auf 0,3 herabzugehen, um, sobald er anfängt zu klagen, ihn durch Zugabe von 0,1 Gramm, also im ganzen eine neuerlich relativ gesteigerte Tagesdosis von 0,4 wieder zu „trösten", das heißt, wieder ins Gleichgewicht zu bringen, da ihm die zweite Erhöhung der Dosis offenbar und mit absoluter Gewißheit angenehm fühlbar werden wird! Im ganzen haben wir aber nun schon eine Reduktion von 0,75 auf 0,4, also fast die Hälfte erreicht, und können sofort, da die letzte Phase eine Steigerung war, einen Abzug anschließen, so daß nach einem oder zwei weiteren Tagen etwa die Dosis von 0,25 als Tagesquantum zu nennen wäre! Und das alles, ohne daß der Patient hat leiden und sich quälen müssen, und ohne daß sein Körper oder besonders sein Nervensystem dadurch irgendwie in Anspruch hätte genommen werden müssen. Allein, alles kommt hier auf die Beobachtungsgabe des behandelnden Arztes an, der den Zeitpunkt, an dem entzogen und zugegeben werden muß, richtig zu bestimmen hat! Dies das Prinzip des Verfahrens! Wir erledigen auf diese Weise zunächst die Aufgabe, auf kleine Dosen zu gelangen; alsdann geben wir längere Ruhepause, um nun, nachdem der Patient bereits begonnen hat, auch wieder kleine Dosen wohlthätig zu empfinden, oder überhaupt

Digitized by Google

zu „spüren", auf ähnliche Weise, nur mit Unterstützung durch eine ganze Reihe anderer Maßnahmen steigernd und fallend auch den Rest zu entziehen. Die letzten Dosen sind die empfindlichsten, und spare man deshalb die meiste Zeit auf diese auf, und man wird staunen, wie leicht und mit wie wenig Mühe der Patient, der hierbei selbst mithilft und Freude am Fortschreiten der Kur haben wird, über die ganze Sache hinauskommt. Nur darf der Kranke selbst niemals über den Stand der Dinge im einzelnen unterrichtet sein, da in der Mehrzahl der Fälle dies den sehr wertvollen suggestiven Einfluß der oft zu verabfolgenden kleinen „Trostdosen" oder Wasserinjektionen illusorisch machen und zerstören würde. Ausführlicheres hierüber lese man in Büchern nach. Hier muß ich mich auf das Gesagte im allgemeinen beschränken.

Wie gesagt, die Kur stellt fast mehr Anforderungen an den Arzt als an den Kranken! Nie darf der Arzt mißmutig und verdrossen sein! Nie darf er dem Kranken verübeln, und wenn dieser ihn noch so oft geplagt! Fast nie ist ein direkter Widerspruch, eine abschlägige Antwort erlaubt! Kurzum, es heißt hier, Tag und Nacht auf den Posten! Dann aber auch bleibt der Erfolg nicht aus, daß der Patient unmerklich gesundet und erstarkt an Energie und Willen, wie auch die Freudigkeit am Leben stets und sicher wiederkehrt. Und letzteres ist mit die beste Gewähr gegen einen eventuell später zu fürchtenden Rückfall! — Wie Sie sehen, beginnt hier bei unserem Verfahren der Entziehung die Retonvaleszenz nicht nach, sondern bereits während der Kur. Darum darf auch die Zeit, welche auf dieselbe verwendet wird, etwas länger ausfallen, und je länger dies möglich, um so besser für den Kranken.

Je größer die Erfahrung des Arztes, um so leichter hat es der Patient! Und fast möchte ich behaupten, daß (es sei denn, daß der Arzt über eine sehr bedeutende Summe von Erfahrungen verfügt) wirklich korrekt eine Morphiumentziehungskur nur der Arzt wird leiten können, der selbst seinerzeit eine solche durchgemacht hat! Denn nur dann wird er für die vielen kleinen Klagen und Wünsche seiner Klienten Herz und — Verständnis haben!

Noch habe ich als wesentlich bei der Behandlung der Morphiumsucht zu berichten, daß — ganz besondere Aufmerksamkeit eine sachgemäße Behandlung des Grundleidens, wo solches noch nicht behoben ist, erfordert, desgleichen sind dem Magendarmkanal und Herzen noch eingehendste Beachtung und Pflege zuzuwenden und anderes mehr.

Kurzum, ich kann hier nur versichern, daß das geschilderte Verfahren geschickt und unter steter, peinlichster, aufmerksamster Beobachtung jedes Einzelfalles angewandt, durchschnittlich innerhalb mehrerer Wochen ohne irgendwie nennenswerte Beschwerden zum Ziele führt, und zwar meist zu dauernder Heilung. Nur so wird der an das Gift gewöhnte Organismus, ohne daß letzterer durch die Kur selbst zu stark angegriffen oder gar geschädigt würde, von dem Gifte befreit, während dabei gleichzeitig der Wille erstarkt und die alte Energie und Elastizität wiederkehrt gleichzeitig mit der fortschreitenden Freude am Gelingen der Kur. Natürlich kommen auch bei meinem Verfahren Fälle vor, die mißglücken, und

Digitized by Google

öfters wird die Kur unterbrochen! Das sind jedoch fast ausnahmslos solche, die bereits durch mehrfach anderweit versuchte Entziehungskuren „verdorben" — ich möchte sagen „mit allen Hunden gehetzt" sind und dann, alles besser wissen wollend, dem Arzte die rationelle Durchführung der Sache erschweren, respektive ganz unmöglich machen. Das sind dann auch die nämlichen, die über alle Anstalten, in denen sie gewesen, gleichermaßen und in unwürdigster Weise aburteilen. Das sind diejenigen, welche dem „Stande der Morphinisten" zu dem üblen Namen verholfen haben und verhelfen, den die Kranken ganz ungerechtfertigterweise tragen! Denn diese sind zumeist wirklich „in ihrem Charakter lädirt:" trotzdem habe ich auch bei solchen „vielgereisten" noch, und gar nicht selten, dauernde und vollständige Heilung gesehen! Rechnen wir alle halbwegs zweifelhaften (bezüglich der Dauer des Erfolges) Fälle ab, so behalte ich in meiner Baden-Badener Anstalt noch immer über 65 Prozent dauernd Geheilte! Das scheint nicht sonderlich viel, ist jedoch im Vergleiche zu den bislang auf andere Methoden erzielten Resultaten enorm viel! Rechne ich dagegen nur die geheilt aus der Anstalt Entlassenen, ohne Rücksicht auf ein etwaiges Recidiv, so erhöht sich hier die Prozentziffer auf 87 Prozent aller Fälle! Die Zahl der Rückfälle ist also gewiß erstaunlich niedrig!

Nun noch ein paar Worte zur sogenannten Nachbehandlung! Ein Fehler, der bereits vor der Kur dem Morphiumkranken gegenüber von seiten seiner Familie und guten Freunde zumeist gemacht zu werden pflegt, nämlich, daß man glaubt, den Kranken mit „Aufpassen" am Spritzen verhindern zu wollen, ihn mit guten Ratschlägen und Vorstellungen, mit steten Mahnungen und Warnungen geradezu verfolgt, natürlich „in bester Absicht", während man dadurch nicht nur nicht das geringste nützt, sondern den Patienten fast zur Verzweiflung bringt und das Uebel nur noch verschlimmert — dieser Kardinalfehler muß jetzt, nach vollendeter Entziehung, aufs sorgfältigste und peinlichste vermieden werden! Ja keinen Argwohn zeigen! Nur keine Ermahnungen, keine Reminiszenzen, keine Vorwürfe! Gehen lassen, ihn liebevoll behandeln, den Genesenen, ihn wieder als vollkommen vollwertig betrachten und so aufnehmen! Das thut not, und damit wird am besten einem etwa drohenden Unheil vorgebeugt! Bei dieser Gelegenheit noch etwas: Wie dann, wenn neue Schmerzen neue Morphiumgaben erfordern würden? Ist da der Rückfall nicht unvermeidlich? Ich kann mit Beantwortung dieser Frage gleichzeitig auf die Frage zu sprechen kommen, wie es möglich ist, im Hinblicke auf das erschreckende Anwachsen der Zahl der Morphiumsüchtigen dem Uebel thunlichst vorzubeugen? Die Antwort lautet: Nicht durch strenge gesetzliche Maßnahmen bezüglich des Verkaufes; nicht durch Aechtung der armen Kranken seitens der Gesellschaft! Vielmehr in erster Linie durch Belehrung, in weitesten Kreisen seitens der Berufenen und Aerzte; endlich aber auch durch das Wirken der Aerzte an sich. Zu letzterem einige Worte am Schluß.

Nehmen wir alle gesetzlichen Maßnahmen, die möglich und denkbar wären.

Digitized by Google

Nehmen wir an, in unserem Vaterlande könnte es ermöglicht werden, daß kein anderer als der Arzt je eine Spur Morphium in die Hand bekommen kann. Gut, so würde erstens Morphium durch den Arzt zu beschaffen sein; zweitens aber würde sich das Ausland doppelt eifrig bemühen, aus dem Verbot Nutzen zu ziehen, das heißt: das Morphium würde nur in größeren Mengen und leichter in den Besitz der nach ihm Verlangenden kommen. Der Gedanke aber an eine internationale Regelung der Frage dürfte denn doch kaum ernst zu nehmen sein! Also — denn die Frage ist der Erörterung wert und dazu reif! — wie läßt sich die Abhilfe denken, da durch die „Aechtung" der Morphiumsüchtigen durch die Gesellschaft letztere sich tief in ihr eigenstes Fleisch einschneiden müßte, ganz abgesehen davon, daß sich eine praktische Ausführung des Gedankens als mehr als eine Utopie erweisen dürfte?

Meines Erachtens gibt es nur zwei Wege. Erstens und vor allen Dingen den der Belehrung der großen Masse der „Gebildeten". Was diese ärztliche Belehrung der Laien im allgemeinen betrifft, so ist es bedauerlich, daß diesem Gedanken von vornherein eine große Anzahl von Aerzten ablehnend gegenüberstehen. Ja, es wird dem Arzte, der populärwissenschaftliche Aufsätze in Tages- und Wochenschriften liefert, oft genug geradezu verargt und derselbe in vielen Fällen „künstlich isolirt". Und doch — (selbstredend kann nicht unsere gesamte medizinische Wissenschaft eine populäre Behandlung vertragen! Im Gegenteil, das Gebiet der derart zu behandelnden Fragen ist relativ eng begrenzt) und doch würde in gar manchen Fällen ungemein viel genützt werden können, wollten sich berufene Aerzte mit der Aufgabe befassen, durch gute Familienzeitschriften belehrend und aufklärend zu wirken. Da würde neben hygienischen Themata's und der Frage des Alkohols in erster Linie auch die Frage nach der Bedeutung und der Gefahr des Morphiums und seines Gebrauches zu besprechen sein!

Wird doch dadurch der Arzt in seinem therapeutischen Handeln nicht im mindesten gehemmt oder auch nur beeinflußt! So meine ich es, wenn ich sage, daß es bedauerlich ist, daß populäre Artikel stets Gefahr laufen, seitens der Kollegen schief beurteilt zu werden. Durch die allgemeine Kenntnis der Gefahren des Morphiums und Opiums würde weit mehr genützt als durch alle noch so scharfen gesetzlichen Bestimmungen gegen den Verkauf des Giftes.

Aber nicht die Gefahren allein soll das Laienpublikum kennen, nein, es soll auch wissen, daß die Unglücklichen, die nun einmal an das Mittel gewöhnt sind oder einer Gewöhnung nicht ausweichen können ohne Schädigung ihrer Gesundheit, ohne Freiheitsberaubung, ohne Gefahr für ihr Leben, aber auch ohne sich vor den Qualen einer Kur fürchten zu müssen, heilbar sind, und daß sie es also nicht notwendig haben, zum größten Teile aus Furcht vor der Kur und deren Folgen lieber krank zu bleiben, als sich einer solchen zu unterziehen. Die Möglichkeit, diesen Weg einzuschlagen, ist im Vorhergehenden angedeutet worden. Sobald ein noch mühelöserer Weg gefunden sein wird, werde ich nicht anstehen, zur Kenntnis dieses neuen Fortschrittes beizutragen; vorerst aber dürfen wir mit

Digitized by Google

dem, was uns auf die geschilderte Weise zu erreichen möglich ist, bereits leidlich zufrieden sein!

Nun der zweite Punkt, der in Betracht kommt, ist die Frage nach der Möglichkeit, dem Uebel nach Kräften vorzubeugen. Diese liegt, wie schon erwähnt, im ärztlichen Handeln selbst. Ich will das an einem Falle klar machen. Ein Kranker wird von sehr heftigen Schmerzen befallen, welche es zur Pflicht machen, narkotische Mittel, unter anderem Morphium, zu verabfolgen. Da wird nun in der Mehrzahl der Fälle mit möglichst kleinen Dosen (aus Angst!) begonnen. Natürlich reicht die erste Gabe nicht aus; am gleichen Tage müssen noch zwei-, noch dreimal gleiche kleine Mengen gegeben werden. Am zweiten Tage dasselbe Bild, am dritten gleichfalls und so weiter! Nun denke man sich einen Wochen dauernden Anfall von Ischias! Da ist also die Gewöhnung an die Spritze bald fertig! Wie wäre das nun geworden, wenn der Arzt von vornherein dem Kranken eine thunlichst starke Dosis verabfolgt hätte? Der Patient würde vielleicht nur jeden zweiten, im schlimmsten Falle aber nur jeden einen Tag höchstens einmal eine Injektion benötigt haben, und hätte den Vorteil nebenbei gehabt, von seinen Schmerzen, wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil befreit worden zu sein. Die Gewöhnung bei seltenen Gaben mit langen Pausen ist ungleich schwieriger als bei öfteren kleinen Gaben. Wer es weiß, wie leicht durch öfteres Spritzenmüssen der Arzt veranlaßt wird, dem Patienten die Spritze in die Hand zu geben, der wird mich verstehen und meinen Rat nicht mißdeuten, der dahin geht: „Lieber einmal eine tüchtige Portion als öfters kleinere," heißt das, in Fällen, in denen es sich um Kranke handelt, die nicht an Morphium bereits gewöhnt sind, oder — in der Nachbehandlung — in Fällen von eben überstandener Entziehungskur, falls es während derselben nicht möglich war, das eventuell schmerzhafte Grundleiden ganz zu beheben — um den Rückfall thunlichst zu vermeiden.

Der Arzt soll somit (und das ist fast alles, was er dazu thun kann, um vorzubeugen) auf die Gefahren aufmerksam machen: er soll ferner notwendig gewordene Ordinationen von Morphium sorgfältig überwachen und thunlichst nie die Spritze aus der Hand geben! Dies letztere läßt sich in viel mehr Fällen durchführen, als gewöhnlich angenommen wird, wie ich aus meiner Erfahrung hundertfach versichern kann!!!

Mehr als diese ganz allgemeinen Perspektiven konnte ich hier nicht geben, und muß jeder Einzelfall dem kundigen Arzte überlassen bleiben.

Mit Vorstehendem habe ich nun ungefähr und ganz im allgemeinen auf einige Punkte bezüglich der Frage der „Morphiumsucht", deren Heilung und Verhütung, sowie deren Auffassung aufmerksam gemacht und hoffe, die geehrten Leser wenigstens nicht mit dem gesamten Inhalte gelangweilt zu haben. Ich werde später hoffentlich Gelegenheit finden, über die Gefahr und Bedeutung des Morphinismus speziell bei uns, in Deutschland, zu sprechen. Für diesmal bitte ich den geneigten Leser, nur das eine zu beherzigen und nicht zu vergessen, daß nämlich die ärmsten Morphiumkranken nicht nur keine Verachtung, sondern im

Digitized by Google

Gegenteile die sorgfältigste Beachtung und mildeste Beurteilung, die weitestgehende Nachsicht unbedingt verdienen, und ferner, daß es für eben diese Kranken Mittel und Wege gibt, zu genesen.

Hoffen wir, daß es gelingen möge, auf richtigem Wege für die Zukunft dem so sehr gefährlichen Feinde auf den Leib zu rücken und ihn wenigstens zu verhindern, daß er sein grausames Zerstörungswerk im Dunkeln und Verborgenen aber eben darum um so gefährlicher und heimtückischer fortsetzt, sondern vielmehr dafür zu sorgen, daß er offen erkannt wird und offen und alsdann mit mehr Erfolg, wie früher, bekämpft werden kann.

Baden-Baden, im März 1895.

Friedrich August von Kaulbach.

Von

Louise von Kobell.

So alt wie das Menschengeschlecht ist," sagt Doktor Sadger,[1]) „ist auch die Macht und Wirkungskraft der Suggestion, kurz gesagt die Beeinflussung der Gehirnthätigkeit und zwar eine derartige, als ob sie erzeugt würde durch eigene Gedankenarbeit. Vor allem sind es die Eltern und Geschwister, weiterhin auch Spielkameraden und Lehrer, die dem Gedankenleben des Kindes für alle Zeiten bestimmende Färbung geben. Bedeutsamer als Worte, Belehrungen und Ansichten ist die unbewußte Suggestion, die ihr eigenes, augenhaftes Beispiel gibt."

Früher hieß es: „Wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — Beispiele ziehen." Die Bezeichnung ist verschieden, aber die Thatsache ist die gleiche, und deren Richtigkeit ersehen wir bei Friedrich August von Kaulbach. 1850 zu München geboren, verlor er mit drei Jahren seine Mutter und schloß sich deshalb um so mehr an seinen Vater an, Friedrich Kaulbach, bekannt durch seine schönen Porträte, dessen „Krönung Karls des Großen" ein Schmuck des hiesigen Maximilianeums ist, und dessen „Kain und Abel", die „Vertreibung aus dem Paradies", „Desdemona" u. s. w. von ernster, wahrer Kunst zeugen. Im Jahre 1854 durch König Ernst August nach Hannover berufen, bewohnte Friedrich Kaulbach mit den Seinigen das für ihn erbaute reizende Haus, welches ein Garten umschloß. Voll Schaffensfreude und unermüdlich arbeitete der Künstler in seinem weiten, lichten Atelier und gab so seinem Sohne Friedrich August schon frühe das edle Beispiel, die Zeit gut zu nützen. Sobald dieser den Bleistift zu halten vermochte, zeichnete auch er, und ein Farbenkasten war naturgemäß sein Spielzeug.

[1]) Beilage zur „Allg. Zeitung", München 1894. Nr. 355. Beilagen 296.

Digitized by Google

Als er sechs Jahre alt war, sah er das Bild der königlichen Familie von Hannover im Atelier seines Vaters erstehen und vollenden. Denn die leutselige Königin hatte dem Kleinen erlaubt, nach der Schule der Malsitzung anzuwohnen. Tief prägten sich ihm die vornehmen Erscheinungen und die herzgewinnende Art ihres Benehmens ein.

Diese und ähnliche Sitzungen waren „Lebenseindrücke der frühen Jugend, die so tief gründen, so organisch verwachsen, daß sie Blut von Blut, Nerv von Nerv sind." Sie haben dazu beigetragen, Kaulbachs edle Kunstrichtung zu fördern, die Kunst selbst ward ihm angeboren.

Nach mehrjährigem Unterrichte bei seinem Vater ging er nach Nürnberg und besuchte die Kunstschule, welcher sein Verwandter August Kreling als Direktor vorstand. Er studirte dort zwei Jahre teils unter Krelings, teils unter Raupps Leitung, der für die Malschule als eine neu erworbene Kraft aus München berufen worden war.

Die Hauptanregung aber gab ihm die Stadt selbst mit ihren wunderbaren Kirchen und Häusern, mit den malerischen Gassen und Brücken, mit den historischen Erinnerungen auf Schritt und Tritt.

In seiner Phantasie erstand das ehemalige Thun und Treiben, bekannte Gestalten aus dem 15. und 16. Jahrhundert traten ihm aus Thür und Thor entgegen, die großen Meister, deren Werke ihn mit Bewunderung erfüllten, und Frauen und Fräulein in schwerfaltigem Kleide, mit Federhut, goldener Netz- oder Flügelhaube. Als Kaulbach dann „Das Burgfräulein mit dem Pokal" malte, den „Spaziergang vor dem Thor" — „Eine Ehrenjungfrau" — „Mutter und Kind" — „Das Liebespaar" — so bekundete er in diesen Jugendarbeiten die Poesie, die er in Nürnberg in sich aufgenommen. Ein kunstsinniges Publikum zählte alsbald Friedrich August Kaulbach zu seinen Lieblingen, die Kunsthändler entführten manches Gemälde von ihm übers Meer, wie ja auch heute noch Kaulbachs Werke vielfach nach England und Amerika wandern.

Nach Hannover zurückgekehrt, verlobte er sich mit Fräulein Lahmeyer. Glücklich zogen die Neuvermählten im Jahre 1873 in München ein. Den Liebreiz seiner Frau hat Kaulbach vielfach mit Stift und Farbe wiedergegeben.

Obgleich sein Onkel, Wilhelm von Kaulbach Direktor der Münchener Akademie war, besuchte Friedrich August dieselbe nicht, sondern erwählte die Altdeutschen, Niederländer und Italiener in der alten Pinakothek zu seinen Lehrmeistern.

Auch in Italien, das er im Jahre 1876 bereiste, studirte er Antike um Antike, Bild um Bild, kopirte Tizian, Paul Veronese und andere. Wer die Kunst in der eigenen Seele hegt, der hat auch das Verständnis für die Kunstwerke der Alten.

Kaulbach schöpfte aus den von ihnen empfangenen Lehren, dabei streng die Eigenart der Auffassung und Ausführung in seinen Bildern behauptend. Die Farbentechnik der alten Meister findet er unerreichbar. „Wir können uns darin nicht mit ihnen messen," sagte er voll Ueberzeugung.

Digitized by Google

Trotzdem erregte sein liebenswürdig aufgefaßtes Kinderbild in der internationalen Ausstellung 1883 auch wegen seines koloristischen Reizes allgemeines Aufsehen.

In einem Lehnstuhl sitzt auf rotsammetenem Kissen ein Mädchen, weiß gekleidet, sein liebliches Gesichtchen dem Beschauer zuwendend. Es schmiegt sich zärtlich an die nebenan stehende Schwester in dunklem Anzug. Auch ihr Antlitz ist von kindlichem, südländischem Reiz erfüllt. Sie hält einen Granatapfel in der Hand und blickt zuversichtlich mit ihren leuchtenden Augen in die weite Welt.

Tragisch ist das Schicksal, das diese lebensfrohen, entzückenden Geschöpfe traf. Im Sommer 1894 sahen die beiden von der königlichen Villa aus, welche auf der Landzunge zwischen dem Piräus und Phaleron steht, wie ein Segelboot mit vier Personen umschlug. Drei davon ertranken und zu ihrem Entsetzen erfuhren alsbald die Zeuginnen des Unglückes, daß sich unter den Ertrunkenen ihre Mutter und ihr Stiefvater befanden.

Das Bild, das den Titel führt: „Beim Förster", ist eine Idylle. In einem Waldgehege, unweit des Forsthauses, haben zwei junge Frauen, zur Freude ihrer Kinder, Hirsch und Rehe, Hund und Federvieh herbeigelockt. Aber dem Jubel folgt Angst und Zetergeschrei von seite des kleinsten Buben, weil ihm der Hirsch den Apfel wegschnappen will; auch der Größere ist enttäuscht, da sich die Hühner nicht von ihm fangen lassen.

Der alte Förster sitzt am Tisch beim Bier, raucht seine Pfeife und schaut gemütlich zu. Zwischen Hund, Hirsch, Rehen und Hühnern herrscht eine paradiesische Eintracht, denn von Jugend an einander gewöhnt, denken die Tiere nicht an gegenseitige Feindschaft.

„Im Sonnenschein" pflückt ein Kind Blumen in einem herrlichen Garten, während dessen Mutter mit dem Jüngsten auf dem Arm, lustwandelt. Wie zu einem Sommermärchen wirken hier Farben, Menschen, Zweige, Blüten, Luft und Licht zusammen. Und haben je Kinder lustigere Stunden erlebt als die in Kaulbachs „Maitag". Sie umringen gerade eine jugendliche Gömerin in lichtem Atlas, die ihnen Gaben für den Gaumen verabreicht. Etwas abseits tollt ein niedliches Mädchen mit einem kleinen Buben im Grase umher. Auf der entgegengesetzten Seite sitzt eine Gesellschaft an einer mit Obst und Backwerk beladenen Tafel. Alt und Jung ist in frühlingsfroher Stimmung. (Dresdener Galerie.)

In einem andern Bilde haben sich fünf Kinder als Pierrots, schwarzäugig und schwarz gelockt, in vollster Heiterkeit darstellen lassen. Anmutig sind im „Quartett" vier singende Fräulein individualisirt und meisterhaft ist die Abendstimmung zum Ausdruck gebracht.

Kaulbach erzählte einmal, wenn er im Sommer auf seiner Terrasse sitze, so töne des Abends häufig der Gesang der im anstoßenden Garten befindlichen Waisenkinder zu ihm herüber. Der Eindruck, den die einfachen Lieder auf ihn ausübten, hat wohl zur Entstehung des erwähnten Bildes beigetragen.

Zwischen der „Lautenschlägerin", der „Früchteträgerin" und dem „Mädchen, Orangen pflückend", alle drei reizend, wäre die Entscheidung schwieriger, welcher

Digitized by Google

der Preis der Schönheit gebührt, als dies vielleicht bei dem bekannten Urteil des Paris der Fall war.

Bei diesen und den noch zu erwähnenden Bildern ist hauptsächlich der Gegenstand, nicht das rein künstlerische Element hervorgehoben, denn dieses kann eigentlich nur empfunden, nicht beschrieben werden.

Die Vielseitigkeit seines Talentes bekundet Kaulbach in seinen Widmungsblättern, Fächern, Einladungskarten. Einige derselben seien erwähnt. So bekränzen drei prächtige Gestalten, die Malerei, die Architektur und die Bildhauerkunst, das Bildnis des Prinzregenten von Bayern, Genien gaukeln in schöner Komposition unter Blumen und Früchten umher.

Die Inschrift enthält die Worte: „Dem erhabensten Schirmherrn und Förderer der Kunst, Prinzregent Luitpold von Bayern, zu seinem siebenzigsten Geburtstag, in unwandelbarer Liebe und Dankbarkeit Allerehrfurchtvollst gewidmet von den Mitgliedern der königlichen Akademie der bildenden Künste. Am 12. März 1891."

Ein Fächer enthält die Allegorie der Winde. Fünf Genien tummeln sich im Aether und treiben ihren Scherz mit einer weiblichen Gestalt und deren Kind. Sie blasen, wehen, wirbeln, stürmen, toben, daß den beiden Hören und Sehen vergeht, indes der Zephyr mit einigen Luftgeistern säuselt. Ein zweiter Fächer zeigt eine Scene aus Sullivans „Mikado". Mikado sieht mit Katisha drei tanzenden Japanerinnen zu. Kein Wunder, wenn ihm vor einer so hinreißenden Anmut fast die Augen aus dem Kopf fallen, und wenn sein Minister Ko-ko „bis über die Ohren verliebt ist".

Dieser Fächer verdankt seine Entstehung einem Atelierfeste bei Kaulbach. Das Atelier ward japanisirt, unter Palmen, Sonnenschirmen und Wandmalereien bewegten sich die Gäste in seidengestickten Gewändern, tafelten, tranken Thee und Wein, einige sangen und tanzten vor dem Mikado. Sie sind in dem Fächer wiedergegeben. Auf der Einladungskarte zu einem Künstler-„Winterfest" zieht die Faschingszeit in Halbmaske und Schellenkleid mit ihren tollen Kindern und Schalksnarren einher; sie verjagen alles Grämliche, das ihnen in den Weg kommt.

Im Jahre 1881 entsprang zum siebenten deutschen Bundesschießen in München die „Schützenliesl" der Palette Kaulbachs. Eine unwiderstehliche Hebe, die nicht nur die Herzen aller Schützenbrüder eroberte, sondern auch die aller sonstigen Sterblichen auf der Theresienwiese.

Groß und Klein strömte zur Restauration, deren Schild und Patronin sie war. In den luftigen Hallen floß das Bier, und bei „Fest- und Juliduft" ging es so fröhlich zu „wie im ewigen Leben", äußerte ein emphatischer Münchener.

Die Schützenliesl ist eine höchst populäre Persönlichkeit geworden, der man noch heutigen Tages auf Pfeifenköpfen, Bierkrügen, Kredenzstellern und Aschenbechern begegnet, und die durch Radirung und Lichtdruck, selbst durch plastische Darstellung gefeiert wird.

Digitized by Google

„Leider," sagte Kaulbach, „denn es wurde diesem einfachen Wirtshausschild, welcher in wenigen Tagen entstand, verschiedentlich eine unberechtigte Bedeutung unter meinen Bildern beigelegt, es war eine Gelegenheitsarbeit, nichts anderes.

„Die Vervielfältigungen der verschiedensten Art haben mir die Figur zuwider gemacht und trugen mir dadurch, daß derjenige, welcher das Verlagsrecht besaß, alle unberechtigten Reproduktionen gerichtlich verfolgte, nichts als Störungen und Widerwärtigkeiten ein. Ich mußte alle Augenblicke aufs Gericht als Zeuge in der Angelegenheit, bis ich mich endlich durch eine andere Vereinbarung mit dem Verleger für immer davon befreien ließ."

Die Winter 1883—84 und 85 brachte Kaulbach mit seiner Frau in Paris zu. „Ich wollte wieder einmal eine andere Kunstluft atmen," sagte er, „sehen und studiren, denn eine reiche Fülle von herrlichen Kunstschätzen wird einem dort geboten, und allenthalben herrscht dort ein feiner Geschmack in Anlagen, in Gärten, in Galerien. Man sagt, über den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber daß der Geschmack in Frankreich zu Hause ist, ist eine nicht zu leugnende Wahrheit. Im Louvre, im Luxembourg u. s. w. könnte man sein Leben lang lernen. Auch boten mir die von Minute zu Minute wechselnden Straßenbilder sowie die Theater viele Unterhaltung."

Und wohl boten sie ihm auch Stoff zu einem Kunstzweige, den Kaulbach seit seiner Kindheit in sein Talentregister einreihen kann, der Karikatur. Durch ein paar Striche vermag er den Betreffenden bei aller Aehnlichkeit so komische Züge anzuheften, daß die heitere Wirkung mit Sicherheit voraus gesagt werden kann. Wohl hundert Bekannte hat er in seinen Humor gebannt, nicht mit Hohn, sondern mit seinem virtuos gemütlichen Witz.

Wenn Kaulbach die Ehre zu teil wird, mit dem Prinzregenten von Bayern in den Algäuer Bergen dem Weidwerk obzuliegen, so macht sich bei Regentagen in einsamen Stunden die Künstlernatur in ihm geltend. Da wird dann dieser und jener aus dem Kreise der Schützen zu allgemeinem Vergnügen karikirt. Indes sagt Friedrich August, wie dir so mir, und karikirt sich selbst nach allen Regeln der Kunst und Lustbarkeit. Dabei muß vielfach das ihm eigene hervorstehende „Habsburger Kinn" herhalten.

Kaulbachs Landschaften sind wahr und poesievoll, weder nüchtern noch schwärmerisch, aber so eigenartig in ihrer Wirkung, daß man dabei nie zu dem gewohnten phlegmatischen Landschaftsbeschauen gelangt, sondern wie bei Ruysdael, Corot und Böcklin zu einem Genusse, der alle geistigen Elemente anregt. In einem reizvoll beleuchteten Waldesgrund neben einem Wasserfall lehnt „Psyche" an einem Felsen, den Blick nach oben gewandt, in stillem Träumen den geliebten Eros herbeisehnend.

Von der Gabe, „Begeisterung zu erregen", welche die Mythologie den Nymphen beilegt, macht auch Kaulbachs „Nymphe" Gebrauch bei all denjenigen, die sie in ihrem Kleide der Anmut sehen.

Aus der großen Anzahl der von Kaulbach gemalten Porträte seien nur

Digitized by Google

einige erwähnt: Prinz Luitpold, Regent von Bayern ist in der Ordenstracht [1]) vom heiligen Hubert in ganzer Figur dargestellt. Das Bildnis schmückt das Rathaus zu München.

Das Porträt des Vaters Friedrich Augusts zeigt einen dunkelgekleideten Mann mit langem grauem Bart, in dem wohlgebildeten Gesichte kennzeichnet der Ausdruck, daß Schmerzliches überwunden ward. „Selten wurde ein Mensch von so schweren Krankheiten und vielerlei Schicksalsschlägen heimgesucht wie mein Vater," sagte Friedrich August voll tiefer Anhänglichkeit.

Major von Heyl ist lebensfrisch als Weidmann mit seinem Jagdhunde porträtirt. Die Augen feurig, das Haar voll, verwirrt, die Züge unregelmäßig, der Ausdruck lebendig, das ist der Charakterkopf des Architekten und Bildhauers Lorenz Gedon, der durch seinen Enthusiasmus für Gotik und Renaissance und manche Arbeit auf diesen Gebieten so vielen Anregung gab.

Höchst anziehend in der Behandlung sind Kaulbachs Frauenbildnisse.

Unter den Prinzessinnen, die er porträtirte, befinden sich auch die Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt, Großfürstin Sergius und Prinzessin Alice, welch letztere unlängst als Gemahlin des Zaren den russischen Thron bestieg. Fein ist ihr Gesicht geschnitten und seelenvoll ist ihr Blick, möge sie nur bei all den Huldigungen, die ihr aus allen möglichen Bevölkerungselementen zu teil werden, auch stets liebevoll der deutschen Heimat gedenken.

Auch seine religiösen Empfindungen wollte Kaulbach mit Pinsel und Palette aussprechen, und was aus dem Gemüte eines Künstlers entsteht, wirkt auf den Beschauer zurück, denn ergriffen betrachtet man die „Grablegung Christi". (Neue Pinakothek zu München.) Petrus hält den entseelten Körper Jesu, dessen Antlitz Hoheit und rührende Milde zeigt; mächtig bewegt, bleich, in heiliger Würde neigt sich Maria zu ihrem Sohne, Johannes steht trauernd zurück, Magdalena liegt aufgelöst in Schmerz zu den Füßen Christi. Die Gestalten, die Gefühle und Farben stimmen überein wie eine tiefgreifende Wahrheit.

„Die heilige Cäcilia" spielt gottbegeistert die Orgel. Ihre Verzückung durchdringt ihre äußere Erscheinung.

Kaulbach ward von dem Prinzregenten von Bayern 1886 nach Pilotys Tod zum Direktor der Akademie der bildenden Künste zu München ernannt, legte jedoch nach fünf Jahren seine Stelle nieder, da ihm die vielfachen Amtsgeschäfte nicht zusagten und am eigenen Schaffen hinderten.

Gewiß interessirt auch dieses Künstlers Atelier. Hier in der vom reinsten

[1]) Die Tracht besteht in einer schwarzen spanischen Kleidung, an der goldenen Kette um den Hals befindet sich ein goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit dem Bilde des heiligen Hubertus und der Inschrift „in trau vast". (In Treue fest.) Auch der auf der linken Brust getragene Stern enthält den erwähnten Spruch. Dieser Orden wurde von Gerhard V., Herzog von Jülich und Berg, 1444 zum Andenken eines am Tage des heiligen Hubertus erfochtenen Sieges über Arnold von Egmont gestiftet, 1708 von Kurfürst Wilhelm von der Pfalz erneuert. König Maximilian Joseph von Bayern hat den Ritterorden des heiligen Hubert als den ersten Orden im Königreich bestätigt.

Digitized by Google

Licht erhellten Halle mit dem weiten Nebenraume, mit Holzdecke und Gobelins als Wandbekleidung, mit den mannigfaltigsten Prachtstücken und der doch so gemütlichen Stimmung, entstehen Kaulbachs Bilder.

Da sieht man Landschaften in frischen wie leuchtenden Farben, auf Staffeleien herrliche Frauenbildnisse — Vautiers schöne Tochter, Frau Wätyen, sitzt in weißem Kleide, in leichter Haltung im Lehnstuhl, ihre ausdrucksvollen Augen ins Freie gerichtet — dort ist Kaulbachs anmutige Frau in ganzer Figur dargestellt. Sie wandelt in grauschimmernder Seide durch einen hochstämmigen Park. Die Malerei in beiden Gemälden ist vornehm. Da erfreut man sich an dem vorzüglichen Porträte der Witwe Wilhelms von Kaulbach, zwei reizend gemalte Nichten in jugendlichem Alter vervollständigen die Gesellschaft. Die eine, licht- und luftumflossen, im hellen Sommeranzug, schaut sinnend in die Welt, die andere guckt schelmisch unter ihrem breitkrämpigen Strohhute den Beschauer an.

Auch ein „Stillleben" von Franz Snyders zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Kaulbach bewundert die saftigen Trauben, die Melone, die unter anderen Früchten in höchster Vollendung wiedergegeben sind. „Wie warm diese Töne sind, und wie intim das wirkt. Dieses Bild ist schon vielen begehrlich erschienen, allein ich gebe es nicht her:

„Was ich besitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechsel unterhält, doch nützt er kaum.'"

Gegen das Fenster steht auf hohem Sockel die byzantinische Holzstatue eines Bischofes in seinem Ornat und schräg gegenüber eine gotische, in Holz geschnittene Maria mit dem Kind, ein Meisterwerk an Innigkeit und frommer Empfindung. Stammt es von Veit Stoß oder Riemenschneider?

Jedenfalls ist diese Statue von gleicher Bedeutung für die Kunst wie die Maria im Germanischen Museum zu Nürnberg und die in der Kirche zu Blutenburg bei München. Flott steht in einer Nische ein der italienischen Renaissance angehörender Edelknabe. Unterhalb breitet sich das Fell eines riesigen Eisbären aus, auf einem Tische sieht man einige Terracottafigürchen, welche durch ihre Holbein- und Dürertracht interessant sind, gleich den flandrischen Kostümen in einem Holzrelief, das eine Grablegung Christi voll Innigkeit darstellt.

Auf jenem Sockel ist die antike Büste eines Römers, hier lacht hämisch mit dem ganzen Gesichte ein kleiner steinerner Faun aus uralter Zeit, und dort erblickt man eine Aeskulapsbüste. In welchem Tempel hat sie einst gestanden, und welches Orakel hat sich daran geknüpft? Bei diesem Beschauer bildet das Kunsthistorische den Schwerpunkt, bei jenem der künstlerische Reiz, je nachdem die Gegenstände in den Gedankengang passen, aber jeder findet hier Anregung und Belehrung. Der Künstler und Kunstsachverständige vermögen zu erklären, worin das künstlerische Element liegt, der Laie vermag es nicht, aber er empfindet, daß diese harmonische Zusammenstellung der mannigfaltigsten Dinge aus allen Jahrhunderten gewissermaßen eine Symphonie fürs Auge ist.

Ein Selbstporträt existirt bis jetzt von Friedrich August von Kaulbach nicht,

Digitized by Google

in Biographien ist er geschildert. Auch hier sei der Versuch gemacht, sein Wesen zu skizzieren.

Obgleich zurückhaltend und zur Schweigsamkeit angelegt, ist Kaulbach doch sehr liebenswürdig in Familie und Gesellschaft. Fühlt er sich in den Anschauungen mit jemand heimisch, so kommt seine Unterhaltung in Fluß, geradezu ins Feuer, wenn er von einem Kunstwerke spricht, das ihm gefällt; ob aus alter oder neuer Zeit, dessen Form und Farbe steckt tief in seinem Sinn, und seine Schilderung ist dann so lebendig, daß man ihr voll Interesse folgt.

Er schafft mit unermüdlichem Eifer, wie man aus der Qualität und Quantität seiner Bilder erkennen mag, in Kohle, in Kreide, in Rötelzeichnung, in Pastell, in Gouache, in Aquarell, in Tempera und in Oelfarben. So steht sein Fleiß im Verhältnis zu seinem Talente, durch das er gewiß erreicht, was ihm als hohe Kunst vorschwebt. Die hervorgehobene Aehnlichkeit eines Porträts hält er für ein geringes Lob, weil sich diese von selbst verstünde, aber wenn betont wird, daß der Gesamtcharakter des Porträtirten verständlich wiedergegeben, der rechte Ausdruck und das richtige Kolorit gefunden ist, dann mag nach seiner Ansicht ein derartiges Lob den Künstler erfreuen. Auf das Urteil der Sachverständigen hört er und schärft seine Gedanken an den ihrigen, selbst den Tadel verträgt er, da er seine Kunst objektiv betrachten kann.

Joshua Reynolds hält er nicht nur als Maler, sondern auch als Schriftsteller hoch und teilt dessen Bewunderung für die Antike, noch in das kleine Lager derjenigen Künstler gehörend, welche die Schönheit derselben verstehen und ehren.

Kaulbach hat ein großes Streben in der Kunst, eine wahre Idiosynkrasie gegen das Strebertum. Rücksicht und Vorsicht sind ihm eigen, deshalb macht sich bei ihm der Satz „nomina sunt odiosa“ vielfach geltend. Aber selbst bei den harmlosesten Dingen tritt seine Behutsamkeit hervor. — Verkrüppelte und Rhachitische, die in ein Spital gehören, zieht er in sein Mitleid und in seine Wohlthätigkeit, aber nicht in seine Kunst. Nie predigen seine Bilder das Gräßliche, nie die Verrohung der Sitten. Kaulbach zählt zu den echten Künstlern, die dafür halten, daß die Kunst die Begeisterung für das Schöne entfachen, nicht auslöschen soll.

Digitized by Google

Fürst Tscherkasski.

Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878.

II.

Immer wieder hinausgeschoben, kam Tscherkassskis Uebersiedelung in das Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch um die Mitte des April 1877 endlich zur Ausführung. In Kischinew am 10. (22.) des genannten Monats eingetroffen, wurde der „Ziviloberverwalter der zu occupirenden Länder" alsbald gewahr, daß die Zustände des in diese Stadt verlegten Oberkommandos nichts weniger als erquicklich seien, und daß der Aufenthalt in derselben auf die Männer, von denen Rußland die Wiedergeburt der slavischen Welt erwartete, nicht eben günstig eingewirkt habe. Ohne eigentliche Beschäftigung, und durch das Harren auf die Kriegserklärung gelangweilt und ermüdet, hatte die wenig sorgfältig ausgewählte, aus Offizieren der verschiedensten Truppen- und Waffengattungen zusammengesetzte Umgebung des Großfürsten ihre Zeit mit Klatsch und Intrigen ausgefüllt, die sich wechselweise gegen hervorragende Generale, vornehmlich aber gegen die dem Hauptquartier beigegebenen Zivilbeamten richtete. Fehlte es doch nicht an Epauletten-trägern, die allen Ernstes der Meinung waren, daß jeder der Armee beigegebene „pekin" vom Uebel sei! Dem behufs Einrichtung des Feldpostdienstes mit dem Generalstabe in Verbindung getretenen Chef des Reichspost-Departements, Baron Velhio, hatte der General Nepokoitschizki nichts weiter zu sagen gewußt, als daß er unbedingte Subordination der Postbeamten unter die Militär-Autoritäten erwarte, und daß das Recht zur „Perlustration" irgend verdächtiger Korrespondenzen zu den Attributen seines Amtes gehöre. Im übrigen waren die Herren von der Feldpost sich selbst überlassen geblieben. Daß man den zur Kontrolle der finanziellen und ökonomischen Gebahrung des Heeres entsendeten, bedauerlicherweise ungeschickten und unliebenswürdigen General Tscherkassow mit unverhohlener Abneigung behandelte, und daß es an jeder speziellen Instruktion dieses „Aufpassers" gebrach, verstand sich von selbst. Entgegenkommend zeigten die „allem Zivil" feindlichen Herren Militärs sich überhaupt nur dem Generalrentmeister der Armee Kidoschenkow, einem glatten und gefälligen Geschäftsmann, der als Disponent über bedeutende Geldmittel von aller Welt mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt wurde. Rücksichtlich Tscherkassskis und der diesem beigegebenen Verwaltungsbeamten schienen Militär- und Zivilbeamte der Armee sich das Wort gegeben zu haben, ihn seine Ueberflüssigkeit fühlen zu lassen. Daß dem Großfürsten Verständnis und Teilnahme für das außerrussische Slaventum und für die demselben zugedachte Organisation vollständig gebrachen, und daß dem General Nepokoitschizki alles, was nach Panslavismus schmeckte, ein Greuel war, verstand sich von selbst. Für ebenso selbstverständlich

Digitized by Google

wurde angesehen, daß die Militärärzte dem Manne grollten, der für die Hospitäler des Roten Kreuzes Zivilärzte hatte kommen lassen, und daß die dem Hauptquartier beigegebenen Diplomaten dem Fürsten Tscherkassti nicht vergaßen, daß er sich zu ihrem Vorgesetzten hatte machen wollen. Die übrigen höheren Zivilbeamten stimmten mit den ihnen sonst feindlich gesinnten Militärs mindestens in dem einen Punkte zusammen, daß sie dem Fürsten das (sonst nur dem Chef des Generalstabs zustehende) Recht zu direkten Vorträgen bei dem Oberkommandirenden mißgönnten und ihn als unzünftigen Eindringling scheel ansahen. — Tscherkassti vergalt dieses Uebelwollen mit kaum verhohlener Geringschätzung gegen alles, was zum Hauptquartier gehörte. Von den militärischen Sommitäten desselben pflegte er zu sagen, daß sie rücksichtlich ihrer kriegerischen Brauchbarkeit jederzeit von beliebigen Zivilisten ersetzt werden könnten, wenn man diesen Generalsuniformen, Säbel und Sporen umhängen wolle. Die Zivilisten sah er als unfähige bureaukratische Streber und Routiers an, denen patriotische Gesinnung und Einsicht in das Wesen ihrer Aufgaben vollständig fehlen sollten.

Unser Gewährsmann, Herr Anutschin, der seinen Chef im übrigen ziemlich unbefangen beurteilt und demselben (wie wir sehen werden) bittere Vorwürfe nicht erspart, bestätigt, daß Tscherkassskis Kritik trotz ihrer Einseitigkeit in vielen Punkten zutreffend gewesen sei.

Von Nepokoitschizki meint Anutschin, daß dieser Herr für die ihm übertragene Stellung des Generalstabschefs zu alt und zu pedantisch gewesen sei, und daß er bei Auswahl der Offiziere seiner Umgebung ein geradezu beispielloses Ungeschick bewiesen habe. Diese Herren seien zumeist Mitglieder einer von Nepokoitschizki s. Z. mit besonderer Vorliebe geleiteten Militär-Kodifikationskommission gewesen, d. h. ältere Herren, die den praktischen Dienst entweder nicht gekannt oder doch vergessen hätten und allein über die Paragraphen des Militärkodex Bescheid gewußt hätten. Als weiterer Uebelstand wird Nepokoitschizkis Vorliebe für seine speziellen Landsleute, die allenthalben mit Mißtrauen und Abneigung behandelten Polen gerügt; diese Abneigung sei eine so weitgehende gewesen, daß der General u. a. einen Polen und Katholiken zum Sekretär des griechisch-orthodoxen Oberpriesters der Armee habe machen wollen! — Beiläufig bemerkt, scheint der bekannte General Skobelew an der Spitze der gegen Nepokoitschizki intriguirenden Fronde gestanden zu haben. Mit Tscherkassti befreundet, und gleich diesem von Polenhaß erfüllt, erging dieser angebliche Nationalheld sich in Spottreden gegen das Hauptquartier, die von müßiggängerischen Elementen des Offiziercorps bereitwillig nachgesprochen wurden. Mehr oder minder (so behauptet auch Herr Anutschin) seien alle in Kischinew vagirenden Offiziere zu Müßiggängern geworden. Von ernsthafter Vorbereitung auf den Krieg sei bei den wenigsten die Rede gewesen, desto mehr von bösartiger und öder Splitterrichterei, mit denen man das lästige Gleichmaß der Tage ausgefüllt habe. Karikaturen und Spottgedichte gegen Tscherkassti und dessen Umgebung seien bereits vor dessen Eintreffen in Kischinew weit verbreitet und von unsinnigen Gerüchten über Zahl und Kostspieligkeit des von ihm mit-

Digitized by Google

genommenen Verwaltungsapparats begleitet gewesen — Ausstreuungen, welche meistens zum Teil auf tendenziöse und unrichtige Meldungen der offiziösen Presse zurückzuführen gewesen seien.

Dieselbe Unsicherheit und Zerfahrenheit, welche das Hauptquartier zu Kischinew an der Entfaltung ersprießlicher Thätigkeit behinderten, bestanden nämlich auch in St. Petersburg. Seit der Kaiser die Residenz verlassen hatte, lebten Anhänger und Gegner des Krieges, Verächter und Gläubige der „slavischen Idee" in einer Fehde, welche die Mehrzahl der Ministerien und Oberverwaltungen in zwei feindliche Lager teilte. Gegen den russischen und nichtrussischen Konservativen gleich unliebsamen Fürsten Tscherkasski wurde so direkt „gearbeitet", daß derselbe Mühe hatte, für die von ihm ausgewählten Beamten auch nur die erforderlichen Urlaubsbewilligungen zu erhalten. Ohne Rücksicht darauf, daß ein kaiserlicher Befehl alle Verwaltungen angewiesen hatte, die von Tscherkasski designirten Beamten für die Dauer des Krieges zu beurlauben, wollte man diejenigen dieser Herren, die man für brauchbar hielt, auf ihren Plätzen behalten. Unser zum ersten Gehilfen des „Ziviloberverwalters der zu occupirenden Länder" bestimmter Gewährsmann, Herr Anutschin, war bei Ausbruch des Krieges Gouverneur der polnischen Provinz Radom. Seine beiden direkten Vorgesetzten, der Statthalter von Polen, Graf Kotzebue, und der Minister des Innern, Timaschew — beide Gegner Tscherkasskis — erschwerten Herrn Anutschin nicht nur die Abreise nach Kischinew, sondern gaben ihm zu verstehen, daß er baldmöglichst nach Radom zurückzukehren habe, wenn über seinen Posten nicht anderweit verfügt werden solle.

In der Summe waren es sechsundzwanzig Beamte (darunter ein zur Reorganisation des bulgarischen Schulwesens bestimmter „Pädagoge"), an deren Spitze Tscherkasski trat, nachdem er in Kischinew eingetroffen und von dem Großfürsten (selbstverständlich unter den liebenswürdigsten Formen) empfangen worden war. Die übrigen Beamten sollte der Fürst aus der Zahl der verfügbaren Offiziere der aktiven Armee auswählen — ein Modus der Beamtenrekrutirung, mit welchem Tscherkasski durchaus einverstanden war, weil er aus der Zeit seiner polnischen Ministerschaft die Erfahrung gemacht haben wollte, daß Offiziere auch in bürgerlichen Geschäften brauchbarer — und fügsamer als bureaukratische Zivilisten seien.

Zunächst waren es drei Punkte, die Tscherkasski nach seinem Eintreffen im Hauptquartier mit dem Großfürsten und dessen Ratgebern ins reine bringen sollte; den Zeitpunkt seiner Uebersiedelung auf den Kriegsschauplatz, beziehungsweise nach Rumänien die Auswahl der der Zivilverwaltung abzugebenden Offiziere endlich die Organisation der bulgarischen Landwehr, welche mit Hilfe eines Stammes russischer, zumeist am serbischen Kriege beteiligt gewesener Unteroffiziere und Freiwilligen nach Ueberschreitung der Donau eingerichtet werden sollte. Gleich bei Erörterung des ersten Punktes geriet man hart an einander. Von den Herren des Generalstabs wurde kategorisch erklärt, daß Tscherkasski und seine Leute in Kischinew zurückbleiben und den Kriegsschauplatz erst beschreiten sollten,

Digitized by Google

wenn die Armee Herrin des südlichen Donaugeländes geworden sei. Vergebens wendete Tscherkassky ein, daß er als Generalbevollmächtigter des Roten Kreuzes zur Stelle sein müsse, bevor das Blutvergießen und damit die Verpflegungsbedürftigkeit der Verwundeten ihren Anfang genommen hätten — vergebens führte er aus, daß die ihm übertragene Reorganisation Bulgariens bereits bei Einmarsch der Truppen und nicht erst nachträglich in die Hand genommen werden müsse und daß die Zweckmäßigkeit außerhalb Landes getroffener „Vorbereitungsmaßregeln" durchaus fragwürdig erscheine — der Großfürst ließ über diesen Punkt nicht mit sich handeln, und Tscherkassky mußte sich mit dem Versprechen abspeisen lassen, daß man ihn auf dem Laufenden halten und so rechtzeitig benachrichtigen werde, daß sein Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz nicht zu spät erfolge. — Ebenso unzugänglich zeigte das Hauptquartier sich rücksichtlich des zweiten Punktes. Offiziere der aktiven Armee an die Zivilverwaltung der zu occupirenden Länder abzugeben, sei aus militärischen Gründen unmöglich; auch in Zukunft werde der Fürst die Aufrechterhaltung der Ordnung in Bulgarien selbst zu besorgen und dabei auf die Mitwirkung aktiver Truppen nicht zu rechnen haben, da diese durch anderweite Aufgaben vollauf in Anspruch genommen sein würden. Diesen trostlosen Eröffnungen wurde der gute Rat hinzugewiesen, Tscherkassky möge den Kriegsminister um die Abkommandirung von Offizieren der im Innern des Reichs verbliebenen Truppenkörper ersuchen, und Sr. Kaiserlichen Hoheit ein zu diesem Behuf entworfenes Schreiben mit dem Ersuchen um Weiterbeförderung zugehen lassen. — Auch in diesem Stück mußte der Zivilobervorwalter nachgeben — ein Opfer, das ihn um so schwerer ankam, als er seine Auswahl persönlich und an Ort und Stelle hatte treffen wollen, und als er von der (unzweifelhaft richtigen) Voraussetzung ausgegangen war, daß die tüchtigeren Elemente des russischen Offiziercorps innerhalb der aktiven Armee nicht unter den zu Hause gebliebenen Truppenteilen anzutreffen sein würden.

Daß es rücksichtlich des dritten Punktes, der Organisation der in Bulgarien zu bildenden Druschina (Landwehr) zu einer Art Verständigung kam, schien vornehmlich der Gleichgiltigkeit und dem Ueberdruß des Großfürsten an dieser Angelegenheit zu danken gewesen zu sein. Verhandlungen über dieselbe hatten bereits zur Zeit von Tscherkasskis St. Petersburger Aufenthalt stattgefunden, und zwar auf Grund eines Planes, den ein dem Kriegsministerium unliebsamer Frondeur, der als Militärschriftsteller bekannte General Fadejew, entworfen hatte.[1]) Die Entscheidung darüber, ob diese „Landwehr" um einen 5000 Mann starken Kern in Serbien thätig gewesener russischer Soldaten, Offiziere und Unteroffiziere geschart werden sollte, war hinausgeschoben und zunächst nur bestimmt worden, daß ein General Stoletow an die Spitze dieser Truppen treten und den zur Organisation derselben passenden Zeitpunkt mit dem Oberkommandirenden „unter Zuziehung des Fürsten Tscherkassky" vereinbaren sollte. Stoletow — der von Bulgarien so gut wie nichts wußte

[1]) Der Verfasser von Rußlands „Kriegsmacht und Kriegspolitik" (Deutsche Ausgabe von J. Eckardt, Leipzig 1870).

Digitized by Google

und von der wunderlichen Voraussetzung ausging, die geplante Druschina solle ein Hilfscorps der aktiven Armee bilden — war sodann mit Tscherkassski wegen Bestellung der nötigen Uniformen ins Benehmen getreten, hatte von Nepokoitschizki indessen den Bescheid erhalten, sich an das Oberkommando zu wenden und den Herrn Ziviloberverwalter aus dem Spiele zu lassen. — Jetzt erreichte Tscherkassski, daß die nächsten auf die Bildung der erwähnten Truppe bezüglichen Vorbereitungsmaßregeln einer Verständigung mit ihm vorbehalten wurden — der Großfürst wollte (wie es schien) mit der Sache möglichst wenig zu thun haben.

Am 13. (1.) Mai brachen der Oberkommandirende und sein Stab von Kischinew auf, um sich zunächst nach Plojeschti (in Rumänien) zu begeben — zwei Tage später traf Herr Anutschin in Kischinew ein, um seine Funktionen als „Gehilfe des Ziviloberverwalters der zu occupirenden Provinzen" aufzunehmen. Seit den Zeiten gemeinsamer Thätigkeit in dem insurgirten Polen waren nahezu zwölf Jahre vergangen, während welcher die beiden damals näher bekannt gewordenen Männer einander nicht mehr gesehen hatten. Anutschin gesteht, daß das Wiedersehen mit Tscherkassski ihm einen außerordentlich peinlichen Eindruck gemacht habe. Aus dem stattlichen, jugendlich eleganten, von hochfliegenden Plänen erfüllten Manne, den er in Warschau gekannt, war ein greisenhaft, in seiner äußeren Erscheinung vernachlässigter, grämlich aussehender alter Herr — aus dem demokratischen Verächter des bureaukratischen Formalismus und des Junkertums ein eigenwilliger Aristokrat geworden, der auf Rang-, Ordens- und Formelkram einen Wert zu legen begonnen hatte, der allen Traditionen des Slavophilentums und des nationalen Freisinns Hohn sprach. Nur in einem Stück schien der gefeierte Slavophilenhäuptling der Alte geblieben zu sein, ja Fortschritte gemacht zu haben: in dem Glauben an sich selbst und in der Unfähigkeit, Widerspruch zu ertragen.

Vieljähriger, großenteils in geschäftigem Müßiggange verbrachter Aufenthalt in Moskau, und Gewöhnung an die Bewunderung seiner Moskauer Parteigenossen hatten den Fürsten in den Wahn gewiegt, Träger einer großen, ihm allein beschiedenen slavischen Mission zu sein, alles besser als andere zu wissen, und einen Beruf zum Befehlen und Anordnen zu besitzen, dem seine Umgebung sich zu beugen habe. Gelegentlich gab er dabei zu verstehen, daß es in Rußland überhaupt nur einen zugleich uneigennützigen und staatsmännisch befähigten höheren Beamten gäbe — nämlich ihn selbst. Immer wieder kam er darauf zurück, „der Mann Moskaus und Bulgariens" zu sein. Dabei glaubte Anutschin wahrnehmen zu können, daß es mit den administrativen Fähigkeiten des erst sechsundfünfzigjährigen Mannes eher rückwärts als vorwärs gegangen sei. Der Fürst war zum Kleinigkeitskrämer geworden, der seine Beamten mit gleichgiltigen und untergeordneten Dingen plagte, über dem Bestreben, alles selbst anzuordnen und in die Details zu gehen, die Uebersicht über das Ganze der Geschäfte verlor und niemals zu rechter Zeit fertig zu werden vermochte. Endlich zeigte der große nationale Volksmann sich kleinlich und unerträglich mißtrauisch — Eigenschaften, die in Warschau niemals bemerkbar oder störend geworden waren. Tscherkassskis

Digitized by Google

Hang zu großsprecherischem Aburteilen, junkerhafter Selbstüberhebung drohte jede Verständigung mit den Elementen auszuschließen, auf deren Mitwirkung er angewiesen war. Gleich bei der ersten Begegnung mit Anutschin entwarf er eine Schilderung des großen Hauptquartiers, die an den Menschen und Zuständen desselben kein gutes Haar ließ. Trotz mannigfacher Uebertreibungen hatte er — nach der Meinung Anutschins — in vielen Beziehungen freilich recht. Seinem immerhin ungewöhnlichen Scharfblick war z. B. nicht verborgen geblieben, daß die mit der Firma Horwitz, Greger und Kohn geschlossenen Verträge des Intendantur- und Verpflegungswesens der Donauarmee in unzuverlässige und unredliche Hände gelegt worden seien, und überaus bedenkliche Zustände geschaffen hätten. Obgleich Tscherkasski als Generalbevollmächtigter des Roten Kreuzes an den Verpflegungsfragen direkt interessirt war, hatte man ihm die Einsicht in die geschlossenen Verträge sorgfältig vorenthalten und dadurch das Mißtrauen, mit welchem der reiche und vornehme Herr ohnehin auf Spekulanten, Juden, Emporkömmlinge und „verhungerte Schreiber" herabzusehen gewohnt war, direkt herausgefordert. Gerade weil der Fürst in vielen Punkten recht hatte, hielt es außerordentlich schwer, seinen Dünkel zu dämpfen und ihn an die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit zu erinnern.

Die ersten Mitteilungen, welche der Fürst seinem neuen Adlatus zukommen ließ, betrafen den Entwurf einer Proklamation, welche nach Ueberschreitung der Donau an das bulgarische Volk gerichtet werden sollte, und die Tscherkasski dem Kaiser zur Genehmigung übersendet hatte. Diese Genehmigung hielt der selbstgefällige Mann für so zweifellos, daß er bereits mit Uebersetzungen seines Elaborats in die Sprachen aller großen europäischen Kulturvölker beschäftigt war. Seiner Auffassung der „orientalischen Frage" und der Mittel zu allenfallsiger Lösung derselben hatte Tscherkasski bereits früher Ausdruck gegeben. Es wird darum am Platze sein, die Umrisse dessen wiederzugeben, was der damalige Vorthalter der Moskauer Nationalpartei sein Programm nannte.

Daß Tscherkasski das orientalische Problem als die Frage aller Fragen ansah, und daß er der Meinung war, von der Lösung derselben werde nicht nur die Zukunft der russischen Politik, (einschließlich des künftigen Verhältnisses zu Frankreich), sondern in letzter Instanz das fernere Geschick Deutschlands, Oestereichs u. s. w. abhängen, kann uns bei einem Manne seiner Richtung nicht wundernehmen. Desto überraschender nimmt es sich aus, daß der Staatsmann neuester russischer Schule den Irrtum des Kaisers Nikolaus darüber teilte, daß England die einzige Macht sei, mit welcher Rußland behufs Durchsetzung seiner orientalischen Wünsche ernstlich zu rechnen habe. Kein Preis dünkte ihn hoch genug, wenn das verhaßte Albion zu seinem Programm Ja und Amen sagte.

England sollte uneingeschränkte Verfügung über den Suezkanal, carte blanche zur Besitznahme von Afghanistan und Pamir, und außerdem das Versprechen zwanzigjährigen, ja eventuell dreißigjährigen russischen Stillstehens in Mittelasien angeboten werden, wenn es in die nachstehenden Vorschläge willige: Rußland

Digitized by Google

erhält die Herrschaft über den Bosporus, indessen die Einfahrt in die Dardanellen freigegeben und Konstantinopel samt Umgegend zur freien Stadt erklärt und einem souveränen Stadtrat unterstellt wird. Die Pforte verzichtet zu Gunsten der für unabhängig erklärten christlichen Völker der Balkanhalbinsel auf ihren europäischen Besitz — dieser Besitz aber wird in drei Regionen geteilt. Oesterreich erhält das — vom Grafen Andrassy bereits vor Ausbruch des Krieges ausbedungene — Recht, Bosnien und die Herzegowina vorläufig, d. h. für die Dauer derjenigen Zeit zu besetzen, deren Rußland zur Reorganisation Bulgariens und der anstoßenden Provinzen bedarf — die künftige Gestaltung Albaniens sollte der Verständigung mit den übrigen Mächten vorbehalten bleiben. Des bulgarischen Brudervolks und seiner unbedingten Ergebenheit an Rußland glaubt Tscherkassky ein für allemale sicher zu sein. Darnach hält er einige Jahre für ausreichend, um das von diesem Volke bewohnte Land in Gemäßheit der Wünsche und Interessen des russischen Beschützers zu organisiren und zu künftiger enger Verbindung mit demselben den Grund zu legen. Mit den griechischen Bewohnern des Ostens der Balkanhalbinsel soll kurzer Prozeß gemacht, und die Unterordnung derselben unter das slavische Element bedingungslos durchgeführt werden. Nach erfolgter Lösung der bulgarischen Frage werde es kein Bedenken haben, die russische Besatzung zurückzuziehen und sodann darauf hinzuwirken, daß die Slaven der anstoßenden westlichen Länder freie Verfügung über ihre Zukunft erhielten. Der unerschütterlichen Ergebenheit und Anhänglichkeit des zahlreichsten Stammes, der Halbinsel (der Bulgaren) für alle Zeit versichert, werde Rußland sich hinfort als Herrn der Lage ansehen dürfen. — Modifikationen dieses Programms sollten nicht ausgeschlossen sein, unter Aufzählung gewisser Punkte, über welche Rußland mit sich handeln lassen könne, verwahrt Tscherkassky sich mit besonderem Nachdruck gegen eine Eventualität, diejenige nämlich, daß man sich (nach Durchführung der auf die Südslaven bezüglichen Pläne) an der Verkündigung freier Durchfahrt durch die beiden Meerengen genügen lasse. Lieber die Dardanellen zeitweiliger Besetzung durch fremde Invasionen überlassen, als auf die russische Besetzung des Bosporus verzichten!

Zu kritischen Erörterungen von Tscherkassky's Programm fehlt heute ebenso die Veranlassung, wie zu Untersuchungen darüber, ob und wie weit der großmütige Verzicht auf eine russische Besitznahme der „freien Stadt Konstantinopel" ernsthaft gemeint gewesen. Tscherkassky's Ausführungen darüber, daß die alte Stadt der griechischen Kaiser „eigentlich" keine strategische Bedeutung habe — daß sie von der Natur zu einem Handelsemporium bestimmt sei, und daß zu Besorgnissen davor, Konstantinopel zu einer Intriguen- und Revolutions-Stadt gemacht zu sehen, keine Veranlassung vorliege — nehmen sich zu verwunderlich aus, als daß sie in Betracht gezogen zu werden brauchten. Ungleich verwunderlicher erscheint freilich das entscheidende Gewicht, welches — unter Beiseitelassung der übrigen europäischen Großmächte — auf die Verständigung mit England gelegt wird. Erinnert man sich, daß die Lage des damaligen Aegypten von der heutigen erheblich differirte, und daß Frankreichs Einfluß auf das Nilthal dem englischen gleichwertig

Digitized by Google

war, so erscheint unbegreiflich, daß Tscherkassski der französischen Republik und ihrer orientalischen Ansprüche keinerlei Erwähnung thut, indessen er dem Londoner Kabinet Anerbietungen weitgehender Art zu machen, ja bis auf weiteres von jeder Ausdehnung des russischen Machtgebietes in Mittelasien Abstand zu nehmen, bereit ist. Ebenso unverständlich nimmt sich aus, daß der Anspruch Oesterreich-Ungarns auf Bosnien und die Herzegowina kurzer Hand abgethan, beziehungsweise als bloßes Provisorium beiseite geschoben, und daß das Deutsche Reich außer aller und jeder Berechnung gelassen wird. In Tagen, zu denen der deutsche Kanzler aller Welt für die höchste politische Instanz des Weltteils galt, hielt Tscherkassski für unnötig, auch nur den Namen des Fürsten Bismarck zu nennen! Hatte er aus dem bekannten Worte von den Knochen des pommerschen Grenadiers einen Verzicht auf jedes deutsche Mitreden über orientalische Fragen herausgelesen, galt ihm Deutschland als matière négligeable, wenn nur erst mit England eine Verständigung erzielt worden, oder hatte er sonstige Gründe für den Glauben an die Unerschütterlichkeit der deutsch-russischen Beziehungen bei der Hand? Wir wissen es nicht, und brauchen heute darnach nicht mehr zu fragen. Genügen die vorstehenden Andeutungen doch zu der Schlußfolgerung, daß es um die diplomatische Einsicht und Sachkunde des Staatsmannes der Slavophilenpartei ebenso eigentümlich bestellt gewesen ist wie um die Weisheit derer, die dem Fürsten Wladimir Alexandrowitsch einen besonderen Beruf zur Lösung der bulgarisch-südslavischen Frage zugeschrieben hatten. An dem eigentlich springenden Punkt derselben, die Auseinandersetzung zwischen Bulgaren und Griechen, geht er vorüber, als ob derselbe gar nicht vorhanden wäre. Daß in der Bulgarien einzuverleibenden Provinz Rumelien, Hunderttausende von Griechen leben — daß diese die eigentlich dominirende Klasse bilden — daß sie als Geistliche, Kaufleute, Administratoren u. s. w. den einflußreichsten Teil der Bevölkerung bilden und seit Jahrhunderten die Herrschaft über das Land in Händen gehalten haben, soll nicht in Betracht kommen, „weil sie Rußland nicht lieben, und weil sie uns als Barbaren ansehen." Der famose bulgarisch-griechische Kirchenstreit wird gleichfalls ignorirt und mit keiner Silbe nach der Stellung gefragt, welche das geistliche Oberhaupt der Griechen, der Primas der gesamten orthodoxen Kirche, der ökumenische Patriarch von Konstantinopel in dieser „freien" Stadt der Zukunft einnehmen soll!

Seit einem halben Jahrtausend ist der sogenannte Fanar der Mittelpunkt aller kirchlichen und politischen Intriguen gewesen, die von Karlowitz bis nach Candia die rechtgläubige Welt bewegt haben. — Fürst Tscherkassski aber sagt dafür gut, daß diese Umtriebe von selbst aufhören werden, wenn der einzige denselben angelegte Zaum, die Obergewalt des Sultans, in Wegfall gekommen ist. Griechenland, die griechischen Inseln, die Millionen in der heutigen europäischen Türkei und in Kleinasien lebenden Griechen sind nicht vorhanden, weil das Programm Tscherkassskis für dieselben keinen passenden Platz hat!

Und dieser Mann galt damals für einen der fähigsten Männer Rußlands. „Quantilla sapienta regitur mundus."

Digitized by Google

Ein paar Striche zu Kossuths Bild.

Von

Karl Blind.

(Schluß.)

IV.

Aus Kossuths eigener Feder liegt das Geständnis vor, daß er kurz vor dem italienischen Kriege Anknüpfungen mit dem Petersburger Hofe gesucht hatte, und zwar durch einen seiner Sendlinge, Johann Ludwigh. Die Verbindung wurde durch Vermittlung des russischen Gesandten in Belgien eingeleitet. Ueber Brüssel hin ließ Kossuth in der Stille dem Zaren mitteilen: die Ungarn seien nicht mit den eigentlichen revolutionären Elementen zu verwechseln; ihr Wunsch sei nur: die Unabhängigkeit ihres Landes. Für Polens Sache gedächten sie nicht mehr gegenüber Rußland einzutreten. „Rußland," ließ Kossuth dem Botschafter Alexanders II. wörtlich sagen, „vermag den Polen wenigstens den Ruhmesglanz eines mächtigen Volksstammes als Ersatz für die verlorene Freiheit zu bieten. Oesterreich vermag uns nichts zu bieten."

So sprach Kossuth nach all den feurigen Reden für Polens Recht, für die Notwendigkeit der Wiederherstellung Polens um der Sicherheit Europas willen. So sprach er, für dessen Land General Bem, Dembinski, Poninski, Wisozki und andere Polen gestritten. So sprach er, der das Zarentum für die größte, der Freiheit und der Kultur unseres Weltteiles drohende Gefahr erklärt hatte.

Doch solche plötzliche Wendungen sind Kossuth nie schwer geworden. Setzte doch er im Jahre 1848, um eine Erklärung der Wiener Regierung gegen den kroatischen Ban Jellatschitsch als gegen einen „Empörer" zu erwirken, ohne Rücksicht auf alle Freiheitsgrundsätze die Gewährung ungarischer Truppen zur Niederwerfung der für ihr Nationalrecht kämpfenden Lombarden durch!

Hatte Kossuth bei seinen Anknüpfungen mit der Petersburger Regierung die Absicht, abermals die St. Stephanskrone einem russischen Prinzen anzutragen?

In einer Schrift: „An Italiens Jugend" vom Jahre 1859 behauptete Mazzini: ein Plan habe vorgelegen, den Großfürsten Konstantin zum König von Ungarn zu machen. Mazzini fügte hinzu: „Es ist ein Vorschlag, der, es schmerzt mich, dies sagen zu müssen, von einigen ungarischen Bewegungsmännern angenommen worden ist — möglicherweise mit einem innerlichen Vorbehalte gleich dem des Grafen Cavour, aber ebenso verderblich."

Ich kann bezeugen, daß Mazzini bei allen Hauptgelegenheiten stets aufs vortrefflichste unterrichtet war. Am Vorabend der Anrede Napoleons III. an den österreichischen Gesandten Hübner, welche die Einleitung zum italienischen

Digitized by Google

Kriege bildete, teilte er mir den ganzen Kriegsplan mit, einschließlich eines früh zu erwartenden Friedensschlusses. Alles, was er angab, bestätigte sich vollkommen. Ueber die Verhandlungen zwischen Paris und Berlin vor dem Kriege von 1866 erwies er sich ebenso gut unterrichtet. Mazzinis Aeußerung über einen Plan, dem Großfürsten Konstantin die Krone anzutragen, ist daher, im Zusammenhange mit Kossuths Verfahren im Jahre 1849 und seinen Unterhandlungen mit Rußland vor dem italienischen Kriege, gewiß beachtenswert.

Ohne daß irgendwer in der Oeffentlichkeit etwas davon wußte, ging Kossuth vor Ausbruch des Krieges von 1859 nach Paris, um zuerst mit dem Prinzen Napoleon und dann mit dem Franzosenkaiser eine Unterredung zu pflegen. Die Unterredung mit dem Prinzen fand in Gegenwart Klapkas und Teleki's statt, die, lange mit Kossuth entzweit, sich jetzt wieder zur Bildung eines leitenden Ausschusses mit ihm zusammengefunden hatten.

Diese Vereinigung bisher getrennter Männer war für Kossuth schon deshalb eine unbedingte Notwendigkeit, weil Klapka die ganze Zeit über einerseits mit der piemontesischen Regierung, andererseits mit dem Prinzen Napoleon, dem Haupte der sogenannten Démocratie ralliée, im Verkehr gestanden war, während Kossuth sich zu den republikanischen Führern Italiens und Frankreichs geschlagen hatte.

Klapka hat aus seinen eigenen Beziehungen nie Hehl gemacht. Man wußte vollkommen, woran man mit ihm war. Zum erstenmale traf ich, nach dem Sturze der europäischen Freiheitsbewegung, mit ihm in London im Hause unseres lieben Freundes Freiligrath zusammen, bei dem sich auch noch andere ungarische Verbannte gelegentlich einfanden. Von da hatten wir mit Klapka, der ab und zu in England, in Frankreich und der Schweiz seinen Aufenthalt nahm, mehrfachen Verkehr während seines Hierseins. Ein Magyar von Geburt, dessen Muttersprache jedoch in seinem Knabenalter ursprünglich das Deutsche gewesen, war er in seiner Art, sich zu geben, ganz wie ein deutsch-österreichischer Volksgenosse. Unsere Sprache redete er vollkommen, mit echt wienerischer Betonung.

Schon frühe glaubte Klapka, es sei die Einigung Italiens nur unter dem Hause Savoyen zu erreichen. In diesem Punkte ging er mit Mazzini auseinander, und bittere Worte kamen manchmal, mir gegenüber, aus des letzteren Munde über Klapkas Abfall. Indessen erinnere ich mich wohl, wie Mazzini eines Tages, trotz alledem, das Aufhören seiner Beziehungen zu dem berühmten ungarischen Heerführer tief beklagte und mich fragte: wie etwa eine Erneuerung derselben zu bewerkstelligen sei?

Klapka war, da er mit Plon-Plon gut stand, gewissermaßen Gewährsmann für Kossuth bei den Verhandlungen in Paris. Ueber den Inhalt der Besprechungen hat Kossuth selbst berichtet. Prinz Napoleon erklärte von vornherein: es müsse unbedingt festgestellt werden, daß das von Oesterreich loszureißende Ungarn keine republikanische Staatsform annehme, sondern sich als verfassungsmäßiges Königreich gestalte. Kossuth, obwohl noch Mitglied des Londoner demokratischen Ausschusses, gab nicht bloß die gewünschte Zusage, sondern erklärte sofort:

Digitized by Google

„Ich kann mich nicht enthalten, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß meine Nation die St. Stephanskrone Ihrer Hoheit anbieten wird."

Der so Angeredete lehnte jedoch die Anerbietung sofort mit einer gewissen Eilfertigkeit ab. „Eines," sagte Prinz Napoleon, „haben die Bonapartes jedenfalls gelernt — nämlich, daß sie nicht in anderen Teilen Europas Throne für sich errichten können, ohne einen feindlichen Bund von Mächten gegen sich herauszufordern."

Im weiteren Verlaufe bemerkte der Prinz: „Eine russische Einmischung haben Sie ganz bestimmt nicht zu fürchten. Dafür ist Sorge getragen worden. Ich kann Ihnen die entschiedene Zusicherung dafür erteilen."

Dies bezog sich auf vorhergegangene geheime Unterhandlungen zwischen der Pariser und der Petersburger Regierung. Rußlands war der Tuilerienhof damals so weit sicher, daß dasselbe als entschiedener, obwohl vorläufig noch als zuwartender Gegner Oesterreichs betrachtet werden durfte. Augenscheinlich war es dem Prinzen jedoch nicht bekannt, daß Kossuth selbst für Erwerbung der Russenfreundschaft sich bemüht hatte; das heißt, durch seine eigenen, über Brüssel nach Petersburg hin beförderten Anerbietungen.

In der Unterredung mit dem Franzosenkaiser, die in Gegenwart des Prinzen Napoleon stattfand, wurde von ersterem die Frage erhoben: ob Frankreich nicht im Kriegsfalle ein feindliches Auftreten Englands zu befürchten habe, wo damals ein Ministerium Derby am Ruder war. Englische Konservative sowohl, als auch eine Anzahl Radikaler, die in dem Dezembermanne den Erzfeind sahen, fürchteten, es würde ein Sieg Frankreichs auf den Schlachtfeldern Italiens zu einer solchen Stärkung des Napoleonischen Kaiserreiches führen, daß bald darauf ein französischer Vorstoß am Rhein folgen würde. In der That suchten damals bekannte Mittelsmänner der Plon-Plonschen Sippe sogar unter der deutschen Demokratie einen Anhang für Napoleon zu werben, ein Gebahren, dem wir zu jener Zeit in Schrift und Wort unabläßig entgegentraten.[1])

Auf Grund seiner Vertrautheit mit einer Anzahl liberaler englischer Parlamentsmitglieder machte sich Kossuth in seiner Unterredung mit Napoleon III. anheischig, das Ministerium Derby zu Falle zu bringen und von dem zu erwartenden Kabinette Palmerston ein schriftliches Versprechen zu erlangen, daß England neutral bleiben werde. „Ich nehme es auf mich," sagte Kossuth, „diese Aufgabe durchzuführen. Ich werde Ihrer Majestät die schriftliche Verpflichtung der neuen Minister zeigen, daß sie die Neutralität einhalten werden." Er sprach sogar davon, einen eigenhändigen Brief der Königin Viktoria in diesem Sinne zu erlangen, der an Napoleon gerichtet werden solle.

Der Plan gelang in der Hauptsache. Das Ministerium Derby fiel, und sowohl Palmerston, als auch Russell richteten betreffende Briefe an das Unterhausmitglied Gilpin. Verabredetermaßen wurden die Briefe alsbald

[1]) Vergleiche des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg: „Aus meinem Leben und meiner Zeit."

Digitized by Google

Kossuth zugestellt, der sie als Beweisstücke dem Franzosenkaiser vorwies. Die Königin Viktoria konnte indessen nicht zu dem von Kossuth versprochenen Schreiben bewogen werden.

So wurde zu jener Zeit innere und äußere Politik in England gemacht.

V.

Kaum war jedoch das neue englische Ministerium eingesetzt, als Napoleon die Welt durch den Frieden von Villafranca überraschte. Nicht überrascht war davon der ehemalige Triumvir der römischen Republik, Mazzini, der Ende 1858 mir diesen, im Falle eines französischen Sieges zu erwartenden plötzlichen Ausgang vorhergesagt hatte. Es war nicht des Dezembermannes Art, sich bei einer Unternehmung allzu weit hinauszuwagen. Auch im Krimkrieg brach er plötzlich ab und zwang dadurch England, dem es an Landmacht mangelte, von weiteren Feindseligkeiten abzustehen und den Frieden anzubieten.

Die Sache der deutschen Einheit, die Kossuth früher in Anreden an unsere Landsleute mit so großer Wärme befürwortet hatte, gab er in dem Gespräche mit Napoleon III. mit einem gewissen Spotte preis, sobald er sah, daß der Kaiser nichts davon hören wollte. „Zufälligerweise," erzählt Kossuth, „erwähnte ich der Frage der deutschen Einheit."

„Ah, was das betrifft," fiel Napoleon ein, „so paßt mir das gar nicht. Zwei Deutschlande — das ginge noch an. Aber ein einiges Deutschland — nein, das paßt mir durchaus nicht!" (Ah, quant à cela, ça ne me va pas. Passe pour deux Allemagnes — mais l'Allemagne unie, ça ne me va pas, nullement!)

Worauf Kossuth ganz ergebenst mit höflicher Raschheit der Zustimmung erwiderte:

„Man soll nie das Unmögliche wollen!" (Il ne faut jamais vouloir l'impossible!)

So hatte also, zufolge Mazzinis Angabe, im Jahre 1859 (wie schon, nach Szemeres unwidersprochener Mitteilung, im Jahre 1849) ein Plan vorgelegen, ein russisches Vasallenreich aus Ungarn zu machen, sowie Deutschlands Südostgrenze schwer zu bedrohen. Nach Kossuths eigener Darstellung wollte er Ungarn unter dem Prinzen Napoleon zu einem bonapartistischen Vasallenreich gestalten. Wie stimmte das zu den ehemaligen begeisterten Worten über die Zwillings- und Blutbrüderschaft der Deutschen und Ungarn, „deren Herzen wie die Herzen zweier Kameraden am Vorabend der Schlacht schlagen, entschlossen, zusammenzuhalten wie die Klinge und der Degengriff"?

Merkwürdigerweise wiederholte Kossuth in einem Gespräche mit dem Vertreter des „New-York Herald" im Jahre 1890 (siehe die Nummer des Blattes vom 26. Februar 1890) die Aeußerung Napoleons III. über die zwei Deutschlande als eine vollkommen berechtigte. „Es muß," sagte da Kossuth, „zwei Deutschlande geben. Fürst Bismarck weiß das auch. Wohl stellt er sich, als verachte er die Staatsklugheit Napoleons III., der an die Notwendigkeit von

Digitized by Google

zwei Deutschlanden glaubte ... Bismarcks Hände mögen stark genug sein, die einzelnen Teile des Reiches jetzt noch zusammenzuhalten; allein wenn er stirbt, werden sie auseinander fallen. Die Interessen des Nordens sind zu vollkommen getrennt von den Interessen des übrigen Teiles von Deutschland."

Also Ungarn mit seinem bunten Gemisch von Völkern und Sprachen ist der Einheit vollkommen fähig — nicht aber das Vaterland von Kant, Fichte, Hegel und Feuerbach, das Vaterland von Lessing, Herder, Wieland, Goethe und Schiller, von Körner, Rückert und Uhland, von Jakob Grimm und zahllosen anderen Dichtern, Denkern und Forschern in Süd und Nord — der Männer der That seit alter Zeit nicht zu vergessen, die Kossuth selbst einst neben den Männern des Gedankens vor deutscher Zuhörerschaft hoch gepriesen hatte!

In dem Gespräche zwischen dem Franzosenkaiser, dem Prinzen Napoleon und Kossuth konnte sich Plon-Plon nicht enthalten, das Mitglied des zentraleuropäischen demokratischen Ausschusses etwas aufzuziehen. „Beiläufig gesagt," spöttelte der durch seine scharfe Zunge bekannte Prinz, „was werden denn Ihre Freunde Ledru und Mazzini zu all dem sagen?"

Darauf behauptet Kossuth erwidert zu haben: „Ganz sicherlich werden sie kein Vergnügen daran finden. Ich habe Ledru-Rollin oft gesagt, daß ich ein Bündnis zu jenem Zwecke nicht nur mit einem Kaiser, König, Sultan oder irgend einem andern Despoten, sondern sogar mit dem Teufel selbst einginge. Nur würde ich es so einrichten, daß der Teufel nicht mit mir durchgeht." (Seulement je prendrais garde que le diable ne m'emporte pas.)

Die Richtigkeit dieser Erzählung vorausgesetzt, wird der Staatsstreichsmann da wohl still in seinen Schnurrbart gelächelt haben. Er ging nämlich zuletzt doch mit Kossuth durch. Als Napoleon 1870 die Auseinanderschlachtung Deutschlands versuchte, da holte der Teufel freilich auch ihn.

Uebrigens wird man bemerken, daß der Eingangssatz in Kossuths angeblicher Antwort nicht zu dem nachfolgenden paßt — ganz abgesehen davon, daß Kossuth, der dem Franzosenkaiser so sehr zu Munde zu reden sich bemühte, doch sehr unklug daran gethan hätte, so mit „Despoten" und „Teufeln" um sich zu werfen. Das von ihm beabsichtigte Geschäft konnte dadurch gewiß nicht erleichtert werden. Auch stimmen die von Kossuth mit Mazzini und Ledru-Rollin zusammen unterzeichneten republikanischen Aufrufe in keiner Weise zu dem Vorbehalte, den er angeblich ihnen gegenüber gemacht haben will. Daß aber die beiden verbannten Führer ebenso betroffen wie entrüstet waren, als sie von den geheimen Unterhandlungen in den Tuilerien vernahmen, ist bereits gesagt worden. Auf eine solche unerhörte Täuschung durch einen Genossen waren sie nicht vorbereitet gewesen.

Zur vollkommenen Richtigstellung der Dinge sei noch bemerkt, daß die beiden Freunde allerdings frühe erkannt hatten, wie ganz anders im Grunde Kossuth geartet sei, als sie oder andere sich zuerst vorgestellt hatten. Mit launigem Behagen setzte mir Mazzini, der trotz seines schwärmerisch begeisterten Wesens durchaus nicht der Schalkhaftigkeit entbehrte, einmal lachend auseinander, mit welchen Mitteln er, der bekanntlich persönlich aufs dürftigste lebte, obwohl große

Digitized by Google

Summen zur Förderung der Freiheitssache durch seine Hände gingen, in richtiger Erkenntnis von Kossuths Art bei der ersten Begegnung ganz besonderen Eindruck auf ihn zu machen wußte. In dem Hause eines reichen Freundes, wo in der Vorhalle eine prächtige Waffensammlung zu sehen war, bereitete der ehemalige Triumvir der römischen Republik dem Statthalter von Ungarn einen glänzenden Empfang. Kossuth habe dies nun für Mazzinis eigene Wohnung gehalten, und der Eindruck auf ihn sei sichtlich sehr bedeutend gewesen. Allein obwohl Mazzini diese sozusagen orientalische Ader der Verehrung äußerer Pracht an Kossuth entdeckte, und obwohl sich das Verhältnis zwischen ihm und seinen Genossen vom demokratischen Ausschusse allmälich wieder lockerer gestaltete, hielten sie ihn, nachdem er sich mit ihnen durch Brief und Siegel verbunden, doch nicht für fähig, 1859 so hinter ihrem Rücken zu handeln, wie er es damals that. Die Schärfe, mit welcher Mazzini das zweite französische Kaiserreich und das Zarentum bekämpfte, mag unter anderem aus einer mir von ihm gewidmeten Flugschrift[1]) vom Jahre 1861 ersehen werden. In welcher Weise er und Ledru-Rollin den Dezembermann bekämpften, darüber alles zu sagen ist vielleicht heute noch nicht die Zeit. Und Kossuth war ebenfalls in die betreffenden Vorgänge eingeweiht gewesen ...

Mit Freiligrath und Friedrich von Bodenstedt, der damals gerade zu Besuch in London war, beisammen sitzend, hörten wir dieser erstaunlichen Aeußerung zu. Wohl fast alle glaubten, Kossuth habe den nordischen Willkürherrscher nur zum Scheine hineingemischt, und niemand wußte, wie tief er sich mit dem Dezemberkaiser eingelassen hatte. Ein Vertrauter Mazzinis, unser Freund P. A. Taylor, später radikales Mitglied des Unterhauses, trat Kossuth entgegen. Doch die Versammlung, nichts Schlimmes ahnend und jene auffällige Bemerkung für bloße schönrednerische Zuthat haltend, ging mit mißbilligenden Zurufen über den Taylorschen Angriff hinweg. Später ergab es sich dann, daß Kossuth sich wirklich in ein Bündnis mit dem „Teufel" eingelassen hatte, der ihn jedoch, um es kurz und bündig zu sagen, übers Ohr hieb.

Das Tischtuch zwischen Kossuth und seinen demokratischen Freunden war aber von da an zerschnitten.

Es verflossen etwas über zwei Jahre nach dem italienischen Kriege, da erregte der ungarische Führer abermals Aufsehen durch einen Plan, von welchem mir Klapka persönlich die erste Nachricht ins Haus zubrachte. Es handelte sich um Veröffentlichung einer Schrift Kossuths für Herstellung einer „Donau-Konföderation" mittelst Hinzuschlagung Rumäniens und des slavischen Teiles der Balkanländer zu Ungarn.

„Ich bin aufgefordert worden," sagte mir Klapka, „den Entwurf mit zu unterzeichnen; aber wenn ich auch wollte, ich kann es nicht thun. Man würde mich zu Hause wie einen Vaterlandsverräter betrachten."

---

[1]) „Mazzini an Karl Blind über die Stellung Italiens zu Deutschland", worauf mein Antwortschreiben ebenfalls als Flugschrift erschien.

Digitized by Google

Kossuth gab seine Schrift dann allein heraus. Nach seinem Entwurf sollte der Donaubund, außer dem eigentlichen Ungarn mit seinen Nebenländern Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, der Militärgrenze und Dalmatien, auch noch Rumänien, Serbien und „die damit verbundenen Länder" umfassen. Mit Serbien waren und sind nun bekanntlich keine anderen Länder „verbunden". Kossuth konnte daher nur die zum slavischen Stamme gehörigen oder im Laufe der Zeit sprachlich slavisirt gewordenen Bosniaken, Herzegowiner, Montenegriner und Bulgaren im Auge gehabt haben. Dies ging schon daraus hervor, daß er „einen mächtigen Staat von dreißig Millionen Einwohnern" gründen wollte, zu dessen Bildung wenigstens die oben genannten Völkerschaften nötig gewesen wären.

Streng genommen, reichten freilich auch diese damals kaum hin, um einen Staat mit 30,000,000 herzurichten. Die Frage war daher zulässig, und ich erhob sie zu jener Zeit in einer gegen Kossuths Entwurf gerichteten, von unserem Londoner Verein „Deutsche Freiheit und Einheit" veröffentlichten Flugschrift (Nr. VI): ob nicht etwa sein Plan auch einige deutsche Bundesländer, welche zu jener Zeit noch zu unserem Vaterlande gehörten, und in denen sich Bruchteile slavischer Einwohnerschaft befinden, zu dem neuen Donaureiche herbeigezogen werden sollten?

Noch erstaunlicher waren die Einzelheiten des mir von Klapka zuerst erwähnten Vorschlages. Darnach sollte der Sitz der Bundesbehörde des neuen Reiches abwechselnd in Pest, Bukarest, Agram und Belgrad sein — also einmal in einer magyarisch-deutschen, einmal in einer rumänischen, zweimal in einer slavischen Stadt. Sodann sollte die verfassunggebende Versammlung des neuen, augenscheinlich aus einer slavischen Mehrheit bestehenden Donaubundes über die Wahl der amtlichen Sprache einen Beschluß fassen.

Erwägt man, daß die einzelnen slavischen Stämme in Ungarn, wenn auch mundartlich von einander getrennt, doch thatsächlich der magyarischen Bevölkerung nahezu die Wage halten, daß aber gleichwohl noch weitere slavische und sonstige nicht-magyarische Länder mit Ungarn verbunden werden sollten, so sah es wahrlich aus, als solle auf diese Weise Ungarn den Slaven in die Hände gespielt werden. Wie, wenn diese, auf den russischen Rückhalt pochend, etwa eine ihrer Sprachen oder gar das Russische zur Amtssprache erklärt hätten — gleichwie Latein früher in Ungarn die Sprache der Gesetze, des öffentlichen Unterrichtes und der Parlamentsverhandlungen gewesen war?

In jenen Jahren, und darüber ließe sich vieles sagen, waren russische Sendlinge in den Balkanländern außerordentlich thätig. Wie kam es da, daß Kossuth, der einst gegenüber den Slaven so schroffe Vorkämpfer des magyarischen Volkstums, er, der 1848 von Kroatien, wo der Aufstand tobte, als von einer „Vendee", von der Empörung der im Bereiche Ungarns wohnenden serbischen Bevölkerung als von einer Rebellion sprach, „der man nur mit dem Stricke des Standrechtes antworten kann" — wie kam es, daß er einen solchen Entwurf in die Welt sandte, dessen Verwirklichung für Ungarn grundverderblich gewesen wäre? Wer stand hinter dem sonderbaren Spiele?

Digitized by Google

In unserer gegen Kossuth gerichteten Flugschrift war unter anderem gesagt:

„Der Plan ist ein abenteuerlicher. Anstatt die österreichische Schwierigkeit zu heben, vermehrt er sie nur. Anstatt Frieden unter die streitenden Nationalitäten zu bringen, schlägt er vor, das Durcheinander noch krauser zu machen. Ungarn ist ohnedies, was Volksstämme und Sprachen betrifft, ein Oesterreich im kleinen. Was soll es also, die Karte noch bunter, das Chaos noch chaotischer zu machen? In Ungarn selbst wird der Plan die allerwenigsten Anhänger finden... Das Ungarn, das die Welt kennt, ist ein vorwiegend magyarisches, mit aufgepfropfter deutscher Bildung. Die magyarische Nationalität ist, den übrigen gegenüber, die in sich geschlossenste. In ihr findet sich der Kernstock des Landes. In ihr haben die Verfassungs- und Freiheitsbestrebungen, wenn auch — wie in England — Jahrhunderte hindurch in streng aristokratischer Form, stets ihren Hauptanhaltspunkt gehabt ... Für uns Deutsche, wie für jeden wahren Freund des Fortschrittes, kann es nur wünschenswert sein, daß Ungarn, bei allen inneren politischen Umänderungen, doch wesentlich seinen magyarisch-deutschen Charakter beibehalte... Den Magyaren haben wir die Hand zu reichen, wollen wir nicht dem selbst auf unser Gebiet übergreifenden Panslavismus Vorschub leisten. Kossuth dagegen will durch seinen Plan einer Donau-Konföderation gewissermaßen Ungarn den Slaven in die Hände spielen... Ein Blick auf die Sprachenkarte genügt, um zu sehen, daß dadurch die Wagschale ganz auf die slavische Seite hinübergedrückt, daß an dem südöstlichen Thore Deutschlands ein zweites Vorderrußland geschaffen würde. Man kann diese Wendung des Mannes, dessen Namen mit den glorreichsten Ereignissen des ungarischen Unabhängigkeitskampfes verflochten war, und dessen geistige Kraft eine so bedeutende ist, nur tief bedauern."

Es war in der Flugschrift weiter ausgeführt, daß das Volk der Donauebene nicht für solche Zwecke in seinem Heldenkampfe geblutet habe; daß nicht dafür Wien sich erhoben und durch seinen Oktoberaufstand dem bedrängten Nachbarlande Luft geschaffen; daß nicht dafür die Oberleitung in Ungarn an Kossuth übertragen worden; und daß nicht für solche Ziele die tapfersten Männer seiner Nation dem Tod am Standrechtsgalgen entgegengegangen waren.

In einer späteren Flugschrift[1]) habe ich diese Dinge, wie auch Kossuths Versuch einer Anknüpfung mit Rußland aus dem Jahre 1849, nochmals besprochen. Eine Antwort darauf konnte nicht erfolgen; die Thatsachen waren zu unwiderlegbar.

VI.

Diese Schwankungen bilden wahrlich kein schönes Blatt in der Lebensgeschichte des hervorragenden Mannes. Wie die Wandlung in seiner Gesinnung unerfreulich war, so erlitt auch sein Ruf öfters dadurch einen schweren Stoß. Nach Knudmachung seines, vielleicht durch vereinigten slavischen und napoleo-

[1]) Kossuth und Rußlands Umtriebe. 1868.

Digitized by Google

nischen Einfluß angeregten Entwurfes für eine Donau-Konföderation sank Kossuths Ansehen unter den Magyaren eine Zeit lang tief herab. Ab und zu vernahm man dann wieder von ihm wahrhafte Worte des Freisinns; so am Schlusse seines Lebens über die Frage der bürgerlichen Ehe.

Nachdem die Verbindungen mit Rußland anscheinend abgebrochen waren, verfehlte er auch nicht, abermals im alten Sinne gegen die von dorther drohende Gefahr zu warnen. Dem Vertreter des „New-York Herald" sagte er im Jahre 1890: „Rußlands Streben nach dem (Mittel-)Meere hin, das den Frieden der Welt bedroht, stammt aus der Zeit der Teilung Polens. Dadurch wurde Europa dem Zaren offengelegt. Wenn der Kampf beginnt, werden die Ungarn wie ein Mann gegen Rußland streiten. Sie haben ihr Volkstum noch bewahrt und wissen, daß, wenn Rußland siegt, alle Hoffnung für ihre Unabhängigkeit dahingeschwunden ist."

Gleichwohl hatte er 1849 einen russischen Fürsten auf den ungarischen Thron berufen wollen, zehn Jahre später mit der Petersburger Regierung unter Preisgebung der polnischen Sache angeknüpft, und wieder ein paar Jahre später das magyarische Volkstum durch einen Donaubund überfluten lassen wollen!

In seinem hohen Greisenalter beschäftigte sich Kossuth gern mit Pflanzen- und Sternkunde. Oft schien es, als sei er ein weltflüchtiger Weiser geworden, bis plötzlich eine neue politische Kundgebung von ihm kam. Wenn sein Charakterbild in der Geschichte schwankt, so wird das nicht der Parteien Gunst und Haß, sondern seinem öfteren Abfall von seinem eigenen besseren Selbst zuzuschreiben sein. Um ihm, nachdem er ausgerungen, die hohen Ehren zu erweisen, die ihm erwiesen worden sind, mußte man vieles vergessen, was die Erinnerung an ihn trübte; und nur daran durfte man denken, wie Großes er vor und während 1848 und bis gegen den Schluß der unvergeßlichen Freiheitserhebung geleistet hatte.

Die Bevölkerungsverhältnisse des alten Aegyptens und die Rassenfrage.

Von

William Flinders Petrie.

Unser Ausblick in die Vergangenheit gleicht einem entfernten Landschaftsbilde, wo Höhenzug auf Höhenzug zu einer einzigen Masse zusammenfließt, in welcher wir von unserem Standpunkte aus wenig Einzelheiten und kaum eine Gliederung unterscheiden können. Dem flüchtigen und oberflächlichen Blick stellt sich nur eine einzige Erderhöhung dar, eintönig und wechsellos. So erscheint auf den ersten Anblick das Geschichtsbild der Vergangenheit. Fassen wir aber die Höhenzüge genauer ins Auge, so sehen wir die Abgrenzung der

Digitized by Google

verschiedenen Weiten, und wenn wir näher kommen, gewahren wir die Tiefe der Thäler, die Bergreihe von Bergreihe scheiden, die jähe Erhebung der Bergwände und den Unterschied zwischen Höhenzug und Höhenzug. Kurz, wir finden, daß das, was uns eine einförmige Masse zu sein schien, ebenso reich an Wechsel ist wie unsere eigene Umgebung, und daß es sich von Punkt zu Punkt viel weiter ausdehnt, als wir meinten oder vermuteten. Welchen Weg wir auch durch das Bergland einschlagen, wir finden, daß unbemerkt unerwartete Schwierigkeiten überwunden worden sind — denn Schönes und Interessantes erhebt sich vor uns, und neue Verbindungsglieder treten zwischen diesem und jenem Teile, die wir uns ganz von einander gesondert gedacht, hervor.

Genau so verhält es sich, wenn wir uns anschicken, die Gebiete der vergangenen Zeiten zu erforschen. Welchem Wege durch die Geschichte wir folgen, wir sehen, daß die Entfernungen hervortreten und sich immer weiter vor uns ausdehnen, je weiter wir uns vorwärts bewegen; große Trennungsräume zwischen den einzelnen Zeitaltern stellen sich uns dar; wir finden einen ebenso großen Unterschied zwischen diesem und jenem Volke, zwischen diesem und jenem Zeitalter, wie er in unseren Tagen vorhanden ist. Große Züge des Landschaftsbildes, an die wir früher nach den dürftigen Kenntnissen, die wir davon hatten, gar nicht glaubten, erscheinen jetzt als von größter Bedeutung. Das Assyrien Layards und das Mykenae Schliemanns sind jetzt Hauptzüge des Weltbildes, und doch waren sie für uns unbedeutend, als wir sie nur aus der Entfernung gewahren konnten.

Keine dieser großen geschichtlichen Straßen durch das unbekannte Land ist für uns wichtiger als die durch Aegypten führende. Auf dieser Straße haben wir die fortlaufenden Meilenzeiger der Dynastien; sie führt uns weiter zurück in das Unbekannte als irgend eine andere Straße, und sie ist reicher an wichtigen Seitenabzweigungen zur Erforschung und Richtigstellung der Geschichte anderer Länder.

Bevor wir den Versuch machen, bis zu den unbekannten Anfängen der Geschichte vorzudringen, wollen wir uns kurz das vergegenwärtigen, was von dem ägyptischen Volke bereits bekannt ist. Die letzte Erschütterung des Volksstammes war die arabische Invasion, der vielleicht die Hälfte der heutigen Bevölkerung zu verdanken ist. Vorher waren die Kopten, wie wir die nichtarabische Bevölkerung nennen, zu großem Teile mit Italienern, sowie Griechen und Macedoniern durchsetzt worden. Die römischen Besatzungen waren in dem Lande seßhaft geworden; und vor ihnen hatte Ptolemäus Philadelphos seine macedonischen Truppen im Fajum und anderwärts angesiedelt; während noch früher griechische Söldner — „kupferne Leute von der See" — die Hauptstütze einer jeden Regierungsumwälzung gewesen waren und der griechische Handelsmann, wie er es heute noch thut, bis in jeden Winkel des Landes vorgedrungen war.

Ein wenig früher war eine große äthiopische Invasion in das Land hereingebrochen, und Aegypten wurde so vollständig unterjocht, daß der äthiopische

Digitized by Google

König zu einem Eroberungszuge nach Palästina aufbrechen und Aegypten ruhig hinter sich zurücklassen konnte. Es mußte eine große Anzahl Fremder vorhanden sein, um eine so feste Herrschaft zu begründen. Und doch war diese äthiopische Invasion des achten Jahrhunderts v. Chr. nur an Stelle einer zwei Jahrhunderte früher stattgehabten libyschen Invasion getreten. Diese Libyer aber, Schischak und seine Familie, waren keine Eroberer, sondern Einwanderer und Ansiedler; ein oder zwei Jahrhunderte vor dieser erfolgreichen Invasion waren die Libyer zweimal von den Aegyptern vertrieben worden, die sich dagegen auflehnten, daß die Libyer sich im Lande seßhaft gemacht und den ganzen westlichen Teil weit bis nach Mittelägypten eingenommen hatten.

Vorher, in dem großen Zeitalter der achtzehnten Dynastie, als die Aegypter die große Weltmacht waren, wurde diese Volksmischung in Angriff genommen. Aegypten wurde nicht von Herren, sondern von Sklaven heimgesucht. Tausende — zehntausende syrischer Sklaven wurden in das Land gebracht — die Männer als geschickte Handwerker, Metallarbeiter, Maurer und so weiter, die Weiber als Konkubinen und Hausmägde. Und diese Invasion war von größerer Einwirkung auf die ägyptische Welt als irgend eine der Eroberungen des Landes, weil die einwandernden Sklaven Aufnahme in alle großen Haushaltungen fanden und die Ideen, die Kunst und die Sprache einer Zivilisation mit sich brachten, die der ihrer neuen Heimstätte gleichwertig war. Aegypten ist niemals einer größeren Umwandlung unterzogen worden als in diesem Jahrhundert der Sklaveninvasion. Das Zeitalter der Eroberung aber war eingeleitet worden von Südländern des modernen berberischen Typus, wie wir das an den Mumien Sequen ras und Ahmes' I. ersehen haben. Diese Eindringlinge waren im Besitz der alten ägyptischen Zivilisation, die bis nach Nubien vorgedrungen war, und sie stammten wahrscheinlich zum Teil von der königlichen Linie ab; dennoch aber stellten sie einen der Wellenzüge des fremden Elementes dar.

Und diese Invasion aus dem Süden war von den Aegyptern willkommen geheißen worden als eine Befreiung von der noch früheren Invasion der Hyksos oder nomadisirenden Hirten aus Asien. Diese Hirtenkönige waren in Aegypten eingefallen, hatten das Land verwüstet und die vorhandenen Einrichtungen gestürzt; und erst nachdem drei Generationen der Verbindung mit den Aegyptern ihre Wildheit gemildert hatten, bildeten sie eine regelrechte königliche Regierung. Dieses Joch blieb fünfhundert Jahre auf den Aegyptern lasten und wurde erst gebrochen durch die Macht der in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Invasion der Südländer. So weit führt uns der normale Weg der geschriebenen Geschichte in der Vergangenheit zurück und zeigt uns, daß — abgesehen von der Eroberung durch Herrscher — Aegypten in einem Zeitraum von weniger als drei Jahrtausenden acht in großem Maßstabe sich vollziehenden Volksmischungen unterworfen worden ist. Das, was man gewöhnlich die „alten Aegypter" nennt, war ebenso sehr eine Mischung wie nur irgend eine der am meisten gemischten Rassen im heutigen Europa. Die Zivilisation wahrte in weiter Ausdehnung ihren Typus, weil sie in der damaligen Welt wenige

Digitized by Google

Rivalinnen hatte, die sie hätten beeinflussen können. Die Rasse aber war in ständigem Verlaufe einem Wechsel unterworfen.

Und dürfen wir voraussetzen, daß derartige Veränderungen niemals vorgekommen oder weniger allgemein gewesen sind, bevor die Geschichte von ihnen zu melden beginnt? Ist es folgerichtig, anzunehmen, daß, nachdem wir vier Jahrhunderte lang allenthalben dort einen derartigen Wechsel platzgreifen sehen, vor einer bestimmten Epoche kein Wechsel stattgefunden habe — zu glauben, daß wir es vor dieser Zeit mit einer reinen Rasse „alter Aegypter" zu thun haben? Gewiß nicht, wir müssen aller Wahrscheinlichkeit nach vermuten, daß vor der Zeit einer einigermaßen festen ägyptischen Regierung Invasionen ebenso häufig gewesen sind, als sie es waren, seitdem Aegypten eine Großmacht geworden. Wenn die geschriebene Geschichte uns hinsichtlich dieses Punktes im Stich läßt, müssen wir uns an die nicht niedergeschriebene Ueberlieferung halten, wie sie uns in den Ueberbleibseln des Menschen und seiner Werke erhalten worden ist.

Die große Lücke, die bisher in der ägyptischen Geschichte von der siebenten bis zur zehnten Dynastie — etwa um das Jahr 3000 v. Chr. — vorhanden gewesen ist, hat kaum etwas, durch was sie in ägyptischen Werken vergegenwärtigt wird. Kein einziges Königsdenkmal aus dieser Zeit ist bekannt, und die in dem Verzeichnisse der Dynastien erwähnten Könige sind kaum etwas mehr als Namen. Ein Grab und einige wenige kleine Gegenstände und Amulette mit königlichen Namen sind alles, was noch vorhanden ist, um eine Periode zu vergegenwärtigen, von der es feststeht, daß sie mehrere Jahrhunderte angedauert hat. Es ist daher kaum ein Wunder, daß einige Personen den Vorschlag gemacht haben, dieses Zeitalter zu beseitigen als eine bloße Fabel, die aufgenommen worden sei, um der alten Geschichte des Landes eine größere Ausdehnung zu geben. Was in ihm vorgegangen ist, ist uns indes kürzlich während des vergangenen Winters enthüllt worden bei meinen Ausgrabungen in Oberägypten, etwa 50 Kilometer nördlich von Theben. Diese große Zeit des Stillstandes in der Geschichte wurde wie andere Perioden des Niederganges durch eine fremde Invasion verursacht. Die Aegypter wurden auf einen kleinen Teil des Landes in der Gegend von Memphis beschränkt, wo ihre Macht zusammengezogen wurde, um dem Feinde Widerstand zu leisten; der übrige Teil des Landes wurde von einem Volksstamme eingenommen, der eine ganz anders geartete eigene Zivilisation hatte. Wir wollen einstweilen, bis ihr Ursprung festgestellt ist, diese zuletzt entdeckte der Völkerschaften Aegyptens die „neue Rasse" nennen.

Von dieser neuen Rasse sind über zweitausend Gräber und zwei kleine Städte untersucht worden, und wir sind im stande, uns eine Ansicht von ihrer Zivilisation zu bilden. Sie waren Jäger, wie das durch das häufige Vorkommen von Jagdspießen dargethan wird; gleichwohl wohnten sie in Häusern, die wie die der Aegypter aus Thonziegeln erbaut waren; wahrscheinlich war das ein Gebrauch, den sie beim Betreten des Nilthales angenommen hatten, und es weisen die zeremoniellen Feuersteinspieße auf einen früheren Lebenstypus hin.

Digitized by Google

Sie waren meist hochgewachsen, einzelne bis zu zwei Meter hoch, und hatten sehr kräftige Beine, die andeuten, daß sie ein lebhaftes Bergvolk waren. Sie waren aber nicht streitsüchtig, da bei so vielen Hunderten von Skeletten nur drei gebrochene Beine gefunden worden sind und einer dieser Brüche in der Kindheit erworben worden ist. Nicht ein einziger beschädigter Kopf ist gefunden worden. Sie hatten schön geformte Schädel, was auf große Geschicklichkeit deutet, und verraten keine Spur von Negerblut. Ihr Haar war dunkelbraun und wellig, aber ohne jede Spur von Kräuselung und Wollcharakter wie bei den Negern. Fast in jeder Einzelheit ihrer Lebensweise und ihrer Thätigkeit unterscheiden sie sich durchaus von den Negern. Sie begruben den Leichnam in gebogener Haltung, die Kniee bis zu den Armen heraufgezogen, statt in ausgestreckter Lage. Bei dem Begräbnisse zündeten sie große Feuer an, obwohl sie den Leichnam nie verbrannten, und die Asche dieser Feuer wurde in Urnen gesammelt, die in dem Grabe beigesetzt wurden; zuweilen finden sich Dutzende solcher Urnen zusammen, von denen jede zehn Kilogramm und mehr enthält. Kein derartiger Gebrauch war den Aegyptern bekannt. Ihre Gräber waren quadratische Erdgruben, die mit Binsenmatten oder Palmblättern austapeziert und mit einem Dache aus Holzstämmen zugedeckt wurden. Eine derartige Form entspricht den Erdgräbern von Mykenae, die ebenfalls mit Tapeten ausgefüttert und mit Stämmen gedeckt waren; aber es ist auch nicht die Spur eines derartigen Typus bei den Aegyptern bekannt. Ihre speziellen Handfertigkeiten waren Steinbearbeitung und Töpferei, und in der einen wie der andern übertrafen sie an Geschick die Aegypter bei weitem. Kupfer war ihnen in seiner Verwendung zu Werkzeugen und Nadeln bekannt, doch wurde auch Feuerstein verwendet. Kein einziger Artikel von allen denen, welche bei den Aegyptern im Gebrauch waren — Kopfstütze, Schminkvase, Skarabäus, Amulet, Finger- und Ohrring — ist in ihren Gräbern gefunden worden. Hätte man diese Leute in Italien oder Persien entdeckt, so würde niemand auf die Vermutung geraten sein, daß sie in irgend einem Zusammenhange mit Aegypten stünden, so vollständig ist die Verschiedenheit.

Das also ist es, was die erste große Zivilisationsepoche Aegyptens — die Zeit von der vierten bis zur sechsten Dynastie — zum Abschluß gebracht hat; diese fremde Rasse hat sich über das ganze südliche Land ergossen, dabei nicht einmal die Aegypter als Sklaven behandelnd, denn die elementare Kunst der Töpferscheibe war der neuen Rasse unbekannt, obgleich sie dem von ihr vertriebenen Volke vertraut war. Daß die neue Rasse von Norden gekommen sei, erscheint unmöglich, denn wenn das der Fall gewesen wäre, würde sie die Aegypter von Memphis vertrieben haben, während dieses doch der einzige Mittelpunkt für die ältere Zivilisation geblieben war. Daß sie von Süden gekommen, ist gleichfalls unmöglich, da sie keine Spur von Negerblut verrieten. Ihre Kunstfertigkeiten deuten eher auf den Westen, und sie ergriffen gerade da von Aegypten Besitz, wo die westlichen Oasen einen bequemen Zugang zu dem Lande darbieten konnten; und so gewinnt es den Anschein, als seien sie die Libyer oder

Digitized by Google

der südliche Zweig des gräko-italischen Volksstammes aus der jüngeren Stein- und der älteren Kupferzeit gewesen.

Das aber kann nicht der Anfang der Einwanderungen gewesen sein; und wenn wir der großen Zivilisation der vierten Dynastie uns zuwenden, können wir nicht annehmen, daß wir endlich eine „reine Rasse" von „alten Aegyptern" vor uns haben. Der erste Blick auf den wechselnden Typus der Gesichtszüge auf dem Monumente zeigt, daß wir es mit einem stark gemischten Volke zu thun haben. Bei dem Mangel jeglicher Begräbnisstätten, an welchen die Rasse studirt werden könnte, können wir lediglich die Gesichtszüge, wie sie uns in der ältesten Denkmälerzeit, unter der dritten und vierten Dynastie, entgegentreten, zum Vergleich heranziehen. Die höchste herrschende Rasse der damaligen Zeit zeigte die größte Aehnlichkeit mit den späteren Figuren des Volkes von Punt, einer Gegend am südlichen Ende des roten Meeres, die von den Aegyptern das Land der Götter genannt wurde. Ein starker Halt für diese Verbindung wurde zu Koptos gefunden, einer Stadt, welche stets der Endpunkt der von dem roten Meere nach dem Nile führenden Straße war; ich habe daselbst im vorigen Jahre drei Kolossalstatuen ausgegraben, auf welchen sich Skulpturen von Gegenständen des roten Meeres fanden, Sägefische, Pleroceramuscheln, ein Elefant und ein Strauß. Hier finden wir also in einem sehr primitiven Zeitalter eine einwandernde Rasse, die gerade aus der Gegend kommt, zu der wir durch die ältesten Abbildungen der Herrscher des Landes geführt werden.

Ein anderer Gesichtstypus von ganz verschiedener Art ist einer, der ebenfalls in hoher Stellung angetroffen wird, wie bei einer Königin und vielen Beamten; dieser ähnelt am meisten dem Typus der frühesten babylonischen Statuen und mag wohl den Einwanderern angehören, von denen man gewöhnlich annimmt, sie seien aus Mesopotamien gekommen und hätten einige Kunstfertigkeiten mit sich gebracht, wie das Muster des Ziegelbaues und den Gebrauch des Cylindersiegels. Sehen wir von diesen beiden Typen ab, so bleibt die grobe Physiognomie der Bevölkerungsmasse übrig, die eine Mulattenform, das heißt die einer Mischung aus Negern und Weißen ist. Die Elemente derselben von einander zu sondern ist unmöglich, da die Mischung schon vor den uns erhaltenen frühesten Skulpturen als eine vollständige erscheint. Aber die ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Skelette zeigen deutlich eine Mischung des Neger- und des europäischen Charakters; und wir können daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Land frühe schon von einer Kreuzung von europäischen und Negerrassen in Besitz genommen worden ist. Zu behaupten, daß wir beim Anfange aller Dinge angelangt seien, bloß weil unsere Kenntnis nicht weiter reicht, würde etwa auf die Einfalt Fahrenheits hinauskommen, der den Nullpunkt seines Thermometers auf den kältesten Punkt ansetzte, den er erreichen konnte, weil das der kälteste war, an den er glauben wollte. Wie viele Kreuzungen und Mischungen vor der Zeit dieser ägyptischen Mulatten vor sich gegangen sind, vermögen wir einstweilen absolut noch nicht zu bestimmen.

Die kurze Uebersicht, die wir über die wechselnden Rassen der

Digitized by Google

Bevölkerung nur eines Landes gegeben haben, in dem wir historisch derartigen Bewegungen in weiterem Umfange nachgehen können als in anderen Ländern, muß uns zum Nachdenken über unsere herkömmliche Ansicht von den Menschenrassen anregen, nach welcher dieselben deutlich von einander getrennte Menschenfamilien sein sollen, die jede für sich von einem besonderen Stammvater abstammen und von allen anderen verschieden sind. Das Gegenteil ist der Fall: unaufhörliche Bewegung und unaufhörlicher Wechsel haben in jedem Lande unzählige, aus den benachbarten Ländern herangezogene Zweige des Menschengeschlechts mit einander vermischt. Die Rasse hört auf eine Bedeutung zu haben, außer im geographischen Sinne; es läßt sich höchstens sagen, daß sie einen Typus repräsentirt, der unter dem Einflusse von klimatischen und Lebensverhältnissen zu stande gekommen ist. Wie lange Zeit erforderlich ist, um derartige Einflüsse zur Wirksamkeit zu bringen, vermögen wir einstweilen kaum zu vermuten, ebenso wenig wie das, was die antreibende Wirkung bei Volksmischungen gewesen sein mag, um die Natur zu einem plastischeren Verhalten äußeren Einflüssen gegenüber zu veranlassen. Daß sehr lange Zeiträume der Mischung und Vereinigung in der älteren Geschichte der Menschheit verlaufen sind, geht durch die weite Verbreitung derselben Formen von Arbeitsleistungen hervor, der Dolmen in jüngerer und der Gerätetypen der älteren Steinzeit in entfernteren Epochen. Daß genau dieselben Formen in weit von einander abgelegenen Teilen der Welt hervorgebracht, daß ein Feuerstein aus Nordeuropa genau so wie einer aus Aegypten bearbeitet werden konnte, zeigt, daß in den ältesten Zeiten die Rassenverbreitung weit schneller vor sich ging als die Erfindung. Und diese Thatsache mag ihrerseits uns eine gewisse Vorstellung von der langen Geschichte unseres Geschlechtes geben, das stets hin und her flutete, stets Mischungen einging, stets sich weiter verbreitete und stets unter neuen Lebensbedingungen sich veränderte, seit es in der keinem Auge mehr durchdringbaren und keinem Ohr mehr vernehmbaren Urzeit seine Laufbahn begann.

Aus der Gelehrtenwelt.

Von Napoleon bis heute, ein Professorenleben.

Mit Benützung einer Skizze von Geheimerat Professor Dr. Stickel,

bearbeitet von

Paul Holzhausen.

Das Material zu der nachfolgenden biographischen Skizze verdankt der Herausgeber der Güte des Herrn Geheimerats Dr. theol. et phil. Johann Gustav Stickel, ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen an der Universität zu Jena. Der Herausgeber, welcher persönliche, nur im Manuskript vorhandene und in ihrem weiteren Verbleib für die Familie des Professors Stickel bestimmte Aufzeichnungen benützen durfte, fühlt sich verpflichtet, einleitend zu bemerken, daß er nur auf sein ausdrückliches Bitten von dem alten Herrn die

Digitized by Google

Erlaubnis zu der nachstehenden Veröffentlichung erhalten hat, da die Bescheidenheit des bei Gelegenheit seines neunzigsten Geburtstages hochgefeierten greisen Gelehrten sich einer öffentlichen Besprechung seines für die Wissenschaft äußerst bedeutsamen und auch im übrigen an außergewöhnlichen Begegnungen reichen Lebensweges widersetzte.

Johann Gustav Stickel wurde am 18. Juli 1805 in dem romantisch gelegenen Thüringer Städtchen Eisenach geboren. Dort, wo von stattlicher Höhe die sagenumwobene Wartburg, auf der die fromme Elisabeth gewaltet und Luther das riesige Werk seiner Bibelübersetzung geschaffen, in das Thal des kleinen Hörselflüßchens hinabschaut, in jenem freundlichen Städtchen verbrachte der junge Stickel die vier ersten Jahre seines langen Lebens. Dann zogen seine Eltern nach dem kleinen, zwei Stunden von der großherzoglichen Residenz Weimar entfernt gelegenen Orte Buttelstedt. Hier verlebte Gustav Stickel die übrigen Tage seiner Kindheit. Die Idylle seines Lebens nennt er diese Zeit in seinen Aufzeichnungen; aber wie die Idylle seines großen Gönners und Freundes Goethe eine „heroische" genannt zu werden verdient, da der Dichter seinen Stoff „in die Region der allgemeinen Welterschütterung" des Revolutionszeitalters erhoben hatte, so leuchtete auch in das Kinderidyll des jungen Stickel der blutrote Schein der napoleonischen Feldzüge. Buttelstedt war die Etappenstation an der großen Heerstraße zwischen Erfurt und Eckartsberga. Als nun der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts seine Kriegsvölker mobil machte, um in den unheilvollen Feldzug gegen Rußland zu gehen, da zogen die Heeresmassen aus dem Westen, zahllose Regimenter aller Waffengattungen mit ihrem Kriegszeuge durch das kleine thüringische Buttelstedt. Auch die traurigen Ueberbleibsel des großen Heeres passirten auf dem Rückzuge das stille Städtchen. „Gewaltige Kriegsbilder," sagt der alte Professor, „haben sich meiner Seele eingeprägt." So sah er im Jahre 1813, wie in einer mondhellen Nacht eine Anzahl gefangener Preußen aus einem gegenüber liegenden alten Schlosse, in dem sie eingesperrt waren, sich an einem Stricke aus dem Fenster herunterließen, bei dem an der Mauer aufgestellten französischen Posten, welcher eingeschlafen war, vorüberhuschten und sich den Schloßberg hinunterflüchteten. Am andern Morgen stürzte sich ein anderer Gefangener, als der französische Offizier, um zu revidiren, die Kammer betrat, drei Stockwerke tief aus dem Fenster, sprang wieder auf, wurde jedoch von dem Wachtposten erschossen. Sein Gehirn klebte an der Schloßmauer.

Die imposantesten Bilder aber gewährten dem Auge des Knaben die ungeheuren Massen des geschlagenen französischen Heeres, welche sich nach der gewaltigen Katastrophe bei Leipzig durch sein Heimatstädtchen wälzte. „Drei Tage und Nächte lang nichts als Soldaten, Kanonen, Pulver-, Proviantkarren und jegliches Heergeräte, Wagenzüge mit Verwundeten, Kürassiere zu Fuß in Reiterstiefeln mit langen Sporen, Infanteristen mit geraubter Bente, ein Federbett, eine Gans am Bajonette, alles im wirrsten Durcheinander; in den Gassen die Pferde bis an den Bauch in Stroh stehend, Lagerfeuer, Viehschlachten und Braten. An einem Abend sah ich vier Dörfer in Brand." In dieser farbenreichen Weise schildert der alte Herr heute, mit seinen neunzig Jahren, die Erlebnisse des Knaben von 1813. Aber einen noch interessanteren Anblick hatte dieser in denselben Tagen genossen. Vor der Ankunft der zurückziehenden Massen *hatte er den Kaiser Napoleon selber gesehen*, wie er, Stickels Hause gegenüber, in einer Entfernung von nur zwanzig Schritten an einem Wachtfeuer vor einem kleinen Backhause stand, an jeder Seite ein Soldat der alten Garde mit der hohen Bärenmütze.

Als die französische Arrièregarde mit den Vortruppen der Preußen und Russen über Buttelstedt weg ein Fenergefecht führte, wurde der Knabe mit Mutter und Geschwistern, unter pfeifenden Kugeln in einen Keller gebracht, über dem sich kein Haus mehr befand. Als sie denselben wieder verließen, schmetterten gerade zwölf Trompeter eines preußischen Kavallerieregiments eine Siegesfanfare zum Thore hinein, und auch dieser Moment hat sich in dem Gedächtnisse des alten Herrn bis heute erhalten.

Stickels Eltern wurden nach Weimar versetzt, wo der Sohn das Gymnasium besuchte und im Alter von 17½ Jahren als für die Universität reif entlassen wurde. „Im Vergleich

Digitized by Google

zu den heutigen Leistungen der Gymnasien," so äußert sich der alte Geheimerat über seine Schulzeit, „war unser Unterricht sehr dürftig und mangelhaft. Nur der Direktor Gernhardt, ein feiner Latinist, wußte die Köpfe seiner Primaner zu einem logischen Denken zu schulen, Liebe zu den alten Klassikern zu erregen und Fertigkeit im Lateinsprechen anzugewöhnen, die sich mir nachmals als überaus nützlich erwiesen hat. Entscheidend für meinen späteren Studiengang war der Privatunterricht im Hebräischen, den mir ein trefflicher Lehrer, der Zuchthausprediger Heinrich, zu seinem Vergnügen erteilte. Ich vermochte als Gymnasiast leichtere alttestamentliche unvokalisirte Texte zu lesen und erregte dadurch die Aufmerksamkeit besonders Röhrs. Die Lektüre der Herderschen Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie" begeisterte mich für den Orient."

Gustav Stickel studirte auf der Universität Jena Theologie und Philologie. Männer wie Gabler, der Sinologe Schott, Danz, Hoffmann, Baumgarten-Crusius, Eichstädt, Haud, Göttling waren seine Lehrer, aus denen später seine Freunde und Kollegen wurden. Er verkehrte damals viel im Hause von Knebels, des Freundes unseres Altmeisters Goethe, der zu Jena am „Paradiese", einem freundlichen Wiesengrunde an der Saale, seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Ein eifriger und lernbegieriger Schüler seiner Lehrer, war er jahrelang Senior in den verschiedenen Seminarien der Universität. „Es war ein erquickliches wissenschaftliches Geistesatmen in der frischen Luft Jenas," schreibt der alte Herr noch anno 1895 von dem Leben der zwanziger Jahre an jener Universität.

Bei dem regen Fleiße und der feurigen Hingabe, welche dieser ernste Jünger der Wissenschaft entgegenbrachte, darf es nicht wunder nehmen, wenn ihm Johann Friedrich Röhr, der bekannte Rationalist und strenge Kritiker — das einzigemal in seinem Leben — bei dem theologischen Kandidatenexamen die erste Zensur gab und für den Druck seiner lateinischen Prüfungsarbeit sorgte, welche den einundzwanzigjährigen Kandidaten Stickel unter die theologischen Schriftsteller einführte.

Im Jahre 1827 habilitirte sich dieser als Privatdozent für alttestamentliche und semitische Literatur an der Universität Jena. Seine Inauguraldissertation handelte von dem dritten Kapitel des Propheten Habakuk. Es war damals Sitte, daß die sich Habilitirenden ihre Dissertationen persönlich den weimarischen Ministern überreichten. Auf diese Weise kam Doktor Stickel in persönliche Beziehungen zu Goethe, in dessen Haus ihn ein Empfehlungsbrief Knebels begleitete. Der alte Geheimerat hat in einem im siebenten Bande des Goethejahrbuchs herausgegebenen, recht anregend und geistvoll geschriebenen Aufsatze „Meine Berührungen mit Goethe" über seine Besuche bei dem Dichterfürsten berichtet; auch sind die bei dieser Gelegenheit zwischen beiden Männern geführten Gespräche in der bekannten Biedermannschen Sammlung der Goethegespräche veröffentlicht worden, wo sie nachgelesen werden können.

Aus diesem Grunde kann ich mich hier darauf beschränken, mit Uebergehung aller Einzelheiten nur über den allgemeinen Charakter dieser Unterredungen einige Worte zu sagen. In seiner Veröffentlichung hat Professor Stickel selbst darauf hingewiesen, daß keine derselben eine nur konventionelle Unterhaltung gewesen sei, sondern jede etwas wirklich Bedeutsames gehabt habe. So unterhielt er sich gleich bei dem ersten Besuche über die reaktionären Verfolgungen der freisinnigen hallischen Theologen Wegscheider und Gesenius und beschwichtigte Doktor Stickels diesbezügliche Bedenken mit dem schönen Worte: „Der Mensch, der einer guten Sache dient, wohnt in einer festen Burg."

Es liegt nahe, daß der Dichterfürst, dessen gewaltiger Geistesreichtum es ermöglichte, mit fast jedem seiner Besucher ein dessen eigentümlicher Geistessphäre besonders naheliegendes Thema zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen, auch bei dem jugendfrischen Erforscher der semitischen Literatur und Dichtung leicht eine Stelle fand, wo er einsetzen konnte. Kein Wunder, daß Goethes „West-östlicher Diwan" bei diesen Gesprächen einigermaßen in den Vordergrund trat. Auch als Doktor Stickel zum Pilgerstabe griff, um einige gelehrte Wanderjahre in Frankreich zuzubringen und in Paris für längere Zeit zu den Füßen des großen Orientalisten Sylvestre de Sacy zu sitzen, da war es Excellenz Goethe, der dem jungen

Digitized by Google

Wanderer einen seiner „Talismane" mit auf die Wanderschaft gab, und der Empfehlungsbrief des Dichters, ein unscheinbares Zettelchen mit den Versen des Diwans:

„Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände"

und der Unterschrift „Goethe" wirkte in Paris „wie ein Zauberschlüssel", so daß sich dem jungen Gelehrten die Thüren der vornehmsten Häuser öffneten. So führte ihn dieses Blättchen bei der Goetheübersetzerin Madame Panckoucke ein, der Gattin Ernests Panckoucke, des bekannten Uebersetzers und großen Verlegers, dessen Familie die „Encyklopädie" und den „Moniteur" herausgegeben und unter anderem auch das im Anschlusse an Napoleons Feldzug erschienene Werk über Aegypten verlegt hat.

Auch bei Professor Kiepert verkehrte Stickel in Paris und sollte vor seinem Scheiden noch Gelegenheit finden, einem politisch höchst merkwürdigen Akte beizuwohnen. Wie er im Jahre 1813, als achtjähriges Kind, den bei Leipzig geschlagenen Kaiser Napoleon gesehen, so war er auch in Paris bei der letzten Eröffnung der Pairs- und der Deputirtenkammer anwesend, die man in der Geschichte als den Anfang vom Ende der restaurirten Bourbonenmonarchie betrachtet. Doktor Stickel sah damals jenes vielbesprochene Omen, wie der auf dem Throne sitzende König Karl X. seinen königlichen Hut fallen ließ und der Herzog von Orleans denselben aufhob.

Nach der Rückkehr in die Heimat wurde Stickel zum außerordentlichen Professor ernannt und erwarb sich durch eine öffentliche vierstündige lateinische Disputation über eine das Buch Hiob betreffende Schrift auch die theologische Doktorwürde. Es ist dies, beiläufig bemerkt, die einzige Feier dieser Art an der Universität Jena während des ganzen laufenden Jahrhunderts gewesen.

Seine Ernennung zum außerordentlichen Professor gab dem Gelehrten abermals eine Veranlassung, dem Staatsminister von Goethe seine Aufwartung zu machen, merkwürdigerweise auf Tag und Datum genau ein Jahr vor dem Hinscheiden des großen Mannes, am 22. März 1831. Noch heute beschäftigt sich die Erinnerung des inzwischen selbst zum alten Geheimerate gewordenen Professors mit jenem letzten Besuche bei dem Dichterfürsten, dem er bei dieser Gelegenheit — das einzigemal in seinem Leben — die Hand gedrückt hat, und die Zeilen, welche Stickel jener für ihn unvergeßlichen Weihestunde in dem Goethejahrbuch gewidmet hat, wird schwerlich jemand ohne Bewegung lesen. Wiederum lieferte der Westöstliche Diwan einen wesentlichen Beitrag zu dem Unterhaltungsstoffe, und als Stickel Goethes meisterhafte Uebersetzung der arabischen Hudseilitenballade (in den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Diwans") lobte, „richtete sich der schöne Greis im Sitzen hoch empor, seine Augen öffneten sich weit und schienen Funken zu sprühen, indem er wie ein Begeisterter, vom furor poeticus ergriffener Barde die ersten Strophen vortrug." (Vergl. „Goethes Werke" [Hempel], 4, 233 Anmerkung.)

Zwei Jahre nach Goethes Tode veröffentlichte Stickel seine Schrift „über die Sentenzen der Chalifen Ali", arabisch und persisch nach einem Manuskript der weimarischen Bibliothek. Dieses Werk brachte ihn in nähere Beziehungen zum großherzoglichen Hofe. Zu den sogenannten „gelehrten Abenden" der Kunst und Wissenschaft allzeit fördernden Fürstenfamilie herangezogen, hielt er hier öfters Vorträge über Gegenstände seines Faches. Dadurch wurde ihm Gelegenheit gegeben, den Ankauf einer orientalischen Münzsammlung zu beantragen, welche ein Herr Zwick, der achtzehn Jahre lang Vorsteher einer Herrnhutergemeinde in Sarepta an der Wolga gewesen war, gesammelt hatte. Auch an dieser streng wissenschaftlichen Angelegenheit hatten die Manen Goethes ihren Anteil. Denn dieser war es gewesen, der im Februar 1831 dem Doktor Stickel den Abdruck eines in seinem Besitze befindlichen mohammedanischen Siegelsteines, mit der Bitte um Erklärung der Aufschrift, übersandt hatte. Es hatte sich hieran eine kleine Korrespondenz geknüpft, und diese war für den strebsamen

Digitized by Google

jungen Gelehrten, dessen Geist das Geheimnisvolle und Schwerlösbare ganz besonders anzog, die erste Anregung zur Entzifferung morgenländischer Inschriften und Münzen geworden. Die großherzoglichen Herrschaften, Großherzog Karl Friedrich und seine edle Gemahlin Marie Paulowna, sowie Karl Alexander, Großherzogin Sophie und Erbgroßherzog Karl August, haben dann mit fürstlicher Liberalität dieses Museum, besonders durch Zukauf der zwanzigtausend orientalische Münzen umfassenden Soretschen Sammlung derart bereichert, daß heute die kleine Universitätsstadt Jena ein morgenländisches Münzkabinet besitzt, welches sich mit den vier reichhaltigsten europäischen Sammlungen gleicher Art messen kann. Für Professor Stickel eröffnete sich begreiflicherweise hiedurch auf einem dem Laienverstande der Menge ganz und gar entrückten Gebiete ein wahrhaft unabsehbares Feld reichster Thätigkeit, welche den Namen des Gelehrten als eines unserer ausgezeichnetsten Numismatiker begründete und ihm unter anderem die Ehrenmitgliedschaft der deutschen morgenländischen Gesellschaft eintrug. Von der Schaffensfreude seiner Forschung gibt neben zahlreichen in der Zeitschrift der genannten Gesellschaft veröffentlichten Abhandlungen sein „Handbuch zur morgenländischen Münzkunde" (1845, 2. Auflage 1870) Zeugnis.

Auch auf anderen Gebieten seines ebenso umfangreichen wie gründlichen Wissens hatte sich Professor Stickel Lorbeeren errungen. Den Wunsch, die Ausarbeitung eines eigentümlichen semitischen etymologischen Systems, von dem er in den Vorlesungen seinen Schülern gern Proben mitzuteilen pflegte, zur Lebensaufgabe zu machen, hatte er sich freilich versagen müssen, da ihn andere Stoffe, andere Studien davon abzogen. Auf dem ihm als Theologen wie Orientalisten gleich naheliegenden Gebiete der alttestamentlichen Bibelforschung hat er zwei der schwierigsten Schriften, das Buch Hiob (im Jahre 1842) und das Hohe Lied (1888), bearbeitet. Den epochemachenden Entdeckungen unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der Aegyptologie, Assyriologie, der Sanskrit- und Pehlewiforschung, wie dem neuesten Umschwung der alttestamentlichen Quellenkritik folgte er aufmerksam und nahm an, was ihm probehaltig erschien, blieb aber, wie er sagt, dem sich auf diesem Gebiete verbreitenden Hyperkritizismus und Subjektivismus abhold, wobei ihn neben der Achtung vor der Weisheit unserer Vorfahren das Wort Goethes leitete, „daß jeder verständige Mann nur einem mäßigen Fortschritt huldigen müsse."

Eine wertvolle Spezialuntersuchung veröffentlichte Gustav Stickel in einem im Jahre 1860 erschienenen Programm über die Erklärung der Inschrift der Diana von Ephesus aus dem Semitischen. Zwei Jahre vorher hatte er in einem zu dem dreihundertjährigen Jubelfeste seiner lieben Jenaer Universität dargebrachten Buche „Das Etruskische als semitische Sprache" eines der dunkelsten Sprachrätsel zu lösen versucht. Dieses Werk erregte vielfachen Widerspruch, und der greise Gelehrte nimmt keinen Anstand zu bekennen, daß er „im ersten Anlauf nicht gehörig die Uebergangszeit mit in Betracht gezogen habe, in welcher sich das Altetruskische in eine italische Sprache umwandelte, aus welcher wahrscheinlich längeren Zeit viele Denkmäler stammen", daher manches von ihm verfehlt sein möge. Andererseits hält er auch heute noch an der Ansicht fest, daß man nicht dahin gelangen werde, einen zusammenhängenden etruskischen Text zu übersetzen, wenn nicht die verschiedene Geltung eines oder einiger Buchstaben anerkannt werde, welche die semitische Deutung außer Zweifel stellt.

Wir vermögen nicht, dem gelehrten Manne in die tieferen Geheimnisse dieser entlegenen Wissensgebiete zu folgen, und werden es daher vorziehen, lieber den rastlosen Forscher für einige Augenblicke auf einer Reise zu begleiten, die er im Jahre 1860 nach dem herrlichen Kunstlande Italien antrat. Auch hier galt es ihm vor allem, im Lande der alten Tusker mit deutscher Gründlichkeit zu durchstöbern, was an Gräbern, Monumenten, Sarkophagen, Inschriften und Reliquien jeglicher Art in Museen oder Privatsammlungen vorhanden war. Auf welcher hohen Kulturstufe dieses geheimnisvolle Volk gestanden, fand er am meisten zu bewundern Gelegenheit, als er, mit besonderer Erlaubnis der päpstlichen Behörde, auch in den sonst nicht für das Publikum bestimmten Stunden die kostbaren Vasen und Bronzen der im Museo Etrusco Gregoriano aufgestellten Sammlung, insbesondere aber die im neunten Zimmer befindlichen Goldarbeiten seiner Tusker durchmustern konnte.

Digitized by Google

Auch die Mußestunden boten dem älteren Forscher viel köstliche Anregung, wie sie einst der junge Gelehrte in den geistreichen Salons der Pariser Gesellschaft von 1830 gefunden hatte. Stickel verkehrte in Rom mit seinem Schulkameraden Fr. Preller, dessen herrliche Zeichnungen die Tage des Odysseus wieder haben erstehen lassen; in dem Palazzo des Herzogs von Sermoneta lernte er die heitere Geselligkeit und Gastlichkeit der italienischen Principi kennen, ja, er kam sogar mit dem Kardinal Antonelli in Berührung. Ueber diese Begegnung des Theologieprofessors einer der protestantischsten Universitäten Deutschlands mit dem Staatssekretär Pio Nonos hat Stickel selber folgendes aufgezeichnet: „Im päpstlichen Münzkabinet hatte ich dem Direktor Tessieri, einem freundlichen Männchen, einige orientalische Goldmünzen erklärt; er hatte dem Kardinal davon erzählt, und dieser wollte mich in seiner Wohnung, der obersten Etage über den Gemächern des Papstes, empfangen. Ich passirte einen Hof, den ein Gendarm bewachte, stieg in der hochgewölbten, weißmarmornen Treppenhalle mit Goldstäben hinauf, vorüber an einem Schweizergardisten, vor dem Portale zum Papste, unaufgehalten, ja ungefragt, durchschritt oben einen großen Saal und saß nicht gar lange darauf in einem engen Kabinette auf dem Sofa neben dem mächtigsten Manne der Kurie. Mit seiner weltmännisch diplomatischen und italienischen Gewandtheit führte er eine etwa halbstündige Unterhaltung wie mit einem alten trauten Bekannten über die weimarischen Herrschaften und meine Studien, zu denen er jede Förderung anbot. Dabei fixirten mich, sobald ich von ihm wegblickte, seine großen, braunen, faszinirenden Augen, als ob sie mein Innerstes durchbohren wollten." Auch mit dem gelehrten Jesuitenpater Tarquini, seinem Konkurrenten auf dem Gebiete altetruscischer Forschung, hatte der protestantische Professor eine höchst interessante, in lateinischer Sprache geführte Unterredung. Aber auch ihm ging es wie so manchem, den es mit unnennbarer Sehnsucht nach dem sonnigen Italien zog und den, als er endlich da war, die Pflicht der Stellung zwang, von dem herrlichen Vatikan mit seinen unermeßlichen Schätzen, vom Kapitol mit dem majestätischen Forum, dem Palatin mit den prächtigen Trümmern der Kaiserpaläste und dem Janiculum mit seinem Wunderblicke über die ewige Roma einen, ach! viel zu frühen Abschied zu nehmen. Auch der Herausgeber dieser biographischen Skizze weiß davon ein trübes Lied zu singen und um so wärmer mit dem alten Professor zu fühlen, der den großen Goethe um seinen langen Aufenthalt in Italien beneidete, als er selber von seinen Tuskern vorzeitig scheiden mußte.

„O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing!"

sang der Dichter des „Tasso" und der „Iphigenie"; aber den Professor Stickel zog doch auch das ihm allzeit liebe Docentenamt wieder nach dem freundlichen Jena. Hier war er, nach neunzehnjähriger Thätigkeit und nachdem er eine von auswärts an ihn ergangene rühmliche Berufung ausgeschlagen, zum ordentlichen Professor der morgenländischen Sprachen befördert worden und im Jahre 1848 in die philosophische Fakultät übergetreten. An akademischen oder anderen mit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in Beziehung stehenden Würden sind ihm unter anderem eine zweimalige Führung des Proreltorats der Universität, mehrerer Dekanate, ein neunjähriges Präsidium der Oberlehrerprüfungskommission und das Amt eines Direktors des von ihm begründeten orientalischen Münzkabinets zu teil geworden.

So rollten die Jahre dahin in ruhiger Arbeit, die noch durch einen ausgebreiteten, mit zahlreichen Gelehrten aller Länder geführten Briefwechsel vermehrt wurde. Noch im hohen Alter wurde Professor Stickel dazu ausersehen, an dem internationalen Orientalistenkongreß in St. Petersburg im Jahre 1876 teilzunehmen. So zog er denn, der Paris und Rom gesehen, in die Stadt an der Newa. Dem mächtigen Kaiserreiche entsprechend war die äußere Ausstattung des Kongresses. Bei der Eröffnungsfeier starrten die glänzenden Uniformen der höchsten Staatsbeamten, Generale und Gesandten von Orden, Sternen und Brillanten. Die mohammedanischen und buddhistischen Fürsten aus Sibirien und dem asiatischen Rußland bis an die chinesische Grenze waren anwesend; auch der Gesandte der Türkei, mit welcher der blutige Krieg von 1877 bevorstand, war gegenwärtig. Der türkische Gesandte und der General Ignatiew, wie auch der Kaiser von Brasilien saßen in der Nähe des

Digitized by Google

deutschen Professors. Dieser erfuhr eine besondere Ehrung, indem er für die wissenschaftlichen Verhandlungen zum Vizepräsidenten der archäologischen und numismatischen Sektion erwählt wurde. Auch an der mit dem Kongresse verbundenen Ausstellung beteiligte sich Professor Stickel durch einen von ihm konstruirten, als recht zweckmäßig befundenen Apparat zur Aufbewahrung und Schaustellung von Münzen.

Aus dem Trubel der glänzenden Festlichkeiten zu Lande und auf der Newa, den Kaisertafeln, Schlösserbesichtigungen und Parkfahrten, kehrte der Gelehrte gerne wieder in das stille Saalethal und sein liebliches Jena zurück. Auch dort hat es ihm an Ehren und Auszeichnungen nicht gefehlt. Mit ungewöhnlichem Glanze wurde das fünfzigjährige Jubiläum des verehrten Lehrers von den Kollegen und der Studentenschaft gefeiert; hohe Orden und Ehrenzeichen schmücken die Brust des alten Herrn, und die Zuneigung seiner Fürsten verleugnete sich auch nicht, als Geheimerat Stickel das schöne Familienfest der goldenen Hochzeit feiern konnte. An diesem Tage verehrten ihm die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen und die koburg-gothaischen Herrschaften zwei besonders werte Geschenke, ein kostbares Silberservice und eine Prachtbibel.

Noch einmal ging Geheimerat Stickels Name durch alle Blätter, alle Zeitungen. Es war im Jahre 1892, als er bei der Anwesenheit des Fürsten Bismarck in Jena eine Ansprache hielt, in der er, der Senior der alten Universitätsstadt, darauf hinweisen konnte, daß er in seiner Jugend noch den ersten Napoleon gesehen hatte. In der That: Napoleon, Goethe und Bismarck im Spiegel *eines* Lebensbildes, wie wunderbar!

Zum Schlusse noch — last not least — ein Wort über den Charakter und die Lehrthätigkeit unseres alten Geheimerates. Sein Wesen hat einer, der ihn kennt, als „schlicht, rein und charaktervoll" bezeichnet. Sein Leben lang ist er treu seinen Ueberzeugungen, treu seinen Freunden, treu allen denen gewesen, die ihm wohlthätig waren. Für die Unterstützungen, die er einst selber empfangen, hat er ein Stipendium für Studenten gestiftet. Und seinen Studenten hat er in erster Linie die Jahre seines langen Lebens gewidmet. „Alle Zeit," schreibt er, „galt mir das Docieren als die erste Aufgabe eines akademischen Professors, Schriftstellerei als die zweite. Die Stunden auf dem Katheder vor gefüllten Auditorien waren die glücklichsten meines Lebens." Ein schönes Wort, welches mancher Universitätsdocent, der einseitig nach den schriftstellerischen Lorbeeren seiner Spezialforschung strebt und die edle Aufgabe des akademischen Lehramts dagegen zurückstellt, beherzigen dürfte.

Werfen wir einen Gesamtblick auf dieses lange und reiche Leben, so werden wir, zumal wenn auch die physische Seite in Rechnung gezogen wird — ein von Jugend an gesunder Körper und ein einfaches, geordnetes Leben in glücklichem Familienkreise haben es Professor Stickel ermöglicht, über sechzig Jahre, fast ohne die geringste Unterbrechung, seine Vorlesungen zu halten und trotz seiner intensiven Beschäftigung mit seinen Schriftzügen und verwischten Münzlegenden noch in seinem neunundachtzigsten Lebensjahre ohne Brille zu lesen — wir werden, sage ich, ihm beistimmen dürfen, der selber sein Leben als das Normalleben eines deutschen Professors in einer kleinen Universitätsstadt bezeichnet hat. Als das „Normalleben" in dem Sinne, daß man diesem Begriffe den Beigeschmack des Gewöhnlichen nimmt, aber gleichzeitig betont, daß der wahre Normalmensch stets von einer edlen *σωφροσύνη* geleitet werden soll und auch in guten und nutzbringenden Beschäftigungen das *μηδὲν ἄγαν* des Philosophen nicht außer acht läßt.

Nach dem Tode des letzten Freiheitskämpfers unter den deutschen Professoren, des würdigen, alten Geheimerats Neumann in Königsberg, ist Gustav Stickel der Nestor unserer Hochschulen. Noch immer wandert dieser Veteran des akademischen Lehramts Tag für Tag in den Hörsaal, um seine Vorlesung zu halten. Bei der großen körperlichen Rüstigkeit und der ungewöhnlichen Geistesfrische, die der alte Herr besitzt, dürfen wir mit einigem Mute die Hoffnung aussprechen, ihm, wenn ein neues Jahrhundert über der Welt aufgegangen sein wird, — so Gott will — zu seinem hundertsten Geburtstage Glück wünschen zu können.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Revue.

Ursprung und Heimat des Urmenschen. — Urgeschichte des Menschen. — Vorlesungen über elementare Biologie. — Ehrenberg. — Studien im Hochgebirge. — Tyndall, neue Fragmente. — Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. — Das Licht. — Strahlende Materie. — Herstellung der Glühlampen. — Wüllners Experimentalphysik. — Grundzüge der mathematischen Chemie. — Argon und Helium. — Meyer, Geschichte der Chemie. — Roscoe-Classen, Kurzes Lehrbuch der Chemie. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Littrow, Wunder des Himmels. — Planetographie von Lohse. — Neuere Planetenforschung. — Das Wetter. — Quellenkunde. — Die natürlichen Veränderungen Helgolands. — Der Vogelflug. — Unsere einheimischen Stubenvögel. — Die Fische Süddeutschlands. — Marshall, Plaudereien und Vorträge. — Vergleichende Pflanzenphysiologie. — Orchidaceen Deutschlands. — Praktische Pilzkunde für Schule und Haus.

Der Ursprung und die Entwicklung seines Geschlechtes hat den Menschen stets auf das intensivste beschäftigt; die Mythologie der meisten Völker würde ihres Hauptinhaltes verlustig gehen, wenn dem nicht so wäre. Im Gegensatz zu diesen Mythen, welche unsern Ahnherrn in irgend einer wunderbaren Weise geschaffen sein lassen, weist die Wissenschaft nach, daß seine Entstehung jedes Wunders entbehrt, daß der Mensch durchaus nicht auf einmal zu dem gemacht wurde, was er jetzt ist, daß er sich vielmehr mit heißem Bemühen, umdräut von allen Seiten von Gefahren, seine Herrschaft über die Erde, seine ursprüngliche Tiernatur durch eigene Arbeit immer mehr vervollkommnend, erringen mußte. Bei seiner Hilflosigkeit, seinem gänzlichen Mangel eines gegen Wechsel und Unbill der Witterung schützenden Felles war man geneigt, ihn irgendwo in den Tropen entstanden sein zu lassen, und Darwin bezeichnete das äquatoriale Afrika als die Gegenden unserer Erde, wo er sich entwickelt haben möchte. Dazu müßten freilich Veränderungen in den Verhältnissen seines Heimatlandes angenommen werden, welche dort nicht stattgehabt haben dürften. Finden wir doch dort den Chimpanse und Gorilla, die ihre Tiernatur behielten, die nichts zum Emporarbeiten aus derselben zwang. Den nämlichen Einwand würde man zu erheben haben, wenn man die Heimat des Menschen nach Südasien in die Wälder, welche den Orang-Utang und die Gibbons beherbergen, verlegen wollte.

Demgegenüber hebt nun Moriz Wagner hervor, daß nicht in diesen tropischen Regionen, welche Jahrmillionen hindurch keine Aenderungen zeigten, wohl aber im Norden derselben, in den Gegenden, welche die Eiszeit über sich hereinbrechen sahen, die Heimat des Menschengeschlechts zu suchen sein dürfte. Diese lieferten die neuen Bedingungen, welche geänderte Lebensgewohnheiten unabweislich machten, aber sie hatten auch die Erzeugerin alles Fortschrittes, die herbe Not des Lebens, im Gefolge, vor der keine Flucht möglich war. Die weitere Ausführung der von Wagner nur hingeworfenen Idee dieser neuen Wirkung der Eiszeit bildet den Gegenstand einer sehr lesenswerten Schrift von Josef Müller.[1] Aus geologischen Funden wissen wir, daß vor Beginn der Eiszeit ein anthropoider Affe im nördlichen Europa lebte. Als nun das Klima langsam kälter und kälter wurde, war es ihm unmöglich, nach Süden zu entweichen, weil eine aus Gebirgen und dazwischen liegenden Meeren bestehende Schranke — Alpen, Kaukasus, Himalaya — ihm das Entweichen unmöglich machte. Er wurde gezwungen, sich von den Bäumen auf die Felsen zurückzuziehen, von der Fruchtnahrung zur Fleischnahrung überzugehen. Dort fand er Sicherheit gegen Raubtiere und Steine, die er sich gewöhnte, als Geschosse zu benützen, um die auf den Alpenweiden in der Nähe seiner Schlupfwinkel weidenden Herdentiere zu erbeuten, die nunmehr seine Nahrung ausmachten. Vielleicht auch, daß die Gletschermoränen ihn mit den nötigen Steinen versorgten! Bei seinem Mangel an Bewegungsfähigkeit, deren Besitz den

[1] Müller, Ueber Ursprung und Heimat des Urmenschen. Stuttgart, Ferd. Ente, 1894.

Digitized by Google

in ähnlichen Verhältnissen lebenden Pavian zu dem entsprechenden Fortschritt nicht nötigte, war die Erlernung dieser einfachen Kunst die Bedingung seines Fortbestehens. Wie dieser prähistorische Mensch die Jagd erlernt haben, wie er alsdann zum aufrechten Gange gekommen sein kann, da so die vorderen Extremitäten unnötig wurden und dauernd für andere Zwecke in Anspruch genommen werden konnten, das muß der Leser an Ort und Stelle nachsehen.

Mit der Gewinnung des ersten Werkzeuges war der wichtigste Schritt zur Menschwerdung gethan, und wenn es auch noch Jahrtausende gedauert haben mag, so mußte nun mit Naturnotwendigkeit der Mensch darauf kommen, seine Werkzeuge sich für seine Zwecke passend zu machen, nicht nur geeignete Steine auszusuchen, sondern auch solche durch Absprengen hinderlicher Stücke herzurichten. Die Ergebnisse seiner zunehmenden Kunstfertigkeit sind uns im Schoße der Erde aufbewahrt, so daß wir uns ein ziemlich zutreffendes Bild von seinen Fortschritten machen können, wenn es natürlich auch nicht möglich ist, sie nach Jahreszahlen zu begrenzen. Dieses Fortschreiten stellt uns die mit großem Fleiß, wenn auch hier und da etwas gar zu weitläufig geschriebene Urgeschichte des Menschen von Hoernes[1]) dar, die mit einer Fülle guter Abbildungen versehen die Entwicklung des Menschengeschlechtes in der alten Welt uns vor Augen führt, während Amerika nur gelegentlich erwähnt wird. So sehen wir den Menschen von dem Gebrauch der Steine, namentlich Feuersteine, zu dem der Bronze und endlich des Eisens übergehen, die Schwierigkeit der Feststellung der Zeitpunkte, wann dies vor sich ging, liegt aber darin, daß es natürlich nicht überall zu der nämlichen Zeit geschah. Hoernes' Buch stellt dann die einzelnen Kulturen nach den aufgefundenen Resten dar, es beschreibt die vorderasiatischen Kulturen, die von Troja (?), Mykenä, Olympia, Hallstadt, La Tène und so weiter, eingehend, und indem es die wohl interessanten, aber für die Sache selbst unwichtigen Einzelheiten der Ausgrabung unberücksichtigt läßt, dafür aber die Funde in den an der unteren Donau gelegenen Ländern mehr wie sonst in das Bereich der Untersuchung zieht, gibt es ein knappes, aber höchst interessantes und, soweit dies zur Zeit möglich ist, vollständiges Bild der Entwicklung der europäischen Völker. Daß die Frage nach der Herkunft der Arier aufgeworfen und zu lösen versucht wird, versteht sich von selbst, Verfasser bleibt einstweilen bei ihrer Herkunft aus Asien stehen.

Haben es nun diese Schilderungen mit dem Endglied der organischen Wesen zu thun, so geht Parker in seinen Vorlesungen über elementare Biologie[2]) auf das Anfangsglied derselben ein, auf die Betrachtung der niedrigsten Organismen, von denen die Entwicklung jener Wesen anhub. Schon bei den einfachsten Geschöpfen begegnen wir solchen, die entschieden Tiere, anderen, die Pflanzen zu nennen sind, jene Organismen von bestimmter, unveränderlicher Form, die feste, eiweißhaltige Nahrung aufnehmen, ein Exkretionsorgan haben und selbständiger Bewegung fähig sind, diese solche von wechselnder Form, von Cellulose umgeben, sich von wässerigen Lösungen nährend, ohne Ausscheidungsorgan und in der Regel ohne die Fähigkeit der Ortsveränderung. Da es nun aber auch Formen gibt, wie die berüchtigten Schleimpilze, welche Zwischenstellungen einnehmen, so schlug Häckel vor, eine besondere Abteilung der Protisten anzunehmen, von denen einerseits die Tiere, andererseits die Pflanzen abzweigen. Wie gering sind doch die Unterschiede jener niedrigst stehenden Formen und wie gänzlich verschieden sind die Endglieder der Reihen! In meisterhafter Weise führt Parker dem Leser die sie verbindende Entwicklung vor Augen, indem er an der Betrachtung einzelner typischen Vertreter die wichtigsten Thatsachen der Morphologie und Physiologie erklärt.

Bis in unser Jahrhundert hinein glaubte man, daß diese kleinsten Lebewesen von selbst entständen. Es war Ehrenberg, der zuerst den Nachweis führte, daß dies nicht der Fall

[1]) Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben. 13 Mark 50 Pfennig.
[2]) Parker, Vorlesungen über elementare Biologie. Deutsch von R. von Hanstein. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 8 Mark.

Digitized by Google

sei, daß sie ebenso, wie die höher organisirten aus Keimen, Eiern oder Sporen sich entwickelten. Das Leben dieses bis jetzt keineswegs nach Verdienst gewürdigten Forschers schildert unter Beigabe seines Porträts ein naher Verwandter, Max Lauc,[1]) und die Lektüre des von ihm verfaßten Werkes ist dem Leser um so mehr zu empfehlen, als es die interessantesten, an Abenteuern reichen Reisebeschreibungen enthält. Hat doch der spätere Berliner Professor noch vor Rüppel Aegypten und Abyssinien bereist, diesem dort vielfach erst die Wege geebnet, begleitete er doch mit Rose Alexander von Humboldt nach Sibirien! Und wie wohlthätig berührt die Uneigennützigkeit und strenge Wahrhaftigkeit seines Charakters in unserer Zeit, die vielfach nicht mehr zu wissen scheint, ob solche Eigenschaften Tugenden zu nennen sind. Ehrenbergs Entdeckungen im Reiche der Infusorien sind in jedermanns Mund, aus diesem Buche aber ergibt sich, daß er viel mehr geleistet hat und daß wir allen Grund haben, auf diesen Landsmann stolz zu sein.

Als er reiste, fehlten noch alle die Erleichterungen, die das Reisen jetzt mühelos machen. Thatenlustige Männer befriedigt deshalb das allzu Bequeme nicht mehr, sie suchen zu überwindende Schwierigkeiten auf, indem sie bis dahin unersteigbar erachtete Alpengipfel der Erde „in Angriff nehmen und besiegen". Daß in der That das Wandern im Hochgebirge eine Kunst und eine unter Umständen überaus gefährliche Kunst ist, tritt einem recht vor Augen, wenn man die Schilderungen der Fahrten des bekannten Reisenden Paul Güßfeldt[2]) in den Alpen, namentlich in der Montblancgruppe derselben oder die betreffenden Abschnitte der neuen Folge der Fragmente von Tyndall[3]) liest. Der Montblanc hat gerade jetzt durch das auf ihm errichtete Observatorium an Interesse gewonnen, die Schilderungen Güßfeldts erregen ein solches für sich im höchsten Grade. Treffliche Photographien schildern die Scenerien, Diagramme und eine Karte die Pfade der Fahrten, und man muß das Buch gelesen haben, um zu glauben, wie fesselnd die nicht gerade gewöhnlichen, aber doch auch von anderen schon beschriebenen Wanderungen im Gebirge geschildert sind.

Das nämliche läßt sich von den Fragmenten sagen, deren zweite Folge, die nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, vorliegt. Ueber seinen Aufenthalt in den Alpen behandelt das äußerst anregende Buch soziale, sowie zur Physik und zur Hygiene gehörige Fragen. Ohne jegliches Haschen nach irgend welchen Effekten trägt der englische Gelehrte vor, was er zu sagen hat, und erzielt durch die strenge Logik der überaus klaren Darstellung, die die schwierigsten Probleme scheinbar mühelos löst, die sicherste Wirkung. Aber diese Vorzüge der Schreibweise Tyndalls sind ja genugsam aus seinen Werken über die Wärme[4]) und das Licht[5]) bekannt, von denen das erste nunmehr in achter, das zweite in zweiter Auflage vorliegt. Jenes verdankt seine Entstehung Vorträgen vor der Royal Institution in London, dieses einem Besuche Amerikas, wohin man ihn zu dem gleichen Zwecke geladen hatte. Er hätte durch den Ertrag dieser Reise, bemerkt er gelegentlich, Millionär werden können; er verzichtete auf eine solche Einnahme zu Gunsten junger Amerikaner, welche in Deutschland studiren wollen. Ueber so berühmte Werke Empfehlendes zu sagen, wäre zwecklos, und man wird ihrem Verfasser manche geschichtliche Unrichtigkeit verzeihen um der Berichtigungen so mancher geschichtlichen Irrtümer willen. Man weiß ja, daß namentlich er die Priorität Robert Mayers in der Aufstellung des Prinzips der Erhaltung der

[1]) Lauc, Christian Gottfried Ehrenberg. Berlin, J. Springer. 5 Mark.

[2]) Güßfeldt, Studien im Hochgebirge mit 8 Illustrationen, 1 Karte und 3 Diagrammen. Berlin, Gebrüder Paetel. 12 Mark.

[3]) Tyndall, Fragmente. Neue Folge. Uebersetzt von A. v. Helmholtz und E. du Bois-Reymond. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 7 Mark.

[4]) Tyndall, Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Deutsch von A. v. Helmholtz und Gl. Wiedemann. Nach der 8. Auflage des Originals. 4. Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 12 Mark.

[5]) Tyndall, Das Licht. Deutsch von Gl. Wiedemann. Mit Porträt von Thomas Young. 2. Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 6 Mark.

Digitized by Google

Energie zur Geltung gebracht hat, in einem Nachtrag zur sechsten Auflage aus unveröffentlichten Schriften Carnots zeigte, daß auch dieser bereits die nämliche Idee gefaßt hatte.

So wenig Beachtung zur Zeit ihres Erscheinens die Arbeiten Mayers fanden, so groß war das Aufsehen, was bei ihrer Veröffentlichung die Versuche von Crookes[1]) über strahlende Materie oder den vierten Aggregatzustand machten. Der englische Forscher ist längst von Annahme einer solchen Materie zu Gunsten der eines bis auf wenige Moleküle verdünnten Gases zurückgekommen. Trotzdem ist es begreiflich, daß seine Arbeit von neuem aufgelegt wird, da sie die Beschreibung ebenso wichtiger wie glänzender Erscheinungen enthält, die jetzt freilich, da die dazu nötigen Apparate fertig zu kaufen sind, ohne Mühe hervorgerufen werden können.

Auf der Kunst, Glasglocken mit fast luftleerem innerem Raume herzustellen, beruhen zum Teil die von dem in Amerika lebenden Deutschen Heinrich Göbel erfundenen elektrischen Glühlampen. Ueber deren Anfertigung war, obwohl sie jetzt zu Tausenden hergestellt werden, in weiteren Kreisen wenig bekannt, wurde doch vieles von den Fabriken als Geheimnis betrachtet! Unter solchen Umständen ist auf die kleine Schrift von Krüger,[2]) die Herstellung der elektrischen Glühlampen, aufmerksam zu machen, die in faßlicher und umfassender Weise darüber unterrichtet, auch eine Menge nützlicher Winke für die Konsumenten enthält.

Den rapiden Fortschritt der experimentirenden Naturwissenschaften führt nichts besser vor Augen als die Vergleichung verschiedener Auflagen der größeren Lehrbücher. Dazu bietet gegenwärtig der erste Band der fünften Auflage des rühmlichst bekannten Lehrbuches der Experimentalphysik von Wüllner[3]) Gelegenheit. Er hat die vielen Errungenschaften der physikalischen Chemie berücksichtigen müssen, der Fortsetzung des Werkes aber steht eine noch größere Umwälzung bevor, indem die Lehre vom Licht, als eines besonderen Falles der Elektrizität den vierten (Schluß)-Band des ganzen Werkes bilden soll. Namentlich bei einer Wissenschaft wie die physikalische Chemie, die erst in neuester Zeit eine selbständige Behandlung erfahren hat, ist eine zusammenhängende Darstellung äußerst wünschenswert. Eine solche geben Helms[4]) Grundzüge der mathematischen Chemie, indem sie die Ergebnisse der neueren Forschung auf dem Gebiet der allgemeinen Chemie nach deduktiver Methode darstellen. So klärt das Werk, allerdings nur den, welcher die nötigen mathematischen Vorkenntnisse besitzt, in der wünschenswertesten Weise über die neueren chemischen Lehren auf.

Die Entdeckung eines neuen Elementes pflegen die Chemiker im allgemeinen mit großer Ruhe aufzunehmen. Das war aber anders bei dem neuesten Vorgang dieser Art, indem Lord Rayleigh und Ramsay[5]) durch mühsame Versuche nachwiesen, daß unsere Atmosphäre neben dem Sauerstoff und Stickstoff ein drittes Gas enthielt, welches sie, da es sich mit keinem der anderen Elemente zu verbinden schien, das Unwirksame, das Argon (aus ἀν ohne und ἔργον das Werk zusammengezogen) nannten. Bald darauf wies freilich Berthelot[6]) nach, daß es sich mit Benzin mittelst elektrischer Entladungen verbinden läßt, und der Umstand, daß sein Atomgewicht es nicht gut in die Reihe der Elemente einordnen ließ, klärte sich in ganz unerwarteter Weise dahin auf, daß es mit einem dritten Gase noch gemischt ist, welches bis jetzt nur als in der Sonnenatmosphäre vorkommend bekannt war, dem so lange auf Erden vergeblich gesuchten Helium. Es versteht sich von selbst, daß beide Gase nur mit Hilfe der Untersuchung ihrer Spektren bestimmt werden konnten, indem sie eine hindurchgehende elektrische Entladung zum Glühen brachte. Da ihre Spektren aber

[1]) Crookes, Strahlende Materie. Deutsch von Gretschel. Leipzig, Quandt und Händel.

[2]) Krüger, Die Herstellung der elektrischen Glühlampen. Leipzig, O. Leiner. 3 Mark.

[3]) Wüllner, Lehrbuch der Experimentalphysik. 1. Band. 5. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 12 Mark.

[4]) Helm, Grundzüge der mathematischen Chemie. Leipzig. W. Engelmann. 3 Mark.

[5]) Nature. 1895. Vol. 51. S. 348; Chemiker-Zeitung, Jahrgang 1895. 19. S. 213.

[6]) Comptes rendus. 1895. T. 120. S. 581.

Digitized by Google

von Crookes, wohl dem geübtesten Forscher auf diesem Felde, ausgemessen sind, so darf man in deren Richtigkeit keinen Zweifel setzen, und wir können weiterer interessanten Aufschlüsse gewärtig sein.

Es ist der Bemerkung wert, daß diese Entdeckung ein Versuchsresultat, welches Cavendish[1]) vor mehr wie hundert Jahren erhielt und das bis dahin unverständlich geblieben war, dahin aufklärte, daß der Entdecker des Wasserstoffs bereits das Argon, ohne es zu wissen, erhalten hatte, und so kann auch der Forscher der Jetztzeit der Geschichte seiner Wissenschaft durchaus nicht entbehren. Wir versäumen deshalb nicht auf die sehr vermehrte zweite Auflage der Geschichte der Chemie von E. von Meyer[2]) hinzuweisen, welche, indem sie ihren Gegenstand bis zur Jetztzeit fortführt, auch sehr geeignet ist, den angehenden Forscher in die Chemie einzuführen. Dieses Zweckes wegen muß man es dem trefflichen Werke zu gute halten, daß es in der Schilderung der neueren Arbeiten oft nur registrirend verfährt und so die Möglichkeit zu eigenem eindringendem Studium gibt. Der weiter Fortgeschrittene halte sich an das kurze Lehrbuch der Chemie, welches früher Roscoe mit Schorlemmer und nunmehr nach des letzteren Tode mit Classen[3]) in zehnter Auflage hat erscheinen lassen. Wer das Buch einmal benützt hat, greift immer wieder darauf zurück, in gleicher Weise durch die einfache Klarheit der Darstellung als die verhältnismäßige Vollständigkeit gewonnen. Eingehendere Untersuchungen bedürfen allerdings eines Werkes, das alles Vorhandene umfaßt, und ein solches besitzen wir, wie der Leser weiß, in der Encyklopädie der Naturwissenschaften.[4]) Die sechsunddreißigste bis neununddreißigste Lieferung des Handwörterbuches der Chemie behandeln die Weinsäure, das schon Basilius Valentinus bekannte Wismut und seine Gewinnung, das 1781 von Scheele entdeckte Wolfram oder Scheel, welches 1783 durch die Gebrüder d'Elhujar zuerst dargestellt wurde, die im Steinkohlenteeröl vorkommenden Xylole, das Ytterbium und das seltsame Yttrium, die beide ihren Namen vom Ytterby Steinbruch in Schweden herleiten, und welches letztere Crookes als aus fünf oder acht Elementen bestehend ansieht, die Zinnmetverbindungen, das Zink, das Zinn, das Zirkonium, dessen Namen auf eine von Werner herrührende Umänderung des Jargon de Ceylon zurückzuführen ist, und den Zucker, welcher Artikel die Uebersicht über die Kohlehydrate ergänzt. Vom Handbuch der Physik beendet die vierundzwanzigste Lieferung den dritten Band der zweiten Abteilung, indem sie die elektrische Induktion und deren Anwendungen, das absolute Maßsystem, die Pyro- und Piezoelektrizität und die Theorien über das Wesen der Elektrizität bringt. Das nunmehr als letzter Teil des Riesenwerkes erscheinende Handwörterbuch der Astronomie beginnt Herz mit der Einleitung in die Astronomie, welche die ersten Anfänge der Beobachtung, die Zeiteinteilung und die Arbeiten früherer Epochen über die Bewegung der Erde, des Mondes und der Planeten darstellt.

Ist dies neue astronomische Werk nur für den Fachmann bestimmt, so weiß der Leser, daß es gerade in diesem Fach auch an gemeinverständlichen Werken nicht fehlt. Das älteste der jetzt noch benützbaren ist Littrows Wunder des Himmels,[5]) die nun in achter Auflage, von E. Weiß besorgt, in Lieferungen erscheinen; die elf ersten von denselben liegen vor. Bedenkt man, daß die erste Auflage des Werkes aus dem Jahre 1834 stammt, so muß man staunen, wie viel von ihm hat erhalten werden können. Es geht auf die mathematischen Anschauungen nur so weit ein, daß jeder folgen kann, und indem nun die früher einen breiten Raum einnehmenden unnötigen Erörterungen weggelassen wurden, ist es möglich gewesen, die Entdeckungen in der Sternenwelt — und es sind viele und umwälzende — die seitdem gemacht wurden, aufzunehmen und entsprechend zu verarbeiten. Die Einleitung,

[1]) Elektrotechnische Zeitschrift 1894. Jahrgang 1. S. 77.

[2]) von Meyer, Geschichte der Chemie, 2. Auflage, Leipzig, Veit und Comp. 10 Mark.

[3]) Roscoe und Classen, Kurzes Lehrbuch der Chemie. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 7 Mark 50 Pfennig.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

[5]) Littrows Wunder des Himmels. 8. Auflage. Neu bearbeitet von E. Weiß. Berlin. F. Dümmler.

Digitized by Google

die theoretischen Abschnitte und der Anfang der beschreibenden bilden den bis jetzt vorliegenden Inhalt, den trefflich ausgeführte Tafeln der Protuberanzen, getreue Nachbildungen von Photographien der Monde, eines Teiles des Fixsternhimmels und des Andromedanebels anschaulich machen. Ueber die Planeten gibt die Planetographie von Lohse[1]) Auskunft, die nicht nur über diese Himmelskörper berichtet, sondern auch namentlich zeigt, wie die Beobachtungen gemacht werden, welche uns mit ihnen bekannt machen. Namentlich über die Monde wird manches Neue mitgeteilt, so die regelmäßige Gestaltänderung der Monde des Jupiters, die Pickering in Arequipa in 2457 Meter Höhe über dem Meere ihre Rotationsdauer feststellen ließ, während ihre geringe Dichtigkeit ihn auf den sonderbaren Gedanken brachte, sie sowohl wie der Saturnring möchten aus zusammengeballter Meteormasse bestehen.

Auch einige andere Arbeiten liegen über die Planeten vor. Vogel[2]) hat ihre Spektren von neuem untersucht und sie mit dem Sonnenspektrum in Uebereinstimmung gefunden. Bei Mars konnte er entschiedene Anzeichen einer Atmosphäre im Gegensatz zu Pickering beobachten. Schiaparelli[3]) hat diesen uns verhältnismäßig nahen Planeten erneuter Untersuchung unterworfen. Darnach regnet es dort, obwohl er, wie seine weißen Polarflecken und ihre Veränderlichkeit beweisen, Wasser besitzt wahrscheinlich nie, doch bewirkt während jeder Umlaufszeit das Schmelzen des Polareises im Sommer der betreffenden Halbkugel ungeheure Ueberschwemmungen. Alsdann tritt auch die berühmte Verdoppelung der auf ihm sichtbaren Kanäle auf, für die einstweilen jede Erklärung fehlt. Gegen die, wie eine frühere „Revue" mitteilte, von dem italienischen Forscher ausgesprochene Ansicht, daß die Umdrehungszeit der Venus mit ihrer Umlaufszeit um die Sonne übereinstimme, hat neuerdings Flammarion[4]) Einspruch erhoben, da er wie beim Mars weiße Polarflecken auf diesem Planeten beobachtet haben will, deren Vorhandensein jene Ansicht ausschließen würde. Ueber diese Dinge endgiltige Klarheit zu verbreiten, muß künftiger Forschung vorbehalten bleiben.

Die Meteorologie der Erde hat an Abercromby[5]) einen sehr berufenen Darsteller gefunden. Sein Buch wendet sich an jeden aufmerksamen Beobachter; denn es unterscheidet sich von anderen denselben Gegenstand behandelnden Werken namentlich dadurch, daß es durch Schilderungen der Formen der Wolken, der Ringe um Sonne und Mond, der Höfe und so weiter wichtige Hilfsmittel an die Hand gibt, Vermutungen über das kommende Wetter aufzustellen, das eingetretene zu übersehen. Auch berücksichtigt es mehr, wie man gewohnt war, die für uns so wichtigen Wälterungsverhältnisse Nordamerikas und des atlantischen Ozeans. Es schildert freilich hauptsächlich für England giltige Verhältnisse, und es wäre zu wünschen gewesen, daß sein Uebersetzer Pernter es auch in der Art überarbeitet hätte, daß er an die Stelle der in England die auf dem Kontinent häufigen Erscheinungen gesetzt hätte. Indessen wird das interessante Buch auch so den größten Nutzen zu stiften im stande sein, indem es eine wichtige Ergänzung der gegenwärtig in Deutschland verbreiteten Meteorologien bildet.

Vom Wetter hängt mehr oder weniger direkt der Stand des Grundwassers und die Ergiebigkeit der Quellen ab. Beides behandelt Haas[6]) in seiner Quellenkunde, einem Buch, das um so willkommener sein muß, nicht nur, weil lange Derartiges nicht veröffentlicht ist, sondern auch, weil es die einschlägigen geologischen und chemischen Verhältnisse mit sehr

---

[1]) Lohse, Planetographie. Naturwissenschaftliche Bibliothek. 9. Band. Leipzig, J. J. Weber. 3 Mark 50 Pfennig.

[2]) Vogel, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaft. 1895. S. 5.

[3]) Schiaparelli, Natura ed arte. 1894. Nach Naturwissenschaftlicher Rundschau. 1895. 10. Jahrg. S. 148 und 157.

[4]) Flammarion, Comptes rendus. 1894. T. 119. S. 670.

[5]) Abercromby, Das Wetter. Deutsch von Pernter. Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung. 5 Mark.

[6]) Haas, Quellenkunde, Lehre von der Bildung und vom Vorkommen der Quellen und des Grundwassers. Leipzig, J. J. Weber. 4 Mark 50 Pfennig.

Digitized by Google

erwünschter Ausführlichkeit berücksichtigt. Auch der Abschnitt über das Auffinden der Quellen ist von großer Bedeutung, wenn auch die Wünschelrute mit etwas weniger Ausführlichkeit hätte bedacht werden können. Aber auch andere scheinbar weit abliegende Dinge werden vom Wetter bestimmend beeinflußt, wie die Arbeit von Tittel[1]) über die natürlichen Veränderungen Helgolands und die Quellen über dieselben beweist. Die Zeitungen haben uns vor nicht langer Zeit die traurige Nachricht gebracht, wie diese jüngste Erwerbung des deutschen Reichs unter den vom Sturme auf sie getriebenen Meereswogen gelitten hat; um so tröstlicher ist es, zu lesen, daß die Nachrichten von einer weitaus größeren Ausdehnung der Insel in früheren Jahrhunderten auf Legenden beruhen. Die Düne ist langsam mehr und mehr vom Meere verschlungen, die früher dem roten, der Trias angehörigen Felsen vorgelagerte Weißklippe, die eine jurassische Bildung war, ist seit 1711 zerstört, nachdem die Helgoländer selbst durch Abbau derselben zu Bausteinen dazu Anlaß gegeben hatten, auch war das wie die Düne aus tertiären und quartären Bildungen bestehende niedrige Land früher wohl etwas breiter, aber die Befürchtungen eines baldigen Unterganges der ganzen Insel sind grundlos.

Tittel gedenkt auch der Wichtigkeit, die die Insel als Ruhepunkt für die Zugvögel hat, denen ihre Bewohner freilich einen recht ungastlichen Empfang zu bereiten pflegen. Die Bewegungsfähigkeit jener gefiederten Gäste ist von Winter[2]) untersucht. Er teilt sie in Rabenflügler mit breiten, vertikal bewegten Flügeln, in Falkenflügler mit schmalen und spitzen fast vertikal bewegten Flügeln, deren Handschwingen bei jedem Flügelschlag zurückgerissen werden und in Hohlflügler mit breiten, tief muldenförmigen Flügeln, die immer etwas nach rückwärts bewegt werden. Aber indem Winter aufsteigende Luftströme nur in der Nähe des Erdbodens annimmt, kann er das Stehenbleiben von Raubvögeln im Winde nicht erklären, und noch rätselhafter würde ihr Fortkommen ohne Flügelschlag gegen den Wind sein, wenn nicht Langley, dessen Arbeiten Winter nicht erwähnt, gezeigt hätte, daß in jedem Winde die verschiedensten nach oben und auch nach rückwärts gerichteten Luftbewegungen vorkommen.

Erregen die gefiederten Beherrscher der Luft in der Freiheit vor allen anderen Tieren unsere Sympathie, so nehmen wir sie auch als willkommene Stubengenossen auf. Es ist oft und mit Recht darauf hingewiesen, daß es alsdann aber auch unsere Pflicht ist, für ihr Wohlbefinden Sorge zu tragen. Das ist nicht immer leicht, und um den noch Unerfahrenen dazu zu befähigen, gibt Walter[3]) Ratschläge, wie gefangene Vögel zu halten und zu behandeln sind. Er beschränkt sich in für die meisten Fälle gewiß ausreichender Weise allerdings nur auf unsere einheimischen Sänger, die er auf vier farbigen Tafeln hübsch und kenntlich abbildet, und der Vogelwirt wird gut thun, in zweifelhaften Fällen und namentlich Krankheiten diesen erfahrenen Ratgeber zu befragen.

Unsere einheimischen Fische kommen als Hausgenossen kaum in Betracht. Um so wichtiger ist ihre Zucht in volkswirtschaftlicher Hinsicht. Aber wie wenigen, auch sonst eifrigen Naturfreunden sind sie bekannt! Da diese Bekanntschaft die Grundbedingung ihrer Pflege ist, so wird sich die dieselbe vermittelnde Schrift von Fickert,[4]) die zunächst freilich nur die Fische Süddeutschlands, damit aber wohl die des Gesamtvaterlandes schildert und auf einer großen beigegebenen Tafel abbildet, als äußerst nützlich bewähren. Eine beigegebene Tabelle der Schonzeit und Mindestmaße ist freilich auch nur aus süddeutschen Verhältnissen abgeleitet, wird aber als guter Anhaltspunkt auch für Norddeutschland dienen können.

In anderer Weise sind die Insekten für uns wichtig, deren Erbeuten und Sammeln für viele Männer der verschiedensten Berufsarten die notwendige Erholung bietet. Nun befriedigt aber die Anlage einer Sammlung nicht auf die Dauer, hat auch nur geringen

---

[1]) Tittel, Die natürlichen Veränderungen Helgolands. Leipzig, Gustav Fock. 2 Mark 50 Pfennig.

[2]) Winter, Der Vogelflug. München. Th. Ackermann.

[3]) Walter, Unsere einheimischen Stubenvögel. Leipzig, Siegismund und Volkening. 3 Mark 60 Pfennig.

[4]) Fickert, Die Fische Süddeutschlands. Stuttgart, J. Weises Hofbuchhandlung. 4 Mark.

Digitized by Google

Nutzen, wenn sie nicht zur Entscheidung tieferer Fragen dient. Richtig benützt kann andererseits eine solche Sammlung den Anlaß zu mancher schönen Untersuchung bieten, wenn der sie Besitzende über die nötigen Kenntnisse verfügt. Diese vermittelt Kolbes[1]) Einführung in die Kenntnis der Insekten, ein Buch, das Anatomie, Physiologie und Biologie der Insekten sehr ausführlich behandelt und zu tieferem Eindringen in das Verständnis dieser merkwürdigen Entwicklungsreihe der Tiere anregt. Ausgestattet mit trefflichen Holzschnitten, klar und vollständig in der Darstellung ist es geeignet, den Sammler, den Forscher in jeder Weise zu unterstützen.

Ueber Tiere aller Art sprechen sich die liebenswürdigen Plaudereien und Vorträge Marshalls[2]) aus; deren Inhalt ein überaus reicher, deren Gewand ein sehr elegantes ist. Wir begegnen den Biographien Geßners und Leeuwenhoeks, Abhandlungen über Asymmetrie im Körperbau der Tiere, über Maskeraden, über Selbstmord und über Selbstverstümmelung in der Tierwelt, Schilderungen verschiedener Vogelarten, und endlich einer Untersuchung über die Trachten der Menschen, alles im leichten Feuilletonstil, mit vielleicht etwas zu viel Jugenderinnerungen durchsetzt. Freilich liefern diese vielfach das Band, um Auseinanderliegendes zu vereinen und sind geeignet zum Sammeln anzuregen, und da zugleich eine Menge interessanter zoologischer Fragen entwickelt werden, die Thätigkeit bei diesem Sammeln zu vertiefen. Dabei wollen wir eine sehr verbreitete irrtümliche Beobachtung aus dem Leben des Sperlings berichtigen. Wenn im Frühjahr oder auch schon an warmen Wintertagen eine Schar Sperlinge unter lautem Geschilpe durch die noch kahlen Büsche stürmt, eine Anzahl Männchen und in deren Mitte ein Weibchen, so ist das nicht ein Akt fürchterlicher Lynchjustiz, wie Marshall meint, welcher die allerseits angegriffene Schöne so zurichtet, daß sie sich darnach an einen einsamen Ort begibt und nichts Besseres thun kann, als ihr Leben zu beschließen, sondern im Gegenteil eine etwas stürmische Liebeswerbung. Die Männchen stellen sich der Schönen zur Verfügung und lassen sie wählen. Sie fährt unwirsch dazwischen und es kommt wohl auch vor, daß die Liebesbegeisterung eines der Hähnchen veranlaßt, vorwitzig zuzugreifen, wozu ihm noch kein Recht zusteht, aber auf die Vernichtung des Weibchens ist es durchaus nicht abgesehen, denn sonst würde die Haltung der Hähnchen nicht die sein, welche sie bei der Liebeswerbung einnehmen, sondern die, in der wir sie ihre Kämpfe ausfechten sehen.

Für nutzbringende Beschäftigung mit botanischen Dingen sorgen die Werke, die wir zum Schlusse noch zu betrachten haben. Zunächst Dennerts[3]) vergleichende Pflanzenmorphologie, ein reizend ausgestattetes kleines Werk, das die Pflanzenteile, Wurzel, Sproß, Blatt, Stengel, Blüte, Frucht, Samen und Anhangsgebilde der Reihe nach vom allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet. Man begreift bei seiner Lektüre, wie Goethe von derartigen Studien angezogen werden konnte, man staunt über die waltende, nun begreiflich werdende Mannigfaltigkeit und überschaut sie dank der vielen (506) meist vom Verfasser neu sogleich auf Holz gezeichneten selten schönen Figuren ohne Mühe. Dabei ist es ein entschiedener Vorteil, daß so viel wie möglich einheimische Pflanzen der Betrachtung unterzogen werden und so der Leser Gelegenheit erhält, die Uebereinstimmung des Dargestellten mit dem von der Natur gegebenen zu prüfen, daß wenig technische Hilfsmittel nötig sind, um sich mit den gestellten Aufgaben in einer auch für die Wissenschaft nutzenbringenden Weise zu befassen.

Dazu gehört aber, daß man sich die zu benützenden Pflanzen sammelt, und daß man sie bestimmt. An Büchern, die dies für kleinere oder größere Gebiete ermöglichen, fehlt es nicht. Eine große Erleichterung ist es, wenn sie mit guten farbigen Abbildungen versehen

[1]) Kolbe, Einführung in die Kenntnis der Insekten. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 14 Mark.

[2]) W. Marshall, Plaudereien und Vorträge. Leipzig, A. Twietmeyer. 2 Bände. Jeder Band 7 Mark 50 Pfennig.

[3]) Dennert, Vergleichende Pflanzenmorphologie. Naturwissenschaftliche Bibliothek. Band 8. Leipzig, J. J. Weber. 5 Mark.

Digitized by Google

sind. Von solchen liegt unserer heutigen Revue ein Prachtwerk von Schulze[1]) vor, welches alle in Deutschland und der Schweiz wachsenden Orchidaceen in vollendet schöner Weise darstellt. Es schließt sich den berühmten Werken Reichenbachs, dem es gewidmet ist und dessen Porträt es in Stahlstich bringt, an, geht aber namentlich auch auf die immer sehr seltenen Hybriden, auf die lokalen Abänderungen ein. Wohl sind die ausländischen Orchideen, deren sich unsere gegenwärtige Kunstgärtnerei bemächtigt hat, vielfach größer als unsere, farbenprächtiger und gestaltenreicher sind sie aber nicht, und wenn man auch von der Annahme zurückgekommen ist, daß sie behufs Anlockung von Insekten deren Formen nachahmten, und deshalb von einer Fliegen-, Spinnen-, Bienen- und so weiter Orchis redet — gibt es doch auch eine Affenorchis, deren Blüten bei ihrer Kleinheit ihre Urbilder unmöglich täuschen können — so sind die Formen doch oft so überraschend und phantastisch, daß einem jeden das Auffinden einer solchen Pflanze zu großer Freude gereicht. Den schönen, naturgetreuen Abbildungen sind dann noch genaue Beschreibungen, die Angaben des Vorkommens und Standortes und der Volksnamen zugefügt, und so ist der Preis des schön gebundenen Buches ein äußerst mäßiger zu nennen.

Kulinarische Bedürfnisse berücksichtigt neben dem Wunsche der Verbreitung nützlicher Kenntnisse die gemeinfaßliche praktische Pilzkunde von Steudel,[2]) deren Farbentafeln sich an Schönheit mit den eben besprochenen wohl messen können. Sie will für die einzige sichere Unterscheidung der Pilze sorgen, indem sie eine methodische Beschreibung der eßbaren liefert. Anweisungen über Suchen, Sammeln und Zubereitung bilden eine nützliche Beigabe. Die Tafeln sind für Schulen auch zu einer Wandtafel zusammengefaßt und jedem Exemplar werden dreißig kurze Pilzregeln für die Hand des Schülers beigegeben. Ob es dem Buche gelingen wird, auch in breiten, zumal schwäbischen Volksschichten das Vorurteil gegen die Pilze zu zerstören, muß abgewartet werden. So ganz unbegründet ist dies Vorurteil nicht: denn den trotz ihres großen Eiweißgehaltes doch nur geringen Nährwert der Pilze, den nun auch die Wissenschaft gefunden und erklärt hat, ist die ärmere, so oft auf dies Nahrungsmittel hingewiesene Bevölkerung ja nun schon seit langen Jahren am eigenen Leibe zu beobachten in der Lage gewesen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Musikgeschichte.

Abt Vogler.

Wenn das Ansehen und der Ruhm bei den Zeitgenossen allein maßgebend wären für den Wert und die Bedeutung eines Mannes, so müßte Georg Josef Vogler zu den größten Genien aller Zeiten im Reiche musikalischer Kunst und Wissenschaft gezählt werden. Man bewunderte ihn als großartigen und originellen Komponisten, tiefsinnigen und spekulativen Tongelehrten, musikalischen Reformator, rastlosen Forscher, großen Klavier- und noch größeren Orgelspieler und endlich als unübertrefflichen Lehrer, zu dessen Füßen die bedeutendsten Tonkünstler seiner Zeit gesessen hatten. Man verehrte in ihm nicht bloß den großen Künstler, sondern auch den eifrigen Priester, der die Segnungen der Religion in die

[1]) Max Schulze, Die Orchidaceen Deutschlands, Deutschösterreichs und der Schweiz mit 92 Chromotafeln, einer Tafel in Schwarzdruck und einem Stahlstich. Jena, Unterm Haus, Fr. Eugen Köhler. Gebunden 15 Mark.

[2]) Steudel, Gemeinfaßliche praktische Pilzkunde für Schule und Haus mit 14 Tafeln in Farbendruck. Tübingen, Osiandersche Buchhandlung. 2 Mark 50 Pfennig.

Digitized by Google

entlegensten Länder getragen und aus diesen dafür bisher ungehobene Schätze uralter Volksmusik mit zurückgebracht hatte.

Nicht wenig war Voglers glänzende Laufbahn durch den katholischen Klerus befördert worden, für den ein Mann unschätzbar sein mußte, der bei unbedingter Hingebung an die Interessen der Kirche so völlig geeignet war, sie mit künstlerischem und wissenschaftlichem Glanze zu schmücken. Als Zögling der Jesuiten verstand er es meisterhaft, überall durch diejenigen Seiten seiner vielfachen Begabung zu glänzen, die für den Fall und die Gelegenheit als die geeignetsten erschienen, und die unwidersprechliche Autorität des Priesters auch auf den Künstler und Kunstgelehrten zu übertragen, dessen Leistungen und Thesen keineswegs immer als unanfechtbar sich erwiesen.

Trotz dieser Unfehlbarkeit, mit der er auftrat und die auch häufig genug ihre Wirkung nicht verfehlte, fand Vogler doch neben begeisterten Anhängern und Verteidigern auch nicht wenig Widersacher, die ihn in Wort und Schrift angriffen, ihm nicht nur Eigensinn und Pedanterie, Mangel an schöpferischer Kraft und an philosophischer Konsequenz des Denkens, ungenügende wissenschaftliche Begründung seines reformatorischen Systems vorwarfen, sondern sogar weit genug gingen, um ihn des Charlatanismus zu beschuldigen und selbst seinen Charakter nicht unangetastet zu lassen.

Geboren wurde Georg Joseph Vogler am 15. Juni 1749 in der alten Bischofstadt Würzburg als Sohn eines geschickten Geigenbauers. Von seinem Vater erhielt er den ersten musikalischen Unterricht, wie ihn auch dessen Beruf frühzeitig mit vielen Tonkünstlern in Berührung brachte. Dem väterlichen Willen gemäß studirte der sowohl geistig wie künstlerisch begabte Jüngling in Würzburg Philosophie und darauf in Bamberg das öffentliche und das kanonische Recht. Daneben machte sich sein starkes musikalisches Talent sehr bemerkbar, indem er sich als Klavier- und Orgelvirtuos, als Komponist und als Leiter eines Musikvereins vorteilhaft auszeichnete. Er beschloß daher, sich vorwiegend der Tonkunst zu widmen, und da sein Wunsch, in seinem Vaterlande eine Anstellung zu erhalten, nicht erfüllt wurde, so begab er sich 1771 nach Mannheim, das unter dem kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor eines ausgezeichneten Rufes in der musikalischen Welt genoß, einer eigenen einflußreichen Musikschule den Namen gegeben hatte und das „Paradies der Tonkünstler" genannt wurde.

Zwar gewann Vogler auch in Mannheim keine Anstellung, dafür aber, was für den der Lehre noch Bedürftigen wichtiger sein mußte, die förderlichste Unterstützung für seine weitere Ausbildung. Der Kurfürst, seine ungewöhnliche Befähigung erkennend, schickte ihn auf seine Kosten nach Italien und zwar zunächst nach Bologna zu dem berühmten Pater Martini, sodann nach Padua zu Valotti.

Mit nicht minderem Eifer als die Musik studirte Vogler gleichzeitig die Theologie an der Hochschule Bolognas. Nach vollendeten Studien begab er sich nach Rom, wo er die priesterlichen Weihen empfing und bald so hoch in der Gunst des Papstes stieg, dem er eine Miserere gewidmet, daß er zum Ritter des goldenen Sporns und zum Kämmerer des apostolischen Stuhles ernannt wurde.

Nach drei Jahren, 1776, verließ Vogler Italien, um nach Mannheim zurückzukehren. Als demütiger Musikschüler war er fortgegangen, als ein Meister, der aus dem tiefsten Born des Wissens geschöpft, als ein mit Ehren und Würden ausgestatteter Prälat kam er zurück. Demgemäß hatte sein Auftreten sich nicht wenig verändert. Mit priesterlicher Würde verband er den feinsten weltmännischen Ton. Er imponirte und bezauberte zugleich, und die Damen, welche am Hofe Karl Theodors eine so große Rolle spielten, fanden seine geistreiche Unterhaltung, ja schon den Ton seiner Stimme unwiderstehlich. Der Kurfürst glaubte für einen solchen Mann nicht weniger thun zu können, als daß er ihn als Künstler zum Vizekapellmeister, als Priester zu seinem Hofkaplan ernannte. So finden wir bei Vogler die Musik und die Theologie stets in einer, jeder derselben zum Vorteil gereichenden Wechselwirkung.

Was nun Voglers künstlerisches Wirken in Mannheim betrifft, so stiftete er zunächst seine „Tonschule", an der er nicht nur Unterricht erteilte, sondern auch öffentliche Vorträge

Digitized by Google

über Musik hielt und die ihm zugleich Gelegenheit zur Herausgabe einer Monatsschrift: „Betrachtungen über die Mannheimer Tonschule" gab, wie er denn auch sein Werk: „Tonwissenschaft und Tonsatzkunst", hier veröffentlichte, das besonders charakteristisch ist für die reformatorische Haltung und Stellung, die er sich zu geben bemüht war.

Wenn übrigens Vogler am Hofe und in der vornehmen Gesellschaft hohen Ansehens und großer Beliebtheit genoß, so war dies in den künstlerischen Kreisen Mannheims viel weniger der Fall. Man betrachtete ihn hier als intriganten Eindringling, lachte über seine violetten Strümpfe und darüber, daß er in Gesellschaften mit den Musikalien sein Brevier schickte und hielt es für Affektation, wenn er seine Besucher auf sich warten ließ, bis er seine Gebete verrichtet hatte; kurz, diese ganze Verquickung von Künstlertum und Priestertum war den Mannheimer Musikern um so unsympathischer, als man fand, daß sein Hochmut in umgekehrtem Verhältnis stand zu seinen Leistungen. Das ganze Orchester war wider den ihnen aufgedrungenen Vizekapellmeister eingenommen, mit alleiniger Ausnahme von Peter Winter, der sich später als Komponist des „Unterbrochenen Opferfestes" einen Namen machen sollte, damals aber Violinist in der Kapelle und Voglers eifriger Schüler und Anhänger war.

Ungemein interessant ist es nun, daß um diese Zeit das Schicksal einen Künstler nach Mannheim führte, der im Gegensatz zu Vogler, bei dem alles reflektirt war, in seinem eigenen schöpferischen Genie Gesetz und Maß fand. Es war kein Geringerer als der damals einundzwanzigjährige Wolfgang Mozart, der im Herbst des Jahres 1777 nach Mannheim gekommen war und sich hier bis zum nächsten Frühling aufhielt, in der allerdings trügerischen Hoffnung, in dem „Paradiese der Tonkünstler" eine Anstellung zu finden.

Voglers ganze Individualität, sein pomphaftes, zeremonielles Auftreten mußte den durchaus natürlich und ungezwungen sich gebenden Mozart abstoßen, und so hat dadurch vielleicht sein Urteil über ihn eine besondere Schärfe erhalten. Jedenfalls aber hielt er den Mann für bedeutend und wichtig genug, um über ihn seinem Vater in Salzburg brieflich mehrfach und eingehend zu berichten. War doch Vogler der einzige Rival, den er als Komponist, Orgel- und Klavierspieler in Mannheim fand.

„Der Herr Vogler," schreibt Mozart, „hat absolument mit mir recht bekannt werden wollen, indem er mich schon oft geplagt hatte, zu ihm zu kommen, so hat er endlich doch seinen Hochmut besiegt und mir die erste Visite gemacht." Darauf beschreibt er das Zusammentreffen mit Vogler in einer großen Gesellschaft: „Nach Tische ließ er zwei Klaviere von sich holen und auch seine gestochenen langweiligen Sonaten. Ich mußte sie spielen und er begleitete mich auf dem andern Klaviere dazu. Vor Tische hat er mein Konzert — prima vista — herabgehudelt. Den Baß spielte er meistens anders, als er stand, und bisweilen machte er eine ganz andere Harmonie und auch Melodie. Es ist auch nicht anders möglich in der übertriebenen Geschwindigkeit, mit der er spielte. Die Augen können es nicht sehen und die Hände nicht greifen. Die Zuhörer können nichts sagen, als daß sie Musik und Klavierspielen — *gesehen* haben. Sie hören, denken und empfinden dabei so wenig wie er. Es war nicht zum Ausstehen."

Von Voglers Orgelspiel ist Mozart ebenso wenig erbaut. „Er ist sozusagen," schreibt er, „nichts als ein Hexenmeister, ein musikalischer Spaßmacher, ein Mensch, der sich viel einbildet und nicht viel kann. Sobald er majestätisch spielen will, verfällt er ins Trockene, und was folgt darnach? — Ein unverständliches Gewäsch. Hernach fing er eine Fuge an, wo sechs Noten auf einem Ton waren und Presto. Ich will ihm in der That lieber zusehen als zuhören."

Fast noch weniger läßt er ihn als Komponisten gelten, wenn er sagt: „Ich war in der Messe, welche ganz funkelnagelneu von Herrn Vizekapellmeister Vogler komponirt war. So habe ich mein Lebetag nichts gehört; es stimmt oft gar nicht; er geht in die Töne, daß man glaubt, er wolle einen bei den Haaren hineinreißen. Von der Ausführung der Ideen will ich gar nichts sagen."

Endlich findet Vogler auch als Theoretiker keine Gnade bei Mozart. „Ich habe des Voglers Buch" — Tonwissenschaft und Tonsatzkunst — „gelesen," schreibt er. „Es dient mehr

Digitized by Google

zum Rechnen als zum Komponiren lernen. Er sagt, er macht in drei Wochen einen Compositeur und in sechs Wochen einen Sänger. Man hat es aber noch nicht gesehen."

Mag auch Mozarts Urteil aus natürlicher Antipathie und in jugendlicher Unduldsamkeit zu hart ausgefallen sein, so erkannte er doch sehr richtig, daß in Voglers ganzem Wesen und Treiben ein Beigeschmack von Charlatanismus lag, der zu überraschen, blenden, überrumpeln und durch zuversichtliches Auftreten über seine Schwächen hinwegzutäuschen suchte. Wenn Vogler ankündigte, wie es auf seinen späteren Kunstreisen geschah, er werde das jüngste Gericht, eine Seeschlacht mit gleichzeitigem Gewitter, Donnerschlägen, Kanonenschüssen, Trommelwirbeln, ferner den Einsturz der Mauern von Jericho, das Reisstampfen der Afrikaner auf der Orgel darstellen, so liegt in diesem Ueberstreben nach Charakteristik durch äußerliche, unkünstlerische Mittel gewiß etwas dem Charlatanismus Verwandtes.

Es läßt sich denken, daß ein so dünkelvoller Mann wie Vogler durch die absprechenden Urteile Mozarts, die ihm natürlich zugetragen wurden, nicht wenig gekränkt und erzürnt wurde. Er hat sie ihm auch nie verziehen und ist zeitlebens sein Gegner geblieben.

Bei der Verlegung des kurfürstlichen Hofes nach München im Jahre 1779 folgte Vogler demselben und brachte hier seine Oper „Albert III." auf die Bühne. Für Vogler spricht es, daß er das Treiben des übel berüchtigten, aber höchst einflußreichen Jesuiten, Pater Frank, nicht ruhig mitanzusehen vermochte und nach einem heftigen Zerwürfnis mit ihm 1781 plötzlich seine Stellung aufgab und München verließ.

Nun sehen wir Vogler längere Jahre hindurch auf ausgedehnten Reisen, die ihn durch Deutschland nach Frankreich, England, Italien, Griechenland, Palästina, Aegypten, führten und ihm einen Weltruf als Organisten, Musikgelehrten und Lehrer verschafften.

In diesen Ländern sammelte er eifrigst Nationalmelodien, deren Bedeutung und Wert, namentlich für die romantische Richtung in der Musik er sehr wohl erkannte und seinen Schülern einzuflößen wußte, wie dies besonders bei Weber und Meyerbeer erkennbar ist.

In Paris und London, wo Vogler sich mit großem Erfolge auf dem Orchestrion, einem von ihm erfundenen, orgelartigen, mit einem Kostenaufwand von zweitausend Dukaten hergestellten Instrumente, hören ließ, das er auf seinen Kunstreisen stets mit sich führte, in diesen beiden Metropolen wurde sein „Tonsystem" von den dortigen Akademien als fortan geltend angenommen. Desto weniger Glück hatte er mit seiner Oper „La Kermesse ou la foire flamande", die er 1783 in Paris auf die Bühne brachte und die glänzend durchfiel.

Im Jahre 1786 wurde Vogler von Gustav III. von Schweden, der als König von einem Hauche des Charlatanismus ebenso wenig frei war wie Vogler als Künstler, weshalb er sich zu ihm besonders hingezogen fühlen mochte, zum „Chef de la musique du roi" ernannt, und dreizehn Jahre hindurch hat er hier im Norden unzweifelhaft mit großem Erfolge vielseitig für das Aufblühen des Musiklebens gewirkt.

Mit seiner künstlerischen ging seine seelsorgerische Thätigkeit Hand in Hand, oft unter großen Mühen und Schwierigkeiten. Ueberall suchte er die vereinzelten Katholiken auf und trat in Schweden und Norwegen, unter dem Schutz und Vorwand der Musik, gewissermaßen als Missionar auf. Er kam, wie er selbst sagt, an Orte, wo man seit fünfundzwanzig Jahren keinen katholischen Priester gesehen hatte. Ueberall predigte er, nahm Beichten ab und regierte drei Monate hindurch, bei eingetretener Vakanz, ganz Schweden, soweit es katholisch war, mit bischöflicher Gewalt, ja, wenn es nach Gustavs III. Willen gegangen wäre, so würde Vogler zum obersten Bischof für Schweden ernannt worden sein.

Voglers langer Aufenthalt im hohen Norden war keineswegs ein ununterbrochener. Durch häufigere Ausflüge nach London, Paris, Hamburg und so weiter sorgte er dafür, daß sein Ruf in den großen Brennpunkten der Kultur nicht einschlief, sondern stets neu belebt wurde sowohl durch sein persönliches Erscheinen wie durch seine Kunstleistungen.

Im Jahre 1799 verließ Vogler Schweden für immer mit einer lebenslänglichen Jahrespension von fünfhundert schwedischen Kronen. Nachdem er sich in verschiedenen deutschen Städten, namentlich auch in Berlin mit Erfolg hatte hören lassen, wo seine Oper „Hermann von Unna" eine freundliche Aufnahme fand, ging er nach seiner Vaterstadt Würzburg. Bald

Digitized by Google

darauf erhielt er aus Prag einen Ruf als Lehrer und Professor der Tonkunst an der dortigen Universität, dem zu folgen er keinen Augenblick säumte.

In Prag sollte Vogler eine Enttäuschung erfahren; sein Auftreten war nicht von dem gewohnten Glück und Erfolg begleitet. Das Publikum der böhmischen Hauptstadt war damals ein sehr gebildetes und zeichnete sich namentlich in künstlerischen Dingen durch eine verständnisvolle Feinfühligkeit vorteilhaft von dem der Kaiserstadt Wien aus, wie es dies durch die enthusiastische Aufnahme der Mozartschen Opern, vorzüglich des „Figaro", bewiesen hatte, der in Wien zuerst fast durchgefallen war. Voglers Oper „Kastor und Pollux", obgleich höchst sorgfältig von ihm selbst einstudirt, machte in Prag ein vollständiges Fiasko, seine Vorträge auf dem Orchestrion erregten durch ihre allzu realistische Tonmalerei Heiterkeit und seine Vorlesungen und Disputationen fanden geringen Beifall bei den Professoren der Universität, da seine Lehrsätze und mangelhaft begründeten Behauptungen, obschon mit Aplomb, Geist und Witz vorgetragen, den Zuhörer verblüfften und blendeten, anstatt ihn zu überzeugen. Nur sein Klavier- und Orgelspiel ließ man, wenn auch mit einiger Einschränkung, gelten, erkannte auch seine Verdienste um die Verbesserung des Orgelbaues an, in den er allerdings mehr Ordnung und System gebracht hatte.

Doch vermochte dies Voglers Selbstbewußtsein wenig zu erschüttern, und dem undankbaren, seiner nicht würdigen Prag den Rücken kehrend, begab er sich im Jahre 1802 nach Wien. Hier empfing man den berühmten Mann mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung und beauftragte ihn sofort — zugleich mit Beethoven — eine Oper zur Eröffnung des neuen Theaters an der Wien zu schreiben. Also ein Wettstreit mit Beethoven, in dem dieser — unterliegen sollte.

Ungemein geschickt verstand es Vogler, die Erwartung des Publikums auf sein Werk, die Oper „Samori", aufs höchste zu spannen, während Beethoven in aller Stille seinen „Fidelio" in Tönen dichtete. Ueberhaupt fand Vogler in Wien einen höchst geeigneten Boden, um durch eine Vereinigung von wirklichem Wissen und Können, blendendem Rednertalent, geistlicher Würde und feinster weltmännischer Form die größte Wirkung hervorzubringen und einen Nimbus um sich zu verbreiten, dem selbst hochkünstlerisch angelegte Naturen unterlagen. Bald sammelte sich eine Schar von Jüngern um den Meister, der die priesterliche Unfehlbarkeit auf seine künstlerischen Lehrsätze übertrug. Die erfolgreiche Aufführung seiner von ihm in ein Oratorium umgewandelten Oper „Kastor und Pollux" brachte ihm neuen Ruhm, und wenige Tage später wurde sein dreißigjähriges Priesterjubiläum in der St. Petrikirche pomphaft gefeiert.

Als Vogler so auf der Höhe seines Ruhmes stand, kam im Jahre 1803 ein junger Tonkünstler nach Wien, der bereits durch einige Werke die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Es war der damals siebenzehnjährige Karl Maria von Weber. Wohl fühlend, wie sehr er noch der Lehre bedurfte, hegte er keinen sehnlicheren Wunsch, als unter Voglers Schüler aufgenommen zu werden. Das war aber keineswegs leicht und wurde als eine besondere Vergünstigung betrachtet. Zu Voglers Schülern gehörte Johann Baptist Gänsbacher, der aus Liebe zur Tonkunst dem Offizierstande Valet gesagt hatte, um sich ihr ganz widmen zu können. Schnell hatte er Weber schätzen und lieben gelernt und es gelang ihm unschwer, Vogler zu bewegen, daß er vorerst den Freund spielen hörte. Doch nachdem Vogler ihn hatte spielen hören, machte sich die Sache von selbst, denn er erkannte sofort Webers außerordentliche Begabung und beeilte sich, ihn unter seine Lieblingsschüler aufzunehmen, denen er eine ganz besondere Sorgfalt zuwendete.

Zunächst ließ er — und dies war sicherlich das richtige — es sich angelegen sein, dem jungen Künstler, der von baldigem Ruhm träumte, klar zu machen, daß er sich vorerst aller Ruhmesgedanken zu entschlagen und sich lediglich als lehrbedürftigen Schüler zu betrachten habe.

Das wollte nun Weber wenig gefallen und er sagt darüber: „Auf Voglers Rat gab ich, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Dinge auf und widmete beinahe zwei Jahre dem emsigsten Studium, der verschiedenartigsten Werke großer Meister, deren

Digitized by Google

Bau, Ideenführung und Mittelbenützung wir gemeinsam zergliederten und ich in einzelnen Studien zu erreichen und mir klar zu machen suchte."

Wir gewinnen hier einen interessanten Einblick in Voglers Lehrmethode, die ihn als Lehrer hochstellen muß, wenn auch andererseits sein starkes Selbstgefühl sich dadurch äußerte, daß er kein anderes Werk für so geeignet hielt, den Kunstjünger auszubilden, als seine eigene Oper „Samori", an der er damals arbeitete. Mit diesem Werk mußte sich Weber aufs eingehendste beschäftigen und auch den Klavierauszug davon anfertigen.

„Samori" wurde nach unzähligen Proben, in prachtvoller Ausstattung, am 18. Mai 1804 mit großem, äußerem Erfolge aufgeführt, während Beethovens „Fidelio" bekanntlich zuerst eine sehr kühle Aufnahme fand. Also ein Sieg Voglers über Beethoven.

Um diese Zeit war es, wo sich Professor Rhode, Direktor des Breslauer Stadttheaters, mit der Bitte an Vogler wendete, ihm für die vakante Stelle eines Kapellmeisters einen geeigneten Ersatz zu verschaffen. Daß Vogler ohne Bedenken den erst achtzehnjährigen Weber für diese wichtige Stellung empfahl, ist ein Beweis für die Schätzung der außerordentlichen Begabung seines Schülers.

Nicht ohne Widerstreben nahm Weber, der ungern seine Studien bei Vogler abbrach, „dessen Umgang schon hohe Schule war," die neue Stellung an, die er zwei Jahre hindurch nicht ohne Kämpfe mannigfacher Art, deren Schilderung hierher nicht gehört, versehen sollte.

Der Ausbruch des Krieges im Jahre 1805 vertrieb Vogler von Wien, wo es ihm in jeder Weise so wohlergangen war. Zunächst begab er sich nach München, wo seinem „Kastor und Pollux" die Ehre zu teil wurde, als Festoper zur Vermählung des Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, mit einer bayerischen Prinzessin erwählt zu werden.

Doch vermochte der alternde Mann in München nicht recht festen Fuß zu fassen. Ungemein willkommen kam ihm daher eine Einladung des Großherzogs von Hessen, der ihm an seinem Hofe ein höchst ehrenvolles Asyl für seine alten Tage anbot, das der viel Umhergetriebene mit Freuden annahm.

Großherzog Ludwig I. war ein begeisterter Musikfreund, der seine Kapelle wie ein Kapellmeister von Beruf selbst leitete und unter dem das Musikleben in Darmstadt in allen seinen Zweigen üppig emporgeblüht war. Ihm war es eine Genugthuung, den weltberühmten Mann an sich fesseln zu können, den er zum geistlichen Geheimen Rat mit 2200 Gulden Gehalt, Mittag- und Abendessen aus der Hofküche, freiem Holz und täglich vier Wachskerzen, ernannte. Außerdem verlieh er ihm das Großkreuz des Ludwigsordens. Dabei war Voglers Stellung eigentlich eine Sinecure, da der Großherzog, wie bereits gesagt, sein eigener Kapellmeister war und Vogler nur seine eigenen Werke, wenn sie zur Aufführung kamen, zu dirigiren brauchte.

Eine eigentümliche Erscheinung in Voglers Leben ist es, daß zwei protestantische Fürsten, der König von Schweden und der Großherzog von Hessen, es waren, die ihm, dem eifrigen katholischen Priester, höchst einflußreiche und dauernde Stellungen gewährten.

Als Günstling des Landesherrn, dessen fast täglicher Gast er war, stand Vogler in hohem Ansehen in Darmstadt, wo seine auffallende, ziemlich groteske Erscheinung stadtbekannt war. Auf einem gedrungenen und im Alter korpulent gewordenen Körper saß ein Kopf mit derben Zügen, in denen das ursprünglich Wohlwollende hinter finsteren Mienen verborgen war. Seine für das Orgelspiel vorzüglich geeigneten langen Arme und großen Hände gaben ihm etwas Affenartiges. Dabei war er höchst eitel auf seine äußere Erscheinung, trug stets einen eleganten schwarzen Frack, schwarzseidene Escarpins, violette Strümpfe und Schnallenschuhe. Der Stern des Ludwigsordens strahlte stets auf seiner linken Brust, während das schwarze Abbémäntelchen von der rechten Schulter bis über die Kniekehlen hinabhing. Anfänglich wohnte Vogler im Schlosse, später erwarb er ein eigenes, höchst comfortabel eingerichtetes Haus.

Bei seinen geringen dienstlichen Obliegenheiten konnte er fast seine ganze Zeit seinen Studien und seiner Lehrthätigkeit widmen. Schnell hatte sich auch in Darmstadt ein Kreis von Schülern um ihn versammelt, und ein Beweis für die Anziehungskraft, welche er als

Digitized by Google

Lehrer ausübte, liegt darin, daß ihm mehrere seiner Jünger von Wien nach Darmstadt gefolgt waren.

Auch Weber kam im Frühling des Jahres 1810 nach Darmstadt, um die vor sechs Jahren in Wien abgebrochenen Studien bei dem verehrten Meister fortzusetzen, der ihn mit hoher Freude aufnahm.

Hier fand er als Voglers begabtesten und fleißigsten Schüler den sechzehnjährigen Jakob Meyerbeer aus Berlin, dem weder Zelters noch Bernhard Anselm Webers Unterricht genügt hatte und der erst bei Vogler fand, was er suchte.

Trotz des Altersunterschiedes — Weber war um zehn Jahre älter — wurden beide bald durch eine innige Freundschaft verbunden, die ungetrübt bis zu Webers frühem Tode sich bewähren sollte.

Der alte Meister wurde noch einmal jung mit diesen reichbegabten Zöglingen, denen er alle Schätze seines Wissens und Könnens zugänglich machte. Oft pflegte er zu sagen: „Ich danke Gott, daß ich nicht von der Welt zu scheiden brauche, ohne diese beiden" — Weber und Meyerbeer — „ausgebildet zu haben! Es schlummert etwas in mir, was ich nicht von mir geben konnte; diese beiden werden es thun."

Allerdings besaßen sie das, was ihm fehlte — schöpferisches Genie.

Nachdem Weber und Meyerbeer zu Anfang des Jahres 1811 Darmstadt verlassen, mochte sich der alte Meister ziemlich vereinsamt fühlen.

Noch einmal, kurz vor seinem Tode, zog es Vogler nach der Stätte seiner Geburt und Kindheit, Würzburg. Bald nach seiner Rückkehr, am 6. Mai 1814, machte ein Schlagfluß seinem Leben ein plötzliches Ende. Der Großherzog errichtete „dem vorzüglichen Tongelehrten und geistvollen Komponisten" ein würdiges Grabdenkmal und seine Gemahlin widmete ihm einen poetischen Nachruf.

Wie widersprechend die Urteile über Vogler sonst auch lauten und wie wenig sie abgeklärt sein mögen, das eine große Verdienst wird man ihm nicht absprechen dürfen, ein ganz ausgezeichneter Lehrer und Bildner junger Talente gewesen zu sein, dem eine Reihe der bedeutendsten Tonkünstler, unter ihnen die beiden genialsten ihrer Zeit — Weber und Meyerbeer — ihre künstlerische Ausbildung verdankt hat. Schon das, abgesehen von allem anderen, ist genug, um ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der musikalischen Kunst für immer zu sichern.

A. von Winterfeld.

Literarische Berichte.

Die dritte französische Republik bis 1895. Von Karl Vogel. Mit Bildnis des Präsidenten Felix Faure. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1895.

Das vorliegende Werk führt sich als ersten Band einer größeren Serie ähnlicher Werke ein, die unter dem Gesamttitel „Am Schlusse eines Jahrhunderts" eine Rundschau der europäischen Staats- und Völkerkunde bilden und dabei die Hauptfragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens unserer Zeit erörtern soll. Der Verfasser will die Verhältnisse und Zustände der europäischen Staaten, wie dieselben sich aus den Kriegen und politischen Umwälzungen der Jahre 1866 bis 1871 erwachsen sind, in kurzer und bündiger Darstellung veranschaulichen und dabei das, was bisher in Einzel- und Sammelwerken an Ziffern und Daten methodisch zusammengetragen worden ist, näher beleuchten und erklären, damit der Leser ein klares und deutliches Bild der Zustände und der Grundlagen gewinne, worauf das europäische Gleichgewicht nunmehr seit länger als einem Vierteljahrhundert thatsächlich beruht. Das Werk soll, entsprechend diesem Grundgedanken, nichts weniger als ein trockenes Kompendium sein, sondern anregende Gesamtbilder der politischen Verhältnisse und der Kultur eines jeden Staates und Volkes in einfacher Skizzierung seiner Eigentümlichkeiten geben. Geographie, Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft geben dabei die verschiedenen

Digitized by Google

Gesichtspunkte ab, von denen die Darstellung ausgeht. Wenn Vogel die Reihe seiner Veröffentlichungen mit Frankreich beginnt, muß das als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, denn kein Land konnte ihm besser Gelegenheit bieten, das, was er in der Einleitung als sein Programm bezeichnet hat, zur Ausführung zu bringen. Sehr richtig bemerkt er in dieser Hinsicht selbst: „Es ist nicht zu leugnen, daß der merkwürdige Abschnitt der neueren Geschichte, den wir im weiteren Sinn ‚Unsere Zeit' nennen, von der ersten Revolution im Jahre 1789 ausgegangen ist, und daß diese zu der ganzen seitherigen Entwicklung der europäischen Kultur jenen Anstoß gegeben hat, in dessen Folge Frankreich, in dem ersten Stadium dieser Periode bis 1812, auf dem Festlande seine Oberherrschaft überall geltend zu machen und zu behaupten vermochte." Dazu hat er selbst lange genug an Ort und Stelle gelebt, um persönliche Beobachtungen machen zu können und so gewissermaßen ein photographisch aufgenommenes Bild der dritten französischen Republik und der Wandlung ihrer Zustände bis zum Regierungsantritt ihres gegenwärtigen Präsidenten Felix Faure geben zu können. Wenn dieses Bild nicht so optimistisch ausfällt, wie es mancher wohl erwartet haben mag, benimmt das nichts seiner Lebenstreue und seinem Werte, und es möchte darin gerade das Verdienstliche des Werkes liegen, das keinem zu liebe und keinem zu leide in Angriff genommen worden ist, sondern sich strenge an die thatsächlichen Verhältnisse hält und aus diesen die Schlüsse zieht, wie sie sich nach logischem Verfahren ergeben.

h.

Zur Philosophie der Geschichte. Von Karl Steffensen. Basel, R. Reich.

Es ist schwer, einem modernen Publikum in wenigen Worten Rechenschaft von dem Inhalte des vorliegenden Werkes zu geben. Denn der in ihm atmende Geist ist von dem unseren so weit entfernt, wie Schellings Metaphysik von der gegenwärtigen Philosophie. Der Verfasser, der 1888 als Professor der Philosophie in Basel starb, sagt an einer kennzeichnenden Stelle, man müsse priesterlich wiedergeboren, mönchisch erweckt werden, um wirklicher Metaphysiker zu sein. In diesem Sinne philosophirt er über Natur und Geschichte, Gott und Persönlichkeit und zwar durchaus als ein Suchender, Ringender, nicht als einer, der sich fertig glaubt. Das Miterleben dieser tiefbohrenden Denkarbeit hat auch für den ganz anders Gesonnenen Wert und Reiz. — Der Herausgeber, Herr Balmer, dem wir noch mehr zu Dank verpflichtet wären, wenn er die Zahl der Druckfehler hätte beschränken wollen, und der Jenaer Philosophieprofessor Herr Eucken haben einleitende Worte vorangeschickt.

M. D.

German Classics. Edited by C. A. Buchheim, Phil. Doc. F. C. P. Volume XII. Goethes Dichtung und Wahrheit. (The first four books). Oxford, At the Clarendon Press.

Das zunächst zum englischen Schulgebrauch bestimmte Werkchen bietet ein sehr gutes Beispiel dar, wie derartige Ausgaben einzurichten sind. Als Einführung bringt es zunächst in englischer Sprache eine Entstehungsgeschichte des Goetheschen Werkes und eine Uebersicht über die Verhältnisse der Goetheschen Familie; dann läßt es den deutschen Text nach der Weimarer Ausgabe folgen und gibt in dem umfangreichen Anhang Wort- und Sacherklärungen. Letztere sind sehr genau und geben in erwünschter Weise Aufschluß auch über grammatische Regeln einschließlich der syntaktischen, und zwar so, daß der Leser dadurch zu eigener geistiger Thätigkeit angeregt wird. Es wäre wünschenswert, daß der deutschen Schule und dem deutschen Selbststudium in ähnlicher Weise Werke zur Einführung in fremde Literaturen geboten würden, und zwar möglichst auch in der gefälligen und soliden Ausstattung der Buchheimschen Serie.

Pan. (Heft 2 1895). Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan.

Das zweite Heft enthält u. a. Heliogravüre und Originallithographien, sowie Strichätzungen nach Werken von H. Thoma, Franz Stuck, Max Klinger, Josef Sattler u. a. An literarischen Beiträgen heben wir Th. Fontanes Lebenserinnerungen, eine Novelle von Dr. Liliencron, Dichtungen von Friedrich Nietzsche und dem englischen Dichter R. Kipling hervor. — Das Heft ist wieder sehr schön ausgestattet. Für die Lektüre ist das Format aber unbequem.

Bach, Johann Sebastian. Heliogravüre (11,3×8,5 cm.) nach einem bisher noch nie veröffentlichten Originalporträt im Besitze der Familie Edwin Bormann in Leipzig. (Edwin Bormanns Selbstverlag, Leipzig.)

Nach dem Urteil von Sachverständigen, wie zum Beispiel von Dr. W. His, C. Seffner, Dr. Dörffel, Dr. Kroker, Dr. Vogel ꝛc. ist dieses Bild das Porträt Bachs, welches den berühmten Tonmeister in jüngeren Jahren und in voller Manneskraft und Behäbigkeit darstellt.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bemerkungen zu dem Entwurf eines Börsengesetzes. Berlin, H. S. Hermann.

Bindoni, Giuseppe, La Topografia del Romanzo „J Promessi Sposi." Illustrata. Milano, Enrico Rechiedei. Lire 2. —

Bormann, Edwin, Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeares. Heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag. M. 10. —

Brandes, Georg, William Shakespeare. Dritte Lieferung. Paris u. Leipzig, Albert Langen.

Brandt, Dr. L. Otto, Ferdinand Lassalles sozialökonomische Anschauungen und praktische Vorschläge. Jena, Gustav Fischer. M. 2. —

Civis, „Die Edelsten der Nation!" Ein Mahnruf an das deutsche Bürger- und Bauerntum. Zürich, Verlags-Magazin. 80 Pfg.

Ewart, Felicie, Die Emanzipation in der Ehe. Brief an einen Arzt. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. M. 1. —

Förster-Nietzsche, Elisabeth, Das Leben Friedrich Nietzsches. Erster Band. Leipzig, C. G. Naumburg. M. 9. —

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mitteilung über deren Verhältnis. Heidelberg, Karl Groos.

Gall, Julius (Lu), Nausikaa. Roman. Zweite Auflage. München, Verlag „Gegen den Strom". M. 3. 75 Pfg.

Gnad, Dr. Ernst, Literarische Essays. Neue Folge. Wien, Karl Konegen.

Guttzeit, Johannes, Himmel und Erde, Hübbe und Egidy oder Mein Reich ist von dieser Welt. Berlin, Eduard Rentzel. M. 1. —

Hermant, Abel, Nathalie Madoré. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Paris u. Leipzig, Albert Langen.

Hervieu, Paul, Im eigenen Licht. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Paris u. Leipzig, Albert Langen. M. 4. —

Kortzfleisch, Ida von, Der freiwillige Dienst in der Wirtschaftlichen Frauen-Hochschule. Hannover, Carl Meyer. 60 Pfg.

Kritschewsky, S. B., Dr. phil., J. J. Rousseau und Saint-Just. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sozialpolitischen Ideen der Montagnards. Bern, K. J. Wyß.

Panizza, Oskar, Meine Verteidigung in Sachen „Das Liebeskonzil". Zürich, Verlags-Magazin. 60 Pfg.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band. Siebente bis zehnte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Algäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Zweites Heft. Kempten, J. Kösels Verlag. M. 1. —

Reyer-Protesch, Irene, Aus Nah und Fern. Novellen. Graz, U. Mosers Buchhandlung.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Erste Lieferung. (Vollständig in 17 bis 18 Lieferungen à M. 1. —. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Sergi, G., Origine e Diffusione della Stirpe Mediterranea. Induzioni antropologiche. Roma, Società editrice Dante Alighieri.

Steiner, Dr. Rudolf, Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit. Weimar. Emil Felber. M. 2. —

Stoeßel, Alfred, Brandung. Novelle. Leipzig, Robert Friese (Sep.-Conto). M. 2. —

Strahl, A. C., „Auge um Auge!" Roman. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Sybel, Heinrich von, Neue Mitteilungen und Erläuterungen zur Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Sechster und siebenter Band. Fünfte Auflage. Sonderabzug. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. 60 Pfg.

Verschmäht. Ein Liebeswerben aus den Jugendtagen eines edlen Mannes. In Originalbriefen (1779—1780). Leipzig, Georg Wigand. M. 2. —

Wundtke, Max, Die Schule der Zukunft. Zur Kritik und Neubildung unserer Schulorganisation. Berlin, Ulrich Kracht. 50 Pfg.

Zeitz, Karl, Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Illustrirt. Billige Jubelausgabe. Heft 1. Altenburg, Stephan Geibel. 20 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben beginnt zu erscheinen eine

neue Subskription

auf

Georg Ebers
gesammelte Werke.

Mit dem Porträt des Dichters.

Vollständig in 105 Lieferungen von je 5 Bogen Oktavformat.

Preis pro Lieferung 60 Pfennig.

Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Die Ausgabe kann auch in **25 Bänden** geheftet zum Preise von je ℳ 2. 50 ₰, gebunden in hocheleganten Original-Einband zu je ℳ 3. 50 ₰ bezogen werden.

Unsere Ausgabe der gesammelten Werke von Georg Ebers wird folgende Werke enthalten: **Eine ägyptische Königstochter. — Uarda. — Homo sum. — Die Frau Bürgemeisterin. — Die Schwestern. — Ein Wort. — Der Kaiser. — Serapis. — Die Gred. — Die Nilbraut. — Josua. — Eine Frage. — Elifén. — Drei Märchen. — Per aspera. — Die Geschichte meines Lebens.**

Diese Gesamt-Ausgabe wird trotz ihrer vornehmen Ausstattung

für die Hälfte des Preises der Einzel-Ausgaben

geliefert, und da Vielen die Anschaffung der bereits erschienenen Lieferungen oder Bände der ersten Subskription auf einmal nicht erwünscht ist, so haben wir jetzt eine **neue Subskription** veranstaltet, die nach Inhalt, Umfang und Preis genau mit der ersten übereinstimmt.

Einzelne Werke aus dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben.

In unserem Verlage ist erschienen:

Helmuth von Moltkes
Briefe an seine Braut und Frau und andere Anverwandte.

2 Bände. Preis geheftet ℳ. 10. —; in eleg. Original-Einband ℳ. 12. —

Das deutsche Volk erhält durch diesen Briefschatz den tiefsten Einblick in das Seelenleben des verewigten Feldmarschalls, es lernt ihn, man darf sagen, von seiner edelsten und besten Seite kennen: nicht allein, indem es gewahrt, mit welchem Zartgefühl, welcher Innigkeit und Treue er die Liebe zu seiner Gattin wahrt und äußert, sondern auch, weil seine Gattin dermaßen die Vertraute seines Herzens war, daß kaum ein Gegenstand seiner Betrachtung, kaum ein Erlebnis, das ihn fern von der Gattin trifft, in diesen Mitteilungen unberührt und unbeurteilt bleibt. Sein innerstes Denken und Fühlen spricht er in diesen Briefen aus. Alles, was ihm gefällt und mißfällt, die scharfen, treffenden Beobachtungen, die ihm die Weltereignisse und seine unmittelbare Teilnahme an denselben geben, alles das vertraut er den Briefen an die Gattin an. So bietet diese Briefsammlung einen doppelten Genuß: den, den großen Feldherrn aus ihr von der Herzensseite kennen zu lernen, und den, ihn am genauesten berichten und am offensten urteilen zu sehen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und deren Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

Kurhaus Seewis (Schweiz). – Luftkurort

in den Graubündtner Alpen gelegen, in Folge seiner günstigen Lage sehr geeignet für Erholungsbedürftige, Standquartier für Touristen zu grösseren und kleineren Bergtouren. Billige Pensionspreise. Kurarzt. Prospekte. Bahnstation Seewis.

Felix Hitz z. Kurhaus.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden**, bei **Magen-** und **Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Münchner Or'ginale.

Gedichte in oberbayerischer Mundart von
Konrad Dreher.
Mit 23 Illustrationen hervorragender Künstler und dem Porträt Drehers von Franz Lenbach.
In Original-Einband Preis ℳ 10. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ahr-Rotweine

Empfehlen unsere selbstgekelterten garantirt rein von **90 Pfg.** an pr. Liter, in Gebinden von 17 Liter an und erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen.

Proben gratis und franko.
Gebr. Both, Ahrweiler 41.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die Kneippkur.

Eine feuchtfröhliche Studie
von
Karl Brümer.
Mit Bildern von Gustav Köhler.
Neunte Auflage.

In Umschlag geheftet mit Schwarz- und Rotdruck. Preis Mark 1. 50 Pf.

Nicht etwa um einen Hohn auf die Kneippsche Kurmethode oder auf die Anhänger derselben handelt es sich in dieser in munteren Reimen geschriebenen Humoreske und auch nicht um reklamemäßige Empfehlung der Anstalt in Wörishofen. Das mit nettem Bildwerk ausgestattete Büchlein führt uns einen ehrsamen Spießbürger vor, bei welchem der beständige Durst nach einem guten Schluck ein vom Vater überkommenes Erbstück ist, welches seinen Inhaber nur allzu bald mit jenem Reißen heimsucht, dem der damit Behaftete jeden andern Namen bereitwilliger zugesteht, als jenen des verwünschten Zipperlein! Vater Buck, welcher erfahren muß, wie „des Lebens ungemischte Freude ward Trinkern selten nur zu teil", nimmt Abschied von Kind und Kegel und eilt zu Pfarrer Kneipp nach Wörishofen, allwo er nun eine Reihe von spaßhaften Abenteuern erlebt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlung.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Zwanzigster Jahrgang — September 1895 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Fürst Bismarck und die Parlamentarier	257
Karl Bleibtreu	Kein Glück! Erzählung II.	263
H. Beaunis	Charakterzüge der modernen französischen Gesellschaft	276
W. Rein	Alte und neue Pädagogik	283
Aus Böcklins Lehrjahren.	Nach Mitteilungen eines Freundes	291
Rudolf von Gottschall	Die Ausländerei auf den deutschen Bühnen	300
Eduard Reuß	Liszt und seine Paladine	316
Prof. Dr. Ludwig Büchner	Am Sterbelager des Jahrhunderts II.	325
Charakterskizzen aus der neuesten englischen Geschichte.	IV. Lord Rosebery	332
Th. Wiedemann	Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense II.	338
Zeitbetrachtungen		356
	Moritz Brasch: Zeitgeist und öffentliche Meinung. Eine volkspsychologische Studie.	
Berichte aus allen Wissenschaften		363
	1. Kolonialwesen: Karl von Bruchhausen: Rußland und Abyssinien.	
	2. Botanik: Dr. E. Roth: Kletternde Pflanzen.	
	3. Nautik: Ludwig Franz Österreith: Fluß-Seestraßen.	
	4. Verkehrswesen: Zustände auf neurussischen Eisenbahnen.	
Literarische Berichte		376
	Ueber Krieg, Frieden und Kultur. Von Max Jähns. — Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Von Benjamin Vetter. — Nuove lettere inedite del conte Camillo di Cavour. Edite per Edmondo Mayor. — Novalis (Friedrich von Hardenberg). Von Just Bing. — Im Kerker vor und nach Christus. Von F. A. Karl Krausz. — Tier-Ethik. Preisschrift von Ignaz Bregenzer. — Faust, Tragödie von Goethe. Von A. Wilbrandt. — Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase. Von Richard Wahle.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		380

Stuttgart, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien

1895

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Emil Zolas Werk über den deutsch-französischen Krieg.

In unserem Verlage ist erschienen:

Der Zusammenbruch.

(Der Krieg von 1870/71).

Roman von

Emile Zola.

3 Bände. Preis geheftet *M.* 5. —; fein in Leinwand geb. *M.* 8. —

Es war eine schwere Aufgabe, der sich der berühmte französische Romanschriftsteller unterzog, den deutsch-französischen Krieg von 1870/71, welcher noch deutlich in allen seinen Einzelheiten vor dem Gedächtnisse derer steht, die jene große Zeit mit erlebt haben, in einem Romane zu behandeln, und es gehörte das Genie und die wunderbare Darstellungsgabe eines Zola dazu, diese Aufgabe in solch glänzender Weise zu lösen, wie sie jetzt vor uns liegt. In großartigen Zügen entwirft Zola ein Kriegsgemälde von hervorragender Kraft und plastischer Anschaulichkeit. In peinlicher Genauigkeit hat er sich an die wirklichen historischen Ereignisse gehalten und sie mit der gewohnten Meisterschaft dargestellt. Ist es für uns Deutsche schon an und für sich hochinteressant, den deutsch-französischen Krieg in der Darstellung eines Franzosen kennen zu lernen, um wie viel mehr noch muß unser Interesse gefesselt werden, wenn das mit der Objektivität geschieht, mit welcher Zola hier den gewaltigen Stoff behandelt. „Der Zusammenbruch" ist ein Buch, das in allen Kreisen des deutschen Volkes die vollste Beachtung verdient. Jeder Deutsche sollte es lesen.

Erinnerungsbilder aus dem deutsch-französischen Kriege!

Der Ulan.

Roman

von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 141 Illustrationen von G. Brandt.

Preis kartonirt in Farbendruck-Umschlag *M.* 4. —;

fein in Leinwand gebunden *M.* 5. —

Nach Paris zur Zeit seiner Belagerung durch deutsche Truppen führt uns der in den letzten Februartagen des Jahres 1871 beginnende Roman, dessen dritte Auflage in einer besonders sorgfältig ausgestatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Gestalt erschienen ist, und die dem Leser auch eine willkommene äußere Erinnerung an jene historisch große, gewaltige Zeit bieten, die uns hier der Verfasser in geistvollster Weise vor Augen führt. Doppelt anziehend weiß er sein Buch zu gestalten, indem er die voll frischer, martiger Kraft geschilderten historischen Vorgänge mit den graziösen Arabesken fein gebildeten Salonlebens und eines originellen und fesselnden Herzensromans anmutig durchflicht. Das Buch fesselt ebensosehr durch den interessanten Gang seiner Handlung wie durch die vornehme und lebendige patriotische Empfindung, von der es durchglüht ist.

Ein Soldatenleben

in Krieg und Frieden.

Von

Hermann Lüders.

Illustrirt vom Verfasser.

Preis geh. *M.* 5. —; fein in Leinwand geb. *M.* 6. —

In diesem Werke machen wir die Feldzüge in Böhmen 1866 und in Frankreich 1870 mit, das ist der Kernpunkt. Dann aber werden wir auch eingeweiht in alle Leiden und Freuden des Soldatenlebens von dem ersten Anpassen des Rekrutenrockes bis zu den Goldborten des Oberjägers. Alles dies ist schlicht, wahr und mit warmer Liebe zum Soldatenstande, zu Kaiser und Reich beschrieben und gleichzeitig veranschaulicht durch prächtige Bilder, voller Kraft und Leben, überraschend naturwahr, photographisch treu und doch geistvoll, und von bedeutendem künstlerischem Wert, so daß wir in diesem Buche eines jener außergewöhnlichen Werke erhalten, das zur Unterhaltungslektüre gehört, dabei eine populäre und doch künstlerische Abspiegelung unseres deutschen Soldatenlebens gewährt und zugleich einen zeitgeschichtlichen Wert besitzt. Auch stellt dies prächtige Buch in Bild und Wort eine Geschichte des Entstehens der neuen deutschen Armee dar, die um so eindrucksvoller wirkt, weil sie aus dem Stoffe selbst sich ergab und völlig unabsichtlich ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

Freiherr von Huene. [1])

Die Reichstagsmitglieder aus dem Zentrum, mit denen Bismarck persönlich verhandelt hat, kann man an den Fingern abzählen. Franckenstein, Windthorst, Hertling, Schalscha, die beiden Reichensperger, Schorlemer-Alst, Preysing und Freiherr von Huene. Der letztere hat sich hauptsächlich der Behandlung finanzieller, wirtschaftlicher und militärischer Fragen zugewandt und innerhalb seiner Fraktion darin eine gewisse Stellung erworben. Er war Vorsitzender der großen Steuerkommissionen (1890—91 und 1892—93) im preußischen Abgeordnetenhause und während mehrerer Jahre der Budgetkommission des Reichstages; zurzeit hat er diese letztere Stellung im Abgeordnetenhause. Es ist ihm vor allem die Gabe eigen, die Regierungsentwürfe in der Weise zu amendiren, daß sie der parlamentarischen Mehrheit annehmbar erscheinen.

Hervorragend beteiligt war Freiherr von Huene an dem Zustandekommen des preußischen Gesetzes vom 14. Mai 1885, betreffend die Ueberweisung von Beträgen, welche aus landwirtschaftlichen Zöllen eingehen, an die Kommunalverbände (Gesetzsammlung S. 129), indem er einen Initiativantrag einbrachte, aus welchem dies Gesetz sich entwickelt hat. Dasselbe hatte den Zweck, die durch die beabsichtigte Aenderung des Zolltarifs erwachsenden Einnahmen zu benützen, um damit zugleich auch die Erleichterung der kommunalen Lasten herbeizuführen. Das Einverständnis Bismarcks zu der lex Huene wurde durch Verhandlungen erzielt, welche Freiherr von Huene mit dem Grafen Herbert Bismarck führte.

Das Gesetz war im Abgeordnetenhause angenommen und lag dem Herrenhause vor. Im Reichstage stand man vor dem Abschluß der Beratungen über die Erhöhung der Getreidezölle. Nachdem einige dreißig Zentrumsabgeordnete aus dem Westen den Beschluß gefaßt hatten, nur unter der Bedingung der Er-

[1]) Freiherr von Hoiningen-Huene, Carl, Major a. D., Rittergutsbesitzer auf Groß-Mahlendorf (Post. Grüben, Ober-Schlesien), zuletzt Wahlkr. 8. Reg.-Bez. Breslau (Landkr. Breslau-Neumarkt). — Zentrum. — Geb. am 24. Oktober 1837; römisch-katholisch. 1859—73 in der preußischen Armee; Feldzüge 1864, 1866 und 1870—71. Amtsvorsteher, Mitglied des Kreistages und des Kreisausschusses des Kreises Falkenberg in O.-Schl., Mitglied des Landeseisenbahnrates, des Ausschusses für Hochwasserverhältnisse. Mitglied des preuß. Hauses der Abgeordneten, des Staatsrates und von 1884—1893 des Reichstages.

Digitized by Google

höhung der Getreidezölle zuzustimmen, daß die Einführung des Ueberweisungsgesetzes in Preußen feststehe, erhielt dasselbe die Bedeutung, die Annahme des Zolltarifs zu sichern, zudem da nicht feststand, wie viel andere Reichstagsabgeordnete sich noch den obigen anschließen würden. Der Reichskanzler wünschte aber die baldige Erledigung des Zolltarifgesetzes. In diesem Stadium der Angelegenheit ließ sich Graf Herbert Bismarck durch den Prinzen Arenberg im Foyer des Reichstages mit Huene bekannt machen, teilte ihm diesen Wunsch seines Vaters mit und fragte, wie man wohl die durch die noch nicht abgeschlossene Beratung des Ueberweisungsgesetzes bestehende Schwierigkeit beseitigen könne. Huene machte den Vorschlag, der Fürst möge als Mitglied des Herrenhauses bei den Beratungen des Ueberweisungsgesetzes anwesend sein und dafür stimmen. Erhalte dasselbe so die Majorität, so sei das Gesetz schon als publizirt anzusehen.

Am andern Tage teilte Graf Herbert mit, daß sein Vater auf den Vorschlag eingehe. Es wurde demgemäß verfahren und das Gesetz in namentlicher Abstimmung am 9. Mai angenommen. Am 11. folgte die Annahme der Erhöhung der Getreidezölle im Reichstage; Roggenzoll mit 188 gegen 139 Stimmen, also nur mit 24 über die absolute Majorität.

Später äußerte der Fürst gegenüber dem Abgeordneten Windthorst bei einem parlamentarischen Frühstück hinsichtlich des Gesetzes: „Es war ein geschickter Schachzug, der aber auf unserem Wege lag."

In weiterer Verfolgung der Ziele des Gesetzes hatte Huene 1889 von seinen politischen Freunden die Zustimmung zur Einbringung eines Gesetzentwurfs erhalten, welcher die Ueberweisung zunächst der Hälfte der Grund- und Gebäudesteuer an die kommunalen Verbände vorschlug mit Ausschließung weiterer Ueberweisung bis zum vollen Betrage; dagegen sollten die Gemeinden und kommunalen Verbände im Verhältnis der überwiesenen Anteile das Recht verlieren, Zuschläge zu diesen Steuern zu erheben. Huene übersandte dem Fürsten noch vor der Einbringung eine Abschrift des Entwurfs. Sogleich erhielt er eine Einladung zu einer Besprechung, welche — bei einer Flasche Pschorrbräu — über eine halbe Stunde dauerte. Huene begründete seinen Antrag, mußte denselben wiederholt verlesen, und auf Wunsch des Fürsten wurde darin der gänzliche Ausschluß der Zuschläge schon gegenüber der Ueberweisung der Hälfte der Grund- und Gebäudesteuer aufgenommen, der Fürst meinte: „Wir können uns ja abhandeln lassen."

Die Unterhaltung bekundete das lebhafteste Interesse des Fürsten für die Erleichterung des Grundbesitzes. Huene erhielt von ihm die Ermächtigung, auszusprechen, daß der Fürst mit dem Grundgedanken des Antrags durchaus einverstanden sei. „So weit kann ich Eideshelfer sein", sagte er; weiter könne er nicht gehen, da der Antrag dem Staatsministerium noch nicht vorliege. Der Antrag wurde einer Kommission überwiesen, welche zugleich die Beratung des damals in Aussicht stehenden neuen Einkommensteuergesetzes verhandeln sollte. Dieses aber wurde nicht eingebracht und dadurch auch die weitere Beratung des Antrags nicht durchgeführt.

Digitized by Google

Zu Reichstagsangelegenheiten hatte im Jahre 1888 eine anderthalbstündige Unterredung Huenes mit dem Fürsten stattgefunden. Am 1. Februar 1888 erhielt Huene eine Einladung des Reichskanzlers zu einer Besprechung, also kurz vor der großen Rede, welche der Kanzler am 6. Februar 1888 im Reichstag bei der ersten Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend die Aufnahme einer Anleihe zu militärischen Zwecken, hielt, zu deren Vorbereitung am 3. Februar 1888 die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages vom 7. Oktober 1879 erfolgt war.

Bismarck kam es darauf an, auch innerhalb des Zentrums die Ueberzeugung von der Notwendigkeit weiterer Rüstungen Deutschlands zu erwecken. Um dieses Ziel zu erreichen, wandte sich der Kanzler an Huene, der selbst lange Jahre Offizier gewesen, und der wie kein zweiter im Reichstage das Militärbudget und die Militärbedürfnisse zu übersehen vermochte.

Mit der Bismarck eigenen Offenheit weihte er seinen Besucher in mannigfache Verhältnisse der äußeren Politik ein, und hielt ihm einen Vortrag über die Machtverhältnisse Deutschlands und seiner Nachbarn, über die Beziehungen zu Oesterreich, Rußland, Frankreich, die Eventualitäten eines Krieges, das Verhältnis Rußlands und Oesterreichs zu der orientalischen Frage, dann speziell noch über das rauchlose Pulver, das neue Gewehr und so weiter. Gerade in letzterer Hinsicht betonte der Fürst, daß die Regierung nicht in der Lage sei, das, was sie vorhabe, schon öffentlich auszusprechen. Schließlich berührten die Aeußerungen des Fürsten auch Fragen der inneren Politik, namentlich seiner eigenen Stellung.

Zu einer weiteren Berührung gab der von Huene am 12. Dezember 1889 im Reichstag eingebrachte Antrag, betreffend die Wehrpflicht der Geistlichen, Anlaß. Huene schrieb über den betreffenden Initiativantrag an den Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh mit der Bitte um Unterstützung desselben.

Huene schreibt es wesentlich der Einwirkung des Fürsten zu, daß das Gesetz, welches eine Zeit lang sehr gefährdet war, schließlich im preußischen Staatsministerium die Mehrheit erhielt und damit auch im Bundesrat. Die vorbereitenden Schritte zur Durchbringung hatte bereits der frühere Kriegsminister Bronsart von Schellendorff gethan.

Die letzte Unterhaltung mit dem Fürsten hatte Huene nach dem Diner, welches Seine Majestät dem Staatsrat gab. Derselbe war bekanntlich zur Vorberatung der sozialpolitischen Gesetzgebung berufen. „Wie gefallen Ihnen diese Dinge?“ fragte der Fürst. Huene sprach seine Uebereinstimmung mit der eingeschlagenen Richtung aus und zugleich die Hoffnung, daß der Fürst die Sache unterstützen werde. Dieser verbreitete sich dann über die Art und Weise, wie die Dinge behandelt worden seien, und verhehlte nicht seine Unzufriedenheit mit der Art des Vorgehens. Als dann später Kaiser und Kaiserin, bevor sie den Saal verließen, auf den Fürsten zugingen, um sich zu verabschieden, war dieser sichtlich erfreut und erwiderte auf eine Aeußerung Huenes über die Art der Kaiserin: „C'est le charme du coeur“.

Digitized by Google

Die Auszeichnung Huenes durch die persönliche Verleihung des Roten Adlerordens II. Klasse durch Seine Majestät den Kaiser verdankt einer Anregung des Kriegsministers Bronsart von Schellendorff, welche, wie es scheint, erst am 25. März 1889 erfolgt war, ihre Entstehung, während die Uebergehung der III. Klasse, da Huene nur den Orden IV. Klasse mit Schwertern hatte, wohl auf die Vorschläge des Fürsten zurückzuführen ist. Huene erhielt am 25. März 1889 abends die Einladung des Reichskanzlers zum Diner am 26. Es war das erste parlamentarische Diner, welches Seine Majestät mit Allerhöchstseiner Gegenwart beehrten. Beim Eintreten hatte der Fürst zu Huene gesagt: „Ihnen hat der Kaiser etwas mitgebracht wegen Ihrer militärischen Verdienste", dabei machte er eine Handbewegung um den Hals. Als kurz darauf Huene dem Kaiser vorgestellt wurde, übergab Allerhöchstderselbe ihm nach einer gnädigen Ansprache den Orden mit der Aufforderung, denselben alsbald anzulegen.[1])

Christoph Joseph Cremer.[2])

Die erste Anregung der direkten und persönlichen Beziehungen des Abgeordneten Cremer zu dem Fürsten Bismarck erfolgte durch den damaligen Freiherrn, jetzigen Grafen von Mirbach. Letzterer kannte Cremer als Mitarbeiter am „Deutschen Tageblatt" und als eifrigen Verfechter konservativer und nationaler Ideen und sagte im Herbst 1881 zu demselben: „Sie müssen den Fürsten Bismarck kennen lernen!" Cremer verhielt sich zu diesem Vorschlage keineswegs ablehnend, that aber seinerseits keinen Schritt zu der Verwirklichung desselben. Am 1. März 1882 vermittelte Freiherr von Mirbach in seinem Absteigequartier im Hotel Royal in Berlin die Bekanntschaft Cremers mit dem Chef der Reichskanzlei, Geheimrat Dr. von Rottenburg. Kurze Zeit darauf sagte Rottenburg zum Abgeordneten Cremer auf einem Balle bei dem Minister Maybach: „Der Fürst wünscht Sie morgen zu sprechen. Ich werde Sie vom Abgeordnetenhause abholen." Rottenburg fuhr am andern Tage dort auch vor, jedoch nur, um Cremer zu sagen, daß der Reichskanzler an diesem Tage infolge rheumatischer Schmerzen verhindert sei, ihn zu empfangen.

Ende August 1882 erhielt der Abgeordnete von Massow auf Rohr in Pommern von Herrn von Rottenburg eine Zuschrift, worin derselbe äußerte: „Wie ich höre, besucht Sie demnächst der Abgeordnete Cremer.[3]) Bringen Sie

[1]) Bezeichnend für den Vorgang ist ein Schreiben der Generalordenskommission an Freiherrn von Huene vom 4. April 1889, in welchem es heißt: „Infolge der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 3. d. M., laut welcher Seine Majestät der König Ihnen den Roten Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub zu verleihen und am 26. v. M. persönlich zu übergeben geruht haben ꝛc."

[2]) Cremer, Christoph Joseph, Redakteur in Berlin, geb. in Bonn am 15. Juli 1840, katholisch. Von 1875 bis 1893 Mitglied des Abgeordnetenhauses. Sein politischer Standpunkt ist der christlich-konservative, den er als solchen von Anfang an auch während seiner Zugehörigkeit zum Zentrum bezeichnet hat.

[3]) Cremer befand sich damals auf einer politischen Agitationsreise von Breslau über Rügen nach Königsberg und Tilsit, da die Abgeordnetenhauswahlen vor der Thür standen.

Digitized by Google

ihn doch einmal mit nach Varzin." Augenscheinlich hegte Fürst Bismarck den Wunsch, den Mann kennen zu lernen, der in Berlin und in den Provinzen so kräftig gegen den Richterschen Fortschritt und die Sozialdemokratie agitirte. Herr von Massow schrieb darauf unterm 29. August von Rohr aus an Cremer: „Heute morgen erhielt ich aus der Reichskanzlei ein Schreiben, in welchem ich gebeten werde, falls Sie mich in Rohr besuchten, mit Ihnen einen Ausflug nach Varzin zu machen. Uebermorgen fahre ich nun voraussichtlich allein dorthin und werde vermelden, daß Sie mir für Mitte September Ihren Besuch in Aussicht gestellt hätten, und ich Sie dann einführen würde. Dies wird Sie vielleicht bewegen, Ihren Besuch nicht in das Unbestimmte hinauszuschieben." Cremer erwiderte, daß er seinen Besuch in Rohr unter allen Umständen gemacht haben würde, und sagte zu, am 16. September dort einzutreffen.

Inzwischen fuhr Herr von Massow selbst nach Varzin und ließ durch den Grafen Rantzau fragen, wann dem Fürsten Bismarck der Besuch der beiden Abgeordneten angenehm sei. Als dieser Zeitpunkt wurde der 21. September bezeichnet.

Am bestimmten Tage fuhr man von Rohr zu Wagen nach Varzin, wo man kurz vor der Dinerzeit eintraf. Der Fürst empfing seinen langjährigen Gutsnachbar von Massow auf das freundschaftlichste und behandelte Herrn Cremer, den er sofort in ein längeres Gespräch zog, mit Auszeichnung. Als man sich gerade zu Tisch begeben wollte, ertönte vom Gutshofe her das Signal einer Extrapost. „Da kommt Friedberg;" — sagte der Fürst — „er ist auf einer Inspektionsreise begriffen, und ich habe ihn gebeten, bei mir vorzusprechen." Dann meinte er zu Cremer gewendet, daß er ihn eingeladen haben würde, die Nacht in Varzin zu bleiben, nunmehr aber auf Gewährung seines Wunsches bestehen müsse, weil er sonst zu wenig Gelegenheit finden würde, sich mit Cremer eingehender zu unterhalten, denn der Justizminister, der am folgenden Morgen wieder abreise, würde ihn (den Fürsten) bis dahin vollständig in Anspruch nehmen.

Nachdem der Minister Dr. Friedberg den Salon betreten hatte, ging man zur Tafel. Der Minister führte die Fürstin, der Abgeordnete Cremer die Gräfin Rantzau zu Tisch und saß während des Mahles zur linken Seite des Fürsten.

Nach Tisch zogen sich Fürst Bismarck und Dr. Friedberg zu einer langen Konferenz zurück.

Am andern Morgen zeigte die Fürstin den Herren von Massow und Cremer den Park, und nach dem Frühstück erfolgte eine Ausfahrt Bismarcks mit diesen beiden Herren, die sich bis kurz vor die Dinerzeit ausdehnte; die Fahrt erstreckte sich über einen großen Teil des Varziner Gebietes. Fürst Bismarck war bei bester Laune, erzählte unermüdlich die reizendsten Episoden aus seinem Leben, sprach über Politik und Politiker, versäumte aber keine Gelegenheit, seine Vorliebe für die Landwirtschaft und das Landleben an den Tag zu legen. Er versicherte allen Ernstes, daß, wenn ihm nicht die Politik in die Quere gekommen wäre, er es in der Landwirtschaft zu etwas Tüchtigem gebracht haben würde. Die Unterhaltung gewann somit einen durchaus gemütlichen Ton. Als das Gefährt

Digitized by Google

in einen richtigen pommerschen Sandweg einlenkte, dessen Bestimmung ein Täfelchen an einem Baume durch die Bezeichnung „Holzweg“ charakterisirte, machte Cremer mit Bezug darauf den Scherz, daß er nunmehr aus eigenster Erfahrung eine Behauptung aufstellen könne, die kein Diplomat der Welt wagen könne, ohne sich unendlich lächerlich zu machen, nämlich, daß er den Fürsten Bismarck auf dem Holzwege gesehen habe.

In bester Stimmung langte die Gesellschaft in Varzin wieder an.

Als es zur Tafel ging', hatte Cremer die Ehre, die Fürstin Bismarck zu Tisch führen zu dürfen und an der rechten Seite des Fürsten Platz zu nehmen.

Nach Tisch besprach der Fürst mit Cremer die gesamte politische Lage, namentlich mit Rücksicht auf die damals bevorstehenden Wahlen. Cremer entwickelte seine Grundsätze, und Bismarck machte ihm gegenüber aus seinen intimsten Gedanken kein Hehl. Herr von Massow war an dieser Unterhaltung nicht beteiligt. Wiederholt trat die Fürstin an ihren Gemahl heran mit der Mahnung: „Otto, du mußt Dir endlich Ruhe gönnen, Du mutest Dir wieder zu viel zu!“ Aber der Fürst winkte in liebenswürdigster Weise ab mit den Worten: „Laß mich, Johanna, wir unterhalten uns ausgezeichnet, und das ermüdet mich nie.“ Am Schlusse konnte Cremer konstatiren, daß er fast in allen Punkten mit Bismarck übereinstimmte. Bismarck bat Cremer wiederholt, die entwickelten Theorien mit Nachdruck weiter zu verteidigen, ohne im mindesten die eigenen Anschauungen desselben zu beeinflussen, und fragte schließlich in der liebenswürdigsten Weise, ob er etwas für ihn thun könne. Cremer erwiderte, er habe nur den einen Wunsch, Bismarck möchte seinen Einfluß dahin aufwenden, daß er staatlicherseits weder Anerkennung noch Auszeichnung erhalte, und bemerkte etwas drastisch: „Ein Band ins Knopfloch wäre für mich die Strippe ums Bein. Sobald ich einen Titel oder Orden hätte, würde man sagen: Er muß! Ich will aber nicht müssen, ich will wollen!“ Bismarck war anfangs frappirt, dann meinte er lachend: „Während man sich sonst die Gesellschaft kaum vom Halse halten kann, die einen um alles Mögliche bittet, verlangen Sie das Gegenteil. Den Gefallen kann man Ihnen thun, und recht haben Sie obendrauf!“

Nach der Abreise von Varzin sagte Herr von Massow dem Abgeordneten Cremer, daß von dem in Varzin Gesprochenen nichts lautbar werden dürfe. Auf der Rückreise nach Berlin traf Cremer unterwegs mit dem Grafen Wilhelm Bismarck zusammen. Cremer frug den Grafen, wie er sich zu verhalten habe, falls die Thatsache seines Varziner Besuches in der Presse verlautbare. Graf Wilhelm erwiderte, daß Cremer absolut keine Veranlassung habe, aus der Thatsache selber ein Geheimnis zu machen, daß er sich aber in Bezug auf die Einzelheiten Reserve auferlegen möge.

Es dauerte volle sechs Wochen, bis die Anwesenheit Cremers in Varzin öffentlich bekannt wurde. Zunächst geschah dies in Form eines schlechten Witzes von Eugen Richter, der seinen Lesern die große Neuigkeit auftischte, Cremer habe „im Nachthemde des Reichskanzlers“ geschlafen. Das wahrscheinlich von einem Reporter aus einer gelegentlichen Unterhaltung in privaten Kreisen aufgeschnappte

Digitized by Google

Faktum ist allerdings „historisch“ richtig, aber keineswegs das einzige Bemerkenswerte an jener Begegnung. Die praktische Folge war, daß Cremer bis zum Abgange Bismarcks in zahllosen Versammlungen, die Jahr auf Jahr bis zu 150 betrugen, und in der Presse für die Politik des Fürsten mit vollster Energie eintrat und auch in der Folge es nie mit denen gehalten hat, die mit Rücksicht auf die veränderte Situation sich auf die Gegenseite stellten. So lange Fürst Bismarck am Ruder war, hat Cremer stets die regsten Beziehungen zum Reichskanzlerpalais aufrecht erhalten und ist wiederholt mit Einladungen dorthin beehrt worden. Während der zehn Jahre, die dieser Verkehr dauerte und der auch zu mehrfachen persönlichen Begegnungen des Fürsten mit Cremer führte, ist es weder zu politischen Differenzen noch zu irgend welchen Versuchen gekommen, Cremers Aktionsfreiheit einzuschränken. Vielmehr ist demselben bei jeder Gelegenheit die ausgiebigste Förderung und Unterstützung hinsichtlich seiner Bestrebungen von seite des Fürsten sowohl wie von dessen Beamten zu teil geworden.

Im übrigen darf hier bemerkt werden, daß Cremer schon seit Jahren auch als Mitglied des Zentrums zu den treuesten Verehrern des Fürsten Bismarck gehörte, dem er im Hinblick auf dessen weltgeschichtliche Leistungen für die Ehre und die Größe des deutschen Vaterlandes alle Nachsicht für eine Kirchenpolitik angedeihen ließ, die er (Cremer) als einen verhängnisvollen Mißgriff betrachtete. Hatte Cremer es doch schon im Jahre 1879 gewagt, eine parlamentarische Soirée des Fürsten zu besuchen, ohne sich durch die Stichelreden und die Grobheiten seiner Kollegen vom Zentrum in seiner Haltung beirren zu lassen.

Kein Glück!

Erzählung von **Karl Bleibtreu.**

(Schluß.)

Er saß allein auf dem Hügel, die Beine gespreizt, den Kopf auf die Brust gesenkt. Sein Auge mit den gerunzelten Brauen starr geradeaus gerichtet, als ob es das Schlachtpanorama widerspiegeln solle. Vor dem Feldstuhl am Boden lag die Karte, mit rotknöpfigen Nadeln bespickt, und seine Reitgerte zeichnete rätselhafte Linien darauf oder in die Luft, als grenze er dort ein Gemälde ab. Dann wühlte er wieder damit im Erdreich und spießte eine Scholle auf. Es war, als ob er den Erdball so auf seinem Stock davontragen wolle. Endlich stand er auf und klopfte mit der Gerte an seine Stiefel, die nicht mehr blank gewichst aussahen: war er doch in den letzten drei Tagen sechzig Stunden zu Pferde gewesen!

Ja, er hatte seine Schuldigkeit gethan, nun konnte die Ouvertüre losgehen. Wenn sie fortdröhnt, die ungeheure Schlachtenorgel, so hält ihre Fugen und Tasten

Digitized by Google

mit festem Griff der eine kleine Mann dort oben auf dem Hügel. Ob jeder Orgeltakt den Wehruf tausend Verstümmelter widerhallt, was kümmert es ihn, den Künstler! Er kommandirte halblaut, gestikulirte hierher und dorthin. Aber das Gesicht, wie aus Bronze gegossen, blieb stets gleich kühl und regungslos. Berthier, dem er leise einige Befehle diktirte, schien viel aufgeregter.

Gemurmel zahlloser Krieger, heiser barsche Kommandoworte, dumpfer Rottentaktschritt, der das Gras niederlegt, über das Räderfurchen hinleiten. Bienengesumm, Schlachtmusik ... Lustig, lustig tanzt die Morgensonne auf den Spitzen zahlloser Bajonette und flatternder Trikoloren, wie auf Kämme endlos geringelter Waffenschlangen, wie auf Kämme aufschäumender Meereswogen. Ununterbrochen wälzten sich die langen Sturmsäulen des Kaisers ins Marchfeld und in unaufhörlicher Kette umkräuselten weiße Wölkchen den Horizont, entlang dem Gürtel der französischen Batterien, die von dem Gewässer der majestätisch fließenden Donau den wunderbar großartigen Anmarsch weiter und weiter umschlangen ... wie über den Tisch gefächerte Karten bersten vor ihnen die Vorstellungen des Feindes aus einander und liegen zerstreut, zerspalten da. Ueber sie weg geht der Marsch.

Das Corps Massena rückte zuerst in seine Stellungen vor, am äußersten linken Flügel, während sich allenthalben die Streitmacht des neuen Attila über das Blachfeld ergoß. Hier auf der Bühne großer Weltbegebenheiten waren Marc Aurel, Odoaker, der Hunnenkhan, Theodorich, Karl der Große, Barbarossa, Rudolf von Habsburg gewandelt. Ein größerer denn sie alle ließ heute die ehernen Würfel rollen ...

Oberst St.-Croix ritt still für sich. Seine Augen flammten, seine Lippen bebten. Es war seine zweite Schlacht ... und was für eine! Aspern und Wagram, das zählt doppelt und dreifach. Heute galt nur Vorbereitung, Erkundung, Anpacken des Gegners, festhaltend, hinhaltend. Der strategische Aufmarsch war herrlich beendet. Zu seinem Schutze tobte noch die wütende Kanonade, die gegen Abend in erhöhtem Maße wuchs. Ueber tausend Geschütze beiderseits verschmolzen ihre Stimmen zu einem entsetzlichen Gebrüll. Ein ununterbrochenes Heulen und Bellen, wie von geflügelten Höllenhunden ... jeder Schuß schien über die endlose Fläche in tausendfältigem Echo wie ein unabläßiger Donner hinzurollen. Durch dickgeballte Massen von Staub und Dampf fuhren die schwirrenden Eisenballen, wie Blitze durch Wetterwolken hinzucken. Den österreichischen Schlachtreihen lagerte sich ein Dunstkreis vor mit bläulichen Ringeln, aus dem es unabläßig sprühte und wetterleuchtete. Aber immer stärkere Batterien des Kaisers fuhren auf, sein Fußvolk kam ins Gefecht. Wie ein leitender Mahnruf des obersten Kriegsgottes schwebte über all dem Höllenlärm ein hunderttausendkehliges Vive l'empereur! ...

Ah, dachte St.-Croix, so zu sitzen als Feldherr auf der Höhe, die Seele des Ganzen, unbeweglich und ernst, wie ein inkarnirter Gedanke, mit stiller Miene unter all den leidenschaftlich verzerrten Gesichtern, das ungeheure tobende Gewühl wie an einem Faden lenkend. Das Heer spannt sich straff wie eine schwarze Schnur über das Gefilde, wie ein Orchester nach des Kapellmeisters Taktstock sich aus einander faltend. Ah, schön mag's sein, wenn Sonnenschein spielt um weiße Pfirsichblüten

Digitized by Google

und Schmetterlinge, aber schöner für ein Feldherrnherz, wenn Granatfeuer blitzt über weißröckige Linien Oesterreichs. Begreife ich nicht des Kaisers Plan? Wir werden sie ostwärts umklaftern und unsere Linke versagen. Mag der Feind nur mit unzähmbarer Wucht auf Massena fallen, bald spricht ihm unser Zentrum ein donnerndes Halt. Und dann eröffnen Davousts Kanonen zur Rechten den vollen Chorgesang, bis sich, aus meilenweitem Umkreis immer enger zusammengenetzt, das Heer Erzherzog Karls hin und her schiebt unter höllischem Kreuzfeuer. O, nur eine Stunde Napoleon! Da sitzt er, umgürtet von feuriger Lohe wie ein Cyklop und schmiedet sein Werk inmitten seines Kraters . . .

Halt! Da reißt eine Granate den nächsten Offizier weg . . . St.-Cyr darf nicht mehr träumen. Da vorne liegt das Dorf, verpalissadirt, mit Erdaufwürfen versehen. St.-Cyr zieht. Degen hoch, mit schmetternder Kommandostimme: „A moi, mes braves!“ sammelt er die tausendfünfhundert Voltigeure der Vorhut und das sechsundvierzigste Linienregiment. Die Hornisten setzen ihre Instrumente an die Lippen, eintöniges Tralala und dann Bambambam der Trommeln, Signal zum Avanciren. Tiktaktak, scharfes Gewehrknattern festklebender Schützenschwärme. Drauf durch den tönenden Todesregen! „Vorwärts, ihr vom sechsundvierzigsten!“

*

Das große Hauptquartier lauscht in der Dämmerung. Fern grollt die Kanonade, schwächer und schwächer. Kein Rauchturm stob mehr zum Himmel aus der feindlichen Höhenstellung am Rußbach. Die Ordonnanzen untersuchen den Sattelgurt ihrer Renner. Andere sprengen heran mit Meldungen und wieder aus einander zu den verschiedenen Corps. Andere Stäbler jagen in schlanker, flotter Gangart auf und davon hinter der Front, um Anordnungen bei Reserve und Proviantkolonnen zu verfügen oder dem Generalarzt Larrey einen Wink zu überbringen, wie viel Sanitätsmannschaften er zu den Ambulanzen überwiesen bekommt. Die Intendanten und Zahlmeister haben auch alle Hände voll zu thun vor einer großen Schlacht. Sold, Reis- und Brotportionen müssen jetzt stimmen . . . morgen ist der große Festtag im Kalender des Soldaten, jeder Veteran legt Gala an. Das ist so Brauch in Cäsars Legionen.

Napoleon steht still wie aus Stein gehauen. Seine kleine, gedrungene Gestalt zeichnet sich scharf in der Dämmerung ab. Heute gab's nicht viel . . . die verzettelte Linie Erzherzog Karls zu sprengen . . . morgen, wir werden sehen.

„Der Gedanke, in den Hanselgrund und die Mühleninsel vorzubrechen, ward zuerst von St.-Cyr angeregt. Sein Vorschlag hat sich bewährt. Sagen Sie doch, Marschall,“ fragte er Massena, der zu Wagen am Biwakfeuer des Kaisers erschien, wo alle Corpsführer auf letzte Direktiven für morgen harren, „Sie selbst sind ja heute Invalide, können also leider Ihre gewohnte Emsigkeit nicht üben . . . wer hat die Schiffsbrücke für Ihr Corps geschlagen, wer hat den Brückenkopf diesseits konstruirt?“

„St.-Cyr.“

„Dachte mir's. Wer hat die Kanonenboote und die schwimmende Batterie geleitet zur Deckung des Ueberganges?“

Digitized by Google

„St. Croix."
„Wer hat Groß-Enzersdorf genommen?"
„St.-Croix." Es klang belustigend.
„Ei! Und wer wird eine große Carrière machen? St.-Croix!"

*

Es schlägt die Mittagsstunde vom Kirchturm von Wagram. Niemand gibt acht auf die Glocke. Ungeheure dunkle Linien. Langsame Vorbereitung zur Ueberflügelung. Die Entwicklung der Katastrophe nähert sich, spitzt sich zu. Auf ein Zeichen Napoleons, das sie nur erwarteten, sind hundert Kanonen Lauristons auf einem Fleck über die Heide herangerasselt, wie ein einziger ehrner, hunderträderiger Kriegswagen Bellonas, daß die Erde aufdröhnte mit klopfendem, pochendem Mutterherzen, als tanzten auf ihr Gigantensöhne den steinernen Reigen. In wuchtig aufstampfendem Takt gestreckten Galopps fuhr die Batterie als geschlossene Masse vor, begann ihr furchtbares Werk mit Schrecken, Tod und Verderben, nach allen Richtungen ihren Donner verbreitend, ihre Blitze entsendend. Ein Orkan von Geschossen zerschmettert die Massen der Weißröcke, reißt ihre Reihen weg, fegt durch alle Glieder hindurch, daß graue Lücken klaffen. Auch die Artillerie Erzherzog Karls arbeitet mit allem Fleiß. Sie speit Verheerungen wider die große Sturmkolonne von vier Divisionen, die Napoleon zusammengebracht, um eine Flanke gegen das siegreiche österreichische Zentrum bei Aderklaa zu bilden und einen Durchbruch zu verhüten, da sein linker Flügel völlig aus dem Felde geschlagen. Corps Bernadotte mit seinen Sachsen wich schon in Verwirrung, Massena sammelt sein aufgelöstes Corps nach verzweifeltem Widerstand an den Lobaubrücken, fortwährend aufs äußerste bedrängt.

Schon eine gute Stunde mochte dies unerhörte betäubende Kanonenfeuer gedauert haben. Das Gerassel des Kleingewehrs in den Ortschaften kam dagegen nicht auf, wo alle in vollen Flammen stehenden Gebäude einzeln genommen und verloren, wieder gewonnen und wieder verloren wurden und die wütendsten Sturmangriffe sich ohne Unterlaß drängten. Tote und Verwundete blieben liegen. Man brauchte alle Kräfte. Wo Menschenhände hernehmen, eine von Augenblick zu Augenblick gesteigerte Menge aus der Feuerzone zu bringen?

Die Flammen röteten den Pulverdampf, der teils undurchdringlich die Thalmulde bedeckte, teils in die Höhe stieg, vom Winde entführt. Hoch in den Lüften verpuffte hier und da eine pinienförmige Rauchsäule, wenn Pulverkarren in die Luft flogen. Wie Legionen höllischer Geister schwirrten unsichtbar die Wölkchen zu früh geplatzter Granaten.

Napoleon auf seinem arabischen Schimmel hielt vor der Front eines Karabinierregiments, dieser Elitetruppen mit altgriechischen Raupenhelmen von gelbem Messing. Weiter seitwärts baumelten und flatterten die Roßschweife von pantherfellbesetzten Dragoner- und Kürassierhelmen. Die grelle Juninsonne, wo sie den Dunstkreis durchdrang, schuf sich in den blankgeputzten Panzern einen Spiegel, aus welchem blendende Strahlenwogen zurückprallten. Häufig klapperten verirrte matte Kugeln wie Kastagnetten auf diese Rüstungen oder glitten anklopfend ab wie eine Handvoll Erbsen.

Digitized by Google

Jetzt aber erscholl plötzlich der Sturmmarsch, die Trommeln wirbelten auf der ganzen Linie und entlang der tiefen quadratischen Sturmsäule den pas de charge. Die Hornisten der Voltigeure bliesen das Signal zum Avanciren, während im Hintertreffen harmonische Melodien von Musikchören anhoben, als ob sie den Siegesflug der Trikolore mit Doppelschwingen kriegerischer Begeisternng beflügeln wollten. Auf Flügeln des Gesanges schlug sich's weit lustiger. Also los, ihr Zimbeln und Pauken!

Unter anhaltendem Vive l'empereur setzte sich der französische Gewalthaufe in Bewegung, schob sich in die Zerreibungszone vor und raufte mit Kolben und Bajonett Brust an Brust, Mann wider Mann. Ueberragt von ihren goldbefransten Trikolorenfarben und Adlern, die mit goldenen Augen durch den brenzlichen Qualm umherblitzten, brandete ununterbrochen die blaue Sturmflut an den starren weißen Linien, die sich wie Kreideklippen entgegenstemmten und dämmten. Zugleich schrieen die Fanfaren auf das Kommando „Marsch, Marsch!“ Marschall Bessières setzt sich selbst an die Spitze der Reservereiterei. Zieht ein Hagelwetter herauf? Zahllose Säbelscheiden klappern an Brotbeutel und Pistolenhalfter, das Zaumzeug klattert am knirschenden, schäumenden Gebiß. Vornüber gebeugt, die langen Schwerter vorgestreckt, sich hebend und senkend im schwankenden Sattel, wie eine Sturzwelle ergießen sich die Geschwader in die Ebene, Erdschollen von ihren Hufen in die Lüfte emporschleudernd und die Schwaden der Felder niederstampfend.

Napoleon beobachtete einen Augenblick durchs Fernrohr das Vorschreiten Macdonalds auf Aderklaa, wo in immer rascheren Schlägen die Kartätschlagen der österreichischen Geschütze entgegenbrüllen, wo Liechtenstein und Kolowrat mitsamt den ungarischen Reservegrenadieren unerschütterlich stand zu halten suchen, wo halb vernichtete Regimenter sich um ihre Adler kräuseln, wo die atemlos mit verhängtem Zügel über Sturz- und Stoppelfelder heranschnaufenden Reiterharste, erst kaum merklich schwankend, ihren Rennern krampfhaft die Sporen eindrücken, um, in ängstlichen Galopp und Zotteltrab verfallend, vor dem Todesgruß dichtaufkrachender Generalsalven zurück zu schaudern. Das Blachfeld bedeckt sich mit verstümmelten Rossen und Reitern, umsonst fahren die Trompeten fort, zur Attake zu schmettern, umsonst führen heroische Rittmeister einzelne herausbrechende Züge bis an die dunkle Mündung verderbenschwangerer Feuerschlünde. Die Attake wird auf allen Punkten abgewiesen, Marschall Bessières selbst verwundet. Jubelgeschrei tönt grell den Geschlagenen nach, und die Oesterreicher setzen erleichtert das mörderische Infanteriegefecht fort. Aber Napoleon kümmert das nicht. Er ist seiner Sache sicher. Bald wird die ganze Schlachtordnung Erzherzog Karls einen ungeheuren Stoß empfinden, der sie lockert und sprengt, wenn der Vizekönig Eugen und Oudinot zwischen Wagram und Parbasdorf durchbrechen. Der dicht verschlungene Schlangenknäuel da bei Aderklaa und Süssenbrunn verzehrt die Hauptmacht des Gegners, der sich dort verbiß, abgelockt vom Entscheidungspunkt durch demonstratives Scheinmanöver. Immer dünner dehnt sich die schräge Front des Erzherzogs nach Westen aus, hämische Freude blitzt in Napoleons marmorner Maske sekundenrasch flüchtig auf, ein leichtes, unheimliches Lächeln der schmalen Lippen verrät, daß er den Feind auf seinem Fehler ertappen wird. Wohl erzittert schon das waldige Ufergelände der Lobauinsel in seinem Rücken

Digitized by Google

von verstärktem Flintenfeuer: Massena ist durchbrochen, Aspern ihm entrissen und er teils in die Ebene des Marchfelds versprengt, teils in die Lobau zurückgeworfen.

„Sire, Sire!“ Es ist der junge Markgraf von Baden, aus der Suite des Marschalls Massena, der sich hierher zum Standort des Feldherrn durchgefunden. Tigerfellschabracke und hellblauer, silberverschnürter Dolman zeigen ihn als kaiserlichen Ordonnanzoffizier. Er scheint außer sich, ringt nach Atem und stockt beim Melden.

Napoleon blickte ihn ruhig an. „Sie kommen vom Herzog von Rivoli?“

„Sire, Excellenz lassen melden, daß wir uns unmöglich länger halten können. Die Schlacht ist unrettbar verloren.“

„Still!“ Der Kaiser horchte und spähte schon seit lange nach Osten hinüber, wo ein alter viereckiger Turm auf der Höhe von Markgraf-Neusiedel die äußerste Spitze der österreichischen Stellung markirte. Drang Dayonst über diesen Hügel vor . . . ah, da! Ein tiefes Aufatmen des Feldherrn . . . der Kanonenschall und Pulverrauch schon jenseits des Turmes . . . der linke österreichische Flügel ist also aufs Zentrum abgedrängt. „Wie viel Uhr, Berthier?“

Das Dienst-Uhrwerk — der souveräne Fürst von Neuchâtel mit dem Titel „Hoheit“ in der gelben Uniform seiner Leibgarde — zählt gehorsam: „Zwölf Uhr, Sire.“

„Ah! Eilen Sie zum Herzog von Rivoli . . . melden Sie dem Marschall: Die Schlacht ist gewonnen.“

Der verblüffte Markgraf ritt von dannen, ohne zu begreifen. Napoleon aber wandte langsam sein Roß und begab sich rückwärts zu einem Viereck der alten Garde, dessen Bärenmützen ihn schweigend in die Mitte nahmen. Es war so Sitte in Augenblicken großer Krisen, um den kleinen Mann vorm Zertretenwerden zu schützen, wenn er sich zur Ruhe niederlegt. Minister und Generale aller Grade seines goldstrotzenden Gefolges lagerten sich unter. Mameluk Rustan spreizte einen Bärenfellteppich im Grase aus. Eine Pyramide zusammengesetzter Gewehre, den kalten Stahl der starrenden Bajonette gekreuzt, soll ihn vor den Mittagsstrahlen schützen. Und, den Sieg in der Tasche, schlief der Schlachtendonnerer ein unter dem Donner der Schlacht. Das war der Schlaf des Gerechten.

*

Der Kaiser ist erwacht und nimmt die ehrerbietigen Glückwünsche des anwesenden diplomatischen Corps und des Zivilkabinets entgegen zu der gewonnenen Schlacht. Wagram, Parbasdorf, Aderklaa, Breitenlee sind in Händen der Franzosen. Der junge Markgraf von Baden kommt soeben zum Rapport vom geschlagenen linken Flügel. „Schon wieder hier, Hoheit? Wo sind die anderen Marschallsordonnanzen des vierten Corps?“

„Nummer eins ist gefallen, Nummer zwei bin ich, Nummer drei und vier sind verwundet, Nummer fünf wird vermißt, Nummer sechs bis acht sind niemals von ihren Aufträgen zurückgekommen.“ Das pflegt Mode zu sein. Der Strudel schlingt alles hinab in tödliches Vergessen; möglich, daß man später die Leichen erkennt, möglich auch, daß sie unerkannt ins Massengrab fliegen.

„Ja, da müssen Sie freilich alles allein besorgen. Also, bitte um Ihre Meldung.“

Digitized by Google

„Sire, Oberst St.-Croix meldet, daß er wieder die Offensive ergreift und auf Leopoldau vorgeht. Diese Bewegung soll die Rückzugsstraße nach Brünn bedrohen."

„Sehr gut. Aber was sagen Sie da! Oberst St.-Croix . . . was macht denn der Marschall?"

„Herr Marschall sind wegen Kontusion nicht in der Lage, zu Pferde zu sitzen, fährt daher in seiner Kalesche im Granatfeuer herum, als Zielscheibe des Feindes . . . aber er kann doch nicht ordentlich dabei sein. Die Divisionäre sind alle verwundet, auch von der Reiterei, Marulaz soeben zum Krüppel geschossen —"

„Und Lassale gefallen, unersetzlicher Verlust," nickte Napoleon; „aber wer führt denn nun eigentlich Euer Corps?"

„Oberst St.-Croix."

*

Noch einmal braust der Schlachtorkan gewaltig auf, um dann rasch zu ersterben. Die österreichische Gefechtskraft, seit lange schon ebbend, flutet langsam rückwärts, dann in beschleunigtem Tempo, als Davousts Umfassung wirkt. Alle Waffengattungen folgen ungestüm. Artillerie beschießt die Rückzugsstraße, Reiterei macht sich zum Einhauen bereit, wie Schweißhunde die Fährte witternd. Umsonst. In raschem Fluge bewegen sich Staubwirbel abziehender Kolonnen nordwärts. Hie und da wühlten sich noch Eisenbälle in den Boden ein, mit lautem Knall verdunstend, und unter verstreuten Kugelsaaten wühlte sich noch mancher ein blutiges Grab, mit beiden Armen krampfhaft in die Erde greifend. In Kot und Blutlachen wälzten sich herrenlose Feldflaschen hin und her, sich vollsaugend mit rotem Naß . . . Kupfer, Glas und Bluttümpel in gleichen Lichtresler der schrägen Julisonne getaucht, die aus durchsichtig blauer Luft diesen zusammengepreßten Waffenring von dreimalhunderttausend Streitern vergüldet. Kaum fliegen noch ein paar eiserne Boten hin und her. All die ehernen Stimmen der Schlachtenhymne, die zu ohrenzerreißendem Donnergebrüll verschmolzen, deren Schlußchoral in endlosem Halbkreis fieberisch die Luft bewegte, sind verstummt.

Oberst St.-Croix, bleich, ein Batisttuch um die Schläfe gewunden, blutbeträufelt, salutirt zu Pferd vor Napoleon, der in Mitte des Gardevierecks steht, die Hände auf dem Rücken, den grauen Ueberrock weit aufgeknöpft, denn er schwitzt! Ein Gluthauch weht stäubende Funken aus Wagrams Schindeldächern dahin. Glutrot bescheint der Widerschein des Brandes bluttriefende Waffen. St.-Croix' müder Rappe bläht schnuppernd die Nüstern und gähnt in den schäumenden Lefzen. Schaudernd bläht er die Mähne, wo es am Wege geisterhaft röchelt und ächzt. Dann kaut er unwirsch an den Zügeln und lümmelt sich.

„Guten Tag, St.-Croix," hob der Kaiser mit verstohlenem Lächeln an.

„Guten Tag, Majestät."

„Habe gehört, wie Sie sich aufgeführt haben . . . überall gewesen, sich in alles gemischt, als ob Sie das Corps selbst kommandirten. Solche Leute kann ich nicht brauchen . . . als Obersten. Taugt nichts für die Disziplin. Adieu, mein General!"

Digitized by Google

„Sire . . .“ St.-Croix verstand den gnädigen Scherz und die Sprache stockte ihm in freudigem Schreck.

„Berthier, notiren! Da werden wir wohl wieder 'was ernennen müssen! Bitte um Angabe Ihres Dienstetats.“

„Siebenundzwanzig Jahre, vier Dienstjahre, eine Wunde, Oberst,“ trumpft St.-Croix lakonisch auf.

„General, Reichsgraf, Kommandeur der Ehrenlegion.“

Das war übertrumpft.

*

Lever in den Tuilerien. Die Empfangssäle sind voll. Es rauscht von seidenen Roben, es flimmert von goldenen und silbernen Epauletten, unter dem Strahl der Ampeln und Kandelaber. Viele hohe Würdenträger sind anwesend, der Erzkanzler, der Vizeerzkurfürst, der Connetable und Oberjägermeister, die Generaloberſten der Waffengattungen. Sogar Vizekönig Eugen ist anwesend in der grünroten Uniform seines Leibregiments, nur durch einen Goldstreifen an der Lederhose und den karmoisinroten Cordonnastiefeln von seinen Garde-Chasseurs unterschieden. Auch Fürst Poniatowski erregt allgemeine Aufmerksamkeit in der weißen Kurtka mit den Purpuraufschlägen, wie die polnischen Gardelanciers der Kaiserin sie tragen, zu deren Chef er jüngst ernannt wurde. Aber nicht wenige Augen heften sich auf den blutjungen General mit dem Großkreuz des bayerischen Ordens auf seinen weißen Brustaufschlägen und dem roten Band und silbernen Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, der soeben mit der Herzogin von Abrantes (Madame Junot) plaudert. Man kennt das Wohlwollen des Empereurs für den neugebackenen Grafen St.-Croix, mit dreißigtausend Franken Rente Dotation. Man beneidet und schmeichelt; Eifersucht, Rivalitätsneid, Streberei, falsche Freundschaft umringen jeden am Hofe, der plötzlich in so hohen Gnaden steht. Und doch ist er beliebt, besonders bei Damen besserer Gattung; fein, sanft, geistreich, sehr höflich, ohne je ärgerlich zu werden, doch sehr bestimmt und nur dann einem Vorgesetzten sich beugend, wenn er dessen Erfahrung schätzt.

„Seine Majestät der Kaiser!“ ruft der Oberhofmarschall.

Die Seidenroben senken sich bauschig und knisternd im Zeremonienknix, die Epauletten bücken sich. Durch die gekrümmten Rücken watschelt der Imperator, sehr dick und wohlbehäbig, in Seidenstrümpfen und violettem Galakleid, mit Goldbienen bestickt, ganz wie ein Bourbon. Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf den Boden geheftet, und streiften nur ruckweise scharf über die Anwesenden hin. Seine Leibsklaven Duroc und Savary trippelten hinterdrein, mit denen er halblaut flüsterte, kurz abgebrochen, hastig hingeworfen, das Gleichgiltigste mit leidenschaftlicher Schnelle. Verlegene, unbehagliche Stimmung malte sich auf allen Gesichtern. Wenn etwa eine Wolke des Unmuts, blitz- und donnerträchtig, auf Cäsars Stirne emporzog, mußte man zerknirscht und angstzitternd dem Zornausbruch des Gewaltigen lauschen. Man kannte solche Auftritte, die sich mehr und mehr wiederholten. Der Cäsarenwahnsinn lastete bleiern schwer seit der letzten nochmaligen Weltüberwindung, die auch die „Tochter der Cäsaren“ in sein Bett schleuderte, auf allen Gemütern. Napoleon

Digitized by Google

redete niemand an. Mit blinzelnden Augen und gekniffenen Lippen ging er nachdenklich vor den knechtisch Harrenden entlang, schwerfälligen Ganges, protzig und doch unbehilflich. Abwechselnd nachlässig und absichtlich in seinem Betragen, floß eine nervöse Unruhe von ihm auf alle über, die seinem Bannkreis nahten. Schlecht genug vermochte er seine Verachtung zu verhehlen, und doch wollte er etwas von eben denen erreichen, die er verachtete. Dieser innere Widerspruch übertrug sich sogar auf sein plötzliches Lächeln, mit dem er soeben vor St.-Croix allein stillhielt, was jedermann frappirte.

„Ah, mein Schüler!“ lächelte sein Mund, während Stirn und Augen unbeweglich finster blieben. Das hatte etwas furchtbar Abschreckendes. „Sah Ihre Leute bei der Revue. Erregte sofort meine Aufmerksamkeit: Welcher Truppenteil ist das?“ — „Brigade St.-Croix.“ — „Sehr befriedigt . . . vorzügliche Haltung.“

St.-Croix verbeugte sich dankbar. Sein Souverän ließ keine Gelegenheit verstreichen, ihm Achtung und Sympathie zu bezeugen. „Sire, ich wünschte nur, meine Braven könnten im Felde zeigen, was sie leisten.“

„Dazu kann Rat werden. Das einzige Land, wo man sich heute schlägt, ist Spanien. Ich forme soeben die Armee von Portugal. Sie erhalten die Avantgarde. Massena, Ihr alter Chef, kommandirt. Gehen Sie und holen sich den Marschallsstab!“

„Sire . . .“ Das schien denn doch zu stark. Träumte er?

„Sie glauben wohl, ich scherze? Der Kaiser scherzt nicht. Niemand kennt das Geheimnis seiner Pläne und die Pflicht der anderen heißt nur Gehorsam. Ja, ich habe es gesagt . . . nach der ersten brillanten Affaire erhalten Sie das Patent als Divisionsgeneral, das Jahr darauf können Sie ein Armeecorps haben. Junot“ — er dämpfte die Stimme, damit dessen Gattin nicht höre — „ist nicht . . . normal.“ Er deutete leicht mit dem Finger nach der Stirn. „Wir werden noch 'was erleben. Ja, und Massena wird alt . . . muß ihn abberufen, wer weiß! Mit dreißig Jahren können Sie ins Oberkommando kommen. Siehst Du, junger Mann,“ Napoleon tippte ihm vorn auf die Rockknöpfe nach seiner Gewohnheit, „das thut mir wohl. Ich werde Dich machen . . . nach meinem Bilde. Ich habe keinen Napoleon gehabt, um mich zu fördern, Du hast es besser.“ Und sich umwendend und leicht auf St.-Croix' Schulter klopfend, indem er einen umstrenden, herrischen Blick über die Versammlung schweifen ließ, sagte er mit weit vernehmbarer Stimme: „Meine Herren, das ist der Stoff, aus dem ich meine Marschälle mache!“

Das war deutlich. Ein Summen höfischen Beifallsgemurmels brach die drückende Stille. Der Großkämmerer, der schon länger mit seinem Stab auf eine Pause gewartet, meldete hier halblaut: „Sire, der russische außerordentliche Gesandte und Militärattaché bittet unterthänigst um die Gnade —“

„Ah, dieser gute Tschernitschef!“ empfing Napoleon den schlanken und eleganten Moskowiter. „Bringen Sie mir Grüße von unserem vielgeliebten Bruder, Vetter und Freund, dem Zaren? Wenn Sie ihm schreiben, erzählen Sie ihm doch . . . Seine Majestät interessiren sich für solche charmanten Einzelheiten, ich kenne ja den allerhöchsten Geschmack“ . . . allerdings aus den erbrochenen Depeschen der russischen Botschaft, die ihm Fouchés Geheimpolizei lieferte . . . „aber dies ist kein pikanter

Digitized by Google

klatsch, das ist Wahrheit, was ich sage . . .“ Er wies im Weiterschreiten mit dem Daumen rückwärts und winkte zugleich. „Auf Wiedersehen, General! Sehen Sie den kleinen Mann da! Der ersetzt mir meinen Lannes hundertfach! Als der fiel, sandte mir das Schicksal diesen. Desaix scheint in ihm aufzuleben, wiedererstanden! Niemand hat bisher so vollkommen meine Ideen begriffen, noch sie ausgeführt wie er. Trifft ihn nicht der Blitz auf seinem Wege, so wird man staunen, was ich aus ihm mache. Haha, mein guter General, wenn ich 'mal nicht mehr bin, so kann mich der ersetzen. Das französische Heer und das große Reich werden nie der Feldherren entbehren.“

*

„An den Kriegsminister Herzog von Feltre!

„Am 4. April 1810 bestand die Vorhut unter General St.-Croix ein sehr schönes Gefecht bei Villa Verdi, dessen Zugang uns dreitausend Linientruppen, sechshundert spanische Reiter und ein portugiesisches Husarenregiment verwehren wollten. General St.-Croix warf an der Spitze von drei Eskadrons den Feind über den Haufen. So ist die Campagne denn schön eröffnet. Wir belagern Ciudad Rodrigo.

gez.: Massena.

„Ich beauftragte General St.-Croix, die Provinz Leon von Guerillabanden zu säubern, da das Territorialkommando des Generals Kellermann nicht genügte. Sobald Brigade St.-Croix ins Feld gerückt, griff er am 6. Juni zu Monbacaue den spanischen Kordon an und sprengte ihn nach lebhaftem Scharmützel. Der spanische General Etchevarria zog sich nach Alcanizas, kleine Grenzstadt Portugals, zurück. St.-Croix entsandte ein Regiment, um den Marsch von tausend Mann Verstärkung aufzuhalten, die nach Alcanizas geworfen werden sollten, und griff das barrikadirte, mit Schießscharten versehene Städtchen an. Die spanische Infanterie stand auf Hügeln neben und hinter der Stadt. St.-Croix nahm die Felsen mit abgesessenen Dragonern, Pferde am Zügel haltend, weg und umging kletternd den Feind. Dieser floh beim ersten Anprall, und seine Reiterei löste sich auf. Verfolgung bis an die Ufer des Duero. Man säbelte die Einwohner von Alcanizas nieder, die am Kampfe teilgenommen. Ein Oberst, fünfzehn Offiziere, vierhundert Mann gefangen, zweihundert blieben auf dem Platz. Eigener Verlust kaum nennenswert, doch St.-Croix leicht blessirt.

gez.: Massena.

„Nachdem unser Frontalangriff gescheitert unter sehr beträchtlichem Verlust, schien es unumgänglich nötig, die Stellung Wellingtons zu umgehen. St.-Croix sandte starke Erkundungen zur Rechten und ein Bauer verriet ihm einen Seitenweg über die Sierra, der für Artillerie brauchbar war. Sofort machte der General sich auf und fand die Route nach Coimbra. Dieses große und glückliche Ergebnis führte, auf die eifrige Vorstellung St.-Croix', zu einem Flankenmarsch, so daß

Digitized by Google

Wellington die Position von Busacco aufgab. Ich lasse ihm an der Spitze der Armee St.-Croix folgen mit seinen Dragonern und der Infanteriebrigade Taupin.

„Schlachtfeld von Busacco. Ende September.

gez.: Massena.

„Am 30. ein scharfes Reitergefecht. General Karl St.-Croix mit fünf Dragonerregimentern, die ich seinem Kommando unterstellte, warf die englische Reiterei bis unter die Mauern von Coimbra und auf die Straße nach Figueras, wo er sie bis Casas Novas trieb. —

„Am 8. Oktober bemächtigte sich St.-Croix beträchtlicher Vorräte des Feindes, dem er stets auf der Ferse blieb. Soeben meldet der General, daß er die wahre Verteidigungsfront Wellingtons entdeckt habe. Er hat Halt gemacht vor den Linien von Torres Vedras. Diese Nachricht ist so wichtig, daß ich sofort diese Depesche mit dem nächsten Kurier an Eure Excellenz sende.

„11. Oktober. Massena.

„Das ist sie also, diese berühmte Stellung! Wir haben uns lange geirrt. Dank dem General St.-Croix sind wir jetzt aus der Täuschung geweckt. Er hat sich wohl verdient gemacht um die Armee!" Massena spricht langsam, bedächtig. Er hält mit seinem Stab auf einem Thalhügel, neben einer schlanken, hohen Pinie. Er beobachtet. Tiefe Stille rings, nur die Cikaden zirpen aufdringlich im Grase.

Die Masse Wellingtons bleibt unbewegt. Hinter dem langgedehnten Bergjoch, dahinter im Thalgrund, hinter Hecken und Steinwällen, lauert er wie ein sprungbereites Raubtier. Der französische Höchstkommandirende in seinem weißbeflaumten Marschallshut mit Straußenfedern besichtigt lange die unheildrohende Stellung. Dann wendet er sich zu seinem Stab und sagt halblaut: „Reiten Sie zu General St.-Croix ... ausschwärmen lassen!" Der Ueberbringer neigt den Kopf auf die Mähne seines Renners und klappert im Carrière davon. Der Marschall selbst aber wirft sein Pferd herum und reitet eilig davon. Hier wird es sehr ungemütlich werden. Ein heißer Tag in doppeltem Sinne. Er grüßt leicht, als ihm St.-Croix begegnet, der nun selbst auf die Pinie zustrebt. Die alte zutrauliche Intimität besteht nicht mehr zwischen beiden. Massena hat seine üblichen Betrügereien in großem Stil begonnen, stiehlt mit seinen Lieferanten den Soldaten ihr Brot. Darüber erlaubte sich St.-Croix hochgemute Offenheiten. Er ist noch jung, großsinnig und chevalereskt und kann nicht heucheln. Dummer Kerl! Wenn er älter wird, wird er auch schon räubern wie die anderen. Morgen im Rapport wird er zum Divisionsgeneral vorgeschlagen ...

Neben General St.-Croix trabt sein Stabstrompeter, hinter ihm sein Standartenträger. Um die siegfunkelnde goldene Spitze ein Zug Dragoner geschart, auf die prallen Lederhosen den Karabiner aufgestemmt. Das Klappklapp trabender Hufe kommt plötzlich zum Stehen, die Zügel anhaltend umgibt die Eskorte den Führer. Die Elite-Regimenter St.-Croix', aus allen Dragonern der Armee eskadronsweise als Musstertruppe ausgewählt, rücken nach. Die weißen Gehöfte gleißen nicht mehr im

Digitized by Google

Mittagsglanz, in der erstickenden Schwüle eines tropischen Sommertages. Feuergarben lodern aus ihnen empor wie flammende Fanale, rotschwarze Rauchsäulen, wie jene, die einst Israel durchs rote Meer geleitet. Werden diese hier dem gewaltigen jüdischen Marschall durchs rote Meer den Weg weisen ins gelobte Land des verheißenden Sieges, zur Meerfeste Lissabon?

Eine Schützenkette der deutschen Legion und der Braunschweiger Jäger in ihren schwarzen verschnürten Röcken, tiefdunkelgrüner Riflemen der britischen leichten Division ergießt ein tödliches, unablässiges Feuer. Ihr Geplapper setzt nicht aus, auch wenn die Kanone spricht. Scharfes Geknatter von Karabinern abgesessener Dragoner antwortet.

Gelassen schießt St.-Croix auf seinem Rappen dahin durch den Wirbel unheimlich pfeifender Bleistückchen, der aus unsichtbarer Deckung kreuz und quer herüberstiebt. Jetzt hält er auf der Höhe am Tajofer, sein blasses, vornehmes Gesicht umkost vom Sonnenschein, die Rechte im weißgewaschenen Handschuh schlaff herabhängend mit dem Fernglas, das er ab und zu ans Auge führt. Der Berg drüben krönt sich mit Rauchwolken, scheint sich krachend zu entzünden; doch die reitende Batterie der Brigade St.-Croix entladet sich, staffelförmig auffahrend, und auch ihre Vollkugeln schlagen in die eingebuddelten Schützengräben Wellingtons ein, ihre Deckungen aus einander reißend. Auf dem scharfen Geländer der glatten, steilen Kalksteinwände gegenüber platzen die Eisenbälle immer häufiger, wo nur englischer Uniformscharlach auftaucht. Man hat sich wurfsicher eingeschossen.

Da, ein Donner explodirender Granaten von rechts ... ein englisches Kanonenboot schwimmt den Tajo herunter, vom Strom erschüttert ein Bombenfener den Grund. Es fegt über die Ebene wie Höllendrachen mit Blitzesodem und Feuerschwingen, es rauscht in den Lüften, wie von Fittichen dunkler Raubvögel, und stößt hernieder mit sicherer Schnelle wie der Geier auf seine Beute; das Getöse schwillt an zu betäubendem Donner.

Die Dragoner halten in Eskadronskolonne, die Tirailleure des Fußvolks der Vorhut hat der junge General, der hier ein kleines Corps gemischter Waffen befehligt, schon lange avanciren lassen. Steif und starr wie eine Reiterstatue sitzt St.-Croix im Sattel, weit hinter seinem Kommandohügel schäumen die Waffenströme der heranrückenden „Armee von Portugal“ vorwärts, flimmernd in Wendungen und Schwenkungen unter blendendem Farbenspiel, rot und blau, weiß und gelb gemischt. St.-Croix regt sich nicht, aber sein Antlitz trägt das Zeichen der Todesblässe. Er weiß, was seines Amtes ist, aber eine dunkle Vorahnung kriecht wie eine Spinne an ihm empor und umfasert ihn mit blutsaugendem Gewebe. Schon einmal hat er sein Roß emporreißen müssen, dessen Kniekehlen unter einem Prellschuß strauchelnd einknickten. Da, ein Blitz, ein Schlag einer explodirenden Granate, das Roß schlägt die Luft mit den Vorderfüßen... der sausende Eisenball zersplittert springend die Pinie, besprengt sie mit umherspritzendem Menschenblut ... wessen Blut?

Drüben glitzern die metallenen Rohre der Feuerschlünde dämonisch auf, wo durch die Pulverschicht die britischen Kanoniere, braunröckig, wie Zauberbeschwörer altspanischer Sage in braunen Mönchskutten, schemenhaft hin und her huschen,

Digitized by Google

greulich geschäftig im Zerstörungseifer . . . brandige Hitze brodelt umher, wo der flammende Donnerkeil in den Boden geschmettert.

Ein wilder Waffentanz, vor und zurück. Wo ein englischer Vorstoß gescheitert, sieht man die roten Spenser der Gefallenen wie Kornblumen im gelben Ginster.

Die Dämmerung, die erst sachte heran gewandelt, senkt ihre bleichen Schatten auf die glutgedörrte Heide. Ferner Feuerschein rötet noch greller den abendroten Himmel. Schwimmt er in Blut, spiegelt er das Blutbad der Erde wieder? Bald werden Mondstrahlen wie weiße Schmetterlinge über der Tiefe gaukeln und schwarze Schatten in zartgrau abgetönten Wipfeln nisten wie Raben. Das Heer Massenas ist herangerückt. Das Kommando „Halt" kam die Fronten herunter, und „Gewehr ab", „Absitzen". Durch das Pusten, Wiehern, Schnauben der Pferde hört man leise Wehelaute bei der Kavalleriebrigade St.-Croix, die in Eskadronskolonnen aufgeritten hinter dem Marschall Massena hält, der mit dem Hut in der Hand, gesenkten Hauptes, auf dem Hügel an dem Flecken steht, wo sein berühmter Schüler noch kurz zuvor hoch zu Rosse weithin sichtbar war. Wo ist er jetzt? Verschwunden aus der Reihe der Dinge . . . man sucht und findet keine Leiche, nur zerstückelte Glieder . . .

Wahrhaftig, einige Schnauzbärte schluchzen. Ueber gebräunte Wangen alter Schlachtenreiter, vor denen die spanischen Heere so oft der Schreckensruf „Los Dragones" zerstäubt, rieseln ungewohnte Thränen zum Kinn herunter, das gelb und hart wie der Messing ihrer Helmsturmketten. Ein Trauermarsch von Querpfeifen gellt wie das leise Kreischen eines Ertrinkenden. Dann steckt die Musikbande ihre abgeschraubten Pfeifen ins Futteral . . . und damit ist's halt aus, die Geschichte ist zu Ende. Sonnenuntergang, Nacht . . .

Die Sterne traten leuchtend hervor am gewölbten Himmelsrund. Wo ist St.-Croix' Stern? Alles ist Schicksal, sagt der Italiener. Quien sabe, wer weiß es? sagt der Spanier.

Angesichts der unheilvollen Linien, die er zuerst entdeckt, angesichts der Felsen von Torres Vedras, wo zuerst die gloire der französischen Waffen ohne Revanche gescheitert — das erste Glied einer Kette, die Moskau, Leipzig, Waterloo schlossen — im Augenblick, wo die Wetterwand vor seinen erkundenden Augen emporstieg, welche, immer dunkler sich verdichtend, die Sonne seines Kaisers ersticken sollte, hat den General St.-Croix eine englische Bombe in Stücke zerrissen.

*

„. . . Dieser Verlust wird tief empfunden von der ganzen Armee, die so große Hoffnungen auf die glänzenden Eigenschaften dieses jungen Führers gesetzt hatte. Er war kaum achtundzwanzig Jahre alt. Der Name St.-Croix wird unvergessen bleiben.

Tagesbefehl. Gez.: Massena,

Fürst v. Eßling, Herzog v. Rivoli, Marschall des Reichs."

„. . . Die angelangte Depesche meldet den Tod eines General Lacroix. Ein solcher befindet sich nicht bei der Armee von Portugal, und ein Schreibfehler oder Versehen des Expedienten liegt vor. Unterrichten Sie sich auf der Stelle, ob sich's

Digitized by Google

etwa um General St.-Croix handelt, den Seine Majestät mit besonderer Gunst überhäuften und betreffs seiner Zukunft die ungewöhnlichsten Hoffnungen nährten? Seine Majestät befinden sich in großer Aufregung. Indem ich Gott bitte, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen, bin ich, Herr Kriegsminister,

Prinz von Neuchatel, Chef des großen Generalstabs.

Militärkabinet des Kaisers."

Aber der Tod ist der Tod. Vergessen, vergessen!

Charakterzüge der modernen französischen Gesellschaft.

Von

H. Beaunis,

Professor an der Sorbonne in Paris.

Die moderne Gesellschaft macht im gegenwärtigen Augenblicke eine furchtbare Krisis durch, über deren Ernst auch die optimistischsten Gemüter sich keiner Täuschung hingeben können. Der Zweck des vorliegenden Artikels ist es, in gedrängter Kürze Ueberschau über die verschiedenen Elemente zu halten, aus denen die heutige Gesellschaft sich zusammensetzt, und die psychologischen Charaktermerkmale derselben zu studiren. Als Franzose habe ich natürlich hauptsächlich Frankreich im Auge; allein, wenn ich nach dem urteile, was ich selbst gesehen und durch die Lektüre kennen gelernt habe, finden die wesentlichen Charaktereigenschaften der französischen Gesellschaft sich, von allem Rasseeinfluß abgesehen, unfraglich auch in den fremden Gesellschaften wieder.

Unter dem alten Regime konnte bei einem Ueberblick über die sozialen Elemente dem Adel eine Stelle für sich vorbehalten werden. Das ist heute nicht mehr der Fall; der politische und soziale Einfluß des Adels ist gleich Null [1]) und seine Rolle eine lediglich dekorative. Träge, unwissend, von wenigen glänzenden Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen wenig intelligent, jeder fortschrittlichen Idee unzugänglich, bewahrt er sich kaum noch etwas von den beiden Tugenden, die ihn einst vor allem auszeichneten, dem Kultus der Ehre und der monarchischen Treue. Die Besten unter ihm finden in der Armee den einzigen Beruf, dem sie folgen können und wollen, und bringen denselben die Eigenschaften und Fehler ihrer Kaste, darüber hinaus aber auch eine unbestreitbare Tüchtigkeit entgegen.

[1]) Hinsichtlich dieses Punktes treten die Unterschiede zwischen der französischen und den fremden Gesellschaften am schärfsten hervor.

Digitized by Google

Die übrigen, die verhältnismäßig arm sind, namentlich im Vergleich zu den Emporkömmlingen der Finanz und der Industrie, verbringen ihr Leben im Cercle und auf dem Sportplatz, oft zu den schlimmsten Auskunftsmitteln gezwungen, und schließen in beklagenswerter Weise gewöhnlich mit einer reichen Heirat ab, bei der sie etwas von ihrer Ehre lassen, die ihnen indes die Mittel gewährt, das Leben auf großem Fuße fortzuführen. In der Provinz indes und auf dem Lande finden sich noch einzelne, die ein ernstes und würdiges Dasein führen und sich angesichts der eigennützigen Gefügigkeit des Pfarrers und der etwas ironischen Unterwürfigkeit der Bauern in den Traum ihrer einstigen Herrenmacht einwiegen. Ihr Einfluß reicht genau so weit wie die Ausdehnung ihres Besitzstandes und die Höhe ihrer Revenuen.

Was heutzutage die Stelle des alten Adels einnimmt, ist die Finanz, die Großindustrie und der Großhandel, mit einem Worte, die Geldaristokratie. Sie marschirt an der Spitze der Gesellschaft. Man findet bei ihr alle Fehler des alten Adels wieder, begegnet aber nicht in gleichem Maße den Vorzügen und namentlich dem Ehrgefühl desselben. Persönlich können diese Geldbarone von unanfechtbarer Ehrlichkeit und Anständigkeit sein, und sie sind es auch zu überwiegendem Teile. Was sich aber nicht bestreiten läßt, ist die Thatsache, daß dem größten Teile der geschäftlichen Transaktionen, die durch sie gefördert werden, von Hause aus etwas Unreelles anhaftet; kaum eine derselben ist von der einen oder andern Seite frei von einem gewissen immoralischen Beigeschmack, von einer schamlosen und schrankenlosen Publizität, an der die Presse die Mitschuld übernimmt, von Majorisationen der Besitztitel, mißbräuchlichen Aktienübertragungen, fiktiven Zahlungsleistungen, mehr oder minder versteckten Bestechungen der Behörde und der parlamentarischen Kreise, und so weiter. Diese vom Standpunkte der strengen Rechtlichkeit aus nicht zu rechtfertigenden Machenschaften treten fast bei jeder Emission von Wertpapieren hervor. Für diese eigentümliche Welt ist das Geld alles, und von diesem Gesichtspunkte aus bis zu der Anschauung, daß dem Gelde alles erlaubt sei, gibt es nur einen Schritt, und dieser Schritt wird leicht zurückgelegt.

So hat sich vor und nach eine neue Aristokratie gebildet, mächtiger und mehr zu fürchten als die alte, eine Aristokratie, die nur ein Geistesvermögen kennt, das auf das Handelsgeschäft gerichtete, die nur einen Zweck hat, den, Geld zu verdienen, und die alles verachtet, was nicht Geld ist. Diese Aristokratie hat eine derartige Macht gewonnen, daß sie selbst für die Regierungen gefährlich geworden ist, da sie dieselbe gegebenen Falles in ihrer Hand haben kann. Sie besitzt oder wird demnächst den Boden besitzen, die Eisenbahnen, die Bergwerke und die Verkehrsmittel, sie läßt nach ihrem Wohlgefallen die Preise steigen und fallen; sie kann eine Anleihe zu stande kommen lassen oder sie vereiteln, einen Markt aufkaufen und das allgemeine Stimmrecht nach Belieben sprechen lassen. Ihr Einfluß macht sich, insgeheim oder offenkundig, bei allen politischen und sozialen Vorkommnissen geltend, und es wird bald der Augenblick kommen, wo der Staatsmann genötigt sein wird, entweder mit dieser Macht zu

Digitized by Google

rechnen oder ihr gesetzliche Beschränkungen aufzuerlegen. Einstweilen haben diese Reichtümer und die Art ihrer Erwerbung nicht nur in der Volksmasse, sondern auch in dem mittleren Bürgerstande einen Ausbruch des Hasses entfesselt, der seine Formel in dem Antisemitismus gefunden hat, einem Aushängeschild mit zwei Seiten, unter welchem eine gute Anzahl Christen mit den Juden einbegriffen ist.

Die Aristokratie der Intelligenz hat bei der sozialen Organisation sich nicht die Stelle zu verschaffen gewußt, die ihr von Rechts wegen zukommen müßte. Sich aus der Masse der akademisch Gebildeten, Gelehrten, Professoren, Aerzte, Advokaten, Ingenieure und so weiter zusammensetzend, hatte sie eine doppelte Rolle zu spielen: den überwiegenden Einfluß der Geldaristokratie zu bekämpfen und die Herrschaft der Demokratie vorzubereiten. Sie hat sich dieser doppelten Mission nicht gewachsen gezeigt. Sie hat sich vor der Geldaristokratie, die sie verachtete, aber deren Wohlthaten sie annahm, gebeugt. Andererseits hat sie, durch eine schlecht begriffene griechisch-römische Erziehung herangebildet, von Vorurteilen einer Kaste, der literarischen und wissenschaftlichen Kaste, erfüllt, ein künstliches Leben führend und sich in der Sprache des Intellekts bewegend, sich den Anforderungen der Gesellschaft nicht anzupassen verstanden. Mußte man nicht erleben, daß der größte und berühmteste von allen, Gambetta, eines Tages die Behauptung aufstellte, es gebe keine soziale Frage. Die soziale Frage! Sie rückt uns von allen Seiten zu Leibe.

Die Journalistik, die sich sonst ganz und gar aus der Aristokratie der Intelligenz rekrutirt, hat sich derselben Fehler schuldig gemacht, und in noch höherem Grade, weil die Presse sich als die Führerin und Erzieherin des heranwachsenden Geschlechtes gibt. Wenn man der Sache auf den Grund geht, gewahrt man bald, daß eine Zeitung nur ein Handelsgeschäft ist, wir haben eine Parteipresse, eine Skandalpresse, eine Cliquenpresse, vor allem aber eine Geschäftspresse, die man bezahlt, um anzugreifen oder zu verteidigen, um zu reden oder zu schweigen. Es gibt Ausnahmen, allein sie sind zu zählen.

Unterhalb dieser dreifachen Aristokratie, der der Geburt, des Geldes und der Intelligenz, hält sich das Kleinbürgertum der Städte und des Landes, eine anständige, arbeitsame und sparsame Masse, mehr über gesunden Menschenverstand als Bildung und Intelligenz verfügend, klug, ängstlich, obwohl zuweilen bis zum Chauvinismus patriotisch, vor allem auf sein materielles Wohl und seine Ruhe bedacht, obwohl gelegentlich zu unbedachter Erregung sich hinreißen lassend, weise sich an die vollendeten Thatsachen und die bestehende Regierung haltend, obwohl von Zeit zu Zeit Oppositions- und Unabhängigkeitsgelüste verratend, alles in allem eine unerschöpfliche Reserve lebendiger Kräfte, die zu verwerten wären, wenn man sie zu benützen verstände. Gerade diese mittlere Bürgerschicht hat bisher die Stütze der leitenden Klassen gebildet. Aus ihrer Verbindung mit den Aristokratien des Geldes und der Intelligenz ist das parlamentarische Regime hervorgegangen, unter dem wir leben, das Regime der Politik von Tag zu Tag, der halben Maßregeln, ohne Grundsatz und Richtung, das in seiner Bezeichnung

Digitized by Google

als Opportunismus im engeren Sinne des Wortes so richtig charakterisirt wird.

Unterhalb diesen leitenden Klassen bewegt sich die große Masse der Arbeiter und Bauern, die neuen Schichten, um den hiefür beliebten Ausdruck zu gebrauchen, die mit Ungeduld darauf warten, daß die Reihe an sie komme, und die heute ungeordnet — morgen in Reih und Glied — dem Ansturm auf die Gewalt entgegenmarschiren.

Der Arbeiter ist in seiner überwiegenden Mehrheit fleißig und anständig. Was aber bei ihm vorwiegt, und selbst bei den besten, ist der Haß gegen den Brotherrn und Kapitalisten, in denen er seine Ausbeuter erblickt. Diese Stimmung tritt vor allem bei dem Arbeiter der großen Städte hervor. Was ihn besonders kennzeichnet, ist der Umstand, daß er in der Gemeinsamkeit des vorstädtischen Lebens einen Teil der unterscheidenden Charakterzüge des französischen Volksstammes verloren und sich sozusagen internationalisirt hat, während bei dem Arbeiter der Kleinstädte und dem Bauer die charakteristischen Merkmale des Stammes besser erhalten geblieben sind.

Zurückgekommen von den Illusionen des Glaubens, bescheidet das Volk sich nicht mehr dabei, in der Erwartung eines künftigen Glücks zu leben; es will wohl leben. Der Neid hat sich seiner bemächtigt und ist in ihm durch die sinnlose Luxusentfaltung der reichen Klassen gesteigert worden. „Weshalb haben sie alles und wir nichts? Weil der Zufall sie hier statt dort hat geboren werden lassen. Das ist nicht recht." Die von der Revolution feierlich verkündeten Gleichheitsideen haben ihren Weg durch die Köpfe gemacht und ihre logischen Folgen gezeitigt. Der Gleichheit vor dem Gesetz folgt jetzt die Gleichheit vor der Geburt, vor dem Vermögen und dem Lebensgenuß. Die Resignation, die Tugend einer dahingegangenen Zeit, ist aus der Volksseele verschwunden und durch ein anderes Gefühl ersetzt worden, das der Gerechtigkeit seiner Anforderungen.

Nicht erst seit heute sind diese Ansprüche des Volkes formulirt worden, im Jahre 1830 und im Jahre 1848 haben sie sich laut genug vernehmlich gemacht. Aber es fehlte damals den Massen, was sie gegenwärtig haben, das Bewußtsein ihrer Macht. Sie wissen jetzt, daß sie die Zahl für sich haben, und daß, mit Disziplin gepaart, die Zahl schließlich stets den Sieg davonträgt. Ihre Erziehung vervollkommnet sich von Tag zu Tag, das nationale und internationale Einvernehmen greift vor und nach zwischen allen Arbeitern Platz. Sie wissen, daß es weder eines Aufrufs zu den Waffen noch der Aufstände mehr bedarf, und daß sie mit den beiden richtig angewendeten Kampfmitteln, der Arbeitseinstellung und dem Wahlzettel, mit der alten Gesellschaft fertig werden. Sie beginnen sogar schon einzusehen, daß die Arbeitseinstellung, diese zweischneidige Waffe, nicht unbedingt erforderlich ist und es mit dem Wahlzettel allein geht. Man kann bereits mathematisch genau den Tag vorausbestimmen, wo durch das einfache Spiel unserer Einrichtungen das Volk die Majorität in den Munizipalräten, in den Departementsversammlungen und in den Kammern haben und die

Digitized by Google

neuen Lehren zur Anwendung bringen wird, ohne daß sich dem ein Hindernis entgegensetzen ließe.

Was sollen das für Lehren sein? Es möchte schwer sein, das zu sagen. Man bewegt sich noch in einem stürmischen Gemisch sich widerstreitender Ideen; die Systeme treten einander gegenüber und bekämpfen sich, und niemand vermag zu sagen, was aus dieser Gärung hervorgehen wird. Man hat indes bereits einige Anhaltspunkte. Die Desiderata präzisiren, die Forderungen formuliren sich; wenn der Aufbau noch unbestimmt ist, ist man über den Abbruch doch ziemlich im klaren. Was wird das neue Regime sein? Wird es von Dauer sein, und auf wie lange? Das sind augenblicklich unlösbare Fragen. Wenn die leitenden Klassen klug sind und den richtigen Blick entfalten, werden sie es durch einen Ausgleich ermöglichen, daß der Uebergang nicht zu jäh ausfällt, und einen Umsturz vermeiden, der das Land mit Ruin und Elend erfüllen würde. Der Notwendigkeit einer sozialen Reform zu entgehen, ist unmöglich. Man könnte sie vielleicht durch einen Krieg, einen Staatsstreich oder eine strenge, von erbarmungslosen Repressionsmaßregeln begleitete Gegenbewegung verzögern; allein man würde dadurch lediglich die verhängnisvolle Stunde hinausschieben und sie vielleicht noch schrecklicher und blutiger gestalten.

Die Bauern sind noch nicht in die Bewegung eingetreten. Sie haben zu überwiegendem Teile sich die unterscheidenden Merkmale des Volksstammes bewahrt, den Abscheu vor Neuerungen, die Sparsamkeit, die Nüchternheit (abgesehen von den Gegenden, wo der Alkoholismus wütet) und die Lust zur Arbeit; allein die neuen Ideen beginnen dank der Verbreitung der billigen Blätter auch bei ihnen vorzudringen. Was sie noch zurückhält, ist die angeborene Liebe zum Boden, zum ländlichen Besitztum; aber wenn der Sozialismus oder irgend eine andere siegreiche neue Lehre es versteht, ihre Empfindlichkeit zu schonen und sich hütet, sie zu erschrecken, werden sie sehr bald für alle Maßnahmen zu haben sein, die sich gegen den Grundbesitz, die Finanz und die Großindustrie wenden.

Es wäre hier viel über die Rolle der Frauen in der modernen Gesellschaft zu sagen. Im allgemeinen vergegenwärtigt die Frau, zu welcher Klasse sie immer gehöre, die Vorzüge und Fehler dieser Klasse in übertriebenem Maße. Ein Geschöpf vor allem des Instinkts und des Gefühls, treibt sie die Dinge ins Extreme, das Gute wie das Schlimme. Indes macht sich bereits seit geraumer Zeit das Bestreben geltend, die Frau, geistig und gesellschaftlich, auf den Standpunkt des Mannes zu erheben. Zahlreiche Beispiele, die sich von Tag zu Tag mehren, beweisen, daß die Frau sich für die höchsten Studien eignet, selbst für diejenigen, die einen größeren Betrag von Nachdenken und Tiefe erfordern. Ein Zug, der sich bei vielen reichen Familien beobachten läßt, zeigt, daß die jungen Mädchen häufig intelligenter, fleißiger und gebildeter als ihre Brüder sind und es in ihrem Studium weiter bringen als diese. Außerdem bringt die Frau ihrer Thätigkeit ein Element entgegen, das im allgemeinen dem Manne fehlt, das Element der Empfindsamkeit, des Mitgefühls, der Zärtlichkeit, das ein wirksamer Hebel ist. Es scheint mir daher wahrscheinlich, daß die Frau in einer

Digitized by Google

nahen Zukunft einen der wichtigsten Faktoren bei der gesellschaftlichen Neugestaltung bilden wird.

Welchen Einfluß übt zurzeit auf diese nach Sitte, Lebensgewohnheit und Charakter so verschiedenen Gemüter die Religion aus? Dieser einst so mächtige Einfluß verliert und schwächt sich mehr und mehr ab, selbst bei den unteren Klassen und selbst bei den Frauen. Das Aeußere des Kultus, das Zeremoniell, alles das, was mit Ueberlieferung und Lebensgewohnheit zusammenhängt, erhält sich noch, aber der Glaube ist nicht mehr vorhanden. Das anscheinende Wiedererwachen der Kirchengläubigkeit könnte einen oberflächlichen Beobachter irreführen; es ist heutzutage Modesache, wohldenkend zu sein, Mode-, aber nicht Glaubenssache, und gehört zu der Konvention im weltlichen Sinne. In den Arbeiterklassen herrscht dieselbe Loslösung von der Religion vor; übrigens hindern die religiösen Einflüsse, wo sie noch bestehen, in nichts die Entwicklung der am weitesten fortgeschrittenen Ideen.

Dieses immer weiter um sich greifende Schwinden des Glaubens hat sogar in sozialer Hinsicht zu traurigen Folgen geführt. Der Staat hatte die moralische Erziehung des Volkes ganz und gar den Händen des Klerus anvertraut und sich lediglich den Unterricht in den Realfächern vorbehalten. Die Wirkungen dieser Verzichtleistung sollten nicht auf sich warten lassen. Mit dem Verschwinden des Glaubens ist sofort auch die Moral verschwunden; alles ist auf einmal zusammengebrochen. Die Köpfe, für welche seit Jahrhunderten der Katechismus für alles hatte herhalten müssen, waren durch die Erziehung, die sie erhalten, nicht auf die Vorstellung einer lediglich auf sittlicher Unterlage begründeten und von der egoistischen Idee des Lohnes und der Strafe losgelösten Moral vorbereitet. „Timor Domini initium sapientiae", sagte man ihnen. Gott nicht mehr fürchtend, fürchteten sie nichts mehr. Man sieht heute, freilich etwas spät, ein, daß der materielle Fortschritt und die Wissenschaft nicht gleichen Schritt mit dem moralischen Fortschritt halten, und daß man gerade den letzteren besonders im Auge halten muß. Die Rückkehr zum Kirchenglauben indes, an welche einige kindliche Gemüter immer noch glauben, ist ein sentimentales Hirngespinnst, mit welchem ein Staatsmann nicht rechnen kann.

Vorderhand allerdings setzen, während die Wissenschaft, getreu ihren Versprechungen, immer weiter fortschreitet, die Bildung sich ausbreitet und das durchschnittliche geistige Niveau von Stufe zu Stufe sich hebt, der Alkoholismus, das Laster, das Elend, die Entsittlichung und Verseuchung ihr Zersetzungs- und Vernichtungswerk fort. Es fällt einem ernsthaften Beobachter nicht schwer, zu bestimmen, was sich unter der glänzenden Außenseite einer bis zum Aeußersten gediehenen Zivilisation verbirgt, welcher Betrag von Haß, welche Gelüste und welche Gedanken in dem sozialen Unterboden gären, und welche Ausbrüche sich vorbereiten. Gerade aus diesem Unterboden ist jener einst nur vereinzelt vorkommende, jetzt aber legionsweise verbreitete Typus hervorgegangen, der Anarchist mit seinen zahllosen Erscheinungsformen, von dem raffinirten Dilettanten der Salons und literarischen Konventikel herab bis zu dem impulsiv und un-

Digitized by Google

bewußt handelnden rohen Gesellen, der sich mit den Herumtreibern auf der Heerstraße und dem gewöhnlichen Mordgesindel vermengt.

Gleichzeitig spitzt die Zwietracht zwischen den verschiedenen Elementen des sozialen Organismus sich mehr und mehr zu, und die Kluft, welche die leitenden Klassen von der Volksmasse scheidet, wird, statt sich auszugleichen, immer tiefer. Derselbe Zwiespalt ist auch zwischen den einzelnen Gruppen der leitenden Klassen vorhanden, ebenso in den Arbeiterklassen, dasselbe Auseinandergehen bezüglich des Zweckes und der Mittel.

Was aber schlimmer, ist der Umstand, daß der Zwiespalt, die moralische Zerrüttung in den Individuen selbst vorhanden ist, wobei ich allerdings nur von den Leuten spreche, welche durch ihre Intelligenz und ihre Erziehung an die Spitze berufen werden müßten. Gebildet durch die langsame Arbeit der vorhergegangenen Generationen, lassen sie den mächtig wirkenden Einfluß der Rasse, der Erziehung und der Familienüberlieferung über sich ergehen und fühlen in unbestimmter Weise, daß ihre Ideen, ihr Empfinden und ihr Glaube nicht mehr den Anforderungen der modernen Gesellschaft entsprechen. Sie haben die unbewußte Ueberzeugung, daß nichts von dem, was gewesen ist, von dem, was man geliebt, was man erträumt und was man geglaubt hat, der Anschauung genügt, die man heutzutage von dem individuellen und dem sozialen Leben haben muß. Sie gewahren, daß es mit dem materiellen Fortschritt nicht gethan ist, und daß der Mensch alles vervollkommnet hat, nur den Menschen selbst nicht. Daher diese Qualen, diese inneren Kämpfe, diese Niedergeschlagenheit, dieses Sehnen, mit einem Worte: dieser Seelenzustand, der sich in so merkwürdiger und so bezeichnender Weise in der Literatur und in der Kunst offenbart. Es sind nicht nur, wie Nordau behauptet hat, Zeichen der Entartung vorhanden. Es ist etwas anderes vorhanden, etwas wie ein verborgenes, geheimnisvolles Arbeiten, das der neuen Zeit vorangeht, das zusammenhangloſe Stammeln einer neuen Sprache, das entfernte, unbestimmte, verworrene Murmeln, das etwas ankündet, was im Anzuge begriffen ist und erwartet wird. Und wie von selbst, instinktivisch richten sich die Blicke nach dem zwanzigsten Jahrhundert in der Hoffnung, daß es die Lösung dieser qualvollen Probleme bringen und die Formel der neuen Zeit geben werde.

Digitized by Google

Alte und neue Pädagogik.

Von

W. Rein in Jena.

„Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste, und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles andere, was uns umgibt, ist entweder ein Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen."

Goethe.

Goethes Ausspruch führt uns mitten in das Erziehungsproblem hinein. Denn wenn das interessanteste für den Menschen der Mensch ist, so liegt darin eingeschlossen, daß nicht der fertige, sondern der werdende Mensch vor allem unser Interesse in Anspruch nimmt. Wo eine in sich geschlossene Persönlichkeit uns entgegentritt, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie diese Persönlichkeit geworden und gewachsen sein mag. Unser Interesse wird auf die Zeit der Entwicklung gelenkt, auf die Betrachtung der Einflüsse, die von außen her die Gestaltung der Person bestimmten, und auf die Keime, die von innen her das Wachstum beherrschten. Es taucht das große Problem vor uns auf, wie viel in der Entwicklung des Menschen der Notwendigkeit, wie viel der Freiheit zuzuschreiben sei, wie viel der Natur und wie viel der Kunst, was der Vererbung und was dem Erwerb zufalle. Und denken wir daran, daß aus einzelnen die Gesellschaft sich zusammensetzt, so wird das Problem noch umfassender und schwieriger. Denn es gilt dann dem Zusammenhang der Einflüsse nachzuspüren, die zwischen der älteren und der jüngeren Generation durch die Kette der Jahrhunderte hindurch spielten, und die Frage sich vorzulegen, wie weit in diese Prozesse die Macht der Erziehung wirksam einzugreifen vermag. Ueber ihre Tragkraft mag man denken, wie man will. Das eine ist unbestritten, daß die Erziehung weder einer blinden Notwendigkeit noch einer schrankenlosen Willkür sich gegenübersieht, daß sie auf die Entwicklung der moralischen Energien, die die Kette der Generationen durchfluten, einen bestimmenden Einfluß auszuüben vermag. Wie würden sonst auch Staatsmänner, politische Parteiführer, Kirchenoberste und Laien aller Art dazu kommen, sich des Erziehungsgedankens anzunehmen, um sich des erziehenden Einflusses zu bemächtigen?

In der That hat immer die herrschende Generation es versucht, die nachwachsende nach sich zu bestimmen, mit größerem oder geringerem Bewußtsein. Daneben haben Philosophen und Pädagogen zielbewußt ihre Pläne entwickelt, ihre Verwirklichung von der heranwachsenden Jugend erhoffend. So erwartete Plato die Realisirung seiner sozialen Ideale von dem Aufsteigen des heranwachsenden Geschlechts zu höheren Stufen: Rousseau wollte eine Erneuerung der Gesellschaft durch die Verbesserung von Erziehung und Unterricht herbeiführen in Uebereinstimmung mit dem Leibnizischen Satz: Si l'on réformait l'éducation.

Digitized by Google

l'on réformerait le genre humain. Fichte, der die Pestalozzischen Ideen aufgriff, erwartete die Wiedergeburt der Nation auf Grund einer neuen Nationalerziehung. Luther hatte verlangt, daß die Reformation der Kirche mit den Kindern beginnen müsse, so wie jetzt im Elsaß die Hoffnung der Vaterlandsfreunde auf dem heranwachsenden Geschlechte ruht.

So ruft man auch heute noch die Erziehung, und zwar die öffentliche Schulerziehung, als Bundesgenossin an, vor allem der Staat und die Kirche. Ersterer will die Schulerziehung ins Feld führen gegen die destruktiven Strömungen, die die Staatsgewalt zu unterwühlen drohen; letztere will im Religionsunterricht zurückerobern, was ihr im Volk verloren gegangen ist. Ein vergebliches Bemühen. Denn wenn die Schule auch im stande ist, neue Gedanken in den Lebensinhalt der jungen Generation hineinzuarbeiten, die dann dem späteren Geschlechte als Richtlinien dienen können, so wird ihr Einfluß sich machtlos erweisen, wenn sie als Kampfmittel im Dienste des Bestehenden vordrängenden Volksströmungen sich entgegen werfen soll.

Es ist überhaupt schlimm, wenn die Schule zum Kampfe aufgerufen wird. Denn sie ist eine Stätte des Friedens. In ihr soll der Künstler und nicht der Krieger schalten. An ihrer Schwelle sollen sich die Wogen des Streites brechen, denn Unmündige gedeihen am besten in friedlicher Luft, bis sie erstarkt sind, selbständig an der Arbeit der Gegenwart sich zu beteiligen im Sinne sittlich-religiöser Persönlichkeiten, die erfüllt sind von Liebe zu vaterländischer Bildung.

Aber Zeiten, in denen starke Bewegungen sich geltend machen, die dem Bestehenden, dem bisher Geltenden entgegen treten, liegt der Gedanke nahe, durch die Schulerziehung die heranwachsende Jugend so zu beeinflussen, daß sie dereinst als Stütze von Thron und Altar sich bewähre. Und weil der Gedanke nahe liegt, dürfen wir uns nicht wundern, wenn die in der Herrschaft, in der Regierung in Staat und Kirche Sitzenden ihre Macht dahin geltend zu machen suchen, die heranwachsende Generation in ihre Gedankenrichtung zu zwingen. Ob es gehen wird, fragen wir zum zweitenmal. Vor allem möchten wir daran erinnern, daß in menschlichen Verhältnissen eine scharf ausgeprägte Tendenz Gegentendenz hervorzurufen pflegt. Ich erinnere an den politischen und religiösen Radikalismus vieler Volksschullehrer, die notwendige Frucht einer tendenziösen Seminarbildung. Personen lassen sich bis zu einem gewissen Grad zwingen, Ideen nicht. In ihre Tiefen dringt kein Herrschergebot, und sei es das energievollste und kräftigste. Das ist die Tragik der mit Macht Begabten, die wohl Personen unschädlich machen können, aber nicht Ideen. Diese erweisen sich stärker als eine Generation von Herrschern.

Soll man darum alles in der Erziehung gewähren lassen, jeder neu auftauchenden Idee nachgeben? Keineswegs. Gerade die Erziehung soll sich frei halten von aller Stellungnahme zu politischen und religiösen Parteikämpfen. Sie soll sich an das Bleibende halten, das die Zeiten überdauert und im Fluß der Entwicklung den festen Boden bildet, auf dem der Fuß beruhigt weilen kann.

Freilich, was ist das Bleibende? Ist es das, was die alte Pädagogik uns

Digitized by Google

überliefert hat? Allerdings bis zu einem gewissen Grad. Wenn Goethe in der pädagogischen Provinz der Wanderjahre die Ehrfurcht als Grundprinzip der gesamten Erziehung hinstellte, so stimmen wir dem bei. Denn die Erziehung arbeitet auf Bildung hin und ein Merkmal echter Bildung ist die Pietät vor dem, was ganzen Geschlechtern und Zeiten als ehrwürdig gegolten. Dabei hält sie sich gleich frei von frivolem Spott wie von denkfaulem Schlendrian. Durchdrungen von dem Gefühl, die Wurzeln in einem Erdreich zu haben, das ungezählte Geschlechter der Menschen vor uns bereitete, steht sie den erarbeiteten Kulturschätzen doch vorurteilsfrei gegenüber, prüfend, was an lebendigem Kulturbesitz in Staat, Kirche und Gesellschaft wir haben und was wir davon der neuen Generation überliefern müssen, damit sie an der Kulturentwicklung rüstig weiter arbeiten kann.

Hierin zeigt sich nun der tiefgehende Unterschied zwischen alter und neuer Pädagogik. Ging erstere in der Schätzung der Kulturgüter so weit, daß sie das Wissen um des Wissens willen überlieferte und sich darin nicht genug thun konnte, so rückte die neuere Pädagogik diese Ueberlieferung unter den Gesichtspunkt der Charakterbildung. Diese Idee bildet nun das Zentralfeuer, von dem alle erzieherischen und unterrichtlichen Maßnahmen beleuchtet werden. In diesem Zentralfeuer schmelzen auch alle Tendenzen dahin, die man in einseitiger Verblendung der Erziehung gern anhängen möchte. Der Staat darf von den Schulen erwarten, daß sie tüchtige Bürger erziehen, aber er kann nicht beanspruchen, daß sie bestimmte Parteileute dressiren sollen. Ebenso wird die Kirche fordern können, daß aus den Schulen gläubige Verehrer der Gottheit hervorgehen, aber nicht verlangen, daß sie auf ein bestimmtes theologisches System eingeschworen sind.

Denn unsere Erziehungsschulen haben nur eine Richtung: die Bildung sittlich-religiöser Charaktere vorzubereiten, die Grundlagen zur Charakterbildung so fest als möglich zu legen. Dieses Hauptziel ist ohne alle Tendenz. Weder politisch Geeichte noch besondere Kirchengläubige, weder praktisch gerichtete, egoistische Weltmenschen, noch Götzenanbeter wollen wir erziehen, wohl aber Menschen, die erfüllt sind von sittlichen Ideen, in denen das Bleibende in der Entwicklung der Menschheit niedergelegt und die Ziele angezeigt sind, zu denen hin die Fortbildung geschehen soll.

Merkwürdig. Ideale verfolgt die Schulerziehung der Gegenwart, aber das Ergebnis scheint, wie oft geklagt wird, das Gegenteil davon zu sein: ein ideallosses Geschlecht. In früheren Zeiten war man sich dieses Zieles — Charakterbildung — nicht bewußt; man unterrichtete die Jugend schlecht und recht, und das Resultat war ein an das Ideale sich hingebendes Geschlecht. Sollte dies vielleicht ein Gesetz im Leben der Völker sein, daß, wenn ein Volk anfängt in seinen sittlichen Spannkräften nachzulassen, die Forderung einer auf das Ideale gerichteten Erziehung stärker hervortritt als da, wo die Volksseele weder von Egoismus noch von Goldgier etwas weiß und wie von selbst aus einer inneren Notwendigkeit dem Höchsten nachtrachtet? Wenn man die Stimmen hört, die

Digitized by Google

in Zeiten des Niedergangs der Völker nach einer idealen Erziehung als einem kräftigen Heilmittel gegen die Schäden der Zeit rufen, so könnte man versucht sein, die Wahrheit des Gesetzes anzunehmen, aber man würde auch sogleich den Zweifel anschließen, ob eine Erziehung das zu leisten im stande sein dürfte, wo die Luft in der Familie und in der Gesellschaft schon verpestet ist, wo sich ein fortwährender Gegensatz auftut zwischen dem idealistischen Flug der Schule und dem materialistischen Zug des Hauses und der Zeit.

Die alte Pädagogik hatte offenbar leichteres Spiel. Ihr Geist stand im Geiste der Gesellschaft. Da konnte in der Schule schon viel gesündigt werden, ohne daß die Seele des Zöglings Schaden litt, denn sie konnte sich in der Kraft der Familie immerfort erfrischen. Nun, da diese bei der gewaltigen Unruhe, die durch unser Geschlecht geht, hie und da erlahmt ist oder doch zu erlahmen droht, soll sie durch die erziehliche Kraft der Schule ersetzt werden. Und die neue Pädagogik ist sich dieser schweren Aufgabe bewußt, und alle ihre Darlegungen gipfeln in dem Gedanken der Erziehung, ihm soll auch der Unterricht dienstbar gemacht werden.

Viele freilich stehen sehr skeptisch diesem Beginnen gegenüber. Manche, sich auf das allgemeine Gesetz der notwendigen Reaktion berufend, behaupten, daß zwei auf einander folgende Geschlechter in ihren Neigungen und Anschauungen verschieden zu sein pflegten. Darnach wäre also der Einfluß der Erziehung des älteren Geschlechts auf das jüngere wesentlich negativ. Man weist auf die Thatsache hin, daß begabtere Schüler sich meist im Gegensatz zu ihrem Lehrer entwickeln: diese begabteren Schüler gewinnen dann als Thatmenschen, Künstler, Schriftsteller entscheidenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen, ähnlich wie auf der großen Bühne die weltgeschichtlichen Veränderungen sich geradezu im Gegensatz zur Erziehung vollzogen. So hatten die ersten Christen eine jüdische, die Humanisten eine scholastische, die Reformatoren eine katholische Erziehung genossen. Demnach wird es oft als ein vergebliches Bemühen angesehen, durch die Erziehung auf ein ganzes Volk oder auf dessen gesamte Jugend einen unmittelbaren Einfluß zu gewinnen.

Wir sind nicht dieser Meinung. So unmöglich es sein dürfte, die Grenze zwischen dem, was Beeinflussung von außen und Wachstum von innen bei dem einzelnen vermögen, zu ziehen, so schwer wird es sein, festzustellen, was im Leben der Völker von der herrschenden Generation auf die jüngere übergeht, und was letztere aus eigener Kraft aus sich selbst produzirt. Die Wechselwirkung ist eine so innige, daß es die Kunst einer Gottheit bedürfte, um die vielfach verschlungenen Gewebe zu entwirren und das unendliche Ganze des Zusammenhangs zwischen erziehlicher Beeinflussung und innerem Wachstum bis zu den letzten Wurzelfasern hin zu verfolgen. Genug, daß alte und neue Pädagogik die Möglichkeit der Bildung voraussetzen. Wie sollten sie sich sonst abmühen, ein Erziehungssystem auszubauen, das bei richtiger Anwendung auf einigen Erfolg zu rechnen vermag? Der Begriff der Bildsamkeit stand immer an der Spitze pädagogischer Erwägung. Aber vielleicht ist die neuere Pädagogik etwas vorsichtiger in ihren

Digitized by Google

Erwartungen. Wenn Helvetius meinte, daß der Zögling ganz und gar das Produkt der Einwirkungen sei, die von der Erziehung ausgehen; wenn Fichte sagte: „Willst du über den Menschen etwas vermögen, so mußt du mehr thun als ihn bloß anreden. Du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nichts anderes wollen könne, als du willst, daß er wolle," so zeugt dies von einem edlen Enthusiasmus für die Sache der Erziehung, der mit den Thatsachen nicht ganz stimmt. Andererseits wird die neuere Pädagogik sich hüten, dem andern Extrem zu verfallen, nach dem der Zögling nur ein Produkt der Vererbung ist. Von solchem Standpunkt aus verbietet sich von selbst irgend welche Beeinflussung; sie wäre ja rein nichts gegenüber den unabänderlichen Bedingungen, wie sie in der Natur jedes einzelnen festgelegt sind.

Kann die Beeinflussung des heranwachsenden Geschlechts auch nicht mit mathematischer Genauigkeit bestimmt werden, so ist die Wirkung der Erziehung doch mächtig genug, um mit diesem Faktor im Leben des einzelnen, wie im Leben der Gesellschaft zu rechnen. Er ist eine geschichtliche Macht, deren Wirkungen zwar zuweilen von kraftvollen Einflüssen aufgehoben zu sein scheinen, die in der Tiefe aber fortwirken. Luther blieb trotz seiner revolutionären Tendenzen doch ein guter Katholik; es ist bekannt, wie sich in den späteren Jahren die Eindrücke seiner Jugenderziehung immer stärker Geltung verschafften. Auch unser großer Kanzler blieb trotz der Umwälzungen, die durch ihn verursacht wurden, eine tief konservative Natur. Die Männer des Umsturzes wurzeln, so oft ihre Ideen auch Offenbarungen gleichen mögen, doch in dem Alten, und ihre Jugendeindrücke machen sich immerfort auf Denken und Handeln geltend. So behält die Erziehung selbst ihre Wirkung bei dem Geschlecht, das Träger einer geschichtlichen Neuerung ist. Und wo es sich etwa darum handelt, bestimmte Gedanken dauernd in den Lebensinhalt der jungen Generation hineinzuarbeiten, wird sich die Macht der Erziehung stets augenscheinlich zeigen.

Daher ist es erklärlich, wenn man versucht hat, diesen wichtigen Faktor im Leben der Völker dem Zufall zu entreißen und ihn nach bestimmten Prinzipien zu einem systematischen Ganzen zu verweben, das von einheitlichem Geist getragen, allen einzelnen Maßnahmen der Erziehung eine bestimmte Richtung zu geben vermag. Der erste, der dies gethan hat, war der Philosoph Joh. Fr. Herbart. Von ihm ab können wir die neuere Pädagogik in Deutschland rechnen. Sie wandelt weder einseitig in den Bahnen der Staats- noch in den Geleisen der Kirchen-Pädagogik. Sie ist konservativ, insofern sie ihre Wurzeln tief in den nationalen und christlichen Boden einsenkt und pietätvoll die geschichtlichen Fäden weiter spinnt; sie ist reformatorisch, insofern sie nicht einfach das Gewordene, weil es besteht, für gut hält, sondern alles das aus der Erziehung auszuscheiden sucht, was kein Leben mehr besitzt im Volke, was als toter Ballast mühsam weiter geschleppt wird. Den Maßstab aber für die Entscheidung dessen, was noch lebendig ist und was nur ein Scheinleben führt, gibt die Ethik, die darum echt sozial ist, weil sie das Leben des einzelnen nur unter dem Gesichtspunkt des Zusammenlebens mit anderen zu begreifen sucht. Was in der geistigen Entwicklung der

Digitized by Google

Menschheit an ethischem Gewinn bleibenden Wert und absolute Giltigkeit gewonnen, kristallisirt sich um bestimmte ethische Ideen, deren Verwirklichung im Leben des einzelnen wie der Gesellschaft als absolutes Ziel der Erziehung vorschwebt. Dadurch, daß die neue Pädagogik das Erziehungsziel aus der Ethik ableitet, gewinnt sie ein Ziel, das als sittlich notwendiges, beharrlich feststehendes von der Kraft seiner inneren Vortrefflichkeit Anerkennung beanspruchen darf, das nicht mit den wechselnden Meinungen über Gut und Böse sich ändert, keiner Modephilosophie blindlings nachgibt, sondern durch die Zeiten dauert, weil es das umfaßt, was den wahren Wert des Menschenlebens ausmacht und ein Ideal zeichnet, das in seiner Erhabenheit auf sich selber ruht, das Ideal der Tugend.

Das Verfahren aber, das auf die Verwirklichung dieses Ideals in den Herzen unserer Jugend hinsteuert, leitet die neuere Pädagogik aus den Gesetzen des Geisteslebens ab, um einen zuverlässigen, sicheren Weg zu finden, die psychologische Methode. In der Notwendigkeit von Ziel und Verfahren sichert sie der Erziehung die wahre Freiheit, die Freiheit von den vorübergehenden Zeitidealen und von den wandelbaren Modethorheiten. Sie stellt die Erziehung auf sich selbst in weit höherem Sinne, als dies vormals geschehen ist.

Zwar das Ziel der Erziehung konnte seit der Lehre des Nazareners nicht überboten werden, aber häufig genug verdunkelt, abgeschwächt und unterdrückt, je nachdem kirchliche oder weltliche Rücksichten aller Art die führenden Kreise bestimmten. Die Pädagogik unserer Tage hat vor allem die Aufgabe, die Reinheit und Unantastbarkeit des Kernes sittlicher Ueberzeugungen klar zu stellen und festzuhalten, der die Jahrhunderte überdauert hat und die Richtung für die Entwicklung des Menschengeschlechts bestimmt. Hierin ist sie in wahrem Sinne konservativ und unbeugsam gegenüber dem Drängen jugendlicher Schwärmer oder gewissenloser Schwätzer, die alles Sittliche auflösen möchten in den trüben Fluß wechselnder Tagesmeinungen; reformatorisch aber im Aufsuchen der notwendigen Wege und Verfahrungsweisen in der Erziehung. Und dies wird ihr um so mehr gelingen, je mehr die Psychologie der Entwicklung der jugendlichen Geister nachgeht, um Licht zu verbreiten über die verschlungenen Pfade seelischen Wachsens und Werdens. Die Einheitlichkeit des Ganzen aber wird dadurch gewahrt, daß der erhabene sittliche Endzweck, der grundlegende Erziehungsgedanke das Zentrum bildet, um das sich alle Einwirkung auf das heranwachsende Geschlecht bewegt. Erziehungs- und Bildungszweck werden zwar sauber geschieden, aber die Abhängigkeit des letzteren vom ersteren klar hingestellt, insofern aus dem Zweck der Erziehung das Ziel des Unterrichts abgeleitet wird. Aus der Endabsicht der Erziehung fließt die Forderung des erziehenden Unterrichts, der nicht die Beibringung eines reichen Wissens in erste Linie stellt, sondern die Weckung eines kräftigen, vielseitigen Interesses. Nur letzteres vermag wahre Bildung zu geben, während ersteres mit völliger Barbarei und einem gewissen Stumpfsinn sich ganz gut vertragen kann. Unsere Schulen, die mit ihrem Examenapparat, mit ihren Inspektionen und so weiter auf Anhäufung vieler, unter sich unverbundener Wissensreihen hinarbeiten, sind in eine ganz falsche Richtung hineingeraten, aus der sie nur ein

Digitized by Google

erziehender Unterricht in wahrem Verstande herauszureißen vermag. Dabei kann aber nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß das Bildungsideal der neueren Pädagogik nicht bloß ein Ideal der Entfaltung geistiger Thätigkeit ist, sondern vor allem ein Ideal der Entfaltung der Gesinnung. Die Bildung des Willens ist das Hauptziel; intellektuelle und Gemütsbildung stehen im Dienst. Ohne Zweifel ist der Wille die bedeutsamste Erscheinung im Bereiche des Geisteslebens, der Gipfel der inneren Vorgänge, der Träger des ethischen Wertes der Persönlichkeit. Das ist seit Kant immer klarer geworden, damit auch die Erkenntnis für die Pädagogik immer deutlicher, wohin ihre Bestrebungen zu richten seien.

Aus einer reineren, genaueren und höheren Erfassung des Bildungszweckes mußte dann aber auch eine richtigere Schätzung der Bildungsmittel hervorgehen. Die Pestalozzische Formel: Zahl, Form und Sprache, verlor ihre Kraft; an ihre Stelle trat als herrschendes Fach die Kulturgeschichte. Damit wird ein zweifacher hoher Gewinn verbürgt: die Weitergabe eines wertvollen Bildungsinhaltes an die heranwachsende Generation und der eines festgefügten Aufbaues und eines innigen Zusammenhanges zwischen dem Werden des einzelnen und dem Werden der Gesamtheit.

Damit ist auch die Geschlossenheit der Person, diese unerläßliche Vorbedingung für das Entstehen eines charaktermäßigen Wollens, angebahnt, und die neuere Pädagogik konnte dem Problem des Lehrplansystems näher treten, das die Bedingungen zur Herstellung einer vernünftigen Geistesorganisation liefern soll. Es konnte dieses Problem nicht eher in Angriff genommen werden, als das Erziehungsziel klar und scharf gefaßt und die Bildungsaufgabe der Geschichte in rechtem Lichte erkannt war.

Vom Begriff der Apperzeption aus sucht die neuere Pädagogik dann den Vorgang des Lernens in seiner wahren Natur zu enthüllen und die gewonnenen Grundsätze bis zur unmittelbaren Anwendung fortzuführen. Hierin liegt ihr großer praktischer Wert für die wirkliche Bildungsarbeit.

Würde sie nur von allen, die mit der Erziehung des Volkes beschäftigt sind, recht erkannt! Dann könnte sie in der Entwicklung unseres Volkes eine herrliche Sendung vollbringen. Denn den herrschenden Nöten gegenüber erweist sich eine bloße Vermehrung des Wissens als machtlos, ja geradezu als schädlich. Einpflanzung einer reinen und schönen Gesinnung kann allein all das Unschöne und Verderbliche beseitigen helfen, was das Leben unseres Volkes in unseren Tagen entstellt. Darauf aber ist in erster Linie die neuere Pädagogik gerichtet, die ganz in der Hingabe an das Ideal einer von sittlichen Ideen durchflochtenen Gesellschaft und an das Idealbild menschlicher Einzelpersönlichkeit aufgeht.

Freilich das System der Erziehung, und sei es das vollendetste, thut es allein noch nicht. Denn damit es in der heranwachsenden Generation wirksam werde, dazu gehören Erzieher, die, von der Wahrheit und Hoheit der pädagogischen Wissenschaft durchdrungen, zugleich die künstlerische Fertigkeit besitzen, das, was sie wollen, in der Jugend wirksam zu machen. Wie oft sind die Pläne

Digitized by Google

hervorragender Fürsten und Staatsmänner gescheitert, weil die ausführenden Personen es nicht verstanden, den Geist und die leitenden Ideen der Führer voll zu erfassen und darnach die Wirklichkeit zu gestalten. Der uralte Gegensatz zwischen Idee und Ausführung macht sich vor allem auch auf dem Gebiet der Erziehung geltend. Um diesen Gegensatz zu überbrücken, hat die neuere Pädagogik sich eingehend mit der Frage nach der besten pädagogischen Vorbildung unserer Erzieher und Lehrer befaßt, während man in älteren Zeiten mit bewundernswertem Gleichmut über diese Frage hinwegging. Habe nur Gelehrsamkeit, so wird dir die Gabe zu lehren nicht fehlen — habe Geist und wisse Geist zu wecken — und ähnliche Imperative hörte man, die entweder einem grenzenlosen Hochmut oder einem bodenlosen Leichtsinn entsprangen. Aber die Not der Zeit drängt darauf hin, alle die Veranstaltungen ins Leben zu rufen, die die Erziehung der Lehrer begünstigen. Freilich kamen dabei die Forderungen der Pädagogik nicht ganz zu Gehör. Man übersah vor allem, daß die Zentralstätten geistiger Bildung, unsere Universitäten, unter ihre Aufgaben auch diese mit aufnehmen müßten, Erzieher unseres Volkes heranzubilden, die mit weitem Blick die Organisation unseres Bildungswesens zu überschauen und mit künstlerischem Geschick und mit hingebender Begeisterung auch die Kleinarbeit des Erziehungsgeschäfts zu bewältigen verstehen. Ein falscher Begriff von unseren Universitäten und dem, was sie sollen, trübt den Blick. Weit freier und vorurteilsloser stehen die Universitäten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in dieser wie in manch anderer Beziehung. Es wird nicht lange mehr währen, und sie haben uns hierin überflügelt, indem sie pädagogische Lehrstühle errichten, von denen aus die Entwicklung des gesamten Bildungswesens des Volkes in zielbewußter Weise beeinflußt wird.

Das fehlt bei uns. Sehen wir aber die Fortschritte an, die die neuere Pädagogik auch in dieser Beziehung über frühere Auffassungen hinaus gemacht hat, so dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß kommende Zeiten nachholen, was dem Verständnis der Gegenwart ganz verschlossen zu sein scheint.

Mit Lessings Thesen über die Erziehung des Menschengeschlechts, mit Schillers Briefen über ästhetische Erziehung, mit Goethes großen didaktischen Romanen, mit Fichtes Reden an die deutsche Nation, mit Herbarts Allgemeiner Pädagogik wurde eine neue Epoche in der pädagogischen Wissenschaft eingeleitet, in deren Ausbau die Gegenwart begriffen ist, nicht im Sinne einer toten Gelehrsamkeit, die sich an der Aufspeicherung bedruckter Bogen erfreut, sondern in der Richtung einer in das Volksleben eindringenden Macht, die ihren Einfluß auf die Gestaltung der heranwachsenden Generation geltend machen soll und will.

Digitized by Google

Aus Böcklins Lehrjahren.

Nach Mitteilungen eines Freundes.

Basel, 31. Mai 1895.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe gleich nach Empfang Ihrer Karte meine Briefe von Böcklin durchgelesen, um über seine Lehrjahre einige Mitteilungen zu machen. Was ich sagen kann und darf, beschränkt sich auf folgendes:

Wir waren Freunde von Jugend auf, das heißt seit unseren Schuljahren, er, der etwas ältere, war mir um eine Klasse voraus. Eine eigentliche Intimität entwickelte sich dann in unseren Jünglingsjahren, als, im täglichen Umgang mit auserwählten, geistvollen Mitgliedern einer Familie, unter anregendem weiblichem Einfluß, das Herz zu sprechen begann und seine Sprache von Tag zu Tag lauter wurde. Böcklin machte damals bereits Malstudien und war fest entschlossen, sich der Kunst zu widmen, trotz dem Einspruch seiner Eltern, vorab seines Vaters, der, ein strenger, ja eiserner Charakter im häuslichen wie im bürgerlichen Leben, übrigens ein Mann von echtem Schrot und Korn, von einer Künstlerlaufbahn schlechterdings nichts wissen wollte und seinen Sohn auf den „goldenen Boden" des Handwerks oder der Industrie — auf welch letzterem er selber fest gewurzelt stand — zu stellen trachtete. Die Muse der Kunst hatte ihm keine ihrer Gaben in die Wiege gelegt, und er stand ihr bis in sein Alter, das heißt, bis zu der Zeit, da sein Sohn sich nach schwerem, heißem Ringen endlich einen Namen erkämpft und eine sorgenfreie Existenz gesichert hatte, kühl bis ins Herz hinan gegenüber.

Diesem eisernen Willen entgegen zu treten und ihn bis zu dem Punkte zu schmeidigen, daß er dem Sohn endlich die Mittel bewilligte, seine Künstlerlehrjahre (in Düsseldorf) anzutreten, war ein hartes Stück Arbeit, und es bedurfte dazu eines Maßes von Energie von seiten des Sohnes, wie es nur die echte Begeisterung und wahre Künstlerweihe zu erringen vermag. Ueber das Talent seines Arnold konnte zwar der Vater nicht im Zweifel sein — hatte doch dieser schon in der Schule durch Karikaturen aller Art, die seinen Lehrern nicht immer wohlgefällig waren, sintemal sie die Linien der strengen Moral sehr oft wesentlich überschritten, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen — aber wie manches schöne Talent war nicht schon auf dem harten Pflaster des Lebens elendiglich gestrauchelt und hatte sich vom Fall nicht mehr erheben können! Was nützt dem Künstler sein Pinsel und seine Palette, wenn Hunger und Not an seine Thüre pochen und ihn zwingen, sein bißchen Habe ins Pfandhaus zu tragen? Mit schönen „Helgen" läßt sich kein Gläubiger abspeisen, und vollends die schönen Ideen und Phantasien im Kopf sind für ihn keinen Heller wert. — So ungefähr räsonnirte Böcklin Vater, von seinem Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht; denn er hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren und

Digitized by Google

wußte, was ein sicheres Einkommen wert war. Die oben genannten Karikaturen waren vorwiegend Porträtgestalten von Schülern und Lehrern, welche ein ganz ungewöhnliches Geschick in letzterem Fache bekundeten, wenn es auch nur flüchtig hingeworfene Bleistift- oder Kreideskizzen waren; und ein guter Porträtmaler hatte damals — wo die Photographie noch unbekannt, die Daguerreotypie denn doch nur ein schwacher, völlig unbefriedigender Ersatz für eine kräftige künstlerische Zeichnung war — auch in Böcklins Vaterstadt keine schlechten Chancen. (Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl hinzufügen, daß eines der ersten, vielleicht das erste Porträt in Oel, das Böcklin malte, meine eigene Wenigkeit im Alter von achtzehn Jahren darstellt und ein nach Auffassung und Aehnlichkeit ganz vortreffliches Bild ist — und noch etwas, was Böcklins phänomenale Künstlerschaft beweist und, wie ich glaube, ohne Verletzung der Diskretion erwähnt werden darf: Ich bat ihn, nachdem wir uns zehn und mehr Jahre nicht mehr gesehen hatten und sozusagen fremd geworden waren, um das Bild einer teuren Hingeschiedenen, über welche sich ebenso lange oder schon länger der Grabhügel wölbte, in deren täglichem Umgang aber wir beide früher für alles Schöne und Edle uns begeistert hatten — und schickte ihm zur bessern Vergegenwärtigung der Gesichtszüge ihre Photographie. Nach einigen Tagen kam die Photographie zurück mit der schriftlich beigefügten Bemerkung, zu diesem Bilde bedürfe er keiner Photographie — und nach einigen Wochen war ich im glücklichen Besitz des Oelbildes — und welchen Bildes! Von der Aehnlichkeit gar nicht zu sprechen — die Erinnerung an die teure Gestalt hatte ihm den Pinsel geführt und ihm alle Züge der Verstorbenen vor die Seele gezaubert; und über diese Züge sind die Schatten des Todes gestreut!)

Aber das „Fach" des Porträtmalers war für Gefühl und Phantasie dieser Künstlerseele zu eng, und schließlich gelang es ihr, die hemmenden Schranken zu durchbrechen; mit welchen Opfern und Mühen kann nur der ermessen, den das Schicksal in eine ähnliche Lage versetzt hat.

Man sieht, Böcklins erster Flug war mit Bleigewicht belastet, seine Lehrjahre waren nicht auf Rosen gebettet, und auch nachdem er sie hinter sich hatte, war der Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen noch lange kein Ende. Im Gegenteil: sie mehrten sich mit den Jahren des ausbleibenden Erfolges!

*

Der junge Künstler hatte sich in Düsseldorf aus eigener Neigung heraus der Landschaftsmalerei zugewandt; in der „Landschaft", ihren wechselnden Tönen, ihrem bald blendenden, bald wohlthuend gedämpften Farbenspiel, ihrem Frieden und ihrer Stille fand er am meisten „Stimmung" und Zusammenklang mit seiner eigenen Natur; aber es war eben nur seine eigene Natur, die er hineinlegte, und er caprizirte sich darauf, nur das zu malen, was ihm gefiel, nicht was andere wünschten; seine stark ausgeprägte Subjektivität sträubte sich gegen jede Konzession an die Liebhaberei und den Geschmack anderer; von einer Anschmiegung an irgend welche Richtung oder herrschende Mode hat er nie etwas wissen

Digitized by Google

wollen und hat diese „Eigenheit“ mit einer unerschütterlichen Energie — man kennt diese ja! — bis auf den heutigen Tag festgehalten. Diese knorrige Unbeugsamkeit war aber nicht nach jedermanns Geschmack; man betrachtete sie bloß als Künstlerlaune oder Künstlerschrulle, das Subjektive, das bei ihm je und je, und man darf ja wohl sagen schroff und ungenirt sich in den Vordergrund drängte, galt als gesuchte, berechnete Grillenhaftigkeit, „und“, hieß es „wir wollen einem Künstler zwar seine Kunst, nicht aber seine Launen bezahlen. Warum will Böcklin nicht ordentlich, wie ein anderer, malen, da er es doch kann?“ Denn daß er es konnte, so viel hatte man ihm schließlich denn doch abgemerkt, und dafür brachten die Jahre immer neue und immer vollgiltigere, ja überwältigendere Beweise, ebenso entscheidende freilich auch für seine unverringerte Subjektivität ...

Als er von Düsseldorf zurückkehrte, war er freilich noch frohgemut, denn er wußte: Jetzt bin ich wenigstens so weit, daß ich nicht mehr zurück kann; hinter mir ist die Thüre abgeschlossen, und wenn ich auch nicht wollte — ich muß vorwärts! — Der oben angedeutete Einfluß des ewig Weiblichen hob ihn über manche Bedenken hinweg. Manchen Nachmittag verbrachten wir damals auf einsamen Spaziergängen in die Umgegend oder auch weiter, in die lachende „Landschaft“ hinein, wo Bergrücken und Fernsichten winkten. Eines Morgens — wir waren früh vom Nachtlager in einem romantisch gelegenen Dorfe aufgebrochen und stiegen keuchend eine steile Halde hinan, an den Steinmassen zur Seite des Weges einen Halt suchend — da bekam meine Hand beim Stützen etwas Pelzigweiches zu fühlen. Ich griff zu und hatte einen jungen Fuchs gefaßt, der auf der Steinplatte sorglos geschlafen hatte! Der Kerl geberdete sich aber so wild und biß so wütend um sich, daß ich die Beute bald mußte fahren lassen; auch „Meister“ Böcklins Hilfe hatte sich hier ohnmächtig erwiesen. Ein andermal — es war nun die Zeit der reifenden Kirschen — lustwandelten wir auf einer benachbarten Hochebene, auf welcher die verlockende Frucht von zahlreichen Bäumen herunterlachte — und auch die Künstler sind Kinder des Augenblicks, wenn er ihnen etwas in den Schoß wirft. Nun mußten die Kirschen allerdings, wenn sie in den Schoß fallen sollten, erst heruntergeholt werden, letzteres war aber nicht gerade schwer zu bewerkstelligen, wenn einer von uns sich zum Sockel des lebendigen Piedestals hergeben wollte. Und das geschah auch, nach vorgenommener Inspektion in die lauernden Gefahren und Tücken der von Feldhütern durchstrichenen Umgebung. Ich war der Sockel, aber leider fielen die Kirschen mir nicht in den Schoß, sondern mitsamt dem ausgleitenden Räuber, der sie in seine Mütze gesammelt hatte, auf den Kopf, allwo sie durch Naturpresse ausgedrückt und in flüssigen Zustand verwandelt wurden. Ich wurde kirschrot vor — lauter Kirschensaft, und das that besonders meinem frischen Hemde weh, maßen ich gerade an selbigem Abend mit dem Kirschenräuber zusammen zu einem Taufschmauß geladen war, wo die gesellschaftliche Sitte reine, weiße Wäsche verlangt, und selbst „pictoribus atque poëtis“ (denen doch Horaz ein jegliches Wagnis gestattet) zur Pflicht macht. Ich mußte mich also, wohl

Digitized by Google

oder übel, an Ovids „Metamorphosen“ halten, wenn auch die meinige weniger rasch von statten ging . . .

Ich hatte, um diese Zeit herum, zufällig — zum erstenmal — ein Exemplar von Anakreons Liedern in die Hände bekommen, und da sein Genre mir zusagte, einiges daraus übersetzt, worunter das erste:

„Male, bester aller Maler,
Male der Geliebten Bildnis . . .

Da ich mich nun einer Geliebten noch nicht so ganz sicher berühmen konnte, das Liedchen mir aber ausnehmend gefiel, so dachte ich: „Warum soll er aber nicht dich malen?“ Gedacht, gefragt! So kamen zwei Bilder, das eine in Oel, das andere in Bleistiftzeichnung zu stande; letzteres verfah ich mit einem griechischen Vers eigener Mache, welcher das Glück treuer Freundschaft preist. Er malte, ich rauchte, und zwar eine Knasterſorte, die er in einer obskuren Spezereibude ausgewittert hatte und die uns ein königliches Aroma zu haben schien. Ach, wie mancher schöne Gedanke ist damals mit den blauen, zarten Wölkchen in die Luft gewirbelt und in Rauch aufgegangen! auch der, der jenem Vers die Form gab!

Und doch war es eine schöne Zeit.

An den Winterabenden wurde viel gesungen, und zwar im Verein mit zwei von uns hochverehrten Freundinnen. Unsere Stimmen eigneten sich, der Lage nach, vortrefflich zu einem Quartett. Was nur an solchen (von Mozart, Abt, Kreuzer, Rücken und anderen) aufzutreiben war, wurde in unser Repertoire aufgenommen und gelangte zur Aufführung. Noch liegt in meinem Schrank ein von Böcklins Hand geschriebenes, mit den Noten versehenes Liederheft. Er selber hatte Sinn und Gehör für Musik, daß er aber auch Virtuos auf irgend einem Instrument gewesen sei, wie ein eifriger Verehrer desselben unlängst behauptet hat, um ihn zu einem allseitigen Genie zu stempeln, ist eine Erfindung; ebenso, daß er komponirt habe! Eine Violine hat er gewiß auch einmal, wie jeder von uns, in der Hand gehabt, aber nie (wie dort behauptet war) darauf gespielt, am allerwenigsten: „wunderbar“, er müßte es denn erst im Mannesalter — was doch kaum glaublich — gelernt haben. Höchstens huscht durch meine Erinnerung etwa der zerflatternde Schemen einer Flöte, die er gespielt haben kann, aber jedenfalls ohne irgend welchen Eifer oder gar Erfolg, sonst hätte er Gelegenheit genug gehabt, sich an jenen Abenden hören zu lassen, was niemals geschehen ist. Dagegen leistete er einen sonoren, sympathischen Baß, und das war gerade, was wir brauchten.

Aber es kamen trübe, bange Tage, in denen er verzweifeln wollte, weil sich nicht nur Zweifel an sich selber, sondern auch an seinen Freunden und Vertrauten in seine Seele geschlichen hatten. Sobald diese Wahnbilder zerflossen waren, kehrten frischer Lebensmut und Selbstvertrauen wieder bei ihm ein. Von dieser wechselnden Stimmung gibt folgender Auszug aus einem nach Göttingen an mich (1849) geschriebenen Brief Zeugnis:

Digitized by Google

„Basel, den 2. April 1849.

„Mein lieber Freund!

„. . . Es war ein schrecklich trostloses Gefühl für mich, von denen, die ich allein liebte, denen allein ich mich hätte mitteilen können, zurückgestoßen zu sein. Ich sah mich unwert eurer Freundschaft, da ihr mich nicht suchtet, konnte ich mich nirgends anschließen, zurückgedrängt auf mein eigenes, leeres, unglückliches Ich. — Doch der Zustand ist unsäglich. Was ist einem liebebedürftigen Menschen ein Leben ohne Anhaltspunkt? Mir war es eine peinigende Last. Die Erinnerung an jene Stunden, wo ich, in Unthätigkeit versunken, vor mich hin brütete und, in die leere, hoffnungslose Zukunft blickend, bloß noch im Tod einigen Trost sah, treten nun wieder zu lebhaft vor meine Seele. — Laß mich ohne weitere Betrachtungen darüber weggehen. Endlich, endlich hat sich alles aufgeklärt, und ich kann sagen, ich fühle mich doppelt glücklich. Beizeiten ein offenes Geständnis, und ich hätte mir dies alles ersparen können. Aber so geht es, wenn man im Gefühl seiner Unschuld oder mit einem gewissen Trotz sich verschließt. Die Schuld lag allein an mir, denn wäre ich immer offen gewesen, so wäre unser Verhältnis immer ungetrübt geblieben. Du freilich, mein Lieber, konntest von dem allem keine Ahnung haben, und ich sage dies nicht, um Dir nebenbei einen stillen Vorwurf über Dein Schweigen zu machen, sondern bloß, um Dir oberflächlich die vergangene Zeit zu schildern.

In der Kunst habe ich auch manches durchmachen müssen. Die jugendliche Begeisterung, die hochschwebenden Hoffnungen und die Einbildung, jetzt schon etwas nicht Unbedeutendes zu sein, können eben nicht ewig dauern. Die Rose entblättert sich nach und nach, und es bleibt am Ende noch ein kleines Ding übrig, von dem man nicht weiß, ob einmal eine schöne Frucht daraus werde, oder ob das Innere ohne Lebenskraft sei. So mit der Künstlerseele. Die glänzende Einbildung muß vom Verstande eine strenge Zensur erleiden, sie wird mit einem immer feineren Siebe gesiebt, und leider bleibt meistens alles obenauf. Was ist wahre Poesie? — Doch da komme ich auf ein Feld, wo die Augen umsonst suchen und keinen Haltpunkt finden. Der ungebildete Geist kann den Höhepunkt nicht sehen. Je gebildeter, desto höher steht er. Aber die Poesie des Schönen ist endlos. Dem Geiste steht nicht vorgeschrieben: Bis hieher und nicht weiter. Unsere Aufgabe ist, uns zu bilden, dann steigen wir uns selbst unmerklich; aber wenn wir zuweilen abwärts blicken, so sehen wir mit freudigem Erstaunen, wie die Ebene tief unter uns liegt, da sehen wir die Hügel, wo wir schon glaubten auf dem höchsten Gipfel zu sein, sich mit der Ebene verflachen. Aber über uns liegen noch unbekannte Regionen in einem blendenden Glanz. Mutig hinauf! Haben wir so viel zurückgelegt, so können wir noch mehr. Wo ist das Ende? Was kann uns zurückhalten? Die Morgensonne scheint noch, noch fühlen wir frische Kraft; hinauf!

Arnold Böcklin."

Im Jahre 1851 finden wir Böcklin auf seine eigenen Mittel beschränkt in Italien, aber an Körper und Seele krank, wie folgende Zeilen aus dem Briefe

Digitized by Google

einer mütterlichen Freundin zeigen, die ihn von Jugend auf kannte und schätzte und seine Schicksale mit dem wärmsten Interesse verfolgte:

„Basel, Sonntag den 27. July 1851.

„Mein lieber Doktor.

„. . . Wir sind in großer Angst und Sorge um den armen fernen Freund, er liegt schon bei vier Wochen am Fieber krank, körperlich und geistig darnieder gedrückt, ohne Geld, ohne Hilfe, von Arbeit ist natürlich keine Rede; seiner Mutter darf er seine Lage nicht schreiben, ohne sie in die entsetzlichste Angst zu versetzen, er bittet, ohne seine Lage zu verraten, unter dem Vorwande, er müsse, um dem Fieber zu entfliehen, für einige Zeit aufs Land, seine Mutter zu veranlassen, ihm das Bewußte und noch mehr zu schicken. Das erstere ist wahr, denn er hat sich nach Ariccia, nahe bei Albano, transportiren lassen, kurz, der arme Mensch ist in der schrecklichsten Lage, wenn er nur nicht unterliegt! Es wäre doch gar zu traurig, wenn er so — einsam und verlassen — fern von allen Lieben sein kampf- und mühevolles Leben aushauchen müßte.

„Unglücklicherweise ist seine Mutter für einige Wochen verreist. Wenn unser Trost nur nicht zu spät kommt, denn sein Brief ist schon vom 12., er wird fast verzweifeln, warum die Antwort so lange ausbleibt; ach, lieber Freund, in einer solchen Lage da mag das Warten einem lange werden."

Aus diesem Jammer sich aufzuraffen — bei dem es uns nicht wundern darf, daß der Arme sich mit dem Gedanken trug, nach Amerika auszuwandern, ja sogar, wenn die Mittel dazu versagten, sich unter die päpstliche Garde einreihen zu lassen, aus diesem physischen und noch größeren moralischen Jammer sich aufzurichten, ihm obzusiegen und in der trüben Wellenflut eines solchen Daseins nicht zu ertrinken, dazu gehörte eine mehr als gewöhnliche, eine bewundernswerte Energie, und wenn es sich darum handelte, dies hervorzuheben, so wird in der Anführung seiner Worte und solcher, die aus Freundesherzen flossen, keine Indiskretion zu erblicken sein.

Welche Stufen er noch von da auf seiner Lebens- und Ruhmesleiter zu durchlaufen hatte, bis er auf der vollen Höhe stand, muß ich anderen zu schildern überlassen; mir war es hier nur um die Lehrjahre zu thun, von denen es sicher und durch zahlreiche Proben verbürgt ist, daß sie, wenn auch ein ungemeines Talent, so doch nichts von der späteren so originellen und von aller Tradition so abweichenden Art des Meisters verrieten. Ich besitze noch von ihm eine kleine in Oelfarbe ausgeführte Landschaft, die in der Technik merkwürdig zart und sauber gehalten ist; keine Spur von jenen späteren kecken und massigen Pinselstrichen, die auch seine Freunde so oft verblüfften — ich erinnere mich noch sehr wohl, daß der Professor der Philosophie an unserer Universität, dem auch die Aesthetik zu docciren oblag, mich mit folgenden Worten apostrophirte: „Fragen Sie doch gefälligst Ihren Freund Böcklin, ob er seine Bilder mit dem Finger oder mit dem Pinselstiel male!" — Mein eben erwähntes Bild stammt aus dem Jahre 1845, jene Frage kann nicht nach 1850 gethan worden sein, jene Eigentümlichkeit des Malers muß sich also doch ziemlich früh entwickelt haben.

Digitized by Google

Auch von der Hinneigung des Meisters zu allegorischen und mythologischen Gebilden ist in jener allerersten Periode noch nichts zu verspüren; die Gegenstände sind der gesunden Wirklichkeit, der Natur, wie sie leibt und lebt, entnommen, die Stimmung wird einfach dem Zuschauer überlassen, an keiner allegorischen Figur kann er sie ablesen. Letztere Art — andere sagen Manier — ist während einer langen und reichen Schaffensperiode die bevorzugte des Meisters, gleichsam sein liebstes Kind gewesen; und mancher, dem diese Richtung anfänglich nicht sympathisch war, hat sich nachträglich bekehrt und sie liebgewonnen. Die im Sumpfe der Wirklichkeit watenden Realisten und Naturalisten der Neuzeit, die Ritter des Federordens mit der Devise „naturalia et turpia" haben zu diesem Umschlag der Stimmung beigetragen und dem Meister des Pinsels mächtig vorgearbeitet, ohne daß dieser sich im mindesten um ihr Thun und Treiben bekümmerte und mit Absicht in Gegensatz zu ihnen trat. Aber der Gegensatz ist vorhanden und zwar ein so abgründlich auseinander klaffender, wie er kaum jemals, so lange es eine Kunst gibt, vorhanden war (wenn man überhaupt bei jenen Photographen des Naturschlammes von einer „Kunst" sprechen darf). Man denke sich Böcklins leuchtende Najaden- und Tritonen-Symbolik neben den Tintenklecksen der allermodernsten Naturkopisten! Wie schwül und bang wird uns in dieser Stickluft; und wie leicht wird uns der Atem wieder in jenem reinen Aether einer ideenverklärten Schönheit. Aber auch was Natur, wirkliche und echte Natur ist, ohne Verdichtung im Symbol, stimmungsvolle Natur (wie sie *allein* das Objekt des Künstlerauges sein darf), so könnten jene Herren der Feder von Böcklin lernen. Oder wäre zum Beispiel sein „Opferhain" nicht auch ein *Naturbild*? So gut die Potenz einer Zahl immer eine Zahl bleibt, so gut bleibt eine verklärte, *potenzirte* Natur eben auch — Natur.

Jenes kleine Landschaftsbild, das ich von Böcklin besitze, mit seinem vielfachen, staffelförmigen Vertiefung von einem bewaldeten Vorgrund nach dem weit entfernten bergbegrenzten Hintergrunde zu, die vorderen Hügelreihen jenseits eines die Ebene durchziehenden Gehölzes, vom Frühnebel umwallt, nach der Höhe aber wieder in kräftigem Blau hervortretend, die Höhenzüge dahinter in immer zarterem, violettblänlichem Duft sich abhebend, rechts nach vorn ein von einer Felsplatte stürzender Bach, dem in der Tiefe ein Fischer — die einzige Staffage des Bildes — zuschreitet, die bereits am frühen Morgen erhaschte Beute in der Hand, oberhalb des Wassers auf einer Art lichter Hochebene mit zerstreuten Hütten eine Kapelle, hinter welcher eine Schlucht sichtbar wird und jenseits wieder ein mit Tannen bestandener Hügel emporragt — jenes Bild, sage ich, mit seiner weiten Perspektive und seinen wechselnden Gruppen verrät, scheint mir, bereits den werdenden Meister, man spürt ihm an, es ist nicht nach der Schablone, sondern mit künstlerischem Bewußtsein gemalt.

Ich habe ihn daran malen sehen, es war an einem Sonntag Vormittag. Dabei kommt mir ein Vorfall in den Sinn, der uns beide höchlich ergötzte. Nämlich: Die Familie Böcklin war ziemlich zahlreich, und Vater Böcklin, ein Verehrer der „alten" Eidgenossen — wie überhaupt alles „Alten" — hatte sich darauf

Digitized by Google

pikirt, seinen Sprossen beiderlei Geschlechts die Vornamen eidgenössischer Stammeshelden zu geben; so hieß der älteste Sohn Werner (von Werner Stauffacher her), der zweite Arnold (nach Arnold von Melchthal), der dritte Walther (nach Walther Fürst von Uri) und so weiter, die beiden Mädchen hießen Bertha und Mathilde, jene — so vermute ich wenigstens — nach der Bertha in Schillers „Wilhelm Tell", diese nach der Mathilde in Rossinis gleichnamiger Oper. An jenem Sonntag Vormittag also, als ich gerade im Familienzimmer war, traf sich's, daß der jüngste Bruder, damals ein kleiner Knirps, zum erstenmal mit dem charakteristischen Kleidungsstück edler Männlichkeit, mit Hosen, einherstolziren durfte. Es waren weite Pumphosen, und das Gefühl, seine Hände in dem tiefen Schlund der Taschen sich ergehen zu lassen, war für den Jungen ein so wonnevolles, ja göttliches, daß er allen Ernstes fragte: „Mutter, hat denn der liebe Gott auch Hosen an?" Schade, daß der Bruder diese Situation nicht in Oel verewigt hat! Mancher, sogar seine Freunde und Verehrer würden diesen pausbäckigen Jungen mit den weiten Pluderhosen jenen „Sirenen" mit den graufigen Hühnerbeinen vorziehen, womit der Bruder seine Zeitgenossen so eigentümlich überrascht hat. Wie dieser übrigens, rein technisch verstanden, seine Kunst übte, ist wahrhaft wunderbar, für einen Laien wenigstens unbegreiflich. Wer ihn zum Beispiel am Bild des toten Christus und der sich über ihn beugenden Maria Magdalena hätte malen sehen, würde verstehen, was ich meine. Wie er da den über den Leichnam sich senkenden Schleier und das durchschimmernde Fleisch darunter zugleich malte, oder besser hinwarf, und mit welchem täuschenden Schein des Wirklichen . . . man glaubte einem Zauberer zuzusehen.

Die vorliegenden Erinnerungsbilder mögen genügen; die Entwicklung des Künstlers zu verfolgen, bin ich weder berufen noch befugt. Nur noch zwei Punkte möchte ich berühren.

Böcklin hat eine große Vorliebe für die Skulptur, so sehr, daß er eine Zeit lang schwankte, ob er nicht der Malerei Valet sagen und sich völlig jener Kunst widmen wollte. Und zwar geschah dies zu einer Zeit, wo er bereits auf der Höhe des Könnens — wenn auch noch nicht Ruhmes — stand und einige seiner besten Gemälde geschaffen hatte. Auch hat er es nicht beim bloßen Wollen bewenden lassen, sondern hat auch durch die That bewiesen, daß es ihm Ernst mit der Sache war. Unter den vielen Proben, welche, als es sich um ein würdiges, in Basel zu erstellendes Denkmal für die in der Schlacht bei St. Jakob gefallenen Eidgenossen handelte, eingeliefert wurden, befand sich auch ein Gipsmodell von Böcklin. Bekanntlich hat sein Landsmann Schlöth den Preis in der Konkurrenz davongetragen, weil man von der Ansicht ausging, daß ein solch monumentales Werk in erster Linie zum Volk sprechen und diesem gefallen müsse, und in dieser Beziehung verdiente die Gruppe von Schlöth allerdings den Vorzug vor den Entwürfen seiner Mitbewerber, auch Böcklins, dessen einfache Symbolik — Altar mit Opferflamme — dem Volke, das nicht deuteln, sondern bewundern will, nicht genügen konnte.

Digitized by Google

Auch die an der Hinterseite der Basler Kunsthalle angebrachten Charakterköpfe — das heißt Karikaturen, deren Gesichtszüge infolge körperlicher oder geistiger Leiden und Defekte verzerrt sind — stammen von Böcklins Hand und zeigten damals sein Talent zum erstenmal von einer neuen Seite — der eines grandiosen Humors! Manche wollen allerdings nicht begreifen, wie diese in Stein gehauenen Fratzen an besagter Stelle, einem der Kunst gewidmeten Bau! zu Ehren kommen konnten. Als ob der Humor, der zum Glück im Leben eine so große Rolle spielt, nicht auch in der Kunst eine Heimat hätte! — und zwar in jeder Kunst und zu allen Zeiten! — Was übrigens die Vereinigung des Malers und Bildhauers in einer Person betrifft, so liefert bekanntlich schon die italienische Renaissance für diesen Fall berühmte Beispiele.

Es ist eine bekannte Erfahrung, die man an großen Künstlern macht, daß sie ab und zu neben ihrer Kunst Allotria treiben und zwar oft solche Allotria, die sie selber für mindestens ebenso wichtig halten als ihre Kunst. Dieser Fall trifft auch bei Böcklin zu. Er ist, ohne daß ihn seine Neigung je zu den Naturwissenschaften geführt hätte, ein leidenschaftlicher Bewunderer und Verehrer der Aerostatik und möchte gerne auch seinerseits etwas zur praktischen Verwertung dieser Wissenschaft beitragen. In seinen Mußestunden studirt er nicht nur emsig die auf diesem „luftigen“ Gebiete gemachten Fortschritte und Erfindungen, sondern er müht sich auch mit Plänen und Systemen zur Förderung der aeronautischen Technik ab und geizt, obschon der Künstlerehrgeiz bei ihm sich auf sehr mäßiger Höhe hält, merkwürdigerweise nach dem Ruhm einer technischen Erfindung! Er studirt schon seit Jahren, ja Jahrzehnten an dem Problem eines vollkommenen, nach Belieben lenkbaren Luftballons herum und hat schon öfter Proben mit solchen höchsteigener Konstruktion vorgenommen. Bis jetzt scheinen diese freilich jenen Erwartungen nicht ganz entsprochen zu haben, wenigstens ist von einen „System Böcklin“ noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Aber bei seinem willensstarken Charakter haben ihn seine Mißerfolge nicht abgeschreckt, er hat sich immer wieder an die Arbeit gemacht, ob freilich auch noch während der letzten Jahre, wo schwere Krankheit seine Thatkraft lähmte, ist zweifelhaft und für die Praxis jedenfalls einerlei, denn wenn man die Umstände klar ins Auge faßt und die bei dieser „brennenden“ Frage der Gegenwart (und wahrscheinlich auch noch eines Stückes Zukunft!) in Rechnung kommenden Faktoren erwägt, wird man jede Hoffnung auf eine neue Erfindung von besagter Seite aufgeben müssen. Eine nähere Begründung können wir uns ersparen, sie liegt auf der Hand; und wenn wir dem von uns hochgeschätzten Künstler von ganzem Herzen noch manches Jahr unversieglicher Schaffensfreude und Leistungsfähigkeit wünschen, so geschieht dies um seiner selbst und seiner Kunst willen, nicht aber im Interesse der Aeronautik. Ein solcher Wunsch aber ist um so gerechtfertigter, — wenn überhaupt diese „klingende Schelle“, genannt „Wünsche“, sich öffentlich hörbar machen darf — als die, trotz allen optimistischen in die Oeffentlichkeit gedrungenen Berichte des Gegenteils, immer noch zerrüttete Gesundheit des

Digitized by Google

Künstlers ein gedeihliches Schaffen noch nicht recht aufkommen läßt. — Immerhin schien uns besagte, nach dem „sursum corpora“ gerichtete Eigentümlichkeit des Künstlers der Erwähnung nicht ganz unwert zu sein.

Hochachtungsvoll Ihr
J. M.

Die Ausländerei auf den deutschen Bühnen.

Von

Rudolf von Gottschall.

In den letzten Jahrzehnten wird die deutsche Bühne wieder in einer für ihre Entwicklung verderblichen Weise von der dramatischen Poesie des Auslandes beherrscht. Diese Herrschaft droht immer mehr ein Krebsschaden unseres Theaters zu werden und kann nur als eine Travestie der von Goethe proklamirten Weltliteratur betrachtet werden. Wir sind weit davon entfernt, gediegene Dichterwerke des Auslandes von unserer Bühne verbannen zu wollen; die Wirkung des dichterischen Genius reicht weit über die Grenzpfähle der Staaten und Nationen hinaus; ja das Genie gehört so wenig einem einzelnen Volke an, daß zum Beispiel ein Dichter wie Shakespeare in Deutschland kaum als ein ausländischer Poet betrachtet werden kann, so sehr ist er in Fleisch und Blut unseres Volkes übergegangen. Doch wenn gegenwärtig einzelne Theaterdirektoren auf Paris schauen wie auf das Mekka, von welchem allein der Segen für ihre Unternehmungen kommen kann, wenn sie alljährlich dorthin wallfahren und den fremden Autoren bessere Bedingungen bewilligen als den einheimischen, in der Regel noch einen Kaufpreis außer den Tantièmen, wenn außerdem unsere Bühne noch von Bearbeitungen skandinavischer, russischer, englischer, auch italienischer und spanischer Stücke überflutet wird, wenn unsere kritischen Feuilletons sich nicht nur bei der Kritik von Theaterstücken mit dieser ausländischen Literatur beschäftigen, sondern den Kultus derselben so weit ausdehnen, daß sie schon von Paris aus eingehende Berichte über die dramatischen Novitäten und größere Essays über die dramatischen Autoren an der Seine und Newa und der norwegischen Küste bringen, während sie die einheimische Produktion, besonders wenn sie nicht in den Bahnen jener Vorbilder wandelt, stiefmütterlich, beiläufig oder gar feindselig behandeln, so sind dies ungesunde Zustände, welche den Rückgang der Bühne und der dramatischen Dichtung mit sich bringen, die deutschen schriftstellerischen Talente entmutigen müssen und so durch die gemeinsame Schuld der Theaterleitungen, der Presse und des Publikums in den Augen von ganz Europa der deutschen Nation eine

Digitized by Google

untergeordnete geistige Stellung und Bedeutung zuweisen. Das deutsche Theaterschiff im Schlepptau der auswärtigen Bühnendichtung: das ist das trostlose Bild, welches unsere Bühne jetzt bietet. Während die Dichter, welche sich an unsere klassischen Vorbilder anschließen oder das Moderne im Geiste der jungdeutschen, nicht der jüngstdeutschen Richtung auffassen, als klägliche Epigonen ausgeschrieen und von den Theaterdirektoren beiseite geschoben werden, finden nur diejenigen Dramatiker Förderung, welche nach skandinavischen und französischen Mustern dichten. Und das ist das Schlimmste bei dieser Ausländerei, daß sie den fremden Saft nicht bloß in die Zweige und Wipfel zu rauschenden Erfolgen leitet, sondern bis in die Wurzeln deutscher Schaffenskraft herunterführt. Niemals sind wir von einer deutschen Nationalbühne weiter entfernt gewesen als am heutigen Tage; das müssen selbst die Freunde der Ausländerei zugeben. Und dies zu einer Zeit, wo die deutsche Nation als solche einen großen Aufschwung genommen und ein einheitliches Reich begründet hat. Wenn der Dichter Lessing in seiner Dramaturgie sagt: „O des gutherzigen Einfalls, den Deutschen ein Nationaltheater zu erschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind," so möchte man heutzutage dem gegenüber hervorheben, daß wir eine Nation sind, aber doch kein Nationaltheater haben. Unsere Flaggen wehen auf allen Meeren, aber unser Theaterschiff steuert nach wie vor, ja mehr als zuvor unter fremder Flagge.

*

Ueber die Ausländerei, welche etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland herrschte und über welche Lessing sich in so beredten Klagen ergießt, haben die theatergeschichtlichen Forschungen der Neuzeit, welche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ins Detail gehen, eine Auskunft erteilt, die auf statistischer Grundlage ruht und deshalb beweiskräftiger ist als die bisherigen allgemeinen Deklamationen. Soeben ist von Hans Devrient, dem Enkel Eduard Devrients und dem Sohne Otto Devrients, der in die Fußstapfen seines Großvaters, des Geschichtsschreibers der deutschen Schauspielkunst, tritt, ein ziemlich umfangreiches Werk erschienen: „Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielgesellschaft", als elfter Teil der von Berthold Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen" (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß). In diesem Werke wird das Repertoire der Schönemannschen Truppe, die in Hamburg, Berlin, Breslau, Leipzig, Braunschweig, Schwerin und an anderen Orten gespielt hat, nach zuverlässigen Quellen mitgeteilt, und zwar umfaßt es etwa die Zeit um 1741 bis 1757. Das ausländische Drama, besonders das französische, erweist sich als dasjenige, welches das ganze Repertoire beherrscht, und die deutschen Autoren figuriren mit wenigen Ausnahmen, wie Johann Felix Weiße und Elias Schlegel, nur als Uebersetzer französischer Stücke. Stellen wir Vergleiche mit der Gegenwart an, so besteht der Hauptunterschied darin, daß die klassische französische Tragödie damals neben der leichteren Ware eine hervorragende Rolle spielte, während wir jetzt uns mit dieser leichteren Ware begnügen müssen. Damals wurden P. Corneilles „Cid", „Cinna", „Polyeucte", „Die Horatier",

Digitized by Google

Racines „Alexander“, „Andromeda“, „Iphigenie“, „Mithridates“, „Phaedra“, Voltaires „Oedipus“, „Zaire“, „Semiramis“, „Mahomed“, „Brutus“, „Caesars Tod“, „Herodes und Marianne“ von der Schönemannschen Gesellschaft gespielt; sie bildeten gleichsam den eisernen Bestand des Repertoires, etwa wie heute die Werke Schillers, Goethes, Lessings und Shakespeares, jene Grundpfeiler, welche die Revolution der Literatur auch jetzt nicht zu erschüttern vermochte, an denen ihre schaumspritzende Hochflut sich brach. Daneben standen alle Lustspiele von Molière auf dem Repertoire und sehr viele Lustspiele von Destouches, St.-Foix, Marivaux, Boissy, Regnard, Legraud und anderen, deren Namen nur noch in den französischen Literaturgeschichten zu finden und deren Werke von den Pariser Bühnen ebenso verschwunden sind wie von den deutschen. Marivaux konnte es damals mit Molière aufnehmen. Von den englischen Dramatikern finden sich zwei zeitgenössische Dichter, welche das bürgerliche Schauspiel pflegten, Lillo mit seinem „George Barnwell“ und Moore mit dem „Spieler“ auf dem Schönemannschen Repertoire. Shakespeare und seine Zeitgenossen waren natürlich noch unbekannt. Beiläufig erwähnen wollen wir noch, daß Lessing mit seiner „Miß Sarah Sampson“ im letzten Jahre dieser Chronik, 1757, auftaucht.

Ein etwas abweichendes Bild der damaligen Repertoireverhältnisse erhalten wir, wenn wir das Repertoire des Gothaschen Hoftheaters ins Auge fassen, wie es sich in der Glanzperiode desselben unter Ekhofs und Reinhards Leitung 1775—1779 gestaltet hat; wir finden dasselbe in der fleißigen Geschichte des Gothaschen Hoftheaters 1775—1779 von Richard Hodermann, welche den neunten Band der Litzmannschen „theatergeschichtlichen Forschungen“ bildet. Hier wird das Repertoire aus Ekhofs Tagebuch mitgeteilt, welches auch die Spielzeit in Weimar 1772—1774 umfaßt. Auch hier spielen die Franzosen eine große Rolle, außer Marivaux, Regnard, Destouches, Voltaire auch Nivelle de la Chaussée, Favart, Falbaire, de Belloy, Gresset, Gretry, Collé und andere. Gotter war unermüdlich in Anleihungen aus dem Französischen, namentlich auch in Bezug auf die Operette. Beliebte Repertoirestücke waren „Der Hausvater“ von Diderot und „Eugenie“ von Beaumarchais. Die englische Dramatik war mehr vertreten als zwanzig Jahre früher bei Schönemann: „Der Westindier“ von Cumberland, „Die Nebenbuhler“ von Sheridan, „Die heimliche Ehe“ von Colman. Von Shakespeare wurde „Hamlet“ gegeben, noch dazu von einer Frau, wie bei uns von Fräulein Westphali. Eine große Rolle spielten die italienischen Lustspiele, Goldoni gehörte zu den Beherrschern des Repertoires, auch Gozzi tauchte hin und wieder auf. Das deutsche Drama war nicht mehr ganz so verwaist wie zu Schönemanns Zeit. Goethes „Clavigo“, Lessings „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ finden sich unter den Repertoirestücken.

In dem nächsten Jahrzehnt trat Schiller auf und führte dem deutschen Repertoire eine kräftige Nahrung zu. Die Werke der Stürmer und Dränger kamen nur sporadisch zur Aufführung, doch Schillers Jugenddramen wie die „Räuber“ schlugen überall zündend ein. Gleichwohl konnte der Ueberflutung durch die französischen Dramen ein deutscher Trauerspieldichter keinen aus-

Digitized by Google

reichenden Damm entgegenstellen; sie mußten aus dem Gebiete des Lustspiels und des bürgerlichen Schauspiels verdrängt werden. Und hier ist es am Platz, der Verdienste zweier Schriftsteller zu gedenken, die von den Literaturgeschichtsschreibern meistens über die Achsel angesehen werden: Kotzebues und Ifflands. Diese produktiven Bühnendichter lieferten so zahlreiche Repertoirestücke, daß die französischen entbehrlicher wurden. Der Einfluß der Pariser Muse war zwar erkennbar. Iffland schloß sich an Diderot an, Kotzebue hatte den Franzosen den leichten pikanten Dialog abgelernt. Doch gaben Iffland und Kotzebue meistens deutsche Sittenbilder. Der letztere feierte den Triumph, daß sein Schauspiel „Menschenhaß und Reue" ins Französische übersetzt und an den Pariser Theatern gegeben wurde. Ein seltener Fall; denn der Export deutscher Stücke nach Frankreich ist bis in die neueste Zeit gleich null geblieben. Die Weimarschen Dioskuren machten der französischen Dramatik einige Zugeständnisse. Goethe übersetzte Voltaires „Mahomed" und „Tankred", Schiller Racines „Phaedra" und zwei mittelmäßige französische Lustspiele; doch sie übten dabei volle Kritik über die Aftermuse und ihre zertrümmerten Altäre, wie besonders Schiller in seinem Gedicht an Goethe. „Aus ihrer Kunst spricht kein lebend'ger Geist", ruft der Dichter aus: doch sollte die Muse der Franken läuternd wirken und die Bühne reinigen von den Auswüchsen einer wilden ungeregelten Phantasie.

Die romantische Schule hat fast keinen Einfluß auf die Bühne ausgeübt; ihre in dramatische oder vielmehr dialogische Form gekleideten Dichtungen kamen nicht zur Aufführung; erst spät erblickten die Dramen des genialen Heinrich von Kleist das Licht der Prosceniumslampen. Immerhin strebten diese Dichter, nicht bloß die Zauberpracht des Mittelalters, sondern auch den nationalen deutschen Geist heraufzubeschwören, und dies sowohl wie der Druck der Napoleonischen Gewaltherrschaft konnten ein deutsches Franzosentum auf unserer Bühne nicht populär machen. Hiezu kam, daß die Dramatiker des Kaiserreichs nicht gerade durch hervorragende Talente sich auszeichneten. Das änderte sich schon etwas unter der Restauration, als die romantische Schule in Frankreich aufgetaucht war, wenngleich die gefeiertsten Dichter derselben, wie Victor Hugo, in Deutschland niemals Fuß gefaßt haben; besser gelang dies den Tableau- und Effektdichtern, wie Alexander Dumas dem Aelteren und Konsorten, wie Felix Pyat. Die Pariser Lumpensammler, die Weiber aus dem Volke tummelten sich auf unseren Stadt- und Provinzbühnen. Gleichzeitig verpflanzte Theodor Hell das leichtere dramatische Genre der Franzosen in zahlreichen Lustspielen und Lustspielchen, Bluetten und Singspielen auf das deutsche Theater; ihm folgten Friedrich und andere gewandte Bearbeiter. Auf den Hofbühnen aber glänzte der Stern Scribes, der in der That ein hervorragender Lustspieldichter ist und das moderne geschichtliche Lustspiel geschaffen hat; schon als der Dichter die Texte zu den Opern Meyerbeers, Rossinis, Aubers geschrieben, verschaffte er sich in Deutschland eine große Volkstümlichkeit; doch erst von der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts datirt die siegreiche Oberherrschaft des Franzosentums auf der deutschen Bühne, die, weit entfernt, durch den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gebrochen

Digitized by Google

oder nur unterbrochen zu werden, gerade in der neuesten Zeit ihre glänzendsten Triumphe feiert. Wir haben Elsaß und Lothringen erobert, doch die Franzosen eroberten dafür unsere Bühnen.

*

Die Zeit des second empire weist unleugbare Talente auf, und wir sind weit entfernt, ihnen die verdiente Anerkennung zu verweigern oder auf alle ihre Werke, wenn sie auf deutschen Theatern erscheinen, den Bannstrahl zu schleudern. In unserer eingehenden Schrift über „Das französische Theater der Gegenwart" („Porträts und Studien", vierter Band) haben wir im Gegenteil die hervorragenden Autoren dieser Epoche eingehend charakterisirt. Auch sind wir noch immer der Ansicht, daß die französischen Bühnenwerke ein größeres Recht haben, bei uns eingeführt und aufgeführt zu werden als etwa die norwegischen und russischen. Der französische Nationalcharakter hat zwar vieles, was dem deutschen Volksgeist nicht kongenial, sondern fremdartig ist; aber er hat auch wieder, wir möchten sagen: die komplementären Farben, welche das Farbenbild unseres Volksgeistes ergänzen. Wir sind keineswegs unempfänglich für die Vorzüge desselben, und schon das würde genügen, eine Vorführung ihrer hervorragenden Werke auf unserer Bühne zu rechtfertigen. Etwas anderes freilich ist es, wenn sich diese Literatur in ihrer ganzen Massenhaftigkeit, mit der ganzen Fülle des Mittelmäßigen oder Talentlosen über unsere Bühne wälzt. Und dies ist gegenwärtig der Fall.

Der Hauptförderer der französischen Bühnendichtung auf dem deutschen Theater ist Heinrich Laube, der als Direktor des Wiener Burgtheaters hierin maßgebend gewirkt hat; er legte sich freilich ästhetische Einschränkungen auf, welche von seinen Nachfolgern keineswegs beachtet wurden, nicht einmal von ihm selbst, als er später die Direktion des Wiener Stadttheaters übernahm. In seiner Schrift über „Das Burgtheater" verteidigt er sich gegen die Angriffe, welche seine Begünstigung der französischen Dramatik ihm zugezogen. „Um die Franzosen," sagt er, „ist es uns nicht zu thun, sondern um das Schauspiel der Gegenwart. Gelingt es deutschen Dramatikern, wie zum Beispiel Freytag und einigen anderen, so ist uns dies hochwillkommen, zehnmal willkommener als das Stück eines Fremden; denn die heimatliche Seele steht uns ja zehnmal näher, und bei den Franzosen haben wir ja immer ein Quantum fremdartigen Elementes auszujäten." Er gibt zu, daß französische Bearbeitungen dem Burgtheaterrepertoire sehr vielen Stoff geboten haben. „Wollten wir alle diese Stücke, weil sie aus dem Französischen stammen, aus unserem Repertoire streichen, wir würden uns für arg beraubt ansehen. Was bedeutet es denn aber, daß alle diese Stücke unverwüstliche Repertoirestücke geworden sind? Es bedeutet doch wahrhaftig nicht, daß sie fremd, sondern daß sie eingebürgert sind. Das aber sind sie, weil sie ansprechen, weil sie wirksame und zwar gut wirksame Stücke sind."

Laube entwirft ein Verzeichnis der am Burgtheater aufgeführten französischen Stücke; dieses Verzeichnis ist reichhaltig, es enthält, um so zu sagen,

Digitized by Google

viele gute Nummern. Recht kann man ihm geben, wenn er sagt, die Scribeschen Lustspiele zu verwerfen, wäre einfach Thorheit gewesen. Auch seinem Urteil über Sardous damals erschienene Dramen kann man beistimmen; „Den letzten Brief“ bezeichnet er als so unbefangen europäisch lustig, wie man es nur wünschen kann. „Sardous Charakterzeichnungen in den ‚Guten Freunden‘ (Nos intimes), in den ‚Hagestolzen‘ (Les vieux garçons) und der ‚Familie nach der Mode‘ (La famille Benoiton) sind wie die in Barrières ‚Biedermännern‘ ungemein reichhaltig an neuen Typen und zwar an komischen Typen — wer versteht etwas von Dramaturgie und schätzt Erfindungen solcher Art gering? Man sucht in der Handlung das auszugleichen, was unseren Sitten grell widerspricht, und eignet sich solchergestalt die Vorzüge an.“ Von Augiers Stücken: „Die öffentliche Meinung“ (Les effrontés) und der Fortsetzung „Der Pelikan“ (Le fils de Giboyer) sagt er, daß sie einer strammen Kritik Rede stehen und für das moderne Schauspiel bahnbrechend geworden sind. Allerdings sind sie jetzt wieder von den deutschen Bühnen verschwunden; sie sind zu feinfühlig und feinsinnig in Charakteristik und Dialog, um mit den neueren effektvolleren französischen Dramen wetteifern zu können, die sie verdrängt haben. Aehnlich äußert sich Laube über den „Père prodigne“ und „La question d'argent“ von Dumas, über die „Lady Tartuffe“ von Frau von Girardin und andere Stücke. Interessanter ist es, die Grenze ins Auge zu fassen, wo Laubes Bedenken anfangen. „Des jüngeren Dumas moralisch exzentrische Stücke sind grundsätzlich ausgeschlossen geblieben, und die ‚Kameliendame‘ wie ‚Demi-monde‘ haben keinen Zutritt gefunden, wie stark die Reize der Komposition und des Dialogs darin waren: sie sind ausgeschlossen geblieben, weil darin Sitten walten, die unserem deutschen Wesen widerstreben.“ Von Girardins „Le supplice d'une femme“ sagt er, die Darstellung dieses Stückes gehe weit über sein Prinzip hinaus, es behandle ein Thema des Ehebruchs in derjenigen französischen Form, welche für unsere Empfindung unangenehm einschneidend und verletzend ist; er habe es standhaft abgewiesen.

Diese Schrift Laubes über das Burgtheater erschien 1868, also vor 27 Jahren. Die Verhältnisse haben sich seitdem geändert, von einer vorsichtigen Prüfung französischer Stücke ist gar keine Rede mehr; man nimmt in Bausch und Bogen, was in Paris geboten wird, zwar nicht alle Theater alles, doch manche Theater alles, was von einem namhaften Schriftsteller herrührt, und viele sehr vieles, was ihnen in ihren Kram paßt. Im Jahre 1879 veröffentlichte Joseph Kürschner in „Unsere Zeit“ eine Statistik der Aufführungen französischer Stücke an deutschen Theatern, es war dies etwa zehn Jahre nach dem Erscheinen der Laubeschen Schrift. Das Wiener Burgtheater bewegte sich auch unter den späteren Direktoren im Geiste der Laubeschen Direktionsführung. Vom Dezember 1877—1878 kamen von 136 Dramen 35, von 368 Aufführungen 115 (fast der dritte Teil) auf die Franzosen. Die anderen deutschen Hoftheater haben dem französischen Geschmack nicht gehuldigt; auf ihrem Conto steht die theatralische Schuld an Frankreich meistens mit dem bescheidenen Posten von 11—20 jährlichen Aufführungen verzeichnet. Dagegen hat das Wiener Stadttheater

Digitized by Google

(1. Dezember 1877—1878) ein sehr großes Schuldconto aufzuweisen. Von 96 Dramen waren 39 französischen Ursprungs, von 425 Aufführungen kamen 220 (also die Hälfte) auf die Franzosen. Das Stadttheater stand damals unter Laubes Leitung; auf seinem Repertoire findet sich auch die von dem Burgtheaterdirektor Laube verfehmte „Kameliendame". In dem gleichzeitigen Repertoire des Berliner Residenztheaters waren 45 Prozent der gegebenen Stücke und 62 Prozent der gesamten Aufführungen französischen Ursprungs; auch die Bilanz der meisten anderen damaligen Theater Berlins stellt sich sehr günstig für die Franzosen. Bei den anderen deutschen Stadttheatern waren diese Prozente sehr verschieden, in Leipzig zum Beispiel damals viel größer als in Hamburg; dort war Förster, ein Schüler Laubes und Bearbeiter vieler französischen Dramen, Direktor.

Wir meinen, daß sich heutigen Tags die Bilanz für die französische Dramatik, zum Beispiel in der letzten Saison, noch günstiger stellen würde. Das Residenztheater behauptet seinen Rang als französische Filiale; dazu ist das Lessingtheater gekommen, das seine Repertoirestücke an der Seine sucht — und diese sind fast über alle deutsche Bühnen gegangen.

Der Beherrscher derselben ist gegenwärtig Victorien Sardou, der erfolgreichste Dramatiker des heutigen Frankreichs. Schon in unserer Studie über das Pariser Theater sagten wir, bei allem Mangel an künstlerischer Beschränkung sei er doch das hervorragendste Talent unter den neuen französischen Lustspieldichtern; seine scharfe satirische Begabung liege indes fortwährend mit den Anforderungen der comédie larmoyante im Streit, er sei ein Meister in der Schilderung der Lächerlichkeiten; als englischer und deutscher Dramatiker würde er sich dieser Meisterschaft mit Behagen hingeben können, als französischer müsse er auf die Schnupftücher des Publikums Rücksicht nehmen. Dadurch erhielten seine Stücke etwas Zusammengekünsteltes, es fehle ihnen die Einheit der Stimmung. Seit jener Zeit hat Sardou allerdings auf dem Gebiete des Rührstückes glänzende Erfolge errungen, seine „Dora", „Fedora", „Fernande" sind deutsche Repertoirestücke geworden und Lieblingsaufgaben mancher gefeierten Darstellerinnen. Dennoch bestätigen seine Lustspiele wie etwa „Cyprienne" unsere Charakteristik; denn dies ist ohne Frage ein reizendes Stück. Während die deutsche Feuilletonkritik nur ausgiebiges Lob für Sardou hat und die Mehrheit der Kritiker ihm ehrfurchtsvolle Huldigungen darbringt, geht die Kritik der Pariser Revuen ihm scharf zu Leibe und läßt sich durch seine Erfolge nicht in ihrem oft schonungslosen Urteil beirren. Emile Zola sagt von Sardous Stücken, es seien maßlos vergrößerte Vaudevilles, deren Komik Grimasse ist. Er habe Lebendigkeit in der dramatischen Bewegung, doch diese Lebendigkeit sei nur Schein, seine Personen seien gut gearbeitete, vollkommene Marionetten; die Welt, in die er uns führe, sei eine Welt von Pappe, bevölkert mit Marionetten. Dies Urteil ist nicht ganz gerecht. Der Naturalismus will keine Zugeständnisse an die Illusion der Bühne — und doch ist die nackte Lebenswahrheit auf derselben eine Unmöglichkeit. Jedenfalls aber verfallen die schwächeren Stücke Sardous dem Zolaschen Straf-

Digitized by Google

gericht, und man hätte uns in Deutschland mit einer „Georgette“ und „Odette“ verschonen sollen.

Viel größeren Tadel aber verdient es, daß man uns in Deutschland auch die historischen oder romantischen Tragödien Sardous auftischt; denn dies sind mehr oder weniger Raupachiaden und auf diesem Gebiete steht er weit hinter den neueren deutschen Talenten zurück. Mit der „Patrie“ freilich sind wir verschont geblieben, aber nicht mit dem „Thermidor“, und wir könnten vier bis fünf deutsche Revolutionsdramen nennen, welche weit eher eine Aufführung verdient hätten als das Sardousche Stück. Seine „Theodora“ und seine schwächliche „Ghismonda“ hatten gar kein Recht, auf deutschen Bühnen zu erscheinen. Für derartige Stoffe fehlt ihm der große Stil, es überwiegt die aus der Lustspieldichtung herübergenommene Intrigue; scenische Geschicklichkeit und glänzende Ausstattung können dafür keinen Ersatz bieten. Wo aber Sardou die Bahnen seines Vorbildes Scribe wandelt, im geschichtlichen Lustspiel wie in seinem neuesten, unsere Bühnen vollständig beherrschenden Repertoirestück „Madame Sans-Gêne“, da triumphirt, trotz der größten Unwahrscheinlichkeiten in der Fassung der Handlung, sein glänzender Esprit, seine feine Satire, seine glückliche Berechnung der ernsten und heiteren scenischen Wirkungen.

Wir können hier nicht alle Erfolge französischer Dramen in den letzten Jahrzehnten verzeichnen. Einer der bedauerlichsten war derjenige des „Falls Clemenceau“ von Alexander Dumas auf der Bühne des Lessingtheaters, ein Erfolg, welcher die Mißernte einer ganzen Saison auszugleichen vermochte. Nicht wegen des anstößigen Inhalts allein ist das Stück zu verwerfen, sondern hauptsächlich deshalb, weil alle Verwicklungen desselben aus einer Gemeinheit der Gesinnung hervorgehen, welche zwei weibliche Wesen, Mutter und Tochter, in ungeschminkter Weise zur Schau tragen. Desto berechtigter war der Erfolg eines heiteren Repertoirestückes: „Die Welt, in der man sich langweilt“, von Pailleron, denn die Satire darin, obgleich auf Pariser Verhältnisse gemünzt, traf doch auch in Deutschland viele mit Bildung kokettirende Zirkel, und neben den von der Satire gezeichneten bêtes noires finden sich viele liebenswürdige Charaktere in dem geistreichen Lustspiele. Die Stücke von Erckmann-Chatrian „Die Rantzau“ und „Freund Fritz“ mit der prächtigen Rolle des Rabbi Sichel haben etwas Idyllisches, was in Deutschland anmutet.

Wie viele hohle Nüsse der französischen Dramatik aber von unseren Direktionen aufgeknackt, wie viele selbst zerbrochene Töpfe von drüben für unseren dramatischen Jahrmarkt herübergeholt werden, darüber könnten die Repertoires einzelner Berliner und Wiener Theater ausreichende Auskunft geben, und die betriebsamen Theateragenturen thun das Ihrige, um halbe Erfolge als ganze auszuposaunen und auch einem Mißerfolg seinen bösen Stachel zu nehmen, so daß die Provinzbühnen blind zugreifen, auch wo es sich um ein noli me tangere handelt. Selbst die volkstümliche Komik, die Burleske, die aus nationaler Eigenart hervorgeht und mit ihr im Zusammenhang bleiben muß, wenn sie eine herzstärkende Belustigung gewähren soll, wird neuerdings mit Vorliebe aus Paris verschrieben.

Digitized by Google

Das Palais Royal ist die Hauptbezugsquelle der dramatischen Späße. Schon die Offenbachiaden, die von den Bouffes Parisiennes aus ihre Weltwanderung angetreten haben, zeugten zur Genüge, daß die Franzosen Talent besitzen für die burleske Komik, und nicht weniger bewiesen dies viele Purzelbaumschwänke des Palais Royal und des Vaudeville. Man mag sich denn auch in Deutschland eine „Madame Bonivard" und einen „Seligen Toupinel" gefallen lassen, doch das sind Ausnahmen neben den zahlreichen Erzeugnissen der komischen Muse, denen so viele französische Eigenart anhaftet, daß sie in Deutschland zu wenig genießbar und zu anstößig sind — und gerade die Ueberflutung mit derartigen Nichtigkeiten macht einen demütigenden Eindruck und drückt das Niveau unserer Bühne herab, sowohl was unser nationales als auch unser ästhetisches Gefühl betrifft.

*

Neben den französischen Hilfstruppen der Direktionen haben sich nun auch die norwegischen eingestellt und sind sogar in die erste Linie eingerückt, an der Spitze der Generalissimus Ibsen, der vielgefeierte, lorbeergekrönte. In der That, Ibsen wird nicht nur als ein bedeutender Dramatiker, sondern auch als ein großer Dichter, einer der größten unseres Jahrhunderts, verherrlicht, und er hat eine Gemeinde, die fanatisch begeistert ist und eine Propaganda findet in den freien Bühnen, in den reisenden Schauspielerensembles, welche mit ihren Repertoires denjenigen der stehenden Stadttheater Konkurenz machen müssen und deshalb auf Stücke bedacht sind, welche sich dort selten oder überhaupt nicht finden. Die Modernsten, die realistischen Schauspielerensembles führen mit Vorliebe diese Stücke auf und setzen auch noch irgend einen andern jungen Norweger oder alten Schweden in Kurs. Allmälich folgten auch zögernde Stadttheater und Hoftheater nach und bringen auch die schwächeren Werke des Dichters zur Aufführung, um den Bühnen der großen Städte Gefolgschaft zu leisten, die es für ihre Pflicht halten, jede Leistung der Ibsenschen Schreibfeder, und wenn auch das ganze Werk nur ein großer lapsus calami wäre, gleichsam in Gold zu fassen und auf der Bühne zur Schau zu stellen. Hier zeigt sich wieder die Macht der Ausländerei. Ibsen ist nichts weniger als ein volkstümlicher Schriftsteller, und wenn er ein Deutscher wäre, so würden die Direktoren zurückschrecken vor dem Gewagten, dem oft Barocken und Paradoxen seiner Dichtwerke. Wie wenige Dramen Friedrich Hebbels sind zur Aufführung gekommen, und dieser Dichter hat eine Aehnlichkeit mit Ibsen, gerade in der Vorliebe für kühne Probleme und schroffe Behandlungsweise. Wäre Hebbel in irgend einem norwegischen Strandloch geboren, so würden sein „Diamant", sein „Rubin", sein „Trauerspiel in Sizilien", seine „Julie" gewiß über sehr viele Bühnen gegangen sein; so bleiben sie der Würdigung durch die Literaturgeschichte überlassen.

Von Ibsens mehr poetisch gehaltenen, aber vielfach mystisch gefärbten und kommentarbedürftigen großen dramatischen Dichtungen wie „Brand" und anderen ist keine auf die deutsche Bühne gekommen, welche sich alles Poetische vom Leibe zu halten weiß; sie hat gleichsam einen Gummimantel an, an welchem alles der-

Digitized by Google

artige absickert. Auch die poetischen Dramen von Augier „Le lion amoureux“, „Gabrielle“, „Philliberte“ sind ja nicht auf die deutsche Bühne gekommen; erst als Augier anfing, soziale Dramen in Prosa zu schreiben, wurden seine Stücke in Deutschland gegeben. Aehnlich erging es Ibsen. Anfangs machte ihm Björnson bei uns den Rang streitig mit seinem Schauspiel „Das Fallissement“, welches starke Charakterzeichnung und in der Rolle des Advokaten Behrent eine dankbare Aufgabe für einen hervorragenden Darsteller enthält, die sich Ernst Possart nicht entgehen ließ. Ibsens norwegischer Dichterruhm blühte lange Zeit im Verborgenen; allmälich tauchten bei uns Stücke auf wie „Die Stützen der Gesellschaft“, welche in Ton und Haltung lebhaft an das „Fallissement“ erinnerten. Dies war 1875 erschienen. Die „Stützen der Gesellschaft“ erblickten 1877 das Licht der Prosceniumslampen. Die Satire ist noch schärfer und einschneidender als bei Björnson, aber der Held des Dramas mit seinen mörderischen kaufmännischen Spekulationen eine Canaille. Vorherrschend ist in diesem Drama die Satire, und die Satire liebt es, die Dinge auf den Kopf zu stellen. Auch der „Volksfreund“ ist ein solches Gesellschaftsdrama mit satirischem Stachel. Darauf folgte „Nora“, ein Drama, in welchem die Logik des Gefühls der Logik der bestehenden Gesetze gegenübergestellt wird und am Schluß die Emanzipation der Frau von ihren ehelichen und mütterlichen Pflichten gezeigt wird — wir zweifeln indes, daß die sich von diesen Pflichten loslösende Frau in ihrem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist. „Nora“ wurde ein deutsches Repertoirestück, die Titelrolle ein Paradepferd der reisenden Künstlerinnen. Im übrigen ist das Stück gut gebaut, in seinen Episoden interessant und steigert sich bis zum Schluß. Gegen die Aufführung dieser Ibsenschen Dramen auf unseren Bühnen lassen sich keinerlei Erinnerungen erheben: so weit ist unser Volk berechtigt, der Weltliteratur zu huldigen, daß es die gelungenen Werke eines begabten eigenartigen Dramatikers sich aneignen darf. Doch nur die gelungenen Werke: es ist da eine scharfe Grenze zu ziehen. Diese Grenze wurde in Deutschland rasch überschritten; an Stelle unbefangener Schätzung trat fanatischer Kultus und Götzendienst und dies gerade zu einer Zeit, wo die Muse des Dichters ganz zu erlahmen und auf Abwege zu geraten anfing. „Die Gespenster“ mit ihrem physiologischen Spuk mochte man noch gelten lassen; wir haben das Verbot dieses Dramas nie begriffen; es ist unheimlich beleuchtet, niederdrückend, trostlos, aber es enthält nichts Anstößiges. Gegen die Theorie der erblichen Belastung hat die Polizei kein Recht, sich zu erklären, um so weniger, als sie in ihren Verbrecheralbums manche Bestätigung derselben findet. Wollte man die Vorgeschichte, den liederlichen Lebenswandel des Kammerherrn zensurwidrig finden, so müßte man die Hälfte aller sozialen Dramen von der Bühne verbannen. Natürliche Kinder sind nie von ihr ausgeschlossen gewesen. Die Blutschande wird in den „Gespenstern“ nur gestreift, aber vermieden. Die Kritik mag mit Recht sagen, dies Stück ist kein Drama, nur ein Gemälde, in dessen Mittelpunkt ein kranker, fast willenloser Held steht — und dies ist in der That ein starkes ästhetisches Gebrechen. Auch ist das Problem in so einseitiger, schroffer Fassung ästhetisch und

Digitized by Google

wissenschaftlich falsch gestellt; es fehlt der Kontrast, das Gegenspiel: es gibt noch weit mehr Fälle, in denen jene unselige Erbschaft nicht angetreten wird, und es handelt sich keineswegs um ein unverbrüchliches Naturgesetz. Doch bei alledem bleiben die „Gespenster" ein interessantes Stück, und interessante Stücke zu geben, aus welchem Lande sie auch stammen mögen, ist die Bühne berechtigt, aber ein Meisterwerk sind die Gespenster natürlich nicht, und wenn das fanatische Apostelntum sich breitbeinig hinstellte und sie als ein solches ausposaunte, so begann damit jener blinde Götzendienst, der die schwächeren Arbeiten Ibsens dem widerstrebenden deutschen Publikum mit widerwärtiger Gewaltsamkeit aufdrängte.

Diese Erzeugnisse, eine „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere", „Baumeister Solneß", „Hedda Gabler", „Klein Eyolf" sind aber alle verschrobene Produkte eines nach Originalität haschenden und spintisirenden Kopfes, und die ungesunde Mischung von realistischer Detailmalerei und somnambulen Verzückungen macht sie für jeden gesunden Geschmack ungenießbar. Die Zumutung aber, daß außer den Gläubigen auch noch andere Leute den Kot ihres Dalai-Lama mit Vergnügen verzehren sollen, ist als ein starkes Symptom ästhetischer Abgötterei zu betrachten, welche zugleich als übertriebener Kultus des Ausländischen gebrandmarkt zu werden verdient. Und Ibsens Herrschaft auf deutschen Bühnen charakterisirt sich durchweg als eine Fremdherrschaft. „Seine ganze Darstellungsweise", sage ich im zweiten Bande meiner Nationalliteratur, „entspricht nicht der deutschen Eigenart, der schönen Offenheit, womit unser Genius seine Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften ausströmt; sie hat etwas Nordisches, Runenhaftes, und über diese rätselhaften Runen brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Was sich aus ihnen herausschälen läßt, lohnt wahrlich der Mühe nicht, denn was zu Grunde liegt, ist meistens etwas Abnormes, Pathologisches, und die Muse von Ibsen schweift oft an den Grenzen des Irrsinns umher. Seine Hyperromantik steht meistens dort, wo die Parodie beginnt. Seine Helden sind alle hysterisch und leiden an einer Hyperästhesie des Gefühls. Eine Sammlung von Ibsens Dramen ist ein Album von Seelenkrankheiten, und nicht die geringste derselben ist die Selbstmordmanie, die von Hause aus hinter den Coulissen lauert."

Wenn Ibsen zu den großen Dichtern der Weltliteratur gehörte, so müßten alle diese Bedenken schweigen. Doch wenige sind dreist genug, ihn mit einem Shakespeare, Schiller und Goethe in eine Linie zu stellen. Den großen Geistern ist eine schöne Klarheit eigen. Ibsen hat etwas Verzwicktes und Verkniffenes und ist reich an jenen geheimnisvollen Andeutungen, die auf etwas Apartes hinzuweisen scheinen, im Grunde aber nur ausgestellte Wechsel sind, die nicht eingelöst werden. Dagegen muß Ibsen als einer der Väter des modernsten Realismus betrachtet werden, obschon er nur ein Pseudorealist ist und ein gewisser Mystizismus stets hinter seiner Lebenswahrheit lauert. In Deutschland hat er indes Schule gemacht; so wie die französischen Dramatiker eine französirende Bühnendichtung hervorriefen, so haben die Skandinavier unseren jüngsten Realisten die Wege gewiesen. Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" ist

Digitized by Google

eine regelrechte Ibseniade. Dabei darf man nicht vergessen, daß Ibsen ein bühnenkundiger Thebaner ist und sich sehr gut auf den Effekt versteht, bei aller schlichten Einfachheit seiner Scenerie und der geringen Zahl der in seinen Dramen mitwirkenden Personen. Unsere Realisten, welche durchaus die Bühne erobern wollen, gehen daher mit Recht bei ihm in die Schule.

Von den älteren Dramen Ibsens, als er, noch ein nordischer Skalde, den Heerschild der skandinavischen patriotischen Dichtung schlug, sind „Die Kronprätendenten“ über mehrere deutsche Bühnen gegangen, ebenso das dramatische Gemälde Björnsons „Zwischen zwei Schlachten“; doch trotz der markigen Darstellungsweise der beiden Dichter war die Wirkung nur eine vorübergehende und nicht in Vergleich zu stellen mit derjenigen von „Nora“ und dem „Fallissement“.

Einem andern Häuptling der skandinavischen Realisten, dem Schweden Strindberg, mit dem sich die Feuilletons sehr eingehend beschäftigt haben, ist es bisher nicht gelungen, die deutschen Bühnen zu erobern. Von seinem stil- und einheitslosen Geschichtsdrama „Olaf“, in dem genrebildliche Kneipscenen wie in den brandenburgischen Geschichtsdramen Wildenbruchs eine große Rolle spielen, denen es indes auch an einzelnen Zügen treffender Charakteristik nicht fehlt, ist natürlich auch bei unseren Modernsten wenig die Rede, und nirgends hörte man etwas von einer beabsichtigten Aufführung; aber auch seinen kecken modernen Stücken, in denen sein Weiberhaß Triumphe feiert, haben Berliner Bühnen, besonders den Freien, nur einen vorübergehenden Besuch abgestattet. Der Naturforscher, der die Species Weib geringschätzt und mit Vorliebe in erniedrigenden Situationen zeigt, wie wenn das feingebildete Fräulein Julie in dem gleichnamigen Stück sich dem Diener Jack hingibt, ist denn doch gerade dem jüngeren Geschlecht, welches sogar den Demi-monde-Damen manche Theaterthräne nachweint, zu unsympathisch.

Neuerdings fand ein dänischer Dichter, dessen Erzählungen und Seegeschichten in Deutschland beifällig aufgenommen wurden, Zutritt bei größeren Bühnen, selbst beim Dresdener Hoftheater. Das Märchenlustspiel von Holger Drachmann „Es war einmal“, das in Kopenhagen den größten Bühnentriumph seit den Zeiten Oehlenschlägers und Heibergs davongetragen, brachte es allerdings in Deutschland nur zu einem Achtungserfolg. Es erinnert an unsere ältere romantische Schule, an den Tieckschen „Phantasus“ und die Märchendramen dieses Dichters sowie an ähnliche Erzeugnisse Brentanos und Arnims; es ist viel Krauses, Wunderliches darin, und die Mischung des Ernsten und Komischen läßt keinen reinen Eindruck zu. Mit der dänischen Muse stehen wir indes seit langer Zeit auf gutem Fuße. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Holbergs Dramen von deutschen Schauspielgesellschaften gegeben, und in der ersten Hälfte des jetzigen zeigte Oehlenschläger das Doppelgesicht des deutschen und dänischen Dichters. Sein „Correggio“ ging über alle Bühnen, wie in späterer Zeit „König Renés Tochter“ von Hertz.

*

Digitized by Google

Neben der französischen und norwegischen Dramatik spielt die der anderen Völker allerdings nur eine untergeordnete Rolle. Dennoch ist die Summe dieser ausländischen Dramen doch beträchtlich genug und durch die verschiedenen Nationalfarben wird die Buntheit des gegenwärtigen deutschen Repertoires noch augenfälliger und greller.

Die englische Dramatik der Neuzeit ist zu unbedeutend, um irgendwie ins Gewicht zu fallen. Wir sprechen freilich nicht von den Dramen eines Swinburne — diese sind aber kein Londoner Bühnenfutter. Wo die Poesie beginnt, da hört ja überall in Europa die Bühnenfähigkeit der Stücke auf. Doch was Boucicault und die anderen Tagesschriftsteller schaffen, das ist sehr wohlfeile Ware, ist dramatischer Jahrmarktströdel. Bisweilen werden auch fremde Literaturen geplündert; so spukte in London eine Zeit lang eine Nachdichtung von Benedix' „Aschenbrödel", doch der Name des deutschen Dichters wurde dabei gar nicht genannt. Die englische Dramatik ist gleichwohl auf unserer Bühne glänzend und großartig vertreten, freilich nur durch einen großen Toten, den Schwan vom Avon. Shakespeare ist auf deutschen Bühnen viel heimischer als in England selbst. Die Versuche, seine Zeitgenossen bei uns einzubürgern, sind im ganzen nicht geglückt; so fand Massingers „Herzog von Mailand", der am Berliner Hoftheater gegeben wurde, dort keine bleibende Heimstätte. Manche Dramen von Webster, Ford und anderen altbritischen Dichtern würden aber der jüngstdeutschen Richtung sehr wohl entsprechen, und wir glauben, daß diese Bezugs- und Stoffquelle noch Beachtung finden wird. Beaumont und Fletcher erschienen, wie erwähnt, im vorigen Jahrhundert auf unserer Bühne, in Bearbeitungen von Schröder, zugleich mit den Schau- und Lustspielen von Cumberland, Lillo, Moore, Colman, Sheridan und anderen; das ist heutzutage alles in Vergessenheit geraten — nur Sheridans „Lästerschule" hat sich auf der Bühne behauptet. Der neueste aus England bezogene dramatische Proviant ist aber meist derber Art und nicht literaturfähig. Ein albernes Stück wie „Charleys Tante" ist freilich der Haupttreffer eines zweiten Berliner Theaters gewesen und hat natürlich die Runde über unsere Bühnen gemacht. Weniger erfolgreich war der weit bessere Schwank „Lethe", mit seiner Verspottung der Temperenzler, ihrer Heuchelei und ihrer Ausschreitungen. Neuerdings hat Blumenthal einige englische Schwänke behandelt, wie „Niobe" und die „Falschen Heiligen". Doch auch sie haben keinen literarischen Wert und sind zerbrechliche Ware; Frau Ellmenreich und Frau Petri konnten in den Hauptrollen glänzen. Nimmt man dazu die pagodenhafte Nipptischoperette Sullivans „Der Mikado" mit ihrer ethnographischen Komik und ihren glücklichen melodiösen Erfindungen und einige roh gearbeitete Sensationsstücke wie „Silberkönig" von Jones, so hat man die ganze Ausbeute aus den Schachten des einst in dramatischer Hinsicht so minenreichen Albions. Gleichwohl haben sich gerade in den letzten Jahren diese Erzeugnisse subalterner Köpfe doch auf den deutschen Bühnen weidlich getummelt, während in den vorausgehenden Jahrzehnten von neuer englischer Dramatik bei uns überhaupt nicht die Rede war.

Digitized by Google

Im Gegensatze zu den Engländern sind die Russen nicht mit ihren leichten dramatischen Kreuzern, sondern mit ihren großen Panzer- und Admiralschiffen in den Hafen unserer Bühnenwelt eingefahren. Die Thatsache aber, daß unsere Bühnen russische Stücke zur Aufführung bringen, ist allerdings novum quid atque inauditum; denn die russische Literatur galt bis in die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts für gänzlich abhängig von der andern europäischen Dichtung, deren Reflexe sich in dem weiten, zum Teil lichtlosen Reiche der Sarmaten widerspiegelten: selbst ein so begabter Dichter wie Puschkin galt nur für einen Nachfolger Lord Byrons, der den Weltschmerz des großen Lords mit russischer Kultur und Unkultur amalgamirte; man glaubte schon viel zu thun, wenn man den Russen Verständnis und Empfänglichkeit für die Literatur des Westens nachrühmte, so daß ihre Nachdichtungen nicht ganz aus dem Rahmen derselben herausfielen. Das ist nun anders geworden, seitdem die Losung des Realismus und Naturalismus ausgegeben worden; jetzt hat sich in den Zuständen des eigenen Landes ein reiches Stoffgebiet für eine nationalrussische Muse erschlossen. Da galt es nur richtig zu beobachten, behend zuzugreifen, und an Stimmungselementen jeder Art, auch an zersetzenden fehlte es nicht in dem großen, in schwieriger Kulturarbeit begriffenen Lande, wo die Gedanken der verwegensten Umgestaltung auftauchten, weil jeder Boden fehlte für eine an das Bestehende anknüpfende Reform.

Das russische Beamtentum hatte Gogol in seinem Schauspiel „Der Revisor" satirisch beleuchtet. Das Stück ist von älterem Datum, wurde indes neuerdings an der Berliner Hofbühne gegeben. Es ist von ethnographischem Interesse und lehrreich, was die inneren Zustände Rußlands betrifft. Der künstlerische Wert aber ist ein geringer, es ist eben dramatisirte Satire. Einer der vortrefflichsten Kenner der russischen Literatur und gewandtesten Uebersetzer, Eugen Zabel, der über Turgenieff einen interessanten Essay geschrieben, hat das Drama des russischen Novellisten, „Natalie", für die deutsche Bühne bearbeitet, und da die Heldin für tüchtige dramatische Darstellerinnen eine lohnende Aufgabe ist, so ist das Schauspiel auf vielen deutschen Bühnen zur Aufführung gekommen. Turgenieff ist mehr Novellist als Dramatiker, indes enthält seine „Natalie" einige Scenen von dramatischer Wirkung. Wenn auch aus dem russischen Leben herausgegriffen, so ist doch das Nationalrussische nicht so scharf betont, daß es auf deutschen Bühnen allzu fremdartig gemahnen könnte. Echt russisch aber ist das Drama „Roskolnikow", nach dem Roman Dostojewsky bearbeitet, ein Kriminalstück, ein Drama der Porte Saint-Martin, aber mit seiner wilden Naturwüchsigkeit aus dem Boden des russischen Studenten- und Volkslebens herausgewachsen. Auch hier war die Titelrolle deutschen Darstellern von jugendlichem Ungestüm willkommen. Zu weit aber ging man in der Aneignung des Ausländischen, als man auch des Grafen Leo Tolstoj Drama „Die Macht der Finsternis" auf deutsche Bühnen brachte. Dies dramatische Sittenbild aus dem russischen Volksleben führt uns so grellbeleuchtete rohe Zustände, einen solchen Pfuhl von Laster und Verbrechen vor, daß diese Vorgänge weniger Schrecken

Digitized by Google

als Abscheu erregen. Wollte Tolstoj, der russische Sozialpolitiker, mit seinen oft paradoxen Weltverbesserungsgedanken den Russen nachweisen, zu welchen Scheußlichkeiten die geistige Roheit und Verfinsterung führe, welche das Volksleben des Zarenreichs oft auf die tiefste Stufe der Gesittung herabdrückt, so mag das für russische Leser und Hörer vielleicht von Interesse sein, in ästhetischer Hinsicht aber kann es nur abstoßend wirken, und so ging denn auch der russische Höllenbreughel klanglos zum Orkus hinab.

Die italienische dramatische Muse hat seit den Zeiten Goldonis und Alfieris nichts von Bedeutung hervorgebracht; Manzonis „Graf von Carmagnola", für den sich Goethe so lebhaft interessirte, ist im Grunde nur ein tragisches Schablonenstück und hat so wenig wie die späteren Dramen von Niccolini bei deutschen Bühnenleitern Beachtung gefunden. Italienische Lustspiele wurden zwar bisweilen bearbeitet, „Der Ball zu Ellerbrunn", ein häufig gegebenes Repertoirestück von Blum, ist nur eine Bearbeitung der „Fiera" von Nota. Wir wissen nicht, ob dies in der Druckausgabe erwähnt ist — auf den Theaterzetteln wurde die Autorschaft Notas stets totgeschwiegen. Von neuesten italienischen Dramen sind einige Stücke von Ferrari und Giocosa sporadisch auf deutschen Bühnen erschienen; dieser oder jener Gastspieler brachte sie in seinem Reisesack mit. Doch gegenüber dem glänzenden Erfolg, welchen die Opern eines Mascagni und Leoncavallo davontrugen, kam der Erfolg jener Stücke nicht in Betracht. Ihre literarische Bedeutung ist deshalb eine geringe, weil sie nur Ausläufer der neu französischen Dramatik sind und sich mit den Werken ihrer Vorbilder, eines Sardou und Dumas, in keiner Weise messen können.

Die spanische Dichtung hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts am Wiener Hofburgtheater eine bedeutende Rolle gespielt; als Laube die Direktion desselben übernahm, gab es dort eine spanische Partei, welche der modernen Richtung Laubes gegenüber die alten Ueberlieferungen aufrecht erhalten wollte. Laube war, wie er selbst schreibt, aus einem andern Kirchspiel. „Ich bestreite durchaus nicht," sagt er, „daß die spanische dramatische Literatur sich durch Reichtum graziöser Erfindung ausgezeichnet hat; ich gebe zu, daß die Kenntnis derselben unseren Dramatikern vorteilhaft sein kann, namentlich in der Richtung des feineren Lustspiels. Aber auch nur in dieser Richtung; die Gewandtheit in der Form ist das Beste der Spanier. In diese Gewandtheit der Form schließe ich den graziösen Geist ein, welcher dramatische Ideen erfinderisch auszubeuten und in anmutige Konflikte zu leiten weiß. Aber wo es sich um den gründlichen Inhalt handelt, da versagt uns, meine ich, das spanische Drama. Es ist auf seinem Grunde eng beschränkt durch religiös-dogmatische Vorurteile, welche sich wie Naturgesetze eingenistet haben ins spanische Leben." Laube glaubte indes seinen Gegnern einige Zugeständnisse machen zu müssen; er versuchte es mit „Don Gutierre, der Arzt seiner Ehre" und mit dem „Stern von Sevilla", welchen Zedlitz nach Lope de Vega bearbeitet hatte, doch diese Dramen fanden bei dem Wiener Publikum keine Gnade. Die Ablehnung derselben war ein Triumph, welchen Laube über die ältere Richtung davontrug; er beschränkte sich

Digitized by Google

jetzt auf die beiden spanischen Dramen, welche überhaupt sich auf dem deutschen Bühnenrepertoire behauptet haben, auf Moretos „Donna Diana“ und Calderons „Das Leben ein Traum“. In neuester Zeit sind nicht an der Donau, sondern an der Spree spanische Stücke aufgeführt worden; das Berliner Hoftheater ist mehrmals spanisch gekommen; das Stück Goethes „Verbotene Früchte“ ist eine Bearbeitung von des Cervantes „La cueva de Salamanca“, übrigens ein alter Wanderstoff der Weltliteratur, den auch Hans Sachs bereits für die Bühne bearbeitet hat. Ebenso gab sie den „Tugendwächter“, ein nach Lope de Vega bearbeitetes Lustspiel. Von neueren spanischen Dichtern ist Echegaray erfolgreich unserem Theater angeeignet worden; Paul Lindau hat seinen „Galeotto“, eine Tragödie des Klatsches, auf Grundlage eines Stückes von Echegaray verfaßt, und dieser „Galeotto“ war über alle deutschen Bühnen gegangen. Echegaray war dadurch Mode geworden, doch die Versuche, andere Stücke dieses Dramatikers bei uns einzubürgern, hatten keinen Erfolg.

*

Wir haben ein jedenfalls sehr farbenbuntes Bild unserer heutigen Bühnenrepertoires entrollt, soweit sie von der ausländischen Literatur beherrscht werden. Man könnte geneigt sein, diesen internationalen Bühnenkarneval mit Goethes Verherrlichung der Weltliteratur zu rechtfertigen: sagt doch der große Dichter, nicht mit Unrecht wäre von dieser die Rede, „denn die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinandergeschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hier und da empfunden. Daraus entsteht das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.“ Gewiß gereicht es dem deutschen Volke und seiner Literatur zur Ehre und Zierde, daß diese weiten Gesichtspunkte Goethes wachsende Anerkennung gefunden, daß unser Weltblick, unsere geistige Aneignungsfähigkeit diejenigen anderer Nationen übertreffen; namentlich hat unsere Dichtung daraus Anregungen erhalten, welche begabte Köpfe selbständig fortbildeten; auf wissenschaftlichem Gebiete hat dieser Blick in die Ferne bedeutende Leistungen fördern helfen; auch dem „einsamen und geselligen Leser“, um einen Goetheschen Ausdruck zu gebrauchen, haben die Früchte solcher Bemühungen große Genüsse bereitet. Anders verhält es sich mit der Bühne, die sich dem großen Publikum erschließt, die ein Bild des Volkslebens geben, ein Spiegel des Nationalgeistes sein soll; wird sie zum Tummelplatz fremdländischer Erzeugnisse, wobei auch die Wahl des Guten und Besseren aufhört, so verliert sie den Anspruch, eine Nationalbühne zu sein oder zu werden. Auf dem französischen Theater spielt alles Ausländische eine höchst untergeordnete Rolle. Diese Bühne ist in der That eine Nationalbühne, und da wir derselben so viel abgesehen, so viel entlehnt haben, so wäre es wohl an der Zeit, ihr auch hierin nachzueifern und diesen ihren größten Vorzug uns anzueignen.

Digitized by Google

Liszt und seine Paladine.

Von

Eduard Reuß.

Unter den Denkmälern, welche der Erinnerung an eine bedeutungsvolle Persönlichkeit errichtet werden, nimmt die Biographie einen besonderen Platz ein, weil durch sie die Gestalt in vollkommener Lebendigkeit vergegenwärtigt werden kann. Damit wird in erster Linie dem einzelnen ein ehrender Dienst geleistet, sodann auch der geschichtlichen Betrachtung seiner Zeit ein schätzenswerter Nutzen gestiftet; denn in einem biographischen Denkmale werden nicht nur die Grundlagen geschildert, auf welchen der Mensch sich zu dem besonderen Einzelwesen hat heranbilden können, sondern auch die Wirkungen ergründet, welche seine eigenartigen Schöpfungen und Handlungen auf die Gestaltung der von ihm durchlebten Gegenwart und auch der dadurch beeinflußten Zukunft ausgeübt haben. Je größer der Reichtum ist, welchen eine Persönlichkeit in ihren Schöpfungen entfaltet hat, je verschiedenartiger die Eigenschaften gewesen sind, aus welchen ihr Charakter offenbar geworden ist, desto schwieriger wird die Aufgabe, eine umfassende Schilderung von dem ganzen Wesen einer solchen Persönlichkeit zu stande zu bringen: freilich auch um so anziehender. Darum muß es auffallend erscheinen, daß ein Liszt noch keinen Biographen gefunden hat, wenigstens keinen männlichen, dem außer der wissenschaftlichen Gründlichkeit auch die Unbefangenheit des Urteils zur Seite gestanden hätte. Mehrere verdienstvolle Arbeiten, zumeist dem Einflusse der persönlichen Begegnung entsprungen, berühren nur einzelne Seiten der vielverzweigten Kunstbethätigung Liszts und können keinen Anspruch auf die Bedeutung eines Gesamtbildes erheben. Zu einem solchen hat bis jetzt nur eine Frau den Mut gefunden: ihr wird dafür stets eine ehrenvolle Würdigung zu teil werden müssen. Lina Ramann hat vor kurzem ihre umfangreiche Arbeit über Liszt „als Künstler und Mensch" abgeschlossen und sich damit das Verdienst erworben, eine Grundlage für die eindringlichere Erforschung dieses Künstlerlebens geschaffen zu haben. Die gemütvolle und arbeitsame Verfasserin konnte nicht in allen Teilen den umfangreichen Stoff erschöpfend behandeln, da es an hilfreichen Vorarbeiten fast vollständig fehlt, und die schwierige Aufgabe wegen der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, in welchen der Lisztsche Genius zu Tage getreten ist, vorläufig von einem einzelnen kaum vollkommen gelöst werden wird. Der Gefahr, bei der Schilderung der Art, wie Liszt seine herrliche Menschlichkeit hat walten lassen, in verzeihliche Irrtümer zu geraten, ist sie nicht immer siegreich aus dem Wege gegangen. Die liebevolle Behandlung, welche sie seinen Beziehungen zu der Fürstin Wittgenstein hat widerfahren lassen, verleitete sie dazu, der letzteren einen größeren Einfluß auf die Entschließungen des Meisters in seinen Handlungen zuzuschreiben, als ihn seine ausgeprägte Willenskraft jemals

Digitized by Google

gestattet haben wird. Nach anderer Richtung hin ist Lina Ramann mit großer Sicherheit aufgetreten. Sie hat beispielsweise der Wertschätzung, welche Liszt trotz des berechtigten Bewußtseins von der eigenen Leistungsfähigkeit seinen Genossen auf dem Tummelplatze des Klavierspiels hat zu teil werden lassen, in vollem Umfange hervorgehoben, und sich dabei nicht Fehler zu Schulden kommen lassen, wie andere weibliche Darsteller des Meisters sie begangen haben. Wenn die Ungarin, Janka Wohl, deren „Erinnerungen einer Landsmännin" von solchen Verzeichnungen strotzen, an dieser Stelle erwähnt wird, so geschieht es nicht, um jenes in Deutschland unbekannt gebliebene Buch aus seiner verdienten Verborgenheit hervorzuziehen, sondern um an ein darin enthaltenes Wort anzuknüpfen, welches als eine gefährliche Entstellung gekennzeichnet werden muß. Darnach soll Liszt gesagt haben: „Mein cantique d'amour wird ihm (Taufig) nie jemand nachspielen — ich selbst nicht mehr — heute!" Die letzten Worte könnten darauf schließen lassen, daß Liszt seine Ueberlegenheit in pianistischen Dingen zuweilen hätte zum besten geben wollen. Wenn er sein Können mit Nachdruck hervorhob, so geschah es nur solchen „Größen" gegenüber, welche sich selbst trotz ihrer Nichtigkeit für ebenbürtig hielten oder von ihren guten Freunden als weit gediegenere Klavierspieler auf dem Boden des „Klassischen" gepriesen wurden. In beiden Fällen hat er sich jedoch nur zu einer Selbsterwähnung verleiten lassen, wenn er eine unverdiente Verherrlichung im Interesse der Kunst für schädlich halten mußte. Jenem prahlerischen „klassisch" hing er dann das vernichtende Mäntelchen „klobig" um die Schultern, um das Wesen des in berühmten und unberühmten Konservatorien gepredigten Stiles, welcher ihm als Muster vorgehalten wurde, im innersten Kerne zu treffen. Wer hat jemals bei den häufigen Reden auf Taufig oder Bülow aus seinem Munde ein Wort fallen hören, welches auch nur im entferntesten den Gedanken an eine Ueberhebung über seine beiden Paladine hätte aufkommen lassen?

Als die durch ihre Konzertreisen mit Arma Senkrah bekannt gewordene Emma Großcurth einst bei Liszt in Weimar die von ihm bearbeitete „Tarantelle" aus der „Stummen von Portici" gespielt und damit nicht nur einen Riesensprung in ihren Fortschritten, sondern auch eine nachahmenswerte Unerschrockenheit in der Aufnahme des Kampfes mit den Schwierigkeiten des Werkes geoffenbart hatte, zeigte sich Liszt darüber hocherfreut und erzählte mit sichtlichem Behagen, daß Taufig der erste gewesen sei, welcher den Mut gehabt hätte, sich an das Studium der „Tarantelle" heranzuwagen. „Ich empfand eine gewisse Genugthuung darüber, daß endlich der Bann der Unspielbarkeit, mit welchem meine Werke belegt waren, gebrochen werden sollte. Taufig hat viele rühmliche Nachfolger, wenigstens in dieser Beziehung, gefunden. Natürlich blieb dies nicht das einzige Stück, an welchem er seinen Mut erprobt hat. Es gibt ja noch mehr Sachen von mir, welche etwas kufflig geraten sind." Wenn Liszt gern und häufig durchblicken ließ, mit welchem Stolze ihn dieser Mut seines Zöglings erfüllte, so verhehlte er gelegentlich auch nicht, wie viel er unter dessen jugendlichem Uebermute zu leiden gehabt hatte. „Leider wußte er, wie leicht ich wieder

Digitized by Google

zu versöhnen war, wenn er mich geärgert hatte. Nur einmal riß mir die Geduld, welche sonst sprichwörtlich zu werden verdiente. Er spielte die F-moll-Phantasie von Chopin recht willkürlich. Den reizenden Mittelsatz in As-dur, welcher später in Ges-dur und dann in Des-dur wiederholt wird, und dessen Doppelgriffe in schmeichelnder Weichheit gespielt werden müssen, richtete er jämmerlich zu. Ich bemühte mich, ihm die Stelle möglichst genau zu zeigen, und empfahl ihm, das Stück nach meinen Andeutungen noch einmal zu studiren. Als er bei unserem nächsten Zusammensein an die gefährliche Stelle kam, schaute er mich verwegen an und spielte sie — en mode hongrois. Eine handgreifliche Ermahnung zu einem etwas anständigern Benehmen machte ihn doch sehr stutzig. Dieser unerwartete Ausbruch meines Zornes war von guten Folgen begleitet. Tausig hat sich, wenigstens in künstlerischen Dingen, nie wieder eine Ungezogenheit gegen mich zu Schulden kommen lassen. Uebrigens ist dieser Fall der einzige geblieben, in welchem ich jemals handgreiflich geworden bin." Die Hochschätzung, welche Liszt diesem „Erzdämon von Talent", wie ihn Bülow genannt hat, zu teil werden ließ, erstreckte sich nicht nur auf dessen klavierspielerische Leistungen, sondern auf alle Bethätigungen seiner künstlerischen Natur. Er hörte gern zu, wenn die beiden unter „opus 1" veröffentlichten, tiefempfundenen Klavieretüden und die feinen „ungarischen Rhapsodien" mit Geschick nachgebildeten „ungarischen Zigeunerweisen" von Tausig gespielt wurden. Auch schätzte er die von ihm unter dem Namen „Valses-Caprices" aus dem glänzenden Ballsaale in den verstohlenen Winkel verpflanzten Straußischen Walzer. Nur zu der grausichen Verarbeitung der lebensfrohen „Aufforderung zum Tanz" von Weber verzog Liszt das Gesicht und — schwieg. Desto redseliger zeigte er sich, wenn von den geistvollen Bearbeitungen einiger Sätze aus Beethovenschen Werken gesprochen wurde. Schon im Jahre 1837 hatte Liszt auf dem Schlosse Nohant an den „lauschigen Ufern der Indre" die gewaltige zweihändige Uebertragung der neun Symphonien Beethovens für das Klavier begonnen und diese Riesenarbeit im Jahre 1865 von Rom aus der Welt übergeben. In einem Briefe an seine Verleger, Breitkopf und Härtel, stellte er ihnen für den Fall, daß sie von jener Arbeit befriedigt sein würden, eine gleichartige über die Quartette desselben Meisters in Aussicht. Doch waren selbst seine Kräfte an diesem waghalsigen Unternehmen gescheitert. „Ich hatte mich immer," so erzählte er, „gefürchtet, die neunte Symphonie dem Klavier anzuvertrauen; erkannte aber, als ich damit begonnen hatte, daß gerade sie sich am klavierfähigsten erwies. Nun ging ich frisch und freudig an die Quartette und sehr bald damit in die — Brüche. Ich mußte, so ärgerlich ich über diese Erfolglosigkeit auch war, die Arbeit beiseite legen. Davon erfuhr Tausig eines Tages und suchte, kühn wie er immer war, das Unmögliche dennoch zu ermöglichen. Es dauerte nicht lange, so gestand er mir mißmutig, daß auch er an diesen Klippen Schiffbruch gelitten habe. Damit nun aber seine Mühe keine ganz vergebliche gewesen sei, riet ich ihm, wenigstens die sechs von ihm als ‚ermöglicht' bezeichneten Sätze allein herauszugeben, was auch geschehen ist. Ich freue mich sehr darüber, daß ihm diese Bruchstücke in höchst lobenswerter

Digitized by Google

Weise gelungen sind, und würde mich noch mehr freuen, wenn dem Verfasser auch nach seinem Tode noch der schuldige Dank dafür durch allgemeine Beachtung und Wertschätzung dieser Musterarbeiten gezollt werden würde."

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über," sagen die Evangelisten Matthäus und Lukas. Also muß das Herz eines Liszt ganz voll von Empfindung für seine beiden großen Schüler gewesen sein, denn sein Mund ging stets über, wenn an ihre Heldenthaten erinnert wurde. Das glaubwürdigste Zeugnis für seine Gesinnung gegen den zweiten Schüler, Hans von Bülow, legte er in der Widmung seines „Totentanzes" nieder, welchen er „dem hochherzigen Progonen unserer Kunst" anvertraute. Dieser „Progone" ist der Paulus der großen von Liszt gepredigten Lehre geworden, wenn er auch seinen Mund von manchen unvorsichtigen Aeußerungen hat „übergehen" lassen, von welchen sein Herz nicht voll gewesen sein konnte, und sein späteres Wirken zuweilen an das Treiben eines Saulus gestreift hat. Trotz aller liebevollen Verehrung für Bülow war Liszt über gewisse widerspruchsvolle Wendungen in dessen künstlerischen Bethätigungen tief gekränkt und ließ auch gelegentlich ein Wort darüber laut werden. Am Tage vor Himmelfahrt 1880 war Liszt mit einigen Schülern in Leipzig gewesen, wo Bülow im Stadttheater den „Carnaval romain" von Berlioz, den „Kaisermarsch" von Wagner und die neunte Symphonie von Beethoven dirigirt und unter der Leitung von Nikisch die Fantasie von Schubert in der Lisztschen Bearbeitung gespielt hatte. Liszt empfand und äußerte eine freudige Genugthuung über die Bresche, welche Bülow mit dieser Leistung in das „konservative" Leipziger Musikleben geschlagen hatte, und weissagte eine lichtvollere Zukunft für diesen Hort der „klassischen Ueberlieferung". Nur zu bald sollte sich sein Seherblick als richtig erweisen; denn Aufführungen der „Faust"- und „Dante"-Symphonien an einem Abende, wie sie Nikisch einige Jahre später zu wiederholtenmalen zu unternehmen wagte, wären ohne jene Bülowsche That vielleicht unmöglich geblieben. Manche Stirn der biederen alten Herren „Konservatoren der Vergangenheit" hat sich dabei in finstere Falten gelegt und erst wieder geglättet, als es gelungen war, in dem großen Konzertsaale des „Neuen Gewandhauses" Liszt dadurch aus der Reihe der großen Meister zu verbannen, daß sein Bild zur Ausfüllung eines der Medaillons nicht für würdig erachtet wurde. Ob diese Lächerlichkeit inzwischen beseitigt worden ist, weiß ich nicht; im Jahre 1892 konnte ich mich von dem Vorhandensein jenes Mangels, mit welchem Liszt gleichsam als Urfeind der Kunst gekennzeichnet werden soll, noch überzeugen. Am Vormittage nach jenem Leipziger Bülow-Abende hatte mich der Meister zu sich beschieden, um mit mir die Sachen zu besprechen, welche ich vierzehn Tage später auf der Tonkünstlerversammlung zu Baden spielen sollte. Es wurden schließlich einige neue Werke von Tschaikowsky festgestellt. „Ob Sie gerade großen Dank damit ernten werden, läßt sich freilich nicht voraussagen," sagte er zu mir. „Jedoch erwerben Sie sich das Verdienst, welches ich für meine Person sehr hoch schätze, in der Bahnbrechung für unbekannte Werke es dem Manne gleichthun zu wollen, welchen Sie mit mir gestern abend wahre Wunderthaten haben voll-

Digitized by Google

bringen sehen. Natürlich freut es mich doppelt, daß dieser großartige Erfolg gerade in Leipzig errungen worden ist, dort, wo mehr Dünkel und Einbildung als wirkliches Können zu Hause ist. Ich habe Ihnen gestern abend schon gesagt, daß ich die beste Hoffnung auf eine baldige Verbesserung der dortigen Zustände zu hegen wage. Was nun das Bahnbrechen anbelangt, so kann ich nach dieser Richtung hin nicht genug zur Vorsicht raten. Man soll Bülow folgen; aber um Gottes willen nicht in allen Dingen. Er darf sich allerdings vieles, selbst manches Unbegreifliche erlauben, weil er den nötigen Boden unter den Füßen hat, wenn es ihn auch eine Riesenarbeit gekostet hat, ihn zu gewinnen. Jetzt hat er ihn und fühlt sich darauf sehr sicher: sonst würde er viele Dinge, wie seine zweifelhafte Propaganda für Herrn Brahms, wohl unterlassen haben. Mir gegenüber hätte er wenigstens damit warten können, bis ich nicht mehr unter den Lebenden zu finden gewesen wäre. Doch was wollen diese Nebensachen gegen Leistungen wie die gestrigen bedeuten? Ich vergesse alles und vergebe ihm alles, wenn er mich so etwas erleben läßt." Während des Sommers 1881 erzählte Liszt mit großem Eifer von dem Konzerte, welches Bülow im vorhergehenden Winter in Pest gegeben hatte. „Er hat den ganzen Abend nur Werke von mir gespielt und zwar, abgesehen von allen anderen schönen Eigenschaften, mit einer Sicherheit, welche ebenso unfehlbar als unglaublich gewesen ist. Ich habe sie wenigstens nie in solchem Grade besessen." Ich weiß nicht, ob Liszt einen mit jenem Konzerte in Verbindung stehenden Vorfall absichtlich verschwiegen, oder ob er selbst keine Kenntnis davon erhalten hat. Bülow hatte zuerst die Absicht gehabt, in dem Konzerte vorwiegend oder nur Werke von Brahms zu spielen. Eine Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten in Pest, darunter Graf Géza Zichy, welcher mir den Verlauf der Sache erzählt hat, ließ Bülow zu verstehen geben, daß es sehr unpassend sein würde, in einer Stadt, deren Ehrenbürger Liszt sei, noch dazu bei dessen Anwesenheit, einen Trumpf ausspielen zu wollen, welcher einer Verhöhnung der Lisztschen Kunst ähnlich sehen könnte. Sollte Bülow das angegebene Programm dennoch wagen, so habe er die daraus entstehenden Folgen allein zu tragen. In welcher Weise dasselbe dann geändert wurde, geht aus der vorhergehenden Lisztschen Erzählung hervor. An jenem Vorgehen läßt sich deutlich erkennen, daß die Ungarn das volle Verständnis für den Unterschied zwischen Brahms und Liszt besitzen. Sie kennen den nivellirenden Standpunkt nicht, von welchem herab der in vielen anderen Dingen bewundernswerte Eugen d'Albert die Frage zwischen Brahms und Wagner aus der Welt schaffen will. Der erstere ist von dem letzteren ungefähr so weit entfernt wie Hölderlin von Shakespeare; von Liszt aber durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche sich mit der „Verehrung des Schönen", wo man es immer findet, nicht überbrücken läßt.

Wenn Liszt auch innerlich von dem oft renegatenartigen Gebahren seines einstigen „Progonen" schmerzlich getroffen wurde, so zeigte er ihm doch äußerlich stets den gleichen väterlichen Freund, welcher im Leben seines Schützlings schon manche Wunde mit liebender Hand geheilt hatte. Bülow durfte sich daher viele

Digitized by Google

Sachen und bedenkliche Aeußerungen erlauben, welche jedem andern auf das strengste untersagt worden wären. Jedenfalls widersprach Liszt ihm öffentlich nie. Wer jemals den kleinen quecksilbernen Herrn in der „Hofgärtnerei“ sein Wesen hat treiben sehen, konnte wohl an den Bilderstürmer Carlstadt erinnert werden. Wenigstens läßt sich die geistvolle Schilderung, welche Ranke von diesem entworfen hat, nicht schwer auf jenen übertragen. „Mit der feurigsten Beredsamkeit entwickelte der kleine, schwarzbraune, sonnenverbrannte Mann eine Fülle tiefsinniger, extravaganter, eine neue Welt atmender Ideen, mit denen er jedermann hinriß.“ Nicht immer konnte es Bülow gelingen, seine Zuhörer für eine ihn plötzlich erfüllende Idee zu begeistern. Auch wäre es häufig erwünscht gewesen, wenn Liszt seinen „Carlstadt“ mit der Energie eines Luther in heilsame Schranken zurückgeleitet hätte, besonders zu der Zeit, als jener in übermütiger Laune sich unterfing, die Bücher des Jesuitenpaters Baumgartner über Goethe als wunderbare Offenbarungen anzupreisen. Es konnte einem hochstrebenden Geiste wie Bülow in Wirklichkeit nicht ernst damit sein; aber desto mehr war eine solch gefährliche Spielerei zu verurteilen. Werke, in welchen ein empfindungsloser Rabulist mit spitzfindiger Bosheit an deutschen Geistesthaten herumzerrt, müssen jedem tiefer denkenden Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben und können mit Verachtung allein nicht genügend verdammt werden. Sie legen Zeugnis davon ab, daß die Jesuiten in dem unermeßlichen Schatze der aus dem protestantischen Deutschland erwachsenen geistigen Güter einen unzerstörbaren Schutz gegen ihre Vernichtungsversuche erblicken und jene daher noch grimmiger fürchten als irgendwelche Ausweisungsgesetze. Liszt war zu tief in die Goethesche Gedankenwelt eingedrungen, um auch nur flüchtig an diesen Ausgeburten einer verbissenen Gesinnung Gefallen finden zu können. Sein schon erklärtes Schweigen, welches ein nur widerwilliges war, ist vielfach falsch gedeutet worden, ebenso wie manche harmlose Scherze, welche sich im Grunde nicht einmal gegen Goethe, sondern gegen die weimarische Gesellschaft richteten. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Liszt zu einer Zeit nach Weimar kam, als sich dort die Verehrung für Goethe zum großen Teile nur in der Auftischung verdrehter Geschichten und zweifelhafter Anekdoten äußerte. Goethe ruhte erst fünfzehn Jahre im Grabe: und ein solch kurzer Zeitraum genügt nicht, um einem großen Genius am Orte seines Schaffens eine tiefere Erkenntnis seiner Bedeutung zu verschaffen. Eine solche bildet sich erst allmälich unter dem Einflusse der Beachtung, welche dem Orte von draußen nur wegen der hier verbrachten Lebenszeit eines bedeutenden Geistes geschenkt wird.

Um die tiefe Empfindung, welche Liszt für Goethe hegte, in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Verzweigungen zu erläutern, müßten zunächst die zahlreichen Stellen aus seinen Schriften angeführt werden, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen. Es soll hier jedoch nur auf die wundervolle Auslegung hingewiesen werden, welche Liszt dem Goethe-Schiller-Standbilde in seiner Schrift über das „Septemberfest zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Karl Augusts“ gewidmet hat. Besonders eine Stelle in der Beschreibung der Goetheschen

Digitized by Google

Figur verdeutlicht sein volles Verständnis für diesen Genius. „Der Mund gehört nicht zu denen, die bereit sind, das Wort sofort laut werden zu lassen: er ist der des Weisen, welcher das vor ihm aufgeschlagene Buch der Natur durchforscht und überschaut, bevor er der Welt verkündet, was er geschaut. In dieser ernst schweigenden Miene herrscht eine Art uneingestandener Melancholie, deren starres Siegel von der flüchtigen Menge vielleicht als das der Unempfindlichkeit gedeutet wird, während es im Gegenteil nur die bergende Hülle des Gleichgewichts zwischen den reichsten und verschiedensten Empfindungen ist." Feinfühliger ist wohl kaum die arg verkannte Geheimratsmiene gedeutet worden. Und wenn Liszt bei einer Unterhaltung über seinen Goethe-Festmarsch sich den Rock zuknöpfte und den Eintritt des C dur-Mittelsatzes im dreihalbe Takt dadurch verdeutlichte, daß er in majestätischer Haltung durchs Zimmer schritt, so sollte diese pantomimische Erklärung einer künstlerischen Wendung, durchaus keiner Verspottung ähnlich sehen. Liszt war sogar stolz auf diese erstmalige Verwendung eines dreiteiligen Rhythmus in einem Marsche. Ueber eine Begebenheit, welche im Zusammenhange mit der Schöpfung dieses Werkes steht, wußte der Philologe Hermann Sauppe in Göttingen folgende bemerkenswerte Einzelheiten zu erzählen. Er war zu Beginn der großen musikalischen Epoche in Weimar Direktor des dortigen Gymnasiums gewesen und hatte zu Liszt, welcher ihn sehr schätzte und sich später oft bei mir nach seinem Wohlergehen erkundigte, in freundlichen Beziehungen gestanden. „Als im Sommer 1849," so erzählte Sauppe, „der hundertjährige Geburtstag Goethes herannahte, lag auf allen Gemütern infolge der kaum überstandenen Revolution eine dumpfe Schwüle. Wenn auch jeder eine festliche Begehung jenes bedeutungsvollen Tages herbeisehnte, sogar für unbedingt notwendig hielt, so hatte doch niemand den Mut, besonders in Weimar nicht, die entscheidenden Schritte anzuregen. Da erhob sich Liszt und richtete mit feuriger Entschlossenheit die Mutlosen empor. Es wurde eine Versammlung zur Vorberatung einer festlichen Veranstaltung zusammenberufen, und Liszt wußte bei dieser Gelegenheit durch seine glühende Beredsamkeit alle Anwesenden zu zaglosem Auftreten mitfortzureißen. In kurzer Zeit hatte er alle Bedenken aus dem Felde geschlagen und die ganze Verantwortung und auch die Vertretung der Angelegenheit beim Großherzog auf sich genommen. Die lebhafteste Unterhaltung machte der trüben Stimmung der letzten Tage Platz und währte bis spät in die Nacht hinein. Da ich meiner Pflichten für die Frühe des andern Tages eingedenk bleiben mußte, so entfernte ich mich kurz nach Mitternacht. Am andern Morgen begegnete ich bei der Stadtkirche auf dem Wege zum Gymnasium dem dahereilenden Liszt, welcher von der Altenburg herunterkam und ein geschriebenes Notenheft unter dem Arme trug. Nach herzlicher Begrüßung fragte ich ihn, ob er noch lange ausgehalten habe. ‚Bis gegen drei Uhr,' antwortete er. ‚Dann haben Sie ja nur wenig schlafen können, Herr Doktor,' fuhr ich fort. ‚Gar nicht,' rief er aus. ‚Ich befand mich über das glückliche Ergebnis unserer Unterhaltung in so freudiger und anregender Stimmung, daß ich mich sofort, als ich nach Hause gekommen war, an den Schreibtisch setzen mußte, um an meinem bereits

Digitized by Google

angefangenen Goethemarsch weiterzuarbeiten. Die Arbeit ging so gut von statten, daß ich soeben mit der Partitur fertig geworden bin. Sehen Sie da,' sagte er und zeigte dabei auf das Notenheft, ich nehme den Marsch mit ins Theater, um dort die Stimmen ausschreiben zu lassen. Und nachher werden wir — diplomatisch! Hoffen wir das Beste. Guten Morgen!' Mit diesen Worten verließ er mich. Ich mußte über solche Arbeitskraft staunen. Ich habe mir doch auch in meinem Leben," so schloß Sauppe, „viel Anstrengung zugemutet, aber eine solche Leistung hätte ich ihm nie nachmachen können." Erinnert dieses Erlebnis nicht lebhaft an die Schilderung, welche Plato am Schlusse seines „Symposion" von Sokrates entwirft? Nachdem auch die letzten Teilnehmer an jenem Gastmahl, Aristophanes und Agathon, beim Herannahen des Tages eingeschlafen seien, wäre Sokrates aufgestanden und ins Lykeion gegangen, hätte sich gebadet und sich dann, *wie auch sonst*, den ganzen Tag dort aufgehalten und sich erst abends nach Hause zur Ruhe begeben. In ähnlicher Weise hatte auch Liszt seinen Körper zu einem stets dienstbereiten Werkzeuge seines Geistes gemacht. — Die eben erwähnte festliche Veranstaltung veranlaßte Liszt noch zu einer andern Schöpfung. Er mußte im Auftrage des Hofes eine „Ouvertüre" zum „Tasso" von Goethe komponiren, da jenes Werk am 28. August 1849 als Festvorstellung im Hoftheater gegeben werden sollte. Liszt schuf kein Gelegenheitswerk, sondern eine große „symphonische Dichtung" von bleibendem Werte. Er arbeite daran mit um so größerer Liebe, als ihm stets aus dem Leben und Leiden eines Tasso das Abbild seines eigenen Lebensweges entgegengeblickt hatte. Als einst zwei seiner Schüler, Louis *Coonen* — jetzt in Paris — und Berthold *Kellermann* — jetzt in München — diese „Dichtung" auf zwei Klavieren in anregendem Vortrage zur Geltung brachten, nahm Liszt bei dem entzückenden Allegretto des Mittelsatzes, welches „quasi menuetto nobile" überschrieben ist, eine kleine, schwärmerisch zu ihm aufblickende Amerikanerin unter den Arm und wandelte mit ihr durchs Zimmer, indem er lächelnd ausrief: „Jetzt geht's nach Ferrara." Und dort wollte er den Dichter schildern, wie er stolz und schwermütig den Hoffesten zuschaute. Wohl konnte Liszt sich mit ihm verwandt fühlen; denn ist er nicht auf derselben Leidensbahn einhergewandelt, und ist er nicht verkannt und unerkannt in seinen höheren Absichten durchs Leben geschritten, trotz aller äußeren Erfolge? Dennoch war er unbeirrt weitergepilgert, und wurde die Erinnerung an die erlittene Unbill wachgerufen, so sprach er tief ergriffen die Worte des Türmers: „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehen, Es sei, wie es wolle, es war doch so schön!"

Auch ihm erblüht für das bittere „Lamento" der versöhnende und siegreiche „Trionfo" erst nach seinem Tode. Gerade sein unvergänglichstes Meisterwerk, seine gewaltige Faust-Symphonie, in welcher er seine ganze tiefe Auffassung der Goetheschen Gedankenwelt gleichsam in einer kühnen That zusammengefaßt hat, beginnt jetzt seinen Siegeslauf durch Deutschland, so vieles bisher Gepriesene völlig verdunkelnd. Wer in die Geheimnisse dieser Schöpfung eingedrungen ist, wird nicht mehr von einem Mangel an Wertschätzung seines großen Vorgängers

Digitized by Google

in dem kleinen Weimar reden wollen. Und tragen die vielen Kompositionen Goetheſcher Lieder nicht den Stempel wahrſten Verſtändniſſes? Müßte ich nicht fürchten, einer ſtrafwürdigen Blasphemie beſchuldigt zu werden, ſo würde ich mich ſogar zu der Behauptung verleiten laſſen, daß Liſzt die Muſik zu „Freudvoll und leidvoll“ viel entſprechender gelungen iſt als einſt Beethoven. Jedoch unterlaſſe ich dieſe Sünde und erinnere zum Schluſſe dieſer Betrachtung an eine andere Liedkompoſition. Liſzt hatte drei Sommer von 1841 bis 43 mit der Gräfin d'Agoult und ſeinen Kindern auf der Inſel Nonnenwerth verlebt und am Ausgange dieſer romantiſchen Zeit das Gedicht ſeines Freundes, des Fürſten Lichnowsky, „Die Zelle von Nonnenwerth“ komponirt, wohl eines der zaubervollſten Lieder, welches die Welt — noch nicht kennt. Wie bekannt Liſzt durch ſeinen dreijährigen Aufenthalt in jener Gegend geblieben iſt, darüber belehrte mich im vorigen Jahre ein angenehmer Zufall. Meine Frau und ich hatten damals einige Tage in Rolandseck verlebt und wollten gern die Inſel und das Kloſter beſuchen. Als wir ſchon im Kahn ſaßen, ſagte uns der Schiffer, daß er keine Erlaubnis habe, uns überzuſetzen, auch der Beſuch des Kloſters aus einer Reihe von Gründen verboten ſei. Wir entſchloſſen uns, nach Königswinter zu fahren und den Tag auf dem Drachenfels zuzubringen. Der freundliche Schiffer belehrte uns beim Vorbeifahren an der Inſel darüber, daß das Kloſter in früheren Jahren ein Hotel geweſen ſei. Ich bemerkte zu meiner Frau: „Aha, deshalb hat er dort ſo lange mit ſeinen Angehörigen wohnen können.“ „Sie meinen wohl den Liſzt,“ fragte der Schiffer? Als ich ihm mein Erſtaunen über dieſe ſeine Vermutung ausdrückte, wurde er redſeliger und erzählte uns, daß er zu jener Zeit ungefähr 6 bis 8 Jahre alt geweſen ſei: „Das iſt ein freigebiger Herr geweſen. Den kannte damals hier jedes Kind. Alle Woche kam er herüber und beſtellte eine Tanzmuſik, wozu alle Bewohner des Ortes Rolandseck eingeladen wurden. Da ging's hoch her. Die franzöſiſche Gouvernante, welche bei ſeinen Kindern war, mußte alles zahlen; aber das Geld,“ fügte der Schiffer liſtig hinzu, „war von ihm.“ Durch ein vom Drachenfels aus an die Oberin geſandtes Geſuch erwirkte ich uns trotz des ſtrengen Verbots eine Beſichtigung des Kloſters. Wir wurden auf das liebenswürdigſte umhergeführt: eine Erinnerung an den Aufenthalt des großen Mannes fand ſich im Innern nirgends. Nur die mächtige Platane, welche er ſelbſt gepflanzt und dabei, wie uns die führende Schweſter wiederholt erzählte, mit Sekt begoſſen hatte, legte Zeugnis ab von dem einſtigen idylliſchen Aufenthalte auf Nonnenwerth.

Digitized by Google

Am Sterbelager des Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. Ludwig Büchner.

II.

Die Wissenschaft.

Jahrhundert der Aufklärung — Jahrhundert der Wissenschaft — Jahrhundert der Versöhnung — so glaubten wir am Schlusse unseres ersten Artikels die drei auf einander folgenden Jahrhunderte des achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten charakterisiren zu dürfen — wobei allerdings mit der Charakterisirung des letztgenannten der Zeit vorgegriffen ist, während dagegen dem Jahrhundert, in dem wir leben, die Bezeichnung als desjenigen der Wissenschaft kaum von irgend einer Seite wird bestritten werden können. Denn die Fortschritte des menschlichen Wissens und des damit in Zusammenhang stehenden Könnens in diesem Jahrhundert sind so gewaltige und tiefgreifende und drängen sich in einen verhältnismäßig so kurzen Zeitraum zusammen, daß ihm in dieser Beziehung kein früheres Jahrhundert auch nur entfernt an die Seite gesetzt werden kann. Und wenn auch unter diesen Fortschritten keiner ist, welcher für sich allein an allgemeiner Wichtigkeit dem Sieg des Kopernikanischen Weltsystems oder der Entdeckung Amerikas gleichkäme, so übertreffen dieselben doch, wenn auch nicht im einzelnen, in ihrer Gesamtheit alles vorher Dagewesene. Dennoch fehlt es nicht an Gelehrten, welche zum Beispiel die unserem Jahrhundert vorbehaltene Beseitigung des sogenannten anthropocentrischen Irrtums für nicht weniger wichtig oder bedeutungsvoll halten, als die Beseitigung des geocentrischen Irrtums, welcher die Welt so lange zum Nachteil der Wahrheit und damit zum Nachteil der intellektuellen Entwicklung beherrscht hat.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, welchem Wissenschaftsgebiet jene Fortschritte in erster Linie zu danken seien, so kann die Wahl nicht schwer fallen Es sind diejenigen Wissenschaften, welche unter dem Druck der in unserem vorigen Artikel geschilderten Weltanschauung am meisten zu leiden hatten. Denn so lange die Natur nicht als eine Unterstützung, sondern als ein Hindernis jedes höheren Aufschwungs der Geister angesehen wurde, konnte auch ihr Studium entweder gar nicht oder nur in der Form von Alchimie, Astrologie, Goldmacherei, des Suchens nach dem Stein der Weisen oder nach Ausübung zauberischer Künste und dergleichen gedeihen. Dazu kam eine systematische Verachtung des Wissens überhaupt und ein förmlicher Fanatismus der Unwissenheit. „Welche Seligkeit," fragt der Kirchenvater Lactantius, „liegt darin, zu wissen, wo der Nil entspringt, und was die Physiker vom Himmel faseln?" Ihm erscheint es der christlichen Erkenntnis gegenüber vollkommen einerlei, ob die Sonne groß oder klein,

Digitized by Google

ob die Sterne feststehen oder sich bewegen, wie groß die Erde sei und so weiter. Die Behauptung, daß die Erde eine Kugel sei, erscheint ihm als der Einfall eines Witzboldes; es verlohne sich gar nicht, solche Thorheiten auch nur zu besprechen. „Nicht aus Unwissenheit," schreibt der gelehrteste der griechischen Kirchenlehrer, Bischof Eusebius, „denken wir gering von diesen Dingen, sondern aus Verachtung ihrer ganz nutzlosen Arbeit, indem wir unsere Seelen besseren Dingen zuwenden." Alles weltliche Wissen galt nur als Hemmnis der religiösen Erbauung oder als „Thorheiten und Possen", wie sich noch Damiani, der Kanzler des Papstes Gregor VII., des Kanossahelden, ausdrückte. Anatomische Untersuchungen wurden wegen des Dogmas von der Auferstehung der Leiber verboten, und statt ärztlicher Behandlung dienten Gebete, Beschwörungen und Berührungen mit den Reliquien der Heiligen. [1]) Daß Kopernikus genötigt war, seine epochemachende Schrift über die Umwälzung der Weltkörper aus Furcht vor kirchlicher Verfolgung während dreißig Jahren zurückzuhalten, und daß dieselbe, als sie endlich erschien, als ketzerisch verdammt und verboten wurde, ist bekannt. Auch das Fernrohr wurde als ketzerische Erfindung verdammt, weil es nach kirchlicher Anschauung den Menschen erlaube, weiter zu sehen, als Gott dieses durch die Einrichtung des menschlichen Auges gewollt habe. Dennoch ist es gerade das Fernrohr gewesen, welches den beschränkten Anschauungen des geocentrischen Irrtums ein definitives Ende bereitete und die Erde mit ihren Bewohnern von ihrer eingebildeten Höhe als Mittelpunkt des gesamten Weltalls herabstürzte. Aber die eigentliche Krönung des auf diese Entdeckungen gestützten astronomischen Gebäudes erfolgte erst in dem Jahrhundert, an dessen Sterbelager wir stehen, durch die Begründung der wichtigen Wissenschaft der Astrophysik und die dadurch erlangten Kenntnisse über die physikalische und chemische Beschaffenheit der uns umgebenden Weltkörper. Den Reigen dieser Forschungen eröffnete die wunderbare, im Jahre 1859 durch Kirchhoff und Bunsen gemachte Entdeckung der Spektral-Analyse oder der Sprache des Lichtes, welche uns namentlich Aufklärungen über die chemisch-physikalische Beschaffenheit unseres Tagesgestirns oder der Sonne gebracht hat, die der früheren Wissenschaft als völlig unmöglich erscheinen mußten. Auch hat uns die Spektral-Analyse in Gemeinschaft mit dem Studium der merkwürdigen, erst in den letzten Jahrzehnten genauer erkannten und jetzt bereits zu vielen Tausenden bekannten, sogenannten Doppelsterne die hochwichtige Ueberzeugung von der Einheit und Uebereinstimmung des uns sichtbaren Weltalls in Bezug auf seine Stoffe, Kräfte und die in ihm herrschenden Naturgesetze verschafft.

Weiter hat in dieser Wissenschaft die fortschreitende Verbesserung der astronomischen Fernrohre und Riesenteleskope sehr erweiterte Blicke in die unendlichen Tiefen des Weltalls möglich gemacht und bei gleichzeitiger Unterstützung durch die Kunst der Photographie das Dasein einer großen Menge neuer Sterne

[1]) Viele weitere Beispiele dieser Art finden sich in dem vortrefflichen Werk von Eicken: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung." Stuttgart, Cotta, 1887.

Digitized by Google

kennen gelehrt — darunter Fixsterne oder Sonnen, welche hundert- oder tausendmal so groß sind als unsere Sonne.

Fast noch wichtiger ist die auf gleiche Weise ermittelte Existenz jener merkwürdigen rotirenden, aus glühenden Gasmassen bestehenden Urweltnebel, welche nichts anderes sind als entstehende Sonnen- oder Weltkörpersysteme, und deren Betrachtung die Richtigkeit der bekannten Kant-Laplaceschen Theorie über die Entstehung jener Systeme beinahe zur Gewißheit erhebt. Einer der merkwürdigsten darunter ist der bekannte große Nebel in der Andromeda, welcher auch mit bloßem Auge gesehen werden kann, und dessen durch den englischen Astronomen Dr. Roberts mittelst eines zwanzigzölligen Spiegelteleskops erhaltenes photographisches Abbild die einzelnen Phasen jener Entwicklung deutlich erkennen läßt.

Weiter haben uns die verbesserten Fernrohre der Gegenwart eine so genaue Kenntnis der Beschaffenheit der Oberfläche unseres Trabanten oder des Mondes verschafft, daß dieselbe genauer bekannt ist als manche Teile unserer Erdoberfläche in dem Innern der großen Kontinente von Afrika, Australien oder Amerika. Aehnliches gilt cum grano salis von den Entdeckungen an der Oberfläche des Planeten Mars, deren Deutung uns allerdings bis jetzt noch ungelöste Rätsel aufgibt.

Dem gegenwärtigen Jahrhundert gehört auch noch die etwas ältere, im Jahre 1846 durch Leverrier und Galle auf so merkwürdige Weise gemachte Entdeckung des Planeten Neptun an, welche als einer der größten Triumphe der astronomischen Wissenschaft betrachtet werden muß, indem die mathematische Berechnung das Vorhandensein eines Weltkörpers nachwies, dessen wirkliche Entdeckung dem Fernrohr erst später gelang.

Ferner verdanken wir unserem Jahrhundert die weitere Entdeckung einiger Hunderte jener kleinen Zwergplaneten oder Asteroiden, deren Gesamtzahl jetzt circa vierhundert beträgt, nachdem noch im Anfang des Jahrhunderts der berühmte spekulative Philosoph Hegel, auf dessen Spuren immer noch einige Nachbeter wandeln, in seiner Naturphilosophie erklärt hatte, daß in der bekannten astronomischen Lücke zwischen Mars und Jupiter aus spekulativen Gründen keine weiteren Planeten existiren könnten. Wer freilich, wie Hegel, von den Sternen nichts Besseres zu sagen weiß, als daß sie eine „Krätze des Himmels" seien, konnte die wahre Bedeutung der Naturwissenschaft ebenso wenig begreifen wie sein Vorläufer Fichte, welcher in seiner Wissenschaftslehre (1794) die philosophische Ueberhebung bis zu der Erklärung zugespitzt hatte, daß die Wissenschaft dahin kommen werde, den Bau des Grashalms wie die Bewegung der Himmelskörper völlig unabhängig von aller Beobachtung aus dem einfachen Grundsatze des Wissens abzuleiten -- eine Vorhersage, welche bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen ist. Schließlich verfiel der große Philosoph, wie nicht anders zu erwarten, in Mystizismus.

Endlich verdanken wir unserem Jahrhundert in astronomischer Beziehung noch die genauere Kenntnis der Natur und Bedeutung der Meteoriten oder

Digitized by Google

Meteorsteine, welche wahrscheinlich Stücke zertrümmerter Weltkörper oder aufgelöster Planeten sind und fortwährend in großen Mengen auf unsere Erde niederfallen, nachdem noch im vorigen Jahrhundert die darüber kursirenden Erzählungen allgemein für Märchen gehalten wurden, und nachdem noch am Ende jenes Jahrhunderts bei Besprechung dieser Angelegenheit im Schoß der französischen Akademie der große Chemiker Lavoisier jede weitere Diskussion darüber mit der Bemerkung abgeschnitten hatte, daß es im Himmel keine Steine gäbe, und daß daher auch keine solchen aus dem Himmel auf die Erde niederfallen könnten — bis im Jahre 1804 der große Steinfall bei Aigle in der Normandie auch die Ungläubigsten überzeugte. Aber erst in den zwanziger Jahren wurde durch die klassischen Untersuchungen von Chladni die wahre Natur der Meteoriten als aus dem kosmischen Weltraum kommender Eisen- und Steinmassen von derselben chemischen Zusammensetzung wie die Körper unserer Erde, zur allgemeinen Anerkennung gebracht.

Noch darf, ehe wir die Himmelskunde verlassen, nicht vergessen werden zu erwähnen, daß sich neuerdings eines der wohlgeratensten Kinder unseres Jahrhunderts oder die Kunst der Photographie in den Dienst der Astronomie und Astrophysik gestellt hat und zwar mit einem Erfolg, der wohl noch lange nicht sein Ende erreicht haben dürfte.

An die astronomische reiht sich naturgemäß die physikalische Wissenschaft und die große Entdeckung von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft, welche gegenwärtig wie ein belebender Odem die gesamten Naturwissenschaften durchdrügt und den größten Entdeckungen aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Bereits im Jahre 1837 durch Friedrich Mohr geahnt und deutlich vorausgesagt, erhielt das Prinzip seine wissenschaftliche Bestätigung durch Robert Mayer (1842) und den Engländer Joule (1842—1849), welche beiden Forscher ganz unabhängig von einander gearbeitet hatten. Anfangs an der Identität von Wärme und Bewegung nachgewiesen (weil der Nachweis hier am leichtesten zu führen war) und nach Berechnung des mechanischen Aequivalents der Wärme wurde die Giltigkeit des großen Lehrsatzes alsbald für alle Kräfte der Natur ohne Ausnahme festgestellt und damit die Einheit und Ewigkeit der Bewegung erwiesen. Der daraus zu ziehende Schluß geht dahin, daß die Summe aller vorhandenen Kräfte ebenso unveränderlich ist wie die Gesamtheit der Stoffe, und daß kein Atom von Stoff, Kraft oder Bewegung jemals als solches verloren gehen kann; es wechselt nur seine Zustände oder Verbindungen. Die Unsterblichkeit des Stoffes oder der Atome, zu welcher diejenige der Kraft nur ein notwendiges Korrelat bildet, ist bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Einführung der Wage in die Chemie (Lavoisier) bewiesen worden, und es hätte eigentlich damals schon an der Hand des Prinzips der Identität von Kraft und Stoff die große Wahrheit gefunden werden müssen. Aber da es leichter ist, Stoffe zu wägen und zu messen als Kräfte, und da die Naturforscher eine sehr mißtrauische oder vorsichtige Gesellschaft sind, so mußten noch einige Jahrzehnte vergehen, bis das Prinzip als solches festgestellt werden

Digitized by Google

konnte. Jetzt oder heutzutage ist dasselbe, wie F. Mohr treffend bemerkt, gewissermaßen zum Angelstern geworden, nach welchem jeder Naturforscher seinen Kurs zu richten hat; und es gibt kaum einen Zweig der nicht bloß beschreibenden Naturwissenschaft, der nicht den teils belebenden, teils gebietenden Einfluß dieses in seiner ganzen Bedeutung und Wichtigkeit noch lange nicht hinlänglich gewürdigten Lehrsatzes zu empfinden hätte.

Diese Bedeutung wird besonders klar, wenn wir die auf unserer Erde wirksamen Kräfte in das Auge fassen und dabei die merkwürdige Entdeckung machen, daß die einzige und letzte Quelle aller dieser Kräfte in den Strahlen der Sonne liegt. Obgleich unsere kleine Erde nur den 2300 millionsten Teil derjenigen Wärme oder Kraft erhält, welche die Sonne nach allen Richtungen in den kalten Weltraum ausstrahlt, ist diese verhältnismäßig geringe Kraftmenge doch hinreichend, um nach Maßgabe des großen Prinzips von der Erhaltung und Verwandlung der Kraft jede Arbeit, jede Bewegung, jede Kraftentfaltung, jedes Leben auf der Erdoberfläche zu unterhalten oder allein möglich zu machen. Die Kraft, mit welcher die Lokomotive dahinbraust, lange Wagenzüge hinter sich herschleppend, ist nichts anderes, als ein Tropfen Sonnenwärme, vor vielen Millionen Jahren in eine Pflanze verwandelt, alsdann mit Schutt, Steinen und Lehm bedeckt und heute wieder dem dunklen Schoß der Erde entrissen, um von neuem in Licht und Wärme und damit in alle Bedürfnisse des Menschenlebens und Menschenleibes zurückverwandelt zu werden. Wir selbst sind im wahren Sinne des Wortes Sonnenkinder, denn wir können keine Bewegung machen oder keine Gedankenarbeit vornehmen, die nicht in letzter Linie verwandelte Sonnenwärme wäre.

„Ein Sonnenstrahl ist unser Leben,
Ein Sonnenstrahl des Daseins Band,
Und eines Lichtstrahls leises Beben
Führt uns wie Kinder an der Hand."

Einen weiteren großen Fortschritt hat die Physik unseres Jahrhunderts zu verzeichnen in der von Clausius und Maxwell angebahnten sogenannten kinetischen Theorie der Gase, welche uns einen tiefen Blick in die grenzenlose Feinheit des Stoffs und die unbegreifliche Geschwindigkeit seiner Innenbewegung eröffnet hat. Ein Fingerhut voll Gas enthält nach den Angaben der Physiker mindestens sechs Trillionen Moleküle oder zusammengesetzte Atomgruppen, welche bei nur mittlerer Geschwindigkeit 4700 Millionen Zusammenstöße in der Sekunde ausführen!! Nach Clerk-Maxwell enthält das kleinste, unter dem stärksten Mikroskop überhaupt noch sichtbare lebende Wesen immer noch eine Million (nach Tait zwei Millionen) organischer Moleküle oder Atomgruppen, so daß wir uns gar keine Vorstellung darüber machen können, welche unschätzbar große Menge feinster histologischer Elemente oder Eigenschaften der organischen Gewebe, für welche uns keine Unterjuchungsmethode zu Gebote steht, existiren mag. Aber wir können uns auch keine Vorstellung darüber machen, wie es der Lichtäther macht, um durch 700—800 Billionen Schwingungen in der Sekunde eine Lichtempfindung

Digitized by Google

in unserem Auge hervorzubringen, oder wie es der Blitz fertig bringt, in dem millionsten Teil einer Sekunde durch Entfesselung der Molekularkräfte die zerstörendsten Wirkungen auszuüben.

Alles dieses und so vieles Verwandte, dessen spezielle Erwähnung hier zu weit führen würde, ist für uns und unser in die Schranken von Raum und Zeit gebanntes Vorstellungsvermögen ebenso unvorstellbar wie die Ewigkeit und Unendlichkeit von Raum und Zeit, wenn auch denkbar. Jedenfalls aber müssen uns diese kühnen Anschauungen oder Spekulationen der Physik einen ganz andern Begriff von den elementaren Verhältnissen der Materie beibringen als ehedem, wo man es nicht einmal für möglich hielt, daß Materie überhaupt nur in einem gasförmigen oder unsichtbaren Zustand existiren könne.

Endlich wäre noch auf physikalischem Gebiet der außerordentlich erweiterten Kenntnis der wunderbaren Kraft der Elektrizität zu gedenken, deren technische Verwendung bekanntlich die glänzendsten Aussichten in die Zukunft eröffnet. Aber da diese Verwendung mehr in das Gebiet der Technik und des menschlichen Könnens gehört, so mag hier auf eine spätere Erwähnung verwiesen werden.

Was weiter das Gebiet der Chemie betrifft, so hat diese Wissenschaft — abgesehen von zahllosen kleineren, für Industrie und Heilkunde hochwichtigen Entdeckungen — durch das hauptsächlich von dem berühmten Liebig in den Jahren 1848—1855 angebahnte Vordringen auf das organische Gebiet und die damit verbundene Aufhellung des Verhältnisses des pflanzlichen und tierischen Stoffwechsels einen ihrer größten Fortschritte gemacht — ein Vorgehen, welches von den wohlthätigsten Folgen für die Entwicklung der physiologischen und medizinischen Wissenschaften, sowie der Landwirtschaft begleitet war. Die ehemalige Trennung beider Gebiete in organische und anorganische Chemie ist damit prinzipiell beseitigt und wird nur der Bequemlichkeit des Unterrichts wegen noch beibehalten. Dieselben Stoffe, Kräfte und Naturgesetze wirken in der fälschlicherweise so genannten toten wie lebendigen Natur. Als Folge dieser Erkenntnis haben wir das Gelingen der Versuche zur künstlichen Herstellung organischer Stoffe oder der seit dem Jahre 1856 durch den französischen Chemiker Berthelot inaugurirten chemischen Synthese zu begrüßen. Man stellt jetzt eine ganze Reihe ausgezeichneter organischer Stoffe, wie Alkohol, verschiedene Aetherarten, Traubenzucker, verschiedene organische Säuren, Fett, stärkemehlartige Stoffe, Alkaloide, pflanzliche Oel- oder Riechstoffe und so weiter, auf rein chemischem Wege dar, und man hegt die gegründete Hoffnung, daß es mit der Zeit gelingen werde, auch Zucker- und Eiweißstoffe oder wirkliche organische Nährstoffe oder Nahrungsmittel — ja sogar das Protoplasma oder jene organische Ursubstanz, aus der sich alle lebenden Wesen entwickeln, direkt oder indirekt aus den Elementen herzustellen. Die vielumstrittene Frage der Urzeugung wird damit definitiv gelöst und das alte Gespenst der Lebenskraft, welches immer noch in einzelnen unklaren Köpfen spukt, für immer begraben sein. „Wir dürfen," sagt Berthelot am Schlusse seiner ausgezeichneten Schrift über die chemische Synthese, „hoffen,

Digitized by Google

alle Materien, die sich seit dem Anfang der Dinge entwickelt haben, von neuem zu bilden, und zwar unter denselben Bedingungen, nach denselben Gesetzen und durch dieselben Kräfte, welche die Natur zur Bildung derselben angewendet hat."

Noch mag an dieser Stelle der riesigen Fortschritte der Chemie in technischer Beziehung, namentlich der Darstellung ausgezeichneter Farb-, Riech- und Heilstoffe aus Steinkohlenteer gedacht werden.

Wenn wir den Fortschritten der Chemie die Beseitigung der Lebenskraft-Theorie zu verdanken haben, so ist es der Geologie oder Erdwissenschaft in ähnlicher Weise gelungen, hauptsächlich durch die Bemühungen des genialen englischen Geologen Lyell, der ehemals in dieser Wissenschaft herrschenden Theorie der großen Katastrophen oder Revolutionen und der getrennten Schöpfungsakte Herr zu werden (1830—1833) und zu zeigen, daß die Vergangenheit der in stetem, langsamem Entwicklungsgang voranschreitenden Erdgeschichte nichts anderes ist als ihre auseinandergerollte Gegenwart. Alle Kräfte, welche ehedem an der Gestaltung der Erdoberfläche arbeiteten, arbeiten auch noch heute an derselben, nur in einem so langsamen Tempo, daß wir es in der Regel nicht direkt zu beobachten im stande sind. An Zeit hiefür fehlt es ja in keiner Weise, da das Alter der Erde als selbstständiger Himmelskörper von den Gelehrten auf 2000—6000 Millionen Jahre geschätzt wird, und da die Schichtenbildung auf ihrer Oberfläche allein circa hundert Millionen Jahre in Anspruch genommen haben muß. Weiter hat die Entdeckung der sogenannten Laurentian-Bildung eine totale Umwälzung unserer bisherigen Anschauungen über die ersten Anfänge des Lebens auf der Erde zuwege gebracht, und ist dadurch die Zeit der organischen Erdgeschichte beinahe oder ganz verdoppelt worden. Der gelehrte Anstoß, welchen man bisher an dem Umstande nahm, daß sich in den früher für die ältesten versteinerungsführenden Erdschichten gehaltenen neptunischen und silurischen Schichten bereits verhältnismäßig hoch differenzirte Repräsentanten der tierischen Stämme vorfanden, ist damit gründlich beseitigt. Dieser Umstand bietet jetzt keine Schwierigkeiten mehr; denn allem Anschein nach ist bei der Mächtigkeit der cambrischen und laurentianischen Schichtensysteme die Zeit der vorher verlaufenen organischen Erdgeschichte noch weit länger als diejenige der nachher verlaufenen. Uebrigens werden wir die Anfangsbildung wohl niemals zu Gesicht bekommen, da dieselbe viel zu weich oder zart war, um sich erhalten zu können. Erst mit dem Augenblick, wo sich diese ältesten Urwesen mit einer kalkigen Schale bekleideten, war ihre Erhaltung möglich. Somit erscheint die erste Entstehung organischer Wesen nicht mehr in der früheren Form des Wunders, sondern als ein in den Werdegang natürlichen Geschehens eingereihter Entwicklungsprozeß.

Im engsten Zusammenhang mit der Geologie steht die Wissenschaft der Paläontologie oder Vorwesenkunde, welche sich eigentlich erst in unserem Jahrhundert zu dem Rang einer wirklichen Wissenschaft emporgearbeitet hat, nachdem vorher die tollsten und märchenhaftesten Anschauungen über Ursprung und Bedeutung der in der Erde gefundenen Versteinerungen geherrscht hatten. Jetzt ist diese Wissenschaft so weit vorgeschritten, daß sie uns einen Ueberblick

Digitized by Google

über die allmähliche Entwicklung der gesamten Organismenwelt gestattet, und daß namentlich jene Uebergangs- und Zwischenformen, welche von der Entwicklungstheorie verlangt werden, nicht mehr fehlen. Namentlich haben sich die riesigen nordamerikanischen Ebenen als reiche Fundstätten solcher Formen erwiesen.

(Schluß folgt.)

Charakterskizzen aus der neuesten englischen Geschichte.

IV. Lord Rosebery.

Unter den Staatsmännern der Gegenwart, welche nach Gladstones Rücktritt vom öffentlichen Leben in erster Linie stehen, sind unzweifelhaft die hervorragendsten Lord Salisbury und Lord Rosebery; wir beginnen mit dem jüngeren, weil er gegenwärtig Premier ist, während ihm gegenüber nach Lage der Dinge der erstere als der kommende Mann gelten darf. Archibald Philip Primrose, Earl of Rosebery, geboren 1847 als Sohn Lord Dalmenys, soll bereits in Oxford als Student geäußert haben, er werde die reichste Erbin Englands heiraten, Premierminister werden und den ersten Preis auf dem Derby gewinnen; er hat alle drei Prophezeiungen wahr gemacht. Schon 1868 durch den frühen Tod seines Vaters und Großvaters Mitglied des Oberhauses geworden, kam er durch die Heirat mit Hanna von Rothschild in Besitz eines fürstlichen Vermögens und wurde 1881 von Gladstone, der ihm zum großen Teil seinen Erfolg bei den Wahlen von 1880 verdankte, zum Unterstaatssekretär des Innern ernannt, legte diese Stelle aber 1883 nieder, um 1885 als Geheimsiegelbewahrer ins Kabinet zu treten. So lange Lord Granville und andere ältere Pairs die schwache Politik der Regierung zu verteidigen hatten, spielte Rosebery keine große Rolle, sein Name ward zuerst genannt, als er im Mai 1885 nach Berlin ging, um die durch taktlose Aeußerungen Granvilles verfahrenen Beziehungen zu Deutschland herzustellen, obgleich die offiziöse Presse leugnete, daß er eine Mission habe; am 8. Juni wurde das Ministerium Gladstone gestürzt, aber durch das Mißtrauensvotum des Unterhauses gegen das Salisburysche Kabinet schon am 28. Januar 1886 wieder ans Ruder gebracht, und Rosebery trat in dasselbe als Minister des Aeußern ein. Als solcher fand er keine besondere Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da die Regierung nach wenigen Monaten in den Wahlen über die Home-Rule-Bill Gladstones geschlagen ward, und während des langen Ministeriums Salisbury hielt er sich ruhig, zeigte aber außerparlamentarisch lebhaftes Interesse für die Sache des Greater Britain, der engeren Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande, und machte sich dadurch so populär, daß

Digitized by Google

als am 11. August 1892 das Kabinet zum Rücktritt genötigt ward, Gladstone, der den friedlichen alten Lord Kimberley zum auswärtigen Minister machen wollte, dem bestimmten Wunsch der Königin nachgeben mußte, Rosebery wieder diesen Posten anzuvertrauen, auch die Konservativen waren hiermit einverstanden, da sie annehmen durften, daß derselbe wesentlich Salisburys auswärtige Politik fortsetzen werde. Als endlich am 3. März 1894 Gladstone aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen mußte, empfahl er selbst der Königin Rosebery als Nachfolger; im folgenden Sommer erzielte sein Ladas im Derby den ersten Preis, so daß er noch in jugendlichem Alter sein Oxforder Programm erfüllt hatte und wenige Staatsmänner sich einer gleich raschen Laufbahn rühmen konnten.

Anders steht es freilich, wenn wir den äußerlichen Erfolg auf seinen sachlichen Inhalt prüfen. Was zunächst die auswärtige Politik betrifft, so hat er in derselben weder besondere Einsicht noch Energie gezeigt, vielmehr dem Vertragsbruch Rußlands durch die Aufhebung der Freihafenstellung Batums nur durch einen lahmen Protest beantwortet und gegenüber dem mehr als rücksichtslosen Vorgehen Frankreichs gegen Siam 1893 große Schwäche an den Tag gelegt. Die französische Politik gegen diesen schwachen Staat hatte nicht den geringsten Rechtstitel, wie schon der Umstand beweist, daß ihre frühere Forschungsexpedition auf dem Mekong, dessen linkes Ufer die Regierung jetzt forderte, nur mit siamesischen Pässen und Unterstützung siamesischer Beamten erfolgen konnte. Gleichwohl verhielt sich Rosebery dem brutalen Ultimatum des französischen Admirals gegenüber vollständig passiv und fand nicht einmal den Mut, gegen die völkerrechtswidrige Blockade Bangkoks, die allerdings nur einen Tag bestand, zu protestiren, während Frankreich bei entschiedenem Auftreten Englands nie gewagt hätte, es auf einen Konflikt mit demselben ankommen zu lassen. Er begann statt dessen eine Unterhandlung in Paris über die Bildung eines Pufferstaates zwischen der englischen und französischen Interessensphäre, die noch heute nicht zum Abschluß gekommen ist. Diese mattherzige Haltung mußte den nachteiligsten Einfluß in Indien üben, es ist allerdings richtig, daß in einem großen Kriege Frankreich seine Stellung in Siam gegen Englands überlegene Macht nicht würde halten können, aber schon die Thatsache, daß es damals mit Gewalt seine Ansprüche durchsetzte und Siam sich zu dem demütigenden Frieden vom Oktober 1893 verstehen mußte, konnte in Indien nur den Eindruck hervorrufen, daß England nicht zu handeln wagen werde.

Als Rosebery dann 1894 Premier ward, übergab er die Siegel des auswärtigen Amtes demselben schwachen Lord Kimberley, welchen die Königin zu seinen Gunsten 1892 verweigert hatte, von Gladstone anzunehmen. Derselbe machte denn auch bald seinen Schwabenstreich durch den Vertrag mit dem Kongostaat am 12. Mai 1894, gegen dessen Artikel 3 Deutschland protestirte, so daß derselbe am 26. Juni bedingungslos zurückgezogen werden mußte, während der französische Minister Hanotaux in herausfordernder Weise erklärte, daß die Regierung den Vertrag überhaupt als null und nichtig betrachte. König Leopold

Digitized by Google

erkannte, daß er an England keine zuverlässige Stütze haben würde, und schloß direkt mit Frankreich ein Abkommen, welches den englischen Vertrag beseitigte. Der Pamirvertrag, der nach jahrelangen Unterhandlungen jetzt endlich zu stande gekommen, gibt Rußland den Löwenanteil des streitigen Gebietes, so daß für Engländer besondere Bescheidenheit dazu gehört, damit zufrieden zu sein. Es bleibt nur noch zu erwähnen, daß Rosebery in dem ostasiatischen Kriege eine Intervention der Mächte (6. Oktober 1894) vorschlug, die sofort an Deutschlands bestimmter Ablehnung scheiterte und die er nachträglich ziemlich lahm in einer Rede in Sheffield damit motivirte, England könne der Auflösung Chinas nicht gleichgiltig zusehen. Nach dem Protest Rußlands, Deutschlands und Frankreichs gegen den Frieden von Simonoseki, bei dem England einfach zur Seite gelassen wurde, feierte dagegen die englische Presse die Nichtbeteiligung Roseberys an diesem Schritt damit, daß man sich Japan nicht zum Feinde machen und Rußlands Geschäfte besorgen dürfe. Als aber Japan wider Erwarten nachgab, fanden die Times und Genossen, daß diese weise Mäßigung um so besser für die Sache des Friedens und den englischen Handel mit China sei. Die ganze Haltung Englands, sowie die Stellung der drei Mächte zu ihm, war eine neue Bethätigung der Thatenscheu, welche die britische Politik kennzeichnet und zwar von ihren Lobrednern als masterly inactivity verteidigt, von Schärferblickenden criminal cowardness genannt wird.

Wenden wir uns zu den inneren Verhältnissen. Lord Rosebery ist das Haupt einer Regierung, die Home-Rule auf ihre Fahne geschrieben und eine dieselbe bezweckende Bill, wenn auch nach hastiger Beratung in sehr unvollkommener Fassung durch den stärksten Druck im Unterhause zur Annahme gebracht hatte. Man sollte meinen, daß es sein Hauptstreben gewesen sein müsse, für dieselbe im Oberhause mit vollstem Nachdruck einzutreten, aber wenn er dort auch dafür gesprochen, so that er es keineswegs in solcher Weise, daß man zu der Schlußfolgerung kommen mußte, er sei von der Notwendigkeit der Gladstoneschen Bill überzeugt, sondern in allgemeinen Wendungen wie „Gerechtigkeit für Irland", Unvermeidlichkeit irgend einer Art von Home-Rule und so weiter. Dagegen hat er Lord Salisbury das Zugeständnis gemacht, daß, ehe Home-Rule vom Parlament gewährt werden könne, England, das vorherrschende Glied unter den drei Königreichen, von dessen Notwendigkeit überzeugt werden müsse. „Das," fuhr er fort, „mag als ein bedeutendes Zugeständnis angesehen werden, da Sie, Mylords, wissen werden, daß die Mehrzahl der eigentlich englischen Parlamentsmitglieder feindlich gegen Home-Rule gesinnt ist." Ein Unionist hätte sich kaum stärker ausdrücken können, und da auch frühere Reden von 1885 und 1887 in demselben Ton gehalten sind, so weiß man nicht, was heute seine eigentliche Meinung über diese Frage ist, zumal er hinzufügte, sein Gefühl sei oft, daß dieselbe nur durch eine Verständigung beider politischen Parteien gelöst werden könne. Seit er Premier geworden, hat er nur am 12. März 1894 erklärt, die Regierung werde nach der Verwerfung der Home-Rule-Bill durch das Oberhaus (mit 419 gegen 41 Stimmen) keine neue diesbezügliche Vorlage

Digitized by Google

einbringen, aber die liberale Partei halte an ihrem Programm fest, was thatsächlich wenig bedeutet, da keinerlei Aussicht ist, daß das Oberhaus seine Ansicht ändern wird. Ebenso hat er im Sommer 1894 die Verwerfung der irischen „evicted tenants-Bill" durch die Lords gleichmütig hingenommen.

Besonderen Beifall der Radikalen hat Rosebery sich durch seine Erklärung erworben, daß die sozialpolitischen Aufgaben heute im Vordergrund der Interessen stünden und wichtiger als alle Verfassungsfragen seien. Er zeigte dieses Interesse auch persönlich in der Vermittlung des Ausgleichs beim Kohlenstreik und gewann das Herz der Liberalen durch die klug berechnete Bitte, ihn als Präsidenten des Londoner Grafschaftsrates nicht „Mylord" sondern „Herr Vorsitzender" anzureden.

Aber er ist in dieser Hinsicht nicht mit selbständigen Vorschlägen hervorgetreten, sondern hat nur oft wiederholt, daß er kein Bedenken tragen werde, der Volksstimme zu folgen, und versichert, daß allein durch den Rückhalt der Massen etwas gethan werden könne; die Meinung, sagte er in demselben Grafschaftsrat, gewinne immer mehr Oberhand, die endlosen Reden müßten aufhören und etwas für die arbeitenden Klassen aller Art gethan werden, nur wenn dieser Geist vorherrschend würde, werde es in Zukunft unmöglich sein, einen Premier wie Sir Robert Peel zu stürzen, weil er dem Volk wohlfeileres Brot gegeben. Aber welches die Maßregeln sein sollen, die der jetzige Minister durchsetzen soll, darüber sucht man vergebens eine Andeutung in den Wolken der Rede Roseberys, die selbst nur ein Beispiel jener von ihm verurteilten endless speeches ist.

Besondere Mühe hat Rosebery sich mit der Reform des Oberhauses gegeben, schon am 19. März 1888 stellte er dort einen bezüglichen Antrag, wonach die Erblichkeit mit Ausnahme der Prinzen von Geblüt aufhören sollte, Schottland und Irland Pairs mit Berücksichtigung der Minderheit entsenden, die Generalagenten der autonomen Kolonien berufen und die übrigen Pairs vom Volk gewählt werden sollten. Salisbury erwiderte ihm mit Recht (19. Juli 1888), daß ein wesentlich aus Volkswahlen hervorgegangenes Oberhaus nur ein zweites Unterhaus sein würde, also gar keinen Zweck haben könne, jedenfalls aber ein solches mehr Kraft des Widerstandes haben würde als das jetzige. Der Versuch Gladstones nach der erwähnten Verwerfung der Home-Rule-Bill, eine große Agitation gegen das Oberhaus in Scene zu setzen, scheiterte vollständig, da die große Mehrheit in England jenes Votum als Befreiung von einem drückenden Alp betrachtete. Am 12. März 1894 kam Rosebery darauf zurück, daß die Reform des Oberhauses eine dringende Notwendigkeit sei, gab aber zu, der Anstoß dafür müsse von der öffentlichen Meinung ausgehen. Um diese zu gewinnen, hielt er im Herbst 1894 mehrere große außerparlamentarische Reden; am 27. Oktober erklärte er in Bradford die Zusammensetzung des Oberhauses unvereinbar mit den liberalen Grundsätzen, es sei unhaltbar, daß die konservative Mehrheit der Privilegirten sich dem Willen der liberalen Volksvertretung widersetze. Das Unterhaus solle einen von der Regierung beantragten Beschluß fassen,

Digitized by Google

worin die Revision der Verfassung gefordert und erklärt werde, daß das Unterhaus der ausschlaggebende Faktor der Gesetzgebung sein müsse, und darauf hin solle ein Appell ans Land gerichtet werden. Am 12. Dezember kündigte er in Plymouth die Einbringung einer Resolution auf Aufhebung des Vetorechtes des Oberhauses an.

In diesen Aeußerungen ist zunächst die Frage ganz falsch gestellt; das Oberhaus besitzt nicht ein Vetorecht wie der Präsident der Vereinigten Staaten, sondern es ist verfassungsmäßig ein gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung mit dem Unterhause, ausgenommen die Geldbewilligung; nimmt man ihm das Recht der Verwerfung, beziehungsweise der Amendirung der vom Unterhause angenommenen Bills, so hört sein Recht zu sein überhaupt auf, denn sollte es alle solche Bills einfach ratifiziren müssen, so ist es ein unnützes fünftes Rad am Wagen. Ferner ist das Unterhaus schon jetzt, abgesehen von der Geldbewilligung, der ausschlaggebende Faktor, ein Ministerium, das dort geschlagen wird, muß abtreten oder auflösen, während ein Mißtrauensvotum des Oberhauses diese Konsequenz nicht hat; es ist auch kein Beispiel einer großen Reform zu nennen, welche das Oberhaus verworfen, nachdem das Land in Wahlen sich in überwiegender Mehrheit dafür erklärt hatte, so hat es die verschiedenen Reformbills Gladstones angenommen, so die irische Landakte desselben, obwohl die Mehrzahl der Pairs diese Maßregeln nicht billigte, so noch in voriger Session die Reform der Erbschaftssteuer, welche gerade die großen Grundbesitzer trifft. Was aber Home-Rule anlangt, so ist ja gerade die Antwort der Konservativen an die Regierung: Löst doch auf, damit wir sehen, was die Wähler dazu sagen! „Und eben das wagt das Ministerium nicht, weil es weiß, daß es geschlagen würde. Endlich aber ist der von Rosebery vorgeschlagene Weg praktisch ungangbar; er nannte zwar in Bradford das, was er wolle „eine gewaltige (tremendous) Revolution", aber thatsächlich wäre die von ihm empfohlene Resolution ein Schlag ins Wasser, abgesehen davon, daß sie nur mit Hilfe der irischen Stimmen zu stande kommen könnte. Das Unterhaus kann alles mögliche erklären, aber abgesehen von Budgetfragen, haben bloße Resolutionen nur einen moralischen Wert, so lange das Oberhaus nicht zustimmt. Dasselbe kann verfassungsmäßig nicht ohne sein Einverständnis reformirt werden, daß gewisse Reformen desselben, wie die Ausschließung unwürdiger Mitglieder, die Ernennung lebenslänglicher Pairs und so weiter, wünschenswert sind, hat Lord Salisbury selbst anerkannt, und eine solche Bill würde anstandslos das Haus passiren, aber daß dasselbe einer Nullifizirung seiner selbst, wie Rosebery sie will, jemals zustimmen werde, ist nicht möglich. Andererseits erklärt derselbe Minister im Gegensatz zu Mitgliedern seiner radikalen Gefolgschaft wie Labouchere sich auf das entschiedenste für das Zweikammersystem. England hat in der That nur einmal eine einzige Kammer besessen, das lange Parlament, dem bekanntlich Cromwells Musketiere ein Ende machten. Eine Revolution durch Gewalt will er also nicht, aber dann ist nach dem vorstehend Bemerkten sein großer Anlauf aussichtslos, abgesehen davon, daß, wenn er die empfohlene Resolution zum Wahlruf machte, die Antwort der Mehrheit ebenso gegen dieselbe ausfallen

Digitized by Google

würde wie gegen Home-Rule. Von der verheißenen Einbringung seiner Resolution hat denn auch in der gegenwärtigen Session nichts verlautet.

Erwähnen wir noch Lord Rosebery als Sportsman, so hat er schwerlich je eine Leidenschaft für die Rennbahn gehabt; indem er sie betrat, wünschte er nur die Mischung von Sportsman und Politiker zu gewinnen, die in England so populär ist, deshalb ließ er seine Pferde laufen und errang auch auf diesem Gebiet den Sieg.

Das Ergebnis ist, daß Lord Rosebery sicher nicht als einer der großen Staatsmänner seines Landes in der Geschichte gelten wird; wenn er nach einem Minister ruft, der, über den Parteien stehend, nur das Heil des Staates verfolgt, so wird er vergebens an die Nation appelliren, ihm zu einer solchen Stellung zu verhelfen. Ein Mann, der nur Premier ward, weil er als notwendig erschien, um die disparaten Bestandteile der Gladstoneschen Partei zusammenzuhalten, wird nicht in der Reihe der Pitt, Peel oder Lincoln zählen, welche in Augenblicken großer Krisen von einer unwiderstehlichen nationalen Strömung an die Spitze getragen wurden. Er verdankt seine Stellung vielmehr dem Geschick, zu laviren, als der Mann, „der uns am wenigsten trennt". Wenn er vor einem Publikum von Dissenters spricht, so betont er die Notwendigkeit der Abschaffung der Staatskirche in Wales und gibt zu verstehen, daß er für die Mäßigkeitspartei Sympathien habe, bei anderer Gelegenheit gibt er den Schankwirten gute Worte. Den Arbeitern sagt er, daß er ganz für ihre Interessen eintrete, und weist auf seine Agitation gegen das Oberhaus hin, um zu zeigen, daß er der Mann der Demokratie sei, aber doch hütet er sich, die gemäßigten Liberalen und die Kapitalisten anzugreifen, und verwirft jede Ueberstürzung, ist er doch selbst ein reicher Mann, der bei einer solchen nur zu verlieren hätte, seine doppelsinnige Stellung zur Home-Rule ist bereits erwähnt. Eine solche Politik erfordert großes Geschick, Takt, Geduld, und wir sind weit entfernt zu verneinen, daß Rosebery sie im höchsten Maße gezeigt; aber ein derartiges Schaukelspiel, wodurch ein Minister bei Hofe gern gesehen und zugleich populär in den radikalen Klubs ist, kann niemals einen großen Staatsmann schaffen. Wäre er weise gewesen, so hätte er nach unserer Ansicht ablehnen müssen, nach Gladstones Rücktritt dessen Erbschaft in der verfahrensten Lage zu übernehmen, und sich zurückziehen, bis Neuwahlen die zweifelhaftesten Elemente der jetzigen Majorität beseitigt und ihm die Aufstellung eines klaren Programms ermöglicht, auf dessen Grund er der notwendige Führer der liberalen Partei geworden wäre. Statt dessen hat sein Ministerium auf Duldung gelebt; in der Voraussicht, daß es bei einer Auflösung geschlagen werden werde, hat es dieselbe möglichst hinauszuschieben gesucht, sich dazu verstanden, praktisch machtlos zu sein, um möglichst lange Zeit im Amte zu bleiben. Rosebery hat diese Lage zwar zu verschleiern gesucht, indem er auf dem Jahresbankett der königlichen Gesellschaft der Künste auf den Toast „Ihrer Majestät Minister" erwiderte, dieselben illustrirten glänzend, daß „bedrohte Männer lange leben, daß Prophezeiungen niemand umbringen und es

Digitized by Google

thöricht ist, zu prophezeien, bevor man seiner Sache sicher ist." Aber solche geistreichen Wortspiele konnten an der wirklichen Lage nichts ändern; wenige Wochen nach dieser Rede wurde das Ministerium über eine verhältnismäßig unbedeutende Frage geschlagen und mußte den vereinten Konservativen und liberalen Unionisten Platz machen; die bevorstehenden Neuwahlen werden denselben unzweifelhaft eine bedeutende Majorität geben, und Lord Rosebery wird auf unbestimmte Zeit in den kalten Schatten einer ohnmächtigen Opposition gestellt sein.

8. Juli 95.

Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense.

Ungedruckter Briefwechsel.

Herausgegeben von

Theodor Wiedemann.

(Schluß.)

Varnhagen an Ranke.

Berlin, den 3. Februar 1828.

Wie lange hätte ich Ihnen schon wieder geschrieben, wenn meine Tage seither nicht allzu oft meiner freien Verfügung entrückt gewesen! Häufiges Unwohlsein gebot abwechselnd Betthüten, Nichtsthun; dazwischen drängten sich ungewöhnlich vermehrte Geschäftsarbeiten und um das Maß voll zu machen, so nahmen mich auch wieder die Verhältnisse der großen Gesellschaftswelt fast unvermeidlich in Anspruch; und alles dies dauert auch jetzt noch fort, so daß ich alles mehr im Fluge als mit Herzlichkeit thue und nun zufrieden bin, wenn auch das Kranksein sich so abfinden läßt! Manche Neigung des vertraulichen Lebens, manche Lieblingsbeschäftigung muß da zurückstehen, und selbst im literarischen Gebiet, wo man sich am meisten frei wähnen müßte, fühlt man sich unvermutet auf gezwungener Bahn. Im November hatte ich den Schmerz, meinen väterlichen Freund, den Obermedizinalrat Doktor Erhard, hier zu verlieren, ein Verlust, der mich tief erschüttert hat.[1]) Die Hinterbliebenen sandten mir sogleich die sämtlichen Schriften und Briefe des Verstorbenen, um daraus zu wählen und zu gestalten, was ein Ehrengedächtnis desselben in der Literatur sein möchte. Das höchste geistige Interesse und die innigste Pietät beseelten mich für dieses Geschäft; aber wie viel es da zu lesen, wenigstens durchzusehen, zu vergleichen,

[1]) Erhard war am 28. November 1827 gestorben. Das Werk, von dessen beabsichtigter Abfassung Varnhagen im folgenden spricht, erschien 1830 unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard."

Digitized by Google

abzuschreiben, zu briefwechseln gibt, das ist gar nicht zu sagen; ich habe ganze Tage und Nächte verbracht und bin weit entfernt, durchgekommen zu sein; ja es ist überhaupt noch zweifelhaft, welchen Ertrag so viele Bemühungen am Ende liefern werden. Die Herausgabe von Briefen ist außerdem ein undankbares Geschäft, wir Deutsche schämen uns immer ganz entsetzlich und treiben die Zartheit und rücksichtsvolle Schicklichkeit handwerkmäßig; das Druckenlassen kommt uns so über die Maßen wichtig vor! Ich habe bei Durchsicht dieser Papiere mit Erstaunen und Rührung den Reichtum und die Schönheit der Lebensverhältnisse betrachtet, die sich durch ganz Deutschland mit dem Aufleuchten der Kantischen Philosophie verbunden haben, deren Wirkungen durch keine der nachfolgenden Weisheitsschulen erreicht worden. Aber gerade auch diese Verhältnisse machen Erkundigungen, Anfragen, Erlaubnisgesuche notwendig, von denen ich nicht überall ein günstiges Ergebnis hoffen darf! — Mich freut außerordentlich Ihr glückliches Gelingen in Betreff des venetianischen Archivs und die reiche Ausbeute, welche Sie darin für Ihre Zwecke finden, besonders aber, daß in und mit diesen Forschungen und Arbeiten ein so heiterer Lebensgenuß Ihnen erschlossen ist, Poesie, Natur und Geselligkeit, die so freudig anspricht! Gewiß, was man lebt und genießt, kommt am Ende auch dem zu gut, was man betreibt und bildet, und wollte man auch bloß das letztere, so müßte man auch schon um deswillen das erstere nicht verabsäumen. Nun, des Rates in dieser Hinsicht bedürfen Sie nicht, und Wien überhaupt auch nicht; ich freue mich desto herzlicher mit Ihnen, daß es so ist. Was Sie von Ihren Wiener Bekanntschaften melden, ist mir alles vollkommen einleuchtend; ich kenne die Personen sehr wohl, die Ihnen zu Bemerkungen Anlaß geben. Was Sie vom Fürsten von Metternich und von Herrn von Gentz sagen, unterschreibe ich ganz; man ist geborgen, so wie man persönlich mit seinen Anliegen in den Wirkungskreis solcher überwiegenden Eigenschaften gezogen wird; nur die Dummen und Schwachen sind's, die einem das Leben sauer machen. Für Friedrich Schlegel gibt es wohl noch günstigere Seiten, von denen er zu fassen ist, als die von Ihnen berührten. Ich kann mich einer frühen Zuneigung für diesen eigentümlichen Geist nicht erwehren, selbst da nicht, wo ich ihn entschieden zu bestreiten habe.[1]) Herrn von Hammer kenne ich auch sehr wohl, Herrn von Hormayr jedoch nicht persönlich. Die Gelehrten in Wien haben den Vorzug, daß ihrer nicht so viele sind, man also Raum und Bedürfnis hat, jeden in seiner Art vollkommen gelten zu lassen, woraus denn natürlich folgt, daß auch sie sich nicht beengt fühlen, sondern gegen die Welt hin bequem ausbreiten. Hier drängen sie sich einander gar zu sehr; auf dem Fußgestell, das für einen ausreicht, stehen zwei; da macht's sich denn oft sehr ungeschickt. Wir haben hier zu viele Mittelmäßigkeiten; einige Virtuosen abgerechnet, besteht die ganze Universität aus nichts anderem; in den Kunstsachen ist's nicht besser, am schlimmsten beim Theater, das gleichsam in den letzten

[1]) Ueber Friedrich von Schlegel spricht Varnhagen am ausführlichsten in der Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Erster Teil (Leipzig 1863) S. 225ff.

Digitized by Google

Zügen liegt. Ich beneide Sie, daß Sie Anschütz[1]) und Schröder[2]) sehen können. Ich denke mir, in Wien würde ich fleißig ins Schauspiel gehen, hier komme ich gar nicht hinein; selbst die französischen Schauspieler, auf die ich mich doch gefreut, reizen mich nicht, seitdem sie gleichsam Glieder der Brühlschen Entrepriſe[3]) sind. Sie wissen schon, ich bin sehr parteiisch und halte mich an Namen! — Herrn von Humboldts Vorlesungen sind hier allgemein an der Tagesordnung; der zweite Kursus insonderheit hat stürmischen Andrang.[4]) Der König selbst findet sich meistens ein, und viele Studenten, die auf der Universität nicht Platz gefunden, sind Kommilitonen der vornehmsten Herren vom Hof und Staat. Selten vergeht eine Vorlesung, daß von den 800 oder 900 Zuhörern nicht irgend einer krank oder ohnmächtig weggetragen würde. Während der großen Kälte ging wirklich Todesgefahr von Humboldts Anblick aus; den Superintendenten Küster, Bruder unseres Gesandten in München, rührte der Schlag. Offiziere selbst erlagen den ungeheuren Thatsachen, die auf sie eindrangen. Die am Leben Gebliebenen wollen nun auf Herrn von Humboldt eine Medaille schlagen lassen. Ich kann übrigens nicht genug rühmen, wie edel, menschenfreundlich und wissenschaftlich fördernd Herr von Humboldt hier im ganzen sich benimmt und bestrebt. Sein Witz, sein beißender Spott erzielen niemals solche Mißstrebende, welchen höhere Anerkennung, Hilfe, Förderung notthut, da ist er selber im Gegenteil nur Güte, Beistand, Thätigkeit. Wir sehen ihn ungeachtet der Zerstreuungen des Winters ziemlich oft bei uns, und immer ist er höchst liebenswürdig. Auch Sie stehen bei ihm im schönsten Andenken; wir ließen beide vereint neulich bei einer großen Mittagstafel das Lob Ihrer „Fürsten und Völker" hoch erklingen, und die Gesandten der nordischen Mächte mußten gerade, zunächst sitzend, den vollen Schall davon aufnehmen. Einer eigentlichen Rezension des Buches habe ich noch immer vergebens entgegengesehen. Lassen Sie nur baldigst den zweiten Teil folgen! — Herr Professor Hegel hat den Verdruß gehabt, daß sein Lob bei Gelegenheit von Cousins Verhältnis im „Constitutionnel" ausposaunt worden.[5]) Einem deutschen Gelehrten ist dergleichen nicht ersprießlich. Indes ist sein Ansehen und Wirken hier noch stets im Wachsen, und auch seine

---

[1]) Heinrich Anschütz, der seit 1821 am Hof- und Nationaltheater (Burgtheater) in Wien angestellt war. Er starb zu Wien am 29. Dezember 1865.

[2]) Sophie Schröder, geborene Bürger, die damals am Hofburgtheater wirkte.

[3]) Vergl. Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. V, S. 4, 4. Januar 1828.

[4]) Varnhagen spricht an dieser Stelle von den am 6. Dezember 1827 begonnenen Vorlesungen Humboldts im Saal der Singakademie. Vergl. Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 347 ff. — An Goethe schrieb er über Humboldts Vorlesungen in der Universität (Goethe-Jahrbuch, Bd. XIV) am 19. Februar 1828.

[5]) Der Artikel des „Constitutionnel" wird von Varnhagen in den Blättern aus der preußischen Geschichte, Bd. V, S. 16, unter dem 26. Januar 1828 erwähnt. Man kombinirte denselben mit Hegels Aufenthalt in Paris im Sommer des vorangegangenen Jahres (vergl. das Schreiben an seine Frau vom 3. September 1827. Werke XVII, S. 601) und seinen Verkehr mit Cousin während dessen Anwesenheit in Berlin in den ersten Monaten des Jahres 1828.

Digitized by Google

innere Kraft und Haltung gewinnen; die neue Auflage seiner Encyklopädie dürfen Sie nicht unbeachtet lassen.[1]) Herr Professor Leo ist in Rudolstadt; die gestörten Verhältnisse werden sich ausgleichen, da er der Braut los wird und eine ordentliche Professur in Bonn oder Halle bekommen soll. Herr Professor Gans ist so fleißig und thätig, daß wir ihn seltener als sonst sehen, seine stark besuchten Vorlesungen halten ihn in Atem.

Von unseren gemeinschaftlichen Freunden und Bekannten ist wenig zu melden. Die Damen aus Frankfurt a. d. O. sind zu unserem Leidwesen noch nicht hier angelangt. Die Krankheit des Präsidenten von der Reck, der vom Schlagfluß betroffen war, aber schon wiederhergestellt ist, scheint dorten die ganze Stadt in Verwirrung gesetzt zu haben. Ihre großen Gönnerinnen Frau von Helwig[2]) und Frau von Bardeleben[3]) sind uns diesen ganzen Winter wenig vor Augen gekommen, mehr noch Frau von Arnim, die doch jetzt keiner anderen Bekannten mehr bedarf, da das Savignysche Haus ihr fast alles liefert, was sie zur Lebensthätigkeit nötig hat: Gegenstände der Bewunderung, der Eifersucht, der Nebenbuhlerschaft, der Reiberei, der Klagführung. Herr von Arnim ist, wie Sie ihn kennen; er beobachtet Maß in allem, nur nicht in der Poesie; ich wollte, ich könnte ihn dazu bringen helfen; es fehlt ihm nur dies, um die allgemeine Anerkennung zu finden, die er verdient. Die Welthändel gehen ihren Gang; über sie nicht vollständig mich gegen Sie auszusprechen wird mir schwer. Bei meiner — wie ich dreist sagen kann — selbständigen, von keiner Parteinahme mir aufgedrungenen Ansicht komm' ich zuweilen auf Ergebnisse, welche diejenigen meiner Freunde, die mich utiliter als einen Gleichgesinnten acceptiren wollen, äußerst wunderlich dünken. So habe ich den Fall des Villèleschen Ministeriums nicht wegen seiner inneren Vortrefflichkeit, aber wegen seiner politischen Angemessenheit bedauert,[4]) und so gehöre ich zu denjenigen, welchen die rechtliche Grundlage der bewaffneten Intervention zwischen den Griechen und Türken noch

---

[1]) Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß erschien zuerst 1817; in der zweiten Auflage las Rahel das Werk im Sommer des Jahres 1827; sie machte sich Auszüge daraus und versah den Druck mit Bemerkungen. In dem Brief an ihren Bruder Ludwig Robert vom 16. August 1827 bezeichnet sie dasselbe als vortrefflich, (Rahel, ein Buch des Andenkens, III. Teil, S. 275, 282 ff.)

[2]) Amalie mit Vornamen, geborene Freiin vom Imhoff, die durch ihre Beziehungen zum Weimarer Kreis bekannte Dichterin und Kunstkritikerin, deren Leben von H. Bissing beschrieben ist (Berlin 1889). Ihre Mutter, geborene Luise von Schardt, war Schwester von Charlotte von Stein; diese also ihre Tante. Friedrich von Gentz, der eine Zeit lang für sie eine leidenschaftliche Zuneigung gehegt hatte, stand auch damals noch mit ihr in Briefwechsel. Brief vom Oktober 1827 bei Schlesier, I. Teil, S. 2); über ihre Griechenlieder spricht Gentz in dem S. 322 abgedruckten Brief an sie, Varnhagen in den Blättern aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 72, 4. Juni 1826. Eines Besuches der Frau von Helwig oder vielmehr ihrer Anwesenheit in einer Gesellschaft gedenkt Varnhagen unter dem 3. November 1827 in den Blättern aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 330.

[3]) Henriette von Bardeleben, sie und besonders ihre Töchter wurden von König Friedrich Wilhelm III. sehr begünstigt.

[4]) Der Rücktritt des Ministeriums Villèle war am 4. Januar 1828 erfolgt.

Digitized by Google

immer nicht einleuchten will, so einleuchtend mir auch gewesen wäre, wenn gleich die Alternative von Krieg und Frieden gestellt worden wäre. Ich wünsche natürlich den Griechen, wie jedem Unterdrückten, alles Heil: auch die menschenfreundliche Begeisterung, die sich für ihre Sache hin und her zeigt, ehre ich; allein, daß in Deutschland und in Frankreich mit dieser Sache auch eine große Lüge und Scheinheiligkeit sich verknüpft hat, kann keinem Beobachter entgehen. Mein Freund Erhard ging noch weiter und verdammte den ganzen Anteil an der Griechensache als Unverstand und Schwärmerei; darüber lag ich denn oft mit ihm in Streit. Sagen Sie mir doch gelegentlich ein Wort davon, wie diese Sache Sie in Wien berührt. Haben Sie Thierrys[1] Lettres sur l'histoire de France gelesen? Das Buch ist für Frankreich eine wichtige Erscheinung. Das neunzehnte Jahrhundert scheint mit der Geschichtsschreibungsart des achtzehnten nicht mehr auskommen zu können. Jedes Zeitalter scheidet einen andern Bestandteil aus dem Gesamtstoffe für seinen nächsten Gebrauch aus; das Ganze zu umfassen ist nur den seltensten Geistern eigen — Leos Geschichte des jüdischen Volkes habe ich noch nicht gelesen.[2] Luden mag ich nicht weiter lesen,[3] höchstens nehme ich ihn noch einmal bei Kaiser Heinrich IV. zur Prüfung vor. Ein angenehmes kleines Buch wird Wiltens Geschichte der Berliner Bibliothek.[4] Ganz unangenehm aber finde ich Cosmars Beiträge zur Geschichte des Grafen Adam von Schwarzenberg.[5] Der Mann weiß von keinen Weltverhältnissen, er weiß nichts als seine archivalischen Akten und Quellen, und ist so breit und dürftig wie diese. Ich getraue mich, darzuthun, daß der eigentliche Lebensstrom selten in diese Kanäle dringt, sondern oft nur seinen Schlamm dahin absetzt. Meine Frau grüßt Sie bestens. Alles Schönste an unsere Freundin Auguste Brede, und die angelegentlichsten Empfehlungen an die Herren von Gentz, von Schlegel[6] und von Müller.[7]

Treulichst

Ihr K. A. Varnhagen von Ense.

Diesen Brief sollte Ihnen ein Bekannter von mir, der nach Wien reist, zu eigenen Händen überbringen. Nun empfang' ich, da ich fertig bin, die Absagung.

---

[1] Augustin Thierry. Die Schrift erschien zu Paris 1827.

[2] Der Titel des 1828 erschienenen Buches ist: Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates. Ranke spricht von demselben in seinem Brief an Heinrich Ritter vom 22. März 1828. (S. W. $53/_{1}$, S. 196.)

[3] Heinrich Luden, Geschichte des deutschen Volkes. Ranke hatte das Werk aus seiner schon damals nicht ganz unbeträchtlichen Bibliothek mit einem Billet vom 14. Februar 1826 an Varnhagen überschickt. Varnhagen urteilt darüber trotz seiner persönlichen Sympathie für den Verfasser in seinem Schreiben an Ranke vom 21. Februar 1826 nicht günstig.

[4] Geschichte der königlichen Bibliothek zu Berlin (Berlin 1828).

[5] J. W. E. Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen (Berlin 1828, 8°).

[6] Friedrich von Schlegel.

[7] Adam Müller.

Digitized by Google

Auf andere Gelegenheit mag ich nicht warten, den Brief unterdrücken will ich auch nicht; so send' ich ihn am besten in Gottes Namen mit der Post, an der ich sonst eben keine Freude habe.

Ranke an Varnhagen.

Wien, den 10. März 1828.[1]

Ich fange meinen Brief nicht an, ohne zu hoffen, daß das Unwohlsein, was Sie neulich belästigte, von Ihnen gewichen sein möge; daß Sie beide diese ersten Frühlingslüfte in aller Heiterkeit genießen. Und zuerst will ich Ihnen etwas von mir erzählen, schon damit Sie beiliegenden Brief zu deuten wissen.

Anfang Februar bekam ich eine Art Ruf nach Dorpat mit 1400 Reichsthaler sächsischem Gehalt und mancherlei Emolumenten. Da ich in Berlin so schlecht stehe, hat mich dies eine Weile peinliche Monologe genug gekostet. Endlich aber habe ich mich entschlossen, die Sache rein aufzugeben und darüber bereits nach Berlin und Dorpat geschrieben.[2] Das ist eine von meinen Angelegenheiten. Eine andere, daß ich zu Ostern schwerlich wiederkommen werde. Ich habe hier noch viel zu thun; warum soll ich so sehr neidisch sein, Vorlesungen zu halten? Implicite hat mir das Ministerium schon Urlaub gegeben, explicite wird er folgen. Noch habe ich aber eine dritte Sache. Ich wünsche nämlich nach Italien zu gehen. Aus zwei Gründen ist es mir fast notwendig vorgekommen. Ich habe mich fast den ganzen Winter mit italienischen Staatssachen und Romanen — aus dem guten Jahrhundert — beschäftigt. Zu allen Dingen ist die Anschauung nötig.[3] Ich glaube, daß selten jemand gerade auf einem solchen Punkt seiner Bildung gestanden hat, der ihm eine italienische Reise so notwendig gemacht wie mir. Allein die Literatur überdies, mit der ich mich beschäftige, diese aus Venedig und Rom hervorgegangenen Denkmale der Geschichte, die ich bearbeite, rufen mich durchaus dorthin. Meine Sachen werden gar zu sehr Bruchstück bleiben, wenn ich nicht gehe. Da ich den Urlaub wohl voraussehen darf, will ich die kleine Unterstützung, die mir das Ministerium gibt, und was ich sonst zusammenbringen kann, selbst auf den Fall, daß ich sehr knapp leben müßte, doch zu nichts anderem verwenden. Indes habe ich an Herrn von Humboldt geschrieben, ob er nicht irgend ein gutes Wort für mich reden wolle. Dies ist der Inhalt von beiliegendem Briefe.[4] Sie haben, denke ich mir, die Güte, ihn zu übergeben und vielleicht selbst noch ein freundliches Wort hinzuzufügen. Uebrigens geht es mir wohl. Der Ertrag der Studien, der anfangs

[1] Varnhagen gedenkt des nachfolgenden Briefes Rankes in den Blättern aus der preußischen Geschichte, V. Bd., S. 56, unter dem 21. März, von welchem Tage sein Antwortschreiben ist.

[2] Vergl. darüber Leopold Ranke an seinen Bruder Heinrich, Wien, 24. Februar 1828, S. W. Bd. 53/4, S. 190.

[3] „Die Anschauung ist das, wonach ich das meiste Verlangen trage," schreibt Ranke an Heinrich Ritter, Wien, 22. März 1828 (S. W. 53/4, S. 192).

[4] Den Brief, der beigelegt war, habe ich nicht vorgefunden.

Digitized by Google

verworren genug aussieht, erhebt sich, je mehr man sie vollendet, zur Gestalt. Die leitenden Gedanken treten unabweislich und von selber hervor. Man sieht ein Ziel und wird froh.

Wenn ich neulich von Herrn Schlegel wenig eingenommen schien, so war das gewiß eine Beschränkung von meiner Seite. Wahr ist, daß seine Entwicklung etwas einseitig, seine Liebe und seine Abneigung vielleicht dem Gegenstand, den sie treffen, nicht ganz angemessen sind (zum Beispiel nennt er Hegel den letzten aller Menschen). Jedoch wahr ist auch, daß er eine edle Aufmerksamkeit, ein innerliches Arbeiten, seine Betrachtungen und viele andere preiswürdige Eigenschaften hat. Ich sollte wohl so weit sein, das letzte anzuerkennen und das erste nicht zu tadeln. Vor allem sollte ich wohl vermögen, eine ganze Menschenentwicklung mit Liebe zu betrachten und ihren Gründen nachzugehen. Die Weltparteiung ist jedoch so stark, daß sie einem alle Augenblicke einen Streich versetzt.

Auch Madame Brede sehe ich mehr und mehr ein. Obwohl ich nicht allzu häufig komme, so ist sie doch immer gleich gut, verständig. Zedlitz, ihr bester Freund, hat einen Fonds von innerem Adel. Er ist ein sehr wohlgesinnter und um sich wissender Mann. Mit jenem Wit-Dörring, dessen Buch wohl auch in Berlin viel Redens gemacht haben wird, hat er eine ritterliche Lanze gebrochen.[1])

---

[1]) Ranke meint nicht die im Jahre 1827 zu Braunschweig anonym erschienenen „Lucubrationen eines Staatsgefangenen“ (der Name des Autors konnte mit Leichtigkeit aus dem Buch entnommen werden), die noch zur Zeit seiner Anwesenheit in Berlin daselbst bekannt wurden, sondern den fast gleichzeitig mit denselben, nur etwas später ausgegebenen, zuerst veröffentlichten zweiten Band der „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit von Johannes Wit genannt von Dörring“ (Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 284, — 19. August 1827; S. 352, — 20. Dezember; — S. 41, — 27. Februar 1828; er gedenkt des „berüchtigten“ Wit-Dörring vorher Bd. III, S. 366, — 4. September 1825 — Rahel spricht von demselben in dem Brief an ihren Gemahl vom 13. März 1829, — Briefwechsel, VI. Bd. S. 353 — überaus abschätzig; sie mißbilligt darin sehr entschieden die Verbindung, in welche Heinrich Heine mit ihm getreten war). Die Entzweiung zwischen Wit und Zedlitz schrieb sich daher, daß der erstere gegen den letzteren in einer öffentlichen Besprechung des von demselben zu Anfang des Jahres 1828 (alle anderen Zeitangaben, denen man begegnet, sind unrichtig) vollendeten und alsbald zur Aufführung gebrachten Trauerspiels „Der Stern von Sevilla“, bei dem die Absicht dahin ging, auf Grund der Mitteilungen des Lord Henri Holland in dessen Life of Lope über den Originaltext von La Estrella des Lope de Vega (London, 1805) und der Andeutungen des Candido Maria Trigueros, der ihn umgearbeitet (s. Geschichte der schönen Literatur in Spanien von Georg Ticknor, deutsch mit Zusätzen von Nikolaus Heinrich Julius, I. Bd., S. 596 N. 1) eine der ursprünglichen nach Geist und Intention homogene Dichtung herzustellen, den Vorwurf erhob, demagogische Tendenzen in das Stück gelegt zu haben, welche Beschuldigung zur Folge hatte, daß der Verfasser in mancherlei Widerwärtigkeiten verwickelt wurde, was ihn veranlaßte, sich in einem Junius Sincerus unterzeichneten, in mehreren belletristischen Blättern (in den Blättern für literarische Unterhaltung 1828, Nr. 57 vom 8. März, S. 225—228) zum Abdruck gebrachten Artikel sich gegen seinen Denunzianten zu wenden. Des Duells zwischen Zedlitz und Wit gedenkt auch Frau Brede in einem ihrer Briefe an Varnhagen. Die Bearbeitung des angeführten Stückes von Lope de Vega erklärt Gödeke in seinem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. III, S. 403 und 323 aus ästhetischen Gründen für verfehlt.

Digitized by Google

Gehe es allen nur immer so, die dergleichen thun. In der griechischen Angelegenheit war es mir merkwürdig, zu betrachten, wie die erste Nachricht von Navarino in der Mehrzahl eine gewisse Freude hervorbrachte, welche fast allein der alten Nationalantipathie wider die Türken zuzuschreiben war. Allmälich aber gab die Gefahr russischer Uebermacht, die Haltung des osmanischen Hofes und ohne Zweifel manche Bemerkung des Beobachters der Meinung einen andern Impuls,[1]) bis leider gegenwärtig die Verfolgung der Armenier und das kriegerische Edikt des Sultans die Stimmung wieder schwankend gemacht hat.

Ich lese unter anderen jetzt Rumohrs italienische Forschungen,[2]) ein Buch, in welchem die eigentümliche Beobachtung und das wahrhaft dagewesene Nachdenken, aus welchem es hervorgegangen, mich sehr ansprechen, doch ist ein starkes Element in dem Werk, das Unwesentliche. Ich glaube wohl, daß das alles hätte beiseite gepackt werden können. Merkwürdig ist es mir immer, daß ein Anwohner der Elbe, der in Siena und Florenz jeden Stein kennt, nicht in Erfahrung gebracht hat, daß die für ihn vielleicht noch wichtigeren Denkmale der ottonischen Zeit, die sich zu Quedlinburg finden, wirklich daselbst sind, und sich darüber aus anderen Büchern kümmerliche Aufschlüsse zusammensucht. Aber bin ich selbst nicht bald in dem Falle? Unter anderen Büchern meiner eigentlichen Studien habe ich vor kurzem: Foglietta delle cose di Genova[3]) (es ist ganz klein) mit großem Vergnügen gelesen und wünschte wohl, wenn Sie das Buch noch nicht kennen, daß Sie ihm ein paar Stunden widmen möchten. Die Manier dieser ältesten politischen Autoren, selbst wenn sie entschieden Partei genommen, kommt mir vortrefflich vor.

Hegels Encyklopädie kenne ich wohl ein wenig, auch in der neuen Auflage. Tiefsinn gewiß, obwohl Friedrich Schlegel sagt, nur die Melodie des Tiefsinns; allein auch ebenso gewiß eine Menge falsches, häßliches Zeug. Es zieht mich an und stößt mich ab. Haben Sie Friedrich Schlegels Vorlesungen?[4]) Wenigstens sind sie fertig gedruckt. Ein paar Bogen Gedrucktes, sagte er, würde er gern an Frau von Varnhagen senden, wenn er nur wüßte wie. Und so habe ich gar mancherlei geschwatzt. Bleiben Sie mir trotz dem, was Sie nicht billigen können, immer beide gewogen. Schreiben Sie mir wohl wieder.

L. R.

---

[1]) Die Artikel des Beobachters waren auf Beschluß der Staatskanzlei von Gentz (Tagebücher 4. Band, S. 352 — 21., 22., 25. Dezember 1827) verfaßt.

[2]) Der erste Band war 1827 zu Berlin erschienen.

[3]) Der richtige Titel ist: Uberto Foglieta, Della Republica di Genova. (Lione, 1575, 8°.)

[4]) Philosophie der Geschichte in 18 Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1828. (Wien, 1828.) Ich citire die Schriften Friedrich von Schlegels nach den Einzelausgaben, da die zweite vermehrte Auflage seiner Sämtlichen Werke in 14 Bänden, Wien, 1846, in der königlichen Bibliothek zu Berlin nicht vorhanden ist.

Digitized by Google

Varnhagen an Ranke.

Berlin, den 21. März 1828.

Hier, mein lieber Freund, die Antwort von Herrn Alexander von Humboldt, die ich Ihnen um keinen Tag zurückhalten will.[1]) Sein wohlgesinnter Anteil und thätiger Eifer können den Erfolg, der irgend möglich ist, in Ihrer Sache gewährleisten. Ihr Verdienst spricht auch für sich selbst genug; es dringt immer stärker durch, wenn es auch kein solches ist, das in allen Blättern des Tages gefeiert wird. Ich freue mich mit herzlichem Anteil Ihres neuen Unternehmens und wünsche Ihnen von Grund der Seele den reichsten Genuß und Gewinn davon. Daß wir Sie um so länger nicht wiedersehen, bringe ich im stillen für mich in Anschlag. Ich preise Ihren guten Entschluß, den Ruf nach Dorpat abgelehnt zu haben. Glauben Sie mir, wenn Ihnen auch anderswo für den Augenblick Günstigeres geboten wird als hier, nirgends wird Ihnen eine reichere Zukunft geboten. Blicken Sie getrost auf die weitere Bahn, die sich reicher und reicher öffnen wird. Ich wünsche Glück zu den schönen Aussichten in Italien! Seien Sie aber neben dem Sammeln auch des Ausarbeitens eingedenk, zwei erste Bände dürfen Sie nicht zu lange allein stehen lassen. Mir thut leid, daß Sie nicht Mitglied unserer Sozietät für wissenschaftliche Kritik sind; von Zeit zu Zeit eine Rezension von Ihnen und gerade an diesem Orte würde Ihrem literarischen Schiffe, ich sage es mit gutem Grunde, ein gut fassendes Segel mehr sein.[2]) Und was Sie lieferten, könnte ganz gut aus Ihren Hauptstudien nebenher entstehen, ohne diese zu durchkreuzen und zu verwirren. Antworten Sie mir doch auf diesen Punkt! — Uns geht es leidlich; die Zerstreuungen des Winters, die wir diesesmal nicht im vollen, aber doch für uns ungewöhnlichen Maße mitgemacht, lassen nach und die Frühlingslüfte ringen mit dem Schnee. Wir wollen sehen, was weiter wird; denn ob ein Sommer kommt, ist mir stets, so lang er noch nicht da ist, zweifelhaft. Die Pläne für den Sommer gehen ihm vorher, aber sie sind viel ungewisser noch als er selbst. Ein Absehen auf Paris, ein starkes auf Italien in sehr einladender Gesellschaft dürfte dennoch anderen Rücksichten weichen müssen. Unter diesen steht eine zunehmende Geschäftsthätigkeit

---

[1]) Das Schreiben Alexander von Humboldts an Ranke liegt mir zwar vor; aber ich unterlasse dessen Mitteilung an dieser Stelle teils wegen seines strengwissenschaftlichen Inhalts, teils weil durch eine solche das sonst beobachtete Prinzip der Anordnung nach der Person der Korrespondirenden durchbrochen werden würde.

[2]) Hegels Ansehen hatte sich durch die mit dem Jahre 1827 begonnene Herausgabe der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, zumal Goethe durch ein Schreiben an Varnhagen vom 19. Februar 1828 seine Mitwirkung an der Zeitschrift zusagte, sehr gesteigert. Hegel steuerte auf äußere Bedeutung los und „suchte ungleich anderen Philosophen, welche Schulen oder Sekten bildeten, sich einen persönlichen, mehr auf Umstände als Gesinnung gegründeten Anhang zu bilden." Die preußischen Staatsmänner gaben sich damals zum größten Teil noch der Meinung hin, in dieser Philosophie eine „preußische, staatsdienerische zu besitzen und handhaben zu können". Andere erkannten bereits den latenten Gegensatz. (Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte. Erster Band, S. 160, 22. Dezember 1826).

Digitized by Google

obenan, die zwar viel Ehrenvolles und Schmeichelhaftes hat, aber doch zugleich eine Feſſel iſt. Schon muß ich eigene Arbeiten, denen ich ſonſt jede gute Stunde jedes Tages widmen konnte, zu ganzen Wochen, ja zu ganzen Monaten liegen laſſen. Die nähere Beſchäftigung mit der Politik hat allerdings in der letzten Zeit neuen Reiz gewonnen, inſofern größere Bewegung dieſen Vorteil unter ſo vielen Nachteilen, die man von ihr befürchtet, behaupten wird. Die Damen aus Frankfurt ſind auch endlich hier angelangt und leider auch ſchon wieder fort! Wir ſahen ſie ſehr oft und immer mit neuer Annehmlichkeit. Frau von Zielinski hat ſich mit uns im Augenblick gefunden; wir haben Gaſtfreundſchaft genoſſen, in Berlin wohnt ſie bei uns, wir in Frankfurt bei ihr. Eigene Pflanzen unſerer Gegend, wunderbar und einheimiſch, ſo nah und ſo weit her, wenigſtens halbwegs aus der Region der Engel und Geiſter! Von Ihnen war oftmals die Rede und, Sie können es glauben, ſehr im Guten. Ihre Freunde, ſowohl wir als jene, wollten nur Ihre Tugenden bemerken. Doch ſtehe ich nicht dafür, daß beim nächſten Zuſammenkommen nicht auch Ihre Fehler zur Sprache kommen. Was Sie von Frau von Arnim ſchreiben, — ihr Name fällt mir hier ja wohl in richtiger Folge aus der Feder? — kann ich nicht gut heißen. Rahel hat die bündigſte Charakteriſtik von ihr gegeben, die ſollen Sie nun aber zur Strafe gar nicht haben![1])

Friedrich Schlegels Vorleſungen[2]) haben wir noch nicht; ſagen Sie ihm mit unſeren beſten Grüßen, daß er, wie Herr von Gentz, die jetzt häufigen Kuriere benützen möge, uns ſeine Sendungen durch den Grafen Trauttmansdorff[3]) zukommen zu laſſen. Die in Läſſigkeit wohl geſchriebene, aber unnötige Schrift ſeines Bruders über perſönliche Angelegenheiten wird ihn ſchmerzlich aufregen;[4]) wir finden in der That dieſe Erklärungen mehr auffallend als treffend. Friedrich Schlegels Verſündigungen gegen Hegel werden ihm herbe Früchte bringen, es geht eben ein wohlbefrachtetes Schiff in See.[5])

Wie ein Traum aus alter Zeit ſprach mich Ihre Erinnerung an Fogliettas Schrift über Genua an; vor zweiundzwanzig Jahren hatte ich das Büchlein in Hameln unter Händen; ein dortiger Stadtſchreiber Avenarius, der mit Goethen in Leipzig ſtudirt hatte und ein eifriger Literatus geblieben war, legte großen Wert auf dieſen Autor und ſeine Ausgaben. Aber ich ſelbſt weiß nichts mehr

---

[1]) Varnhagen hat die Aeußerung ſeiner Gemahlin über Rankes Verhältnis zu Bettinen in ihrem Brief vom 14. Auguſt 1827 im Sinne, auf welche er in ſeinem Schreiben vom 14. September Bezug nimmt. (Briefwechſel VI, S. 128; S. 173 ff.)

[2]) Philoſophie der Geſchichte in achtzehn Vorleſungen gehalten zu Wien 1828. (Wien 1829, 2 Bde. in 8°).

[3]) Joſef von Trauttmansdorff war öſterreichiſcher Geſandter am Berliner Hof.

[4]) Berichtigung einiger Mißdeutungen (Berlin 1828).

[5]) Dies bezieht ſich auf Hegels Rezenſion von Solgers Nachgelaſſenen Schriften und Briefwechſel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer, die in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1828. I. Bd. S. 403—416; 417—428, Nr. 51—54, im März erſchien, wiederholt in Hegels Werken, XVI. Bd. Vermiſchte Schriften, herausgegeben von Friedrich Förſter und Ludwig Boumann. I. Bd. (1834). S. 436 ff.

Digitized by Google

davon; ich selbst hatte damals nur auf Homer und Herodot ein Augenmerk und schätzte Modernes nur so beiher.

In diesem Augenblick empfang' ich vom Großherzog von Sachsen den ersten Teil von Röses „Herzog Bernhard der Große von Sachsen". Ein braves Buch, so weit ich aus seinem „Johann Friedrich der Sechste" [1]) vorurteilen kann. Begierig bin ich auf Irvings Columbus, wenn es wahr ist, wie man sagt, daß ihm in Spanien große handschriftliche Schätze zum Gebrauch eröffnet worden. [2])

Goethe ist wohlauf und sehr fleißig. Er hat mir kürzlich geschrieben und sich zu einer Rezension für die Jahrbücher angemeldet. Die Großfürstin Marie, welche gegenwärtig „zu so schönen mütterlichen Zwecken" hier ist, [3]) und bei der ich sehr in Gnaden bin, hat mir das geistreichste Lob und die schönste Würdigung des gewaltigen Alten ausgesprochen, den sie ganz eigentümlich anschaut. Sie, die feinste, in Geist und Empfindung zur klarsten Höhe aufgeschwungene, zartsinnigste Prinzessin behauptet vor allen anderen Eigenschaften Goethes innere Zartheit als ohnegleichen! — Die herzlichsten Grüße an unsere liebe Freundin Brede. Rahel gedenkt ihrer mit wärmstem Anteil. Leben Sie wohl und bleiben Sie meiner freundschaftlichen Gesinnung bestens versichert.

Ihr K. A. Varnhagen von Ense.

Ranke an Varnhagen.

Wien, den 8. April 1828.

Mein lieber Freund!

Ihre Güte und Fürsorge verpflichtet mich, ungesäumt, zwar nicht an den Minister, aber an Sie zu schreiben. An den Minister habe ich schon am 29. Februar und am 10. und 12. März geschrieben. Einmal, als ich ihm von der Dorpater Sache Meldung that, um ihn zugleich um eine Verbesserung meiner Lage im allgemeinen zu bitten; das zweitemal habe ich förmlich auf Verlängerung des Urlaubs angetragen. Nur weil man mir sehr bestimmt erklärt hatte, daß man mir weiter nichts geben könne als die kleine Summe, die man mir gebe, habe ich nicht mit ganz ausdrücklichen Worten um ein Mehreres nachgesucht: mein Bedürfnis jedoch, die Notwendigkeit, nach Italien zu gehen, und die Wichtigkeit dort zu hoffender Auffindungen so sehr hervorgehoben, als ohne Unbescheidenheit geschehen konnte. Dies nochmals und noch bestimmter zu thun, trage ich Bedenken, auch aus folgenden Gründen.

Zu der Reise nach Italien wird mir einiges Geld mehr höchst erwünscht sein; doch ist es mir dazu nicht unumgänglich notwendig. Aus Privathilfsquellen

[1]) Johann Friedrich VI., Herzog zu Sachsen. Ernestinische Linie. Ein biographischer Versuch. (Neustadt, 1827, 8°).

[2]) Das Werk: History of the life and voyages of Christopher Columbus erschien zu London in den Jahren 1828—1830.

[3]) Die Großfürstin war am 20. Februar auf Anlaß der bevorstehenden Entbindung ihrer Tochter, der preußischen Prinzessin Karl, nach Berlin gekommen; Varnhagen machte ihr am 5. März seine Aufwartung. (Blätter aus der preußischen Geschichte Bd. V, S. 41).

Digitized by Google

— zu denen ich auch eine Anweisung rechne, die mir Perthes unaufgefordert und ohne mir etwas schuldig zu sein geschickt hat — steht mir ungefähr so viel zu Gebot, als zu der Reise hinreichend sein wird. Es ist mir lieber, den Urlaub von Zeit zu Zeit verlängert zu erhalten, als auf einmal einen auffallend langen. Der Geh. Rat Schulze hat mich nicht allein Urlaub für den Winter, sondern auch einige Unterstützung für den Anfang des künftigen Jahres hoffen lassen. Ganz notwendig und dringend aber scheint mir etwas anderes zu sein, die Verbesserung meiner Lage im allgemeinen. Hier ist ohne einen außerordentlichen Schritt nichts zu hoffen. Wie es jetzt steht, stand es vor drei Jahren und wird es nach drei Jahren und noch nach drei Jahren wieder stehen. Man wird für mich niemals Geld haben. Und doch kann ich auf die Länge so nicht aushalten. Da man nun gegenwärtig geneigt scheint, meine Sache höchsten Orts vorzulegen, da so viele hohe und bedeutende Personen eine gewisse Teilnahme zeigen, so würde mir sehr erwünscht sein, wenn man auf jene Verbesserung überhaupt antrüge, ohne gerade des Reisebedürfnisses besonders zu gedenken, das ja alsdann ohnehin zum Teil erledigt würde. Es ließe sich wohl dafür anführen, daß ich schon früher mehr Gehalt gehabt, daß ich mit dem gegenwärtigen, ohne die bedeutendsten Hindernisse im Fortgang meiner Bildung zu leiden, schlechterdings nicht leben kann; daß ich jetzt einen auswärtigen Antrag unbedingt zurückgewiesen, jedoch, wenn man mir nicht ein wenig hilft, doch auf einen andern Ausweg bedacht sein muß. Und was dem mehr. Welch eine traurige Geschichte, mit deren Detaillirung ich Sie behellige! Die Güte des Herrn Baron Humboldt, sich dergleichen elende Geschäfte angelegen sein zu lassen, rührt mich wahrhaft. Um zu schließen, so scheint mir, daß, wenn der Geh. Rat Schulze im Ministerium hierauf antrüge, so würde man wohl diesen Weg einschlagen, und es wäre an einem günstigen Erfolg wenigstens nicht zu verzweifeln. Sonst aber erwarte ich nichts. Nur wenn mein Gönner und Fürsprecher widerrät, hierauf zu bestehen, würde ich mich zu dem entschließen, was Sie mir wegen des Reiseantrages schreiben. Jetzo denke ich, wenn man einmal einen außerordentlichen Weg einschlägt, so ist es besser, eine völlige Abhilfe gegen das Uebel zu versuchen, als später wieder kommen zu müssen.

Sie schreiben mir so viel Gutes von der Aufnahme meines Buches, daß ich darüber sehr erfreut bin. Sie haben dabei die schöne Rücksicht, das Unangenehme nicht zu berühren. Oder sollten Ihnen die groben Animositäten unbekannt geblieben sein, von denen man mir meldet, daß sie in einer Jenaer Rezension enthalten seien?[1]) Hören Sie wohl, daß dieselben einen bösen Eindruck

[1]) Ranke meint die „L. Manin“ unterzeichnete, wie sich bald herausstellte, von Heinrich Leo verfaßte Rezension seiner beiden Erstlingsschriften in dem ersten Bande der Ergänzungsblätter zur Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung des sechzehnten Jahrganges (1828) Nr. 17 und 18 S. 129—140. (Vergl. die Note des Herausgebers in Rankes Sämtlichen Werken Bd. 53/54 S. 651). Heinrich Leo, dreiundeinhalb Jahre jünger als Ranke, hatte vor ihm 1823 und 1824 mit Unterstützung der Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, Italien besucht; nach der Rückkehr habilitirte er sich an der

Digitized by Google

machen? Von welcher Seite mag dieser Wind blasen? Trotz aller Bemühungen habe ich des Blattes noch nicht habhaft werden können. Es ist nämlich hier nicht immer ganz leicht, neue Schriften oder Zeitblätter in die Hände zu bekommen. Die Schrift von August Wilhelm Schlegel ist noch nicht hier:[1]) und Friedrich Schlegel ist wegen des Gegenstandes und weil er halb und halb fürchtet, selber berührt zu sein, noch immer außerordentlich gespannt darauf. Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik habe ich nicht wiedergesehen, seit ich von Berlin weg bin, doch sind sie hier, und von einer Rezension über Walter Scotts Napoleon sagt man mir, es solle darin viel Gutes stehen.[2]) Was meinen Anteil an diesen Jahrbüchern selbst betrifft, so scheint es mir, wenn ich mir's so überlege, auch ganz, wie Sie schreiben. Will ich indes Hand ans Werk legen, so ist es doch immer anders.

Was könnte ich nun zum Beispiel gegenwärtig machen, als eine Rezension von Darus Histoire de la république de Venise.[3]) Auch diese nur stückweis. Und dies Buch ist zu alt. Den hiesigen Jahrbüchern hatte ich eine Abhandlung über die venetianische Staatsinquisition versprochen, und schon im November

---

Berliner Universität, an der er infolge einer Berufung nach Dorpat, die er, wie später Ranke, erhielt, aber in demselben Jahre, in dem dieser nach Berlin kam, 1825, ablehnte, zum außerordentlichen Professor, jedoch ohne Gehalt, ernannt wurde; durch Annahme einer Kollaboratorstelle an der königlichen Bibliothek verschaffte er sich im folgenden Jahre (2. Oktober 1826) ein solches im Betrage von 400 Thalern. In eben diesem Jahre, 1826, suchte er in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung der „Briefe des florentinischen Kanzlers und Geschichtschreibers Niccolo di Bernardo dei Machiavelli an seine Freunde" die von Ranke über den Principe aufgestellten Ansichten zu widerlegen (vergl. Ranke an Leo, Berlin am 21. April 1826 S. W. $53/4$ S. 855 ff.), weshalb Ranke ihn in dem Schreiben an seinen Bruder Heinrich vom 23. April 1821 als seinen „alten Widersacher" (a. a. O. S. 196), in dem an Rahel vom 25. April als seinen „alten Feind" bezeichnet. Ranke und Leo waren dann Kollegen bis zum November 1827, bis zu des letzteren heimlicher Entfernung aus Berlin, auf welchen Vorgang Ranke in seinem Brief an Heinrich Ritter, Wien, 4. Januar 1828. (S. W. Bd. $53/4$ S. 185) anspielt. Zwei Monate vorher — das Vorwort ist vom 22. September datirt — hatte Leo eine Uebersetzung der historischen Fragmente Machiavellis vollendet.

[1]) Berichtigung einiger Mißdeutungen (Berlin 1828).

[2]) Die Rezension von The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French, with a preleminary view of the French revolution by Sir Walter Scott, London 1827, 9 vols., findet sich in dem Jahrgang 1827 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. II. Bd. S. 1791 ff. (Dezemberheft) und ist, was Ranke ohne Zweifel bekannt geworden war, von Varnhagen verfaßt, der sie in seiner Sammlung, zur Geschichte und Literatur (Hamburg 1833 S. 85—105 unter VI. aufgenommen hat. Sehr günstig spricht sich Gentz, der die Jahrbücher hielt, über diese Rezension in seinem Brief an Varnhagen vom 7. Dezember 1828 aus. (Galerie von Bildnissen, II. Teil, S. 232, unter den Briefen von Gentz Nr. 18, in den Schriften von Friedrich von Gentz, herausgegeben von Gustav Schlesier, I, S. 266.) (Mannheim 1838.)

[3]) Paris 1819—1821. Das zur Kritik von Darus Werk damals und später gesammelte Material ist von Ranke teils in seinem 1831 erschienenen Buch, die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618, in den Sämtlichen Werken Bd. 42 S. 156 ff., teils in den Analekten zu der erst in dem angegebenen Jahre 1878 herausgekommenen Bande (S. 114 ff.) veröffentlichten Abhandlung über die venetianischen Staatsinquisitoren verwandt worden.

Digitized by Google

habe ich sie wirklich ausgearbeitet. Seitdem aber hat sich so viel neuer Stoff hinzugefunden, und die Sache tritt mit meinen übrigen Betrachtungen über die Entwicklung dieses Staates dergestalt zusammen, daß ich nicht abgesondert davon abhandeln mag, und wenn ich's thäte, würde es für eine kleine Abhandlung in den Jahrbüchern viel zu groß. Wilkens Geschichte der Berliner Bibliothek habe ich gelesen. Die Hauptbetrachtung, die hierbei wieder hervortritt, ist die gleichartige Entwicklung auch des kleinsten Instituts mit der gesamten des Staates. Wie merkwürdig ist der Unterschied aller dieser Regierungen, die beschränkende Begünstigung zum Beispiel Friedrichs des Großen und sein Buchhändlermonopol. Es ist übrigens auch hier ein schönes Zeugnis für die gegenwärtige Verwaltung, unter deren Schutz in der That alle Institute zu einer herrlichen Blüte gediehen sind. Die Geschichte von Preußen seit dem großen Kurfürsten wäre wohl ein großer Gegenstand und vaterländisch dazu. Daß Frau von Zielinski Ihren beiderseitigen und ganzen Beifall haben würde, war wohl zu erwarten. In der That ist sie für einen gewissen Kreis von Gedanken, Empfindungen und Wahrnehmungen eine der ausgebildetsten Naturen, die mir je vorgekommen. Auch ist sie darin so zu Haus und hat alles so in der Hand wie eine Frau, die ein wohleingerichtetes Haus zu befehlen hat; — sich zu unterrichten hat sie eine unbeschreibliche Begier. Hat nicht ihre Art zu sein und sich zu haben etwas Reizendes? Mein Verhältnis zu Frau von Arnim war doch eigentlich ganz anders. Dies verwunderungswürdige Geschöpf ist sozusagen in eine Mitleidenschaft der Natur gezogen, obwohl sie eigentlich einsam lebt. Sie tappt mit der Wünschelrute, mit ihren Gedanken oft lange hin und her, bis sie einschlägt. Dann ist ihr Predigen ein Weissagen, und die Fülle des Lebens gebiert sich in ihr wieder.[1]) Dabei ist sie ein prächtiges Kind; ein Spielhäuschen ohnegleichen: unartig, daß es eine Lust ist, gutgesinnt; in aller ihrer Misère unerschrocken. Schade ist es, daß ich ... Ich bin wohl ein Thor, Ihnen die zu beschreiben, die so nahe bei Ihnen sind und so entfernt von mir. Jedoch bin ich gewiß unparteiisch. Die erste hält gewiß mehr von mir als die zweite. Mit Frau von Arnim werden Sie, dünkt mich, ohne Schwierigkeit auf meine Fehler und Desiderate kommen; die Sie mit Frau von Zielinski, ich will hoffen, nur gestreift haben. Auch stellte ich in Frankfurt eine Art Lehrer vor; in Berlin nichts als einen Scholaren. In Frauen ist eine ungeordnete, chaotische Existenz, wenn sie uns nicht verletzt, nicht minder anziehend als vollkommene Entwicklung. Noch vieles hätte ich zu melden und zu bemerken; doch sei die Post nicht allzu beschwert und Mitternacht nicht allzu sehr überschritten. Empfehlen Sie mich

[1]) Ueber seinen Verkehr mit der verwitweten Frau Generalin von Zielinski während der Frankfurter Zeit läßt sich Ranke in dem Brief an seinen Bruder Heinrich vom 12. Mai 1825, über den mit Bettine von Arnim in dem Schreiben an denselben vom Februar 1827 aus. (S. W. $53/54$ S. 145 und 165.) Bei Frau von Zielinski wollte man in ihrer mündlichen und schriftlichen Ausdrucksweise eine Nachwirkung des von Ranke empfangenen Unterrichts und eine Nacheiferung seiner wahrnehmen. Man redete im tadelnden Sinne von ihrer „übergebildeten Sprache".

Digitized by Google

meinem Fürsprecher, dem ich nicht genug Dank zu sagen weiß.[1]) Auch Herrn von Ancillon. Da ich noch keinen Urlaub habe, werde ich wohl über den April hinaus dableiben müssen und erwarte dann noch einmal das erwünschte blaue Couvert.

Ganz Ihr eigen.

L. R.

Sie sind doch beide wohl?

Frau von Varnhagen wird hier außerordentlich geliebt:[2]) — in drei, vier Häusern, das, worin ich wohne, gar nicht gerechnet. Gehe es Ihnen wohl! Möge ich Sie glücklich und heiter wiedersehen!

Zwei Schreiben Rankes, vom 25. April 1828 an Rahel, vom folgenden Tage an ihren Gemahl sind dazu bestimmt, einmal das Gerücht zu widerlegen, das sich verbreitet hatte, er beabsichtige zum Katholizismus überzutreten; und sodann dem ungünstigen Eindruck entgegenzuwirken, den die im vorangehenden Schreiben Rankes erwähnte, von Heinrich Leo herrührende „Jenaische" Rezension hervorzurufen geeignet war; Varnhagen hatte ihm gemeldet, daß darin seine Forschung sehr ernstlich angegriffen sei!

Ranke an Rahel.

Wien, den 25. April 1828.

Meine teure Freundin!

Ich sehe doch, was ich nicht geglaubt hätte, daß ich Feinde haben muß. Wissen Sie, daß wenn irgend ein Mensch jemals davon entfernt gewesen ist, katholisch werden zu wollen, so bin ich es. Nie ist es mir, auch nicht im mindesten, in den Sinn gekommen. Ich besuche keine katholische Kirche, ich gehe mit keinem entschiedenen Katholiken um (der einzige Mensch, an dem ich eigentlich Geschmack gefunden, ist Gentz); ich rede fast nie über diese Materien. Den äußeren Dienst im St. Stephan finde ich eher alles andere als einnehmend und begeisternd: wie sollte ich an meinem Teil dazu helfen, dem Gegensatz zwischen Protestantisch und Katholisch, den ich schlechterdings für die heutigen Tage, das ist für die Entwicklung unseres Anteils an dem allgemeinen Leben der Welt von keiner Bedeutung finde, sondern eine vergangene Sache — wie sollte ich daran denken, dem, soviel an mir, ein imaginäres Gewicht beilegen zu wollen? Dies würde gegen Vernunft und Gewissen sein. Unmöglich ist es mir, ausfindig zu machen, woran eine so alberne Lüge sich knüpfen mag.

Und nun die Rezension. Erlauben Sie mir nur, beide Materien zu verbinden. Ich habe das treffliche Werk noch immer nicht zu Gesicht bekommen: das Lob trägt man mir ins Haus, dergleichen will man mir doch nicht weisen.

---

[1]) Alexander von Humboldt.

[2]) Frau Brede schreibt aus Hitteldorf am 10. Juni 1829 an Varnhagen: „Unser Rahel ist viel gekannt und verehrt". Die Häuser, welche Ranke bezeichnet, sind: Arnstein, Ephraim, Eskeles, Pereira.

Digitized by Google

Ich fühle mich aber wahrhaft rein. Ich gedenke mit Freude an die glücklichen und harmlosen Tage (wo ich von keinem Leo in der Welt noch wußte), in denen ich dies Buch in einer unschuldigen Lust an dem Ereignis, an der Begebenheit verfaßt habe. Irrtümer und Uebereilungen mögen mir begegnet sein; aber absichtliche Falschheiten: nimmermehr können sie in diesem Buche sich finden. Sollten mir dergleichen hier vorgeworfen werden, so will ich es freilich nicht hingehen lassen.

Wie ist mir doch so sonderbar zu Mut, da ich nun an mir selbst finde, daß das Leben Kampf und Streit verlangt. Uebrigens ist es gut, daß der alte Feind ganz herauskommt. Ich wollte, er hätte es eher gethan.

Den Frühling soll mir das nicht verderben. Schade, daß Sie beide nicht wohl sind. Wären Sie nur gesund und wären Sie hier. Einen Abend gingen wir nach dem Belvedere, wo die glatten und strengen französischen Gänge des Prinzen Eugen, die lauter Kunst scheinen, den Naturtrieb entwickeln und sich belauben, und sähen von der Galerie aus über Garten und Stadt nach den fernen Bergen; einen andern gingen wir nach dem Schwarzenbergischen Garten; da empfingen uns bald am Eingang der Flor der Hyazinthen und dicht dabei die tausend anderen Blumen, die man einen Augenblick von dem Glas befreit hat, und die die Luft weitum tränken mit ihrem Dufte, dann kann man sich in die Gänge dieses Parkes verlieren, zwei Terrassen ersteigen, artige Gesichter sehen und — Gespräche halten, wenn man nicht allein ist. Doch auch dann. Am schönsten aber ist es und wird es im Prater. O mein Gott! Ich kann Ihnen nicht sagen, welch vollkommenes Glück ich unter dem jungen Laubdach dieser schlanken Bäume, auf den Fußsteigen durch die vollen Rasen an den Teichen und an der herrlichen Donauflut empfinde, wiederscheinend von der späten Sonne, drüben der reine Umriß der Berge und die Brust voll der reinen Luft, die man geatmet hat. Fahre hin: Schimpfreden und Lügen: die Feinde sollen mir doch nichts anhaben: — aber die Freunde müssen mir gewogen bleiben. Sie sind es gewiß. Werden Sie nur gesund und schreiben Sie mir noch einmal!

Ihr

Ranke.

Ranke an Varnhagen.

Wien, den 26. April 1828.

Sehr gütig sind Sie, sich noch auf dem Krankenbett mit meinen Sachen und den unglücklichen Zwischenereignissen derselben zu beschäftigen.

Die katholische Sache ist ganz aus der Luft gegriffen, mag aber wohl von hier selbst fomentirt worden sein, wo eine lange Zeit das Gerede ging, man habe mir eine Anstellung angeboten, eine Sache, an der kein wahres Wort ist. Es ist auch hier eine Oppositionspartei, die mich wegen meiner, obwohl wahrhaft geringen Verbindungen mit einigen bedeutenden Männern mit Neid ansieht und ein altes Gift an mir auslassen möchte. Ebenso aus der Luft gegriffen sind sämtliche Ausstellungen Leos. Der arme Mensch hat nicht bemerkt, daß, was

Digitized by Google

sich nicht bei dem einen Citat befindet, bei einem andern ganz in der Nähe, das ich zu wiederholen Ueberdruß hatte, sicherlich gefunden wird. Er kapirt nicht, daß man etwas indirekt auch darstellen kann, ohne sich der herkömmlichen Formeln philosophischer Schulen zu bedienen. Sie haben recht, daß es wohl nötig sein wird, ihm etwas zu entgegnen. Ich habe indes bei der Lektüre laut aufgelacht und bin darüber guten Humors. Schade ist es, daß ich nicht bei meinen Excerpten bin, wo die Widerlegung das Werk einer Stunde sein könnte. Hat diese Rezension eine üble Wirkung hervorgebracht, so kann dieselbe freilich nur durch ihr Gegenteil gut gemacht werden. Mit Vertrauen warte ich dies ab; das Recht fand in Deutschland nur selten keinen Verteidiger. Der Minister hat mir geschrieben, erstens, daß er die Verlängerung meines Urlaubs mir selbst anheimgebe,[1]) zweitens, daß er bei dem König um die Summe antragen wolle, die ich zu der Reise bedürfe, ich soll sie genau angeben.

Ich will ihm antworten, daß ich die Summe als ein freies Geschenk seinem Ermessen und der Gnade Seiner Majestät anheimstellen wolle.[2]) Meine Wünsche bleiben die alten.

Geht es ferner, wie ich denke, so reise ich noch im Mai. In Venedig werde ich mein Kapitel über Venedig vollenden und das sobald wie möglich drucken lassen. Uebrigens gehört Mut dazu, sich nach keiner Seite zu neigen, zwischen den wildstreitenden Parteien. Ich will ihn haben und behaupten.

Mit Dank und Liebe gedenke ich Ihrer beider.

Adieu

L. R.

Ranke an Varnhagen.

Wien, den 14. Juni 1828.

Nur die Meldung, daß ich noch hier bin, ist dieses Blatt. Es kamen im Mai so viel böse Nachrichten von Hitze in Italien und Krankheiten, welchen Reisende schon damals unterlegen waren; ich fand hier unerwartet noch neue und meine Wißbegierde aufreizende Monumente; ich wollte ohnehin noch einmal hieher zurückkehren: — aus Gründen, die wenigstens hier jedermann zu billigen scheint, blieb ich noch. Unwiderruflich aber will ich Ende August über die Berge. Abbate Bettio aus Venedig[3]) hat mich wissen lassen, daß ich trotz der Ferien auch im September und Oktober Zutritt zu der Bibliothek haben soll. Ich werde einige gute Adressen von hier mitnehmen. Aus einigen Versuchen sehe ich, daß es mit der Sprache ziemlich gehen wird. Die Hauptsache muß das Land selber thun; — und so bin ich voll Hoffnung auf die Reise.

Aber wie geht es Ihnen indes? Durch Maltitz[4]) ist Nachricht hieher

[1]) Vergl. Ranke an seinen Bruder Heinrich vom April 1828 (S. W. 53/4 S. 195).

[2]) Vergl. Ranke an Heinrich Ritter, Wien, 30. April 1828. (S. W. 53/4 S. 200).

[3]) Pietro Bettio, der damalige Bibliothekar der Markusbibliothek.

[4]) Friedrich Apollonius, der, am 11. Juni 1795 geboren, ein Halbjahr älter als Ranke war. In dem Jahre 1820 und in den folgenden verkehrte er viel in dem Varnhagenschen Hause, Ende April 1825 reiste er, nach Warschau in die Kanzlei des Großfürsten Konstantin

Digitized by Google

gelangt, Sie würden ein Bad beſuchen und Frau von Varnhagen vielleicht Wien ſelbſt. Vor allem wünſche ich Ihnen gute Geſundheit. Guten Humor werden Ihnen unter anderen auch die weimariſchen Beſuche gewähren.[1]) Wider den Rezenſenten habe ich etwas ergehen laſſen;[2]) und es ſollte billig ſchon gedruckt ſein. Das Beſte freilich habe ich hier noch in den Papieren, auf deren Unterlage ich jetzt ſchreibe. Ich wage mich nur ungern in ein neues Fach; ſonſt würde ich nicht damit zurückhalten.

Was hören Sie von meiner Sache bei dem Miniſter? Es wäre doch ſchade, wenn ich mir eine gute Unterſtützung verſchlagen hätte und nun gar nichts bekäme. Frau von Varnhagen ſoll doch kommen. Was hat ſich die Brede gefreut, als ſie es hörte. Sie iſt jetzt in Hitteldorf und ganz vom Theater weg. Mit tauſend Grüßen ſchließe ich allzeit der Ihre

L. Ranke.

Das vorſtehende Schreiben iſt das letzte, das Ranke von Wien aus an das Varnhagenſche Ehepaar gerichtet hat. Mit demſelben ſchließe ich vorläufig die Veröffentlichung ſeiner Reiſebriefe in der „Deutſchen Revue“.

Berlin, im März 1895.

---

berufen, von Berlin ab. (Varnhagen, Blätter aus der preußiſchen Geſchichte Bd. III. S. 280. IV, S. 74; nach Beaulieu-Marconnay in dem von ihm in der Allgemeinen deutſchen Biographie, XX, S. 151 über Apollonius von Maltitz verfaßten Artikel wäre die Berufung nach Warſchau ſchon zu Ende des Jahres 1823 erfolgt). 1826 wurde Maltitz zur ruſſiſchen Botſchaft in Wien verſetzt. Mitte Mai 1828 beſuchte er Varnhagen auf der Durchreiſe nach Kurland (Varnhagen a. a. O. Bd. V, S. 78). Verſtorben iſt Apollonius Maltitz am 2. März 1870. Man muß ihn von ſeinem älteren Bruder Franz Friedrich unterſcheiden, der, ebenfalls Diplomat, beſonders durch die Ausarbeitung des Schillerſchen Demetrius literariſch bekannt geworden iſt.

[1]) Die Anweſenheit des Weimarer Hofes in Berlin fand aus Anlaß der Taufe des am 20. März des Jahres dem Prinzen Karl geborenen Sohnes ſtatt. Auf der Rückreiſe verſchied, gerade am Tage der Abfaſſung des Rankeſchen Schreibens, der Großherzog Karl Auguſt, der am 3. Juni in Berlin eingetroffen war.

[2]) Am 30. April hatte Ranke ſeine Replik an die Halliſche Literaturzeitung abgeſandt. (Schreiben an Heinrich Ritter, S. W. $53/4$ S. 209).

Digitized by Google

Zeitbetrachtungen.

Zeitgeist und öffentliche Meinung.

Eine volkspsychologische Studie.

Von

Moritz Brasch.

In einer sehr bekannten Encyklopädie der Staatswissenschaften, welche schon so manchem Publizisten aus der Verlegenheit geholfen hat, wird über die beiden oben genannten Begriffe folgendes gesagt: „Zeitgeist bezeichnet die Summe herrschender Ideen, die nach Inhalt oder Form einer Zeit oder einem Jahrhundert (genius saeculi) eigentümlich angehören und ihr Charakteristisches und sie von anderen Unterscheidendes bilden. Es hat damit ungefähr dieselbe Bewandtnis wie mit der ‚Oeffentlichen Meinung', nur daß der Zeitgeist weiter greift und auch in den Regungen des Gemüts, nicht bloß im Gebiete der Meinungen waltet." Wer diese Definition liest, der glaubt nun, fix und fertig zu sein; er kann sie schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen. Und wie der Verfasser jener Begriffsbestimmung sich weiter keine Sorge macht über etwaige Einwände gegen seine Definition, so beten es ihm Hunderte wörtlich nach. Tausende von Menschen reden und schreiben täglich vom „Zeitgeist", aber keiner dieser ehrenwerten Herren kann uns sagen, was dieser Geist der Zeit denn eigentlich sei, worin sein Wesen bestehe und wie er in seinen Lebensprozessen funktionire. Aber ich will niemand einen Vorwurf machen. Man nimmt ja auch keinem übel, wenn er die Luft, die er atmet, chemisch nicht analysiren kann, oder wenn ihm die Gesetze des Blutumlaufes, die sich in jedem Augenblick in ihm vollziehen, unbekannt sind. Und nun gar so ein unbestimmtes, unfaßbares, rätselhaftes Ding wie der Zeitgeist! Hätte Goethe recht, daß dieser nichts als „der Herren eigener Geist" sei, „in dem die Zeiten sich bespiegeln", so brauchte jedermann nur in sich selbst zu blicken, um sofort das Ding zu erwischen. Damit wäre freilich die Aussicht, hinter das Geheimnis wissenschaftlich zu gelangen und eine klare unzweideutige Erkenntnis von der Sache zu gewinnen, für alle Ewigkeit vertagt.

Die Schwierigkeiten, die sich der Erforschung des Zeitgeistes irgend einer Geschichtsperiode oder gar unserer eigenen Gegenwart entgegenstellen, sind mannigfaltiger Art. Wer auf die Lösung des Rätsels ausgeht, bedarf verschiedener, nicht gar zu oft vereinigter Forschereigenschaften: Höhe des Standpunktes, Weite des Gesichtskreises, Ruhe und Schärfe des Blickes für alle Kulturerscheinungen einer Epoche, vor allem aber intimes Verständnis für die nicht jedermann sichtbaren und gewissermaßen verhüllteren Lebensäußerungen einer Zeit — und endlich die Fähigkeit, das Gleichbleibende, Dauernde und Constante in den wechselnden geistigen Strömungen einer Zeitperiode, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" zu erkennen und zu fixiren.

Ich führe einige Beispiele an. Ist die Nationalitätenbewegung, die seit vierzig Jahren durch Europa geht, ein tief gehender Strom in der Seele der Völker, oder nur eine Reaktion gegen den vorangegangenen abstrakten Kosmopolitismus? Ist der Naturalismus in der heutigen Kunst und Literatur, der um Existenz und Anerkennung ringt und bei diesem „Ringkampf" so viele groteske Erscheinungen zu Tage fördert, eine wirkliche innere Tendenz im Volksgemüt oder nur ein äußerliches Symptom einer noch in der Zukunft schlummernden Kunstanschauung, welche selbst wiederum nur als ein Spiegelbild einer die reale Gesellschaft umgestaltenden Bewegung erscheint? Oder ist dieser ganze Realismus nur eine kurze unbedeutende Episode in dem geistigen Leben der Gegenwart, welche, ohne in dem literarischen Charakter des Jahrhunderts eine tiefere Spur zu hinterlassen, vorübergehen

Digitized by Google

wird? Ist die aristokratische „Herrenmoral“ Friedrich Nietzsches, welcher jetzt unsere Jugend sich zuwenden zu wollen scheint, und die in so schneidendem Gegensatz gegen alle Sozialreform und gegen alles „praktische Christentum“ steht, nur eine philosophische Utopie eines nervösen Genialitätsfanatikers der Schopenhauerschen Schule oder eine antisoziale Reaktion gegen die sozialisierende, auf die Aufhilfe aller gesellschaftlich Schwachen gerichtete Tendenz der Gegenwart: eine Reaktion, welche vielleicht eine bevorstehende rückläufige Bewegung ankündigt? Oder: Hat das schnelle Wachstum unserer äußeren Lebensgenüsse, eine Folge der allgemeinen technischen Verwertung der zeit- und raumkürzenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen, notwendig eine steigende körperliche Schwächung und daher einen moralischen Verfall des heutigen Geschlechts zur Folge, oder sollen wir hoffen, daß dieser Gegensatz zwischen der intellektuellen Steigerung und dem moralischen Niedergang der Zeit nicht dauernden, sondern nur symptomatischen Charakters ist? Wird der ideenlose Alexandrinismus und die mechanische, gedankenlose Stoffanhäufung in den historischen Wissenschaften unserer Zeit noch lange dauern? Oder haben wir bald wieder einen philosophischen Aufschwung zu erwarten, der uns zusammenfassende Weltanschauungen verspricht, in denen das aufgehäufte und unübersehbare Erfahrungsmaterial des Jahrhunderts spekulativ verarbeitet werden wird? Solche und ähnliche Fragen kann nur der Zeitpsychologe beantworten.

Freilich sind nicht immer diejenigen, welche sich am meisten dazu berufen glauben, auch die besten Löser solcher Probleme, wie etwa die Historiker und die Publizisten. Wer die Vergangenheit genau kennt, der, meint man, müßte auch die Gegenwart von Grund aus verstehen. Weit gefehlt! Der Blick des Historikers ist viel zu sehr rückwärts gewandt, um das „Heute“ richtig zu beurteilen. Im besten Falle wird er — wenn er nicht etwa ein bloßer „Archivphilologe“ ist — die sicht- und greifbaren Entstehungsursachen des Heute kennen. Aber die äußeren causae efficientes sind noch nicht die inneren, die wahren Triebfedern der Geschichte. Allerdings ist das Heute ein Resultat der Vergangenheit; aber das feine Gewebe dieses Zusammenhangs setzt sich aus Milliarden Fäden zusammen, welche sich den groben Fingern des Historikers, der nur Schlachten, Staatsaktionen und etwa noch Parlamentsverhandlungen kennt, völlig entziehen.

Umgekehrt meint man vielfach, daß der Publizist, der Zeitungsmann, der Tagesschriftsteller über und unter dem Strich der rechte Mann für diese Aufgabe sei: das „Heute“, die „Gegegenwart“, das „Jetzt“ ist ja seine eigentliche, seine ureigene Domäne, auf welcher er mit unbeschränkter Souveränität herrscht. Aber leider ist er dieses — und hierin besteht der Vorzug wie der Nachteil seines Berufes — nur zu sehr. Ist ja doch, nach landläufiger Ansicht, derjenige der beste Publizist, welcher am schnellsten und zuverlässigsten den Inhalt, die Form, die Farbe, vor allem aber die Seele des gegenwärtigen Moments wiedergibt. Er ist eben — und das ist die schönste Seite und der Ruhm seines aufreibenden Berufs — der Geschichtsschreiber und der Psychologe des Augenblicks, der als solcher gar nicht im stande ist, dem Zusammenhange der Gegenwart zu folgen und die Fäden in dem komplizirten Netze der Zeit zu entwirren. Herrscher über alle raum- und zeitvernichtenden Telegraphen und Telephone, weiß er — in seltenen Momenten der Besinnung — daß all sein Thun und Treiben, so unentbehrlich es uns auch geworden ist, doch nur ein fragmentarisches sein kann, und er tröstet sich mit dem stolzen Bewußtsein, daß er im besten Falle ein anonymer Mitarbeiter, oft freilich nur ein Handlanger des Zeitgeistes ist. Aber er möchte, wenn ihn höherer Ehrgeiz beseelt, die Not zur Tugend machen und das aus dem hastigen Augenblick geborene und für den Augenblick bestimmte Konglomerat von Tagesbruchstücken, welches man „Zeitung“ nennt, verinnerlichen. Er möchte seine täglich wechselnden Momentbilder womöglich ihres zufälligen Charakters entkleiden und die Splitter und Abfälle des unaufhaltsam dahineilenden Zeitstroms sub specie aeterni zeigen. Vergebliches Bemühen! Nicht dem besten unter ihnen kann es gelingen. Und wie viel redliche Arbeit, tüchtige Gesinnung, edler Geist und funkelnder Witz geht hierbei verloren! Wie viel warmes Herzblut wird hierbei verspritzt! Wahrlich eine fortgesetzte Massentragödie — meist sind es allerdings „bürgerliche Trauerspiele“, deren unzählige anonyme Helden selten an das Tages-

Digitized by Google

licht gelangen. Und diese Tugend der Selbstentsagung, diese Verzichtleistung auf den Ruhm der Nachwelt — wahrlich, in unserer Reklameepoche eine wunderbare und herzerhebende Erscheinung: die geborenen Anwälte der Oeffentlichkeit, die lauten Herolde der Verdienste der Zeitgenossen, die Verkünder aller Ruhmesarten: sie bleiben in still bescheidener Anonymität! Vraiment, il y a encore de la vertu dans notre époque corrompue! läßt Edmond de Goncourt einen seiner Helden ausrufen.

Aber wer sonst als der Historiker und der Publizist soll den Zeitgeist erkennen und darstellen? Vielleicht derjenige, der in alle numerischen Verhältnisse eindringt, der Welt und Menschen vom Gesichtspunkt der vier Spezies ansieht, der Zahlenanbeter, der alle Thatsachen des politischen und gesellschaftlichen, des literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in Ziffern verwandelt, der Statistiker? Ihm kann ja nichts entgehen: Geburten, Meineide, Häusereinstürze, Luftballonreisen, Ehebrüche, Blitzschläge, Wohlthätigkeitsstiftungen, Eisenbahnunfälle, Kornpreise, Bücherabsatz, Selbstmorde, Adoptionen, Kunstausstellungen, durchgebrannte Kassirer, Farbenblinde, Falschmünzer, Kahlköpfe, Erdbeben, Ministerentlassungen, Viehseuchen, Majestätsbeleidigungen und so weiter. Alles bringt er unter jährliche, monatliche, wöchentliche und tägliche Durchschnittszahlen; er ist der wahre Herrscher im Bereiche der exakten Thatsachen.

Thatsachen? Freilich, was ist eine solche? Bogumil Goltz, der bizarre Menschenkenner, den zur Strafe für seine Menschenverachtung nur allzufrüh das Schicksal der Vergessenheit getroffen hat, sagt einmal: „Die Empiriker sprechen heute, wo der Realismus die neue Weltanschauung und Weltordnung diktirt, so zuversichtlich von ‚Thatsachen', als ob jeder gedankenlose Mensch, jeder Lump im Reiche des Geistes mit seinen fünf Sinnen allein und mit dem hausbackenen Verstande Thatsachen ohne Täuschung feststellen und ihre Bedeutung für das sittliche Urteil darlegen könnte; als ob nicht zur Auffassung und Beurteilung von Thatsachen im Reiche des Geistes ein überlegener Geist, ein symbolischer Verstand und ein innerer Sinn gehörte; als ob ein herz- und gewissenloser Sinn, ein profaner Verstand Thatsachen des Seelenlebens, des religiösen Lebens, als ob ein Mathematiker psychologische und historische und ein Historiker astronomische und physikalische Thatsachen erhärten oder nur auffassen könnte! Wer da weiß, daß eine einfach scheinende Thatsache in der Regel eine Komplikation und eine Verschlingung von gar nicht zu verfolgenden Prozessen ist, die sich auf eine Vergangenheit und Zukunft beziehen, daß keine Thatsache isolirt vorkommt, sondern durch unsichtbare Fäden mit einer ganzen Welt korrespondirt, daß dieselbe Thatsache von Dichtern und Denkern, von Absolutisten und Radikalisten, Rationalisten und Supernaturalisten, von kurzsichtigen Praktikern und übersichtigen Theoretikern, von Materialisten und Idealisten grundverschieden aufgefaßt und interpretirt wird; wer erkannt hat, daß es in den Erscheinungen des Geistes, ganz so wie in der Natur primäres und sekundäres Licht, reale Töne, Schalltöne und neckende Echos, kurz, ganz undenkbare Täuschungen, Halluzinationen und Nervenspiele gibt; daß man selten organische Bewegungen von mechanischen unterscheiden kann: dem wird übel, wenn er so einen Thatsachen-Mann reden hört ..."

Also mit den zahlenfrohen und thatsachenberauschten Statistikern wäre es nun nichts: auch sie können den Geist der Zeit, trotz ihrer „exakten" Methoden und Zahlenreihen, nicht erwischen. — Aber vielleicht ihr Gegenspiel, die Philosophen, die Anwälte der Abstraktion, die Verfechter des Allgemeinen, die Hüter des Idealen? Die Philosophen? Je nun, der Metaphysiker, der Antipode des Statistikers, sieht wieder den einzelnen Baum vor dem Walde nicht. Sein Blick ist auf das All und die letzten Gründe dieses Alls gerichtet. Wie soll er ein Auge für einen einzelnen kleinen Querdurchschnitt der Menschengeschichte haben? Minima non curat praetor! Vom Standpunkt des Philosophen, der mit Ewigkeiten und Unendlichkeiten nur so um sich wirft, ist diese ganze Menschengeschichte eine Bagatelle. Was soll er erst mit dem Geiste eines Jahrhunderts anfangen? Nun gibt es ja wohl doch auch eine Geschichtsphilosophie. Aber diese sucht Gesetzmäßigkeiten in dem Schicksale der Menschheit wie der Völker; das Singuläre, Individuelle, was meist die einzige Blüte

Digitized by Google

im Völkerleben ist, geht sie nichts an. Ueberdies ist diese Wissenschaft jetzt nicht mehr wie bei Herder eine farbenreiche, descriptive Naturgeschichte der Menschheit, sondern seit Thomas Buckle und August Comte ist sie eine Art von komparativer Physik historischer Lebensgesetze geworden. Müssen wir also fürchten, daß der Zeitgeist, diese Seele einer Epoche, oder eines Jahrhunderts, bei dem eigentlichen Philosophen zu kurz kommen dürfte, so bliebe uns nur noch der Zeit- und Völkerpsychologe, dem diese Aufgabe zufiele. Zunächst ist aber alle Völkerpsychologie nur erst ein schönes Wort, dem vorläufig zwar nicht der entsprechende Inhalt, wohl aber der methodische Charakter im Organismus der heutigen Wissenschaften zum Teil noch fehlt. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie der Freiburger Germanist Professor Hermann Paul, der in seinem Aufsehen erregenden Werke „Die Prinzipien der Sprachwissenschaft" die Möglichkeit einer derartigen Wissenschaft, wie die Völkerpsychologie sein soll, überhaupt in Abrede stellt; sondern es genügt, die Engheit der Grenzen zu erwägen, die zum Beispiel ein so vorsichtiger und besonnener Forscher wie Wilhelm Wundt in Leipzig dieser jungen Disziplin noch setzt,[1]) um eingestehen zu müssen, daß trotz der grundlegenden Arbeiten eines Lazarus und Hermann Steinthals auf diesem Gebiete es noch eines langen und mühsamen Weges bedürfen wird, um eine allgemein anerkannte Wissenschaft der Völkerpsychologie zu besitzen. Haben wir aber diese noch nicht, so gibt es auch keine Zeitpsychologie, die ja nur die völkerpsychologische Erkenntnis des Flächendurchschnitts eines bestimmten Zeitraums oder der Gegenwart wäre.

Nun haben wir zwar heute noch nicht eine derartige fertige Wissenschaft — und welche Wissenschaft kann sich rühmen, „fertig" und abgeschlossen zu sein? — so gibt es doch jedenfalls ihr Objekt, den Zeitgeist, das heißt die Summe der charakteristischen und wesentlichsten Züge einer Zeit, ohne daß wir uns schon getrauen, dem Träger dieser Eigenschaften und Thätigkeiten, dem vorläufig noch mystischen, jedenfalls aber schwer erkennbaren Subjekte, von welchem wir alle jene Aussagen machen, der sogenannten Volksseele, näher zu treten. In dem Moment aber, wo dieses gelingt (dieser Newton der Geschichte soll noch kommen), beginnt sofort für alle historischen und ethischen Disziplinen eine neue und völlig unübersehbare Entwicklungsperiode. Bis dahin aber müssen wir uns mit allerlei Um- und Seitenwegen begnügen. Sie führen uns nicht direkt ins Heiligtum der Volksseele; aber sie zeigen es uns doch von der Ferne. Da sind zunächst: die Ethnologie und die Anthropologie, da sind die echt modernen Disziplinen der Biologie und der sich gern hier anlehnenden Soziologie. Da sind ferner die altehrwürdigen Gebiete der Rechts-, Sitten- und Religionsgeschichte, welche durch jene zu erwartende wissenschaftliche Revolution einer völligen Umwälzung, wenn nicht Entwertung entgegen gehen. Da sind auch die literarisch-ästhetischen Wissenszweige, die mit ihrer zarten und feinen Verästelung am allerwenigsten einen solchen Sturm aushalten werden. Sie alle sprechen, wenn sie von der Volksseele und vom Zeitgeist reden, zwar in ihrer eigenen Sprache, aber sie tragen doch ihr redlich Teil dazu bei, dem Geheimnis näher zu kommen. Bereits liegt eine Fülle von Holz, Mörtel, Kalk, Steinen und Eisen aufgehäuft — aber wo findet sich der Baumeister, der uns ein dauerhaftes und bewohnbares Haus daraus erbaute?

Zu den mancherlei Schwierigkeiten, die dem Aufbau der Zeitpsychologie im Wege stehen, kommt noch ein Hindernis, welches in der besonderen Art dieser Wissenschaft liegt. Die reinen Naturwissenschaften können experimentiren. Der Botaniker, Physiker, Chemiker und so weiter befinden sich in der günstigen Lage, um zu neuen entscheidenden Thatsachen zu gelangen, Fragen an die Natur zu richten, das heißt das Naturobjekt in eine Lage zu versetzen, wo es ihnen antworten muß. Die Naturforscher können der Natur Geständnisse entlocken. Die ethischen und historischen Wissenschaften jedoch sind nicht in dieser vorteilhaften Lage. Ihr Wesen wie ihre Forschungsmethode ist eine völlig andere. Die Volks- und Zeitpsychologie müßte als Disziplin zwischen beiden Wissenschaftsgruppen

[1]) Vergl. Wundts „Philosophische Studien" Bd. IX, S. 1—27, wo er gegen die Lazarus-Steinthalsche Grundlegung der Völkerpsychologie polemisirt.

Digitized by Google

stehen. Den Gegenstand hat sie mit den historisch-ethischen Disziplinen gemeinsam, die Methode jedoch sollte sie von den Naturwissenschaften entlehnen. Aber selbst in diesem Falle könnte sie doch nicht, um zu etwaigen bedeutsamen Thatsachen und Gesetzen zu gelangen, Experimente anstellen. Der Zeitpsychologe kann weder mit Hilfe des Kriminalstatistikers neue Sittenzustände schaffen, also etwa die Zahl einer bestimmten Kategorie von Verbrechen innerhalb einer begrenzten Reihe von Jahren vermehren oder vermindern, noch mit dem Ethiker bewirken, daß innerhalb einer bestimmten Periode die Gemüter sich vertiefen oder verflachen, noch mit Hilfe der ihm vom Aesthetiker gelieferten Thatsachen es dahin bringen, daß der Schönheitssinn und der Kunstgeschmack einer Generation sich verfeinere, daß zum Beispiel die heutige Vorliebe für das photographische Erzählungsgenre, wie die Burleske auf dem Theater und das liederliche Rokoko in der Baukunst sich verwandle in den Sinn für das Große und Erhabene und für die strengeren Stilformen in den bildenden Künsten. Er kann weder Genies erstehen lassen, noch aus einem servilen Geschlechte Männer mit stolzem Bürgersinn machen. Der Zeitpsychologe kann nur den Erscheinungen des Gesellschaftslebens folgen, sie kombiniren und auf Grund ihrer Aussagen zu allgemeinen Schlüssen über die Natur jener Lebensäußerungen der Volksseele innerhalb einer bestimmten Zeit gelangen. Bei alledem ist er — bei dem Umfange seiner Wissenschaft — auf die Aussagen der oben genannten Gewährsmänner angewiesen, da er sein Material nur aus zweiter Hand erhält. Dies aber nimmt seinen Darstellungen die Frische und Unmittelbarkeit der eigenen Wahrnehmung, wie die Anschaulichkeit und die Wärme des Selbsterlebten. Schließlich wird der Zeitpsychologe auf ein geschlossenes und innerlich begründetes Gesamtbild verzichten und sich damit begnügen müssen, die wesentlichsten und hervorstechendsten Eigentümlichkeiten in dem geistigen Charakter einer Zeit zu analysiren und zu erörtern.

An diesem bescheideneren Maßstabe gemessen, wird die Aufgabe dessen, der den Zeitgeist untersuchen will, eine erheblich leichtere sein und jedenfalls nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Bei alledem wird er aber doch etwas Poetisch-Intuitives, ja etwas Schöpferisches haben müssen, da er vor allem die „Imponderabilien", gewissermaßen die „Intermundien" (μετακόσμια) der Epikuräischen Götter, das ideale geistige Band, die Seele der von ihm dargestellten Epoche zu erfassen hat. Wie sagt Goethe? „Zum Gewahrwerden des Ideellen einer Zeit gehört auch eine Pubertät."

Noch schwieriger ist der Begriff der öffentlichen Meinung festzustellen. Philosophen wie Kant, Stuart Mill und Hegel, Juristen und Staatsrechtslehrer wie Bentham, Anselm von Feuerbach, Zachariä, Stahl, Bluntschli und Holtzendorff, Historiker wie Niebuhr, Ranke, Sybel und Droysen haben sich um ihre Begriffsbestimmung und die Erkenntnis des Maßes und der Grenzen ihrer Wirksamkeit bemüht — vergebens! Es gibt hier noch weniger eine Uebereinstimmung der Ansichten wie beim Zeitgeist, da dieser ein volkspsychologischer, die öffentliche Meinung jedoch ein politischer Begriff ist und als solcher der Verschiedenheit der Parteiauffassung unterliegt ... Uebrigens ist die Existenz dessen, was man eine öffentliche Meinung nennt, als konsistentes Gemeinbewußtsein, vielfach ganz in Abrede gestellt worden, zum Beispiel von Leopold Ranke (vergl. Historisch-politische Zeitschrift Bd. I, S. 482 ff.), während ein nicht minder konservativer Historiker dagegen, wie Niebuhr ihr Wesen und die Art ihrer Funktionirung einer ernstlichen Untersuchung unterzieht. „Die öffentliche Meinung," sagt Niebuhr, „ist die Gemeinansicht über öffentliche Fragen, welche in den von der persönlichen Einwirkung, die die Machthaber irreleiten können, unangefochtenen Gemütern von selbst und bei aller Verschiedenheit der Individualität und der vervielfachtesten Verhältnisse übereinstimmend entsteht. Wenn sie in der That ein allgemein ausgesprochenes und nicht bloß nachgesprochenes Urteil ist, darf sie als eine Repräsentation der allgemeinen Vernunft und Wahrheit, als eine Stimme Gottes (vox populi) gelten." (Ueber geheime Verbindungen, Berlin 1815.) Eine merkwürdige Uebereinstimmung des konservativen deutschen Publizisten mit dem französischen Politiker Adolf Thiers, der in seiner „Histoire du consulat et de l'empire" die „opinion publique" sehr oft und je auch Bedürfnis „la voix de Dieu" nennt. Aber weder der Deutsche noch der Franzose

Digitized by Google

untersuchen das Wesen der Sache, ihr geheimnisvolles Entstehen, wunihre derbare und unbegreiflich schnelle Verbreitungsfähigkeit, ihre unwiderstehliche Macht. Und selbst diejenigen, welche ihr, wie Ernst Renan, einen mystischen Ursprung aus den Tiefen der Volksseele zuweisen (vergl. die Abhandlung „Qu'est-ce qu'une nation?“), erklären im Grunde genommen nichts, da hierdurch nur eine Dunkelheit aus der andern abgeleitet wird. — Am nächsten kommen wohl diejenigen Denker dem Geheimnis, welche, wie Stuart Mill, hier die Theorie der „unbewußten Vorstellungen“ auf das Staats- und Gesellschaftsgebiet anwenden wollen. Hiernach entstehen in jedem Individuum über die wichtigsten Fragen der Oeffentlichkeit gewisse dunkle, verworrene Strebungen, Wünsche und Ansichten, welche dann durch die Träger der öffentlichen Meinung: durch die Presse, die Vereine, die Parlamente, die Parteiführer formulirt und verkündet werden.

Der Zusammenhang dieser Ansicht mit derjenigen Auffassung, welche das „Heroship“ Thomas Carlyles, das Heroentum aus der Geschichte und Politik verbannen möchte, liegt zu Tage, wie überhaupt ein größerer Gegensatz in Bezug auf historische und politische Dinge wie zwischen Carlyle und Stuart Mill kaum denkbar ist. Zwischen dem aristokratischen Freunde Goethes und Bewunderer Napoleons und dem nüchternen und scharfsinnigen Verfasser der „Inductive logic“ und der Schriften „On liberty“ und „Subjection of woman“ ist eine Brücke nicht möglich, es sei denn durch jenen dritten jüngeren englischen Zeitgenossen, welcher in Bezug auf die Frage des Ursprungs der öffentlichen Meinung zwar auf seiten Mills steht, der aber den Einfluß der „Heroen“ auf dieselbe einer gesetzmäßigen Formulirung unterzieht, Thomas Buckle: in der That die rationellste Lösung einer der schwierigsten geschichtsphilosophischen Probleme. Er rettet damit die Poesie, die doch in dem historischen Heroentum liegt, ohne den beherrschenden Einfluß der „public opinion“, welcher hier immer der Ausdruck des „common sense“ ist, zu verkennen.

Aber die öffentliche Meinung ist generis feminini — ebenso launenhaft und nervös wie alle schönen Frauen; die klugen Staatsmänner indes wissen sie zu behandeln. Scheinbar schmeicheln sie ihr, im Grunde aber lenken sie diese wetterwendische Schöne, deren wechselnde Gunst schon der römische Dichter Quintus Horatius Flaccus („aura popularis“) beklagt hat. Und wie ist dieses auch anders möglich? Die öffentliche Meinung hat, wie alles, was aus der Tiefe der Volksseele entspringt, etwas Elementares, Unmittelbares, Irrationales und Alogisches, was sich jeder Vorausberechnung, jedem rationellen Verhältnisse entzieht, und selbst ihr begünstigter Liebling weiß nicht immer, ob er sie oder sie ihn lenkt. Als man einst im Oberhause des englischen Parlaments den Einfluß William Pitts auf die öffentliche Meinung Großbritanniens rühmte, sagte dieser: „I think, Mylords, I am the leader of the public opinion, but after all I am afraid, that it is leading me!“

Und das Wort William Pitts, meine ich, hat allgemeine Giltigkeit. Was er von der Beziehung des Staatsmanns zu der ihn tragenden öffentlichen Meinung sagt, dürfte auch von dem Verhältnis des historischen Helden — des Helden des Geistes wie desjenigen der That — zu seinem Jahrhundert gelten. Dieses war der Mutterschoß, der ihn geboren und ihn mit seinen besten Säften genährt hat; aber der Held gibt dem gärenden Inhalt seiner Zeit Form und Ausdruck und so die bestimmte historische Gestalt, unter der sie in der Weltgeschichte figurirt. Hieraus ist auch ersichtlich, in welchem Sinne und innerhalb welcher Grenzen man berechtigt ist, von einer literarischen oder künstlerischen öffentlichen Meinung einer Zeit zu sprechen, das heißt in wie weit man die führenden Geister — sowohl die produktiven als die kritischen — auf diesen Gebieten als die Repräsentanten der Allgemeinheit anzusehen hat. Indes ist nichts Menschliches für die Ewigkeit geschaffen. Und so muß und wird auch diese Form untergehen, wenn ihr Inhalt in dem innern Geistesprozesse der Menschheit ein anderer geworden, und der Held des Jahrhunderts lebt dann nur noch in den Geschichtsannalen und — wenn ihm ein besonderer Stern leuchtet — in der Dichtung der Nachwelt. — Aber nur die Dichtung und die Kunst kann den historischen Helden zu einem individuellen, wenn auch nur literarischen Leben wieder erwecken — nicht etwa

Digitized by Google

die Geschichtsphilosophie mit ihren alles Individuelle verschlingenden Abstraktionen. Hier freilich feiert der Held eine zweite, aber höhere Auferstehung als in der Dichtung — er geht in das Gebiet der Ideen, das heißt in das Reich der Schatten, ein. Er hat alles abgelegt, was einst Subjektives, Individuelles und Persönliches an ihm war — er ist — und dies ist die höchste aller menschlichen Apotheosen — ein Teil jenes in der Geschichte sich vollziehenden Menschengeistes geworden, der selbst wiederum nur ein Moment in dem ewigen Entwicklungsprozeß des Weltgeistes ist.

So wird der einzelne, so viel oder so wenig er auch für seine Zeit bedeutet, ein Mitarbeiter, ja ein Mitschöpfer des „Menschengeistes" und partizipirt so an dem unendlichen, in keiner Zeit und in keinem Raum sich erschöpfenden Sein des Weltgeistes. Dies ist eine dauerndere und wertvollere Unsterblichkeit als diejenige, welche die Theologie lehrt. So ist der Sinn jenes Ἓν καὶ πᾶν zu verstehen, zu welchem auch Goethe sich bekannte und dem er in seinem „Eins und Alles" dichterischen Ausdruck gegeben hat:

„Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

Und nunzuschaffen das Geschaffne,
Damit sichs nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar stehts Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen:
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kolonialwesen.

Rußland und Abyssinien.

Die Heimkehr der russischen Expedition Leontjeff aus Abyssinien und der pomphafte Empfang, den die von ihr mitgebrachten abyssinischen Würdenträger an der Newa erfahren haben, fanden in der Presse des In- und Auslandes eine auffallende, von schiefer Beurteilung nicht immer freie Beachtung. Man geberdete sich, als stehe man vor einer ganz neuen Erscheinung, während es sich thatsächlich nur um die Wiederkehr eines schon mehrfach gesehenen Schauspiels und um Beziehungen handelte, deren Alter nach Jahrhunderten zählt. Wann und auf welche Weise diese Beziehungen angesponnen wurden, auf welche Grundlage sie sich stützen und welcher politische Wert ihnen beizumessen ist, darüber herrschte vielfach Unklarheit.

So dürfte wenig bekannt sein, daß es ein deutscher Fürst war, der zuerst den Anstoß zu einer Verbindung zwischen den Reichen des Zaren und des Negus Negest gab: Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen und Altenburg. Im Jahre 1652 zog er einen abyssinischen Priester, den Abba Gregorius, der sich zu Studien in Rom aufhielt, an seinen Hof. Daraus ergaben sich gelehrte theologische Disputationen im Sinne jener Zeit und ferner in Verfolgung eines praktischen, auf Kolonisation zielenden Gedankens die Entsendung eines jungen, der „äthiopischen" Sprache kundigen Theologen nach dem alten Habesch. Er gelangte nur bis in die Freudenhäuser Aegyptens. Nun suchte Herzog Ernst wenigstens eine fremde Macht für Abyssinien zu interessiren. Er ließ 1673 den Zaren Alexei auf jenes Land aufmerksam machen und zwar unter zwei Gesichtspunkten: dem der Glaubensgemeinschaft und dem der Möglichkeit einer russisch-abyssinischen Aktion gegen die Türken. Um das zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß nach der Anschauung jener Zeit Rußland und Abyssinien so ziemlich auf derselben Stufe standen. Leibnitz äußerte einmal, „es sei ein eigentümliches Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit in China, Moskau (Peter der Große) und in Abyssinien Fürsten regierten, deren Streben nach Reformen in allen diesen Ländern eine neue Aera inaugurire." In Bezug auf die Türken konnte damals wirklich von einer gewissen Interessengemeinschaft die Rede sein, denn wenn auch die alten Zeiten längst vorbei waren, in denen, vor mehr als tausend Jahren, abyssinische Herrscher über das rote Meer ziehend siegreich in Arabien Krieg geführt hatten, so war doch der Ruhm der zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von den Abyssiniern — freilich mit Hilfe der Portugiesen — im eigenen Hause gegen die Mohammedaner geführten Kämpfe noch ziemlich frisch. Und der Gegensatz zwischen dem Islam und dem abyssinischen Christentum dauerte seitdem in wenig gemilderter Schärfe fort.

Herzog Ernst der Fromme meinte bei seinen wiederholten Anregungen in Petersburg, die Religionen beider Länder „discrepirten nicht gar so weit". Das ist nun bis zu einem gewissen Grade wahr (Bibelgläubigkeit, Bilder- und Heiligenverehrung, Ritus, Aufgehen in Formalismus, Stellung zur römischen Kirche), wenn auch das abyssinische schon 330 nach Christi Geburt eingeführte Christentum ein höchst merkwürdiges Ding ist. Christliche Lehren sind mit der Urreligion des Landes, mit semitischen und trotz alten Hasses auch mit mohammedanischen Bräuchen verquickt. Eine gewisse Art der Vielweiberei, die Beschneidung, die Feier des Sonnabends neben dem Sonntag, die jüdischen Schlachtvorschriften und Begriffe über Unreinheit von Menschen, Tieren und Speisen und so weiter erscheinen den Abyssiniern noch heute als vereinbar mit den Lehren Christi. Sein oberstes Kirchenhaupt, den „Abbuna"

Digitized by Google

(Erzbischof) erhält das Land jedesmal von dem Erbfeinde Aegypten — aus den Reihen der koptischen Christen — durch Kauf!

Zar Alexei ließ sich nach wiederholten Verhandlungen überzeugen, und so streckte Rußland, wenn auch nicht gleich, so doch später vorsichtige Fühler nach Abyssinien aus. Freilich sollten diese Beziehungen durchaus ideale bleiben. Rußland entwickelte sich seitdem, wenn auch nicht in durchweg gesunder Weise, so doch gewaltig; die Türkengefahr hörte auf, die erste Sorge der russischen Staatsmänner zu sein. In Abyssinien blieb dagegen alles, selbst die Anschauungen über die übrige Welt, unverrückt auf demselben Fleck, und so sagte der Negus Negest Johannes noch 1879 zu einem schwedischen Missionar: „Nur Rußland und ich kämpfen fortwährend gegen die Mohammedaner, und hoffentlich werden wir uns einst in Jerusalem die Hand reichen!"

Von einer „Interessengemeinschaft" kann heute nicht gut mehr die Rede sein, zumal das moderne Rußland in so gut wie gar keinen Handelsverbindungen mit Abyssinien steht. Dagegen sind die aus der Religionsähnlichkeit sich ergebenden Beziehungen bestehen geblieben und, wie es den Anschein hat, in letzter Zeit noch enger geknüpft. Es hat keinen Zweck, den einzelnen Berührungspunkten zwischen den beiden Reichen während der letzten Jahrhunderte nachzuspüren, und es genügt, hervorzuheben, daß das religiöse Moment dabei immer die erste Rolle spielte, mochte es sich nun um einzelne Abenteurer oder um offiziöse oder offizielle Entsendungen handeln, die hinübergingen oder herüberkamen. Daraus ergibt sich auch ohne weiteres die unfreundliche Haltung, welche die Russen von Anfang an gegen die Absichten Italiens auf Abyssinien einnahmen, denn in Italien verkörperte sich ihnen der die orthodoxe Lehre bedrohende Katholizismus, ob mit Recht, erscheint mehr als zweifelhaft. Sehr wahrscheinlich würden die Italiener in Abyssinien lieber russische Popen sehen als französische Lazaristen, die sie wegen ihrer offenkundigen Zetteleien gegen ihr Regiment aus Erythräa haben ausweisen müssen. Vielleicht spielte bei der russischen Stellungnahme gegen Italien auch der Wunsch mit, dem gleichfalls verlangend nach Abyssinien schielenden französischen Freunde einen Liebesdienst zu erweisen. Freilich stehen da die russisch-französischen Wünsche doch nicht ganz im Einklange und wieder aus religiösem Anlaß: die Lazaristen fürchten für ihre Stellung, wenn der Anschluß zwischen der russischen und abyssinischen Kirche ein immer engerer wird. So haben sie in Obok gelegentlich des ersten Durchzuges der Expedition Leontjeff protestirt.

Jede der in den letzten Jahren nach Abyssinien entsandten russischen Expeditionen war von Geistlichen begleitet; umgekehrt sind wiederholt abyssinische Priester nach Rußland gekommen. Bei der großen kirchlichen Jubiläumsfeier in Kiew (Sommer 1888) erschienen abyssinische Bischöfe und legten der Synode eine Denkschrift vor, welche die völlige Gleichheit der beiden Kirchen in ihren Lehren nachweisen sollte. Sie erbaten, wie es heißt, die Entsendung eines Bischofs und — militärischer Instrukteure nach Abyssinien. Letzterem Verlangen soll einer „Standard"-Nachricht zufolge 1893 entsprochen sein. Schon 1885 und 1888 waren Abteilungen bewaffneter Kosaken nach Abyssinien gezogen und die Italiener behaupten, daß einzelne der ersteren bei der Niedermetzlung ihrer 300 Soldaten bei Dogali (26. Januar 1887) in der Umgebung Ras Alulas und des Negus Johannes gewesen seien. Dessen rühmte sich auch der „freie Kosak" Atschinoff, der am 18. Januar 1889 mit 175 Personen — darunter 145 Bewaffnete und 6 Geistliche — bei Sagallo (französische Kolonie Obok) landete und genau einen Monat später von den Franzosen, in einer Anwandlung von Loyalität den Italienern gegenüber, aus seinem Lager herausbombardirt wurde. Von der russischen Regierung wurde er desavouirt; doch bleibt zu bedenken, daß dieser phantastische Abenteurer von der russischen Gesellschaft „Palästina" unterstützt worden war und daß an deren Spitze der Großfürst Sergius stand. In loyalem Fahrwasser, wenn auch nicht unter amtlicher Flagge, segelte zweimal (zuletzt 1891—1892) der von der Petersburger geographischen Gesellschaft entsandte, aber von seiner Regierung offen protegirte Lieutenant Maschkoff. In ähnlicher Weise reiste — am 22. Januar dieses Jahres ab

Digitized by Google

Obok und Mitte Juni wieder in Petersburg — der ehemalige Gardelieutenant Leontjeff. Zu seiner „wissenschaftlichen" Expedition gehörten außer dem Artilleriehauptmann Swagin und dem Gelehrten Dr. Jelissejeff (kehrte bereits im März zurück und starb bald darauf) auch der Archimandrit Nefrem, der soeben zum Chef der ständigen geistlichen Mission Rußlands in Abyssinien ernannt worden sein soll. So scheint denn die Annäherung der beiden Kirchen, allerneuestens durch den mit Leontjeff nach Petersburg gekommenen Bischof von Harrar gegenüber dem Oberprokurator des heiligen Synods Pobedonoszeff betrieben, um einen Schritt vorgerückt zu sein. Vielleicht geht so der alte Wunsch der abyssinischen Herrscher, sich hinsichtlich des Abbuna von Aegypten frei zu machen, endlich in Erfüllung. Der Vatikan hat fast mehr Grund, diese Vorgänge argwöhnisch zu verfolgen, als der Quirinal, denn bis zu materieller Hilfleistung wird es die russische Regierung in Abyssinien so leicht nicht treiben. Nicht einmal auf die von Menelik sehnlichst gewünschte Einrichtung einer ständigen Vertretung Abyssiniens in Petersburg wird Rußland sich jemals einlassen.

Wenn man freilich der russischen und französischen Presse Glauben schenken dürfte, stände es ganz anders. Dann ginge Rußland mit dem Plane um, eine Station am roten Meere, meinetwegen durch Verdrängung der Italiener aus Massaua, zu gewinnen, um dadurch eine Deckung des Seeweges von Odessa nach Wladiwostok (!) zu erzielen und gleichzeitig unter dem Beistande des „verbündeten" Abyssinien Englands große Wasserstraße nach Indien zu bedrohen. Französische Blätter wußten ferner wiederholt von einem geheimen Abkommen betreffs Abyssiniens zwischen den Mächten des „Zweibundes" oder gar von dem staatsrechtlichen Unding eines *gemeinsamen* Protektorates über das Reich des Negus zu melden, trotzdem Italiens diesbezügliche Rechte nicht wohl antastbar sind. Das hier auszuführen würde zu weit führen und erscheint auch minder wichtig, weil das amtliche Rußland nicht hinter diesen Zeitungsschreibern steht. Freilich gibt angesichts der dort geübten strengen Zensur zu denken, daß es sie ruhig gewähren läßt. Freundlich hat es sich zwar niemals den Italienern gegenüber gestellt. Auf dem Antisklavereikongreß zu Brüssel (1890) erhob Rußland im Verein mit Frankreich Einspruch dagegen, daß Italien Menelik als seinen Schutzbefohlenen mit vertrete. Dies Verhalten stand nicht ganz im Einklang damit, daß die russische Regierung ein halbes Jahr zuvor — Ende 1889 — die von Italien gemachte Mitteilung über den Artikel 17 des Vertrages von Utschalli, der gerade das Schutzverhältnis zwischen Italien und Abyssinien gründete, ohne ernste Einwendungen hinnahm. Als dann Menelik Anfang 1893 den Versuch machte, jenen Vertrag zum 2. Mai 1894 zu kündigen, und an die europäischen Mächte entsprechende Schreiben richtete, antwortete der Zar nicht. Dagegen schloß er sich den Vorbehalten an, welche Frankreich zu dem englisch-italienischen Abkommen vom 5. Mai 1894, wodurch die Zuteilung Abyssiniens einschließlich Harrars an den italienischen Einflußbereich wieder bestätigt wurde, machen zu müssen glaubte.

Koloniale Ziele dürfte Rußland in Bezug auf das Reich Meneliks nicht verfolgen. Mit dem Wohlwollen des Großen hält es die Hand über dem Kleinen, der sich, auf religiöse Verwandtschaft pochend, neben ihn auf den Plan stellt. Sollte wirklich ein kirchlicher Zusammenschluß der beiden ungleichartigen Reiche zu stande kommen, so könnte die Folge sein, daß sich Rußland zum territorialen Schutz seiner Glaubensgenossen wenigstens auf diplomatischem Wege — und vielleicht auch durch Vermittlung von Anleihen — für verpflichtet hielte. Daß aber dieses Spielen mit der „abyssinischen Frage" in Italien und auch in England verstimmt und zur Erkaltung der beiderseitigen Beziehungen zu Rußland beitragen kann, bedarf kaum noch der Versicherung. Die neuerdings amtlich abgegebene Versicherung der russischen Regierung, daß sie in Abyssinien *nur religiöse* Ziele verfolge und keineswegs gegen Italien Böses im Schilde führe, dürfte daran wenig ändern.

Karl von Bruchhausen.

Digitized by Google

Botanik.

Kletternde Pflanzen.

Luft und Licht, diese zwei Erfordernisse sind es, welche eine Reihe von Gewächsen dazu geführt haben, im Wettkampf um das Leben besondere Organe auszubilden, welche sie befähigen, ihre Vettern als Stützen zu gebrauchen und sich durch diesen freilich eigentlich unlautern Wettbewerb den ihnen notwendigen Anteil an jenen Stoffen zu sichern. Freilich sind diese Anpassungen ungemein verschiedener Art, und die Natur zeigt hier wieder einmal ihre kolossale Schöpfungskraft, indem sie den einzelnen Gewächsen bald besondere Klimmorgane verleiht oder sie andererseits befähigt, ihre Vettern zu umwinden und auf diese Weise den gedachten Zweck zu erreichen. In der Ausbildung der einzelnen Organe finden wir dann zum Beispiel das Wurzelsystem beteiligt, wie wir diese Erscheinung an dem Epheu zu beobachten Gelegenheit haben, welcher mit Hilfe adventiver Haftwurzeln an den Stämmen des Waldes, an den Mauern der Häuser, wie Ueberbleibseln alter Burgen so malerisch emporklimmt; eine weitere Abteilung umfaßt die sogenannten Blattkletterer, wo entweder die Spreite, die Spitze oder der Stiel sich um die Stützen schlingt; die Blattranker tragen ihren Namen daher, weil sie meist fadenförmig des Gegenstandes sich bemächtigen. Die Zweigklimmer weisen darauf hin, daß hier ganzen Zweigen — und seien es auch nur Nebenzweige — die Rolle zugefallen ist, zweckentsprechend in das Gedeihen ihrer Mutterpflanze einzugreifen. Die Hakenklimmer oder Krallenkletterer erreichen ihren Zweck dadurch, daß gewisse Gebilde in diesen Formen sich gewissermaßen in das Geäst von Strauch und Baum einhaken oder einkrallen, während die Uhrfederranker sich spiralförmig um einzelne Teile des Substrates herumschlingen und derart im stande sind, ein ziemliches Gewicht mittelst ihrer elastischen Ranken zu tragen, wie es die ihnen verwandte Gruppe der Fadenranker in ähnlicher Weise thut.

Blicken wir in der Natur umher, ob die Erscheinung des Kletterns etwa auf eine besondere Art von Gewächsen beschränkt sei, so entdecken wir bald, daß dieses nicht der Fall ist; wir finden an dieser Erscheinung sowohl einjährige Pflanzen beteiligt, welche innerhalb dieser Frist keimen, klettern, blühen, Frucht tragen und vergehen, wir begegnen Stauden, welche diese Lebenserscheinungen auf eine geraume Zahl von Jahren verteilen, und treffen Holzgewächse an, welche bald ihr Laub jährlich erneuern oder dauernd diesen Schmuck aufweisen. Uns tritt ferner diese Anpassung oder Ausbildung in den verschiedensten natürlichen Familien entgegen, wenn es auch unter ihnen eine Anzahl gibt, deren Mitglieder zum größten Teile als Kletterer zu bezeichnen sind, wenn wir Klettern und Winden als unter eine Kategorie fallend annehmen wollen. Wem kommt hier nicht die Sippe unserer Winden in das Gedächtnis, wer erinnert sich nicht der Gurken und Melonen wie der formenreichen Bohnen und Erbsen? Der eigentliche Botaniker vermag hier noch genaueren Aufschluß zu erteilen, ihm sind eine Reihe von Familien bekannt, welche, fremdländischen Ursprungs, in ihrer Heimat hauptsächlich klettern, ja, er kann Gattungen nennen, deren sämtliche Arten sich auf diese Weise auszeichnen, während das Gros der Verwandten in dieser Hinsicht nicht in Frage kommt. Wer staunt nicht, wenn ihm erzählt wird, daß ein Farnkraut diese Eigentümlichkeit aufweist, daß eine zu den Lilien gehörende Pflanze klimmt, während ihm andererseits wohl bekannt ist, daß der Hopfen windet und sein Vetter, der Hanf, an die Erde gebannt ist! Auch innerhalb der Gattungen selbst ist zuweilen diese Fähigkeit verschieden verteilt; so klettert die gemeine Waldrebe (Clematis alba L.) in bedeutendem Maße und rankt in Mitteldeutschland und südlich davon prachtvollerweise in buschigen Wäldern, während andere Sorten sich nicht vom Boden zu erheben vermögen und auf sich selbst angewiesen sind.

Umgekehrt finden wir auch wieder Familien, in denen uns keine Kletterpflanzen bekannt sind, und bei denen eine derartige Ausrüstung zum Teil auch nicht zu erwarten ist. So

Digitized by Google

treffen wir keine Klimmer bei den verschiedensten Wasserpflanzen, die Schmarotzerfamilien der Würger oder Orobanchen wie andere dieser Art liefern keine Vertreter, die Nadelhölzer fehlen in dieser Sammlung, die Schwertlilien sind hier nicht anzutreffen, die Näpfchenfrüchtler, zu denen Buche, Kastanie und Eiche gehören, ranken und klimmen niemals, die Apfelgewächse bleiben stets für sich, den Malven geht die Eigenschaft, sich auf andere zu stützen und sie gewissermaßen ihren Zwecken dienstbar zu machen, vollständig ab, und so ließe sich noch manche Familie nennen, deren Name freilich den geneigten Lesern bisher unbekannt sein dürfte. Weit merkwürdiger aber ist der Umstand, daß manche Klettervorrichtungen nur in einer Form in einer Familie vorkommen; so teilt uns Ludwig in seiner Biologie der Pflanzen mit, daß nur spreizklimmende Formen bei Cyperaceen oder den Riedgräsern, den eigentlichen Gräsern, den Palmen, den rosenähnlichen Gewächsen, den Verwandten des Schotenweiderichs und so weiter auftreten; nur Wurzelkletterer zeigen sich bei den Pandanaceen, welche in Indien wie den Inseln des stillen Ozeans zu Hause sind, aber in früheren Erdperioden auch in Europa vorkamen, wie fossile Funde beweisen — den Araceen, zu denen zum Beispiel die so vielfach kultivirte Calla gehört — den Orchideen, deren prachtvolle Blüten wohl jedem bekannt sind, und deren abenteuerliche Gestalten so mannigfach unsere Gewächshäuser zieren, aber auch in Wald und Flur in reichlicher Abwechslung bei uns gedeihen — den Pfefferpflanzen und so manchen anderen. Nur Winder im eigentlichen Sinne liefern die Magnolien, die Veilchen, die Aristolochien auch Osterluzei benamset oder als Pfeifenkopf und Pfeifenholz bekannt, die Glockenblumen, die Winden und so weiter. Nur auf Blattranker stoßen wir bei den Mohnsorten, den Verwandten der Gurke und Melone; Stengelranker sind den Leingewächsen eigentümlich, denen sich die Vitaceen, Verwandten der Verbenen und so weiter anschließen.

Bei einer Reihe von Familien wiederum haben wir Gelegenheit, die verschiedensten Arten von Klettervorrichtungen zu studiren; so enthält die weitverbreitete und große Sippe der Schmetterlingsblüher in ihren einzelnen Abteilungen eigentliche Winder, Zweigklimmer, Blattranker; die lilienartigen verfügen über Blattspitzenranker, Winder wie Spreizklimmer; die Polygalaceen oder Kreuzblumen gehören teils zu den Windern, teils zu den Zweigkletterern; die Kompositen oder Korbblütler winden zwar meist, soweit ihnen überhaupt diese Anpassung eigen ist, zeigen aber auch eine Gattung mit wickelähnlichen Ranken.

Als die niedrigste Stufe der Kletterpflanzen bezeichnet Ludwig die Spreizklimmer, welche einfach auf den Aesten der Stützpflanze ruhen und in weiterer Ausbildung Stacheln zum Festhalten besitzen oder Dornen ihr eigen nennen, auch Klimmhaare zu diesem Zwecke verwenden. Aus unserem Florengebiete sei der Hühnerbiß (Cucubalus baccifer L.) als passendes Beispiel herangezogen, dessen schwacher Stengel allein die Last der Pflanze nicht zu tragen im stande wäre, er ist deshalb darauf angewiesen, sich im Gebüsch der Ufer zu spreizen, er benützt die Sträucher als Halt, ohne ihnen sonst Schaden zuzufügen. Zu den bedornten Vertretern dieser Abteilung gehört der Teufelszwirn (Lycium barbarum L.), welcher aus Südeuropa stammt und ein Verwandter unseres Nachtschattens und somit der Kartoffel ist. Bestachelte Spreizklimmer sind nach Ludwig zum Beispiel Galium Aparine L., das kletternde Labkraut und der rauhe Meier (Asperula Aparine M. B.), welcher in feuchtem Gebüsch und an Flußufern bisweilen zu einer beträchtlichen Höhe emporklimmt. Noch näher dürften dem geneigten Leser die Kletterrosen bekannt sein, die Brombeeren bieten ein gutes Beispiel dar, deren mexikanische Verwandten freilich noch viel Bedeutenderes in dieser Hinsicht leisten. Die Bambusgräser der tropischen Wälder in ihrer starken Mannigfaltigkeit der Formen bilden eine ziemlich abgesonderte Gruppe der Spreizklimmer.

Als Wurzelkletterer haben wir bereits im Hingang dieser Skizze den Epheu genannt, dessen Wirken und Walten ja jedermann hinlänglich bekannt ist. Im großen und ganzen ist diese Ausbildungsform von der Natur nicht sehr beliebt worden, wir kennen nicht allzu viele Vertreter dieser Art von Anpassung. Aus unseren Gewächshäusern seien manche Feigenarten erwähnt, welche als Wurzelkletterer die Wände hinaufstreben und sie prachtvoll grün oder

Digitized by Google

bunt färben; die Reihe der von unseren Hausfrauen geschätzten Gewürze stellt hierzu die Vanille, welche in der heißen Region des östlichen Mexiko in feuchten, schattigen, warmen Wäldern zu Hause ist und dort hoch an den Baumstämmen emporklimmt, in unseren Treibhäusern aber nur schwache Anklänge hiervon merken läßt. Die umfangreiche Familie der Farnkräuter, welche alle Uebergänge von zarten, fast moosartigen Gestalten bis zu baumähnlichen Gestalten umfassen, und erst in der heißen Zone sich zu ihrer ganzen Pracht entwickeln, liefert ebenfalls manche Vertreter zu dieser Sippe.

Das eigentliche Winden stellt wohl die am meisten verbreitete Klettervorrichtung im Gegensatz zu der vorigen Gruppe dar und ist ja wohl auch im Groben so ziemlich bekannt. Es möge aber auf einige Einzelheiten hingewiesen werden, welche doch manchem Leser neu sein dürften. So bleiben zum Beispiel die ersten Internodien vielfach gerade und winden nicht; erst weiterhin kommt diese Erscheinung zur Geltung. Während einige Windepflanzen stets und unter allen Umständen, wenigstens so weit bisher unsere Kenntnis reicht, winden, tritt diese Lebensäußerung bei anderen zeitweilig auf, zeitweilig unterbleibt sie. Bei manchen Pflanzen hat man auch einen Grund für dieses verschiedene Verhalten entdeckt; so windet zum Beispiel die Schwalbenwurz nur bei üppigem Gedeihen in gutem Erdreich; ein magerer Boden, eine dadurch hervorgerufene kärgliche Ausbildung der Pflanze läßt ein Winden unterbleiben. Auf diese Weise erklärt sich auch ein Zwiespalt, welcher zuweilen die Gärtner und Botaniker narrt und äfft. So wurden aus Südafrika Samen einer Ipomoeaart gesandt mit dem Bemerken, dieselben stammten von Individuen, welche auf trockenem Boden wüchsen; von einem Winden war nicht die Rede, auch spätere Anfragen nach dieser Erscheinung ergaben das Fehlen derselben in der Heimat des Gewächses; in der Kultur nun rankten sich die Sämlinge bald und — man stand vor einem Rätsel, bis das soeben geschilderte Verhalten der Schwalbenwurz dieses Verhalten erklärte. Unser windenartiger Knöterich, welcher in Gebüschen überall lustig emporrankt, erhält diese Eigenschaft erst mit dem Eintritt der heißen Witterung und verliert sie mit dem Weichen des Sommers wieder; dabei sollen die Pflanzen um so eher mit Winden beginnen, je zeitiger sich wirkliche und dauernde Wärme einstellt.

Auch über die Zeit, mit welcher die Windungen von den einzelnen Pflanzen vollführt werden, hat man genaue Messungen angestellt, da eine große Verschiedenheit in dieser Hinsicht zu Tage tritt. Bisher hat sich der Zeitraum von gut einer Stunde als die stärkste Geschwindigkeit herausgestellt, mit welcher ein Umlauf vollführt wurde, dem als Gegensatz angereiht werden möge, daß zwei Tage von anderen dazu benötigt werden.

Merkwürdig ist ferner die Erscheinung, daß eine Reihe von Gewächsen konstant rechts windet, andere diese Bewegung nur nach links vollführen, während weitere Vertreter des Pflanzengeschlechtes bald diese Richtung bevorzugen, bald in jener sich drehen. Um einige Beispiele für diese Beobachtungen zu geben, so sind Linkswender die Arten von Phaseolus, von Ipomaea und der eigentlichen Winde, während der Jelängerjelieber stets die entgegengesetzte Richtung einschlägt und hierin von den Knöterichen unterstützt wird; selbstverständlich ließen sich diese Listen noch bedeutend erweitern und vervollkommnen, wie denn als Beispiel für bald Links- bald Rechtswinden das Bittersüß (Solanum Dulcamara L.) angeführt sei.

Die Rankenpflanzen müssen wir wohl als die höchste Anpassungsstufe hinstellen, sie, welche in den Lianen der Tropen eine so außerordentliche Mannigfaltigkeit entwickelt haben und die verschiedenartigsten rankenden Organe umfassen; hierher gehören jene Fadenranken, hier reihen sich die Uhrfederranken ein, hier gibt es Hakenranken und Zweigranken. Nach Schenk ist für die Rankenpflanzen die Reizbarkeit für andauernde Berührung mit dargebotenen Stützen das gemeinsame Merkmal, während Pfeffers Untersuchungen darthun, daß der Kontakt nur durch die Fortdauer von Stoßwirkungen zur Reizung führt. Die Reizbarkeit der Ranken nimmt nach der Spitze hin zu und erreicht ein hohes Maß. So berichtet uns Darwin von seinen minutiösen Beobachtungen, daß eine Passiflorarante inner-

Digitized by Google

halb fünfundzwanzig Sekunden nach einer Berührung mit einem dünnen Platindrahte bereits Krümmungen vollführte, während von anderer Seite festgestellt wurde, daß bei anderen, sagen wir äußerst nervösen Pflanzen, gar fünf Sekunden hinreichten, um dieselbe Erscheinung hervorzurufen. Manche Ranken rollen sich wie Spiralen zusammen, wie sie zum Beispiel an der Zaunrübe (Bryonia dioica Iqu.) prachtvoll beobachtet werden können; auch der Wein liefert passende Demonstrationsobjekte. Bei einigen Gewächsen, wir wollen nach Sachs den Erdrauch wie die kletternde Hohlwurz nennen, ist das ganze feinzerteilte Blatt für Berührung reizbar und im stande, seine einzelnen Teile um dünne Körper zu winden.

Wir haben es mit Blattkletterern zu thun und zwar in der Form der Blattspreitenklimmer; Blattstielklimmer liefern uns viele Arten von Tropaeolum, der Kapuzinerkresse, von Clematis. Als Blattspitzenklimmer bezeichnet Ludwig solche Pflanzen, bei denen der fehlende Stiel durch die verlängerte rankenartig ausgebildete Blattspitze der schmal linearischen oder lanzettlichen Blätter ersetzt wird; solche Gewächse finden wir bei manchen Verwandten unserer Kaiserkrone und anderen Exoten, während unsere Flora in dieser Abteilung nicht vertreten ist.

Blattranker sind merkwürdigerweise nur aus neun Familien bekannt, von denen freilich die Mehrzahl eine um so stärkere Beteiligung von Arten liefert. Am bekanntesten dürfte diese Erscheinung von den Wicken her sein, welche sie in besonders schöner Weise zeigen. Als besonders bemerkenswert wollen wir hier noch einige Formen von Bignoniaranken anführen, wobei diese Endranken die Form eines dreikralligen Vogelfußes nachahmen oder gar Haftscheiben an ihrem Kopfpunkt erzeugen, welche sie wohl befähigt machen, an Felswänden wie Stämmen mit glatter Rinde emporzuklimmen.

Die Cucurbitaceen stellen die höchstentwickelten Blattranker dar, diese Familie, aus welcher wir Gurken und Melonen bereits mehrfach zu nennen Gelegenheit hatten. Die raffinirtesten dieser Freibeuter scheiden sogar infolge des Kontaktreizes an der Berührungsstelle eine Flüssigkeit, eine Art Klebstoff, ab, um nur ja den gegebenen Halt nicht wieder zu verlieren und loslassen zu müssen.

Die Zweigklimmer sind mit wenigen Ausnahmen auf die Tropen beschränkt und gehören dort sämtlich zu den Sträuchern. Die Ausgangsform bilden normal beblätterte Seitenzweige, welche reizbar geworden sind, während bei weiterer Fortentwicklung dieser Eigenschaft diese letzteren ihre Belaubung ganz oder teilweise einbüßen oder auch nur rudimentär entwickeln. Von bekannteren Familien seien die Mimosen erwähnt, welche in verschiedenen echten Acaziaarten treffliche Beispiele liefern.

Auch von den Hakenkletterern ist es schwierig, dem geneigten Leser eine rechte Vorstellung zu machen, da wir es abermals nur mit ausländischen Pflanzenformen zu thun haben. Wir müssen uns damit begnügen, zu sagen, daß Ludwig die Kletterorgane dieser Sippe als reizbare, blattlose Stengelgebilde von Haken- oder Krallenform schildert, die nach Empfang einer Stütze sich stärker krümmen und bedeutendes Dickenwachstum erfahren.

Ein ähnlicher Fall tritt mit den Uhrfederranken ein, während uns bei den Fadenranken der wilde Wein zur Hilfe kommt, und der echte uns in der Mehrzahl ebenfalls bekannt sein dürfte. Die schraubenzieherartige Einrollung der Weinrebe ist höchst merkwürdig anzusehen, und die Vorsicht der Natur zu bewundern, mit welcher sie die Ranken nach der Befestigung verholzen läßt, um die Verbindung innig zu gestalten und die Auflösung zu erschweren.

Zuweilen erscheint es, als wenn ganze Pflanzen nur aus Ranken bestünden, wie zum Beispiel bei der Flachsseide, wo man den ganzen Stamm eher für eine Ranke als für einen schlingenden Stamm halten könnte, und doch haben wir es bei diesem Schmarotzer mit fadigen Stengeln zu thun, die sich mit Saugscheiben befestigen.

So ließe sich noch manche Einzelheit beibringen, und mancher Abschnitt breiter ausführen, doch dürfte das weitere Ausspinnen der Skizze nicht interessant genug für den Leser ausfallen. Wer sich genauer über diesen Gegenstand zu informiren wünscht, dem seien die

Digitized by Google

verschiedenen Lehr- und Handbücher der Botanik empfohlen, besonders aber Friedrich Ludwig, Lehrbuch der Biologie der Pflanzen, Stuttgart 1895, ein Werk, dem wir bei Abfassung dieser Zeilen in der Hauptsache gefolgt sind.

Dr. E. Roth.

Nautik.

Fluß-Seestraßen.

Die verdienstvolle Arbeit „Das Verkehrswesen" von Dr. van der Borght, Professor der Nationalökonomie an der königlichen technischen Hochschule zu Aachen, welche als 7. Band der ersten Abteilung des von Kuno Frankenstein herausgegebenen, groß angelegten „Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften" erschienen ist, hat eine ausgezeichnete Aufnahme bei der unabhängigen Kritik gefunden. Allgemein anerkannt werden die großen Vorzüge, welche das Werk vor den früheren Arbeiten auf diesem Gebiet besitzt, der praktische Blick, das gesunde Urteil des Verfassers und seine bemerkenswerte Unparteilichkeit.

Als vorzüglich insbesondere werden die Ausführungen des Werkes über die Wasserstraßen und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung gerühmt, welche hier zum erstenmal eingehend besprochen werden, gemäß der wachsenden Bedeutung dieses Verkehrsmittels. Die betreffenden Ausführungen sind mehrfach nach Form und Inhalt als „das Beste" bezeichnet worden, das wir bis jetzt auf diesem Gebiet des Verkehrswesen besitzen.

Unter solchen Umständen gewinnt das Urteil des Verfassers über die Fluß-Seestraßen (vorgeschobene Seestraßen) besonderes Interesse.

Welche Wichtigkeit Professor van der Borght denselben beimißt, geht daraus hervor, daß er das Streben nach vorgeschobenen Seestraßen (Fluß-Seestraßen) als eine der vier charakteristischen Richtungen der Arbeit des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet des Verkehrswesens bezeichnet. Fluß-Seestraßen, auf welchen Seeschiffe bis zu einem gewissen Tiefgang ungehindert verkehren, sind — um die wichtigsten Gesichtspunkte des Verfassers kurz zusammen zu fassen — nichts anderes als künstliche Verlängerungen der Meeresstraßen, um die Seefahrt, „das hervorragendste Werkzeug des Massenverkehrs der Kulturwelt", bis tief in das Binnenland vorzutreiben. Je ausgiebiger die mechanische Triebkraft, insbesondere die Dampfkraft, anwendbar ist, je größere Transportgefäße durch die Abmessungen des Verkehrsweges zugelassen werden, desto größere Massen können auf einmal bewegt werden, desto billiger wird die Fracht. Die Tragfähigkeit eines deutschen Eisenbahngüterwagens beträgt in der Regel 10 Tonnen, der Rhein-Seedampfer „Rhenania" besitzt eine solche von 1000 Tonnen, also hundertmal so viel, und kann demnach den Inhalt mehrerer Güterzüge in sich aufnehmen.

Kein Verkehrsmittel, nächst dem offenen Meer, gewährt die Möglichkeit der Massenbeförderung, verbunden mit Billigkeit der Beförderungskosten in ähnlicher Weise als die ins Land hineingeschobenen Fluß-Seestraßen. Mit der Vervollkommnung des Verkehrswesens aber werden die erzeugten Güter nicht nur billiger, sondern auch verkehrsfähiger, das heißt: sie können auf weitere Entfernungen versandt werden, ihr Absatzgebiet erweitert sich nach allen Richtungen hin.

Es kann hiernach nicht überraschen, daß Professor van der Borght, welcher durch neunjährige Thätigkeit als Handelskammersekretär in Aachen und Köln reiche Gelegenheit hatte, die mannigfachen Bedürfnisse des rheinisch-westfälischen Verkehrslebens aus nächster Nähe kennen zu lernen, insbesondere der Herstellung einer Fluß-Seestraße bis Köln dringend das Wort redet. Die gegenwärtige Tiefe des Rheins ist ungenügend und die freie Schiffahrt durch eine Anzahl fester Brücken behindert. Wenn trotzdem schon jetzt eine Anzahl, besonders für den Rhein erbauter Seedampfer bis Köln, „der ersten deutschen Stadt, welche sich durch aktiven Seehandel einen großen Namen in der Fremde gemacht hat",

Digitized by Google

verkehren und Köln der Ausgangspunkt einer Reihe regelmäßiger Dampferlinien nach London, Hull und den deutschen Nord- und Ostseehäfen, (Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin, Danzig, Königsberg) geworden ist, so zeigt diese Thatsache klar genug die wirtschaftliche Berechtigung und das dringende Bedürfnis nach vorgeschobenen Seestraßen.

Der bremische Staat hat, auf Anregung seines ausgezeichneten Oberbaudirektors Franzius mit einem Aufwand von 30 Millionen Mark das Fahrwasser der Unterweser auf 5 Meter vertieft und dadurch den Seeschiffen die Fahrt bis Bremen-Stadt ermöglicht; demnächst soll die Tiefe auf 6 Meter vergrößert werden.

Ein sehr bedeutsames Werk ähnlicher Art wurde Ende 1893 vollendet und Anfang 1894 dem Verkehr übergeben, nämlich der Manchester Schiffskanal, mittelst dessen die Seeschiffe in direkter Fahrt bis Manchester gelangen. Bisher hatte Manchester seine Rohstoffe (besonders Baumwolle) über Liverpool zu beziehen und seine Fabrikate von dort aus zu versenden. „Drei Eisenbahnen, ein Kanal und die Flüsse Irwell und Mersey", sagt der Verfasser, „vermitteln den Verkehr zwischen beiden Städten, und doch war das Bedürfnis nach einer direkten Seestraße zwischen Liverpool und Manchester so groß, daß man trotz außerordentlicher technischer Schwierigkeiten mit dem aus Privatmitteln zusammengebrachten Kapital von 160 Millionen Mark und einem Zuschuß der Stadt Manchester von 100 Millionen Mark in der Zeit von November 1887 bis 1893 das Werk vollendete." In den ersten drei Monaten von 1895 betrug der Verkehr 280 756 Tonnen, oder 100 671 Tonnen mehr als im gleichen Zeitraum des vorhergehenden Jahres.

Die Geschichte dieses Kanals zeigt, wie die gebieterische Notwendigkeit, eine Ermäßigung der Gestehungskosten herbeizuführen um konkurrenzfähig zu bleiben, alle Bedenken bezüglich der späteren Ertragsfähigkeit des Unternehmens überwand.

In Belgien, wo man die Notwendigkeit direkter Verbindungen mit dem Meer und ihren belebenden Einfluß auf Landwirtschaft, Handel und Gewerbe ebenfalls klar erkannt hat, ist die Herstellung von Seekanälen bis Brüssel, Mecheln und Löwen bereits beschlossene Sache. Demnächst werden also Seeschiffe über Belgien noch näher gegen die deutsche Grenze vordringen, und immer mehr den Verkehr vom Rhein ab nach den belgischen Städten hinziehen.

In Frankreich sucht Paris direkte Verbindung mit dem Meer und selbst in Italien wird für Rom eine solche mit dem Meer angestrebt, deren Kosten auf 200 Millionen Franken veranschlagt werden.

Wir sehen, wie gerade auf dem Gebiet des Wasserstraßenverkehrs, auf den in unserem Jahrhundert auch die Dampfkraft übertragen worden ist, überall ein ungemein reges Vorwärtsstreben zu Tage tritt. Große Aufgaben sind hier schon gelöst und größere noch harren ihrer Lösung. Das Bedürfnis nach vorgeschobenen Seestraßen ist zur Zeit so lebhaft und steigt so sehr, daß es sich über kurz oder lang Befriedigung verschaffen wird, sofern das in Frage kommende Projekt nur überhaupt technisch durchführbar ist. Wer derartige Projekte von vorneherein ablehnt, der verkennt die Eigenart des heutigen Verkehrsbedürfnisses. Auch hier gilt das treffliche Wort van der Borghts: „Aengstliche, bureaukratisch erstarrte Gemüter sehen allerdings mit gelindem Grausen auf die Thatsache, daß die Verkehrsbedürfnisse in allen Schichten des Volkes fortdauernd und sehr stark anschwellen, und suchen zurück zu halten und zu hemmen. Ihr Beginnen ist töricht und vergeblich, das Verkehrsbedürfnis des Volkes ist stärker als alle bureaukratische Vorsicht und wird alle solche Hindernisse niederreißen, wenn die richtige Zeit gekommen ist."

Köln am Rhein. Ludwig Franz Osterrieth.

Digitized by Google

Verkehrswesen.

Zustände auf neurussischen Eisenbahnen.

Aus Südrußland laufen fortgesetzt erregte Klagen über den Zustand der Eisenbahnen ein. Namentlich berichtet die Presse über vorgekommene Eisenbahnunfälle und Willkürlichkeiten der Eisenbahnbeamten, welche nicht für die rechtzeitige Abfertigung der Passagiere und Wagenzüge Sorge tragen. Hunderte von beladenen Güterwagen haben seiner Zeit wochenlang auf den Stationen gestanden und das Komite für die Bedürfnisse der Notleidenden in den Notstandsbezirken veranlaßt, sich an den General Annenkoff zu wenden, um den Transport des Getreides auf den transkaukasischen und den südlichen Bahnen in Ordnung zu bringen. Inzwischen hat der allgemeine Sturm der Entrüstung die Verabschiedung des Präsidenten der Verwaltung der russischen Staatsbahnen und seine Ersetzung durch den Fürsten Chilkoff zur Folge gehabt.

Bei der hohen Bedeutung, welche die Entwicklung und die Zustände auf den Eisenbahnen des heutigen Rußlands in wirtschaftlicher und politischer Richtung auch für uns besitzen, ist ein kurzer Einblick in die dortigen Verhältnisse gewiß nicht ohne allgemeineres Interesse. Da der Entwicklungsgang derselben für die Beurteilung der herrschenden Zustände wichtig ist, können wir nicht unterlassen, denselben kurz zu skizziren.

Die erste russische Eisenbahn, St. Petersburg– Sarjesko-Selo, wurde im Jahre 1837 eröffnet, fünf Jahre später der Bau der Nikolaibahn begonnen und 1851 zu Ende geführt. Es folgten die Wien—Warschauerbahn und andere Projekte, deren Ausführung sich aber Schwierigkeiten entgegenstellten, weil einerseits der Krimkrieg die Finanzkraft auf das äußerste geschwächt hatte, andererseits Mangel an geübten Technikern herrschte und die einheimische Industrie dem Bedürfnisse nicht entsprach. Es mußte daher die Hilfe des Auslandes in Anspruch genommen werden, und entschloß man sich sogar, um mancherlei Unregelmäßigkeiten aus dem Wege zu gehen, den Bahnbau fremden Gesellschaften zu übertragen, denen der Betrag der betreffenden Eisenbahnanleihen zur Verfügung gestellt wurde.

Auf diese Weise erhielt Rußland, das im Jahre 1868 erst 3925 Kilometer Eisenbahnen besessen, bis zum Jahre 1870 deren 11 243 Kilometer.

Eine besonders rege Thätigkeit wurde nach dem deutsch-französischen Kriege entfaltet. Alle Rücksichten auf die Finanzlage des Reiches wurden beiseite gesetzt und die Fortsetzung der Bahnbauten mit solcher Energie betrieben, daß Rußland schon im Jahre 1877 20 000 Kilometer Eisenbahnen besaß.

Der russisch-türkische Krieg deckte, namentlich im süd-westlichen Rußland, eine große Menge technischer Mängel auf. Die meisten dortigen Bahnen waren nur eingeleisig und gestatteten, infolge weiter Entfernung der Ausweichsstationen von einander, nur täglich zwölf Züge abzulassen. Aber auch diese geringe Leistung war nur unter der Bedingung erreichbar, daß alle sonstigen Bedingungen durch den Betrieb erfüllt wurden. Ein Fall, der selten zutraf, weil vor allen Dingen die meistens auf große Entfernungen aus den Thälern nach der auf den Höhen ziehenden Eisenbahntrace geführten Wasserleitungen nicht für den Bedarf genügten oder infolge klimatischer Einflüsse ganz versagten. Ferner hatten die russischen Bahnen des ganzen Reiches an und für sich zwar keinen Mangel an Betriebsmaterial, aber die ungeheueren Entfernungen und schwierigen Verkehrsverhältnisse erschwerten den Ausgleich zwischen den durch die Transporte weniger in Anspruch genommenen und den überlasteten Linien. Gleiche Hindernisse erwuchsen der schnellen Beförderung einerseits durch die lange Dauer der Rückfahrt der leeren Züge, andererseits durch Mangel an Energie, Erfahrung und Gewandtheit der höheren, an Zuverlässigkeit seitens der niederen Beamten, welche häufige Störungen des Verkehrs auf dem Bahnkörper veranlaßten. Endlich traten noch Schneestürme und andere klimatische Einflüsse hinzu, um die Transporte zu verzögern oder den Verkehr auf den Bahnen beziehungsweise mittelst der Telegraphen ganz zu unterbrechen.

Digitized by Google

Eine Heranziehung von rollendem Material aus dem Auslande ist aber wegen der abweichenden Spurweite schwierig.

Der Zustand, in welchem das rollende Material und das Betriebspersonal vieler Bahnen sich befand, wird durch die Thatsache illustrirt, daß, nach einem Aufsatz in Nro. 215 der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, während der Truppentransporte des Jahres 1877 (russisch-türkischer Krieg) nicht weniger als 289 Entgleisungen und 250 Zusammenstöße vorkamen, bei denen 281 Lokomotiven und 1422 Waggons beschädigt, 484 Menschen getötet und 958 schwer verletzt wurden.

In den Jahren 1882—1889 sind ferner nicht weniger als 9360 Menschen auf russischen Bahnen verunglückt, im Durchschnitt also jährlich 1340 Menschen, von denen etwa zwei Drittel verwundet, ein Drittel getötet worden sind. Der bauliche Zustand des Bahnkörpers und des rollenden Materials wie die Verwaltung verschulden diese Unglücksfälle wohl zu gleichen Teilen.

Charakteristisch für den Zustand des rollenden Materials, wohl auch für den mangelhaften Bau vieler Bahnen ist die Thatsache, daß wenige Wochen nach Eröffnung des Feldzuges auf einigen Linien 50 % der im ersten Gebrauchsjahre befindlichen Lokomotiven und etwa 90 % der Wagen umfassenden Reparaturen unterzogen werden mußten.

Nach Angabe der statistischen Abteilung des Ministeriums der Wegeverbindungen besaß das europäische Rußland im Jahre 1886 25417 Werst Eisenbahnen, von denen nur 3213 Werst Staatsbahnen waren, 21075 Werst sich im Betrieb von Privatgesellschaften befanden, 1119 Werst dem Großfürstentum Finnland angehörten.

Am 1. Januar 1891 befanden sich nach dem Archiv für Eisenbahnwesen 28997 Werst oder 30939 Kilometer im europäischen Rußland im Betrieb, gegenüber 42000 Kilometer in Deutschland. Allerdings sind gerade in den Jahren 1890 und 1891 bedeutende Aufwendungen für Neubauten, Legen von zweiten Geleisen und Anschaffungen von rollendem Material in Rußland gemacht worden, welche am 1. Januar 1891 noch nicht zur Geltung kommen konnten. Es waren dies im Budget beider Jahre 10 Millionen, beziehungsweise 14159506 Rubel für Neubauten, 19½ Millionen, beziehungsweise 17200000 Rubel für Legen zweiter Geleise und 7 Millionen, beziehungsweise 2595000 Rubel für Beschaffung von rollendem Material.

Berücksichtigt man, daß der Flächenraum Rußlands 5390000 Quadratkilometer beträgt, von denen etwa 1000000 Quadratkilometer, als in die arktische Zone fallend, nicht in Betracht kommen kann, so ergeben sich für die noch verbleibenden 4390000 Quadratkilometer nur 0,7 Kilometer Eisenbahnen auf je 100 Quadratkilometer Flächenraum, während in Deutschland auf die gleiche Fläche 7,7 Kilometer Eisenbahnen entfallen.

Infolge der vorerwähnten für die Jahre 1890 und 1891 höheren Orts befohlenen Maßnahmen werden indessen die wichtigeren von Osten nach Westen durchgehenden Linien bald vollständig zweigeleisig sein.

Den Bau ihrer Bahnen hat die russische Regierung bisher zum großen Teil fremden Gesellschaften mit bedeutender staatlicher Subvention übertragen, weil die ersten Versuche, selbst zu bauen, dem Staate so teuer geworden, daß er dieses Verfahren vorzog, um der Unzuverlässigkeit der eigenen Beamten zu entgehen. Die Erträge der zum großen Teil im Auslande aufgebrachten Anleihen wurden für diese Zwecke den Eisenbahngesellschaften nach Bedarf zur Verfügung gestellt, wie dies auch mit der seiner Zeit mißglückten Anleihe für den Bau eines zweiten Geleises auf der Eisenbahn Kiew—Kursk und Weiterführung derselben bis Woronesch beabsichtigt wurde.

Bei Anlage und Ausbau des Eisenbahnnetzes ist vorwiegend strategischen, weniger den kommerziellen und sonstigen Verkehrsrücksichten Rechnung getragen. Es ergibt sich daraus, daß bei allen Bahnen, wie ein Blick auf die Karte lehrt, die gerade Linie bevorzugt ist und nur verhältnismäßig wenige größere Orte berührt werden. Bei der großen Armut des Landes an größeren Ortschaften wird der Eisenbahnverkehr natürlich nachteilig dadurch beeinflußt. Eine weitere Folge ist die große Entfernung zwischen den einzelnen Stationen,

Digitized by Google

wodurch notgedrungen die Leistungsfähigkeit der zahlreichen eingeleisigen Bahnen beeinträchtigt werden muß. Oft liegen diese Stationen aber von den zugehörigen Ortschaften noch sehr weit ab und erst in neuerer Zeit hat man begonnen, die bei schlechtem Wetter für schwere Lasten nicht zu passirenden Zufuhrwege zu chaussiren. Ferner hat man, namentlich im militärischen Interesse, eine große Zahl von Ausweichgeleisen auf offener Strecke angelegt und dadurch eine beschleunigte Zugfolge — bis 16 täglich — angebahnt.

Ebenso wenig entspricht die Ausführung der Eisenbahnbauten weder den zu stellenden Anforderungen, noch das verwandte Baumaterial den dafür in Rechnung gestellten Geldbeträgen. Dammrutschungen und Einstürze sind nichts Seltenes und veranlassen häufige Verkehrsstörungen, welche in vielen Fällen auch auf mangelhafte Beschaffenheit des Oberbaues, Schwellen und Schienen zurückzuführen sind.

Immer noch ist die Zahl der zweigeleisigen Bahnen eine verhältnismäßig geringe, was wohl mit dem geringen Verkehr im Zusammenhange steht. Am Schlusse des Jahres 1889 waren, nach dem Archiv für Eisenbahnwesen, 26 544 Werst eingeleisig und nur 4200 Werst zweigeleisig, bei vielen Bahnen aber der Unterbau bereits für ein zweites Geleise eingerichtet. Daß im Laufe der letzten beiden Jahre viel in dieser Richtung geschehen ist und noch geschieht, haben wir bereits erwähnt. Vorzugsweise werden allerdings nur die Aufmarschlinien zur Südwestgrenze von dieser Maßregel betroffen.

Auch das rollende Material der russischen Bahnen befindet sich, sowohl der Zahl wie der Beschaffenheit nach, in keinem entsprechenden Zustande.

Im Jahre 1890 besaß Rußland auf 10 Kilometer Eisenbahnen nur 2,40 Lokomotiven, 2,60 Personenwagen und 51,40 Güterwagen, Deutschland auf dieselbe Strecke 3,27 Lokomotiven, 6,16 Personenwagen und 65,40 Güterwagen, obgleich geringere Entfernungen, günstigere Verkehrsverhältnisse und die Verstaatlichung und einheitliche Leitung der deutschen Eisenbahnen eine erhebliche Ersparnis an rollendem Material bedingen. Bei der ganz ungenügenden Entwicklung seiner Industrie war Rußland lange Zeit vom Auslande abhängig. Die schnelle Entwicklung seines Bahnnetzes, mit der die industrielle Thätigkeit, trotz des nicht zu leugnenden großen Aufschwunges, nicht gleichen Schritt halten konnte, vermehrte diese Schwierigkeiten und erschwerte die Durchführung der wiederholt erlassenen Befehle, wonach alle Staats- und später zu erbauenden Privatbahnen ihr rollendes Material aus inländischen Fabriken beziehen sollten. Am 1. Januar 1879 betrug das im Inlande beschaffte rollende Material doch immer nur erst 37 % des Gesamtbestandes an Lokomotiven, 34 % der Personen- und 58 % der Güterwagen. Ueber die Beschaffenheit derselben wird aber allgemein Klage geführt. Bei einigen Bahnen sollen sich schon im ersten Gebrauchsjahre 50 % aller Lokomotiven in großer Reparatur befunden haben, bei anderen war an eine ausgiebige Benutzung der Mehrzahl der Güterwagen nicht zu denken. Wenn bei ersteren möglicherweise auch die Art der Heizung nicht ohne Schuld sein mag, so können alle Vorkommnisse an den letzteren doch nur auf mangelhafte Anfertigung der Wagen selbst oder auf den Bahnbau beziehungsweise auf den Zustand des Oberbaus dieser letzteren zurückgeführt werden.

Nach dem Archiv für Eisenbahnwesen wurden im Jahre 1889 nur 60% mineralische Brennstoffe gegenüber 40% Holz zur Feuerung der Lokomotiven verwandt. Es macht sich indessen gegen das Vorjahr bereits eine Abnahme des Holzverbrauchs um 2 % bemerkbar, eine Erscheinung, welche wohl auf die Erschließung neuer Kohlenreviere innerhalb Rußlands zurückzuführen ist. In neuerer Zeit soll auf den kaukasischen und transkaspischen Bahnen in gleicher Weise wie auf den dortigen Dampfschiffen auch Naphtha als Heizmaterial Verwendung finden.

Mit Ausnahme der finnländischen Bahnen besaßen die 1892 im europäischen Rußland bestehenden 46 Bahnen — 13 Staats- und 33 Privatbahnen — im Jahre 1890 5804 Lokomotiven, 7678 Personenwagen und 141 898 Güterwagen, demnach ist ihre Zahl, wie die jüngst aus Rußland eingelaufenen Nachrichten über Verkehrsstockungen darzuthun scheinen, dem Warentransport nicht auf allen Linien gewachsen gewesen, oder, was das

Digitized by Google

Richtigere sein dürfte, die Verwaltung versteht respektive vermag den bestehenden Mängeln nicht durch schnelle Disposition über das auf anderen, weniger in Anspruch genommenen Strecken brach liegende rollende Material abzuhelfen.

Ein großer Teil der russischen Presse und die öffentliche Meinung messen der mangelhaften Verwaltung der Bahnen die Schuld an den meisten Vorkommnissen früherer und der neuesten Zeit zu und ist dies wohl die Veranlassung zur Verabschiedung des Generals Petroff wie der Ernennung des Obersten Chitkoff in seiner Stelle gewesen.

Die Gefahren, welche aus ähnlichen Vorkommnissen im Falle eines Krieges erwachsen konnten, haben die russische Regierung bewogen, sich für die Folge nicht allein einen größeren Einfluß auf die Privatbahnen sicher zu stellen, sondern schon im Frieden eine militärische Organisation des Eisenbahndienstes vorzubereiten, auf welche näher einzugehen hier nicht der Ort ist.

Im allgemeinen hatte der Entwicklungsgang der russischen Eisenbahnen zur Folge gehabt, daß die Verwaltungen derselben unter einander und mit der Regierung nur in sehr lockerem Zusammenhang standen, ja daß der Einfluß derselben oft gänzlich mangelte. Neben den schon berührten Vorkommnissen waren es die immer größer werdenden Opfer, welche die Privatbahnen vom Staat verlangten, wie die immer mehr zu Tage tretende Bedeutung der Eisenbahnen für die allgemeinen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Verhältnisse des Landes, welche die russische Regierung nötigten, seit etwa einem Jahrzehnt sich eine kräftigere Einwirkung auf die Eisenbahnen zu sichern.

Seitdem wurde, wo eine Verstaatlichung der Eisenbahnen nicht eintrat, eine mit der Zeit immer schärfer gewordene Kontrolle der gesamten Geschäftsführung der einzelnen Verwaltungen ausgeübt. In den oberen Verwaltungsbehörden der meisten Privatbahnen befinden sich jetzt Regierungsbeamte, welche diesen Körperschaften zur Ueberwachung ihrer Thätigkeit beigegeben sind und von den Beschlüssen derselben Kenntnis erhalten müssen. Auf den Strecken sind Regierungsinspektoren angestellt, welche die Ausführung des Betriebes und der Bauten zu überwachen und darauf zu achten haben, daß alle von der Regierung erlassenen Vorschriften genau beachtet werden. In finanzieller Hinsicht werden ferner die Privatbahnen nicht nur vom Finanzminister, sondern auch von der Reichskontrolle, dem Reichsrechnungshof, aufs schärfste überwacht.

Wenn dennoch Unregelmäßigkeiten vorkommen, so sind sie auf Zustände zurück zu führen, an denen alle russischen Verwaltungen in gleicher Weise kranken, das ist die Selbstsucht und Unzuverlässigkeit ihrer Beamten wie die Unfähigkeit des gesamten Personals.

Namentlich läßt die Qualität des letzteren, vom Stationschef bis zum Bahnwärter herab, viel zu wünschen übrig.

Die schnelle Entwicklung des Eisenbahnnetzes machte es fast unmöglich, in der eigenen, zum Teil auf sehr niederer Stufe der technischen Bildung stehenden Bevölkerung den nötigen Ersatz für das Betriebspersonal, namentlich Lokomotivführer, Maschinenmeister und so weiter, zu finden. Entweder mußte man sich mit nicht völlig geeigneten Persönlichkeiten begnügen, oder seine Zuflucht zu den ohnedies in größerer Zahl mit den fremdländischen Finanzleuten ins Land gekommenen nichtrussischen Beamten nehmen, wodurch sich die große Anzahl von Stationsbeamten, Maschinisten und so weiter fremder Nationalität, vorzugsweise Deutscher, erklärt.

Das Umsichgreifen panslavistischer Hetzereien, vielleicht auch die Erwägung, im Falle eines Krieges auf diese Leute nicht rechnen zu können, hat von seiten des Ministeriums der Wegeverbindungen seit einer Reihe von Jahren eine größere Zahl von Verfügungen gezeitigt, welche auf die Beseitigung dieser Leute zielen. Um dem dadurch entstehenden Personalmangel abzuhelfen, der um so fühlbarer wurde, je weiter das Schienennetz vergrößert wurde, ist seit dem Jahre 1884 eine ziemlich große Zahl von Eisenbahnschulen zur Ausbildung russischer Unterthanen für den Betriebsdienst gegründet. Sie waren früher Privatunternehmen der einzelnen Verwaltungen, sollen aber wegen ungenügender Lehrkräfte

Digitized by Google

und Mittel nicht immer befriedigt haben. Seit einigen Jahren sind sie infolge dessen dem Ministerium der Wegeverbindungen unterstellt worden.

Auf diese ungenügenden Leistungen der Eisenbahnschulen ist denn wohl auch die Maßregel zurück zu führen, daß man seit dem Vorjahre begonnen hat, das Zugführerpersonal der wichtigsten strategischen Eisenbahnen militärisch zu organisiren, indem man Reservisten der Eisenbahnbataillone in dasselbe einstellte. Im Zusammenhange hiermit steht auch eine andere Bestimmung, wonach alle im Eisenbahndienst angestellten Reserveoffiziere in Ausübung ihres Dienstes die Uniform zu tragen verpflichtet sind.

Trotz aller Neuerungen ist es indessen kaum wahrscheinlich, daß sie für die im Betriebe der russischen Eisenbahnen zu Tage getretenen Schäden so bald Abhilfe schaffen werden, weil letztere in der Korruption des russischen Beamtentums zu tief begründet sind, unter der das ganze Staatswesen zu leiden hat.

Literarische Berichte.

Ueber Krieg, Frieden und Kultur. Eine Umschau von Max Jähns. Berlin, Allgemein. Verein für deutsche Literatur.

Es ist durchaus keine Ueberschwenglichkeit, wenn ich sage, daß das vorliegende Werk der „Friedensbewegung" unserer Tage einen Grenzpfahl steckt. Man kann aus tiefster Ueberzeugung ein Friedensfreund sein und dennoch fast dem ganzen Inhalte des Jähnsschen Buches zustimmen und die Wahrheit seiner Ausführungen erkennen. Die Bestrebungen für den Frieden können sich ja nur in den natürlichen Schranken von Zeit und Raum bewegen, ein ewiger Weltfrieden aber ist eine in der Natur der Menschheit tief begründete Unmöglichkeit. Der Krieg ist eine Naturerscheinung, die mit elementarer Notwendigkeit sich heute da und morgen dort einfindet, und wer mit nüchternen Blicken die Geschichte der Menschheit prüft, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß große Kulturkreise ihren ideellen Boden durch den Kampf errungen haben, daß die segensreichen Arbeiten des Friedens stets und überall in den Errungenschaften der Kriege wurzeln. Der Friede ward stets erkämpft — gerade so im Leben der Völker wie in dem der Individuen. Der Kampf ums Recht ist der große Träger der Freiheit und des Glückes der Völker und der Menschen. „Ohne Krieg gäbe es keinen Frieden, keine aus dem Kampfe sich entbindende Eintracht." Wir sehen daher, daß Männer wie Bacon von Verulam, Thomas Hobbes, Proudhon, Arthur Schopenhauer, Rudolf Jhering, Holtzendorf u. a. die Notwendigkeit der Kriege vom Standpunkte des Naturrechtes lebhaft betonen. Andererseits freilich waren die Bewegungen für den Frieden schon gar zahlreich, und oft standen erleuchtete Geister in den Reihen der Friedensfreunde: die Schrecken des Krieges ziehen ja die Besten in diese Kreise — aber das Ziel der Friedensbestrebungen kann für den nüchternen Denker — wir wiederholen es — doch nur der Friede in den Grenzen von Zeit und Raum sein.

Der Verfasser bespricht in seinem reichhaltigen und überaus gründlichen Werke den Krieg nach jeder Richtung mit solcher Objektivität, seine Auffassung ist eine so überzeugende, so unbestreitbar, daß sie auch die moderne Friedensbewegung in jene Schranken einzudämmen geeignet und berufen erscheint, welche der unüberwindliche Schöpfungswille gesetzt hat: die Menschen und Völker sind verschieden erschaffen und ausgestaltet, damit sie nicht vegetiren und stillestehen, sondern leben, verkehren, auf einander stoßen und sich fortentwickeln.

Allem in dem Jähnsschen Buche kann man bedingungslos beistimmen, in der Frage der Abrüstung jedoch nicht. Der Verfasser hält auch die stehenden Heere, für eine Notwendigkeit. Schon der Umstand, daß es Kriege gab ohne stehende Heere, erlaubt die Folgerung, daß es auch Kriege ohne diese geben werde, und da wir auch lange Friedenszeiten ohne stehende Heere kennen, so wird wohl auch Friede ohne sie herrschen. Wenden wir aber unsern Blick aus der Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart, so sehen wir, daß das herrlichste Staatengebilde der Welt, die nordamerikanische Union, bereits eines langen Friedens genießt ohne stehendes Heer und daß sie ohne dasselbe einen großen und siegreichen Krieg geführt hat. Schroeder-Teichen.

Digitized by Google

Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Jena, G. Fischer.

Dem Buche, einem nachgelassenen Werke des vor zwei und einem halben Jahre verstorbenen Gelehrten hat Ernst Häckel das Geleitwort geschrieben. Dadurch ist die Richtung gekennzeichnet. Ein persönlicher Gott existirt für sie ebenso wenig wie ein Zweck in der Natur, der Darwinismus ist die endgiltige Weltanschauung, die eigentlich sittlichen Gefühle haben sich aus dem Egoismus entwickelt und finden ihren Maßstab in Nützlichkeit oder Schädlichkeit, die höchste sittliche Stufe wird erreicht durch den Glauben an die Unabänderlichkeit der Naturgesetze. Dem Referenten erscheint diese Weltanschauung weder als modern noch als wahrheitsgetreu, aber er gibt gern zu, daß in dem Büchlein eine ernst strebende und sympathische Persönlichkeit sich ausspricht und daß eine Anzahl von Zeitgenossen in den Vorträgen den formvollendeten Ausdruck ihrer Ueberzeugungen finden wird. M. D.

Nuove lettere inedite del conte Camillo di Cavour. Edite per Edmondo Mayor. Torino e Roma, L. Roux e Co.

Der italienische Staatsmann, dem wir bereits das anregende Buch „Crispi bei Bismarck" verdanken, Edmondo Mayor hat soeben dieses allen Verehrern hochwillkommene Werk herausgegeben. In einer Einleitung weist er den seither noch nicht veröffentlichten Briefen des Einigers Italiens ihre Bedeutung und Stellung in der großen Cavour-Literatur an, und zahlreiche Randbemerkungen unterrichten uns über die einzelnen Persönlichkeiten, deren Namen in dieser Briefsammlung vorkommen. Sehr dankenswert sind die Nachweise, die uns Herr Mayor über den ganzen gegenwärtigen Stand der Cavourschen Briefliteratur gibt. Dieselbe umfaßt mit den eben jetzt von Herrn Mayor veröffentlichten etwas mehr als 500 Briefen im ganzen 3000 Stücke, davon kommen allein etwa 1800 auf die bekannten trefflichen Veröffentlichungen von Luigi Chiala; inbegriffen ist der von Nicomede Bianchi herausgegebene Briefwechsel Cavours mit Jmanuele d'Azeglio, derjenige mit seinem vertrauten Freunde De La Rue, den Amadeo Bert dem Dunkel eines Privatarchives entzog, und der vom Grafen Nigra veröffentlichte Briefwechsel Cavours mit der Gräfin von Circourt. Mit den von Chiala, Bianchi, Bert herausgegebenen Briefen dürfte der nunmehr von Mayor vorgelegte Schatz so ziemlich alles erschöpfen, was Briefliches aus der Zeit vorliegt, da Cavour als Minister eines kleinen Staates seinen Aufschwung in die große europäische Politik nimmt. Der neue Briefwechsel umfaßt die Zeit vom 1. September 1853 bis zum 13. November 1857, und seine Wichtigkeit erhellt schon aus der einfachen Thatsache, daß sich darunter zahlreiche Briefe an den damaligen sardinischen Gesandten in Paris, Marchese di Villamarino, an den Gesandten in Berlin, Grafen de Launay, an den Gesandten in Konstantinopel, General Durando, und andere hervorragende Staatsmänner finden, mit denen Cavour die wichtigsten Angelegenheiten seines Landes und Europas erörtert. Wenn der jüngst verstorbene italienische Geschichtsschreiber Cesare Cantu gesagt hat, die Bücher seien die Nachahmung des Lebens, die Briefe das Leben selbst, so erscheint der große italienische Staatsmann in diesen seinen Briefen leibhaftig vor uns mit allen den Eigenschaften, die ihn auszeichneten, seinem kühnen, dem ersten Antriebe folgenden, edlen, aufrichtigen Wesen, dem scharfen, Vorurteilen unzugänglichen Verstande. Auch auf den von Herrn Mayor vorgelegten Briefwechsel läßt sich anwenden, was Graf Nigra über Cavours Briefe an Gräfin Circourt sagte: „Alle seine Eigenschaften, seine wunderbare Thätigkeit, sein Scharfsinn, sein Schwung, die Feinheit seines zugleich heiteren und nüchternen Geistes, der mit gleicher Leichtigkeit an die verschiedensten Themata rührt, die Klarheit des Denkens, sein unerschütterlicher Glaube an die Freiheit, sein glühender und weit überlegender Patriotismus, die Unabhängigkeit und Sicherheit seiner Urteile finden in diesen Briefen eine neue und echte Bestätigung."

Unter den hier vereinigten Briefen findet sich auch einer an Alexander Humboldt, „den berühmten Mann, der das Scepter der Wissenschaft in Deutschland, ja in Europa führt!" Cavour schreibt (27. Mai 1857) u. a. an Humboldt: „Ich will nicht länger zögern, meinen tiefgefühlten Dank auszudrücken für das Zeugnis von Sympathie und Achtung, das Sie mir gegeben. Das Urteil eines Mannes wie Sie ist der wertvollste Lohn, den ein Minister für seine Anstrengungen und Arbeiten erlangen kann. Als getreuer Ausleger der Gefühle meines Königs muß ich ganz auf ihn die Lobsprüche lenken, die Sie mir spenden. Wie ich, so wird er sehr erfreut darüber sein; denn der Name Alexander Humboldts ist in Piemont ebenso verehrt wie in Deutschland." W. L.

Novalis (Friedrich von Hardenberg). Eine biographische Charakteristik von Just. Bing. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Der Name Novalis-Hardenbergs, des frühverstorbenen Sängers der blauen Blume, wird in unseren Tagen mehr genannt, als die Persönlichkeit des Dichters und das Wesen seiner Dichtungen gekannt ist. Erst in neuerer Zeit hat man sich seiner Persönlichkeit wieder näher zugewandt, und es hat sich in dieser Hinsicht die Schubartsche Arbeit ein unbestreitbares Verdienst erworben. Ebenso sehr sind wir dem Verfasser des vorliegenden

Digitized by Google

Werkes zu Dank verpflichtet. Hat sich Schubart mehr mit des Dichters Lebensverhältnissen beschäftigt, so untersucht Justus Bing in erster Linie die Komposition seiner Werke und gibt uns ausführliche Auszüge aus denselben, um kunstvoll aus diesen die geistige Persönlichkeit des Dichters vor unserem Auge aufleben zu lassen. Besonders eingehend sind die „Hymnen an die Nacht“ und „Heinrich von Ofterdingen“ behandelt. Für das Verständnis der letzteren Dichtung hat Bing mehr gethan, als irgend einer vor ihm; seine Zergliederung dieses romantischen Monumentalwerks bietet uns völlig neue Aufschlüsse über den architektonischen Bau desselben dar. Wenn der Verfasser von einer allgemeinen Zeitschilderung absieht, läßt er dadurch nur den schönen Arbeiten von Hagen und Brandes, wie nicht minder der trefflichen Zeitcharakteristik Diltheys in dessen Schleiermacher-Biographie ihr Recht angedeihen. h.

Im Kerker vor und nach Christus. Schatten und Licht aus dem profanen und kirchlichen Rechtsleben vergangener Zeiten. In drei Büchern. Von F. A. Karl Krausz. Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr.

Das für die Rechtswissenschaft, die Kulturgeschichte und Archäologie gleich bedeutungsvolle Werk ist nach mehreren Richtungen hin von höchstem Interesse. Im Vordergrunde steht der Stoff der Arbeit an und für sich; er ist es, welcher dem Werke den Charakter der Originalität verleiht. Es hat vor Krausz niemand unternommen, den Einfluß des Christentums auf das Gefängniswesen wissenschaftlich klar zu stellen. In dieser Richtung füllt das vorliegende Werk speziell in der deutschen Rechtsliteratur jene Lücken aus, welche das Holtzendorff-Jagemannsche „Handbuch des Gefängniswesens“ und das Krohnesche „Handbuch der Gefängniskunde“ offen gelassen haben, in der internationalen Literatur stellt es eine völlig neue Erscheinung dar und dürfte zahlreiche Uebersetzungen erfahren.

Es behandelt in drei Büchern den umfangreichen Stoff in streng wissenschaftlicher Weise. Das erste Buch ist den Gefängnissen der Alten gewidmet. Hier vermissen wir das Gefängnis bei den Germanen, welches gerade in dem Plane dieses Werkes manch wichtige vergleichende Momente ergeben könnte. Diesem Mangel wird der Verfasser in einer neuen Auflage, welche mit Sicherheit zu erwarten ist, gewiß Rechnung tragen. Das zweite Buch behandelt „Die Gefangenen unter dem Christentum“, und das dritte „Die Gefängnisse der Kirche“ an der Hand eines reichen Quellenmaterials.

Während einerseits der Einfluß der Kirche auf das Gefängniswesen vom Standpunkte der Nächstenliebe sich lichtvoll gegen die Unbarmherzigkeit des Altertums abhebt, schildert der Verfasser mit voller Unparteilichkeit auch die fanatischen Verirrungen der staatlichen und kirchlichen Gewalten in Rücksicht auf das Inquisitionsgefängnis.

System, Behandlung und Quellenausnützung rufen unsere Bewunderung hervor. Der Verfasser, kein Rechtsgelehrter von Fach, dokumentirt sich dennoch als solchen, zudem als einen von solcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, daß der Stoff wohl keinen besseren Bearbeiter hätte finden können. In dieser Richtung tritt uns die große Bescheidenheit des geistlichen Verfassers gegenüber der unleugbaren Bedeutung seiner Arbeit fast unangenehm entgegen; denn wir können nicht zweifeln, daß sein ebenso mühevolles als gediegenes Werk bei ihm das subjektive Gefühl der Zufriedenheit und das Bewußtsein von dem Werte desselben erzeugt haben muß.

In unserer Rechtsliteratur wird das Werk einen hervorragenden und dauernden Platz einnehmen, und vielfache Anregungen zu neuen Arbeiten geben, aber auch zur fortschrittlichen Fortentwicklung des Gefängniswesens in positiver Beziehung dienen.

Schroeder-Teschen.

Tier-Ethik. Darstellung der sittlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Preisschrift von Ignaz Bregenzer. Bamberg, C. C. Buchner.

Den Anstoß zu dieser Arbeit hat ein vom Verband der Tierschutzvereine im Jahre 1888 erlassenes Preisausschreiben gegeben. Das Buch in seiner nunmehrigen, umfangreichen Gestalt umfaßt wohl alle Beziehungen, in denen das Tier zum Menschen steht: die praktischen, religiösen, moralischen, rechtlichen; gestreift wird auch das künstlerische Moment. Es hat somit bereits den Wert einer neuen und guten Problemstellung. Des ferneren gebietet der Verfasser über eine erstaunliche weitschichtige Literaturkenntnis und stellt etwaigen späteren Bearbeitern desselben Gegenstandes ein reichhaltiges Material zur Verfügung. Seine positiven Aufstellungen indessen unterliegen gerechten Bedenken, die an dieser Stelle freilich nicht entwickelt werden können. Wir bezweifeln sowohl die Stichhaltigkeit der allgemein-philosophischen Anschauung als auch die Nutzbarkeit mancher einzelnen Prinzipien. M. D.

Faust, Tragödie von Goethe. Für die Bühne in drei Abenden eingerichtet von A. Wilbrandt. Wien, Literarische Gesellschaft.

Adolf Wilbrandt hat nunmehr seine Bühnenbearbeitung von Goethes ganzer Faustdichtung auch in Buchform veröffentlicht. Als Faust in dieser Bearbeitung vor mehr als zehn Jahren im Wiener Burgtheater aufgeführt wurde, war der Erfolg groß und

Digitized by Google

nachhaltend. Es war der erste Versuch, beide Teile des Faust in zusammenhängender Darstellung zu geben; den ersten in einer noch niemals gewagten Vollständigkeit, den zweiten in einer Form, welche die Gewalt und Schönheit der Dichtung mit packender Wirkung zur Geltung brachte. Das neue vorliegende Buch wird kein geringeres Interesse erwecken, denn Wilbrandt hat die außerordentliche Arbeit in seiner doppelten Eigenschaft als Dichter und Dramaturg vollbracht. Es ist ihm gelungen, das zu erhalten, was der Bühne vorzugsweise gehört: die Handlung, das sinnliche Bild. Wilbrandt hat dabei keinen Bestandteil der Fabel ganz übergangen, sondern das Ganze in seinen wesentlichsten Zügen wiederzugeben gesucht, wobei er alles Unverständliche auszuscheiden bestrebt war. Den beibehaltenen Stellen ist große Sorgfalt gewidmet, mit den Worten ist auf das knappste gespart und jeder irgend überflüssige Vers gestrichen worden. Durch diese Bearbeitung ist unsere Nationaldichtung wirklich volkstümlich geworden, und darin liegt ihr großer Wert und ihre Bedeutung.

Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase. Von Richard Wahle. Wien, Wilhelm Braumüller.

Dieser kurze Abriß dient nicht einem geschichtlichen, sondern dem sachlichen Zwecke des Nachweises, daß alle Metaphysik — das ist die Spekulation über das Wesen des Daseins, des Werdens, der Gottheit, der Weltkräfte, über unser Erkennen selbst — sich vollkommen entwickelt und zum Abschluß gebracht hat. In einer an Hegel erinnernden Weise wird der Versuch gemacht, die Entwicklung der Philosophie aus verschiedener Stellungnahme des Denkens zu den Objekten zu begreifen. Daß es dabei an Gewaltsamkeiten und Wunderlichkeiten nicht fehlt, begreift sich. Aber die genaue Festlegung des Problemes und manche schöne Einzelheit in der Uebersicht über die griechische Philosophie sollen dem Verfasser als Verdienst angerechnet werden. Kenner des geschichtlichen Verlaufes werden aus seiner Arbeit fruchtbare Anregungen empfangen.

M. D.

Wir erhalten folgende Zeilen mit dem Ersuchen, dieselben in der „Deutschen Revue" zu veröffentlichen.

Die Redaktion.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Sie wünschen und erwarten von mir einen Aufsatz, welcher, auf persönliche Erinnerungen sich gründend, Kaiser Wilhelm I. zum Gegenstande haben sollte. Ich glaubte Ihnen um so eher damit dienen zu können, als mir bekannt war, daß sich im Generallandesarchiv zu Karlsruhe seit einigen Jahren ein Manuskript des verstorbenen Professors Plitt, des bekannten Theologen, befindet, welches die Erlebnisse desselben in Karlsruhe in den Jahren 1848—1849 zum Inhalte hat. Das Manuskript ist in vieler Hinsicht hochinteressant, Sie vermuten daher mit Recht, daß sich eine Veröffentlichung desselben in vollem Umfange für Ihre Zeitschrift besonders empfehlen würde.

Seit beiläufig Mitte Mai habe ich in zwei Gesuchen an das Großherzoglich Badische Staatsministerium um die Erlaubnis nachgesucht, das Manuskript benützen zu dürfen.

Es ist mir bis heute auf keines der beiden Gesuche eine Antwort zu teil geworden.

Ich bedaure daher, zur Zeit nicht in der Lage zu sein, Ihnen dienen zu können. Das wertvolle Manuskript, welches die Witwe Plitt durch Ueberlassung an das Generallandesarchiv der Forschung zugänglich gemacht zu haben meinte, scheint eben dadurch der Forschung verloren gegangen zu sein.

Karlsruhe, Juli 1895. Paul Ladewig.

Nachschrift.

Durch Schreiben d. d. 22. Juli teilt mir die Direktion des G. Badischen Generallandesarchivs, gez. von Weech, mit, daß mein Gesuch um Benützung des Manuskripts Plitt ablehnend beschieden worden sei. P. L.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Berlin in farbigen Naturaufnahmen von Otto Troitzsch. 20 Farbenlichtdrucke mit dreisprachigem Text. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5. —

Beyschlag, D. Willibald, Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama (H. Sudermann, G. Hauptmann) vom Standtpunkt der inneren Mission. Halle a. S., Eugen Strien.

Brasch, Dr. Moritz, Die Fakultäten-Frage und die Stellung der Philosophie an den deutschen Universitäten. Eine kritische Erörterung. Leipzig, E. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Detlef, Karl, Die geheimnisvolle Sängerin. Roman. Illustrirt von Rich. Blumenau. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3. —

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitkämpfern. Liefg. 1 (Vollständig in 40 Lieferungen à 40 Pfg.). Rathenow, Max Babenzien.

Huldigungsfahrt, Die, der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Herausgegeben vom Ausschuss der deutschen Studentenschaft. Berlin, Julius Becker. M. 1. —

Jeep, Dr. Ernst, Chaiot. Eine kritische Studie über die Schlachten bei Mollwitz und Hohenfriedberg. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. M. 1. —

Im Tann, Ew. und Math., Mehr Licht! Zeitgemäßes in Versen und Prosa. 1. Teil. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). M. 2. 50 Pfg.

Külpe, Oswald, Einleitung in die Philosophie. Leipzig, S. Hirzel.

Masson, Frédéric, et Guido Biagi, Napoléon inconnu. Papiers inédits (1786/1793). Accompagnés de Notes sur la jeunesse de Napoléon (1769/1793). 2 volumes. Paris, Paul Ollendorff. fr. 15. —

Marx, „Nietzsche-Kritik". Ein Beitrag zur Kulturbeleuchtung der Gegenwart. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 80 Pfg.

Monde moderne, le. Revue mensuelle illustrée. Août 1895. Paris, A. Quantin, éditeur.

Muret, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I (Englisch-deutsch). Liefg. 16. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1. 50 Pfg.

Nielsen, Dr. Yngvar, Der Vertrag von Moß vom 14. August 1814 und die schwedisch-norwegische Union. Autorisirte deutsche Ausgabe. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer. M. 2. —

Nigutini, G., und O. Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Zweite Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1 —

Roman, ein, vom Ersten Konsul, vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens. Deutsche autoris. Ausgabe. Kopenhagen, A. F. Host & Sohn.

Roderich, Albert, Künstlerfahrten. Humoresken. Illustrirt von C. Sellmer. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2. —

Schillers Maria Stuart. With an historical and critical Introduction & complete commentary etc. by A. C. Buchheim, Phil. Dr., F. C. P. (German classics, vol. XIII.) Oxford, at the Clarendon Press.

Schipper, Dr. J., Shakespeare und dessen Gegner, namentlich A. Morgan, Mrs. Pott und Donnelly. Münster i. W., Theissingsche Buchhandlung.

Schlösser, Rudolf, Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann. Bd. X.) Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. M. 7. —

Schwering, Dr. Julius, Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Neue Forschungen. Münster i. W., Coppenrathsche Buchhandlung.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Toms Stuga. Med öfver 100 original-illustrationer. Heft 1—7 (Vollständig in 20 Heften à 25 Öre). Göteborg, Torsten Hedlunds Förlag.

Weber, Dr. Max, Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. Akademische Antrittsrede. Freiburg i. Br. u. Leipzig, J. C. B. Mohr. 75 Pfg.

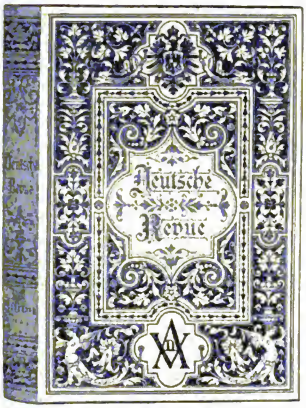
Zürner, Hugo, Frau Jutta. Ein neues lustig Spiel von Frau Jutten. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). M. 1. 50 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Original-Einband-Decken
zu
„Deutsche Revue".



Den geehrten Abonnenten
auf unsere
Deutsche Revue
empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unserer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten
Original-Einband-Decken
(nach nebenstehender Abbildung)
in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1895 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zum ersten und zweiten Band des Jahrgangs 1895, sowie diejenigen zum Jahrgang 1894 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,** ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Postabonnenten** wollen sich an die **nächstgelegene Buchhandlung** wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch **direkt** von der Verlagshandlung in **Stuttgart** geliefert.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues Illustrirtes Prachtwerk!

Lustiges aus'm Schwarzwald.

Mit einundzwanzig Illustrationen in fünffachem Farbendruck und zahlreichen farbigen Initialen und Schlußvignetten

von

Fritz Reiß.

Text von J. J. Hoffmann und H. Dömsch.

In Original-Einband Preis ℳ 10. —

Wie schon der Titel verrät, ist dem Künstler der Schwarzwälder vor allem eine lustige Person, ganz einerlei, ob Mann, ob Weib; und ob sie nun Bibiane oder Käthert, Frieder oder Paule, Schollenbauer oder Müllerlobis heißen, es sind in der That meistens komische Käuze, die wir hier kennen lernen. Aber sie treten nie aus dem Rahmen ihrer Umgebung freundartig hervor, sie sind alle Kinder der Natur- und Menschenwelt des Schwarzwaldes und ergötzen deshalb um so mehr. Das Werk ist nicht nur künstlerisch, sondern auch ethnographisch von größtem Wert; und jeder, ob er den Schwarzwald kennt oder nicht, wird sich in ihm nicht nur mit Lachen und Genuß, sondern auch mit Gewinn an Wissen und gegenständlicher Anschauung vertiefen.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung**, **Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Kurhaus Seewis (Schweiz). – Luftkurort
in den Graubündtner Alpen gelegen, in Folge seiner günstigen Lage sehr geeignet für Erholungsbedürftige, Standquartier für Touristen zu grösseren und kleineren Bergtouren. Billige Pensionspreise. Kurarzt. Prospekte. Bahnstation Seewis.
Felix Hitz z. Kurhaus.

Bad Wildungen. Die Hauptquellen: **Georg-Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden**, bei **Magen-** und **Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:
Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Gedichte von Georg Scherer.
Mit Illustrationen von P. Thumann.
4. verm. Aufl. In Origin.-Einband m. Goldschnitt. Preis ℳ 4 –
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In Redaktion
oder **Verlag** j. Schriftsteller, 27 Jahre alt, ev., Dr. phil., belletr. thätig, dauernde Stellung. Anfangs evtl. auch als Volontair. Off. sub. Ch. M. 351 D. an
Rudolf Mosse, Lausanne.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues photographisches, alpines Kunstwerk!

In unserem Verlage ist erschienen:

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor C. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format, davon 8 in vielfarbigem Aquarelldruck

von **M. Rommel & Co.** in **Stuttgart**, mit erläuterndem Text.

In künstlerisch ausgestatteter Mappe Preis 30 Mark.

Das Werk kann auch nach und nach in 4 Lieferungen zum Preise von à M. 6. 50. bezogen werden.

Die meisterhaften Reproduktionen dieser wunderbaren Hochgebirgs-Scenerien werden jedem Beschauer Stunden wahrhaft edlen Genusses gewähren. Sie können mit Recht bezeichnet werden **als ein vornehmes und zugleich billiges Bilderwerk für alle Natur- und Kunstliebhaber, speziell für Bergsteiger, Touristen und Freunde des Bergsports.**

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zwanzigster Jahrgang. — Vierter Band.
(Oktober bis Dezember 1895.)

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XX

(Oktober bis Dezember 1895).

Seite

Graf von Rouzaglia: Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten I. II. III. 1. 209. 353

Heinrich von Poschinger: Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik 1862—1878 I. II. III. 17. 167. 337

Dora Duncker: Sturm. Novelle 33

Carl Reinecke: Erinnerungen an Franz Liszt 58

Hauptmann Groß: Die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre mit Hilfe des Luftballons 62

Baronin von Zedlitz: Ein Besuch bei Alma Tadema 68

Georg Ebers: Die Ausgrabungen in Aegypten und die deutsche Aegyptologie 83

Joseph Langen: Die römische Frage 93

Prof. Dr. Ludwig Büchner: Am Sterbelager des Jahrhunderts III. . 101

J. H. van 't Hoff: Ein Blick in das neue chemisch-physikalische Forschungsgebiet 113

Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851 I. II. 129. 257

Friedrich Fürst Wrede: Georg der Geiger. Novelle 139

Jules Breton: Zwei kleine Plaudereien 183

Reinhold Werner: Was unserer Marine not thut 189

Louise von Kobell: Bei Eduard Grützner 198

E. Blanchard: Papageien und Affen 205

F. Zirkel: Das Experiment in der Geologie 222

Margareta von Poschinger: Wie Künstler lieben. Novelle 270

Gustav Freytag: „Soll und Haben" in der Blindenanstalt 307

Professor W. Manz: Der Lebenslauf des Auges 311

Digitized by Google

Seite
Hermine von Preuschen: Bei Francisco Pradilla 325
Einige Worte zur Hebung des Parlaments und des Volkswohls. Von einem Fraktionslosen 330
Ein Brief des Reichsgerichtsrats Dr. Mittelstädt an den Herausgeber der Deutschen Revue 335
Wird Frankreichs Kolonialpolitik Differenzen hervorrufen? 370

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstgeschichte.
E. Fitger: Hat die Politik Einfluß auf die Kunstentwicklung? 119
Philosophie.
Moritz Brasch: Schillers Jugendphilosophie 237
Jürgen Bona Meyer: Barthelemy St. Hilaires Biographie des Philosophen Victor Cousin 374
Staats- und Rechtswissenschaft.
Lothar Seuffert: Anerbenrecht 243

Kleine Revuen.

Theodor von Sosnosky: Literarische Revue 248
Literarische Berichte 124. 252. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128. 256

Digitized by Google

Zwanzigster Jahrgang — Oktober 1895 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Graf von Ronzaglia . .	Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten I.	1
Heinrich von Poschinger .	Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik 1862—1878 I.	17
Dora Duncker	Sturm. Novelle	33
Carl Reinecke	Erinnerungen an Franz Liszt	58
Hauptmann Groß . . .	Die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre mit Hilfe des Luftballons	62
Baronin von Zedlitz . .	Ein Besuch bei Alma Tadema	68
Georg Ebers	Die Ausgrabungen in Aegypten und die deutsche Aegyptologie .	83
Joseph Langen	Die römische Frage	93
Prof. Dr. Ludwig Büchner	Am Sterbelager des Jahrhunderts III.	101
J. D. van 't Hoff . . .	Ein Blick in das neue chemisch-physikalische Forschungsgebiet . .	113
Berichte aus allen Wissenschaften	. . . . .	119
Kunstgeschichte: **E. Fitger:** Hat die Politik Einfluß auf die Kunstentwicklung?		
Literarische Berichte	. . . . .	124
Geschieden. Roman von Sophie Junghans. — Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Von Elisabeth zu Putlitz. — Versuch einer praktischen Kritik der Lehre Spinozas. — Christoph Columbus. Von Johannes Fastenrath. — Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Von Berthold Litzmann. — Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes. Von Max Wolf. — Künstlerfahrten. Humoresken von Albert Roderich. — Die drei Musketiere. Von Alexander Dumas. — Marokko. Von Dr. Gustav Diercks. — Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. — Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. Von Georg Schweitzer. — Die Ethik des Stoikers Epiktet. Von Adolf Bonhöffer.		
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	. . . . .	128

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien

1895

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement

auf

Ueber Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

XXXVIII. Jahrgang. Oktober 1895 bis Oktober 1896.

Mit 1. Oktober hat ein neuer Jahrgang von „**Ueber Land und Meer**“ begonnen, welcher zugleich eine neue Aera unseres Weltblattes bedeuten und die besten Romane, die feinstgestimmten Novellen mit geistvollsten Aufsätzen bringen wird. Dieser neue, achtunddreißigste Jahrgang wurde eröffnet mit den Werken zweier unserer **berühmtesten Romandichter**:

Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Von **Paul Heyse** und **Maximum. Roman aus Monte Carlo.** Von **Ossip Schubin.**

An diese voll aus dem Leben der Gegenwart schöpfenden Erzählungen wird sich eine Novelle von **Rudolf Lindau** anschließen, dem genauen Kenner des Orients, der in seinem „**Hebildschi**“ gleichsam ein reizvolles Bild aus „Tausend und eine Nacht“ heraufführt, und mit seinem Roman „**Die Achenbacher**“ bietet **Anton von Perfall**, der Meister in der Schilderung oberbayrischen Volkslebens, eine kernige Dorfgeschichte.

Dann folgen Romane und Novellen aus der Feder unserer ersten deutschen Autoren wie

Fürst Friedrich Wrede: „Grenzen der Freundschaft“. Eine Waldgeschichte.

Gräfin Agnes von Klinckowstroem: „Verlorene Liebesmüh“. Sportroman.

C. Schrüder: „Kastengeist“. Eine lebensvolle und fesselnde Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse des englischen Hochadels.

Otto Elster: „Ein Mißverständnis“. Militärhumoreske.

Ernst Ludwig: „Die Gefahren des Reichtums“. Erzählung eines Gymnasialdirektors.

Eine besondere Pflege werden wir auch jener Abteilung unseres Weltblattes angedeihen lassen, die den

Tagesereignissen in Wort und Bild

folgt; nicht umsonst führt unser „Ueber Land und Meer“ den Titel: „Deutsche Illustrirte Zeitung“. Für die Damen bietet die illustrirte Rubrik „Unter uns“ vielseitige Anregung und Belehrung.

Der bildliche Teil, mit gewissenhafter Sorgfalt vorbereitet, wird jedem Liebhaber und Kenner durch seine hohe technische Vollendung Freude bereiten. Musterleistungen auf dem Gebiete des **Aquarell-Holzschnittes**, wie doppel- und einseitige Extra-Kunstbeilagen, Facsimile-Wiedergaben von Gemälden und aquarellirten Illustrationen inmitten des Textes bilden von jetzt an die unübertroffene Eigenart von „Ueber Land und Meer“, und so glauben wir, unserem eifrig verfolgten Ziele, „Ueber Land und Meer“ zum lesenswertesten und schönsten deutschen Familienblatt zu machen, Schritt um Schritt näher zu kommen.

Der achtunddreißigste Jahrgang von „**Ueber Land und Meer**“ (Oktober 1895/96) erscheint als

Groß-Folio-Ausgabe in Wochennummern von mindestens $2^1/_2$ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark 50 Pfennig durch den Buchhandel, oder 3 Mark 75 Pfennig durch die Post bezogen.

Groß-Folio-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von mindestens je 5 Bogen größtes Folio in neuem, meisterhaften, vielfarbigen Umschlag von Prof. N. Gysis (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 60 Pfennig pro Heft im Abonnement.

Bestellungen auf den achtunddreißigsten Jahrgang von „**Ueber Land und Meer**“ nehmen alle **Buchhandlungen, Journal-Expeditionen** und **Postämter** entgegen; letztere jedoch nur auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Digitized by Google

Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten.

Von

Graf von Ronzaglia.

Die Konversation und die Salons.

I.

Das diplomatische Leben bringt den regelmäßigen Besuch der Salons mit sich. Menschenkenntnis ist für den Diplomaten von höchster Wichtigkeit. Gesellschaftliches Leben ist daher an und für sich Erziehung. Lord Chesterfield hat geschrieben: „Die Weltkenntnis ist die wichtigste von allen". Dieselben Eigenschaften, die den vollendeten Mann von Welt machen, machen den guten Diplomaten: Takt, Maß, Ungezwungenheit, Geschmack — welche, recht verstanden, nichts weiter sind als Modalitäten des gesunden Menschenverstandes.

In der Gesellschaft vollenden die Jungen ihre Bildung; Männer von einem gewissen Alter erholen sich dort von der Arbeit und halten den Geist in Uebung durch eine Art intellektueller Gymnastik, welche die Ermüdung ausschließt. Alle Diplomaten, alte wie junge, können aus dem Salonleben Belehrung und Aufklärung schöpfen. Ein Diplomat muß sich indessen erinnern, daß er mehr in die Welt geht, um zu empfangen, als um selbst zu geben. Andere kennen zu lernen, ohne sich selbst aufzuschließen, das ist das Prinzip.

*

Die Konversation — der Austausch von Ideen, von Eindrücken, Bemerkungen und Empfindungen ist die genialste Zerstreuung, das am meisten abwechslungsreiche Vergnügen, die angenehmste Beschäftigung der geselligen Vereinigungen der großen Welt. „Das ist," sagte Chesterfield an anderer Stelle, „ein großes und vernünftiges Vergnügen in jedem Alter". Und so sagte der Doktor Samuel Johnson: „Ich werde niemals eingestehen, daß ich altere, so lange nichts in meiner Konversation sich ändert und sie gleich fruchtbar und abwechselnd bleibt."

Selbstverständlich handelt es sich nur um die Konversation, die dieses Namens würdig ist, um diejenige intelligenter, unterrichteter Leute von Geist. „Die Konversation der Ignoranten," schrieb Chesterfield an seinen Sohn, „ist im eigentlichen Sinne des Worts keine Konversation; sie gewährt ihnen kein Vergnügen; sie langweilen sich infolge ihrer eigenen Unfruchtbarkeit." Es ist ebenso

Digitized by Google

selbstverständlich, daß es eine Konversation zwischen Personen beider Geschlechter sein muß. Die Gegenwart von Frauen belebt den Geist, hält ihn in den rechten Grenzen und verhindert, daß die Konversation in Diskussion ausartet. „Keine Gesellschaft von Männern," sagt Sismondi irgendwo in seinen unedirten Briefen, „kommt der Gesellschaft der Frauen gleich." Sie suchte er immer wieder. „Die vollendete Mischung der feinsten Sprache, der vollendeten Eleganz in den Umgangsformen mit einer vielseitigen Bildung, die Lebhaftigkeit der Eindrücke, die Zartheit der Empfindungen sind nur dem weiblichen Geschlechte eigen." Aber die Konversation der Frauen unter sich wird leicht frivol, wie die der Männer unter sich zur Grobheit neigt. Die wahre Konversation verlangt die Vereinigung von Personen beider Geschlechter.

*

Jeder bringt die Beisteuer seines eigenen Geistes, seiner eigenen Kultur mit den Attributen, welche dem Alter, der Erfahrung, dem erworbenen Charakter eigen sind, in die Konversation. Der eine bringt seine Heiterkeit, der andere seinen Spott hinein; der Geist löst hier das maßvoll entschleierte Wissen ab, das feine und geflügelte Wort, das tiefgründige Aperçu.

Die Konversation zwischen Personen desselben geistigen Niveaus enthüllt vielleicht ebenso sehr den Wert eines Menschen als die Behandlung der Geschäfte. Sie kennzeichnet seinen Geschmack, seinen Scharfblick, seinen Takt, seine Kenntnisse, die Besonderheit seines Denkens und seiner Sprache, und jene souveräne Eigenschaft des Staatsmanns und Diplomaten, die Selbstbeherrschung.

*

Es ist leichter zu sagen, was man vermeiden muß, als genau anzugeben, was man zu thun hat, um im Lauf der Unterhaltung Erfolg zu haben.

„In der Konversation," hat ein Franzose von Geist aus der Zeit der Restauration, Herr de Jouy, gesagt, „ist der Austausch der Ideen frei und läßt kein Monopol zu." Bei der Feinheit, der Grazie und dem Takt der Wohlanständigkeit, welche jeder dort beobachtet und dank welcher die Konversation dahingleitet, ohne die Eigenliebe irgend jemandes zu verletzen, genießt jeder die gleichen Rechte; jeder kann sich des Wortes bemächtigen unter der Bedingung, daß er es nicht völlig an sich reißt. Es handelt sich nicht um einen Wettlauf einem bestimmten Ziele zu, um einen Angriff auf einen Punkt, um eine Operation, die ein ernstes Ergebnis erzielen will. Bacon hat gesagt: „Die Konversation ist keine Straße, die zu einem bestimmten Hause führt, sie ist ein Fußsteig, auf dem man nach Belieben zu seinem Vergnügen dahinspaziert." Sie ist, fügt Jouy hinzu, eine Promenade in einem köstlichen Park, auf dem ungeheuren Gebiet der menschlichen Ideen, wo man sich einander nähert oder einander vermeidet, wo man sich streitet, aber niemals verletzt. Eine Anekdote bietet sich dar, man erzählt sie; ein Citat liegt nahe, man führt es an; eine Erinnerung kommt jemand, er gibt sie zum besten. Man vermeidet die Längen, die Kommentare, die schweren und ernsten Reflexionen, die überflüssigen Episoden, die unnützen Wiederholungen.

Digitized by Google

Man überläßt es einem jeden, seine Bemerkung, seine Anekdote, seine Reflexion anzubringen. Man besteht nicht auf etwas, man wird nicht weitläufig, man verbeißt sich nicht in sein Sujet, man streitet nicht. „Der wahrhaft lieberale Gegenstand der Konversation," hat Frau von Staël geschrieben, „das sind die Ideen, die Thatsachen von allgemeinem Interesse." Das „Ich" kann deshalb in der Konversation mißliebig, wenn nicht sogar hassenswert sein.

*

Die Konversation muß abwechselnd sein, aber in den allgemeinen Linien sich dem Milieu anschließen. Man plaudert anders bei Ninon als bei Madame de Sévigné. Eine mehr intellektuelle oder gelehrte Gesellschaft wird eine höhere Konversation erzeugen; ein leichterer Kreis wird mehr Esprit als Tiefe wünschen.

*

Es gibt Grenzen, welche die Konversation niemals überspringen darf; das sind die des guten Geschmacks. Lord Chesterfield tadelte Robert Walpole wegen seines coarse strong wit, dessen er sich für einen Mann in seiner Stellung viel zu frei bediene. Zu viel Kraft in der Idee oder im Ausdruck ist ein Fehler; es ist eine verletzende und grelle Farbe in einem Genre, welches besonders die Harmonie der Nuancen und der Halbtinten verlangt. Ebenso darf die Konversation sich niemals bis zu Gegenständen erniedrigen, welche die Dezenz, die Scham und das Zartgefühl derjenigen verletzen könnten, die daran teilnehmen. Jeder muß eine strenge Kritik üben, eine Vorzensur an dem, was er zu sagen hat. Im andern Fall, wenn man das Lächeln oder das Lachen zu provociren sucht, läuft man Gefahr, ein Schweigen oder eine Verlegenheit der Mißbilligung hervorzurufen, die schlimmste Lektion, die ein Causeur im Salon sich zuziehen kann.

*

Nicht alle Epochen sind gleich prüde und gleich streng gewesen. Selbst in sehr glänzenden Jahrhunderten waren die Sitten weit davon entfernt, ebenso geläutert zu sein wie die unseren. Saint-Simon, Dangeau berichten Thatsachen, die sich unter den Augen der größten Herren von Frankreich und Navarra zutrugen, die in unseren Tagen ein Portier von Batignolles in seiner Loge nicht dulden würde. Die Sprache und die Konversation mußten entsprechend sein. Unsere Vorfahren aus dem siebenzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert, selbst unsere Großmütter aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts machten sich nichts daraus, rohe Ausdrücke zu gebrauchen. Man erinnert sich des Namens, der nach der Geburt des Herzogs von Bordeaux (des zukünftigen Grafen von Chambord), im Jahre 1820, dem Dauphin zu Ehren vom Hofe und der Stadt einer zarten Farbe gegeben wurde. Ein etwas lebhaftes Rosa hatte den Namen eines Körperteils der „nymphe émue" erhalten, den ein Anglosachse schwerlich vor Damen aussprechen würde.

In der Epoche, in welcher der Abbé Delille glatte Gedichte reimte, die voll von lächerlichen Umschreibungen sind, aus Furcht, ein bezeichnendes aber

Digitized by Google

unpoetisches Wort zu gebrauchen, bedienten die großen Damen sich gern des richtigen Ausdrucks, selbst wenn er wenig dezent war, und spendeten einem geistreichen Wort ihren Beifall, selbst wenn es gewagt war. „Man wird ihm eine Ministerseele einspritzen," sagte der Abbé von Broglie vom Kanzler d'Aguesseau; und auf einmal war er ein Mann von Geist. Der Graf von Cobenzl, der mit seiner hohen Abkunft die Gewohnheit der Höfe vereinigte, scheute sich nicht, vor den Damen, die aus vollem Halse lachten, ein Abenteuer zu erzählen, das gemein genug war.

*

Der Graf von Erfeuil bekannte, daß man alles sagen könne, „vorausgesetzt, daß es mit Anmut geschehe", und daß „die Unhöflichkeit in der Form und nicht im Stoffe liege". Frau von Staël sprach durch den Mund dieser Persönlichkeit. Es ist besser, zu sagen, daß niemals weder der Inhalt noch die Form die Schicklichkeit verletzen dürfen.

Zuweilen trägt die drollige Seite eines Einfalls oder einer Erzählung über das hinweg, was derselbe Einfall oder dieselbe Erzählung Häßliches, Unedles oder Indezentes an sich hat. So muß es bei dem Fall des Grafen Cobenzl gewesen sein. Nichts entschuldigt dagegen den Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, als er über den Marschall Bosquet, dessen Gesundheit zu wünschen übrig ließ, zu einer sehr gütigen Königin, bei der er die Ehre hatte, Gesandter zu sein, folgendes äußerte: „Es ist nicht der Krieg, der ihn in diesen Zustand gebracht hat, sondern eine ‚cuisse folle' und das sagt alles."

*

Jeder trägt das zur Unterhaltung bei, was er geben kann. Sehen wir uns um unter den Bekanntschaften einer schöngeistigen Plaudertasche, der Freundin Horace Walpoles, der Marquise du Deffand. Frau von Verdelin, welche die Frau Marschall von Luxemburg häufig besuchte, lieferte ausgezeichnete, aber langweilige moralische Maximen; Frau von Houdetot, die Jean Jacques Rousseau eine romantische Neigung einflößte, zeichnete sich aus durch gelehrte Abhandlungen, Frau von Montigny-Trudaine durch feine Bemerkungen. Ueber Frau von Villeroy sagte die Marquise du Deffand: „Sie ist der personifizirte Lärm!"

Jeder bringt auch seine Fehler mit. In demselben Kreise war die Fürstin von Beauvau von „einer unerträglichen Anzüglichkeit"; der Fürst „von einer blinden Unterwürfigkeit"; der Erzbischof von Toulouse, der Großneffe der Marquise, hatte „Lebhaftigkeit und Dreistheit"; Herr von Pontdeveyle suchte nur, sich dort zu zerstreuen und zu amüsiren.

*

Man kann durch die Konversation eine Macht, einen gefährlichen Einfluß ausüben.

Die Fronde ist ebenso sehr durch die Konversation als durch Libelle und Lieder gemacht worden.

Digitized by Google

Die Opposition unter Napoleon I. gab sich nur durch die Unterhaltungen des Faubourg Saint-Germain kund, aber die Vorsätze, die man dort faßte — in den alten Salons, die den Profanen verschlossen waren — verhinderten den Meister am Einschlafen und störten seine Träume. Man hat behauptet, daß mehr durch die Konversation als durch die Bücher die große philosophische und politische Bewegung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervorgerufen worden sei.

*

Die Konversation verlangt Freiheit. Sie kann nur existiren in Ländern, die, wenn nicht durch ihre Institutionen, wenigstens durch die Richtung des Geistes frei sind. In Frankreich hat die Konversation unter der Fronde geblüht; unter der langen Herrschaft Ludwigs XIV. schwieg man; man begann wieder zu plaudern unter derjenigen der Philosophen und beim Herannahen der Revolution. Unter dem Schrecken trat Schweigen ein, und mit dem Direktorium begann man wieder sich zu unterhalten. Man verstummte aufs neue unter dem Kaiserreich, ausgenommen das Quartier Saint-Germain und Schloß Coppet. Man hat geplaudert unter der Restauration, dank der liberalen Opposition und ein wenig dank der Charte. Man hat geplaudert unter Louis Philipp — etwas doktrinär. Weniger plauderte man unter dem zweiten Kaiserreich und in einer mehr frivolen Art.

*

Die Konversation, der Gebrauch und die Kunst der Konversation sind in politischen und diplomatischen Angelegenheiten von großem Nutzen. Dank der Konversation kann man in den Geist eines andern und in seine Gedanken eindringen, ohne sich selbst aufzuschließen oder mehr zu verraten, als man verraten will. Durch die Konversation gewinnt man die Geister, verführt man, schmeichelt man und nimmt man gefangen.

Frau von Staël, die nach ihrer Gewohnheit übertreibt, konnte schreiben: „Der Geist der Konversation hat ganz besonders bei den Franzosen den ernsteren Geist der politischen Geschäfte entwickelt. Es gibt keinen fremden Gesandten, der in diesem Genre mit ihnen streiten könnte, wofern er nicht, indem er allen Anspruch auf Feinheit beiseite läßt, gerade auf sein Ziel losgeht, wie derjenige, der sich schlägt, ohne fechten zu können."

*

Das goldene Zeitalter der italienischen Diplomatie ist das Jahrhundert des Macchiavell und Guiciardini gewesen. Ein großer moderner Geschichtsschreiber, Pasquale Villari, hat gesagt, daß in dieser Epoche „jeder Italiener ein Redner war."

*

Viele Leute, Diplomaten, Männer und Frauen der großen Welt, verdanken ihre Erfolge und verdanken den Ruf, welcher ihnen nach ihrem Tode geblieben ist, ihrem Konversationstalent. La Rosière preist den Geist Friedrichs de la Tour, eines Diplomaten Savoyens, der „mit Leichtigkeit und angenehm sprach"

Digitized by Google

und „sehr anregend in der Unterhaltung“ war. Die Frau Marschall von Luxemburg, die Fürstin von Beauvau, die Herzogin von Choiseul, die Gräfin von Boufflers, die Herzogin von Lauzun, die Frau Marschall von Mirepoix haben niemals eine Zeile geschrieben, die bleibend sein sollte. Sie haben angenehm geplaudert, und ihr Name ist geblieben. Der glänzende Marquis von Segur, der elegante Saint-Lambert, der Herzog von Maurepas mit seinen unvorhergesehenen Einfällen, der Baron von Gleichen, der Graf von Fuentes, der Baron von Creutz, der charmante Marquis von Mora und viele andere Persönlichkeiten der kosmopolitischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts sind ebenso sehr und mehr durch Konversationstalent bekannt als durch ihre anderen Verdienste.

„Der Marquis wird die nächste Woche kommen; wir werden Bonbon haben,“ schrieb Friedrich II. als Kronprinz von Preußen. Der Marquis war Herr de la Chétardie, das Bonbon ein geistvolles Geplauder, gespickt mit Anekdoten und häufig — zu häufig — gewürzt mit pikanten Indiskretionen.

*

Habe Geist, aber zeige nicht zu viel davon; lasse ihn ahnen! Man kann sagen: „Zu viel Geist, das heißt nicht genug!“

Der Geist muß natürlich sein: Die Sucht nach Geist ist schlimmer als die Pedanterie. Ein Zug von Naivität ist tausendmal mehr wert als ein Zug des Geistes, der Gesuchtheit verrät. „Der Geist, den man haben will, schädigt den, welchen man hat.“

Man hat behauptet, daß der Fürst Metternich mehr Geist als Talleyrand hatte, weil er ihn weniger zeigte.

In einem berühmten Roman, der fast Geschichte ist, sagte eine Frau von Erfahrung zu ihrem Neffen, in welchem sie einen zukünftigen Mazarin sah: „Wenn Dir ein glänzendes Argument, eine schlagende Entgegnung einfällt, welche den Lauf der Unterhaltung ändert, so gib der Versuchung, Dich zu zeigen, nicht nach; bewahre Schweigen. Die Leute, die begreifen, werden Deinen Geist in Deinen Augen sehen. Du wirst Zeit haben, Dich geistreich zu zeigen, wenn Du Bischof bist.“

In seinen Anfängen verdankte Talleyrand seinen Ruf als Mann von Geist seiner Art, kalt zu sein, und seiner scheinbaren Zurückhaltung.

*

Die Zurückhaltung steht besonders den Jungen, deren Fehler es häufig ist, glänzen zu wollen.

Der Marquis von San Marzano, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Sardinien, lobte (1821) mit folgenden Worten den jungen Grafen Cäsar Alfieri bei seinem Eintritt in die Diplomatie: „Ich habe ihn sehr unterrichtet gefunden, völlig auf dem Laufenden und voll Interesse für alles, was das Wesentliche ist. Er hat ein gesundes Urteil, ausgezeichnete Grundsätze, er drückt sich sehr gut mit Ernst aus; und obgleich er alle seine Vorzüge fühlt, ist er sehr diskret und tritt sehr maßvoll und selbst mit Bescheidenheit auf, was

Digitized by Google

ihn sehr geschätzt und beliebt selbst in der Gesellschaft solcher Personen macht, die durch ihr Alter und durch ihre Stellung veranlaßt wären, ihm keine Aufmerksamkeit zu schenken, wenn er sich nicht durch die eben genannten Eigenschaften auszeichnete oder wenn er die entgegengesetzten hätte." Dieser junge Mann von zweiundzwanzig Jahren wurde von dem Fürsten von Metternich sehr gut aufgenommen, der damals auf der Höhe seiner Macht stand. Auf dem Kongreß von Laibach lud ihn der Graf von Bernsdorff in den Kreis seiner Vertrauten ein.

*

Man muß ebenso gut, wenn nicht besser, zu schweigen als zu reden wissen. Man hat von der Diplomatie gesagt, daß sie das Schweigen zur Höhe eines Prinzips erhoben hat.

Es ist keineswegs wahr, daß das Schweigen der Geist der Dummen sei. Es gibt ein sehr beredtes und inhaltreiches Schweigen. Man kann schweigen aus Einfalt; aber der einfältige Mensch, der schweigt, ist weniger dumm, als man glaubt; und man kann auch schweigen aus Klugheit, aus Diskretion, aus Zurückhaltung, und dies Schweigen ist sozusagen auch ein Genre von Geist oder ein Beweis von Geist. Man kennt die Anekdoten von dem armen Mönch, den Boileau und Racine, als sie sich eines Tages über hohe philosophische Fragen stritten, als Richter über ihre Argumente anriefen, und der, da er nichts davon verstand, sich damit begnügte, Schweigen zu bewahren. Die beiden hielten ihn lange Zeit für einen hervorragenden Theologen. Hätte er den Mund geöffnet, wäre seine Unwissenheit offenbar geworden.

Es gibt, das ist sicher, ein Genre von Schweigen, das über den Mangel einer Idee oder über thatsächliche Unwissenheit täuscht; es gibt ein anderes, das Klugheit und Zurückhaltung beweist; das ist das, welches die Fürsten, die Staatsmänner, die Diplomaten, zu bewahren verstehen müssen. Es ist das Schweigen, welches Konstantin Nigra während eines gewissen Diners (2. August 1860) bei dem Prinzen Napoleon bewahrte. An demselben nahmen viele Gäste teil und unter diesen Franzosen, deren günstige Gesinnung für die italienische Sache zweifelhaft war. Der Marquis Pepoli, einer der Tischgenossen, ließ sich dazu hinreißen, über die Zukunft seines Landes zu sprechen, indem er in kurzer Frist schwere Verwicklungen, ein Wiedererwachen des Partikularismus und den Triumph des Föderalismus voraussagte und erklärte, daß es, um Italien zu einigen, der Diktatur bedürfe. Die Italiener seien augenblicklich nur infolge der Anwesenheit der Oesterreicher in der Lombardei geeinigt. Wären diese einmal fort, so würde „der große Zusammenbruch" nicht auf sich warten lassen. Was that Nigra während dieses unverschämten Geschwätzes, das er vielleicht hätte widerlegen sollen? „Ich bemerkte, daß Nigra, während Pepoli sprach, nicht nur Schweigen bewahrte, sondern kein Zeichen der Billigung oder Mißbilligung gab."

*

Beweisen wir noch durch andere Beispiele, daß das Schweigen kein Beweis von Dummheit ist.

Digitized by Google

Der große Corneille entbehrte des Salzes in der Unterhaltung, und da er dies wußte, sprach er wenig. Descartes war schweigsam, Addison auch. Der letztere verglich sich mit einem Bankier, der sein Vermögen zu Hause gelassen hat und es nicht bei sich trägt. Es ist bekannt, daß Nicole vom Port-Royal der Geist der Entgegnung fehlte. Er sagte von einem solchen: „Er schlägt mich im Hause, sobald er aber auf der Treppe ist, so schlage ich ihn meinerseits!" Thomas behauptete, seinen Geist in Barren und nicht in kleiner Münze zu besitzen. Jefferson schrieb von Georg Washington: „Although in the circle of his friends, when he might be unreserved with savety, he took a free shave in conversation, his colloquial talents were not above mediocrity, possessing neither copiousness of ideas, nor fluency of words." Lord Brougham war in Gesellschaft oft schweigsam. Disraeli hatte folgende Maxime: „Mediocrity can talk; but it is for genius to observe."

Es gibt ein geistvolles Schweigen ebenso wie ein albernes Reden.

*

Besonders wenn der Geist verwirrt und die Seele durch irgend eine Leidenschaft heftig bewegt wird, ist Schweigen notwendig. Dann tritt ein Augenblick von ungeheurer Wichtigkeit ein, sagt Lady Fullerton, jene Sekunde, während welcher die ungestüme Bewegung des Herzens oder die schnell wechselnden Vorstellungen des Geistes sich in Worte umsetzen und ein äußeres Leben annehmen; jene Sekunde, während welcher einige entschlossen die Schranke ihrer Lippen vor dem Fluß der Rede zu schließen wissen und ihn zurückdrängen! Welche ungeheure Macht, sich so beherrschen zu können! Wie viele Entschlüsse sind gefaßt, wie viele Siege sind während dieser Pause, in welcher die Lippen versiegelt blieben, davongetragen worden! Diejenigen, welche unter dem Stachel des Schmerzes, des Zornes oder der Leidenschaft sich im Zügel zu halten wissen, welche ihrer Seele Zeit lassen können, sich zu meistern, sind die Mächtigen dieser Welt. Sie sind es zum Guten und zum Schlechten, je nachdem ihre Kraft dazu gedient hat, ihre Leidenschaft zu besiegen oder nur sie zu fesseln, damit sie sich ihr später mit einer um so verderblicheren und sichereren Wirkung überlassen.

*

Das Geheimnis des Diplomaten, besonders wenn er einen Zweck verfolgt, besteht darin, wie gesagt, den andern in der Konversation dahin zu bringen, sich aufzuschließen, ohne sich selbst zu verraten.

Zuweilen finden die Geschicktesten in dieser Hinsicht ihren Meister.

Herr von Beust wollte Herrn von Brunnow, der ihn nicht gern hatte, zum Reden bringen. Der „alte Fuchs" ließ sich nicht fangen. „Obgleich er eine beklagenswerte Neigung zum Schwätzen hatte, so übertrieb er häufig die diplomatische Zurückhaltung." Als Beust ihn, gelegentlich der Heirat des Herzogs von Edinburg und der Großfürstin Maria, um genaue Auskunft über diese Neuigkeit bat, welche man eben veröffentlichte, antwortete Brunnow: „Vor Ihnen, mein lieber Kollege, habe ich keine Geheimnisse, aber ich spreche niemals über Familienangelegenheiten."

Digitized by Google

Der Graf Schuwaloff, der Nachfolger des Baron Brunnow in London, besuchte den letzteren in Darmstadt, wohin er sich zurückgezogen hatte.

„Hören Sie," sagte der Graf, „Sie kennen ja England; können Sie mir sagen, was für ein Mann Lord Derby ist?"

„Lord Derby," antwortete Brunnow, „ist ein Mann, der fünf Millionen Franken Revenuen hat."

„Das freut mich für Lord Derby," sagte Schuwaloff; „aber wie muß ich mich gegen ihn benehmen?"

„Sie sind viel zu scharfsinnig, um nicht zu erraten, was man zu einem Manne sagen muß, der eine Rente von zweimalhunderttausend Pfund Sterling hat."

Schuwaloff konnte ihn nie dahin bringen, hievon abzugehen.

*

Der alte General Baron Löwenstern gestand in einem Briefe der Lady Georgina Bloomfield, auf welche Weise er den General Lamoricière zum Reden brachte. Ich wiederhole seine eigenen Worte: „Ich hatte die Initiative ergriffen, um ihn zu einer Unterhaltung gelangen zu lassen, die für uns alle interessant war. Ich hatte das Räderwerk meiner Methode in Bewegung gesetzt, das heißt, mit Leuten von dieser Charakterbeschaffenheit nur über sie selbst zu sprechen, über das, was sie interessirt, und gar nicht über uns, über unsere Interessen, so daß er sich sofort befriedigt und behaglich fühlte und seine Rede der Quelle entströmte . . . Mein Verdienst bestand also darin, ihn zum Sprechen zu bringen.

Die Methode des alten Löwenstern erinnert an den Ausspruch einer Frau von Geist: „Wenn ich will, daß jemand bleibt, so spreche ich von ihm; wenn ich will, daß er geht, so spreche ich von mir."

*

In der Konversation muß man stets auf sich achten.

Zerstreuung kann sehr ärgerlich sein, obgleich sie nicht stets derselben Art ist: Es gibt eine sinnreiche Zerstreuung und eine Zerstreuung, die albern berührt.

Die Exkönigin von Holland, Hortense von Beauharnais, Herzogin von Saint-Leu, fragte Frau von Staël zerstreut:

„Sie sind also in Italien gewesen?"

Sie dachte nicht an „Corinne."

Bei einem Diner unter Ludwig XVIII., während der ersten Restauration, fragte die Herzogin von Angoulême den Prinzen von Bayern, indem sie auf den Großherzog von Baden zeigte:

„Ist das nicht der Fürst, der eine jener Prinzessinnen von Bonaparte heiratete? Welche Schwäche, sich mit ihm zu verschwägern!"

Sie bedachte nicht, daß, wenn der Großherzog von Baden (1806) Stephanie von Beauharnais, kaiserliche Prinzessin von Frankreich, „eine dieser Prinzessinnen von Bonaparte", geheiratet hatte, der Prinz von Bayern nicht weniger mit ihm verschwägert war, da seine Schwester Augusta Amalia in demselben Jahr (1806) den Prinzen Eugen, den damaligen Vizekönig von Italien, geheiratet hatte. Sie beachtete ebenso wenig, daß einige Schritte von ihr entfernt

Digitized by Google

der Tischgenosse des Königs von Frankreich, der Kaiser Franz, saß, dessen Tochter, Marie Louise, Kaiserin der Franzosen gewesen war.

*

Wenn man auf sich achtet, so denkt man darüber nach, was man sagen will, man kritisirt im voraus seine Gedanken und die Form, die man ihnen geben will, um zu wissen, ob es nötig und ob es gut ist, sie auszusprechen, und wie man sie am besten ausdrücken muß.

Emanuel Philibert, der Sieger über die Franzosen bei Saint-Quentin, einer der größten Fürsten des Hauses Savoyen, das deren eine so große Zahl hatte, vergleicht die großen Redner mit Pferden ohne Zügel, von denen man niemals weiß, wo sie ankommen werden. Derselbe Fürst sprach gern eingehend über Kriege, Befestigungen, über die Mechanik; aber über Politik schwieg er.

Ein lithauisches Sprichwort sagt ungefähr: „In einen geschlossenen Mund kommt keine Fliege." Emanuel Philibert meinte, daß es kein Geheimnis gebe als das, was man für sich behalte. In der Schrift heißt es: In multiloquio non deerit peccatum.

*

Schweigen ist zuweilen Zuhören oder es wenigstens scheinbar thun. Zuhören können ist ein Talent und selbst ein Talent, das seltener vorkommt, als man glaubt, und dem mehr als einer sein Glück verdankt.

Man hat an dem Fürsten Orloff, der Günstling Katharinas war und ihr Freund blieb, gerühmt, daß er zuzuhören verstand.

Frau Roland, die Heldin der Revolution, hat über ihren Gatten und sich selbst geschrieben: „Seine bildende und freie Unterhaltung langweilte mich niemals, und er liebte es, daß man ihm mit Interesse zuhörte — eine Sache, die ich sehr gut verstehe und der ich vielleicht noch mehr Freunde verdanke als dem Vorzuge, mich selbst mit einiger Leichtigkeit auszudrücken."

Frau von Rémusat erzählte, daß es ein bequemes und sicheres Mittel war, Napoleon I. zu gefallen, wenn man verstand, ihm zuzuhören. Er erklärte sie überall für eine Frau von Geist, obgleich sie kaum den Mund aufgethan hatte, weil sie sich für das interessirte, was er sagte.

Herr von Bismarck hat in der aufsteigenden Periode seiner Carrière Alexander von Humboldt gewonnen und den Fürsten Metternich gefesselt, weil er ihnen zuzuhören verstand. Der Graf von Thun, sein Kollege auf dem Bundestage in Frankfurt, sagte eines Tages zu Herrn von Bismarck, als dieser vom Johannisberg zurückkam, wo er einige Tage bei dem alten Fürsten verbracht hatte:

„Ich weiß nicht, was Sie mit ihm angefangen haben, aber wenn er von Ihnen spricht, so ist sein Blick strahlend. Wenn Sie nicht mit ihm machen, was Sie wollen, so weiß ich wirklich nicht, wer es so weit bringen wird, ihn zu beherrschen."

Herr von Bismarck antwortete darauf: „Ich kann Ihnen in einem Augenblick das Geheimnis erklären. Ich habe aufmerksam seinen Geschichten zugehört.

Digitized by Google

Und nur von Zeit zu Zeit habe ich Sorge getragen, das Schlagwerk der Glocke in Bewegung zu setzen, damit sie fortfährt zu läuten. Mit anderen Worten, ich sagte einige Worte, um die Unterhaltung in Gang zu halten."

*

Eine große Kunst in der Konversation, eines der Geheimnisse des Erfolges vieler Leute und eines, das nur guten und überlegenen Naturen eigen ist, besteht darin, den Geist anderer im Werte steigen zu lassen, indem sie den scheinbar vergessen, den sie selbst haben. Diese Kunst lobte Saint-Beuve mehr als bei allen anderen an Fräulein von Lespinasse: „Sie reflektirte so ausgezeichnet die Eindrücke der anderen und empfing so sichtbar eine Wirkung von ihrem Geist, daß man sie des Erfolges wegen liebte, den man deutlich bei ihr hatte." — „Ich möchte die Schwäche eines jeden kennen," schrieb sie eines Tages.

Das geschah von seiten dieser großen Verliebten, um jedem zu gefallen. Aber ein sehr Ehrgeiziger könnte denselben Wunsch äußern, um die Schwächen der Leute zu kennen, das heißt, um sie beherrschen zu können.

*

Die Art, etwas zu sagen, ist von großer Wichtigkeit für die Kunst, es im Werte steigen zu lassen. Talleyrand zeichnete sich hierin aus. Ein Beweis ist sein Debut in der Welt.

„Warum haben Sie o! o! gerufen, als Sie meinen Salon betraten?" fragte den ganz jungen Abbé von Perigord die Herzogin von Luxemburg.

Der Abbé antwortete:

„Madame, ich habe nicht o! o!, sondern ich habe ah! ah! gesagt!"

Er wußte so vieles in die verschiedene Betonung dieser Silben zu legen, daß von diesem Abend an der junge Abbé für einen Mann von Geist galt.

Rahel schrieb an Varnhagen bei Gelegenheit der Visite, die sie von Goethe empfangen hatte: „Das, was der große Mann sagte, war von viel geringerer Wichtigkeit als die Miene, mit der er es sagte."

Von Benjamin Constant, mit dem sie im Jahre 1804 zusammentraf, als er von Berlin nach Weimar ging, hatte sie geschrieben: „Das, was er sagt, gewinnt an Wert durch die Art, wie er es sagt."

*

Ein wenig Gelehrsamkeit, angenehm und der Fassungsfähigkeit der Zuhörer entsprechend vorgetragen, kann in der Konversation nur nützen. Herr von Bismarck lobte den Herrn von Radowitz sehr, weil er, ohne im geringsten zu zögern, Aufklärung über alles geben konnte. Er schrieb diesem Umstande einen großen Teil seiner Erfolge am Hofe zu. „Der General wußte auf das genaueste, was die Maintenon oder die Pompadour an dem und dem Tage getragen hatte; er kannte die Form der Colliers, ob sie Paradiesvögel oder Rosinentrauben in den Haaren gehabt hatten, ob die Robe perlgrün oder apfelgrün, mit Falbeln oder mit Spitzen besetzt gewesen war. Die Damen waren entzückt, diesen Toilettenvergleichungen zuzuhören, die so ungezwungen herauskamen."

Aber Geist in eigener Form ist stets das, was den hauptsächlichsten Reiz

Digitized by Google

der Konversation ausmacht. Geist im Zügel gehalten durch einen Mann, der seiner selbst sicher ist, ist eine Macht, mehr als irgend eine andere Kraft.

Der Graf und spätere Herzog von Choiseul war der Triumph und die persönliche Glorifikation des Geistes. Geist war diejenige Eigenschaft, die er am meisten schätzte. Dank seinem Geiste herrschte er mehr, als daß er regierte.

Aber wie jede Kraft muß der Geist gelenkt werden. Er übt im allgemeinen indessen so viel Reiz aus, daß man sich ihm überläßt und er fortreißt. Das ist, was zu der Redensart Veranlassung gegeben hat: „Bête comme un homme d'esprit!"

*

Herr von Beust hatte natürlichen Geist, wenig Ernst, wenig Kultur, viel Dünkel, Selbstvertrauen, Sicherheit, ein ausgezeichnetes Gedächtnis selbst in seinen letzten Jahren. Das machte aus ihm einen der ergötzlichsten Plauderer seiner Zeit, dessen Geplauder voll war von historischen Erinnerungen. Er besaß auch eine wohlbekannte Virtuosität in der Handhabung der Ironie.

Herr von Bismarck ist der wunderbarste Plauderer unserer Epoche. Er hat unendlich viel mehr Geist und besseren Gehalt, als Beust hatte, der besonders den Geist der Phrase besaß und ihn mißbrauchte. Ein Vergleich zwischen beiden ist fast lächerlich. Das, was man von Beust gesagt hat, läßt nur erlauben, das zu messen, was man, um die Proportionen zu wahren, von dem Fürsten Bismarck hat sagen müssen.

*

Der Geist übt sich zuweilen auf Kosten anderer. Aber die Medisance ist ein zu leichtes Genre des Geistes und ein zu gewöhnliches, um geschätzt zu werden. Es fehlt ihr an Edel- und Großmut, da sie sich am häufigsten gegen Abwesende wendet.

Sie ist für denjenigen, gegen den sie sich wendet, auch aus dem Grunde gefährlich, weil sie leicht zur Verleumdung wird und weil man ihr im allgemeinen glaubt nach dem Grundsatz, daß das Gute möglich, das Böse aber wahrscheinlich ist.

Die famose Lady Stewart haßte die Medisance durchaus nicht, und von Buckingham, der ihr den Hof machte, hat man sagen können, daß er zugleich „Vater und Mutter" der Medisance sei.

*

Buckingham verstand, die Lächerlichkeiten der Menschen zu erfassen, und zeichnete sich aus in deren Nachahmung. Seine Art war so fein, daß er Männer in ihrer Gegenwart imitirte, ohne daß sie es merkten. Der Graf Arlington war eins seiner Opfer. Als er eines Tages von der Lady Stewart in Audienz empfangen wurde und ihr ernst seine ergebenen Dienste anbot, indem er ihr in einem hochtrabenden Stil die Pflichten vorzeichnete, die sie in ihrer „hohen" Stellung zu erfüllen habe, in welche sie durch die Gunst des Himmels und durch die Anziehungskraft ihrer eigenen Schönheit gekommen sei, erkannte die Favoritin in dem Original die Modulation der Stimme und den Ernst, die Buckingham

Digitized by Google

so gut nachahmte, und wurde von einem so närrischen Lachkrampf ergriffen, daß sie ihn nicht unterdrücken konnte.

Arlington, beleidigt, entfernt sich ernst.

Nach Walpole besaß Herr von Pontdeveyle, der jüngere Bruder d'Argentals, das Talent zu parodiren. Er war „einzig in seiner Art". Dies Talent kann gewiß „sehr amüsant" sein, wie Walpole sagt. In der Konversation ist es indes zweiter und noch niedrigerer Ordnung.

*

Die Ironie, der gute Einfall, der Spott sind unter der Bedingung erlaubt, daß man keinen Mißbrauch damit treibt. Man muß sie anwenden wie Pfeffer und andere Gewürze in der guten Küche. Sie sind Hautgouts, die Wohlgeschmack und Schärfe geben, aber die nur gefallen, wenn sie mit Maß gebraucht werden. Die Ironie muß einer gewissen Richtung des Geistes entspringen und nicht einer moralischen Verstimmung. Sie muß fein bleiben und nicht in eine boshafte Gewohnheit, in eine stehende Satire ausarten.

Chateaubriand hat mit Recht geschrieben: „Ich hasse den satirischen Geist, da er der kleinste, der gemeinste und der leichteste von allen ist."

Rahel sagt von Benjamin Constant: „Die Ironie in ihm scheint aus tausend Quellen aufzusteigen. Er ist genau, trocken und von dem sichersten Geschmack. Um möglichst wenig zu sagen, er hat Humor, Spott, Grazie, Heiterkeit ... Ich habe ihn liebenswürdig gefunden, ohne zu bemerken, daß er schlecht sein kann."

Der Graf von Cavour besaß die Gabe der Ironie, der heiteren, wohl gedrechselten, treffenden Anspielung. Er machte häufig Gebrauch davon sowohl in der Konversation als in Briefen und auf der Tribüne. Der Text seiner parlamentarischen Reden ist reich an Einschaltungen folgender Art: (Lachen), (Heiterkeit), (lebhafte Heiterkeit), (anhaltende Heiterkeit), (beifälliges Lachen), (allgemeine Heiterkeit). Seine Briefe wimmeln von guten Einfällen. Einer, der den großen italienischen Staatsmann genau kannte, Torelli, sagte, daß er zuweilen eine „sardonische Bitterkeit" besaß. Das ist möglich. Er sagte aber auch, daß sich das nur ereignete, wenn er zum Aeußersten getrieben wurde, und daß er stets sofort beklagte, von einer solchen Waffe Gebrauch gemacht zu haben.

Herr Depretis macht einen sehr geschickten Gebrauch von einem gutmütigen Scherz (barzelletta). Der General Robilant besaß eine hochmütige Ironie; er bediente sich ihrer häufig, aber sie verriet bei ihm mehr den ein wenig verächtlichen Stolz des großen Herrn als die Feinheit des Weltmannes oder die Tiefe des Staatsmannes.

*

Das „geflügelte Wort" ist ein richtiger und pikanter Gedanke, der in eine bündige und scharfe Form gekleidet ist.

Die Kunst des Wortes und der Phrase sind von großer Wichtigkeit für den Glanz der französischen Konversation. Die Darstellungsweise der französischen Sprache trägt ebenso viel dazu bei als der Charakter des Volkes. Frau von Staël sagt von ihrem Grafen d'Erfeuil, in welchem sie den französischen Geist

Digitized by Google

zu personifiziren scheint: „Er spielte mit den Worten, mit den Phrasen in einer sehr geistreichen Weise, aber weder äußere Gegenstände noch intime Empfindungen bildeten den Stoff seiner Rede. Seine Unterhaltung kam sozusagen weder von außen noch von innen; sie ging zwischen Reflexion und Imagination hindurch."

Das „geflügelte Wort" ist indes nicht das „Wortspiel". Dies entspricht im allgemeinen seinem Namen: Spiel oder Scherz, und hat nur Wert, wenn ein Gedanke es beseelt, und sein Wert steht im Verhältnis zu der Tiefe, der Feinheit, dem Treffenden des Gedankens selbst.

*

Wicquefort, der Verfasser des ehemals berühmten Werkes „Der Gesandte und seine Obliegenheiten", hat den Nutzen der Konversationskunst und im besondern die Vorteile des „mot" für die Diplomaten hoch gepriesen. „Die Aussprüche, die Reden, die Vergleiche und die angenehmen und überraschenden Entgegnungen, die Beweise der Geistesgegenwart eines Gesandten sind, machen ihn nicht weniger angesehen als diejenigen, die seine Macht andeuten." Er erzählt, daß Danais, Bischof von Lavaur, der durch den König von Frankreich auf das Konzil von Trient geschickt wurde, dort eine feierliche Rede gegen die Laster und die Ausschweifungen des römischen Hofes und für die Kirchenreform hielt. Als er geendet hatte, sagte jemand mit verächtlicher Betonung:

„Gallus cantat!"

Der französische Bischof antwortete mit Geistesgegenwart:

„Utinam ad istum Galli cantum Petrus resipisceret!"

Wicquefort erzählt ebenfalls, daß Don Pedro von Toledo — derselbe, der als Vertrauter Philipps III. von Spanien als Gesandter nach Frankreich zu Heinrich IV. geschickt wurde (1608), um diesen Fürsten von dem Bündnis mit den Vereinigten Provinzen abzubringen — am Hofe von Frankreich sehr gut aufgenommen wurde und sich dort durch ernste und geistvolle Antworten beliebt machte.

*

„Phrasen drechseln" können ist also in der Konversation wie in den öffentlichen Angelegenheiten eine große Hilfe. Eine Phrase kann die Massen aufregen oder sie beruhigen, das Glück eines Menschen machen, eine Situation retten und so weiter.

Napoleon hatte die Gabe der treffenden Phrasen und des wirkungsvollen Wortes. In seinen Proklamationen, in seinen Bulletins, in seinen feierlichen Reden weiß er stets den Ausdruck zu finden, der frappirt und bewegt. Selbst theatralisch angelegt, kennt er den Hang zum Theatralischen, der in Frankreich herrscht. Er weiß, wenn es nötig ist, auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit und der Logik die Einbildungskraft der Soldaten zu erregen. Als General in Aegypten läßt er folgende Phrase los, die weder Denon noch Champollion gebilligt hätten: „Soldaten, von der Höhe dieser Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf euch herab." Was macht es, daß die Chronologie darunter leidet, daß das Bild falsch ist? Die Phrase fand ein Echo und riß fort.

Digitized by Google

Als Kaiser rief er am Morgen einer Schlacht ruhmreiche Erinnerungen wach und entflammte seine Truppen durch folgende Worte zu einer Begeisterung, die den Sieg voraussehen ließ: „Soldaten, die Sonne, die euch scheint, ist die Sonne von Austerlitz!“

Bei der Rückkehr von der Insel Elba gebraucht er in der Proklamation von Grenoble die berühmte Phrase, in welcher er den kaiserlichen Adler von Kirchturm zu Kirchturm fliegend zeigt, bis er Notre Dame erreicht, eine wirkliche und glücklich ausgedrückte Prophezeiung.

Und was war rührender für die Herzen der Franzosen als die Phrase seines Testaments, die später auf dem Revers der Medaille von Saint-Helena eingravirt wurde und den Wunsch ausspricht: „Zu ruhen an den Ufern der Seine, inmitten jenes französischen Volkes, das er so geliebt hat“!

*

Der Graf Beugnot machte durch eine glückliche Phrase die vorübergehende Popularität des Herzogs von Angoulême, der 1814 in Paris einzog „in den Munitionswägen der Alliirten“. Er fand die Worte, die damals und später so häufig wiederholt wurden: „Es hat sich in Frankreich nichts verändert; es gibt nur einen Franzosen mehr darin.“

Herr von Salvandy, der unter der Julimonarchie Gesandter in Madrid und später in Turin wurde, zog am Vorabend der Julirevolution die Aufmerksamkeit durch eine unpassend angebrachte Phrase auf sich. Der König und die Königin von Neapel waren in Paris, der Herzog von Orleans (Louis Philipp) gab ihnen ein Fest im Elysée. In der Luft fühlte man das Herannahen einer Revolution.

„Es ist wirklich ein neapolitanisches Fest,“ sagte Herr von Salvandy, „denn wir tanzen auf einem Vulkan.“

*

Joseph de Maistre, der Gesandte des Königs von Sardinien in Sankt Petersburg von 1802 bis 1815, war geistvoll und tief. „Meine Phrasen machen,“ sagte er, „wenn ich ein wenig Sorgfalt auf sie verwendet habe, schnell genug die Runde durch die Stadt.“ Er liebte schnelles und bestimmtes Verfahren. Er wendete es selbst in seinen diplomatischen Berichten an — zum großen Aerger der sardinischen Kanzlei, die von dem Geist der Tradition durchdrungen und so pedantisch als möglich war. Ein Einfall sollte ihm schaden. Er wünschte eine Heirat zwischen einem Prinzen von Savoyen und einer russischen Großfürstin. Der Religionsunterschied bildete die größte Schwierigkeit bei dieser dynastischen Verbindung. Er kondensirte eines seiner Argumente in folgende Phrase, welche er in Chiffern an den guten Ritter von Rossi, Viktor Emanuels I. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, absendete: „Kein Priester hat das Recht, eine Frau zu verhindern, lebend zu mir ins Bett zu steigen, wenn er sie tot auf seinem Kirchhofe erhält.“ Der Kanzler von Cagliari war in Aufregung; die Chiffern wurden kassirt unter dem Vorwande, sie hätten keinen Sinn mehr. Die Phrase schien gottlos. Man machte ihm Bemerkungen. Er antwortete: „Sie sprechen

Digitized by Google

mir von der Wärme meines Stiles. Ich erwidere nur dies: Man kann meinen Stil nicht haben ohne die Fehler meines Stiles. Wollen Sie ein Feuer haben, das nicht brennt, Wasser, das nicht naß macht? — Noch ein Wort über eine gewisse Pariser Ironie, für die ich ein Talent habe, das ich zuweilen mißbrauchen kann. Die Ironie, wenn man sie an Nichtigkeiten übt, ist etwas Dummes und Ueberflüssiges; es ist nicht dasselbe, wenn sie das Raisonnement verschärft oder wenn sie sozusagen den Schlüssel macht, um es passiren zu lassen. Ich werde Ihnen über diesen Punkt eine meiner Phrasen citiren, welche mir mit der Schnelligkeit des Blitzes aus der Feder glitt: ‚Kein Priester hat das Recht und so weiter'. Man irrt sich, wenn man darin nur eine Ironie oder eine Umschreibung sucht. Was man über diesen Gegenstand sagen kann, sagt sie völlig — mit dem Unterschiede, daß wenn ich das Raisonnement allein dargeboten hätte, man es morgen vergessen haben würde, statt daß es in dieser Form niemals mehr dem Gedächtnis entschlüpfen kann."

*

Es gibt Phrasen, Worte, welche wie gewisse Bonbons und gewisse Heilmittel auf engem Raum starke Wohlgerüche und scharfe Gifte enthalten; Körnchen oder Pillen, die auf den Lippen schnell vergehen, aber einen anhaltenden Nachgeschmack hinterlassen oder im Organismus eine dauernde Wirkung erzielen.

Talleyrand zeichnete sich durch die Kunst aus, seine Gedanken in eine gedrungene Form zusammenzufassen. Später mißbrauchte er seine Geschicklichkeit. Man hat — im Jahre 1815 — sagen können, daß seine Konversation sich zu einigen Phrasen verdichtete, die er im Orakelton vorbrachte. In diese schloß er seinen ganzen Geist, seinen ganzen Groll, seine ganze Bitterkeit ein. Und wie ein Wort nicht allein durch sich selbst Wert hat, sondern sich am Werte dessen mißt, der es ausspricht, so wurden auch die Worte Talleyrands gesammelt, kolportirt und kommentirt; nötigenfalls legte man sie ihm auch in den Mund.

*

Trotz seiner natürlichen Emphase hat Chateaubriand glückliche, gesunde Einfälle gehabt. So jene Phrase, mit der er Talleyrand und Fouché charakterisirte, als sie, jener auf den Arm des andern gestützt, in den Saal traten, wo sie, der meineidige Bischof und der Königsmörder, dem Könige Ludwig XVIII. huldigen mußten: „Plötzlich öffnet sich eine Thür: eintritt schweigend das Laster, gestützt auf den Arm des Verbrechens." Sehr stark, aber verleumderisch ist die Phrase, die ihm der Fall des Herzogs Decazes nach dem Meuchelmorde des Herzogs von Berry entlockte: „Er ist ausgeglitten im Blut". Man weiß, daß die exaltirten Royalisten und die persönlichen Feinde des Herzogs bis zu der Anklage sich verstiegen, der Anstifter des Meuchelmörders Lauvel zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik

1862—1878.

Von

Heinrich von Poschinger.

Die Zeit vor 1866 kann man die Vorgeschichte der Aera des Bismarckschen Ruhmes nennen. Es waren die Jahre, die ihm am schwersten wurden, Jahre der Kämpfe nach außen und innen, der Sorge und unausgesetzten Arbeit, in die erst gegen das Ende ein Sonnenschein fiel.

Der Schwerpunkt von Bismarcks Thätigkeit lag damals in der äußeren Politik. Das Haus des deutschen Volkes mußte erst aufgerichtet sein, bevor sein Baumeister die Hand an die innere Gestaltung legen konnte. Die Zeit, welche die auswärtige Politik übrig ließ, wurde durch die parlamentarischen Kämpfe und Stürme absorbirt, die Bismarck zu bestehen hatte, um die neuen Heereseinrichtungen, diese Grundlage und Vorbedingung aller seiner späteren Erfolge, zu retten und aufrecht zu erhalten. Sodann bedingte auch der Zustand des Verfassungskonfliktes eine gewisse Stagnation in der inneren Gesetzgebung. Der Hauptgrund, weshalb Bismarck vor 1866 verhältnismäßig wenig innere Politik treiben konnte, lag aber in der preußischen Ministerialverfassung. Nach derselben bildet die staatliche Selbständigkeit eines jeden Ministerressorts die Regel; die Ausnahme bildet die Verpflichtung, Gegenstände eines Ressorts zur Kenntnis und Beschlußnahme des Staatsministeriums zu bringen. [1])

Bismarcks Klagen über seine Ohnmacht im Ministerium sind alt und zu verschiedenen malen vorgebracht worden. „Der Präsident des Staatsministeriums — bemerkte er in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 25. Januar 1873 — hat keinen größeren Einfluß auf die Gesamtleitung der Geschäfte, als irgend einer seiner Kollegen. Wenn er diesen Einfluß gewinnen will, so ist er genötigt, ihn durch Bitten, durch Ueberreden, durch Korrespondenzen, durch Beschwerden beim Gesamtkollegium — kurz und gut, durch Kämpfe zu gewinnen, welche die Leistungsfähigkeit des einzelnen in sehr hohem Grade in Anspruch nehmen."

„Der Ministerpräsident ist nur ein ornamentales Glied; ich habe nur eine geschäftsordnende Leitung, aber durchaus keine Verfügung. Ich kann jahrelang überzeugt sein, daß einer meiner Kollegen nicht auf dem Wege ist, für den ich persönlich verantwortlich sein will — ich kann das aber nicht ändern, außer wenn ich ihn durch Ueberredung, durch Bitten oder durch Majorität im Staatsministerium dazu bringe, seine Ansicht in dem einzelnen Falle der meinigen unterzuordnen." (Reichstagsrede vom 1. Dezember 1874.)

In der Reichstagssitzung vom 5. März 1878 endlich bestritt Bismarck geradezu die Existenz eines Ministerpräsidenten in Preußen, es gebe dort nur einen

[1]) Bismarcks Abgeordnetenhausrede vom 10. Februar 1870.

Digitized by Google

Minister, der diesen Titel führe und die Debatte geschäftlich zu leiten habe, er könne wohl seine Kollegen bitten, „aber zu sagen hat er nichts“. „Der wirkliche, faktische Ministerpräsident sei und bleibe der König.“ (Reichstagsrede vom 29. Januar 1881.)

Aus diesen Aeußerungen, denen noch manche andere angereiht werden könnte, [1]) ersieht man, daß für Bismarcks Leib die Rüstung des Ministerpräsidenten zu klein war; der Apparat funktionirte ohne Friktionen nur dann, wenn im Ministerium sich ihm akkomodirende Kräfte saßen, wie Bismarck sie später zu finden das Glück hatte. Inwieweit dies bis 1878 der Fall war, soll in folgendem näher untersucht werden.

1. Kriegsminister Graf von Roon (5. Dezember 1859 bis 9. November 1873).

In Betreff des Verhältnisses Roons zu Bismarck darf auf die im Jahre 1892 erschienenen „Denkwürdigkeiten“ des ersteren verwiesen werden, worin eine große Zahl bis dahin unbekannter, politisch hochinteressanter Korrespondenzen zwischen den beiden Staatsmännern veröffentlicht worden ist. Roon war während der Konfliktsperiode die stärkste Säule des Ministeriums Bismarck, mit diesem auch mehr befreundet als irgend einer seiner Kollegen. Er nannte ihn einmal, als beide noch in demselben Ministerium saßen, „einen Freund von frühester Jugend her“ und setzte hinzu: „Zwischen uns ist volle Offenheit und gegenseitiges Vertrauen.“ [2]) Indessen blieben auch Roon gewisse amtliche Reibungen mit Bismarck nicht erspart, [3]) obwohl er doch denselben für unentbehrlich hielt und obwohl eine „von Jugendheimweh getragene Freundschaft“ beide Männer verband. Roon war eben auch kein „leicht zu nehmender Charakter“. [4]) Nach der Versicherung von Hermann Wagener — der unter beiden diente — soll die Freundschaft mehr den Charakter einer „Pferdefreundschaft“ gehabt haben, welche dadurch bedingt wird, daß beide an demselben Joche ziehen und in demselben Stall stehen.

Eine der Differenzen, die zwischen Bismarck und Roon schwebten, betraf die Stellung des ersteren in seiner Eigenschaft als Bundeskanzler zu dem Militärressort. In diesem Punkte war Roon so entschieden, daß er es äußersten Falles sogar auf einen Bruch mit Bismarck ankommen lassen wollte. [5]) Die Frage wurde am 16. Juni 1868 zu Roons Zufriedenheit geregelt, indem er zum Stellvertreter des Kanzlers in allen Heeres- und Marineangelegenheiten ernannt wurde.

Vom April 1872 ab trat Bismarcks Beteiligung an den preußischen Staatsgeschäften kurze Zeit zurück, seine Gesundheit hielt ihn den größten Teil dieses

---

[1]) Vergl. Roon, Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 570, 571, 585.
[2]) Abgeordnetenhausrede Bismarcks vom 25. Januar 1873.
[3]) Roon Bd. II. S. 350, 351 und 430.
[4]) Schreiben Bismarcks an den Staatssekretär von Bülow vom 21. Dezember 1877.
[5]) Roon Bd. II. S. 382.

Digitized by Google

Jahres von Berlin fern. Im September 1872 sprach Roon vom Kanzler als dem „Eremiten von Varzin", der aber alles selbst machen möchte.

Vom 1. Januar bis 9. November 1873 trat Bismarck das Präsidium des Staatsministeriums an Roon ab. In der Zeit, als Roon Ministerpräsident war, klagte Bismarck dem Abgeordneten Grafen Fred Frankenberg gegenüber, daß seine Arbeitslast statt vermindert, vermehrt werde. „Roon hat keine Routine und Auffassung für diese Thätigkeit und einen furchtbaren Ressortpartikularismus."

Durch Roons Austritt aus dem Ministerium fühlte sich der Kanzler „vereinsamt, unter Ministern (an einer andern Stelle sagt Bismarck ‚unter Larven') die einzig fühlende Brust; der Rest vom Stamm, der bleibt, ist faul." [1])

2. Handelsminister Graf Itzenplitz (9. Dezember 1862 bis 13. Mai 1873).

Persönlich hat Bismarck den Grafen Itzenplitz als einen Mann von Charakter mit Kopf und Herz auf dem rechten Flecke gewiß geschätzt; das Mißliche war nur das, daß er bei der Uebernahme des Handelsministeriums [2]) die zur Leitung dieses Ressorts notwendigen technischen Kenntnisse (damals unterstanden diesem Ministerium auch noch die Eisenbahnen) nicht besaß.

Der Bureaukratismus, der gerade in diesem Ministerium zu Hause war, war Bismarck fortwährend ein Stein des Anstoßes. Auf allen Gebieten sehen wir ihn hier im Ansturm gegen althergebrachte Doktrinen und gegen den geheimrätlichen Zopf. [3]) Die Gründung kräftiger Grundkreditinstitute geht ihm viel zu langsam vorwärts; in der Handelspolitik wirft er dem Grafen Itzenplitz vor, daß dieser in Sachen der von Oesterreich gewünschten Zolleinigung für die politische Seite kein Auge gehabt und dadurch wesentlich den Sturz des Grafen Rechberg mitverschuldet habe; den Bau des Nord-Ostseekanals fürchtet Bismarck nicht mehr zu erleben; im Gebiete des Eisenbahnwesens hat er auf der ganzen Linie Wünsche, die nur allmälich und auch auf wiederholtes Drängen nicht in Erfüllung gehen.

In einem an den Ministerpräsidenten Grafen Roon gerichteten Schreiben vom 1. März 1873 [4]) bemerkt Bismarck, er habe im Laufe der Jahre bereits vielfach Gelegenheit gehabt, bei den Beratungen des Staatsministeriums über die staatliche Behandlung der Eisenbahnfrage seinen, von den bisher vom königlichen Handelsministerium befolgten Grundsätzen abweichenden Ansichten Ausdruck zu geben. „Wenn ich bisher meinem Dissense einen stärkeren Ausdruck als den

[1]) Roon Bd. II. S. 606.

[2]) Graf Itzenplitz stand vom 18. März bis zum Dezember 1862 dem landwirtschaftlichen Ministerium vor.

[3]) Zahlreiche Belege finden sich in den wiederholt citirten „Aktenstücken zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck". Ein Hieb auf die schlechte Postverbindung nach Reinfeld in Pommern, s. Roon a. a. O. Bd. II. S. 211.

[4]) Abgedruckt in meinem Werke „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck" Bd. I. S. 174. Vergl. auch a. a. O. S. 16, 17, 72, 74, 95, 126, 131, 140, 148, 158, 159, 168.

Digitized by Google

eines abweichendem Votums in einzelnen Fragen nicht gegeben habe, so bin ich dabei von der Ueberzeugung geleitet worden, daß die unter schwierigen Verhältnissen geschaffene und unter wechselnden politischen Eindrücken befestigte politische Solidarität des Staatsministeriums von mir nach den mir bekannten Intentionen Seiner Majestät des Königs wegen solcher Fragen, die eine allgemeine politische Bedeutung nicht hatten, nicht in Frage zu stellen war. Diese Rücksicht fällt fort, wenn jetzt Seine Excellenz der Herr Graf von Itzenplitz, der seit zehn Jahren an den großen politischen Arbeiten der Regierung seinen vollen Anteil genommen hat, aus seiner Stellung als Handelsminister scheidet, und die Rücksicht auf die persönliche Ueberzeugung eines langjährigen Kollegen für mich nicht mehr maßgebend bleibt."

Noch in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 26. April 1876 bezeichnete Bismarck die Itzenplitzsche Eisenbahnpolitik als eine nicht glückliche.

Die Seele der Handelspolitik unter Itzenplitz war Delbrück, seit 1864 Direktor im preußischen Handelsministerium. Die meisten handelspolitischen Akte, welche in dieser Zeit erlassen wurden, werden auf ihn zurückzuführen sein. In Eisenbahnsachen war der Ministerialdirektor Weishaupt der allmächtige Mann; mit ihm stand Bismarck — der es liebte, mit dem zu verhandeln, der die Detailkenntnisse besaß — nicht nur in persönlichem, sondern auch in schriftlichem Verkehr. [1])

Auch in der Arbeiterfrage verfolgte Bismarck eine dem Grafen Itzenplitz widerstrebende Politik. Der durch Lassalle, Bucher und Hermann Wagener beeinflußte staatssozialistische Standpunkt [2]) Bismarcks wurde im Handelsministerium nicht ohne Aengstlichkeit betrachtet. Dem Handelsminister Grafen Itzenplitz wäre der Verkehr mit Lassalle ein Greuel gewesen; in den aus seinem Ministerium stammenden offiziösen Preßartikeln wurde denn auch das Treiben und Sinnen desselben geradezu als ein „revolutionäres" hingestellt („Provinzialkorrespondenz" vom 15. Februar 1865). Man glaubte sich in den dortigen Bureaux bereits zu sehr hoher Unparteilichkeit aufzuschwingen, wenn man zugestand, „daß die Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern nicht durchaus rechtlos seien". Auf keinen Fall dürfe aber — so wurde weiter argumentirt — unter den Arbeitern der Wahn Fuß fassen, als könne der Staat durch irgend welche gesetzliche Bestimmungen oder durch Verwaltungsanordnungen den Notständen abhelfen, welche mit den Bedingungen der Arbeit überhaupt und damit dem in der Weltordnung begründeten Unterschied von Arm und Reich zusammenhängen. Die Regierung würde eine schwere Schuld auf sich laden, wenn sie in dieser Beziehung durch ihr Vorgehen den Arbeiterstand zu unbegründeten Hoffnungen verleite." Ganz anders dachte Bismarck, welcher den Minister zur staatlichen Untersuchung und Behandlung der Arbeiterfrage drängte und für die Förderung

[1]) Schreiben an Weishaupt in den Aktenstücken Bd. I. S. 150.

[2]) Vergl. besonders die Denkschrift Bismarcks vom 24. August 1867 in den Aktenstücken Bd. I. S. 62 und 164.

Digitized by Google

von Arbeiterassoziationen eintrat.[1]) Als Graf Itzenplitz den Abgeordneten Schulze-Delitzsch als Mitglied der Enquete zur Beratung des Koalitionsrechts der Arbeiter vorschlug, wandte Bismarck ein, die ganze agitatorische Richtung desselben sei überwiegend darauf gerichtet, politischen Einfluß auf die Arbeiter und Handwerker zu gewinnen, um die Fortschrittspartei gegen die Regierung zu stärken.[2])

Der Rücktritt des Handelsministers Grafen Itzenplitz fällt in die Zeit der Ministerpräsidentschaft des Grafen Roon (Mai 1873) und war veranlaßt durch die Lasker'schen Enthüllungen über die Uebelstände bei dem Eisenbahnkonzessionswesen. Aus der darüber beschlossenen staatlichen Enquete ist die Amtsehre des Ministers ganz unbefleckt hervorgegangen.

3. Kultusminister Dr. von Mühler (18. März 1862 bis 22. Januar 1872).

Mit dem Kultusminister von Mühler hatte Bismarck vor 1866 keine Reibungen. Es war die Zeit des tiefsten Friedens zwischen Staat und Kirche. Das Verhältnis wurde erst getrübt, als Bismarck die Repolonisirung in Westpreußen auf das Conto der Wirksamkeit des Ministers setzen zu müssen glaubte. „Im Kultusministerium entdeckte ich die von der Nachsicht desselben und unter dem Einflusse der katholischen Abteilung hervorgerufene Thätigkeit auf dem Gebiete der Bekämpfung der deutschen Sprache in polnischen Schulen." Fürst Bismarck machte dem Minister den Vorwurf, daß die Mitglieder der katholischen Abteilung ihrer Pflicht als preußische Beamte so wenig eingedenk gewesen wären, daß sie schließlich eine Behörde zur Wahrnehmung der Interessen der Kirche gegenüber den Rechten der Krone geworden seien.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. Februar 1872 machte Bismarck Mühler den ferneren Vorwurf, daß unter ihm die meisten Schulratstellen an den Regierungen, also der höchsten Provinzialinstanz, von Leuten besetzt waren, die mit den polnischen Agitationen sympathisirten.[3])

Gegen diese und ähnliche Vorwürfe hat sich Herr von Mühler nach seinem Rücktritt in einer Denkschrift verteidigt, die in dem Werke „Bismarck nach dem Kriege" (Leipzig 1883) abgedruckt ist (S. 39 ff.).

In den Schluß von Mühlers Amtsthätigkeit fällt der Streit mit der katholischen Kirche aus Anlaß der vatikanischen Dekrete. Mühler zeigte sich hier auf

[1]) Vergl. Aktenstücke Bd. I. S. 12, 22, 49, 61, vergl. auch S. 161 (Note 1, Standpunkt Itzenplitz').

[2]) Aktenstücke Bd. I. S. 76.

[3]) Nachdem Herr v. Mühler bereits einen Nachfolger hatte, sprach der Ministerpräsident im Abgeordnetenhause einmal gelegentlich von kleinlichen Maßregeln, von Schikanen, von bloß rechtlichen Konsequenzen, die zu einer Kollision führten, welche „zu lösen, und in schicklicher Weise zu lösen" er als die Aufgabe einer weiteren Gesetzgebung betrachte. Er deutete dabei an, daß es dem Herrn von Mühler an dem nötigen Eifer für eine Reform gefehlt habe. Hauptsächlich aber waren es wohl retrospektive Auseinandersetzungen zwischen den beiden, namentlich in Bezug auf die katholische Abteilung, welche die Krise herbeiführten. (Wiermann, Geschichte des Kulturkampfes S. 40.)

Digitized by Google

die Wahrung der staatlichen Souveränität so eifersüchtig bedacht, als nur irgendwie verlangt werden konnte, ja es ist charakteristisch für die ganze spätere Entwicklung des Konfliktes zwischen Staat und Kirche, daß der erste seitens des Staates gethane Schritt (Zwang der katholischen Kinder zum Besuch des von einem Altkatholiken erteilten Religionsunterrichts) zurückgethan werden mußte.

In der öffentlichen Meinung hatte sich aber die Vorstellung, daß ein konservativer und orthodoxer Kultusminister unmöglich Staatsinteressen gegen kirchliche Beeinträchtigungen schützen könne, und daß am allerwenigsten Herr von Mühler der Mann dazu sei, dermaßen festgesetzt, daß in der Presse eine Art Wetteifer bemerkbar wurde, um Herrn von Mühler das Verdienst einer energischen Abwehr der Durchbrechung staatlicher Ordnung möglichst abzuerkennen und es lediglich dem Fürsten Bismarck zuzuschreiben. So bemerkte unter anderem die „Magdeburger Zeitung“: „Der Bescheid an den Bischof von Ermeland ist zwar von Herrn von Mühler unterzeichnet, aber er ist aus einem Beschluß des gesamten Staatsministeriums hervorgegangen. Ob Herr von Mühler die Schneide gehabt hätte, den Bischof von Ermeland rund abzuweisen, ist sehr zu bezweifeln. Was das Kultusministerium heute thut, widerspricht allem, was es in früherer Zeit gethan hat.“

Die Liberalen krümmten und wanden sich, um nur ja dem Herrn von Mühler kein Verdienst zuzuschreiben. Dieser ging auch auf die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium bereitwillig ein, nur mit einer andern Motivirung als Fürst Bismarck, der den Anlaß von Dingen vor 1870 hernahm, Herr von Mühler dagegen von der neuen vatikanischen Lehre.

Im Sommer 1871 hieß es in den Zeitungen bereits, von Mühler habe seine Entlassung eingereicht. Auf eine Anfrage des Abgeordneten Hans Viktor von Unruh, ob die Nachricht wahr sei, bemerkte Bismarck (am 19. Juni): „Das ist richtig, aber er (von Mühler) steckt sich jetzt hinter die äußerste Rechte und hofft, daß sein Abschiedsgesuch abgelehnt werden würde.“ [1])

Auch den Gedanken Bismarcks an ein Schulaufsichtsgesetz, das die Geistlichen von der Leitung der Schule ausschloß, und diese dem Einflusse der Polen und ihren geistlich gesinnten Freunden entzog, adoptirte Herr von Mühler rückhaltslos. [2]) Aber seine Person, bei den Liberalen so verhaßt wie selten eine,

[1]) Vergl. die von mir herausgegebenen Erinnerungen von Hans Viktor von Unruh, S. 342.

[2]) Anders stellt Majunke in seinem Werke „Geschichte des Kulturkampfes in Preußen-Deutschland“, Paderborn-Münster 1886, den Vorgang dar. Majunke bemerkt: „In einer Sitzung des gesamten Staatsministeriums hatte sich v. Mühler bereit erklärt, den Entwurf des Schulaufsichtsgesetzes, über dessen Prinzipien man sich geeinigt hatte, dem König zur Genehmigung zu unterbreiten, das that er auch; aber als der Entwurf im Kabinet lag, fühlte er Reue über seinen Schritt, er schrieb dem Monarchen, daß er außer stande sei, das Gesetz zu begründen. Fürst Bismarck, vom Könige von diesem Schritt in Kenntnis gesetzt, war darüber natürlich indignirt und fragte die anderen Minister, was von einem Kollegen, der also verfahre, zu halten sei. Herr v. Mühler begriff es jetzt, daß seines Verbleibens nicht ferner sein konnte, und gab nun erst seinen Abschied ein.“ Die Verantwortung für diese Darstellung muß Majunke tragen; ich halte dieselbe für eine ganz unverbürgte und überdies nicht einmal für eine glaubwürdige.

Digitized by Google

stand nun einmal dem Zusammenwirken mit ihnen entgegen, und ihre Partei war zur Vollbringung des Werkes, um das es sich handelte, vorzugsweise berufen. Die Konservativen zögerten mehr und mehr, in den vollen Kampf wider den Ultramontanismus einzutreten, wie überhaupt den nationalen Gesichtspunkt in dem Grade als maßgebenden anzuerkennen, als die Entwicklung und Kräftigung des Reiches in den Augen des Fürsten Bismarck es nötig machte. Herr von Mühler mußte dem zur Herrschaft gelangten Liberalismus geopfert werden. Eine freie Kommission des Abgeordnetenhauses beschloß, bei Beratung des Schulaufsichtsgesetzes eine Resolution einzubringen, dahin lautend, daß das Schulaufsichtsgesetz des Herrn von Mühler im Prinzipe gut sei, daß aber die Ausführung desselben dem gegenwärtigen Minister nicht anvertraut werden könnte. Diese Kommission bestand aus Mitgliedern einer ganzen Reihe von Fraktionen, von der fortschrittlichen bis zur freikonservativen.

Dieser parlamentarische Druck wie derjenige Bismarcks genügte, um im Januar 1872 die endliche Genehmigung seines Abschiedsgesuches herbeizuführen.

Viel ist gesprochen worden von der Einwirkung der Frau dieses Ministers auf seine Entschlüsse und seine gesamte Haltung. Anknüpfend hieran, beziehungsweise den Einfluß energischer Frauen auf ihre Männer, sagte Bismarck in Versailles: „Ja, wo so ein Verhältnis ist, weiß man oft nicht, wem man das Verdienst oder den Schaden zuschreiben soll, quid ipse fecit, et quid mulier fecit.“ [1])

4. Justizminister Graf zur Lippe (18. März 1862 bis 5. Dezember 1867).

Die von dem Minister Grafen zu Eulenburg wiederholt gerühmte Einigkeit der Minister während der Konfliktszeit bestand auch zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Justizminister Grafen zur Lippe. Letzterer wurde in dem Streite mit dem Abgeordnetenhause von Bismarck lebhaft unterstützt. Die Gegensätze schlummerten jedoch bereits damals unter der Oberfläche;[2]) am 20. Juni 1866 erklärte Bismarck Hans Viktor von Unruh gegenüber, daß er gegen die Entfernung des Grafen zur Lippe aus dem Ministerium nichts einzuwenden habe.[3]) Nach Beendigung des Krieges von 1866 entstand eine ernste Differenz dadurch, daß sich Graf zur Lippe dem Antrage auf Einbringung der Indemnitätsvorlage widersetzte. Von dieser Zeit ab arbeitete der Ministerpräsident allerdings auf die Entfernung Lippes hin, jedoch verschmähte er, zur Erreichung seines Zieles parlamentarische Hebel in Bewegung zu setzen. Bei zwei ersten Kraftproben siegte der Justizminister insofern, als der König sein Entlassungsgesuch nicht annahm. Erst bei der zweiten Wiederholung derselben verstummte der Allerhöchste Widerspruch unter dem Drucke der liberalen Strömung. Das

[1]) Moritz Busch, Graf Bismarck und seine Leute, S. 450.

[2]) Nach Hermann Wagener war Lippe der Einwirkung auf sein Ressort ziemlich unzugänglich.

[3]) Vergl. die Erinnerungen von Hans Viktor v. Unruh, S. 247.

Digitized by Google

Abschiedsgesuch war mit Gesundheitsrücksichten motivirt; eine aktuelle Differenz zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten war nicht vorhanden. Dem tiefen Groll,[1]) mit dem Graf Lippe schied, hat er später im Herrenhause wiederholt Luft gemacht, indem er Bismarck wegen des Kulturkampfes aufs heftigste befehdete. Auch an den Bismarck versetzten Nadelstich bei Einbringung des Antrages auf Wahrung der Rechte der preußischen Landesvertretung gegenüber der Reichsgesetzgebung darf erinnert werden.[2])

5. Finanzminister von Bodelschwingh (3. Oktober 1862 bis 28. Mai 1866).

Nicht gut stand Bismarck auch mit dem Finanzminister von Bodelschwingh. In den Naturanlagen beider Staatsmänner lagen tiefe, unüberbrückbare Gegensätze. Der Finanzminister galt als ein bureaukratischer Düftler, der Bismarck bei seinem temperamentvollen Verfolgen großer Ziele in einer Reihe von Fragen den Weg vertrat. Den Vorwurf, den Bismarck dem Grafen Itzenplitz in der österreichischen Handelsvertragsfrage machte,[3]) richtete er in erhöhtem Maße gegen Bodelschwingh. In der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1879 bemerkte Bismarck, er traue dem Minister von Bodelschwingh „eine solche intime Teilnahme für sein Ressort" nicht zu, daß er sich mit Tariffragen (Handelsvertrag mit Frankreich) beschäftigt hätte.

Die Gegensätze schärften sich, seitdem Bodelschwingh in dem Kronrate am 28. Februar 1866 vor dem Bruderkrieg gewarnt und später, am 2. Mai, dem Kriegsminister sogar die Zumutung gestellt hatte, die beschlossene Vermehrung der Pferdeankäufe rückgängig zu machen.[4])

Kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten soll er noch erklärt haben, die Löhnung für die Armee nicht beschaffen zu können.[5]) Bald darauf erbat er den Abschied.

In einem Gespräche mit Hans Viktor von Unruh vom 20. Juni 1866 bemerkte Bismarck, an dem Abgange Bodelschwinghs habe er ein ganzes Jahr zu thun gehabt, und er würde denselben vielleicht noch nicht durchgesetzt haben, wenn ihm nicht der Gesundheitszustand Bodelschwinghs zu Hilfe gekommen wäre.[6])

Nach seinem Austritt aus dem Amte stellte sich Bodelschwingh an die Spitze der gegen Bismarck frondirenden Konservativen[7]) und trug an dem Zerwürfnisse

---

[1]) Vergl. Roon Bd. II. S. 311, 342, 355, 358.

[2]) Vergl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" Bd. II. S. 68 f., auch Bismarcks Auseinandersetzungen mit Lippe in der Herrenhaussitzung vom 18. Mai 1876.

[3]) Vergl. oben S. 19.

[4]) Roon Bd. II. S. 257.

[5]) „Unsere Minister seit 1862", Erinnerungen eines Zeitgenossen, Berlin, Richard Eckstein, S. 119. Wenn ich nicht irre, hat dieses im Verlauf der Darstellung noch mehrfach benützte Buch zum Verfasser Herrn Robolski, den anonymen Verfasser zahlreicher guter Bismarckschriften.

[6]) Vergl. die Erinnerungen von Hans Viktor v. Unruh, S. 247.

[7]) Roon Bd. II. 369—378.

Digitized by Google

des Ministerpräsidenten mit den Konservativen im Jahre 1868 sogar die Hauptschuld. Bismarcks Unmut über Bodelschwingh war so groß, daß er keinen aus der Partei sprechen wollte, bevor derselbe nicht aus dem Vorstande der Partei vertrieben war. Noch in einem Briefe Bismarcks an Roon vom 13. Dezember 1872 ärgert er sich, daß die Konservativen Intriganten wie B. folgen.[1])

6. Landwirtschaftsminister von Selchow (9. Dezember 1862 bis 13. Mai 1873).

Der Minister für Landwirtschaft von Selchow nahm sich nach Bismarcks Ansicht seiner Ressortinteressen weder mit der nötigen Wärme noch mit dem nötigen Verständnis an.[2])

Sein Ausscheiden aus dem Dienst erfolgte nicht aus politischen, sondern aus Gesundheitsrücksichten.[3]) Die Bedeutung dieses Ministeriums war unter Selchow so sehr zurückgegangen, daß bei seinem Abgang im Schoße des Staatsministeriums die Frage erörtert wurde, ob dasselbe als solches überhaupt beizubehalten sein werde oder nicht. Das Ministerium entschied sich für dessen Beibehaltung, damit der König eine Ministerstelle vergeben könne, die unter Umständen durch ihre politische Stellung, durch ihre Mitwirkung in politischen Fragen, das Ministerium in seinen Arbeiten unterstützen könne.[4])

Die Bedeutung dieses Ministeriums ist überhaupt erst zur Geltung gekommen, seitdem dasselbe den Händen Friedenthals anvertraut und sein Wirkungskreis wesentlich erweitert wurde.

7) Minister des Innern Friedrich Graf zu Eulenburg (9. Dezember 1862 bis 30. März 1878).

Als Bismarck bei Bildung seines ersten Ministeriums einen Minister des Innern suchte, lenkte sich sein Auge alsbald auf den Grafen Friedrich Eulenburg,[5]) dessen Einsicht er schon von früher her kannte, der sich aber neuerdings auch als ein Mann der That gezeigt hatte. Graf Eulenburg sollte schon einige Monate vorher, beim Rücktritt des Handelsministers von Holzbrink, nach dem Wunsche des Herrn von der Heydt ins Ministerium eintreten, er hatte jedoch keine Neigung dazu, weil ihm die Regierung zu schwach und ohne rechten Halt erschien. Er verschwand dann (nach Schlesien, wie sich später ergab) und war nirgends aufzufinden, bis Herr von Bismarck ins Ministerium eingetreten war.

[1]) In der Note zu diesem Briefe nennt Kohl in seinen „Bismarckreden", Bd. V. S. 357, hier v. Bodelschwingh.

[2]) Roon a. a. O. Bd. II. S. 407, und Aktenstücke Bd. I. S. 124 f.

[3]) Rede Bismarcks vom 25. Januar 1873.

[4]) Abgeordnetenhausrede Bismarcks vom 25. Januar 1873.

[5]) Vergl. zu folgendem und insbesondere über die Stellung des Grafen Eulenburg zur Verwaltungsreform „Unsere Minister seit 1862", S. 32 bis 61.

Digitized by Google

Dem Rufe, der von dieser Seite nach einiger Zeit an ihn erging, leistete er gern Folge. Er hatte von vornherein eine große Meinung von Bismarck, und diese steigerte sich mehr und mehr zu rückhaltloser Bewunderung und zu einer Verehrung, welche seiner kritischen Natur sonst fern lag.

Wie er seine Aufgabe im Ministerium Bismarck aufgefaßt, das hat er selbst später dargelegt. In einer seiner merkwürdigsten Reden bei den Verhandlungen vom Herbst 1866 besprach er den Zusammenhang der auswärtigen und der inneren Politik unter dem damaligen Ministerium mit folgenden Worten: „Man mußte voraussehen, in die schwierigsten äußeren Verhältnisse hineinzukommen, die ganzen Kräfte des Staates anspannen zu müssen mit einer Opposition, wie sie der preußische Staat in seinem Parlamente bis dahin nicht erlebt hat, und trotz derselben. Und weil wir uns auf solche Momente vorbereiten mußten, kam es darauf an, in jeder Verwaltung, in jedem Departement die ganze Gewalt anzuwenden, die das Gesetz und die Stellung dem Ministerium in die Hand gab. Und dieses Gefühl begründete recht eigentlich die Solidarität des Ministeriums, dieses Gefühl erzeugte recht eigentlich der Präsident desselben, der uns stets und stets aufforderte, ihn nicht in den einzelnen Departements im Stiche zu lassen, sondern die Kraft anzuspannen, um für den Moment wirksam zu sein, den er vorauskommen sah, und der wirklich hinterher eingetreten ist."

In einem Gespräch Hans Viktor von Unruhs mit Bismarck vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich verlangte ersterer die Beseitigung Eulenburgs, „der ein liebenswürdiger Mann sei, aber zum Minister des Innern sich doch wohl nicht eigne und für einen Reaktionär gelte". Bismarck erwiderte, daß seine Beseitigung schwer sei, da er sehr gut beim Könige stände.[1])

In Sachen der Indemnität nach 1866 stand Eulenburg auf Bismarcks Seite. Am 4. August, spät abends kehrte der König mit Bismarck aus Böhmen zurück, am 5. sollte der Landtag eröffnet werden. Um die Thronrede in Bezug auf den Punkt der Indemnität festzustellen, reiste Graf zu Eulenburg dem Monarchen entgegen, und im Eisenbahnwagen wurde die Thronrede im wesentlichen nach Bismarcks Intentionen festgestellt.

Wenn auch Bismarck den Grafen Eulenburg „für einen sehr angenehmen und interessanten Gesellschafter hielt, so war doch mancherlei dabei, was eine Scheidewand zwischen den beiden errichtete.[2]) Meinungsverschiedenheiten traten insbesondere bei der Kreisordnung zu Tage in Bezug auf die Freizügigkeit,[3]) und Hermann Wagener will wissen, daß Bismarck dem Minister nicht selten recht bittere Wahrheiten in das Gesicht gesagt habe.

Graf Fritz Eulenburg verdankte die Beibehaltung seines Portefeuilles lediglich dem Beharrungsvermögen des Königs; die Schwierigkeit, Seiner Majestät einen genehmen Ersatzmann zu finden, brachte Roon einmal sogar auf den Gedanken,

[1]) Vergl. die bereits oben erwähnten Erinnerungen von Hans Viktor von Unruh S. 247.

[2]) Roon a. a. O. Bd. II. S. 574. Nicht durchweg schmeichelhafte Urteile Roons über Eulenburg a. a. O. Bd. II. S. 378, 379, 573.

[3]) Aktenstücke Bd. I S. 185 Note 2.

Digitized by Google

Bismarck möchte zu dem Amte des Ministerpräsidenten das Amt des Ministers des Innern übernehmen und das Aeußere irgend einer seiner Marionetten anvertrauen.[1])

8) Finanzminister Freiherr von der Heydt (2. Juni 1866 bis 26. Oktober 1869).

An Stelle von Bodelschwingh hatte von der Heydt unter dem Donner der Kanonen das Finanzministerium übernommen. In einer Unterredung des Abgeordneten Hans Viktor von Unruh mit Bismarck am 20. Juni 1866 warf ersterer ihm vor, mit der Wiederanstellung[2]) des Ministers von der Heydt der öffentlichen Meinung einen Faustschlag gegeben zu haben; sein Wiedereintritt in die Regierung hieße — trotz aller Befähigung des Mannes — verfassungswidrige, willkürliche Regierung, und verletze allgemein. „Aber der Mann schafft Geld, und das brauchen wir," wendete Bismarck ein.[3])

Geschäftlich war von der Heydt Bismarck eine, wenn auch nicht sympathische, doch bis zu einem gewissen Grade genehme und bequeme Persönlichkeit, da derselbe bei aller sonstigen Selbständigkeit und Energie es doch verstand, sich dem Ministerpräsidenten zu fügen, und auch den Ausspruch Goethes, „daß man nicht zu den Besten gehört, wenn man sich nicht zum besten haben lassen kann", in entsprechender Weise praktisch interpretirte.[4]) Im Laufe der Jahre gab es aber allerlei Differenzen mit dem „Goldonkel",[5]) den Bismarck „im geheimrätlichen Joche" befangen wähnte, und von dem er fand, daß er in der Frage der Deckung des Defizits „Kapitulationspolitik" treibe.[6])

Bismarck hatte nachgeradezu Sorge, diese Sache im tête-à-tête mit Heydt zu besprechen, so daß er Roons Vermittlung in Anspruch nahm. Am meisten nahm er es dem Finanzminister übel, daß er, nach der Ablehnung des Steuerbouquets, um das Defizit zu decken, zu dem kleinlichen Mittel der Reduktion der Kreditfristen für die Branntwein- und Rübenzuckersteuer greifen wollte.[7]) In dieser Angelegenheit sagte Bismarck dem Minister in einem Schreiben d. d. 2. Oktober 1869[8]) so stark die Wahrheit, daß der Finanzminister es für nötig fand, sich

---

[1]) Roon, Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 378.

[2]) August Freiherr von der Heydt war zuerst Handelsminister, später Finanzminister von 1848—1862.

[3]) Vergl. die Erinnerungen von Hans Viktor von Unruh S. 248.

[4]) „Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh" in der „Deutschen Revue", IX. Jahrgang, IV. Bd., S. 263: „Der Goldonkel war dem Kanzler nichts weiter als ein brauchbarer Commis, dessen Scheiden für ihn nur die Folgen hatte, sich nach einem andern und womöglich besseren umzusehen." Ueber die Beeinflussung Bismarcks durch von der Heydt in gewissen Fragen s. Roon Bd. II. S. 382.

[5]) Bezeichnung Bismarcks in einem Briefe an Roon, d. d. Varzin 27. 10. 1868 (Roon, Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 399.)

[6]) Vergl. hierüber Roon Bd. II. S. 396.

[7]) Vergl. Roon Bd. II. S. 407.

[8]) Aktenstücke Bd. I. S. 136.

Digitized by Google

der Fortdauer des Vertrauens des Königs zu vergewissern. Es bedurfte der Androhung Bismarcks, sich eventuell ganz auf den Norddeutschen Bund zurückzuziehen,[1] um schließlich den Rücktritt von der Heydts durchzusetzen. Offenbar rächte sich jetzt der Fehler von der Heydts, daß er nicht 1866 am Tage des Friedensschlusses das Portefeuille in die Hände des Königs zurückgegeben hatte.

Unruh hatte Bismarck am 20. Juni 1866 vorausgesagt, daß von der Heydt, sobald Bismarcks Stellung später irgendwie bedroht sei, ebenso gut gegen ihn intrigiren werde, wie er dies zur Zeit der neuen Aera gegen seine damaligen Kollegen gethan habe. Bismarck stutzte bei diesen Worten und meinte dann, dies sei wohl möglich.[2] Im November 1868 hatte es den Anschein, als ob Heydt an die Entfernung Bismarcks, der damals fortwährend schwer krank und gereizt war, in allem Ernste dachte. Entweder hatte Heydt erkannt, daß Bismarck ihn schon damals los sein und ihn dem Defizit dieses Jahres opfern wolle, oder er glaubte in seinem hochausgeprägten Selbstbewußtsein in allem Ernste, selbst Reichskanzler werden zu können.

In der Sitzung des preußischen Landtags vom 10. Februar 1870 nahm sich Bismarck, als ein nicht korrektes Verfahren des früheren Ministers von der Heydt zur Sprache gebracht worden war, desselben energisch an. „An seinem Patriotismus, an seiner Redlichkeit werden wir nicht zweifeln, höchstens an seiner Bedachtsamkeit in Fällen wie der hier getadelte." Auch ließ Bismarck in der Abgeordnetenhausrede vom 26. April 1876 von der Heydts früherer Eisenbahnpolitik[3] Gerechtigkeit widerfahren.

9) Justizminister Leonhardt (5. Dezember 1867 bis 30. Oktober 1879).

Mit der Wahl Leonhardts an Lippes Stelle konnte Bismarck wohl zufrieden sein; er schuf ihm die deutsche Justizeinheit, den „Eckstein der nationalen Einheit". Den Details der Leonhardtschen Justizreform gegenüber hat sich Bismarck ähnlich verhalten wie den wirtschaftlichen Angelegenheiten gegenüber zu Delbrücks Zeiten, das heißt er kümmerte sich nicht um die Einzelheiten und glaubte seiner Verantwortung vollkommen zu entsprechen, wenn er dafür gesorgt hatte, daß ein tüchtiger Fachminister vorhanden war. Nur in den Differenzpunkten, die seinerzeit den Kampf zwischen Parlament und Bundesrat entflammten und die wichtigen Prinzipien der Strafprozeßordnung betrafen, wurde auch Bismarck zu einer Stellungnahme gedrängt.[4] Er hielt an den Forderungen des Bundesrats auf die Gefahr hin fest, das nationale Werk, das ihm am meisten am Herzen lag, scheitern zu sehen. Das übrige hat er passiren lassen und am wenigsten die Zivilprozeßordnung sich vorher darauf angesehen, ob sie auch seinem praktischen

[1] Roon Bd. II. S. 407. Vergl. auch S. 409 wegen der Verleihung des Schwarzen Adlerordens an denselben.

[2] Erinnerungen von Unruhs S. 248.

[3] Von der Heydt war vom 6. Dezember 1848 bis 1862 in seiner Eigenschaft als Handelsminister die Leitung der Eisenbahnen unterstellt.

[4] Vergl. mein Werk: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. II. S. 209 f.

Digitized by Google

und preußischen Sinne entspräche. Und sollte Bismarck wirklich damals in dem Baukreise der Leonhardtschen Reform bis in ihre Einzelheiten gestanden haben, so hat er später bezeugt, daß ihn die seit der Einführung gesammelten Erfahrungen in manchen Punkten eines andern belehrt haben.[1])

10) Von Podbielski, Stellvertreter des Kriegsministers (28. Dezember 1867 bis 23. Mai 1868).

Als Ministerverweser fungirte ein halbes Jahr lang, von Ende 1867 ab, für den beurlaubten Kriegsminister von Roon der General von Podbielski. Bismarck zweifelte gleich von Haus aus, ob derselbe stets den objektiven Standpunkt des Staatsmanns einhalten werde, der nicht in wildem Ressortpatriotismus fragt: „Was kann ich noch kriegen?“ sondern als Gesamtpreuße: „Was muß ich haben und was kann ich kriegen?“ Und seine Befürchtungen hatten sich in dem Maße bewahrheitet, daß Bismarck nach Roons Rückkehr in den Staatsdienst völlig schmachtete. Alles, was nicht fürs Militär gegeben wurde, hätte Podbielski, wie es scheint, am liebsten als feindliches Gebiet betrachtet.[2])

11) Staatsminister Delbrück (26. November 1869 bis 1. Juni 1876).

Delbrück war bereits zwei Jahre Präsident des Bundeskanzleramts, bevor er zum preußischen Staatsminister ohne Portefeuille ernannt wurde. Seine Bekanntschaft mit Bismarck datirt aus der Zeit, da ersterer als Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main sich seine ersten diplomatischen Lorbeeren verdiente. Das Wiener Kabinet war in den Jahren 1849 und 1850 mit dem Gedanken hervorgetreten, die Zollgesetzgebung und Zollpolitik für ganz Deutschland durch die Bundesgewalt zu regeln. Auch auf den Dresdener Konferenzen wurde hierüber verhandelt, jedoch ein praktisches Ziel nicht erreicht. Die Absicht aber blieb bestehen, und so wählte die Bundesversammlung gleich nach ihrer Neukonstituirung einen sogenannten handelspolitischen Ausschuß, welcher die Aufgabe hatte, die auf den Dresdener Konferenzen unerledigt gebliebenen Verhandlungen im Gebiete der Handelsgesetzgebung zu prüfen, thatsächlich aber das Instrument werden sollte, die Leitung des Zollvereins Preußen aus den Händen zu winden. Zur Vorbereitung der weiteren Schritte beschloß der Bundestag, Sachverständige nach Frankfurt zu berufen, und einer derselben war der Geheime Regierungsrat Delbrück, der in Bismarcks Berichten auch wiederholt erwähnt wird.[3])

Auch später als Ministerialdirektor im preußischen Handelsministerium hatte Delbrück vielfache Berührungspunkte mit Bismarck, insbesondere während der durch den Abschluß des französischen Handelsvertrages bedingten Zollvereinskrisis. Bismarck vertrat damals gleich Delbrück die freihändlerische Richtung. Delbrücks politische Richtung flößte Bismarck aber damals Mißtrauen ein. „Es ist

[1]) „Unsere Minister seit 1862“, S. 76.

[2]) Roon Bd. II. S. 352 und 384.

[3]) Vergl. mein Werk: „Preußen im Bundestag“, Bd. I. S. 11, 32, 33, 36, 37 und Bd. IV. S. 40, 44—46.

Digitized by Google

klar — so schreibt er am 16. Oktober 1864 aus Biarritz an Roon — daß Delbrück, bei aller technischen Nützlichkeit, doch nebst anderen Geheimräten einer politischen Farbe angehört, die gern sieht, wenn das jetzige Ministerium Schwierigkeiten findet, und wo keine sind, sucht man welche zu schaffen."

Es war einer der glücklichsten Griffe, die der Reichskanzler je gethan hat, als er den Direktor der Abteilung für Gewerbe zum Präsidenten des Bundeskanzleramts ausersah. Als der Posten geschaffen ward, wußte man nicht recht, was man sich darunter vorstellen solle. Die meisten dachten ihn sich als eine Art höherer Kanzleivorstandschaft. Daß er der Stütz- und Mittelpunkt der Regierung und Gesetzgebung Deutschlands — wenigstens für die inneren Angelegenheiten — geworden ist, weiß heute jedermann; damals sahen nur wenige es voraus. Denn voraussehen konnten es nur diejenigen, die mit dem Ernannten und mit seinen seltenen Eigenschaften genau bekannt waren. Was das Bundes- und das Reichskanzleramt geworden ist, das ist es vor allem, wenn nicht ausschließlich, durch die außerordentliche Persönlichkeit geworden, in deren Hände der neue Apparat gelegt wurde. Heute kann man sich nur schwer vorstellen, wie die komplizirte Maschine der Reichsverfassung neben dem Räderwerk so vieler Einzelstaaten hätte mit Erfolg arbeiten sollen, wenn nicht gerade ein solcher Meister wie Delbrück die Leitung und Aufsicht besorgt hätte. Seine ganze Natur und die Art seiner Bildung schienen eigens dazu geschaffen, um die Natur des Kanzlers zu ergänzen und mit ihm gemeinschaftlich das große Experiment durchzuführen, welches zu gleicher Zeit und täglich Energie und Mäßigung, Festigkeit und Nachgiebigkeit, Großheit im Entwerfen und sorgfältige Präzision im Ausführen, Kühnheit im Neuen und Ordnung in der Geschäftsführung, gutes Einvernehmen mit den Regierungen und Vertrauen von seiten des Volkes und seiner Vertreter erheischte. Dem Ruhm des Reichskanzlers tritt man nicht zu nahe, wenn man ausspricht, daß er allein das Werk nicht hätte durchführen können. So unentbehrlich ihm der Degen Moltkes war, so unentbehrlich war ihm die Feder Delbrücks.[1])

Die Ernennung Delbrücks zum Staatsminister erfolgte ausschließlich auf Betreiben Bismarcks. Er gehörte zum „Handwerkszeug" des Kanzlers, ohne welches ihm die Arbeit schwer geworden wäre.[2])

Mit Herstellung des Norddeutschen Bundes hatte sich die staatsrechtliche Stellung Bismarcks von Grund aus verändert. Aus dem preußischen Ministerpräsidenten, der sich gezwungen sah, durch Bitten, Ueberreden, langwierige Korrespondenzen und Beschwerden beim gesamten Staatsministerium einen Einfluß auf das fremde Ressort zu erkämpfen, und der die Erfahrung machen mußte, daß schließlich unter Umständen die Bemühungen um die beste Sache trotzdem im Sande verliefen, und daß nichts resultirte als das Gefühl der eigenen Ohnmacht, war auf einmal ein mit voller Verantwortlichkeit und mit nahezu unbeschränkter Machtbefugnis ausgerüsteter Bundeskanzler hervorgegangen, dem

[1]) Unsere Minister S. 147.
[2]) Roon Bd. II. S. 410.

Digitized by Google

eine Verfassung zur Seite stand, die er sich auf den Leib geschrieben hatte. Im Bunde war für Friktionen kein Raum.

Delbrück hatte in den inneren Fragen des Reichs plein pouvoir. Er war durch keinerlei schriftliche Instruktionen Bismarcks gebunden; er konnte jedem legislatorischen Gedanken näher treten, darüber mit den Bundesregierungen und seinen Kollegen im preußischen Staatsministerium korrespondiren, einer Sache ihren Lauf geben oder sie zurücklegen und nach Belieben wählen, ob und wann er darüber mit seinem Chef sprechen wollte. Da die Eingänge an das „Reichskanzleramt" gerichtet zu werden pflegten, so kamen die Schriftstücke und die darauf zu erteilenden Antworten dem Kanzler nur dann vor Augen, wenn Delbrück der prinzipiellen Wichtigkeit der Sache wegen die Vorlegung veranlaßte. Anträge, die ausnahmsweise an die Person Bismarcks gerichtet waren, pflegte der Kanzler an das Reichskanzleramt abzugeben, wenn ihn die Frage interessirte, mit dem Wunsche, darüber durch Delbrück Vortrag zu erhalten. Der zur Erstattung der regelmäßigen Vorträge stattgehabte persönliche Verkehr der beiden Staatsmänner war ein überaus reger, zumal die Sitte, dem Kanzler die notwendigen Aufklärungen in der Form von schriftlichen Promemorien zu geben, damals noch nicht bestand.[1]) Lassen wir, da Bismarck sich über seine damalige Stellung zu den wirtschaftlichen Fragen und über sein Verhältnis zu Delbrück wiederholt ausgesprochen hat, ihm selbst zunächst das Wort.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 25. Januar 1873 bemerkte er, „der Kollege Delbrück sei im Besitze seines vollsten Vertrauens", er befinde sich mit ihm „im vollsten Einverständnis". Er glaube in der Lage zu sein, „alles, was dieser Kollege für ihn etwa abstimmen sollte, zu ratihabiren". „Und wenn Meinungsverschiedenheit zwischen uns wäre, so würde ich noch zweifelhaft sein, ob er die Sache nicht besser verstanden hat als ich, und würde unter Umständen seinem Urteil mich fügen."

In der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1879, als der Abgeordnete Richter den Reichskanzler unter Hinweis auf seine handelspolitischen Antecedentien in die Enge zu treiben suchte, bemerkte Bismarck:[2]) „Wenn ich für eine Aufgabe wie die Konsolidirung des Deutschen Reichs in seinen ersten Anfängen oder des Norddeutschen Bundes als Vorakt zum Deutschen Reich um die Mitwirkung eines Staatsmanns von der Bedeutung Delbrücks mich bewarb, so liegt doch klar, daß ich damit nicht die Prätension verbinden konnte, daß Delbrück die wirtschaftlichen Geschäfte, in denen er die erste Autorität in ganz Deutschland war, nach meiner Leitung und meiner Anweisung führen sollte. Es war vielmehr — natürlich cum grano salis — gegeben, daß ich, wie es auch in der That der Fall war, vertrauensvoll mich seiner Führung überließ, und ich bin auch weit entfernt, zu sagen, daß ich dieses Vertrauen bereue. Die mächtige Hilfe, welche die Mitwirkung einer Kraft wie die des Herrn Delbrück der ersten Einrichtung des

[1]) Sie stand in größter Blüte unter dem Staatsminister Hofmann, verbreitete sich aber von dort auch auf das Auswärtige Amt.

[2]) Kohl, Bismarckreden Bd. VII. S. 371 f.

Digitized by Google

Reichs gewährt hat, war durch nichts anderes zu ersetzen. Wir hatten keinen Mann von seiner Bedeutung. Ich habe meinerseits mich damals in eine Beurteilung wirtschaftlicher Fragen nicht eingelassen, sondern ich habe die bedeutendsten Leute und Staatsmänner, die mir ihre Hilfe gewähren wollten, zu werben gesucht, um dieses Werk, was ich unternommen hatte, mit mir in Gemeinschaft durchzuführen."

„Ich habe mit Delbrück — so bemerkte Bismarck im Reichstage am 19. Juni 1879 — jahrelang in den intimsten amtlichen Verhältnissen gestanden, in denen wir alles mit einander besprochen haben."

Am 1. Dezember 1881 bemerkte endlich Bismarck im Reichstag,[1]) er habe sich in das wirtschaftliche Ressort, so lange es in der Hand Delbrücks war, nicht gemischt. „Ueber seine Geschäftsführung bestand zwischen uns kein Meinungsstreit, und meine Anerkennung seiner Autorität war so groß, daß die wesentlichen Zweifel, die bei mir zu keimen begannen, ob wir auf dem richtigen Wege wären, von mir unterdrückt wurden gegenüber der Bedeutung und technischen Ueberlegenheit dieses Mitarbeiters, auf den ich nicht verzichten wollte. Ich habe damals solchen Wirtschaftspolitikern gegenüber, die sich darüber beschwerten, daß nicht alles gut ginge — ich glaube, ich kann Zeugen dafür aufrufen — gesagt: Es ist möglich, daß wir stellenweis auf einem irrtümlichen Wege sind, und daß nicht alles richtig ist, was Minister Delbrück unternimmt; aber ich weiß nicht, wie ich die Lücke decken sollte, die entstehen würde, wenn er ausscheidet. Ich kann seinen Anteil neben allem, was ich sonst zu thun habe, nicht übernehmen und weiß keinen Ersatz; ich muß mir, wie es so häufig im Leben ist, eine tüchtige Kraft mit ihrem Können und Leisten und mit ihren Irrtümern, wenn welche da sind, erhalten, und kann da nicht einen Mann von der Bedeutung wie Delbrück behandeln einfach wie einen vortragenden Rat, dem ich sage: Ich habe Sie bitten lassen, nicht um Ihre Meinung zu hören, sondern um Ihnen die meinige zu sagen: so geht das nicht, sondern ich habe mit Kollegen doch nur den Gesamtdurchschnitt und das Facit zu ziehen und abzuwägen, ob ich unerachtet einzelner Verschiedenheiten mit ihnen weiter arbeiten kann und muß oder nicht, und kann nicht in Einzelheiten sagen: Das verstehe ich besser."[2])

Die Differenzpunkte zwischen Bismarck und Delbrück hatten sich allerdings in der Mitte der siebziger Jahre so sehr gehäuft, daß an ein weiteres gedeihliches Zusammenwirken derselben nicht gedacht werden konnte. In dem kommenden Abschnitte wollen wir diese Differenzpunkte etwas unter der Lupe betrachten.

[1]) Kohl, Bismarckreden Bd. V. S. 196 f.

[2]) Vergl. auch Bismarcks Rede im Abgeordnetenhause am 4. Februar 1881 und Anerkennung der Sachkunde Delbrücks in Bismarcks Reichstagsrede vom 5. März 1878.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sturm.

Novelle

Von

Dora Duncker.

Ueber dem schmalen Inselstreifen, der sich zwischen Meer und Haff reckt, stand ein drohendes Gewitter.

Die Luft war schwül und still.

In langen Absätzen nur fuhr ein Windstoß auf und schlug die grauweißen Haffwellen gegen die dicht am Ufer festgeankerten Fischerboote und die schmalen, zwischen dem hochaufgeschossenen Röhricht ins Wasser gebauten Holzstege.

Es war Mittagszeit. Dieselbe schwüle Stille wie in der Luft lag über dem langgestreckten Dorf, das sich in der Richtung vom Haff zum Meere hügelaufwärts zog.

Es mochte im Lauf der Jahrhunderte verkalkter Dünenboden sein, auf dem das Dorf sich aufbaute.

In Wellenlinien stieg es empor, um von seiner höchsten Höhe dann plötzlich steil in die Tiefe zu fallen, nach Osten, zu weiten, grünen, von Gräben und schmalen Wasserläufen durchquerten Moor- und Wiesenflächen, über welche der nächste Weg zur nahen Stadt führte, westlich zu den Ausläufern eines langgestreckten Buchenforstes und seinem Vorland, einem während des ganzen Sommers und Herbstes mit rotlila blühender Heide bedeckten Torfmoor.

Auf dem höchsten Punkt der Dorfstraße, kurz, ehe sie steil zu Thale fiel, stand das Schulhaus, zu beiden Seiten von zwei uralten Pappeln begrenzt, deren Kronen eben jetzt wieder ein heftiger Windstoß peitschte.

In dem kleinen Garten hinter dem Hause war er einen Augenblick lang über die schwerduftenden Sommerblumen gefahren, zwischen deren wild durch einander wachsender Fülle ein großer, hagerer Mann mit langen Schritten auf und nieder ging.

Nur einen Augenblick. Dann hatte der Wind, als ob er sich plötzlich eines andern besänne, kurz abbrechend innegehalten, und wieder lag dieselbe dumpfe Schwüle über dem Inselland.

Der auf und nieder schreitende Mann fuhr mit den langen, schmalen Fingern über die Stirn und durch das kurzgeschnittene, aufrecht stehende blonde Haar. Ein leiser, schwerer Laut, etwas wie ein ungeduldiger Seufzer, kam von seinen Lippen. Dann blickte er zum Himmel, an dem die dicken, schwarzen Wolken schon wieder aus einander zu reißen begannen und sich meerwärts zu großen, schwarzen, gelbgerandeten Flocken teilten.

„Es wird wieder nichts," murmelte er, „immer dieselbe lastende Schwere!"

Dann ging er, wie es seine Gewohnheit war, den schmalen Kopf leicht vornüber gebeugt, die Schultern etwas in die Höhe gezogen, einen kleinen Steig

Digitized by Google

entlang, der von beiden Seiten mit scharf duftenden Balsaminen und Lattich eingefaßt war.

Der Weg führte vom Hause fort bis an das niedere Staket am Ende des Gartens, von dem man an einem steilen Hang in die grüne Wiesenfläche hinabsah.

In die lehmfarbig gestrichene Hinterthür des Hauses war eine Frau getreten, eine große, knochige Gestalt. Sie hatte die nicht mehr jungen Augen mit der Hand beschattet. Die schwere graue Luft blendete sie. Sie sah dem Dahinschreitenden mit einem merkwürdigen Blick, halb mitfühlenden Verständnisses, halb anklagenden Vorwurfs nach. Als der Mann das Staket erreicht hatte, rief sie ihn mit einer Stimme an, deren Weichheit im schroffen Gegensatz zu der harten, knochigen Gestalt stand.

Er wandte sich sogleich zurück.

„Hans, willst Du nicht essen kommen? Die Suppe steht schon längst auf dem Tisch!"

Sie wartete geduldig, bis er den Weg wieder zurückgelegt hatte.

Jetzt war er an ihrer Seite auf der ausgetretenen Steinstufe, die zur Thüre hinaufführte.

„Verzeih, Friederike — ich war wieder 'mal in Gedanken."

Sie erwiderte nichts, sondern sah ihn nur wieder halb mitleidig wie einen Kranken von der Seite an.

In dem kleinen, niedrigen Zimmer, in dem der Tisch gedeckt stand, war es erstickend schwül.

Um die heiße Außenluft abzusperren, waren die Fenster geschlossen geblieben. Hans Hagen hatte das Gefühl, als ob er in ein künstlich durchglühtes Grabgewölbe träte. Er riß mit nervöser Hast beide Fensterflügel auf.

Friederike sprach noch immer kein Wort. Zu dem Mitleid trat es jetzt wie staunende, kopfschüttelnde Verwunderung.

Sie legte ihm die Suppe auf. Als er den Teller hastig und gedankenlos ausgelöffelt hatte, brach sie endlich das schwüle Schweigen.

„Ein wahres Glück, Bruder, daß nächste Woche die Ferien anfangen."

„Wahrhaftig ja" — er fuhr mit den Fingern über die feuchte, kräftig gebaute Stirn — „ich gönn's den Kindern bei dieser Temperatur."

„Ich dachte nicht an die Kinder."

Sie stand auf, stieß mit einer ungeduldigen Bewegung den Stuhl hinter sich fort und verließ das Zimmer.

Wenige Minuten später kam sie mit einer dampfenden Schüssel zurück.

Hans saß noch genau ebenso da, über den Tisch ins Leere starrend, wie sie ihn verlassen hatte. Mit einem hörbaren Ruck setzte sie die Schüssel auf den Tisch. Dann legte sie dem Bruder Bohnen und ein großes Stück Hammelfleisch auf den Teller.

Er fing auch sogleich, ohne aufzublicken, zu essen an. Daß Friederike die Speisen nicht berührte, bemerkte er nicht einmal.

Digitized by Google

Nach und nach stieg etwas wie unversöhnlicher Groll in dem Antlitz des alten Mädchens auf, und plötzlich in die dumpfe Stille hinein sagte sie mit einer seltsam veränderten Stimme, aus der alle Weichheit fortgelöscht schien:

„Es muß anders werden, Hans — es muß —"

Er erwiderte nichts und sah sie auch nicht an. Das machte ihr Mut.

„Die Anna muß wieder fort!"

Gott sei Dank, nun war's heraus, was sie seit Monaten mit sich herumgetragen hatte, und die Welt ging nicht aus den Fugen.

Sie atmete auf. War es denn möglich?

Auf einen Sturm war sie gefaßt gewesen, und nun saß er, dem sie mit ihrem Wort ans innerste Leben gegriffen, ganz still ihr gegenüber und sagte nur leise mit halb verschleierter Stimme:

„Ich habe kein Recht, die Anna gehen oder kommen zu heißen."

„So wirf wenigstens den Jungen, den Felix, aus der Schule," begehrte sie heftig auf.

„Du hast's nicht nötig, ein Jungferukind —"

Seine Hand fiel langsam und schwer auf den Tisch. Mit unterdrückter Stimme herrschte er sie an, zu schweigen. Aus seinen tiefliegenden dunklen Augen brach ein unheimliches Feuer.

„Du sollst daran nicht rühren, Friederike, niemand weiß Gewisses, und selbst wenn es wäre — der Junge bleibt."

„Hans!" — sie schluckte mühsam, die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. — „Reizen wollt' ich Dich nicht — aber" — es stieg wie ein Schluchzen in ihrem Halse auf — „ich kann's nicht länger mit ansehen, wie der Bengel Dein Leben vergiftet."

„'s ist nicht seine Schuld."

Er stieß es kaum vernehmbar zwischen den Zähnen hervor.

Aber das empörte Mädchen hörte nicht auf ihn.

Allzu lange hatte sie geschwiegen. Der endlich entfesselte Strom ihres erbitterten Grolls war nicht so schnell wieder einzudämmen.

„Hätte die Anna den Bengel nicht wenigstens in Italien lassen können, oder wo sonst sie sich mit dem Lumpen von Mann herumgetrieben? — Kein Schade wär's gewesen für unser Dorf, wenn sie 'n draußen gelassen und allein wiedergekommen wäre — wenn's Wiederkommen schon durchaus sein mußte."

„Ja, es mußte sein."

Er sprach es fest und ruhig.

Mit einer stummen, eigensinnigen Verneinung sah sie zu ihm herüber.

„Und rechtschaffen war's von Peter Tiefs, daß er die Verlassene mit dem Kinde aufgenommen hat."

„Es gibt auch Leute, die es anders nennen," warf sie verächtlich dazwischen.

„Sie hat genug gebüßt. Soll das arme Geschöpf verurteilt sein, lebenslang heimatlos durch die Welt zu irren? Ist ein Kind wie dieser Junge nicht Strafe genug?"

Digitized by Google

Friederike lachte kurz und scharf auf.

„Ist ja sein Kind — und sein Ebenbild dazu — da sollte man doch meinen, ihre Liebe zu dem Jungen müsse doppelt gewaltig sein.“

Friederikes Blicke streiften den Bruder. Erschreckt hielt sie inne.

Das Feuer, das vorher in Hans Hagens Augen aufgeglüht, war jetzt zu einer drohenden Flamme gewachsen. Fest zusammengepreßt die beinah' blutlos gewordenen Lippen, ohne Wort, ohne Laut stieß er den Stuhl hinter sich fort, verließ das Zimmer und schritt über den ziegelgepflasterten Flur in seine Arbeitsstube hinüber. Erschöpft wie von schwerer körperlicher Arbeit sank er in einen Stuhl.

Finster blickte er vor sich hin.

Sie hatte recht — mit jedem Wort — mit jedem Blick — mit jedem unausgesprochenen Gedanken recht — das war's, was ihn bis zum Wahnsinn reizte.

Anna hätte nicht mit dem Kinde heimkommen sollen, — nicht dahin, wo sie ihn wußte, — nicht dahin, wo dieser Knabe notgedrungen in seine Zucht gegeben werden mußte.

Ein Zucken überlief den hagern Körper des Mannes. Wie das Kind ihm glich, dem Feinde, dem Zerstörer seines Lebens — Zug um Zug! Dieselbe kleine, geschmeidige Gestalt, dieselben brennenden, grausamen Augen in dem gelblich-bleichen Gesicht, das dichte, schwarze, lockige Haar, die aufgeworfenen sinnlichen Lippen mit ihrem frech trotzigen Lachen. Eine förmliche Wut packte ihn, wenn er den geriebenen schwarzen Burschen zwischen seinen gutartigen strohblonden Gefährten sah.

Hans Hagen schloß die Augen, — er wollte ihn nicht sehen. Er wollte nicht.

Und wie er so da saß in der dumpfen Mittagsschwüle, brütend mit geschlossenen Augen, verschwand die Kindergestalt, wie durch seinen Willen fortgewischt, und die des Mannes, der das Kind ins Leben gerufen, stieg vor ihm auf.

Und um die Gestalt schob sich langsam Bild auf Bild zusammen, bis wieder das eine, immer das eine vor ihm stand, das ihn noch heut nach sieben Jahren an den Rand des Wahnsinns brachte.

An einem schwülen Spätsommertag wie dieser war's gewesen.

Er war gegen Abend von einem Gang in die Stadt über die Wiesen heimgekehrt. Da hatte er sie zum erstenmal beisammen gesehen. Ihn und sie — sie, seine Anna.

Er stöhnte laut auf, heute noch nach sieben Jahren.

Hand in Hand kamen sie durch das hochaufgeschossene Gras geschritten, hart an dem schmalen Graben entlang, der die Wiesen durchschnitt. Der Fremde, der Ausländer — der vor kaum zwei Monaten die Insel zuerst betreten hatte — und sie — sie! Wie angewurzelt war er stehen geblieben, um sie vorüber zu lassen.

Sie hatte das Haupt gesenkt — purpurne Scham lag auf ihren Wangen — sie schien zu wanken, zu straucheln, als sie an ihm vorüberging. Er aber,

Digitized by Google

der Fremde, umschlang dreist die schlanke Kindergestalt, und über ihr blondes, gesenktes Haupt fort, das das seine überragte, rief er ihm frech, trotzig in seinem gebrochenen Deutsch entgegen:

„'N Abend, Schulmeister — das kommt von Eurem deutschen Besinnen — jetzt hab' ich sie — und — per bacco — sie gefällt mir gut."

Und nun sah Hans Hagen nichts mehr. Wie Nebel schwamm es vor seinen Augen, — unbegreifliche — unfaßbare, leere Oede — lange — lange. —

Auf der Dorfstraße unter den Schulhausfenstern fing es an lebendig zu werden — Hans fuhr in die Höhe — die Uhr auf der getünchten Wand ihm gegenüber zeigte die fünfte Stunde.

Er erhob sich — trat in den Flur — nahm seinen Hut vom Riegel und schritt hinaus.

In der Thür drehte er noch einmal um und rief nach Friederike. Es kam keine Antwort.

Durch das Dorf und an Vater Tiefs' Hause vorüber zu gehen, vermied er. Er schlug den steilen Pfad ein, der gleich hinter dem Schulhaus abwärts in die Wiesen führt, und schritt dann hart an dem schmalen Wasserlauf entlang der Chaussee entgegen.

Die Luft war noch immer nicht abgekühlt.

Noch immer stand sie lautlos still und legte sich dumpf und beklemmend auf die Brust.

Gepreßt stöhnte Hans Hagen auf.

„Sturm, Sturm," flüsterten seine trockenen Lippen fast unbewußt vor sich hin.

Ohne bestimmten Gedankengang, ganz eingehüllt in seine dumpfe, stumpfe Trauer, ging er eine Weile dem Wasserlauf nach. Kein Laut schreckte ihn aus seinem Brüten.

Nur einmal schlug ein verlorener Möwenschrei grell an sein Ohr.

Es klang wie ein Hilferuf aus gefolterter Menschenbrust.

Dann schritt er rascher zu. Drüben von der Chaussee wurde schon das Rollen der Wagen vernehmbar.

Nun trat er über einen schmalen Brückensteg auf festen Landweg. Einen Augenblick blieb er stehen — er hatte kein bestimmtes Ziel im Auge — es war nur die innere Ruhelosigkeit, die ihn hinausgetrieben hatte. Linker Hand lag das Torfmoor mit seiner rotlila blühenden Heide — und dahinter der dunkle Forst — rechts führte der Weg in einer halben Stunde zur Stadt und durch die Stadt ans Meer. Ja, ans Meer — dort wollte er hin. Vielleicht befreite die endlose Weite der See ihn auf Augenblicke von dem beklemmenden Druck, der ihn zu zermalmen drohte.

Eiliger schritt er aus.

Nur wenige Menschen begegneten ihm. Die fortgesetzte Einsamkeit that ihm gut.

Er wollte von niemand gesehen sein.

Digitized by Google

Es war ihm, als müsse ihm jeder, wie die Schwester, das nutzlose Kämpfen und Aufbäumen gegen ein unabläßig näher schreitendes Geschick von der Stirn ablesen.

Er ließ die Stadt links liegen und schlug sich durch die Anlagen an den Strand.

In der Plantage hörte er sich plötzlich bei Namen gerufen. Fast gleichzeitig hielt ihn jemand bei den Schultern fest.

„Hagen — alle Wetter — läßt Dich auch 'mal bei uns sehen?"

Ein schmucker Mensch in der Uniform eines Steueraufsehers stand Hagen zur Seite, ein alter Schulkamerad, der lange schon glücklicher Gatte und Familienvater war.

Hagen gab den Gruß unliebsam überrascht zurück.

Der Andere lachte auf. „Na, scheinst nicht sehr erbaut von der Begegnung zu sein, mein Junge. — Vielleicht auf Abenteuer aus? — Kleines Stelldichein — was?"

Ein Blick in Hagens verdüstertes Gesicht machte ihn verstummen.

„Ah so," meinte er dann verlegen, — „hm — sieht nicht gut aus. — Na, aber einen Krug könnten wir doch zusammen trinken — das rappelt den Menschen auf. — Was meinst Du, Hagen?"

„Warum nicht, Piper," erwiderte Hagen jetzt zuvorkommend. Es lag ihm daran, den ersten Eindruck zu verwischen. Niemand sollte, durfte ahnen, was in ihm vorging.

Trotz beiderseitiger Anstrengung, die Unterhaltung zu beleben, wurde der erste Krug schweigsam genug hinuntergegossen.

Hagen hatte Piper nach Frau und Kindern, der Steueraufseher den Lehrer nach der Schule gefragt. Dadurch kam die Unterhaltung endlich ein wenig in Fluß.

Piper waren die kleinen Kabalen des Haffdorfes nicht fremd. Er hatte es noch selbst erlebt, daß Hagen bei seiner Anstellung einen erbitterten Konkurrenten zu schlagen gehabt hatte, den Sohn des Amtsvorstehers, den der einflußreiche Mann gar zu gern an Hagens Stelle gesehen hätte. Jahre waren darüber hingegangen. Die Verstimmung des Amtsvorstehers gegen den Lehrer war nicht gewichen. Wo immer er konnte, legte der alte Mann dem jungen einen Stein in den Weg; er hatte es ihm nicht vergessen, daß er den Sohn um die gute Stelle gebracht hatte.

Piper hatte sich in launiger Weise über diese alte, fruchtlose Gegnerschaft ausgelassen.

Zu Anfang war Hans bemüht gewesen, ihm zu folgen, nach und nach aber schienen seine Gedanken vollständig abzuschweifen, — zerstreut blickte er über den Rand des Kruges fort.

Piper sah ihn verwundert von der Seite an. Er wußte offenbar nicht, was er aus seinem alten Kameraden machen sollte.

Die Geschichte mit der Anna Tiefs und dem hergelaufenen Italiener war

Digitized by Google

sieben lange Jahre her, — das konnte ihn doch heut unmöglich noch bedrücken! Also ein neuer Kummer!

Bei der Anna war ihm der Junge, der Felix, eingefallen. Vielleicht biß Hagen darauf an.

„Weißt Du eigentlich, daß meine Bengels da oben bei euch 'ne Freundschaft haben? Dem Priewe seine Jungens. Auch der Anna ihr Felix ist manchmal dabei."

Hagen saß ganz still und rührte sich nicht, als ob er gefürchtet hätte, sich schon durch eine Bewegung zu verraten.

„Mit dem Jungen ist wohl nicht viel los, Hagen? Die Prieweschen schildern ihn als einen verstockten Bengel. Sollst ja eine himmlische Geduld mit ihm haben!"

„Sagt man das?"

Es kam stockend heraus wie das böse Gewissen. Gelang es ihm wirklich, sich so zu beherrschen?

„Ne höllische Geduld," wiederholte der andere phlegmatisch. „Glaube nur, Du kommst nicht weit damit. Ne tüchtige Tracht Prügel thäte dem Lausbuben besser. Was hast Du denn — willst Du schon gehn?"

Hagen war aufgestanden — die letzten Worte Pipers hatten ihn förmlich in die Höhe gerissen. Da er nicht antwortete, stand Piper gleichfalls auf.

„Na, dann können wir ja man gehn," sagte er gutmütig, „wenn das denn doch hier keine rechte Gemütlichkeit mehr ist."

Bei der nächsten Wegbiegung trennten sie sich. Piper ging der Stadt zu. Hagen schritt durch einen dichten Erlenstand die Dünen herunter.

Grad unterhalb der Dünensenkung, durch die er schritt, war ein Fischer dabei, sein Boot zu teeren.

Neben ihm stand ein Herr, mutmaßlich ein Fremder, denn er fragte in einem weichen mitteldeutschen Dialekt, ob es bald Sturm geben würde.

Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, meinte der Fischer gedehnt:

„Sturm — nee — da können Sie man noch an die sechs, acht Tag' warten."

„Das ist mir zu lange," gab der Fremde lächelnd zurück — „dann reise ich ab."

Wer das auch könnte! Fort — weit fort aus dieser grausam schwülen Enge — hinaus in die Welt — dem erlösenden Sturm entgegen, der nicht kommen wollte.

In der Richtung auf die Ostmole schritt er zu. Als er nur noch hundert Schritte etwa bis zu der Bucht zu gehen hatte, von der aus die schwerquadrige Mole ins Meer gebaut ist, sah er eine weibliche Gestalt zwischen dem graugrünen Strandgras kauern. Es durchfuhr ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Anna! Anna, der er überall aus dem Wege ging, hier in dieser Einsamkeit, in der kein Entrinnen war.

Sollte er umkehren? Noch hatte sie ihn nicht bemerkt. Ihr Kopf war

Digitized by Google

seewärts gekehrt, so daß er sie nur an den schweren blonden Flechten und einem Stückchen verlorenen Profils hatte erkennen können.

Ein kurzes Zaudern, dann schritt er gerade auf sie zu. Es war besser so. In all den langen Monaten hatten sie noch kaum ein Wort mit einander gewechselt, geschweige denn einen Blick getauscht. Sie würden sich auf dem engen Erdenfleckchen nicht jahrelang künstlich aus dem Wege gehen können. Einmal würde doch an die Vergangenheit gerührt werden müssen, und je eher es geschah, je besser. Ihnen würde dann beiden freier ums Herz sein. Und dann — vielleicht — würde er durch die Mutter lernen, den Knaben weniger zu hassen.

So verrannte er sich in Sophismen und hatte nicht den Mut, sich zu gestehen, daß ihn nichts zu ihr trieb, als eine unbändige, nicht länger zu bezwingende Sehnsucht.

In dem weichen Dünensand schritt er lautlos näher. Erst als er dicht vor ihr stand, blickte sie auf. Aber sie erschrak nicht. Nur ein schwaches Rot stieg in ihren Wangen auf.

„Ich habe Dich kommen sehen," sagte sie sehr leise — „lange schon um die Bucht herum; ich habe hier auf Dich gewartet, damit Du mir, ohne daß das ganze Dorf dabei steht, endlich einmal sagen kannst, wie sehr Du mich verachtest."

Er erwiderte nichts, er hatte wohl kaum gehört, was sie sprach, und sah sie nur immer unverwandt an.

Wie verändert sie war! Ganz aufgezehrt ihre Schönheit und Frische. Nur die großen, graublauen Augen und die mattblonden, prächtigen Haare erinnerten noch an die Anna von früher.

„Schuft!" murmelte er zwischen den Zähnen. Dann sich ein wenig über sie beugend: „Darf ich mich einen Augenblick zu Dir setzen, Anna?"

„Wenn Dich's nicht genirt," sagte sie und rückte von ihm fort zur Seite.

Dann sprachen sie eine lange Weile kein Wort und starrten über die Mole ins Meer hinaus, das wie ein bleierner Spiegel reglos im Dämmerschein lag. Endlich brach er das Schweigen.

Er deutete auf ein eingewickeltes Fläschchen, das sie in der Hand hielt.

„Medizin, Anna?"

„Ja."

„Ist wer krank bei euch? Der Vater — oder etwa Du, Anna? Du siehst sehr blaß aus," murmelte er kaum hörbar hinterdrein.

„'s ist für den Felix — er braucht das öfter — gegen Kopfschmerz und Schwindel. Es ist etwas nicht in Ordnung bei dem Jungen, lange schon, vielleicht von Geburt ab, — aber in letzter Zeit ist's merklich schlechter geworden. Der eine rät dies, der andere das."

Sie sagte das alles in einem so gleichgiltigen, müden Ton, daß er betroffen zu ihr hinsah. Dann zwang er sich eine bedauernde Bemerkung ab.

„Ja freilich. Das ewige Medizinnehmen kostet Geld — und dann, man kann den Jungen nicht so streng halten, als man es wohl sollte — Vater schilt mich oft deswegen. — Aber wo wäre der Nutzen, selbst wenn er gesünder wäre?

Digitized by Google

Er ist hier gegen mich aufgehetzt worden. Er weiß mehr, als er sollte, von sich — und von mir — und so zornig ist er, daß er nach mir schlägt, wenn ich ihm 'mal 'was verbiete, oder die Hand nach ihm aufhebe."

Sie sagte das alles in demselben müden, stumpfen Ton.

In Hagen kochte es.

„Er schlägt nach Dir!" brauste er auf.

„Das liegt wohl so im Blut," fuhr sie immer in dem gleichen Ton fort. „Sein Vater machte es ebenso."

Hagen war aufgesprungen und ballte die Fäuste. „Canaille," murmelte er zwischen den Zähnen. Er wußte in diesem Augenblicke selber nicht, ob seine Verwünschung dem Vater oder dem Kinde galt.

„Thu den Jungen fort, Anna!"

Sie schüttelte leise abwehrend das Haupt.

„Ich hab' ihm das Leben gegeben — ich muß ihn behalten. Wo auch sollte er hin? Zu seinem Vater vielleicht? Der würde sich bedanken."

„Wo — ist — der Vater?"

Sie zuckte mit den Schultern.

„Darf ich etwas fragen, Anna?"

„Alles. Es ist Dein Recht — weshalb bist Du überhaupt so sanft mit mir?"

Er gab darauf keine Antwort.

Nach einer kleinen Pause erst sagte er:

„Du brauchst mir am Ende ja nur zu sagen, was du willst."

Sie nickte. „Frage!"

Er räusperte sich, als ob ihm etwas in der Kehle stecke, über das er nicht fortkönne. Dann sah er sie beinahe hilflos von der Seite an. Ihr wehe zu thun, hätte ihm ebenso schmachvoll gedünkt, als ein verwundetes, wehrloses Tier zu quälen.

„Mein Gott, wie Du gut bist," stöhnte sie auf, „ich weiß ja längst, was Du fragen willst — ob er mich geheiratet hat?"

Er nickte stumm.

Sie lachte kurz und spöttisch auf.

„Er hat sich gehütet. Nachdem er hatte, was er von mir gewollt, war's aus mit der großen Liebe. Wär' ich nicht überdumm und leichtsinnig gewesen, ich hätte in der ersten Stunde sehen müssen, wie es um seine Gefühle bestellt war. Nach vier Wochen schon, wir waren kaum in Genua angekommen, ließ er mich hungern und schlug nach mir, sobald er seinen Rausch hatte, und das war oft und immer öfter.

„Ich lief ihm nur noch nach, weil ich das Kind unter dem Herzen hatte. — Hätt' ich damals gewußt, daß ich sein Ebenbild zur Welt bringen würde — all die Quälerei wäre nicht nötig gewesen. — In Genua ist ja Wasser genug. Aber damals, damals glaubte ich noch an das Kind — und hoffte darauf, wie auf meiner Seelen Seligkeit. — Na und nachher, wie es erst da war, da hieß es aushalten. Und so heißt's heute und wohl noch eine lange, lange Weile bei meinen fünfundzwanzig Jahren!"

Digitized by Google

Hagen hatte die Fäuste geballt, als ob er ihm, der ihr das alles angethan, körperlich zu Leibe wollte. Der Grimm schüttelte ihn förmlich.

„Armes Weib, armes Weib!“

Sie hob die Augen verwundert zu ihm auf.

„Du hast noch Mitleid mit mir? Du? Ja, was bist Du denn für ein Mensch?“

Er hatte sich ein wenig zu ihr herabgebeugt.

„Mitleid? Nun ja — wenn Du es so nennen willst, Anna.“

Jetzt neigte er sich vollends zu ihr. Seine Hand lag auf ihrem Scheitel. Mit verzehrender Leidenschaft sah er zu ihr herab. Aber ihre Blicke trafen sich nicht.

In dem unnennbar süßen Gefühl, das sie durchströmte, hatte sie die Augen geschlossen.

Einen kurzen Augenblick verharrten sie so. Ihre Herzen standen still. Die Natur selbst, die schwachatmende, schien vollends den Atem einzuhalten.

Nun ließ er die Hand von ihrem Kopf sinken.

„Komm,“ sagte er, „es ist besser — wir gehen nach Haus.“

Sie folgte ihm willig wie ein Kind.

Auf dem langen Wege wurde kaum noch ein Wort gesprochen. In beiden zuckte die Erinnerung an den kurzen, seligen Augenblick nach.

Eine halbe Stunde vor dem Dorf trennten sie sich.

Hans Hagen schritt den steilen Abhang zum Schulhaus hinauf, den er nachmittags zu den Wiesen abgestiegen war. Anna ging durch die Dämmerung den schmalen Steig am Wasser entlang, bis sie an dem ragenden Schilfrohr angelangt war, welches das Haffufer an dieser Stelle völlig verdeckt. Ueber einen kleinen hölzernen Brückensteg erreichte sie das Dorf.

Am nächsten Morgen kam Felix Tiefs wieder einmal gänzlich unvorbereitet zum Unterricht. Zunächst halfen ihm die Kameraden, oder richtiger die Kameradinnen, die sein fremdartiges Wesen ihm gewonnen hatte, aus der Klemme — sie sagten ihm jede Silbe der Lektion vor.

Hans Hagen sah die kleine Betrugskomödie eine Weile mit an. Er hatte sich's zugeschworen, seine zur Schau getragene Gelassenheit dem Knaben gegenüber nicht zu verlieren. Am Ende, als die Sache auszuarten begann, untersagte er das Vorbeten in ruhigem Ton.

Beschämt, ertappt zu sein, hielten die kleinen Hilfsbereiten die Münder. Felix aber begehrte auf und behauptete, seine Lektion ohne Hilfe vorgebracht zu haben.

Noch immer ruhig, aber doch in verschärftem Ton sprach Hagen auf ihn ein und vermahnte ihn eindringlich zur Wahrhaftigkeit.

Der Junge zuckte verächtlich die schmalen spitzen Schultern, warf die Lippen auf und blieb bei seiner Behauptung.

Jetzt ließ Hagen, in dem trotz aller guten Vorsätze der Groll wieder aufzukochen begann, den Jungen aus der Bank heraustreten und examinirte ihn abseits von der Klasse.

Digitized by Google

Felix schielte mit seinen schwarzen, stechenden Augen unter dem dichten, schwarzen, tief in die Stirn herabhängenden Haarbusch wütend auf den Lehrer. Nicht eine Frage wußte er zu beantworten.

„Du wirst heut eine Stunde nachbleiben und hier in der Klasse unter meiner Aufsicht Deine Aufgaben lernen."

Der Junge kreischte auf wie ein wildes, kleines Ungeheuer. Einen italienischen Fluch ausstoßend machte er Anstalten, durch die halb offen stehende Thür nach dem Gang zu entwischen.

Hagen aber, nicht weniger gewandt als der Junge, hielt ihn am Kragen zurück.

„Auf der Stelle hier geblieben!"

Kopfschüttelnd, mit aufrichtiger Trauer sah er dem Knaben ins Gesicht.

„Besinne Dich, Felix — geh in Dich. Thut Dir's denn nicht selber weh, Deiner armen Mutter so viel Kummer zu bereiten?"

Der Junge sah ihm einen Augenblick mit einem unverschämten Grinsen ins Gesicht, dann lachte er höhnisch auf. Es klang genau wie das Lachen seines Vaters, mit dem er vor Jahren drunten in der Wiese Hans Hagen gehöhnt hatte.

In dem Lehrer kochte das Blut. Er hätte den Jungen würgen mögen.

„Meine Mutter" — und Felix lachte wieder dasselbe niederträchtige Lachen — „was geht die mich an? Die ist ja nicht 'mal Vaters Frau."

Vor Hans Hagens Augen flammte eine rote Glut auf. Er hatte nur noch das eine Gefühl: Halt an dich, daß du ihm nicht ans Leben gehst. Und dann schlug er ihm mit zwei lauten, wuchtigen Schlägen ins Gesicht.

Der Junge stieß einen kurzen Laut, weniger des Schmerzes als der Wut, aus. Dann sank er wie gefällt neben dem Lehrer besinnungslos auf die Diele.

Zwei Tage später, um die neunte Abendstunde, schlich ein alter, weißhaariger Mann, trotz seiner schweren, strohgefüllten Wasserstiefel fast unhörbar bergaufwärts dem Schulhaus zu.

Vorsichtig spähte er mit seinen noch immer scharf blickenden, verwaschenen blauen Augen umher.

Nichts rührte sich. Hier oben auf der Höhe am letzten Ende des Dorfes war es, wenn möglich, noch stiller als unten, wo schon alles im frühen Schlaf der Arbeitsmüden lag.

Bei der ersten Pappel vor dem Schulhaus, aus dessen Fenstern noch Licht schien, hielt der Alte noch einmal inne. Noch einmal spähte und lauschte er durch die Dunkelheit aufmerksam um sich. Dann kroch er mehr, als er ging, die wenigen Steinstufen zu der Schulhausthür herauf.

Mit seinen harten, braunen, knochigen Fingern klopfte er, zuerst ganz leise, dann, da niemand ihn zu hören schien, etwas lauter an die lehmfarbig gestrichene Thür.

Gleich nach dem zweiten Klopfen wurde die Thür von innen aufgeriegelt. Auf dem ziegelgepflasterten Flur stand Friederike, ein offenes Licht in der Hand.

Digitized by Google

Sie fuhr zurück, als sie den Alten gewahrte. Dann leuchtete sie ihm ins Gesicht und stieß einen Schreckensruf aus.

„Um Gottes willen, Tiefs, wie seht Ihr denn aus! Ist ein Unglück geschehen?"

Mit krummem Rücken schob sich der Alte an ihr vorbei in die Tiefe des Flurs.

„Pst!" — sagte er, „machen Sie keinen Lärm, Fräulein, und schließen Sie die Thür. Es braucht's noch keiner sonst zu wissen."

„Was denn, was?" fragte Friederike, beklommen die Thür schließend.

„Ist der Herr Lehrer nicht mehr wach?"

„Doch, ja — das heißt" — das alte Mädchen sah den Mann plötzlich mißtrauisch an.

„Kommt Ihr etwa im Auftrage der Anna?"

Tiefs wehrte ungeduldig ab.

„Lassen Sie mich schnell zum Herrn Lehrer, 's ist keine Zeit zu verlieren."

„Zweite Thür links," wies Friederike ihn kurz und noch immer mißtrauisch an.

Hagen saß über einem Buch an seinem Schreibpult, aber seine Augen starrten darüber fort ins Leere.

Er schien auch nichts von der Bewegung und der halblaut geführten Unterhaltung draußen auf dem Gang vernommen zu haben, denn er fuhr ebenso erschreckt als Friederike zuvor auf, als er den Alten jetzt gewahrte, der, seine Kappe in den Händen drehend, mit einem seltsamen Ausdruck in den verwitterten Zügen vor ihm stand.

Sein erster Gedanke war, daß Anna etwas zugestoßen sein könne.

Der Alte schüttelte, noch immer wortlos, den weißen Kopf.

Hagen atmete einen Augenblick erleichtert auf. Dann erst fiel ihm der Junge ein.

„Felix?" — fragte er gedehnt.

Der Alte drehte immer eifriger an der Kappe in seiner Hand, aber jetzt nickte er dazu.

„Na ja, Herr Lehrer — nehmen Sie's nicht zu schwer — 's hat wohl so kommen müssen — und ein Unglück ist's ja gerade nicht. — Vor einer Stunde ist der Felix" — und der Alte machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas Ueberflüssiges wegwischen wollte.

Hagen stieß einen unartikulirten, fragenden Laut aus.

Der Alte nickte.

„Tot, ja — der Bader meinte heut vormittag schon, er würde schwerlich durchkommen, Gehirnhautentzündung von wegen" — er wollte eine Bewegung des Schlagens machen, unterdrückte sie aber — „na, Sie wissen ja schon, Herr Lehrer."

Hans war zurückgetaumelt und hielt sich mit der nach hinten Halt suchenden Hand krampfhaft an der Lehne des Stuhls, auf dem er zuvor gesessen hatte.

Digitized by Google

Sein Gesicht war aschfahl geworden, unnatürlich erweitert seine brennenden Augen.

„Ich" — murmelte er kaum verständlich — „ich sollte?"

Der Alte stand eine Weile ruhig da, ohne ein Wort zu sprechen, ihn immer nur mitleidig betrachtend. Dann trat er einen Schritt näher auf ihn zu und sagte in gedämpftem Flüsterton:

„Das mag ja nun so sein oder nicht, — jedenfalls werden die beim Gericht sagen, der Herr Lehrer ist's gewesen. Das halten die Herren ja wohl so förmlich für ihre Schuldigkeit, daß, wenn was passirt, immer einer es gewesen sein muß. Was die Anna und ich sind, um unsertwillen dürfte die Geschichte gern totgeschwiegen werden — aber" — und der Alte kratzte sich den Kopf — „da ist der Herr Amtsvorsteher, und Sie wissen, Herr Lehrer, wie grün der Ihnen ist. Da hab' ich nun gedacht — nehmen Sie's nicht für ungut, Herr Lehrer — wenn Sie der häßlichen Geschichte aus dem Wege gingen! Wozu wollen Sie dem schlechten Menschen das Vergnügen machen, sich ins Loch stecken zu lassen — und der Anna und mir den Kummer? Noch weiß kein Mensch davon, daß der Junge tot ist. — In zwei Stunden geht die ‚Schwalbe' nach Kopenhagen. Ehe irgend ein Mensch von der Geschichte erfährt, sind Sie auf hoher See. Auf mich und die Anna können Sie sich verlassen. Sagen Sie ja, Herr Lehrer, — und ich helf' Ihnen auf den Weg."

Es wäre schwer zu sagen gewesen, was während der langen, eindringlich vorgebrachten Rede des Alten in Hagen vorgegangen war.

Starr, unbeweglich war sein Gesicht geblieben. Jetzt zum ersten mal ging etwas wie ein Zucken über seine Züge. Seine Lippen bewegten sich. Mühsam stammelnd brach es hervor:

„Glaubt — die Anna auch, daß ich schuld bin — an . . ."

Tiefs unterbrach ihn rasch.

„Nein — ganz im Gegenteil — sie meint, das habe schon lange in dem Jungen gelegen. — Aber, Herr Lehrer, das ist doch auch jetzt man gleich, was die Anna denkt. Es ist höchste Zeit für die ‚Schwalbe!'"

Der Alte machte eine Bewegung, als ob er Hagen nach der Thür drängen wollte, aber der blieb unbeweglich, wie angewurzelt stehen. Halb verwirrt, halb besorgt, starrte der Alte ihn an.

„Sie werden doch nicht hier bleiben wollen?"

„Ganz gewiß will ich das, Tiefs."

Dem Alten trat eine Thräne in die Augen.

„Ach, Herr Lehrer, auch das noch! Thun Sie uns das nicht an, daß Sie auch noch unsertwegen ins Gefängnis müssen, — alles um der Anna ihren Leichtsinn!"

Hagen legte dem Alten beide Hände auf die Schulter.

„Beruhigen Sie sich, Vater Tiefs — die Schuld, wenn es eine ist — trifft mich allein — und ich muß sie büßen — die Anna hat keinen Teil daran."

Der Alte schüttelte energisch den weißen Kopf.

Digitized by Google

„Das sind so Redensarten — ich weiß es besser — wär' das eine nicht gewesen — wär' das andere nicht gekommen." Und ihm die Hand auf den Arm legend — treuherzig: „Also Sie wollen wirklich nicht — noch ist es Zeit."

„Kein Wort mehr, Alter — ich bleibe."

Der Alte stülpte trotzig die Kappe auf das struppige weiße Haupt.

„Na, denn gut Nacht auch, Herr Lehrer!"

„Gute Nacht, Vater Tiefs, und Dank auch für eure Fürsorge!"

An der Thür drehte der Alte noch einmal um. Aber da Hagen nicht einmal nach ihm hinsah, schlich er leise tappend und schlurfend davon. — Nachdem Tiefs das Zimmer verlassen hatte, sank Hagen in einen Stuhl und legte das Gesicht in beide Hände.

In der dumpfen Schwüle des engen Zimmers überlief ein eisiger Schauer seinen Leib. Wild jagten die Gedanken in seinem Gehirn durch einander.

War's möglich, — sollte er ein Leben ausgelöscht haben, dessen Entstehen sein eigenes auf ewig vernichtet hatte?

War er, das Werkzeug einer höheren Macht, dazu erkoren worden, sich selbst gerechte Vergeltung zu schaffen? Oder war er nichts als ein gemeiner Totschläger, den der Zorn hingerissen hatte, sich an einem wehrlosen Kinde zu vergreifen, weil sein Dasein ihm ein Dorn im Auge war?

Und noch ein anderes, — wenn sein Schlag und der Tod des Kindes etwa nur teuflisch zusammengewürfelte Zufälligkeiten waren, die nichts, aber auch gar nichts mit einander gemein hatten?

Hans Hagen fühlte, daß er mit reinem Gewissen auf solchen Zufall geschworen haben würde, wäre das geschlagene Kind nicht — Felix Tiefs gewesen. Der Kopf brannte ihm, wie Glutströme ging es durch seinen Leib. Er sprang auf und riß das Fenster auf. Durch die Stille der dunklen, sternenlosen Nacht tönte ein seltsames Geräusch.

Ein Pfeifen und Zischen, ein Gurgeln und Stöhnen — dann Todesstille — und nun plötzlich ein langgezogener, heulender, nicht zu mißdeutender Ton — Sturm!

Hans Hagen reckte sich und breitete ihm tiefaufatmend die Brust entgegen.

Endlich war er da, der Ersehnte, der Erlöser! Draußen in der Natur, drinnen in seiner Brust hatte er sich angekündigt. Ob er Sieg oder Untergang brachte, die dumpfe Schwüle, die lähmende, langsam die Lebenskräfte auffangende, die mußte er vertreiben.

Hans hielt den Atem an, um auf das Kommen des Ersehnten zu hören. Nicht schnell, nicht wie ein übermütiger Eroberer zog er ein. Langsam kam er in langen Zwischenräumen, wie ein Zerstörer, der sein wohlgeplantes Werk bedächtig und sicher in Angriff nimmt. Mochte er. Wenn er nur überhaupt kam und das Ende der hirnverzehrenden Schwüle brachte!

Hans Hagen bog sich halben Leibes zum Fenster hinaus.

Gerade jetzt kam ein sausender Stoß vom Meer herüber und fuhr ihm über die in Angstschweiß gebadete Stirn und durch das kurzgeschnittene Haar, daß er den kalten Hauch erquickend auf der Kopfhaut fühlte.

Digitized by Google

Dann wandte er das Haupt von der Richtung des Meeres fort und sah über das schwarz daliegende Wiesenland zu seinen Füßen nach dem Dorf herüber. Dort drüben, hart an der kleinen Holzbrücke, schimmerte noch ein einzelnes Licht auf. Das war Vater Tiefs' Haus.

Wie oft während der letzten Monate, seit Anna wieder unter jenem Dach hauste, hatte er's durch die Nacht gesucht, bis sein Auge an irgend einem Merkzeichen haften geblieben war. Sonst hatte es dunkel und still dagelegen — heut brannte Licht — ein Totenlicht. Und eine Mutter saß am Lager ihres toten Kindes — und — er — er war der Mörder dieses Kindes. Und um das Lager des Gemordeten pfiff der Sturm, den er ebenso ungestüm herbeigesehnt, wie er das Kind von der Welt gewünscht hatte.

Ein gräßlich mirdischer Ton fuhr durch die Luft. Hagen prallte zurück. War er's selber, der so schauerlich klagend durch die Nacht geschrien hatte, war sein Gewissen endlich aufgewacht, um, da seine mörderischen Gedanken zur That geworden waren?

Noch einmal derselbe gräßliche Ton.

Kam er aus der dunklen Tiefe des Wiesenmoors unter ihm? Kam er drüben aus dem hellen Fenster von Vater Tiefs' Hause?

Schrie der Tote um Rache? Schrie Anna in ihrer Not zum Himmel und forderte ihr Kind zurück?

Jetzt tiefe Stille.

Dann hörte er unten im Dorf das Schilfrohr aufrauschen. Auch die Haffwellen wachten auf und trieben grollend gegen das Gestade. Sie schlugen fast bis an die Hinterwand des Zimmers, in dem Anna die Totenwacht hielt. Und plötzlich wieder derselbe gräßliche Schrei. — Nicht einer mehr — nein, von allen Seiten gellte er auf. Die ganze Luft schien davon erfüllt zu sein. Ueber die Wiesen her rauschte es wie von schlagenden Flügeln. Pfeilschnell fuhr es hinüber und herüber durch die Dunkelheit, über das Moor und die Wasserläufe zwischen Meer und Haff. Die Möwen, die Vorläufer des Sturmes, die Herolde, die ihn ankündigen, waren zu Scharen aufgeflogen, um weit über den schmalen Inselstreifen hinaus sein Kommen zu verkünden. — Und nun war er da. Und um so länger er hatte auf sich warten lassen, mit um so furchtbarerer Gewalt brach er herein.

Jetzt gab es keine Pausen, kein Verweilen, kein Besinnen mehr. Aus allen Himmelsgegenden kam er angepfiffen, angeheult, angerast. Vom Meer her und vom Haff — aus den Buchenkronen des Forstes hinter dem Moor. Von unten her aus den Wiesen schien er aufzurauschen wie gurgelnde, kochende Sprudel. Dazwischen tönte die wütende Stimme des Meeres herüber, die Pappeln krachten, das Schilfrohr ächzte und stöhnte, und mitten in diesem tosenden Chaos lag das tote, das erschlagene Kind.

— — — — — — — —

Mühsam rang der Tag durch sturmgepeitschte Wolken, als eine zagende Hand an die Thür des Schulhauses klopfte.

Digitized by Google

Niemand gab Antwort, niemand öffnete.

Schliefen sie da drinnen, oder wollte man dem angstbebenden Weibe draußen, das durch den Sturm hinaufgekeucht war, den Eingang wehren?

Es würde ihnen nichts helfen. Sie wollte, sie mußte hinein, und sie würde den Eingang erzwingen.

Sie legte die Hand auf die Klinke. Die Klinke gab nach. Das Haus war über Nacht unverschlossen geblieben.

Leise wie ein Schatten huschte sie über den ziegelgepflasterten Flur bis zu Hans Hagens Zimmerthür. Wieder klopfte sie, leise, kaum hörbar. Da wurde drinnen ein müder, schleppender Schritt laut, der Schritt eines alten Mannes. Die Thür wurde aufgeklinkt.

„Ich wußte es, daß Du kommen würdest," sagte Hans Hagen ruhig und zog sie hinein.

Das schöne blonde Haar vom Sturm zerzaust, am ganzen Körper zitternd, geknickt, zerschlagen, wie das leibhaftige böse Gewissen, so stand sie vor ihm.

Starr vor Verwunderung sah er zu ihr hin.

„Du?" sagte er, sie nur immer mit den Blicken messend, „bist Du denn nicht gekommen, um mir zu fluchen?"

„Hat Dir Vater nicht gesagt, was ich davon denke?"

„Ja. Aber während der Nacht glaubt' ich, Du würdest doch wohl andern Sinnes werden, — und wenn der Doktor und der Amtsvorsteher Dir erst gesagt haben, daß ich der —"

Sie unterbrach ihn rasch, in fliegender Hast.

„Darum gerade komme ich zu Dir. Der Amtsvorsteher war schon da mit dem Bader, bei Morgengrauen."

Ein Schauer durchschüttelte sie.

„Schrecklich war's, was sie sagten — aber ich leid's nicht — Du — Du sollst gerettet werden."

Ein rauhes Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf, aber sie unterdrückte es schnell und sprach fort.

„Daß Du schuldig seist, sei klar am Tage, meinten sie. Da brauchte es erst keiner langen Untersuchung. — Wie die Dinge hier lägen, käme der Junge ins Grab und Du ins Gefängnis.

„Und nun ist er fort in die Stadt, um die Anzeige zu machen, — und den Leichendiener hat er schon bestellt, damit das Kind nur ja recht schnell unter die Erde kommt."

Sie war in einen Stuhl gesunken, den er ihr hingeschoben hatte, und stöhnte angstvoll auf.

Mit einem Blick unsäglichen Mitleidens sah er zu ihr hin.

„Es wird anders kommen, Anna — der Mensch hat Dich belogen; so ohne weiteres wird kein Mensch verurteilt, und das Kind dürfen sie Dir nicht begraben, ehe nicht die Todesursache festgestellt ist."

Sie sah ungläubig zu ihm auf.

Digitized by Google

„Meinst Du?“

„Ja. Nur daß es nicht viel helfen wird. Man wird mich schuldig erfinden.“

Sie fuhr auf. Eine schwache Röte stieg in ihr weißes Gesicht.

„Nein, nein, Du bist es nicht. — Ich fühl's — ich weiß es. Felix war immer krank — sagt' ich Dir's nicht erst neulich unten in der Bucht, als ich die Medizin für ihn holte? Krank von Geburt an. — Unten in Genua, da war das nicht so zu merken — aber seit wir hier auf der Insel sind — der Sturm, das rauhe Klima — sein Kopf konnte das nicht vertragen — o, Du wirst ja sehen — Du wirst ja sehen.“

Unter dem braunen Brusttuch, das sie um die schmalen Schultern geschlungen trug, holte sie mit fliegenden Fingern einen Brief hervor. ·

„Hier hab' ich's für den Kreisphysikus aufgeschrieben, daß er kommen soll sogleich. Wenn er nichts findet, so dürfen sie Dich nicht 'mal in Untersuchungshaft nehmen, sagt Vater, was auch der Amtsvorsteher vorbringen mag.“

Sie hielt ihm den Brief entgegen.

„Da nimm, sorg Du, daß er hinkommt, so schnell als möglich — ich — ich muß zu dem Felix zurück und wachen, daß sie ihn mir nicht ins Grab legen.“

Sie wandte sich, um zu gehen.

Er rief sie noch einmal zurück.

„Die Sache wird den Lauf nehmen, den sie nehmen muß — wie der Sturm draußen, den nichts mehr aufhält, wenn er einmal entfesselt ist. Aber ich danke Dir, Anna, daß Du so besorgt um mich bist — nach allem, was geschehen ist.“

Sie murmelte etwas, was er nicht verstand. Hatte sie so leise gesprochen, daß sie nicht zu verstehen war? Hatte der Sturm draußen, der wie rasend in den Pappeln tobte, ihre Worte verschlungen? Hans Hagen wußte es nicht. Er wußte nur, daß da um Armes Länge vor ihm das Weib stand, das er geliebt hatte, seit er denken konnte, ebenso unglücklich, ebenso vernichtet und zerschlagen wie er selbst, und daß nichts — nichts mehr von einem zum andern führte, daß der Tod des Kindes, anstatt den Abgrund zu überbrücken, den seine Geburt zwischen sie gelegt, ihn nur noch tiefer gerissen hatte.

„Anna!“

Wie ein Ertrinkender streckte er die Arme nach ihr aus.

Aber sie sah und hörte ihn nicht mehr.

Lautlos, wie sie gekommen, war sie über die Schwelle zurückgehuscht.

Draußen sah er die schlanke Gestalt sich dem Sturm entgegen bergabwärts kämpfen, hinunter zu dem Haus des Todes, das die grauweißen Haffwellen hochaufspritzend umtosten.

Der Amtsvorsteher hatte mit seiner Anzeige leichtes Spiel gehabt. Es gab noch genug Leute, die sich der früheren Beziehungen des Lehrers Hagen zu der Mutter des verstorbenen Kindes erinnerten. Nichts wahrscheinlicher, als daß der Lehrer die Frucht des Treubruchs in dem Knaben haßte, und Haß und Zorn ihn zu der furchtbaren That hingerissen hatten. Da man dieser romanhaften Geschichte schließlich auch noch ein romanhaftes Ende zutrauen durfte,

Digitized by Google

wie gemeinsame Flucht der Liebenden, oder gar Selbstmord aus nachträglicher Reue - ging man so weit, den Lehrer sicherheitshalber in Untersuchungshaft nehmen zu lassen.

Gleichzeitig gelangte die Verordnung zu Anna, daß die Beerdigung des Kindes bis auf weiteres zu sistiren sei.

Sie atmete auf und wartete nun gelassen auf das, was kommen mußte.

Endlos dehnten sich die Stunden, fügte sich Tag zu Nacht. Und während dessen saß er drüben in der Stadt, im finstern Haus, in enger Zelle, hinter Schloß und Riegel, wie ein gemeiner Verbrecher — er, den sie liebte, seit sie sich an ihm versündigt, mit einer Liebe, die ebenso leidenschaftlich wild als hoffnungslos elend war. Und alles durch ihre Schuld, einzig durch ihre Schuld!

Und draußen heulte und tobte der Sturm mit immer gleicher, niemals rastender Wut, Tag und Nacht Nacht und Tag.

Am vierten Tage nach dem Tode des Kindes kam ein Wagen von der Stadt her bergabwärts gefahren. Als er am Schulhaus vorüberfuhr, reckten die Herren, die den Vorder- und Rücksitz besetzt hatten, sich die Hälse aus. Aber es gab nichts zu sehen. Thüren und Fensterläden waren fest geschlossen.

Und nun hielt der Wagen unten an der Brücke vor Peter Tiefs' Hause.

Der Kreisphysikus, der Kreiswundarzt, der Amtsrichter und ein Leichendiener stiegen aus.

Auch der Amtsvorsteher war zitirt worden.

Er grinste in sich hinein. Mochten die da finden und zu Protokoll geben, was sie Lust hatten, der Lehrer hatte den Jungen doch tot geschlagen. Er mußte aus dem Amt, und sein Aeltester kam an die Stelle, die ihm schon lange gebührte. Endlich würde die Gerechtigkeit siegen!

Bleich, mit schlotternden Knien, die Lippen fest zusammengepreßt, kauerte Anna in der Küche am erloschenen Herdfeuer und wartete auf das Ergebnis der Untersuchung. Ab und zu krampften sich ihre Finger wie im Gebet zusammen, stießen ihre Lippen lallende, flehende Laute aus.

Es war ja nicht möglich, daß er schuldig war an dem Tod des Kindes nicht möglich, daß auch das noch über ihn kommen sollte durch ihre Schuld! Ein halbes Menschenleben dünkte es ihr, bis die klapperige Küchenthür endlich aufgeklinkt wurde und man sie in die Stube rief.

Neugierige Blicke musterten sie. Dann wurde ihr ein frisch beschriebenes Papier übergeben. Ihre Augen irrten über die krausen Schriftzüge, ohne den Sinn zu verstehen.

Der Kreiswundarzt, ein noch sehr junger Mann, den die Geschichte mächtig angriff, sah sie mitleidig an.

„Der Totenschein, gute Frau. Ihr Kind ist nicht an den Folgen des Schlages, sondern an tuberkulöser Gehirnhautentzündung gestorben. Erbliche Belastung," fügte er, zu den anderen zurücktretend, hinzu.

Anna nickte nur stumm, faltete das Papier zusammen und ließ es in die

Digitized by Google

Tasche gleiten. Was brauchten diese Fremden von dem ungeheuren Dankgefühl zu wissen, das sie wie mit neuem Leben durchströmte.

Wenige Stunden später, kurz, ehe die Dämmerung einbrach, wurde Felix Tiefs zu Grabe gebracht.

Nur wenige Leidtragende folgten dem kleinen tienenen Sarg.

Nachdem es sich wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, daß der Lehrer nicht schuld an dem Tode des Jungen war, sondern daß das Kind eines durchaus natürlichen Todes gestorben, hatte die Teilnahme der kleinen Gemeinde sich bedeutend verringert. Selbst die im übrigen stark angezweifelte Behauptung des Amtsvorstehers, daß die ganze Sache eine Schiebung sei, weil der Lehrer eben der Lehrer wäre und die Herren ihresgleichen, einem „Gebildeten", nicht an den Kragen wollten, vermochte das Interesse an dem plötzlichen Tod des Kindes nicht wieder zu beleben.

Niemand hatte den Jungen je gemocht. Sein innerstes Wesen war ihnen allen fremd geblieben. Er war von der Gemeinde immer nur geduldet gewesen. Nun hatte die Sektion gar noch ergeben, daß er krank von Geburt an war. Was sollte man da groß klagen, eine Teilnahme heucheln, die nicht länger bestand?

Im Gegenteil, ein rechtes Glück war's, daß die Anna ihn los war. Jetzt würde sie noch einmal aufleben können.

Selbst die wenigen, die der Tod des Kindes näher anging, konnten zu einer feierlichen Stimmung nicht kommen.

Der Sturm raste mit so dauernder Gewalt über die Insel, daß die Leidtragenden Mühe hatten, sich hinter dem Sarge aufrecht zu halten. Die armseligen Kränze von Strohblumen, Immortellen, Schilf und Erika, mit denen das letzte Haus des Knaben geschmückt war, wurden auf dem kurzen Wege bis zum Grabe vom Sarge heruntergerissen und weit hinaus bis in die Dünen getrieben.

Die gutgemeinten Worte des alten Pastors an der offenen Gruft verhallten ungehört, vom Sturm zerflattert und verweht, und polternd und rasselnd stürzten die gelben Erdschollen auf den Sarg hinab, ehe noch eine Hand sich gerührt hatte, um dem Toten den letzten Ehrengruß nachzuwerfen.

Rasch ging die kurze Feier vorüber, die im Grunde nichts anderes gewesen war als ein vergeblicher Kampf mit dem wütend entfesselten Element.

Ein jeder war froh, als er das sichere Strohdach wieder über seinem Kopf fühlte.

Der frühe Abend sank herein. Peter Tiefs saß drüben im Krug, um sein Ungemach zu vertrinken; Anna war allein in dem öden, wellenumtobten Hause.

Auf demselben Tisch — dem einzigen des Hausrats — auf dem heut mittag die Leiche des Kindes sezirt worden war, trug sie ein trüb brennendes Licht, eine Tintenflasche mit halb eingetrockneter Tinte und daneben einen Briefbogen, der vom langen Liegen angegilbt war.

Eine paar Minuten lang preßte sie das blasse, schmale Gesicht in die Hände. Dann wischte sie mit dem Rücken der Linken eine Thräne aus den Augen, während die Rechte schon den Federstiel gefaßt hielt.

Digitized by Google

Sie schrieb lange und langsam, jedes Wort bedächtig erwägend. Dann überlas sie das Geschriebene noch einmal, nickte wie zustimmend mit dem Kopf, schloß den Brief und legte ihn unter ihr blaugewürfeltes Kopfkissen.

Vorsichtig umherschleichend, leise auftretend, als ob in dem öden, menschenleeren, kleinen Haus jemand gestört werden könne, schlich sie durch Flur und Küche und Stuben, hier und dort ein Stück aus Schrank oder Lade nehmend. Nachdem sie einige ihrer Habseligkeiten, Wäsche, Schuhzeug und Kleider zusammengetragen, machte sie ein Packet daraus und schob es unter das Bett.

Dann löschte sie das Licht und legte sich im Dunkeln schlafen neben das leere Kinderbett, aus dem man heut die Leiche fortgetragen.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages hatte Hagen die Nachricht erhalten, daß die Obduktion seine Unschuld erwiesen habe, daß er frei und aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen sei.

Seitdem waren fast zwei Stunden verflossen und noch hatte er sich nicht vom Fleck gerührt.

Nach den furchtbaren Qualen, die sein Inneres während der letzten Tage durchstürmt hatten, war es jetzt wie eine Art lähmender Lethargie über ihn gekommen.

Schwer und träge kamen und gingen die Gedanken: Er war nicht schuld an dem Tod des Knaben, seine Hand wenigstens hatte ihn nicht getötet — er war frei, zu kommen und zu gehen — er konnte in die Heimat zurückkehren als unbescholtener Mann — die Thür des Schulhauses würde sich wieder für ihn öffnen — er durfte das alte Leben aufs neue beginnen, den täglich sich erneuenden ermüdenden Kampf mit der kleinen Schar, die seiner Obhut anvertraut war, wieder aufnehmen.

Die aufreibende Bewachung Friederikes, die jede seiner Bewegungen, seiner Mienen ängstlich beobachtete, würde aufs neue beginnen — wieder würde er mit Anna auf derselben engen Scholle leben und doch wie durch Weltteile von ihr getrennt sein. Sie unten in der elenden Fischerhütte, er oben hinter den Pappeln des Schulhauses, und zwischen ihnen immer derselbe gähnende Abgrund. — Ein Schauer überlief ihn. — Nein — das nicht — nur das nicht — er konnte — er wollte nicht zurück.

Mechanisch ließ er den Blick durch die enge Zelle schweifen, die er sich schon gewöhnt hatte, halb und halb als seine künftige Heimat zu betrachten.

Auf dem schmalen Tisch lagen Bücher und Papiere wirr durcheinander, Kleidungsstücke auf dem Holzsessel und dem dürftigen Lager an der Wand.

Er war damit beschäftigt gewesen, seine Habseligkeiten zusammenzupacken. Dann hatte er sich in dieser Beschäftigung unterbrochen.

Jetzt stand er reglos mitten zwischen diesem wirren Durcheinander und starrte durch das kleine vergitterte Fenster auf den winzigen Ausschnitt Himmelsgrau, der zu ihm hereinlugte.

„Herr Lehrer," der Aufseher hatte es schon zum drittenmal gerufen.

Nun wandte sich Hagen nach dem Eingetretenen um.

Digitized by Google

Seine tiefliegenden dunklen Augen brannten so düster unter der scharf vortretenden Stirn, daß der Aufseher erschreckt vor ihm zurückfuhr.

Wahrhaftig wie ein Verurteilter, nicht wie ein Freigesprochener sah der Mann aus.

„Einen Brief, Herr Lehrer. Ein Junge aus Ihrem Dorf hat ihn gebracht."

Ein Schimmer von Farbe stieg in Hans Hagens bleiches Gesicht. Hastig streckte er die lange, schmale Hand nach dem Brief aus.

Kopfschüttelnd entfernte sich der Aufseher.

Nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, las Hans mit fiebernden Augen, was Anna gestern beim Schein des trüben Lichts auf den vergilbten Bogen niedergeschrieben hatte.

„Ich wollte Dir nur sagen, daß ich glücklich bin, daß Du nun wieder freikommst und alles für Dich wieder in Ordnung ist. Du kannst nun ruhig hier Deine Stelle behalten und in Frieden weiterleben, und damit Dich nichts mehr stört, gehe ich heute noch fort, sobald Vater um Mittag rum beim Strandvogt ist, mit dem er Geschäfte hat. Jetzt, wo das Kind tot ist, brauche ich Vater nicht mehr zur Last zu sein. Ich für mich allein kann unter fremde Leute gehn. Allein kommt man immer durch. Vater wird auch einverstanden sein, wenn er's erfährt. Er wird dann auch wieder ganz zur Ruhe kommen. Es wäre hübsch von Dir, wenn Du ab und zu 'mal nach dem alten Mann sehen wolltest. Er hängt sehr an Dir. Lebe wohl und Dank für alles, und wenn Du kannst, vergiß, was ich über Dich gebracht habe.

Anna Tiefs."

Der Brief entsank seinen Händen und fiel zwischen seinen Knien zu Boden, ohne daß er es gewahrte. Derselbe Gedanke, den er gehegt: sie konnten nicht länger dieselbe Luft atmen — sie mußten sich trennen — für immer.

Nur sie war's nicht, die gehen sollte.

Selbst wenn es ihn mächtig zu den alten Verhältnissen gezogen hätte, niemals würde er durch eine Rückkehr sie von der Heimatscholle fort in eine neue ungewisse Ferne gejagt haben. Noch heut um die Mittagsstunde wollte sie gehen. So war es höchste Zeit, ihr seine Entschlüsse mitzuteilen, ihr zu sagen: Bleibe Du in Frieden, ich gehe.

Sollte er selbst ins Dorf hinauf, ihr die Nachricht zu bringen?

Nein, das nicht. Ihm graute förmlich vor der langgestreckten Straße mit den bekannten Gesichtern, die ihn alle neugierig anstarren würden. Vor seinen Schülern, die er seit dem Tage nicht gesehen, da Felix Tiefs besinnungslos neben ihm auf die Diele gesunken war. — Vor dem Wiedersehen mit Anna unter den Augen aller derer, die ihn und seine Geschichte kannten. — Die letzte Stunde, die Abschiedsstunde wenigstens sollte ihnen noch allein gehören.

Er hatte ihr so viel zu sagen, das in den letzten einsamen Tagen erst klar in ihm geworden war. Er wollte ihr sagen, daß er ihr keinerlei Schuld mehr vorzuwerfen habe, daß ihre Vergehen eines dem andern nichts nachgäben.

Sie hatte das Kind in Sünden geboren, sein sündiger Wunsch hatte es getötet, ob auch Aerzte und Richter ihn freigesprochen hatten.

Digitized by Google

Wo war da noch ein Unterschied?

Wer wollte sich vermessen, zu behaupten, daß die Schuld des einen schwerer als die des andern wöge? Das alles und noch viel mehr, was ihm auf der Seele brannte, wollte, mußte er ihr sagen, ehe sie auf immer von einander gingen.

Nicht der Gedanke eines Schuldbewußtseins gegen ihn sollte mehr auf ihr lasten.

Er trat an den Tisch, auf dem er zuvor Bücher und Papiere in vollständiger Gedankenabwesenheit durcheinander geworfen hatte, riß ein weißes Blatt aus einem Schulheft und schrieb mit Bleistift ein paar Zeilen darauf. Dann faltete er das Blatt mit fliegenden Fingern zusammen und steckte es in einen Umschlag, den er an Anna Tiefs überschrieb.

Er riß die Thür auf und rief nach dem Aufwärter, daß es laut durch die stillen Gänge und Treppen hallte.

Dann fiel ihm ein, daß er ja ein freier Mann sei, zu kommen und zu gehen nach seinem Gefallen, und sich selbst einen sichern Boten suchen konnte. Rasch machte er sich auf den Weg und hatte bald gefunden, was er suchte. Nach kaum zehn Minuten war der Brief nach dem Haff unterwegs.

Um sechs Uhr hatte er Anna in die Bucht an der Mole bestellt. Vom Kirchturm hatte es kürzlich elf geschlagen. Fast sieben Stunden galt es noch hin zu bringen!

Beinahe gedankenlos ging er eine Weile am Bollwerk auf und ab und ließ sich den Sturm durch die Kleider wehen. Das geschäftige Leben, das sich gewohnheitsmäßig um ihn her abspielte, bemerkte er nicht einmal. Wenn seine Blicke nicht gedankenleer starr vor sich hin gerichtet waren, suchten sie die Richtung nach dem schmal auslaufenden Ende der Insel, auf dem er Anna noch vermuten durfte, Anna, die jetzt vielleicht seinen Brief in Händen hielt.

Dann schlug er den Weg in die Stadt zurück ein. Dabei kam ihm allerhand in den Sinn, was ihm eigentlich zu thun obgelegen hätte.

Er hätte an Friederike schreiben sollen, die er gleich am Morgen nach dem Tode des Kindes nach Stralsund zu Verwandten geschickt hatte. Auch mußte das Notwendigste an Büchern und Kleidung aus dem Schulhaus geholt werden, wenn er heut vor Nacht noch die Insel verlassen wollte. Wo er eigentlich hin wollte, was er für die nächste Zukunft beginnen wollte, die vollständig dunkel und aussichtslos vor ihm lag, darüber dachte er nicht einmal.

Es war, als ob ein dunkles Gefühl ihn beherrsche, daß nach dem Wiedersehen und dem Abschied von Anna doch alles weit, weit anders werden müsse als er es jetzt zusammen klügelte.

Müde vom Denken und Grübeln, von qualvollen Selbstmartern, kehrte er endlich in einem bescheidenen Wirtshaus ein, in dem er sich ein kleines Hofzimmer und etwas zu essen geben ließ. Ehe aber der Kellner ihm noch die gewünschte Mahlzeit gebracht hatte, lag er schon lang ausgestreckt auf dem schmalen Bett und schlief den traumlosen bleiernen Schlaf der Seelenübermüdeten.

Digitized by Google

Als er aufwachte, schlug es halb sechs.

Er hatte gerade noch Zeit, den Weg nach der Bucht zurückzulegen.

Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen. Auch war der Himmel nicht mehr so gleichmäßig dickgrau wie während der ganzen letzten Sturmwoche. Die Wolken hingen in vielfarbigen Fetzen umher, in allerhand Schattirungen vom tiefsten Schwarzblau bis zum weißlichen Grau. Jetzt brach sogar die Abendsonne durch eine düstere, blauschwarze Wand und malte violettrote und orangegelbe Streifen an den westlichen Himmel.

Aber die Lichtblicke waren nur von kurzer Dauer. Bald schoben sich die dicken Wolken wie Coulissen wieder über der Sonne zusammen, und dann setzte der Sturm mit neuer, doppelt mächtiger Gewalt ein, als ob ihn die kurze Ruhepause reue, die er sich gegönnt hatte.

Gerade während Hans Hagen die Dünen hinauf schritt, war es verhältnismäßig still. Ab und zu schlug ihm aus den schwarzblauen Regenböen ein Sprühschauer ins Gesicht.

Oben auf dem Kamm der Düne blieb er stehen.

Unter ihm lag das Meer, wie er, der rauh gewöhnte Sohn der Insel, es in der langen Zeit brütender Schwüle zu sehen ersehnt hatte.

Blauschwarz mit hohen weißen Kämmen wälzte es sich heran, brüllend dem Strand entgegen. Turmhoch schwoll es empor und fiel dann wieder zu schwarzen Abgründen zurück — auf und nieder — auf und nieder, in immer gleicher, niemals rastender, gewaltiger Bewegung.

Als er auf den Strand hinunter trat, war die Sonne gerade wieder hinter einem blaugrauen Wolkenfetzen verschwunden, und ein Sturmstoß packte ihn, als ob er ihn jählings zu Boden werfen wollte.

Nirgend, so weit das Auge den gelben Strand verfolgen konnte, war ein menschliches Wesen zu sehen.

Sollte Anna ihm die letzte Bitte versagen? Sollte sie Dorf und Insel verlassen haben, ehe ein letztes versöhnendes Wort zwischen ihnen gesprochen war?

Es kroch ihm etwas eisig zu Herzen bei diesem Gedanken. Gehen sollen auf Nimmerwiedersehen, ohne einen letzten Blick in das liebe bleiche Gesicht, ohne einen Druck der Hand, die er einst geglaubt fürs Leben halten zu dürfen!

Ein bitteres, jammervolles Wehe durchzuckte ihn. Er hatte Anna nie so heiß, so qualvoll sehnsüchtig geliebt als in dieser Stunde. Er legte die Hand über die Augen, um sie vor dem Sturm zu schützen und schärfer hinaus zu sehen. Da — täuschte er sich oder bewegte sich etwas Dunkles auf dem gelbweißen Sande der Bucht? — Kämpfte nicht eine feine Gestalt gegen den Sturm, hin- und hergebeugt wie der Strandhalm zu seinen Füßen?

Ja, sie war es, Anna. Er fühlte wieder wohlthätige Wärme den Körper durchdringen.

So schnell ihn seine Füße durch die aufgewühlten Sandwellen trugen, eilte er zu ihr hinunter.

Sie hatte sich in einen geschützten Winkel gekauert und sah ihm entgegen.

Digitized by Google

Die schwarze Trauerkleidung, das blasse, schmal gewordene stille Gesicht, das schwarze Kopftüchlein, das die wirre Fülle ihres köstlichen Blondhaars zusammenhielt, ließen sie jung, fast knospenhaft kindlich erscheinen.

Etwas unendlich Rührendes lag in ihrer Gestalt, in ihrem hilflosen, suchenden Blick.

Und nun hatte er sie erreicht. Ebenso still, ebenso bleich wie sie selbst stand er vor ihr. Er wagte es nicht, sie anzurühren, aber jeder seiner Blicke war eine unausgesprochene Liebkosung. Als ob er die ganze Gestalt in sich hinein trinken wollte, sah er sie an.

Und plötzlich wurde es ihm klar, was er die ganze Zeit über dunkel empfunden hatte — er konnte sie nicht lassen, es gab kein Leben mehr für ihn ohne sie. Wertlos war es ihm, wie der Gischt der Schaumwelle, der, sich über die Mole wälzend, bis in ihren stillen Winkel drang. — Er hatte ihre Hände ergriffen, und sich zu ihr herabbeugend, fragte er so leise, daß sie es nur von seinen Lippen lesen konnte:

„Warum wolltest Du mir das thun, Anna? — Fortgehen ohne Lebewohl?"

Sie sagte nichts und senkte nur den Blick, und er hatte wohl auch keine Antwort erwartet, denn über ihr blondes Haupt fort blickte er, sie immer bei den Händen haltend, in die tobende Wasserwüste hinaus.

Ein Gedanke war ihm gekommen — kaum geboren, auch schon zu einem unbezwinglich Zwingenden gewachsen. Ein Gedanke, so natürlich, so selbstverständlich, daß er es nicht begriff, wie dieser Gedanke erst heut hatte geboren werden können.

Was sollten sie noch hier, eines ohne das andere, zwei verlorene Wanderer, für die es keine gemeinsame, bleibende Stätte mehr gab? Zwei Schiffbrüchige, die alles verloren hatten außer dem nackten Leben, das ihnen beiden gleich wertlos war?

Er sah wieder zu Anna zurück. Auch ihre Augen hatten das Meer gesucht und blickten mit einem seltsam sehnsüchtigen Schimmer ins Weite.

Und dann plötzlich senkten sich ihre Blicke ineinander und wortlos las eines des andern Gedanken daraus, ohne Mißverstehen, ohne Zaudern. Er hob sie auf und zog sie an seine Brust, und seine Arme hielten sie fest umschlungen und sein Mund lag auf ihrem Munde, und sie küßten sich, wie sie sich nie zuvor geküßt hatten, und wie sie sich nur in dieser Stunde küssen konnten, da sie eins geworden waren für Zeit und Ewigkeit.

Lange standen sie so. Aus ihrem Bewußtsein war jedes Zeitmaß verschwunden.

„Komm," sagte er dann, und eng verschlungen betraten sie die breiten, unregelmäßigen Quadern der Mole.

Auf der einen Seite das tintenschwarze Hafenwasser, über das kreischend die Möwen flogen, es mit ihren weißen Leibern streifend, auf der andern Seite das offene, brüllende Meer, so schritten sie hinaus.

Digitized by Google

Noch schlugen die Wellen nur von der Meerseite her auf den Steindamm herauf und rollten bis zu den Füßen der langsam, fast feierlich dahin Schreitenden.

Und dann plötzlich traten die Wasser zurück. Still wurde es um sie her. Es schien, als wolle die Natur sich ihrem Vorhaben entgegenstellen. Der Sturm hielt den Atem an, und die Wellen leckten nur noch gierig an der Mole auf, ohne Kraft, sie zu überspülen.

Drüben über den waldbekränzten Dünenhöhen im Westen war die untergehende Sonne in ihrer vollen majestätischen Pracht blutrot aus der Wolkenwand hervorgetreten. Wie in purpurne Glut getaucht war der Himmel, und unterhalb der Küste lag das Meer wie flüssiges Feuer da. Am östlichen Himmel aber bauten sich trotzige, weißumrandete, schwarze Wolkenburgen auf, die drohend zu der purpurnen Glut herüberblickten.

Von dem hinreißenden Anblick überwältigt, waren die beiden einsamen Wanderer mitten auf der Mole stehen geblieben.

War das schon das Jenseits, das unbekannte Land, in dem sie die Heimstätte suchten, die die Erde ihnen verweigert hatte, das sich da vor ihnen auftat?

Immer mächtiger loderte die Glut am Himmel und im Wasser, über und unter ihnen schienen sich glühende Feuerströme hinzuwälzen, so weit das Auge reichte nach West und Nord ein großes, gewaltiges Feuermeer.

Da plötzlich pfiff es durch die Luft, wirbelte, sauste es um sie her, und mit einem einzigen gewaltigen Stoß jagte der Sturm die schwarzen Wolkenburgen in die rote Glut, bis sie ausgelöscht war und nichts mehr von ihr übrig blieb als schwarzes, farbloses Gewölke.

Schwarz der Himmel, schwarz das Meer. Mit wütender Gewalt peitschte die Brandung gegen die Quadern der Mole. Höher, immer höher. Nun waren die beiden, noch immer engumschlungen, an der äußersten Spitze des Steindamms angelangt. Zuletzt von einem Windstoß willenlos vorwärts getrieben. Ihre Füße, ihre Kleider waren vom Wasser überspült. Brust an Brust standen sie — Auge in Auge. Ihre Lippen konnten sich längst nicht mehr verstehen, aber ihre Seelen sprachen eine Sprache, die von einem zu dem andern hinüber flutete. Fester zog er sie an sich. Da kam's heran, sinkend und steigend, mit fürchterlicher Gewalt, ein schwarzblaues Ungetüm mit weißem Mähnenkamm. Es leckte, es brüllte, es packte zu — und über die Stelle, auf der die beiden müden Weltfahrer gestanden hatten, glitt der Gischt, bis die nächste Welle ihn hinunterspülte, den beiden nach, die der Sturm verweht und das Meer verschlungen hatte.

Digitized by Google

Erinnerungen an Franz Liszt.

Ein Plauderei von **Carl Reinecke.**

Mein erstes Begegnen mit Franz Liszt war kein persönliches; Liszt, im Zenith seines Ruhmes als Virtuose stehend, gab in Hamburg ein Konzert, und ich, als obskurer klavierspielender Knabe, hatte selbstverständlich keinen heißeren Wunsch, als ihn, den größten Klavierspieler seiner Zeit, zu hören, ein Wunsch, den der gütige Vater erfüllte. So wanderte ich denn klopfenden Herzens von der Nachbarstadt Altona nach dem Hotel „Alte Stadt London" auf dem Hamburger Jungfernstieg. Es war noch zur Zeit vor dem schrecklichen Hamburger Brande und zur Zeit der kleinen, intimen Konzertsäle. Der fashionabelste Hamburgs war der in dem genannten Hotel, nur circa vier- bis fünfhundert Hörer fassend. Liszt war meines Wissens der erste Klaviervirtuose, welcher seine Konzerte ganz allein, ohne jegliche Mitwirkung anderer Künstler, bestritt, so auch in diesem Konzerte, abgesehen davon, daß er das berühmte Septett in D-moll von Hummel mit Begleitung einiger Hamburger Künstler vortrug. Liszt, eine überaus schlanke, elegante Gestalt, begann mit der Sonate quasi una fantasia in Cis-moll von Beethoven, und ich erinnere mich genau, daß ich ebenso entzückt war von dem unvergleichlichen Vortrage der ersten beiden Sätze wie erstaunt über die rhythmischen Gewaltthätigkeiten, welche er dem letzten Satze angedeihen ließ. Aehnlich wechselten die Eindrücke bei mir während seiner ferneren Vorträge. Spielte er wie der echte Liszt, so spielte er wie vor und nach ihm kein anderer Klavier gespielt hat, seine erstaunliche, von keinem übertroffene Bravour und Virtuosität war stets mit Poesie und mit der feinsten musikalischen Intelligenz gepaart; Kühnheit, Leidenschaft, Anmut, Eleganz, Humor, Schlichtheit des Ausdruckes, alles war zu rechter Zeit da und zwang einen zu uneingeschränkter Bewunderung; kitzelte es ihn aber, die blinde Menge ein wenig zu nasführen, so ließ er sich zu allerlei Barocken verleiten, worüber sogar ich als Knabe schon den Kopf schütteln mußte. So entsinne ich mich, wie betroffen ich war, als er in der, übrigens wundervoll gespielten, Rossinischen Tell ouvertüre den Kuhreigen mit der rechten Seitenfläche des rechten Zeigefingers hämmerte! Unvergleichliche, durch nichts getrübte Leistungen, die mir noch heute, nach beinahe sechzig Jahren, klar vor der Seele stehen, waren das Septett von Hummel, die chromatische G-dur-Etude von Moscheles, das Schubertsche Ständchen und die schon erwähnten beiden Sätze aus der Beethovenschen sogenannten Mondscheinsonate. Sehr imponirte es mir, daß Liszt zwischen den einzelnen Vorträgen sich nicht zurückzog, sondern vom Podium herabstieg und mit der schönen Damenwelt als vollendeter Kavalier plauderte.

Manches Jahr war vergangen, ich lebte — im Jahr 1848 — in Leipzig, da geschah es, daß Ernst, der herrliche Geiger, der auf seinem Instrumente ähnlich genial wie Liszt war und sich damals längere Zeit in Leipzig aufhielt,

Digitized by Google

mich veranlaßte, mit ihm nach Weimar zu fahren, um Liszt einen Besuch abzustatten. Selbstverständlich war ich überglücklich, den Meister kennen lernen zu sollen. Gegen Mittag trafen wir in Weimar ein und eilten auf die Altenburg, wo Liszt damals residirte. Er empfing Ernst mit Herzlichkeit und mich, den Schützling desselben, mit der ihm eigenen herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Er lud uns sofort zur Mittagsmahlzeit ein, an der nur unser gütiger Wirt mit seinem Sekretär und Geschäftsträger Belloni, Ernst mit seinem Sekretär Franke und ich teilnahmen. Das Mahl war nicht lukullisch, aber von vornehmer Art, und zu den Speisen ward bayerisch Bier und Sekt kredenzt. Den letzteren verschmähte Liszt vollständig und äußerte dabei, wie seltsam es sei, daß er die Reputation habe, viel Sekt zu trinken und oft Saiten abzuschlagen, während doch beides nicht der Fall sei. (In der That bin ich nie Zeuge gewesen, daß er eine Saite sprengte, sein Anschlag war stets elastisch, selbst bei titanenhaften Ausbrüchen.) Zu jener Zeit war ihm ein Gläschen fine champagne lieber als die feinste Marke Champagner, und er vertilgte während der Tafel manches Gläschen. Als er auch uns davon anbot und Ernst für mich dankte mit den Worten: „Der Reinecke ist ein Puritaner, der trinkt keinen Schnaps," meinte Liszt: „Enfin, lieber Reinecke, Sie haben ganz recht, ich gewöhne es mir jetzt auch ab." Trotz dessen trank er dann sein Täßchen Mokka mit einem Schuß Cognac. Nach Tische forderte er mich auf, ihn zu einem Schüler zu begleiten, dem er eine Stunde zu geben habe (es war der jetzt in Leipzig als geschätzter Komponist lebende Professor Alexander Winterberger). Besseres konnte mir nicht geschehen, als Zeuge einer Klavierstunde zu sein, die Liszt gab! Während der ganzen Zeit verharrte Liszt stehend hinter dem Stuhle seines Schülers, machte feine, oft humoristisch gewürzte Bemerkungen zu dem Spiele, spielte ab und zu einzelne Stellen in geradezu unnachahmlicher Weise vor und — nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck Cognac aus einer kleinen Reiseflasche, die er in der Brusttasche bei sich führte. Am Abend forderte mich Liszt auf, ihm vorzuspielen, da ich doch an der inzwischen arrangirten Whistpartie thätigen Anteil nicht nehmen konnte. Er dagegen nahm desto liebenswürdigeren Anteil an meinem Spiele. Als er nun aber während des Whistspiels Grog von Cognac trank, konnte ich mich in meinem Erstaunen darob nicht der Frage erwehren, ob er wohl an dem heutigen Tage von dem Systeme des „Abgewöhnens" Abstand genommen habe? Er verneinte dies lachend, indem er hinzufügte, daß man sich dergleichen nur ganz allmälich abgewöhnen dürfe, und indem er mir gleichzeitig von manchen Heldenthaten auf diesem Gebiete aus seinen früheren Jahren erzählte. Dieses ersten persönlichen Begegnens mußte ich gedenken, als mich Liszt wenige Jahre vor seinem Tode in meiner drei Treppen hoch gelegenen Wohnung besuchte. Es war ein fürchterlich heißer Sommertag und der greise Meister war ersichtlich sehr erschöpft. Meine Frau bot ihm begreiflicherweise jede Erfrischung an, die man an solchen Tagen als erquickend zu betrachten pflegt, ohne jedoch damit zu reussiren; da fiel mir mein erstes Begegnen mit ihm ein, und ich schlug ihm ein Gläschen fine champagne vor. „Enfin, das wäre etwas!" meinte er. Diese

Digitized by Google

Inklination hatte ihn also noch nicht ganz verlassen, sie ist ihm aber auch nie verhängnisvoll geworden, denn bekanntlich wurde er alt und blieb stets thätig, geistig frisch und selbst produktiv. Es war dies mein letztes Begegnen mit Liszt. Doch habe ich noch von einigen früheren, für mich ebenso lehrreichen wie interessanten zu berichten. Bald nach meinem ersten Besuche in Weimar unter Ernsts Obhut lud Liszt mich ein, ihn auf einige Tage zu besuchen, und mit dankbarem Herzen gedenke ich noch heute dieser genuß- und lehrreichen Tage. Einstmals, während wir ganz allein zu Nacht speisten, kam das Gespräch auf Hummel und ich bezeichnete dessen D-moll-Septett als sein vollendetstes Werk, indem ich gleichzeitig erwähnte, daß ich dasselbe vor Jahren von ihm in Hamburg gehört hätte. Liszt aber meinte, daß Hummels Fis-moll-Sonate dem Septett doch wohl den Rang streitig mache, und als ich nun bekennen mußte, daß diese mir fremd geblieben sei, setzte er sich an den Flügel und spielte auswendig die ganze Sonate! Ein anderesmal, da ich äußerte, wie sehr ich immer bedauert habe, daß er niemals die Coriolanouverture von Beethoven für Klavier transscribirt habe, setzte er sich an den Flügel, spielte sie in kongenialer Weise und meinte: „So ungefähr würde ich's gemacht haben." Nachdem er mir die E-dur-Etude von Chopin aus dessen ihm gewidmetem opus 10 vorgespielt hatte, sagte er in etwas trübem Tone: „Vier Jahre von meinem Leben gäbe ich darum, wenn ich diese vier Seiten geschrieben hätte." Seit ich diese Etude von Liszt gehört, kann sie kein anderer Spieler mir zu Dank spielen. Eben in solchen Augenblicken, unter vier Augen, spielte Liszt am schönsten; hatte er ein größeres Publikum vor sich, so packte ihn leicht ein Dämon und er ließ sich, wie schon oben erwähnt, zu Barockem und Launenhaftem verführen. — Mit gewinnender Güte und Liebenswürdigkeit verlangte er meine jüngsten Kompositionen zu hören. Ich hatte ein Konzertstück für Klavier mit Orchester (später als opus 33 erschienen) komponirt, Liszt legte die nicht eben kalligraphisch geschriebene Partitur aufs Pult und spielte nicht allein prima vista in vollendeter Weise, was in der Partitur stand, sondern er bereicherte zudem meinen etwas altmodischen Klaviersatz durch Improvisationen reizendster Art. Als ich in den nächsten Stunden zu Gunsten meines Konzertstückes Aehnliches zu Papier gebracht hatte, freute er sich, seine Improvisationen wieder zu finden. Meine vierhändigen Variationen über eine Sarabande von Bach (opus 24), die er wiederholt mit mir spielte, ließ er dagegen unangetastet. Während dieses Aufenthaltes hatte ich auch Gelegenheit, ihn als Operukapellmeister am Pult zu sehen. Er dirigirte wie ein firmer Opernedirigent — Flotows Martha. Er entließ mich, als ich nach Leipzig zurückkehrte, reich beschenkt mit einem ganzen Stoß seiner Klavierwerke (darunter die berühmte E-dur-Polonaise, die Des-dur-Etude und die drei Notturnos „Liebesträume"), und seine Freundin, die Fürstin Wittgenstein, verehrte mir ein Medaillon (basrelief) von Liszt nach Schwanthaler, welches noch heute mein Zimmer schmückt, während erstere einen besonderen Platz in meinem Notenschranke einnehmen. — Als ich im Jahr 1851 in Bremen lebte, erhielt ich einen reizend liebenswürdigen Brief von Liszt aus Helgoland, in welchem er mir seinen Besuch anmeldete und

Digitized by Google

mir gleichzeitig den Vorschlag machte, in Bremen ein Konzert zu veranstalten, in dem er mich durch seine Mitwirkung unterstützen wolle, er habe nie in Bremen gespielt, und somit könne es vielleicht meinem Konzerte förderlich sein. Daß ich dies großherzige Anerbieten dankbar annahm, wird jeder begreifen. Ich empfing ihn auf dem Bahnhofe und er fuhr sofort mit mir ins Konzertlokal, um mit mir die soeben erschienenen Variationen für zwei Flügel über den Marsch aus Preciosa von Mendelssohn und Moscheles zu probiren. Nach der Introduktion unterbrach er die Probe und sagte: „Hier wollen wir heut abend einen Halt machen, ich werde da eine Kadenz improvisiren.“ Und wie erfüllte er am Abend sein Vorhaben! Es war, als wenn er eine Visitenkarte an das Publikum abgäbe, auf der mit goldenen Lettern „Franz Liszt“ geschrieben stand. In der dritten, unfehlbar von Moscheles herrührenden Variation kopirte er in liebenswürdig-humoristischer Weise (die natürlich nur mir erkennbar sein sollte) die in seinen späteren Lebensjahren etwas manierirt gewordene Vortragsweise Moscheles' so, daß ich Mühe hatte, ganz ernsthaft zu bleiben. Zum Schlusse spielte er seine Don Juan-Fantasie. Jeder große Sänger, jede bedeutende Sängerin hätte noch von ihm lernen können, wie man den Don Juan und die Zerline singen soll. Wenn er die schwierigsten Bravourstellen, die längsten Kadenzen spielte, die mir früher oder später beim Vortrage jedes andern Virtuosen wie überflüssiger Virtuosenflitter erscheinen wollten, so machten sie unter seinen Händen den Eindruck von Blüten und Perlen, die er mit vollen Händen ausgestreut. Der Jubel der Hörerschaft war unbeschreiblich, und als ich nach dem nicht enden wollenden Beifallssturm die schüchterne Frage wagte, ob er nicht noch eine kleine Zugabe spenden wolle, schüttelte er den Kopf und führte meine Hand an sein Herz — und ich erschrak, als ich fühlte, wie ungestüm, fast hörbar es klopfte.

Da ich von Bremen aus nach Paris zu reisen beabsichtigte, stattete er mich mit vielen Empfehlungsschreiben, an Berlioz, Erard, die Brüder Escudier, den Fürsten Wittgenstein, die Marquise de Foudras, Madame Patersi (die Erzieherin seiner Töchter) aus, schrieb überdies für die „France musicale“ einen Artikel über mich zur Einführung bei dem Pariser Publikum und verlangte, daß ich seinen Töchtern Blandine und Cosima während meines Aufenthaltes in Paris Klavierstunde geben solle, welches Verlangen ich denn auch getreulich und gewissenhaft erfüllt habe. Es ist mir Zeit meines Lebens ein Herzenskummer gewesen, daß ich mich diesem großen Künstler und guten Menschen niemals durch aufrichtige Bewunderung seiner Kompositionen habe dankbar beweisen können, aber es ist mir trotz alles Bemühens stets versagt geblieben, mich für dieselben zu erwärmen. Wer mich deshalb einseitig und beschränkt schilt, hat von seinem Standpunkte aus vielleicht recht, aber in Glaubenssachen wie im Kunstgeschmack kann man sich nun einmal zu nichts zwingen. Als ich später Stellungen als Dirigent einnahm, konnte es ihm nicht verborgen bleiben, und es ist sicher ein Beweis seiner Herzensgüte und Charaktergröße, daß er mir nach wie vor sein Wohlwollen erhielt, denn daß ich manche seiner Werke als Spieler wie als Lehrer kultivirte, konnte ihm unmöglich Eindruck machen. — Noch einmal begegnete ich Liszt in Meiningen.

Digitized by Google

Ich war eingeladen worden, daselbst in einem Konzerte zum Besten des Joh. Seb. Bach-Denkmals in Eisenach mitzuwirken, und am Vorabende dieses Konzertes traf ich Liszt in einer Gesellschaft bei Friedrich Bodenstedt. Selbstverständlich ward Liszt bestürmt, zu spielen, er blätterte unter den Notenheften, die auf dem Flügel lagen, entdeckte die zweite Suite von Franz Lachner im vierhändigen Arrangement und sagte zu mir: „Kommen Sie, Reinecke, die wollen wir einmal zusammen spielen." Und wir spielten sie zusammen von Anfang bis zu Ende, und es dauerte volle dreiviertel Stunden; den Hörern wäre es lieber gewesen, er hätte fünf Minuten allein gespielt.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß alle diese Erinnerungen vorzugsweise für mich selber Wert haben, aber da die kleinsten Züge dazu beitragen, das Bild eines großen Mannes zu ergänzen und zu vervollständigen, so wagte ich es, diese kleine Plauderei der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre mit Hilfe des Luftballons.

Von

Hauptmann Groß.

Nachdem namentlich durch die auf den meteorologischen Hochstationen gewonnenen interessanten Beobachtungen und deren Resultate die junge meteorologische Wissenschaft immer mehr zu der Ueberzeugung gelangte, daß in dem Wärmeaustausch der Erdoberfläche mit der Atmosphäre ein sehr wesentlicher Faktor aller Veränderungen in dem Zustande unserer Luft, das heißt also unseres Wetters zu suchen sei, lag es nahe, das Beobachtungsfeld immer mehr von der Erdoberfläche zu lösen und in die freie Atmosphäre zu verlegen.

Man schenkte daher zunächst den fast in Vergessenheit geratenen, allerdings nicht gerade zahlreichen und nicht immer zuverlässigen Ballonfahrten, welche bisher zur Erforschung der höheren Atmosphäre namentlich in England und Frankreich unternommen worden waren, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit, man verglich deren Resultate mit denen der meteorologischen Bergstationen und suchte sie wissenschaftlich zu verarbeiten.

Indessen stieß man hierbei sehr bald in Deutschland auf eine sehr große Schwierigkeit, die darin bestand, daß man seit der Erfindung und dem Gebrauch der aspirirten Instrumente entdeckte, daß jene bei den früheren Fahrten gewonnenen Resultate infolge der Mangelhaftigkeit der zur Verwendung gelangten

Digitized by Google

Instrumente absolut unzuverlässige und daher für die exakte Wissenschaft minderwertige, teilweise ganz unbrauchbare waren.

Es galt daher, jene kühnen Fahrten eines Gay-Lussac, Glaisher, Tissandier und so weiter nunmehr mit vollkommenen Instrumenten zu wiederholen beziehungsweise zu überbieten, ein Unternehmen, welches, im Schoße des Deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt geboren, durch die Gnade und Munifizenz Seiner Majestät des deutschen Kaisers in den Jahren 1893—1894 in größtem Maßstabe durchgeführt werden konnte. Drei Männer sind es hauptsächlich, welche dieses Unternehmen vereint begonnen und auch zu Ende geführt haben, Professor Aßmann, Assistent Berson, beide vom königlich meteorologischen Institut und Premierlieutenant Groß der Luftschifferabteilung.

Von den zahlreichen Fahrten, welche mit den beiden Riesenballons „Humboldt“ und „Phönix“ ausgeführt wurden, sollen hier nur die eigentlichen Hochfahrten, welche die Höhe des höchsten Berges Europas, des Mont Blanc, überschritten haben, behandelt werden. Es sind solcher Fahrten neun mit bemanntem Ballon und zwar eine über 9000 Meter, eine auf 8000 Meter, drei auf 6—7000 Meter, vier auf 5—6000 Meter ausgeführt worden, während es gelang, mit unbemanntem Ballon, mit registrirenden Instrumenten nur ausgerüstet, sogar die Höhe von 20000 Meter zu erreichen.

Es sei zunächst der Einfluß der Luftverdünnung auf den menschlichen Organismus, deren Gefahren und die Mittel zu deren Beseitigung hier behandelt:

Da aus den Fahrten Glaishers, welcher bei circa 8000 Meter Höhe in eine todesähnliche Betäubung verfiel, und Tissandiers, welchem ein gleiches in etwa gleicher Höhe passirte, und der die Leichen seiner beiden unglücklichen Begleiter mit zur Erde brachte, zur Genüge bekannt war, daß der Mensch nicht ungestraft in jene Zone vordringen könne, es sei denn, daß er durch Kunst versuche, das zu ersetzen, was dort die Natur dem Menschen zum Leben und Wohlbefinden versagt hat, so gingen wir, ehe wir uns bis in 8000 und 9000 Meter Höhe wagten, höchst vorsichtig hierbei zu Werke. Wir gewöhnten durch immer mehr sich an Höhe steigernde Fahrten unsere Körper an die Ertragung dieser Strapaze, und erprobten ganz systematisch die Wirkung der künstlichen Atmung von Sauerstoff sowie der geeignetsten Apparate hierfür. Nur diesem Umstand ist es denn auch zu danken, daß es Herrn Berson und mir gelang, wohlbehalten in jene Höhe vorzudringen und dort unsere Beobachtungen noch sicher und zuverlässig anzustellen, in denen unsere Vorgänger die Besinnung oder gar das Leben einbüßten.

Man wußte nicht nur aus jenen unglücklichen Fahrten, sondern auch aus den Experimenten namentlich Paul Berts im pneumatischen Kabinet, sowie auch von Besteigungen sehr hoher Berge her, daß der Mangel an Sauerstoff hauptsächlich der Grund jener schlafartigen Ermattung, die sich bis zum Tode steigert, sei, und daß die übrigen Einflüsse der Luftverdünnung und der großen Kälte in jenen hohen Schichten der Atmosphäre hingegen nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es galt also, einen Apparat zu ersinnen, welcher in absolut sicherer

Digitized by Google

und ausreichender Weise den Atmungsorganen Sauerstoff zuführe. Glaisher besaß einen solchen Apparat überhaupt nicht, dagegen führte bereits Tissandier kleine, mit einem Gemisch von Sauerstoff und Luft gefüllte Ballons mit, aus denen die Luftschiffer mit Hilfe von Schläuchen atmeten. Trotz dieser Vorsicht kamen hierbei in 8000 Meter Höhe Sivel und Crocé-Spinelli ums Leben, und verlor Tissandier die Besinnung, ein Zeichen, daß diese Apparate nicht ausreichten.

Wir erkannten sehr bald bei unseren ersten höheren Fahrten, daß der erforderliche Sauerstoff der Lunge zugeführt werden müsse, ohne daß diese selbst Arbeit hierbei zu verrichten brauche, da jede Arbeit der einzelnen Organe des menschlichen Körpers in der Luftverdünnung große Schwäche erzeugt und bald überhaupt nicht mehr geleistet werden kann. Wir führten daher den erforderlichen Sauerstoff in Stahlbehältern auf 120 Atmosphären komprimirt mit uns und zwar je einen halben Kubikmeter in einem Behälter. Ein Reduktionsventil gestattete, den enormen Druck auf einen den Lungen zuträglichen zu ermäßigen, sowie die Ausströmung des Gases zu reguliren. Jeder Behälter trug zwei Atmungsschläuche, deren Mundstücke so geformt waren, daß der Mund gezwungen wurde, sich weit zu öffnen und somit gleichzeitig Luft einzuatmen, während der Sauerstoff durch den Ueberdruck in die Lungen künstlich getrieben wurde. Hierbei stellte sich die Lunge durch schnelleres oder langsameres Atmen ganz automatisch die ihr angenehmste Mischung von Sauerstoff und Luft her. Der zweite Behälter diente als Reserve für den andern, und war genau so eingerichtet wie dieser. Diese Apparate haben sich vorzüglich bewährt, sie versagten nie und waren leicht und bequem im Korbe des Ballons unterzubringen.

Den Einfluß der Luftverdünnung auf den menschlichen Organismus lernten wir sofort bei unserer zweiten Fahrt kennen, die uns auf über 6000 Meter Höhe brachte. Es war am 14. März 1893, als sich der stattliche, 2500 Kubikmeter große Ballon „Humboldt" mit Herrn Berson und mir an Bord bei strömendem Regen von Charlottenburg aus um 11½ Uhr vormittags zu dem dichtbewölkten Himmel erhob. In 2500 Meter Höhe durchschnitten wir die fast 2000 Meter dichte Wolkenschicht, in 3500 Meter Höhe passirten wir eine Schicht prachtvoll glitzernder Eiskristalle, kurz nach zwei Uhr hatten wir die Höhe des Mont Blanc überschritten, ohne bis dahin wesentliche Beschwerden zu empfinden, nur spürte ich, daß meine Kräfte stark abgenommen hatten, da ich nicht mehr im stande war, einen Sandsack von 25 Kilogramm Gewicht allein zu heben. Wir verspürten beide bei jeder körperlichen Arbeit sehr starkes Herzklopfen, Atemnot und Ermattung. Ueber 6000 Meter Höhe angekommen war ich einer Ohnmacht bereits nahe, ich mußte mich setzen, hatte Neigung zum Erbrechen, die Handschrift wurde kritzelich und unleserlich, ja die Hand wollte nicht mehr recht schreiben, was der Geist vorschrieb. Herr Berson, welcher nicht so schwer als ich gearbeitet hatte, da er mehr mit der Ablesung seiner Instrumente beschäftigt war, blieb ungleich frischer als ich.

Bei einer andern Fahrt am 19. Oktober 1893 befanden wir uns in der

Digitized by Google

gleichen Höhe durchaus wohl, da wir von 5000 Meter an den Lungen dauernd Sauerstoff zuführten. Wir litten bei dieser Fahrt nur stark von der grimmigen Kälte, denn es waren — 26° Celsius.

Als wir dann schließlich am 11. Mai 1894 an die Ausführung einer Hochfahrt auf 8000 Meter Höhe schritten, waren unsere Körper schon durch die zahlreichen übrigen Fahrten an die Ertragung der Luftverdünnung und die künstliche Atmung gewöhnt, auch waren Vorkehrungen getroffen, um ein schweres Arbeiten in jener Höhe, wie zum Beispiel das Heben der Sandsäcke, das Herunterlassen des Anker- und Schlepptaus zu vermeiden, weil gerade hierdurch die Kräfte so stark verbraucht werden und die Herzthätigkeit beunruhigt wird.

Gerade diese Fahrt ist ungemein interessant geworden durch das ungünstige Wetter, welches während derselben herrschte, sowie ferner durch den gleichzeitigen Aufstieg von drei anderen Ballons, von denen der eine bemannt, der andere nur mit registrirenden Instrumenten versehen war, während der vierte als gefesselter Ballon mit einem Beobachter stieg. Wir gewannen somit eine Reihe von gleichzeitigen Parallelbeobachtungen aus den verschiedensten Höhen bis zu 8000 Meter.

Der „Phönix" war mit reinem, elektrolytisch erzeugtem Wasserstoffgas gefüllt, er trug außer Herrn Berson und mir noch circa 900 Kilogramm Ballast. Von seinen Netzmaschen triefte der Regen herab, als wir 7 Uhr 17 Minuten morgens unter den Augen Seiner Majestät des Kaisers, welcher dem Aufstieg beiwohnte, zu den tiefgrauen Wolken emporstiegen. Wir verloren sehr bald die Erde und auch den uns folgenden Ballon „Posen", nachdem ich noch konstatirt hatte, daß der anfänglich nach Süd-Südwest gerichtete Kurs in 2500 Meter Höhe in einen fast entgegengesetzten, nämlich nach Nordost umgeschlagen war. Die Siegesfäule war der letzte Punkt der Erde, den wir noch sichteten, dann nahm uns die dichte Wolke in ihre feuchten Arme. Der Regen verwandelte sich sehr bald in Schnee, der in dichten Flocken auf den Ballon sich legte und ihn so beschwerte, daß es mir erst nach zweistündigem Kampf mit der Wolke gelang, 4000 Meter Höhe zu erreichen. Hier nahmen die Schneeflocken mehr die Form leichter Eiskristalle an. Die Temperatur war auf — 12° Celsius gesunken, wir schienen der Wolkenoberfläche nahe zu sein, da es um uns lichter wurde. Da wir zu ermatten begannen, machte ich eine kleine Pause im rapiden Aufstieg, wir machten unsere Atmungsschläuche klar und stärkten uns an heißem Thee. Der zweite Sprung führte uns auf 7000 Meter Höhe, also höher, als wir je bisher gewesen waren. Der Schneefall hatte ganz aufgehört, aber immer noch umgab uns diese enorm mächtige Wolke, nur zeitweise schimmerte das Sonnenlicht durch die flimmernden Eiskristalle. Die Temperatur war auf — 30° Celsius gesunken, wir begannen zu frieren. Schon während dieses Sprunges fühlten wir deutlich, wie wir zusehends schwächer wurden, das Herz pochte stürmisch, der Atem ging schnell und keuchend, wir ließen den zum Sauerstoff führenden Schlauch nicht mehr aus dem Munde. Da ich auf eine Erwärmung des Gases, sowie auf ein Abtauen der riesigen Eiszapfen, welche vom Netz herabhingen, durch die Sonne rechnen mußte,

Digitized by Google

um noch 1000 Meter höher zu steigen; denn der Ballast war inzwischen sehr knapp geworden, so mußten wir uns in circa 7000 Meter Höhe längere Zeit aufhalten, was die große Gefahr in sich schloß, daß wir auf das Meer getrieben werden konnten; wußten wir doch nur, daß wir mit großer Geschwindigkeit nach Norden zu trieben. Der lange Aufenthalt in der Höhe zwischen 7000 und 8000 Meter, in welcher die Temperatur bis auf — 37° Celsius gesunken war, griff uns sehr stark an, wir fühlten eine schlafartige Betäubung und konnten uns nur durch gegenseitigen Anruf und Ermunterung wach halten, auch waren wir nicht mehr im stande, unsere Pelze, welche vor uns lagen, anzuziehen. Zeitweise wurde es uns dunkel vor den Augen, die Hand wollte das nicht mehr schreiben, was wir mit Aufbietung aller Energie an unseren Instrumenten noch ablesen konnten, unsere Lippen und Finger waren vollständig blau. Um 10 Uhr 40 Minuten erreichte der Ballon 8000 Meter Höhe; die Sonne, welche jetzt ganz klar auf das schimmernde Eiswolkenmeer niederbrannte, wollte den Ballon höher hinauf noch treiben. Doch die Furcht vor der Nähe des Meeres, unser Zustand und der Mangel an ausreichendem Sauerstoffvorrat geboten mir, dieses zu verhindern. Ich zog das Ventil, der Ballon begann sofort zu fallen. Sehr bald gewannen wir unsere Kräfte wieder, als wir in die schneeerfüllte Wolkenschicht wieder eintauchten. Der Ballon fiel mit zunehmender Geschwindigkeit, der ausgeworfene Sand wirbelte nach oben, da wir schneller als er fielen, unheimlich rauschte der sich immer mehr entleerende Ballon über uns und wurde erschreckend schlaff. In 2000 Meter Höhe wurde plötzlich die Erde sichtbar, nachdem wir zu unserer großen Beruhigung schon vorher deren Laute vernommen hatten; dicht vor uns lag die See. Es gelang mir nicht mehr, mit dem Rest meines Ballastes den rapiden Fall des Ballons zu hemmen, die Erde schien auf uns zuzurasen. So fielen wir denn mitten in einen Eichwald, nicht weit von der Küste bei Stralsund, hinein und hingen mit dem Korbe in den höchsten Zweigen eines der größten Bäume, bis Landleute herbeieilten, mit deren Hilfe es uns gelang, uns und den Ballon unbeschädigt herabzuziehen. Unter strömendem Regen wurde der Ballon entleert und auf einen Wagen verpackt, wir selbst fanden gastliche Aufnahme auf einem nahen Gute und kehrten vollständig frisch und gesund noch am Nachmittage nach Berlin zurück.

Der zweite Ballon „Posen" konnte nur die Höhe von 2000 Meter erreichen, er fuhr in der entgegengesetzten Windrichtung und brachte hierdurch doppelt wertvolle Beobachtungen, da wir uns in dieser Zone nur ganz kurze Zeit aufgehalten hatten. Der unbemannte „Cirrus", welcher in die höchsten Luftschichten die registrirenden Instrumente tragen sollte, funktionirte leider an jenem Tage schlecht, seine Zerreißvorrichtung kam schon bei der Auffahrt durch ein Versehen in Zug, so daß er nur auf 800 Meter emporschnellte, um dann sofort zur Erde zu fallen. Erst später gelang es uns, diesen Ballon bis in Höhen über 20000 Meter hinaufzutreiben.

So war es uns denn gelungen, aus 8000 Meter Höhe noch absolut zuverlässige Messungen zur Erde zu bringen, was unseren Vorgängern nicht

Digitized by Google

geglückt war, da selbst Glaishers Beobachtungen 400 Meter tiefer liegen als die jener Fahrt; allerdings hatten wir nicht die absolute Höhe erreicht, bis zu der Glaisher und auch Tissandier vorgedrungen waren. Indessen auch hierin sollten jene geschlagen werden, und so entschloß sich denn Herr Berson allein noch einmal eine Hochfahrt zu machen, um 9000 Meter Höhe zu erreichen. Nicht ohne Besorgnis ließ ich meinen mutigen und treuen Luftkameraden am 4. Dezember 1894 von Staßfurt aus mit dem wiederum mit reinem Wasserstoffgas gefüllten „Phönix“ allein steigen, wußte ich doch, wie wir beide uns gegenseitig immer wieder ermuntert hatten, als die Energie nachließ und der Körper schwächer und schwächer wurde. Das Wetter war ungleich günstiger als bei unserer gemeinsamen Fahrt, der Himmel war klar, der Wind mäßig. Das kühne Unternehmen gelang vollständig, Herr Berson erreichte nach $2^1/_4$stündigem Aufstieg wohlbehalten 9150 Meter Höhe, traf daselbst — 47,5° Celsius an, und landete nach dreistündigem Abstieg bei Kiel ohne jeden Unfall. Sein körperliches Befinden war ungleich besser als bei der vorhergehenden Fahrt, nur einmal wollten ihm die Kräfte schwinden, doch überwand seine Energie die Schwäche des Körpers sehr bald; er atmete von 6000 Meter Höhe an dauernd Sauerstoff.

Mit dieser Fahrt schloß die Reihe unserer Fahrten zur Erforschung der höheren Atmosphäre, deren stattliche Zahl 45 beträgt, zunächst ab; der Rest der noch vorhandenen Mittel wird zur Fortsetzung der Fahrten des Registrirballons verwendet, über die hier noch einige Worte gestattet sein mögen.

9000, ja vielleicht 10000 Meter Höhe ist die Grenze, die dem Menschen in dem Vordringen in die Atmosphäre gesteckt ist, weiter hinauf kann er sich trotz aller künstlichen Mittel nicht wagen. Was aber dem Menschen versagt ist, können Instrumente leisten, welche man gegenwärtig selbstthätig arbeiten und selbst in jener eisigen Kälte mit Hilfe der Photographie ihre Messungen aufschreiben lassen kann. Wir erwarben einen ungemein leichten, 250 Kubikmeter großen seidenen Ballon zu diesem Zwecke, den wir „Cirrus“ tauften. Dieser konnte der Berechnung nach mit reinem Wasserstoffgas gefüllt und nur belastet mit dem etwa 5 Kilogramm wiegenden Instrumente auf 20000 Meter Höhe steigen. Mit unendlicher Mühe war es dem Professor Aßmann schließlich gelungen, die photographische Registrirung des Standes der Instrumente zu erreichen, nachdem die französischen Versuche mit einem ähnlichen, zu gleichem Zwecke entsandten Ballon gezeigt hatten, daß das Aufschreiben der Messungen mit Registrirtinte der Kälte wegen nicht angängig sei. Auch die Aspirirung dieser Instrumente ohne Menschenaufsicht machte zuerst viele Schwierigkeiten, bis sie mit Hilfe eines ablaufenden Gewichtes gelang, welches ein Uhrwerk aufzog. Nachdem, wie schon erwähnt, der erste Versuch mit diesem Ballon gescheitert war, gelang es bis jetzt, denselben fünfmal zum Aufstieg zu bringen, wobei derselbe, mit Leuchtgas gefüllt, 16000 Meter und, mit Wasserstoffgas gefüllt, über 20000 Meter Höhe erreichte, und wertvolle Aufzeichnungen der Temperaturen, welche bis auf unter 60° Celsius gesunken war, zur Erde zurückbrachte. Da bei den ersten Fahrten der Ballon ganz enorme Strecken Weges zurückgelegt hatte — er war einmal in

Digitized by Google

Bosnien, ein andermal in Rußland gelandet — so wurde eine höchst sinnreiche Vorkehrung angebracht, welche den Ballon nach einer beabsichtigten ganz bestimmten Zeit zur Landung zwingen soll. Mit Hilfe einer Weckeruhr wird ein Ventil am Ballon geöffnet, sobald das Läutewerk in Funktion tritt; es kann somit die Fahrt des Ballons der Zeit nach genau begrenzt werden. Diese Vorrichtung funktionirte bei den drei letzten Fahrten dieses interessanten Ballons vorzüglich, den wir auch dank der an ihm befestigten Instruktion seiner Behandlung und der verheißenen Belohnung von 50 Mark bisher stets wohlbehalten wieder zurück erhielten.

So sind denn jetzt durch diese zahlreichen Messungen der einzelnen Faktoren, aus denen sich der ewige Wechsel in unserer Atmosphäre zusammensetzt, die Bausteine gesammelt, aus denen gegenwärtig die meteorologische Wissenschaft ein solides Gebäude zusammenfügen wird, dem deutschen Namen zur Ehre und der Wissenschaft zu Nutzen und Frommen.

Ein Besuch bei Alma Tadema.

Von

Baronin von Zedlitz (London).

Für diejenigen, welche, durch das Glück begünstigt, Gelegenheit finden, in die herrliche Häuslichkeit Laurens Alma Tademas eingeführt zu werden, wird ein solcher Besuch als äußerst interessant und lehrreich in dauernder Erinnerung bleiben. Der berühmte Maler und Akademiker hat seinen dauernden Wohnsitz in London. Sein Haus, das er mit seiner Gemahlin und zwei Töchtern erster Ehe bewohnt, und das in einem der malerischsten Teile des Regents Parks gelegen ist, gilt als eine der hervorragendsten Baulichkeiten der Residenz, dessen Eigentümer keine Unkosten gescheut hat, um es zu einem Kunsttempel im wahrsten Sinne des Wortes zu gestalten. Wer das Innere des Gebäudes nicht kennt, wird kaum die dort herrschende Pracht und Eleganz der Dekorationen und Ausschmückung vermuten, denn die Straße selbst, in der das Gebäude steht, zählt keineswegs zu den hervorragenden. Hat man jedoch den Grund und Boden des Malers selbst betreten, so bieten sich dem Auge Schönheiten künstlerischer Art dar, welche in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit schwer zu beschreiben sind.

Tritt man von der Straße her in den Vorgarten, so gelangt man durch eine sich die ganze Länge desselben hinziehende Kolonnade bis zur eigentlichen Vorhalle, die in ihrer ganzen Ausdehnung mit blühenden Ranken und anderen süß duftenden Pflanzen angefüllt ist. Von hier aus gelangt man durch einen kuppelartigen, mit

Digitized by Google

Glas bedeckten Wintergarten, in dem sich die seltensten australischen Farne und andere Pflanzen wunderbarster Art befinden, in die weiße Empfangshalle, die durch massive Glasschiebethüren von ersterem abgeschlossen wird.

Dieser Raum ist geradezu feenhaft, die Wände sind mit milchweißen Paneelen ringsherum verziert, während der Fußboden mit echten neapolitanischen Fliesen von vollendeter Ausführung ausgelegt ist, welche besonders für diesen Zweck und zur Ausstattung der angrenzenden Gänge von Neapel direkt bezogen wurden.

In die Wände dieser herrlichen Vorhalle sind zwölf lange, schmale Genrebilder eingelegt, von denen jedes einzelne durch Künstler ersten Ranges, wie zum Beispiel Klara Montalba, Cecil von Ibaanen und John O' Connor hergestellt ist. Dieser Raum ist für sich allein schon ein höchst kostbarer Besitz.

Frau Alma Tadema, die selbst eine Künstlerin von Bedeutung ist, empfängt ihre Freunde und Bekannte in ihrem eigenen Atelier am Montag Nachmittag einer jeden Woche. Der sogenannte Nachmittagsthee ist hier in London eine althergebrachte Sitte. Die ungeheure Ausdehnung Londons hat diese Institution erzeugt, der festgesetzte Empfangstag liefert den Besuchern die Gewißheit, daß diejenigen, welchen der Besuch zugedacht ist, auch mit Sicherheit angetroffen werden. Bei diesen Versammlungen findet man die Repräsentanten aller Sphären des gesellschaftlichen Lebens der Großstadt vertreten, und Frau Alma Tadema zeichnet sich durch besondere Liebenswürdigkeit aus, indem sie ihre Gäste, die gekommen sind, um die wunderbaren Gemälde ihres großen Gemahls anzustaunen und sich ein halbes Stündchen mit ihm zu unterhalten, in unermüdlichster Weise bewirtet.

Frau Alma Tademas Atelier ist ein höchst merkwürdiges Zimmer, die Decke ist von Alma Tadema selbst entworfen, und zwar in altholländischem Stil; sie ist ein Kunstwerk ersten Ranges, das in seiner Art kaum übertroffen werden kann.

Die aus Eichenholz geschnitzten Paneele wurden von vier holländischen Arbeitern hergestellt, die eigens dazu aus Holland berufen wurden.

Die ganze Ausstattung des Hauses, soweit Gemälde oder künstlerische Ausschmückung anderer Art in Betracht kommen, rührt, wie wohl nicht erst besonders bemerkt zu werden braucht, entweder von Alma Tadema selbst her, oder sie ist nach seinen Entwürfen von anderen Kräften ersten Ranges ausgeführt worden.

Die innere Einrichtung des Hauses läßt so recht erkennen, ein wie großer Anhänger der holländischen Schule Alma Tadema ist, denn fast jedes einzelne Stück führt dieselbe vor Augen.

Wenn auch jeder Raum ein Kunstwerk ist, so will der Meister doch nicht, daß die Gemächer bloß Sehenswürdigkeiten sein sollen, sondern jedes muß nebenbei wohnlich sein und auch benutzt werden; eine sogenannte „gute Stube" gibt es also nicht, jedem Zimmer merkt man an, daß es von irgend einem Mitglied der Familie für seine Zwecke benützt wird. Alma Tadema betrachtet sich, wie er sich mir gegenüber selbst äußerte, als Arbeiter, ebenso wie seine Frau und seine Töchter, und jeder Besucher wird sehr bald herausfinden, daß in diesem

Digitized by Google

Hause sehr geschäftige Leute wohnen, die für eigentliche Gesellschaftsräume wenig Platz haben.

Herr Tadema bemerkte mir, daß er sehr gern Freunde empfange, die ihn und seine Familie so nehmen, wie sie sind; sie seien ihm stets herzlich willkommen, aber sie müßten nicht von ihm erwarten, fortwährend unterhalten zu werden, denn dazu sei er von seiner Arbeit immer zu sehr in Anspruch genommen.

Eine mit Büchern der klassischen, wie auch der Tagesliteratur wohlausgestattete Bibliothek prangt in Herrn Tademas Atelier. Von diesem gelangt man in das Eßzimmer, dessen Hauptanziehungspunkt ein vom Meister entworfener und von ihm selbst geschnitzter Tisch ist, der ein hervorragendes Kunstwerk bildet.

In Alma Tademas Haus findet man vorwiegend Eisen und Bronze verwendet, eine Spezialität, der man in England keineswegs so häufig wie auf dem Kontinent begegnet.

Auf meinem Wege zum Atelier wurde ich durch den Anblick eines im streng pompejanischen Stil entworfenen und ausgeführten Atriums überrascht. Ein aus Marmor gearbeiteter Springbrunnen erhebt sich majestätisch aus dessen Mitte, seine Wasserstrahlen spielen im Sonnenschein und funkeln in den mannigfaltigsten und glänzendsten Farben. Wogende Pflanzen und Blumen schießen empor und schwängern die Luft mit ihrem berückenden Duft. Eine Fülle von rankenden Gewächsen umgibt die Säulen aus herrlichem weißem Marmor, während ungeheure Vasen, mit wohlgeformten und süß duftenden Blumen angefüllt, den Gesamteindruck des großartigen Bildes vollenden. Ein wunderbares Gefühl beschleicht mich, während ich mich in diesem in Gold und Blau harmonisch abgestimmten Raume befinde; die Einwirkung des Lichtes auf die darin befindlichen Gegenstände macht einen geradezu überwältigenden Eindruck, und man wähnt sich für den Augenblick in ein Feenreich versetzt.

In diesem Heiligtum ist es, wo die Blumenmodelle ihren Meister in Geduld erwarten, um von ihm in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit in vollendetster Schönheit und Lieblichkeit auf die Leinwand gezaubert zu werden.

„Man kann fast den Duft der von ihm gemalten Blumen wahrnehmen," äußerte sich vor einiger Zeit ein Kritiker über die realistische Malweise Tademas, und in Wahrheit sind seine Schöpfungen so naturgetreu und greifbar, daß man sehr oft die Kunst von der Wirklichkeit zu unterscheiden nicht in der Lage ist.

Am Ende des Atriums führt eine in solider Bronze ausgeführte Wendeltreppe hinauf zur Gemäldegalerie und einem besonderen Leseraum; von dieser Treppe aus hat man einen vorzüglichen Blick in das unten befindliche Atelier.

Ich war angenehm überrascht, wahrzunehmen, daß Alma Tadema die Scheu so vieler seiner Kollegen vor Besuchern und vor Unterhaltungen während der Arbeit durchaus fremd ist, ja es ist ihm sogar lieb, Leute zu sehen; sie regen ihn eher an, als daß das Gegenteil der Fall wäre.

Während der Besucher sich auf der besagten Galerie frei ergeht und Umschau hält, besonders auch die Gemälde besichtigt, mit welchen der Meister augenblicklich beschäftigt ist, macht es diesem Vergnügen, sich über Musik, Politik oder sonst

Digitized by Google

einen interessanten Gegenstand zu unterhalten, trotzdem der von ihm in dem Augenblick zu behandelnde Gegenstand koloristische Anforderungen der schwierigsten Art an ihn stellt.

Der Meister selbst gewährt einen höchst malerischen Anblick, wenn er mit einem fast formlosen Schlapphut, dessen weit hervorstehende Krämpe seine Augen beschattet, und in einem abgetragenen Sammetjaquet vor seiner Staffelei sitzt.

In Alma Tademas Gesicht, das keineswegs als schön bezeichnet werden kann, ist der Hauptcharakterzug, Liebe zu seiner Familie, stark ausgeprägt; seine Züge verraten Wohlwollen und Herzlichkeit. Das schließt aber nicht aus, daß der Meister auch einmal aufbraust und Temperament zeigt; sein Auge kann sogar einen recht zornigen Ausdruck annehmen, wenn es jemand wagt, von Personen, die dem Meister nahe stehen, oder die er lieb gewonnen hat, in ungebührlicher Weise zu reden. In lebhafte Erregung kann er auch geraten, wenn ihm im Kampf der Meinungen über seine vielgeliebte Kunst unberechtigte Opposition entgegengebracht wird, welche die Zerstörung der in ihm festgewurzelten Ueberzeugung bezweckt.

Das Atelier ist ein wunderbarer Raum.

Von meinem Platz auf der Galerie aus war ich in der Lage, den Meister bei seiner Arbeit zu beobachten, wie auch seine ganze Umgebung von der Vogelperspektive aus zu betrachten. Eine Aspide, die dem an der Nordseite befindlichen Fenster gegenüber steht, ist mit einer ausgedehnten, kostbaren roten Sammetverzierung ausgestattet, die früher, wie mir mitgeteilt wurde, die Wände eines alten venetianischen Palastes schmückte. Zwei kleine Recesse enthalten Fenster, welche aus mexikanischem Onyx hergestellt sind; wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, so spielen die Farben von dem blassesten Rosenrot bis zum zartesten Goldgrün hinüber, und der Fußboden des Raumes gibt sämtliche Farben des Regenbogens wieder.

Unterhalb dieser Recesse steht auf einem Podium der berühmte Flügel Alma Tademas, ganz mit Elfenbein, Perlmutter und Schildpatt eingelegt. Entworfen wurde dieser Flügel von G. E. Fox, und auf der musikalischen Ausstellung zu Kensington, London, im Jahre 1885 erregte er allgemeines Aufsehen als ein Wunder der Ausführung.

Die Decke ist gewölbt und in sanftem Silbergrau abgestimmt gehalten.

Jedes nur denkbare und auf den Comfort des Künstlers berechnete Zubehör ist hier vorhanden, und ich zweifle, ob ich je wieder ein im edelsten Sinne so luxuriös und in jeder Beziehung so vollendet eingerichtetes Atelier antreffen werde.

Marmorgruppen von blendendem Weiß ragen aus mit dunklem Sammet drapirten Nischen hervor, große Büsten in Bronze und Marmor stehen auf hohen Piedestalen im Raum verteilt oder befinden sich auf kleinen Gesimsen, die an den Wänden befestigt sind. Mächtige Diwans, mit Leopardfellen oder orientalischen Seidenstoffen drapirt, schmücken dieses Ideal eines Künstlerheims. Wohin das Auge nur blickt, überall begegnet es dem Anblick unbegrenzten Reichtums und vollendeter Pracht.

Digitized by Google

Unter dem Eindruck des soeben Gesehenen rief ich, als Alma Tadema mich auf der Galerie entdeckte, aus:

„Es ist kein Wunder, daß Ihre Gemälde so selbstbewußt und so großartig sind!“

„Ja, sehen Sie,“ erwiderte er, „unser heutiges Publikum ist so daran gewöhnt, jedesmal, wenn ich mit einem neuen Bilde hervortrete, etwas ganz Neues und Eigenartiges von mir zu erwarten, daß ich gezwungenermaßen mich fortwährend mit einer gehörigen Anzahl frischer Eindrücke umgeben muß, und mit ebenso vielen Gegenständen, die der Einbildungskraft freien Spielraum lassen. Eines Malers Gedanken sind zum größten Teil von seiner Umgebung abhängig. Kunst muß wie eine Braut behandelt werden, wenn sie unsere Pulse in Bewegung setzen und unsere Einbildungskraft bis zur äußersten Grenze anspannen und entflammen soll.“

Ueber den Begriff Kunst im allgemeinen, mit besonderer Berücksichtigung der modernen Kunst, gelang es mir, die folgende Ansicht des großen Malers zu erlangen.

„Eine der größten Schwierigkeiten, mit denen die Kunst zu kämpfen hat, liegt darin, ein Sujet zu finden, das in jeder Hinsicht malerisch, plastisch ist. Viele Maler haben nach dieser Richtung hin gesündigt. Ohne Zweifel ist das Sujet ein hauptsächlicher Faktor in einem Gemälde, aber doch nicht der einzige und ausschlaggebende, denn es soll nur als Vorwand für das zu malende Bild gelten. Es ist daher durchaus verfehlt, ein Bild nur auf das gewählte Sujet hin zu beurteilen. Ich kenne sehr schlechte Gemälde, denen vorzügliche Sujets zu Grunde lagen, und umgekehrt wiederum vorzügliche Gemälde mit schlechten Sujets.

„Heutzutage wird die Kunst leider von Literaten beurteilt, die häufig geradezu unfähig sind, in dem ihrer Kritik unterbreiteten Bilde etwas anderes als dessen Sujet zu sehen; dementsprechend geben sie dann ihr Urteil auch ab. Ich entsinne mich, daß ein berühmter Geschichtsprofessor der Universität Gent mich wiederholt veranlassen wollte, den denkwürdigen Moment zu malen, in dem Wilhelm der Schweigsame, als er gerade im Begriff stand, die Niederlande zu verlassen, um seinen großen Kampf mit Spanien zu organisiren, den Grafen Egmont und Horn auf den ihm dargebrachten Abschiedsgruß: ‚Lebt wohl, edler Prinz ohne Land‘, die Antwort: ‚Lebt wohl, edle Herren ohne Köpfe‘ entgegenschleuderte.

„Die moderne Kunst bedingt einen modernen Ausdruck, und diejenigen modernen Künstler sind heute am erfolgreichsten, welche sich absolut an die heutigen Verhältnisse anlehnen und sich um das, was früher bestand, nicht kümmern.

„Ob sie eine Landschaft oder ein Porträt oder eine häusliche Scene malen, immer müssen sie bestrebt sein, das zu schaffen, was in den Rahmen der heutigen Zeit hineinpaßt. Wir befinden uns in einem Zeitalter, in dem man den Sonnenschein dem Regen vorzieht; wir glauben durch Liebenswürdigkeit mehr zu erreichen, als durch Bedrückung und Reibung. Ein Lächeln ist uns angenehmer

Digitized by Google

als eine Thräne; der fanatischen Vorliebe für Totenköpfe, wie sie in früheren Jahrhunderten bestand, huldigen wir eben nicht mehr. Die wahre Kunst beruht auf der Wiedergabe eines Eindrucks, der rein individuell sein muß. Es gibt Leute, die der Ansicht sind, daß Realismus in der Kunst die Wiedergabe dessen bedeutet, was das Auge wahrnimmt, während er in der Wirklichkeit die Wiedergabe eines Sujets bedeutet, das der Natur so treu wie nur irgend möglich nachgebildet ist. Die Natur hat so mannigfache Voraussetzungen, sie ist so individuell in jeder Form, die sie hervorbringt, in jedem Ausdruck oder Gefühl, das sie erzeugt, daß keine zwei Personen gleichmäßig zu sehen, zu fühlen oder zu denken in der Lage sind. Deshalb bedeutet ‚naturgetreu' nicht das, was wir vor uns sehen, sondern was wir empfinden.

„Nehmen wir zum Beispiel ein schönes Weib an, ein Weib, das in des Wortes wahrster Bedeutung als vollendete Schönheit gelten muß, so werden wir finden, daß zwei verschiedene Künstler dieses selbe Weib von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten beurteilen werden, der eine wird ihren Teint bewundern, ein anderer wird von ihrer Gestalt entzückt sein, und ein dritter wird in ihr Haar und in ihre Augen verliebt sein. Welcher von diesen Dreien nun ist der Natur wirklich am nächsten? Bei denjenigen, welche ihre Eindrücke von der Natur schöpfen, sind die Verschiedenheiten am stärksten ausgeprägt.

„Ich bin stets erstaunt darüber, daß unser modernes Publikum mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Natürliche immer noch dem alten Zopf in der Porträtmalerei anhängt, der darin besteht, ein Bild zu malen mit einem Kopf und einigen Kleidern, zuweilen mit einer oder zwei Händen; der Rest ist dunkler Hintergrund.

„Das Produkt eines solchen Porträtes ist die Wiedergabe dessen, was in der Wirklichkeit gar nicht vorkommt. Ich persönlich sehe, wenn ich male, weder meine Fremde noch sonst irgend jemand, ohne zu gleicher Zeit mich mit der Oertlichkeit, in der ich sie treffe, vertraut zu machen. Selbstverständlich ist es erforderlich, wenn man die ganze Umgebung malen und studiren, mit einem Worte, ein großes Ganze schaffen will, daß man sich viel mehr anstrengen muß, als wenn man einfach die Leinwand mit einer nicht näher zu bezeichnenden Farbe überzieht.

„Wenn ich das Porträt einer mir nahe stehenden Person in Auftrag geben würde, so müßte dieselbe mit denjenigen Gegenständen umgeben gemalt werden, die in mir die Erinnerung an ein freudiges Zusammentreffen oder an froh verlebte Stunden wach riefe. — —

„Ich wurde am 8. Januar 1836 in der Provinz Friesland geboren und bin der fünfte Sohn Pieter Tademas aus Dronrysst in der Nähe von Leen Warden. Mein Vater war Jurist, und natürlicherweise lag meiner Mutter sehr daran, daß ich denselben Beruf ergreifen sollte.

„Als kleiner Knabe jedoch war in mir schon die Vorliebe für die Malerei erwacht oder, wenn ich mich richtiger ausdrücken soll, die Lust zum Zeichnen, und ich pflegte mit Anbruch des Tages mich aus dem Hause zu schleichen,

Digitized by Google

hinaus auf die Felder und Wiesen, um ungestört Skizzen nach der Natur anfertigen zu können. Als Kind schon war in mir das Gefühl stark entwickelt, daß Morgenstunde Gold im Munde habe, daß Frühaufstehen ein Hauptfaktor für die Entwicklung des Körpers und Geistes bedeutet, und ich bin heute noch ebenso unverändert der Ansicht, daß man am Morgen viel angestrengter und mit größerem Erfolg arbeiten kann, als während irgend welcher andern Tageszeit.

„Da ich aber nun einmal für irgend einen gelehrten Beruf bestimmt war, so mußte ich mich auch mit dem Studium der alten Klassiker befassen, die mein Interesse ungeheuer in Anspruch nahmen.

„Im Jahre 1852 begab ich mich nach Antwerpen und studirte unter Baron Wappers, Dyckmann und De Keyser auf der königlichen Kunstschule.

„Später erhielt ich Zutritt in das Atelier des verstorbenen Baron Leys, dem ich bei der Ausführung mehrerer großen Bilder, die seinen Namen tragen, behilflich war."

„Ich vermute," warf ich ein, „daß Ihr Wunsch, Maler zu werden, von Ihren Eltern nicht gerade mit Freuden begrüßt wurde, denn zur damaligen Zeit wurde gerade dieser Beruf mehr als ein Nebengeschäft betrachtet."

Alma Tadema lächelte, während er mit dem Ausdruck triumphirenden Entschlusses mir Folgendes erwiderte.

„Ja," sagte er, „gerade zu dieser Zeit fühlte ich mich am sichersten in mir selbst und in meinen Fähigkeiten. Ich hielt die Ansicht aufrecht, daß es viel geratener sei, ein guter Maler zu werden als ein schlechter Jurist, und viele harte Zeiten hatte ich zu überleben, ehe ich zum gewünschten Ziele gelangte.

„Eigentümlicherweise beschleunigte eine schwere Krankheit, die mich ergriff, die Krisis; denn meine Vormünder, die glaubten, daß ich dieselbe nicht überleben würde, willigten in meine Wünsche ein, und so konnte ich denn schließlich den Beruf erwählen, nach dem mein Herz so sehr verlangt hatte."

„Sie haben wohl, um die unnötig verlorene Zeit wieder gut zu machen, schwer und andauernd arbeiten müssen," meinte ich.

„Ja wohl, denn nichts führt sicherer zum Erfolg als Ausdauer und Stetigkeit. Ich habe geradezu wie ein Sklave gearbeitet, um das Ziel, das ich mir gesteckt hatte, zu erreichen, und um meiner Mutter, die, kurz nachdem ich ein Alter von vier Jahren erreicht hatte, Witwe geworden war, den Beweis zu liefern, daß ich in der Wahl meines Berufes auch kein Versehen begangen hätte."

„Bitte, teilen Sie mir etwas über Ihre ersten Arbeiten mit; haben Sie einige Sachen aus Ihrer Jugendzeit aufbewahrt?"

„Ich malte das Porträt meiner Schwester," sagte Alma Tadema nachdenkend, „und dieses wurde zu Anfang meiner Carrière in einer holländischen Galerie ausgestellt. Man hielt dasselbe für äußerst gelungen, und mich auf diesen Erfolg stützend, verfolgte ich mein Studium mit vielleicht noch größerer Energie als zuvor.

„Auf der andern Seite jedoch war ich sehr schwer zufrieden zu stellen, und

Digitized by Google

an sehr viele Entwürfe legte ich Hand an und zerstörte sie gerade in dem Moment, in dem sie ihrer Vollendung entgegen gingen.

„Ich entsinne mich, ein Bild gemalt zu haben, das ein brennendes Haus darstellte. Dies geschah während meiner Studienjahre, und meine Unzufriedenheit mit dem Bilde hatte mich derart außer Fassung gebracht, daß ich meine Kollegen zu mir einlud, das Bild anzündete und sie dann veranlaßte, durch die Flammen zu springen. Hocherfreut war ich dann, als auch nicht eine Spur von dem Bilde mehr übrig blieb.

„Die natürliche Folge davon war, daß mein nächstes Bild sowohl in der Farbe als auch in der Komposition viel gelungener ausfiel."

Die meisten Jugendwerke Alma Tademas haben mythologische Vorwürfe, während das erste seiner späteren Schöpfungen eine Illustration zu Goethes Faust darstellt.

„Die Erziehung der Kinder Clovis'" ist das erste seiner Gemälde, das in der Ausführung sich streng an den archäologischen Stil anlehnt, und das gänzlich unter Aufsicht und Leitung von Leys von ihm gemalt wurde. Dieses Gemälde befindet sich jetzt im königlichen Schloß zu Brüssel.

Zur Zeit, als dieses Bild entstand, war Baron Leys gerade mit der Anfertigung von Fresken im Rathaus zu Antwerpen beschäftigt, und Alma Tadema gesteht unumwunden ein, daß diese Zeit für ihn die lehrreichste gewesen sei und unendlich viel dazu beigetragen habe, sein Talent voll zu entwickeln, denn die nie ermüdende Arbeitskraft und die erstaunliche Leistungsfähigkeit seines Lehrmeisters erfüllten ihn mit Bewunderung und regten ihn zur Nachahmung an.

Auf meine Anfrage, welchen Leitfaden er für Anfänger als den geeignetsten betrachte, erwiderte Alma Tadema Folgendes:

„Leonardo da Vincis Buch ‚Wie man ein Maler werden kann' hat auf mich einen großen und dauernden Eindruck gemacht, jedoch genügt das bloße Studium von Büchern nicht, um ein fertiger Maler zu werden, so wenig wie durch das Lesen von Lehrbüchern ein Sänger seine Stimme zur Vollendung bringen oder ein Pianist die nötige Fingerfertigkeit erreichen kann. Derjenige, welcher etwas wiedergeben will, muß, gleichgiltig auf welchem Gebiet, das Talent dazu sozusagen mit der Muttermilch eingesogen haben, es muß in ihm stecken; wenn er dann emsig ist, so kann er es weiter entwickeln und das Vollkommenste in der Kunst erreichen. Talent aber läßt sich durch keinen Unterricht und durch keine sonstigen erzieherischen Hilfsmittel schaffen; es mag im Individuum schlummern, bis es durch irgend einen Zufall erwacht und dann mit größerer oder geringerer Gewalt hervorbricht. Genau wie die Blume ihre Kelche öffnet und ihre Blätter entfaltet, weil sie nicht anders kann, da sie von der Natur dazu gezwungen wird, so ist es auch mit dem Talent; es ist eine Gabe Gottes, es wird mit dem Menschen geboren, und er kann gegen dessen Besitz nichts unternehmen.

„Derjenige, welchem ein solches Talent innewohnt, hat jedoch die Verpflichtung, es zu entwickeln und in die geeigneten Bahnen zu leiten. Sobald man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß man malen kann, muß man, ehe man dazu

Digitized by Google

schreitet, etwas Definitives auf die Leinwand zu bringen, sich vorerst ganz mit dem Vorwurf vertraut machen, den man zu malen beabsichtigt; das fertige Bild muß dem Künstler schon vorher mit allen seinen begleitenden Momenten als fertiges Ganze vor Augen stehen.

„In der Regel," fuhr der Künstler fort, „fertige ich zuerst eine flüchtige Skizze und zwar gleich auf die dafür bestimmte Leinwand.

„Unerläßlich ist es, seine Figuren und Gruppen so zu placiren, daß die Hauptscene dem Beschauer sofort in die Augen fällt, und um mir die Gewißheit zu verschaffen, daß ich nicht irre, nehme ich sehr häufige Veränderungen vor und wiederhole diese so lange, bis ich mir die Ueberzeugung verschafft habe, daß mir das Richtige gelungen ist.

„Diese verschiedenen Vorarbeiten nehmen sehr viel meiner Zeit in Anspruch, aber ich bin der Ansicht, daß wenn der fundamentale Entwurf nicht schon im Anfang ganz korrekt ist, man sehr großen Schwierigkeiten in der weiteren Ausführung begegnen wird, es kann sogar dahin führen, daß das Sujet schließlich ein ganz anderes wird, als man zuerst gedacht hat.

„Nachdem ich meine Scene völlig arrangirt und die Leinwand mit einer dünnen Oelfarbe überzogen habe, um das störende Weiß darauf zu beseitigen, gehe ich zur eigentlichen Arbeit über.

„Eine richtige Perspektive ist eine unerläßliche Bedingung und erfordert die ungeteilte Aufmerksamkeit eines Künstlers. Abweichungen hievon können geradezu vernichtend wirken bei der Ausführung architektonischer Malerei."

Herr Alma Tadema benützt stets lebende Modelle, die gleich von Anfang an so gekleidet und frisirt sein müssen, wie sie nachher auf dem fertigen Bilde erscheinen.

Der Künstler verwendet nicht die jetzt so gebräuchlichen neuen Farben, sondern benützt mit Vorliebe noch die altmodischen Senna- und Ockerfarben. Er ist der Ansicht, daß man entweder gänzlich mineralische oder gänzlich vegetabilische Farben gebrauchen muß und nicht eine Mischung beider Gattungen, denn die verderblichen Nachteile machen sich an den fertigen Bildern in späteren Jahren sehr bemerklich. —

Als Alma Tadema Antwerpen verließ, ging er nach Paris, und dort wurde ihm im Jahre 1864 die goldene Medaille zuerkannt. Eine Medaille zweiter Klasse erhielt er gleichfalls auf der internationalen Ausstellung zu Paris im Jahre 1867. Eine goldene Medaille wurde ihm 1872 in Berlin zu teil, worauf ebendaselbst im Jahre 1874 die große goldene Medaille folgte. Im Jahre 1862 wurde er zum Mitglied der Akademie der Künste in Amsterdam ernannt, erhielt 1873 den Orden der Ehrenlegion und wurde Mitglied des Vereins der Maler in Wasserfarben. Nachdem er sich entschlossen hatte, seinen dauernden Wohnsitz in England zu nehmen, empfing er von der Königin von England verschiedene Anerkennungsschreiben und erwählte sodann London als Hauptquartier, das er seitdem nicht verlassen hat.

Der Kaiser von Deutschland ernannte ihn im Jahre 1881 zum auswärtigen

Digitized by Google

Ritter des Ordens pour le mérite (Abteilung für Kunst und Wissenschaft), und im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum korrespondirenden Mitglied der französischen Akademie der schönen Künste in London und zwar für die Abteilung Malerei. Im Jahre 1876 wurde er in die königliche Akademie zu London aufgenommen und zu gleicher Zeit mit dem nassauischen Löwenorden dritter Klasse dekorirt. Der preußische Kronenorden dritter Klasse folgte im Jahre 1877 und zugleich die Ernennung zum Mitglied der königlich schottischen Akademie. Dieses sind nur einige der ihm zu teil gewordenen Auszeichnungen, und es wurde mir unendlich schwer, den Künstler zur Mitteilung zu bewegen, da er es nicht liebt, über sich selbst zu sprechen. Seinen Erfolg schreibt er dem Umstand zu, daß er stets bemüht gewesen ist, wahr in seinen Auffassungen zu sein, und mit größter Vorsicht hat er es vermieden, die Methode oder den Stil anderer Maler zu kopiren. Ich versuchte eine chronologische Aufzählung seiner Werke von ihm zu erlangen, und er teilte mir im Verlaufe unserer Unterhaltung folgendes mit.

„Sie werden wahrscheinlich schon erfahren haben," sagte er, „daß meine frühesten Gemälde ägyptische Szenen darstellen. Es ist richtig, daß außer den ägyptischen auch römische und griechische Sujets meinem künstlerischen Geschmack am allermeisten zusagten, ich machte die Marmor- und Mosaikmalerei zu einer Spezialität, und sie verursachte mir große Freude.

„Beim Studium der Klassiker jedoch fand ich es geratener, mich vorerst mit den Aegyptern zu beschäftigen, nachdem ich aus der Geschichte des Altertums erkannt hatte, daß Aegypten und Assyrien vorwiegend diejenigen Länder seien, in denen ich die ursprüngliche Quelle der Kunst verfolgen konnte. Mein erstes ägyptisches Bild malte ich im Jahre 1863, und ein darauf folgendes Genrebild, das ich in Berlin verkaufte und das denselben Stoff behandelte, war die Veranlassung, daß der bekannte Kunsthändler Gambart mir einen Auftrag für vierundzwanzig Bilder gab und mir die Wahl des Sujets ganz überließ."

Im Jahre 1865 fing Alma Tadema an, seine Bilder römischen und griechischen Inhalts zu malen, und die Werke dieser Art haben ihn wohl später hauptsächlich berühmt gemacht.

Sein Gemälde „Ein römischer Kaiser", das das tragische Ende Caligulas und den Empfang seines Nachfolgers Claudius dargestellt, enthält Schönheiten so vollendeter Art und ist so kraftvoll in der Charakterisirung, daß es wohl als das bedeutendste der späteren Serie seiner Werke bezeichnet werden muß; dabei zeigt es eine gänzliche Abweichung von dem vom Künstler ursprünglich beobachteten Kolorit. Der früher einförmige und blaß gehaltene Hintergrund macht jetzt einem tiefer getönten Platz, seine ganze Farbenzusammenstellung wird lebendiger und vielseitiger, seine Felder, Wiesen und Gärten erscheinen mehr lebend, die Naturwahrheit ist so hervorragend, daß man die Blumen und Knospen greifen zu können wähnt; die gemalten Tautropfen scheinen die Blüten, auf die sie gefallen sind, zu erdrücken, die Blätter neigen sich, und fast glaubt man das Rauschen des Windes zu vernehmen, der über sie dahinstreicht.

Digitized by Google

Alma Tadema ist unübertrefflich in der Darstellung von Marmor und atmosphärischen Effekten; auch das kleinste Detail wird mit wunderbarer Sorgfalt von ihm behandelt, selbst die blaßblaue Ader im Stein wird von ihm nicht vergessen.

Seine limpischen Scenen, im Sonnen- und Mondlicht gebadet, seine bunt gekleideten Knaben und Mädchen, die springend und tanzend in üppigen Gärten herumtummeln, seine entzückenden Frauengestalten, die gelangweilt auf aus zerdrückten Rosen hergestellten Ruheplätzen lagern, sie atmen alle Leben, es scheint, als ob der Duft der Blumen wirklich die Atmosphäre umhülle, und bei dem Anblick so mancher von ihm dargestellten Scenen wird der Beschauer je nachdem zum Lachen oder Weinen unwillkürlich gezwungen.

Tadema bemeistert seine Sujets in so hohem Maße, sein Begriff der Schönheit ist so vollendet und sein Sinn für Plastik so entwickelt, daß die von ihm gemalten Gegenstände geradezu wie lebend aus dem Bilde hervortreten. Ich wüßte kein Bild, das in realistischer Beziehung seiner „Letzten Rose" an die Seite zu stellen wäre. Ein junges, schönes Mädchen legt ihre Blumengabe auf einen Altar von Marmor; die Blumen entwickeln nicht mehr ihre ursprüngliche Pracht, sie scheinen, während man sie betrachtet, dahinzuwelken, die rauhe Hand des Todes ruht auf ihnen und hat die gelblichen Blüten, die zarten Knospen und die empfindlichen Blätter in unerbittlicher Weise zerstört.

Ueber die Werke Alma Tademas sind die verschiedensten Kritiken geschrieben worden, aber die folgende scheint mir von allen die beste zu sein. „Sind nicht die auf diesem Bilde dargestellten Blüten die faktische Verkörperung von eines Dichters Traum?" Ein anderer wiederum findet den auf dem Gemälde „Das Fest der Pomona" gemalten Baum der Natur so getreu nachgebildet, daß üppige Grün so lebendig, daß man sich in einen Zaubergarten versetzt glaubt, in dem die Elfen gerade im Begriff stehen, ihre Tänze um diesen Baum auszuführen.

Es interessirte mich nun, die Ansicht des Meisters über die heute bestehenden verschiedenartigen Unterrichtsmethoden kennen zu lernen, und auf meine dahingehende Frage antwortete er mir: „Ich gehöre der alten Schule an und bedaure es aufrichtig, daß diese nicht mehr so im Vordergrund steht als wie in früherer Zeit.

„Zu meiner Zeit war es üblich, daß der Schüler mit seinem Meister gemeinschaftlich an seinen Werken arbeitete. Hierdurch waren wir in der Lage, jeden einzelnen Pinselstrich zu verfolgen, jede Nuance in der Verteilung von Licht und Schatten zu beobachten, die richtige Mischung der Farben kennen zu lernen, sowie auch die Aufstellung der verschiedenen Modelle, mit einem Worte, wir bekamen eine fundamentale Anschauung und eine praktische Ausbildung von seiten eines Lehrers, der das ganze Gebiet völlig beherrschte.

„Ich habe während der Zeit, da ich in dem Atelier des Baron Leys und des berühmten Malers Professor von Jaye arbeitete, mehr gelernt als in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Antwerpen. Hätte ich mich je dem Lehrfach gewidmet, so würde ich entschieden meinen Schülern gestattet haben, an meinen

Digitized by Google

Gemälden mitzuarbeiten. Mein Gemälde ‚Des Bildhauers Modell', dessen Sujet während meines Aufenthaltes in Rom im Jahre 1874 entstand, als ich die esquilinische Venus entdeckte, malte ich in Gegenwart des Sir John Collier, der seitdem auch ein renommirter Maler geworden ist."

„Sind Sie der Ansicht, daß Schüler zu Anfang ihrer Carrière Reisen unternehmen oder nicht?"

„Ich könnte Ihnen im Augenblick wirklich nicht einen Künstler nennen, der, weil er gerade ein Reisestipendium oder den großen Preis in Paris, Brüssel oder Rom erhalten hat, infolge dessen große Erfolge aufzuweisen hätte. Betrachten Sie Meissonier, Leys, Gerome und verschiedene andere hervorragende Künstler, alle blieben in ihrer Heimat, bis sie ihre Kunst in eine ganz bestimmte Bahn gelenkt hatten, und dieser Umstand bestätigt meine Ansicht, daß Anfänger sich zuerst ein genügendes Verständnis aneignen müssen, ehe sie von dem Studium der Werke auswärtiger Meister etwas Ersprießliches erwarten können.

„Mut und Ausdauer sind zwei Eigenschaften, die ein angehender Künstler besitzen muß. Ich gestehe gern zu, daß es manchesmal geradezu entmutigend ist, wenn man ein Bild, an dem man mit ganzem Herzen gearbeitet hat, zu wiederholtenmalen als unverkäuflich zurück erhält, aber dies ist eine derjenigen Prüfungen, die so häufig dem Erfolge vorausgehen, und wenn man nur die nötige Ausdauer hat und die Geschichte bei richtigem Lichte betrachtet, so wird man recht bald dahinter kommen, wie der Mißerfolg entstand, und Mittel und Wege zu finden wissen, um nicht mehr in die begangenen Fehler zu verfallen. Sie zum Beispiel sind eine junge Dame, die für die Presse arbeitet, ohne Zweifel ist auch Ihnen auf Ihrem Gebiet eine ähnliche Erniedrigung zu teil geworden; es sind Ihnen gewiß Arbeiten als unbrauchbar zurückgesandt worden (hier mußte ich allerdings mit traurigem Lächeln zustimmen, denn meine erste Arbeit liegt jetzt noch unverwendet in meinem Zimmer auf staubigem Regal); trotzdem haben Sie später die Freuden des Erfolges genossen und haben sich über die erlebten Enttäuschungen hinweg gesetzt. Die erwähnten Prüfungen und Enttäuschungen, die für den Augenblick unsere Eitelkeit verletzten, haben gerade dazu beigetragen, unsere Stabilität zu entwickeln und unsern Charakter zu stärken.

„Da wir von unverkäuflichen Arbeiten sprachen, will ich Ihnen ein hierauf bezügliches Ereignis mitteilen, das mir gerade einfällt:

„Eins meiner Bilder wurde mir zu so wiederholtenmalen zurückgeschickt, daß ich den Entschluß faßte, mich unter allen Umständen auf die eine oder andere Weise seiner zu entledigen. Zu diesem Zweck nahm ich das Bild aus dem Rahmen und gedachte es einer alten Dienerin meiner Mutter, die mich seit meiner Kindheit gepflegt hatte, zu schenken. Sie betrachtete es einige Zeit äußerst aufmerksam, dann aber ging sie an einen in der Küche befindlichen alten hölzernen Tisch und maß die Länge und Breite der Leinwand im Verhältnis zu diesem. Als dies geschehen war, wandte sie sich mit folgender charakteristischen Bemerkung an mich: ‚Ich danke Ihnen sehr, mein Herr; diese Leinwand ist für den gewöhnlichen Gebrauch viel besser zu verwerten als die gemeinen Oeltuche, die

Digitized by Google

stets die Feuchtigkeit durchlassen, auch ist das Material sehr stark und enthält viel Oelfarbe; es wird mir daher sehr gute Dienste thun."

Herr Tadema erzählt diese und andere ähnliche Episoden aus seinem Leben mit großem Vergnügen und verschweigt keineswegs die ihm dabei zu teil gewordenen Kränkungen.

Ehe Alma Tadema sein jetziges herrliches Haus bezog, bewohnte er ein sehr schönes Gebäude, gleichfalls im Regents Park gelegen, an das er große Summen Geldes und viele künstlerische Arbeit verwendet hatte. Im Jahre 1874 passirte ihm daselbst das Unglück, daß durch eine entsetzliche Explosion das ganze Gebäude beinahe zerstört wurde; dieselbe fand auf einem mit Pulver beladenen Schiff, das nahebei im Kanal ankerte, statt. Der Schaden, der dem wertvollen Eigentum Alma Tademas zugefügt wurde, war ganz enorm, die Thüren waren aus ihren Angeln gerissen, und die zerbrochenen Fensterscheiben fielen unter entsetzlichem Lärm in die Zimmer. In die Mauern des Gebäudes waren Spalten gerissen, die vom Dach bis in die Fundamente reichten; die Zerstörung, die in so kurzer Zeit angerichtet war, spottete geradezu jeder Beschreibung. Alma Tadema war zur Zeit mit seiner Gemahlin auf einer Reise nach Schottland begriffen, und groß war sein Entsetzen, als er erfuhr, daß das schreckliche Ereignis während der Nacht passirte, und daß seine zwei kleinen Töchter sich zur Zeit im Bett befanden. Diese sollen sich jedoch sehr kaltblütig benommen haben, und folgende komische Geschichte wird in Verbindung damit von ihnen erzählt.

Beide Mädchen bewohnten ein großes Zimmer in der oberen Etage des Hauses, und da sie etwas nervös veranlagt waren, so war eine große, laut klingende Glocke ganz in ihrer Nähe angebracht worden, die sie im Falle der Not benützen sollten.

Im Augenblick der Explosion erwachten die Kinder und fanden sich in totaler Finsternis; ein herausgefallener Fensterrahmen war auf ihr Bett geschleudert worden, und Teile der Decke, mit Nüssen vermischt, die einen Teil der Ladung des unglückseligen Schiffes bildeten, fielen auf sie hernieder. Eingedenk nun der empfangenen Instruktion, daß sie auch sicher klingeln sollten, im Fall etwas passire, faßte die älteste von beiden so viel Mut, als die augenblickliche Situation gerade zuließ, richtete sich im Bett auf, und mit dem Ton der Ueberlegenheit rief sie ihrer Schwester zu: „Anna, bitte, klingle." Beide Mädchen sind nun erwachsen, und die ältere hat sich bereits auf literarischem Gebiet einen Namen gemacht. Ihr Roman „Love's Martyr", ein fesselndes Buch, und die später erschienene Novelle „On the wings of Icarus" haben Aufsehen erregt und im Kreise bekannter hiesiger Schriftsteller günstige Beurteilung erfahren.

Die jüngere Tochter Anna ist in die Fußstapfen ihres Vaters getreten und hat die Kunst zu ihrem Beruf erwählt. Sie hat als Aquarellmalerin bereits Erfolge aufzuweisen, und die in ihrem Atelier befindlichen Studien und Versuche in scenischer Malerei berechtigen zu den größten Hoffnungen. In dieser Künstlerfamilie ist das Talent zu Hause; ich darf auch Frau Alma Tadema nicht vergessen, die, gleichfalls eine bedeutende Künstlerin, mehrere Gemälde ausgestellt

Digitized by Google

hat und zwar in der Royal Academy, im Verein französischer Künstler, und in der „Neuen Galerie“. Alma Tadema heiratete seine Frau im Jahre 1871 nach einjährigem Aufenthalte in London. Sie ist die Tochter des reichen und bekannten Schokoladenhändlers Dr. Epps.

Es erübrigt für mich noch, der verschiedenen Werke des Meisters Erwähnung zu thun, durch die er seinen Namen berühmt gemacht hat.

Seine eigentliche Glanzperiode datirt von seinem Aufenthalt in Brüssel. Die hier entstandenen Werke atmen Feuer und Begeisterung, und meisterhaft hat er es verstanden, Leben in kalte klassische Sujets hinein zu bringen. Nirgends tritt dies klarer hervor als in dem von ihm im Jahre 1865 ausgestellten Gemälde „Catullus bei Lesbias“, dem das von wilder Liebe durchglühte Gedicht zu Grunde liegt. Das wundervolle Antlitz der Lesbias, wie sie mit weit geöffneten Augen in das ihres Geliebten starrt, ist voller Leben und Bewegung; ihre verführerischen Reize sind ganz Fleisch und Blut.

In der Regel malt der Meister während eines Jahres drei bis fünf große, daneben aber auch noch eine Anzahl kleinerer Gemälde. Die Gemälde „Eingang zu einem römischen Theater“, „Agrippina am Grabe des Germanicus“ und „Ein römischer Tanz“ entstanden 1866, während „Die Mumie“, „Tarquinius Superbus“ und „Die Siesta“ 1867 vollendet wurden. In rascher Folge entstanden „Phidias und die Elgin Marbles“ (1868), „Der Pyrrhische Tanz“, „Ein römischer Amateur“, „Une fête intime“ 1871, „Der Tod des Erstgeborenen“ 1872, „Eine Bildhauergalerie“ und „Auf den Stufen des Kapitols“ 1874, „Ein Liebesgeschoß“ (Pfeil) 1878, „Der Weg zum Tempel“ (diplomirtes Werk) 1883, „Der Kaiser Hadrian, eine britische Töpferei besuchend“ 1884, „An den Stufen der Venus“ 1889 und „Der Beschluß eines vergnügten Tages“ 1894.

Ich habe nur einzelne seiner größeren Werke hier angegeben, denn es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, wenn ich sie alle aufzählen wollte.

Eine Separatausstellung seiner Gemälde fand in der Grosvenor Galerie im Jahre 1883 statt. Wie mir mitgeteilt wird, kam zu der großen Anzahl von Medaillen und Diplomen, welche der Meister empfing, im Jahre 1889 auf der Ausstellung in Paris die Ehrenmedaille für schöne Künste noch hinzu. Alma Tadema besitzt Photographien seiner sämtlichen Gemälde, und diese zieren die Wände seines kleineren Ateliers.

„Selten ist ein Maler mit seinem Bilde ganz zufrieden, selbst wenn es vollendet ist,“ bemerkte der Meister. „Kein Bild gibt die wirkliche Auffassung des Künstlers genau wieder, er ist stets von dem Wunsch beseelt, es wieder von neuem zu beginnen oder einzelne schon vorhandene Gruppirungen auf ein anderes Bild zu übertragen. Ich verfolge den Fortschritt in meiner Kunst von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, und sämtliche Bilder, die Sie um uns herum sehen, gewähren mir unendlichen Stoff für neu zu unternehmende Gemälde.“

„Sie lieben Ihre Arbeit, Herr Alma Tadema,“ bemerkte ich.

„Ja, und hauptsächlich wenn ich in meiner eigenen Häuslichkeit bin. Man

Digitized by Google

wundert sich, daß ich so viel Arbeit und Unkosten für meine Umgebung verwende, aber den Grund dafür habe ich Ihnen bereits zu Anfang unserer Unterredung mitgeteilt, als Sie mein Atelier bewunderten. Ich habe das mit einer ganz besonderen Absicht gethan. Ich kann wohl mit gutem Gewissen von mir behaupten, daß ich gern arbeite; ich will dann aber meine Augen gern auf Gegenstände richten, die im Kolorit und in der Form anregend auf mich wirken. Ich bin ein Sklave meiner Häuslichkeit, das versichere ich Ihnen. Es gibt keinen Fleck auf der ganzen Erde, wo ich mehr Energie beim Arbeiten entwickle und glücklicher und zufriedener bin als gerade hier."

Alma Tadema hat eine große Vorliebe für Musik. Wenn Freunde in seiner gastlichen Häuslichkeit ihn besuchen, so spielt Musik in der Unterhaltung eine hervorragende Rolle, und mit großem Vergnügen begleitet er eine seiner Töchter in der Ausführung vierhändiger Klavierstücke.

Seinem Auge entgeht nichts, und wenn er nach gethaner Arbeit frische Luft schöpft und irgend ein interessanter Gegenstand ihm begegnet, so wird dieser sofort im Skizzenbuch, das der Künstler stets bei sich trägt, festgehalten, denn er könnte später von großem Nutzen für ihn sein.

Ein eigentümlicher Charakterzug des Künstlers besteht darin, daß er es haßt, vor die Oeffentlichkeit gezogen zu werden, es sei denn, daß man seiner Kunst Erwähnung thut.

In London ist die Sitte der Interviews für berühmte Leute beinahe zur Plage geworden, und Alma Tadema, dessen Gutmütigkeit in dieser Hinsicht stark mißbraucht worden ist, hat sich fest entschlossen, für diesen Zweck niemand mehr zu empfangen. „Wir sind doch keine wilden Tiere," bemerkte einst der Meister einem Reporter gegenüber, der die Unverschämtheit hatte, ihn über seine häuslichen Gewohnheiten zu interpelliren.

Der Reporter, ängstlich bemüht, den äußerst erregten Künstler wieder zu besänftigen, erwiderte mit listigem Lächeln: „Verzeihen Sie, ich bin in der That gekommen, einen Löwen zu interviewen."

„Wenn dem wirklich so ist, hätten sie lieber den zoologischen Garten aufsuchen sollen," erwiderte Alma Tadema, verließ das Zimmer und warf die Thür ärgerlich hinter sich zu.

Schmeicheleien machen auf ihn nicht den geringsten Eindruck. Sein zuweilen brüsk erscheinendes Benehmen wird von manchen für Unliebenswürdigkeit gehalten, in Wirklichkeit jedoch ist es nur eine gewisse Form von Bescheidenheit.

Trotz seiner ausgedehnten Korrespondenz hält Alma Tadema keinen Sekretär. Er ist der Ansicht, daß er persönlich diese Arbeit viel leichter und schneller erledigen kann, als wenn er gezwungen wäre, seine Briefe erst zu diktiren und dann durchzulesen. Er schreibt stets an einem Stehpult, und als ich ihn nach dem Grund fragte, sagte er mir, daß er den lieben langen Tag säße und daher das Stehen bei der Korrespondenz gewissermaßen als eine Erholung betrachte, da es ihm die einzige Gelegenheit biete, sich ordentlich zu strecken.

Das nächste Gemälde Alma Tademas stellt die ersten christlichen Märtyrer

Digitized by Google

dar, die in das Kolosseum geführt werden, ein ergreifendes Motiv, das unter des Meisters Behandlung zu großartiger Darstellung gelangen wird.

Nach der Rückkehr Sir Henry Irvings von Amerika, wohin er sich auf Gastspiele begeben hat, wird Alma Tadema die Zeichnungen und Entwürfe für die Kostüme zu „Coriolan" anfertigen, der in London in der nächsten Saison aufgeführt werden soll.

Alma Tadema ist außerordentlich wohlthätig; man findet ihn immer bereit, Leuten, die der Unterstützung bedürfen, zu helfen. Jungen Künstlern steht er mit gutem Rat häufig und gern zur Seite. Er ist der liebevollste Vater und zärtlichste Gatte, der vollendetste Künstler und der treueste Freund, den man sich nur wünschen kann.

Die Ausgrabungen in Aegypten und die deutsche Aegyptologie.

Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Sie sprechen Ihre Freude über die vielen stattlichen neuen Publikationswerke aus, die es auch dem Gelehrten daheim bald erlauben werden, den gesamten Inschriftenschatz zu verwerten, der sich auf den Denkmälern in Aegypten erhielt. Sie rühmen den Fleiß und die Opferwilligkeit, mit der viele der in diesen Werken behandelten Denkmäler vom Schutt befreit wurden, und geben der Bewunderung über die Kunst und das Glück der Männer Ausdruck, deren Grabungen in den letzten Lustren versunkene Städte, verschüttete Gräber und Bauten, sowie Schätze teils von hoher kulturhistorischer Bedeutung, teils von beträchtlichem materiellen Wert ans Licht zogen. Besonders rühmenswert erscheint Ihnen die Schnelligkeit, mit der das Gewonnene der Wissenschaft zur Verfügung gestellt wird, und die so handliche wie übersichtliche Form, deren man sich bei der Veröffentlichung dieser Werke bedient. Endlich aber erheben Sie, tief verstimmt, die Frage, wie es kommt, daß sich der Name keines deutschen Aegyptologen auf dem Titel dieser wichtigen Arbeiten findet, und die andere, die allerdings wie von selbst aus dieser Wahrnehmung hervorgeht, ob die ägyptologische Forschung in unserem Vaterlande so weit zurückgegangen sei, daß sie sich von der Thätigkeit auf ägyptischem Boden habe ausschließen lassen müssen.

Mit einer gewissen Wehmut dürfen wir uns allerdings der Zeit erinnern, in der Lepsius' „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien" für das jede ähnliche Leistung an wissenschaftlicher Bedeutung weit überbietende Muster einer glücklichen Verwertung der Monumente am Nil angesehen und bewundert wurden, und in

Digitized by Google

der Dümichens feuriger Eifer uns mit ausgezeichneten Publikationen und darunter auch mit solchen beschenkte, vor deren Herstellung der Mut und die Widerstandskraft der übrigen Fachgenossen zurückweichen mußte. Wenn die Deutschen es aber auch anderen überließen, am Nil Lorbeeren zu ernten, so stehen unsere Aegyptologen darum doch — zu Ihrer Beruhigung sei es vorwegnehmend bemerkt — hinter denen keines andern Volkes zurück.

Gestatten Sie mir nun, die Frage näher ins Auge zu fassen, in wie weit der Wunsch berechtigt ist, auch die deutsche Aegyptologie an der Arbeit in Aegypten selbst zu beteiligen.

Was der Aegyptolog dort gewinnen kann, ist zunächst eine Fülle von Anschauungen, die sich daheim nicht erwerben lassen, und zweitens ein leichteres Fortschreiten bei der Erlernung der arabischen Sprache. Drittens ist es ihm am Nil vergönnt, die zu Tage liegenden Denkmäler unmittelbar auf sich wirken zu lassen, sie mit voller Unbefangenheit zu studiren und zu würdigen, an den Inschriften, die sie bedecken, das Auge zu üben und unter ihnen eine Nachlese zu halten, die dem Vorgeschrittenen auch mancherlei Neues zuführen kann. Viertens darf er wünschen, sich als Ausgräber thätig zu erweisen. Bei dieser Gelegenheit wird er, wenn das Glück ihn begünstigt, Entdeckungen machen, die ihm selbst zum Ruhme, seiner Wissenschaft zum Vorteil und seinem Volke zur Ehre gereichen.

Ich verstehe darum recht wohl Ihren Verdruß über die Wahrnehmung, daß der Deutsche sich gegenwärtig von dieser Art der Thätigkeit fern hält. So bedauerlich es nun aber auch sein mag, daß unsere Landsleute, wenn sie überhaupt nach Aegypten gelangen, bei der Ausübung der oben erwähnten Thätigkeiten dort unter weit ungünstigeren Umständen arbeiten als besonders die Franzosen, beklage ich es dennoch keineswegs, daß sie in der letzten Zeit nur einen verschwindend geringen Anteil an den Ausgrabungen nahmen.

Wohl mag es Sie befremden, daß gerade ich, der mit besonderem Eifer für die Mitwirkung auch der deutschen Aegyptologie an jeder wissenschaftlichen Arbeit in Aegypten eintrat,[1]) mich zu solchem Zurückweichen bequeme; ich werde aber bis auf weiteres dennoch an dieser Entsagung festhalten müssen. Uebrigens glaube ich auch in dieser Hinsicht Ihrer Zustimmung gewiß zu sein, wenn Sie Georg Schweinfurths sorgenvollem Mahnruf das Ohr liehen, den er mittelst eines offenen Briefes an Ad. Erman[2]) an alle Beteiligten richtet.

Er bezieht sich auf das Zuviel und die leichtsinnige Art und Weise der Ausgrabungen, die in den letzten Jahren in Aegypten vorgenommen wurden.

Besonders als Naturforscher erhebt er die Stimme gegen das Treiben der Unberufenen, die gegenwärtig am Nil den Spaten führen, und welcher Aegyptolog möchte Schweinfurth nicht beistimmen, wenn er ihn die Art der Thätigkeit

[1]) Ein deutsches Institut für Orientalisten zu Kairo. Beilage der „Allgemeinen Zeitung", 24. Mai 1887 Nr. 143 S. 2089 ff.

[2]) Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde. 1895. S. 32 ff. Brief des Herrn Professors Dr. G. Schweinfurth an den Herausgeber. Helwan, 15. Februar 1895.

Digitized by Google

dieser Leute, sowie das System verdammen hört, das sie gewähren läßt, statt ihnen mit ernster Entschiedenheit das Handwerk zu legen.

Die Hast, mit der gegenwärtig gegraben wird, wo auch immer es sich hoffen läßt, auf kostbare Fundstücke zu stoßen, verdient das Brandmal, das er ihr aufdrückt.

„Unsere schnelllebige Zeit," sagt er, „scheint es besonders eilig zu haben mit gänzlicher Aufräumung der ägyptischen Altertümer, auf diesem Gebiet tabula rasa zu machen, damit späteren Generationen ja nichts mehr zu erforschen übrig bleibe. Die späteren Generationen aber werden ganz andere Anforderungen an die Methoden der Forschung stellen, werden Gesichtspunkte in den Vordergrund bringen, von denen sich die heutige Schulweisheit nichts träumen läßt; sie werden uns aber für den Verlust der durch das Zerstörungswerk von heute für immer verloren gegangenen Forschungsobjekte verantwortlich machen und unserer Epoche den Vorwurf eines unter der Maske der Wissenschaftlichkeit betriebenen Vandalismus nicht ersparen."

Dieser wohlbegründete Vorwurf bezieht sich natürlich nicht auf die Grabungen, wie sie Flinders Petrie, Naville und de Morgan an vielen Stellen unternahmen. Methodisch gingen diese Gelehrten vor, berücksichtigten und verzeichneten alles Gefundene und sorgten für seine Veröffentlichung und wissenschaftliche Verwertung. Wie groß aber gerade auf diesem Gebiete die Gefahr ist, durch schnelles Zusammenraffen in der Gegenwart die Zukunft zu schädigen, hat bereits die Vergangenheit erwiesen.

Schweinfurth weist mit Recht auf die Zeit hin, in der niemand bei Grabungen auf die Pfahlbauten, die Knochen in den Höhlen oder auf die Kieselsplitter achtete, deren Bedeutung für die Forschung erst später erkannt wurde. Für Aegypten selbst beklagt er besonders die Oberflächenzerstörung, die sich für spätere topographische Untersuchungen und Messungen verhängnisvoll erweisen wird.

Die Faust ballt sich auch mir, wenn ich höre, daß im letzten Jahre allein auf dem Totenfelde von Memphis an zwanzigtausend Schürfungen vorgenommen wurden. Was will dagegen die Thätigkeit der Aktiengesellschaften besagen, die, wie Abdu'l-Latif berichtet, die gleiche Nekropole durchsuchen ließen, um Gold und Silber zu finden? Daneben widersteht es auch unserem Gefühl, wenn wir hören, wie man die menschlichen Knochen, die man aus den geöffneten Grüften gerissen hatte, über den Boden zerstreut umherliegen ließ, ohne das Grab, in dem der Aegypter eine unantastbare Ruhestätte sah, wieder zu schließen. Mag diese Rücksicht sentimental nennen, wer will: mir erscheint sie nur menschlich.

Den handgreiflichsten Nachteil bringt sicherlich die Zerstörung oder Mißachtung des naturwissenschaftlichen Untersuchungsmaterials. Während es der aufmerksamsten Beachtung wert ist, werfen es die nach gewinnbringenden Fundstücken lüsternen Bodendurchwühler mit größter Nichtachtung beiseite. Diese Erfahrungen aber zwingen zu der Forderung, daß niemand in Zukunft den Spaten führen darf, der sich nicht zu eigen machte, was der ausgezeichnete Botaniker und Reisende über die Bedeutung der animalischen und vegetabilischen Ueberbleibsel lehrt, aus denen sich schon infolge seiner eigenen und der Untersuchungen

Digitized by Google

Flinders Petries, Ungers, V. Lorets, F. Woenigs und so weiter manche überraschende Auskunft ergab.

„Wie wichtig!“ ruft Schweinfurth aus, „wäre es, um nur ein Beispiel anzuführen, gelänge es, aus einer der älteren Perioden ein Reis- oder ein Sorghumkorn zu ermitteln, etwa einen Faserrest von ausgekautem Zuckerrohr? — und wie wertvoll wäre der Nachweis auch nur eines einzigen Partikelchens von Gersten- und Weizenstroh aus den sogenannten prähistorischen Lagen, die Professor Flinders Petrie neuerdings entdeckt haben will.“

Wie ernst, fügen wir hinzu, frühere Ausgräber, und unter ihnen noch Lepsius und Mariette, auch stets gewillt waren, der Wissenschaft nach jeder Richtung hin zu dienen, waren sie doch noch nicht zur Erkenntnis gelangt, wie wichtige, von der bildenden Menschenhand unberührte Stücke mit dem Schuttstaube, den die Fellachen als Dünger hochschätzen, fortgeworfen werden können. Jetzt wissen wir es und denken mit Bedauern der naturhistorischen Untersuchungsobjekte und mit noch größerem der geschriebenen Dokumente, die mit ihm auf die Felder geworfen und der Forschung entzogen worden sind. Auf Schriftstücke, sollte man denken, wäre die Aufmerksamkeit auch früherer gelehrter Ausgräber gerichtet gewesen. Dies war allerdings sehr entschieden der Fall, seitdem die Zeit hinter uns liegt, in der die Araber ganze Papyrusrollen verbrannten, um sich an dem Duft des Rauches zu ergötzen, der, während sie in Asche zerfielen, von ihnen ausging. Damit ist es — dank der französischen Expedition unter dem General Bonaparte — schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts vorbei. Jetzt kennt auch der Fellah nur zu gut den materiellen Wert einer Handschrift; wer aber die formlosen zusammengeballten Papyrusstücke sah, die sich unter den Kehricht von Krokodilopolis-Arsinoë mischten, der wird begreifen, daß sie anfänglich auch der Aufmerksamkeit der Gelehrten entgehen und fortgeworfen werden konnten. Erst nachdem man sie mit Hilfe eines mühevollen Verfahrens aus einander gerollt hatte, erkannte man den Stoff, aus dem sie bestehen, und die oft so wichtigen schriftlichen Mitteilungen, die sie bedecken. Auch auf die Scherben hatte man wenig acht, wenn sie nicht beschrieben oder bemalt waren; jetzt aber kann auch das kleinste Bruchstück eines zerbrochenen Gefäßes dem Historiker wichtige Dienste leisten. Der unberufene Ausgräber schleudert sie beiseite; sind ihm doch die Schriften unbekannt oder unverständlich, aus denen sich ersehen läßt, wie wichtige Aufschlüsse die Töpferarbeiten, die man zum Beispiel zu Tell el-Amarna fand und die zur Gattung der mykenischen Keramik gehören, der Forschung gewähren.

Voll und ganz wird sich darum jeder, dem es am Herzen liegt, daß die Reste der schönen und eigenartigen Kultur, die der Boden Aegyptens so lange und mit wunderbar konservierender Kraft dem Los alles Irdischen entzog, nicht leichtsinnig verzettelt oder vernichtet werden, sondern der Wissenschaft als wichtiges Hilfsmaterial erhalten bleiben, den Forderungen Schweinfurths anschließen. Adolf Erman leiht ihnen bestimmtere Formen, indem er verlangt, daß dem Treiben der unberufenen Ausgräber ein Ende gemacht werde. In Zukunft, wünscht er, sollte nur noch in solchen Fällen die Erlaubnis zu Grabungen ge-

Digitized by Google

geben werden, wo volle Sicherheit für die genauste Beobachtung und Aufnahme aller Funde — auch der unscheinbaren — und für die baldige und eingehende Veröffentlichung der Ausgrabungen vorliegt. Das gegenwärtige Ausgrabungswesen nennt er mit vollem Recht einen „Notstand". „In keinem Lande der antiken Kultur," sagt er, „ist in den letzten vierzig Jahren ein derartiger wissenschaftlicher Raubbau — und zwar von Angehörigen aller Nationen — getrieben worden wie in Aegypten."

Ganz ohne Schuld sind wir Deutschen bei diesem frevelhaften Treiben auch nicht geblieben. Sorglos nahmen vielmehr auch einige unserer Landsleute kleinere Ausgrabungen vor, deren Verlauf leider nie eingehend veröffentlicht wurde und die nicht zu rechtfertigen sind, wenn sie auch gewöhnlich mit dem Wunsche, die Wissenschaft zu fördern, ausgeführt wurden und manches wertvolle Altertum in die Heimat führten.

Möge uns wie den Mitgliedern aller anderen Nationen die den ägyptischen Denkmälern vorgesetzte Behörde das Ausgraben für die nächsten Lustren verbieten, oder es nur unter den von Erman angegebenen Einschränkungen gestatten. Sie würde sich damit den Dank eines jeden erwerben, der weiter sieht als bis morgen. Mit Erman meine auch ich, daß es eben kein Unglück wäre, wenn infolge eines weniger sorglosen Gehenlassens der ägyptischen Behörden auf diesem Gebiet wesentlich weniger gegraben und gefunden werden sollte. Steht doch unserer Wissenschaft zur Zeit Material genug zur Verfügung, das einer sorgfältigen Verarbeitung bedarf.

Außerdem setzt Herr von Morgan, der es auf sich nahm, unter den Auspizien des jungen Chedîw Abbas Helmi ein Denkmälerwerk herzustellen, das kaum seinesgleichen haben möchte, seine Thätigkeit fort. Unter dem Namen eines „Catalogue des monuments et inscriptions de l'Egypte antique" soll es in Abbildungen, Plänen und Kopien alles auf die Nachwelt bringen, was sich an Denkmälern, Darstellungen und Inschriften aus alter Zeit in Aegypten erhielt. Die beiden ersten vorliegenden schnell hinter einander erschienenen Bände beweisen, daß dies Riesenwerk halten wird, was es bei seinem Erscheinen verhieß. Ob es nicht besser wäre, seinen Umfang mit Rücksicht auf die schon vorhandenen guten Publikationen zu beschränken, soll an einer andern Stelle erörtert werden; jedenfalls wird seine Herstellung noch manche Ausgrabung und Freilegung erfordern, und der englische Egypt exploration fund hoffentlich auch fernerhin berufene Gelehrte beauftragen, den Spaten im Dienste der Wissenschaft zu führen. Wo erfahrene und bewährte Forscher wie Flinders Petrie oder Eduard Naville die Ausgrabungen leiten, darf man sicher sein, daß keine der Forderungen außer acht gelassen wird, deren wir gedachten. Was uns Deutsche angeht, so sollten wir uns für die nächste Zeit getrost des Ruhmes begeben, neue Denkmäler an den Ufern des Nils ans Licht zu ziehen. Es steht dort genug zu Tage, was noch jahrelang dem Aegyptologen Gelegenheit bietet, eine lohnende Thätigkeit zu entfalten. Inschriften über Inschriften bedürfen noch der genauen Veröffentlichung und des eingehenden Studiums. Auch solche, von denen bereits

Digitized by Google

Publikationen vorliegen, lassen sich an Ort und Stelle mit neuem Erfolge verwerten.

Darum ist der Wunsch gerechtfertigt, daß jedem Aegyptologen wenigstens einmal Gelegenheit geboten werde, die Denkmäler mit eigenen Augen zu schauen und an ihnen selbst seine Kraft zu erproben. Wo deutschen Gelehrten in früherer Zeit dies zu thun gestattet war, bewährten sie sich aufs beste. Lepsius' Publikationen blieben, wenn man von dem zu großen Format absieht, bis heute unübertroffen, und es sind wahrlich ihre schlechtesten Besitztümer nicht, die die Wissenschaft den Forschungsreisen eines Brugsch, eines Dümichen, von Bergmann und Wiedemann verdankt. Auch mir war es bei der Nachlese auf Mariettes eigenstem Arbeitsfelde vergönnt, eine der wichtigsten Inschriften zu finden und sie den Fachgenossen zur Verfügung zu stellen.

Trotz dieser Erfahrung und obgleich es längst fest steht, wie großer Gewinn dem Aegyptologen aus der lebendigen Anschauung erwächst, ist es den deutschen Forschern nur selten möglich, nach Aegypten zu reisen. Dazu wird ihnen die Arbeit daselbst weit weniger leicht gemacht als den Söhnen anderer Nationen. Daher kommt es auch, daß Sie, als Sie Umschau unter den Werken hielten, die in jüngster Zeit das Inschriftliche auf den Denkmälern wiedergaben, auf den Titeln vergebens nach einem deutschen Namen suchten.

Wie der Genfer Naville im Dienste des englischen Egypt exploration fund die Ausbeute seiner Grabungen im Delta publizirte, so veröffentlichten Griffith und Newberry die Inschriften, die die Grüfte von Sint-Lycopolis und Benihasan bedecken. Die ausgezeichneten Publikationen Flinders Petries, der seine bewährte Kraft gleichfalls in den Dienst jener Gesellschaft stellte, machen uns zu Zeugen seiner großartigen Ausgrabungen. Versunkene Städte sehen wir in ihnen zu neuem Leben auferstehen und dem unscheinbarsten Fundstück so liebevolle Aufmerksamkeit schenken wie dem stattlichen Denkmal von ins Auge springender Bedeutung.

Seit Auguste Mariette das Museum von Bulaq ins Leben rief, standen dieser herrlichen Sammlung, und zwar auch noch in der Zeit der englischen Oberherrschaft, nur Franzosen als Direktoren vor. War bei der Wahl dieser Männer auch manche politische Rücksicht mit im Spiele, so darf sie doch als glücklich bezeichnet werden. Einen besseren Nachfolger als Gaston Maspero konnte sich Mariette nicht wünschen, und der heutige Direktor, Mr. de Morgan, zeigt als Ausgräber Scharfblick, Thatkraft und eine glückliche Hand. Im ersten Bande des großartigen Katalogs, dessen wir gedachten, äußert er seine Freude, Gelehrte von verschiedener Nationalität zu seinen Mitarbeitern zu zählen; es befindet sich aber unter ihnen kein einziger Deutscher.

Dem Namen eines solchen bei der Gruppe von Publikationen zu begegnen, die die „mission archéologique française" zu Kairo herausgibt, war von vornherein nicht zu erwarten. In dem oben erwähnten Aufsatze „Ein deutsches Institut für Orientalisten zu Kairo" teilte ich die Entstehungsgeschichte dieser Anstalt mit und knüpfte daran den Wunsch, die deutsche Regierung möchte eine

Digitized by Google

ähnliche ebendaselbst errichten. Ungehört verklang diese Mahnung; was ich aber damals voraussah, sollte sich in allen Stücken erfüllen.

Besser als irgend ein anderes Land sorgt Frankreich eben durch diese Anstalt für die Ausbildung seiner dem Studium des alten und neueren Morgenlandes, der semitischen, hamitischen und afrikanischen Sprachen beflissenen Söhne. Wahrhaft beneidenswert sind die Arbeitsbedingungen, unter denen sie sich dort zu üben und ihr Können zu bewähren vermögen. Außer den Schlafräumen, dem gedeckten Tische und den leicht beweglichen Schätzen der Bücherei der „Mission" steht ihnen die gesamte ägyptische Denkmälerwelt als steinerne Bibliothek zur Verfügung. Wenn ich voraussagte, daß es ihnen frei stehen würde, von der Milch die Sahne zu schöpfen, so läßt sich jetzt überblicken, mit wie löblichem Eifer, unter wie guter Leitung und mit wie tüchtigem Können sie es thaten. Die Mittel des Instituts gaben ihnen auch die Möglichkeit an die Hand, jede vollendete Arbeit in vornehmer Ausstattung der Oeffentlichkeit zu übergeben. In schneller Folge beschenkte die französische „mission archéologique" die Wissenschaft mit einer ansehnlichen Reihe von stattlichen Bänden, die nützliche und tüchtige Arbeiten aus den meisten Gebieten der Aegyptologie und der arabistischen Studien behandeln. An die Publikation der hieroglyphischen Inschriften, die ganze wichtige Denkmälergruppen bedecken, schließt sich ihre Verwertung. An der Hand der Monumente, die sie hinterließen, wird neues Licht über bis dahin ungenügend bekannte Herrscherreihen verbreitet. Die plastischen Denkmäler der Kopten wurden gesammelt und gewürdigt und manches Schriftstück in der Sprache dieser christlichen Nachfolger der alten Aegypter den Fachgenossen zur Verfügung gestellt. Die ornamentale Kunst der Araber gab Anlaß zu einer reichhaltigen Arbeit, die auf zahlreichen Tafeln zur Anschauung bringt, was sich auf Bauten und Geräten von ihr erhielt, während andere Schriften sich mit der Geschichte Kairos und mit den Volksmärchen, die man sich dort erzählt, und so weiter beschäftigen.

Wie groß aber auch der Gewinn ist, den die Wissenschaft den Arbeiten der Mitglieder und Leiter des französischen Instituts verdankt, wie willig wir auch den Wert der erwähnten Publikationen, die Frankreich alle Ehre machen, anerkennen, so können wir doch nicht zugeben, daß es der Einrichtung und Erhaltung dieser vortrefflichen Anstalt gelungen ist, durch die Leistungen der französischen Aegyptologie die der deutschen in den Schatten zu drängen; denn wie selten es auch unseren heimischen Fachgenossen gestattet war, an der Forschungsthätigkeit in Aegypten selbst teil zu haben, stehen sie dennoch bei der Verwertung des gewonnenen Materials gerade in der Gegenwart allen anderen Nationen voran.

Wir, denen unsere Regierung keine Brücke nach Kairo schlagen oder gar ein warmes Nest daselbst bauen konnte, sind es dennoch, die der ägyptologischen Forschung die Methode vorschreiben, der sie gegenwärtig folgt, und die ihr erst voll und ganz das Recht verleiht, sich eine Wissenschaft zu nennen.

Deutschem Fleiß und Scharfsinn ist es nämlich zu verdanken, daß aus dem

Digitized by Google

Dolmetschen und Raten der früheren Zeit echte Sprachforschung wurde. Wenn der Bau des Aegyptischen, des merkwürdigen Idioms, das viertausend Jahre lang gesprochen und geschrieben wurde, uns nunmehr bis auf wenige noch unerschlossene Seitengänge wohl vertraut ist, darf die deutsche Forschung auf den Löwenpart des Verdienstes Anspruch erheben. Dazu ist sie es — dank ihrem scharfsinnigen Vorkämpfer Adolf Erman — ganz allein, die den Nachweis führte, daß die alte Meinung, den ägyptischen Schriftdenkmälern lägen vom vierten Jahrtausend und den Pyramidentexten an bis über den Beginn unserer Zeitrechnung und der koptischen Literatur hinaus die gleichen Sprachformen zu Grunde, auf Irrtum beruht. Nur in den demotischen Texten hatte man schon früher die Sprache des Volkes erkannt, die von der der älteren Schriften weit abweicht; erst Erman aber bewies, daß auch die mit hieroglyphischen und hieratischen Lettern geschriebenen Texte zu verschiedener Zeit in verschiedenen Sprachformen abgefaßt wurden.

Erstaunt fragen wir uns heute, wie es möglich war, die Sprache der Pyramidentexte für die nämliche zu halten, in der das Märchen von den Brüdern und vom verwunschenen Prinzen erzählt wird oder die Liebeslieder des Papyrus Harris gedichtet wurden. — Wie große Verdienste sich auch der Franzose Maspero, der Engländer Le Page Renouf, der Schwede Piehl und andere um die ägyptische Sprachforschung erwarben — sind es doch Deutsche, denen sie in den letzten Jahren das Beste verdankt. — Fragen Sie nach den Lexika und nach den Grammatiken für sämtliche Stufen des Aegyptischen, die gegenwärtig dem Stand unseres Wissens entsprechen und als die wertvollsten bezeichnet werden dürfen, so lautet die Antwort: Die großen Wörterbücher des genialen Heinrich Brugsch, dessen unermüdlichen Fleiß der Tod im vorigen Jahre zum Stillstand brachte, werden bis ans Ende die Grundlage für jede spätere ähnliche Leistung bilden. Er wurde als Mann zum Lexikographen unter den Aegyptologen, wie er als Jüngling die Volkssprache der Aegypter, das Demotische, zum erstenmal mit einer Grammatik versah. Das nämliche that Erman für die älteren und jüngeren Formen der Schriftsprache in der Grammatik zum Papyrus Westcar, in der des Neuägyptischen und in der „ägyptischen Grammatik", die der „Porta linguarum orientalium" zur Zierde gereicht. Die koptischen Grammatiken, die alle früheren weit hinter sich ließen, danken Ludwig Stern in Berlin und Georg Steindorff in Leipzig die Entstehung. Die ernstesten Studien über das Verhältnis des Aegyptischen zum Semitischen dankt die Wissenschaft Erman und Sethe in Berlin. In der Mitte dieses Jahrhunderts hatte Lepsius der ägyptischen Geschichte das chronologische Knochengerüst gegeben. In jüngerer Zeit vermehrte der Sammelfleiß des Bonners Wiedemann das historische Material, Eduard Meyer in Halle aber sichtete und säuberte es mit der ihm eigenen kritischen Schärfe. Der erstaunliche Umfang seiner Kenntnisse gestattete ihm, die ägyptische Geschichte und Kultur mit jeder Regung des Lebens in den übrigen Staaten des alten Orients und Griechenlands in Zusammenhang zu bringen. Ihm und Gaston Maspero verdankt die Erforschung der ägyptischen Geschichte

Digitized by Google

in jüngster Zeit das Beste. E. Mahler gewann für sie durch astronomische Berechnungen feste Punkte. Des Engländers Wilkinson berühmtes älteres Werk über die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter darf als fundamentale Leistung bezeichnet werden, auf der alle späteren ihr verwandten fußen. Ad. Ermans „Aegypten und ägyptisches Leben" steht ihr indes ebenbürtig zur Seite, ja es überbietet sie sicher durch das unendlich viel tiefere Verständnis der Texte, und das zuerst von ihm gewagte Unternehmen, auch auf dem Gebiete des Kulturlebens der einzelnen Epoche anzuweisen, was ihr und keiner andern zugehört. Diese Methode, von der in Zukunft nicht mehr abgewichen werden kann, verleiht seinem Werke den hohen Wert, der ihm zukommt, und schreibt der Forschung vor, nicht nur auf dem Gebiete der Kunst und Religion, sondern auch auf dem der Literatur, des staatlichen und bürgerlichen Lebens ihr zu folgen. Wie die Bearbeitung des Londoner Papyrus Rhind durch den Heidelberger Eisenlohr uns mit dem Verfahren der ägyptischen Mathematiker vertraut macht, so erschloß die Veröffentlichung des Papyrus Ebers die Kenntnis der ägyptischen Medizin. Die Geographie des alten Aegyptens, mit der François Champollion sich zuerst beschäftigte, wurde von H. Brugsch und J. Dümichen, dem ausgezeichneten, zu früh verstorbenen Wiener von Bergmann und jüngst von dem Nürnberger W. M. Müller in Philadelphia auf neue Bahnen geführt.

Die griechischen Papyri, die in den letzten Lustren in so großer Anzahl nach Europa kamen und die so merkwürdige Aufschlüsse gewähren, fanden in U. Wilcken zu Breslau einen ausgezeichneten Bearbeiter. Denjenigen, die in die Sammlung des Erzherzogs Rainer zu Wien gelangten, widmete sich besonders Wessely mit Fleiß und Erfolg. Die zu Berlin erscheinende Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde ist neben dem Pariser Schwesterjournal das Hauptorgan der Aegyptologen. Gestehen wir endlich, indem wir uns auch des fremden Erfolges freuen, willig zu, daß die Navillesche Ausgabe des Totenbuches, die Uebersetzungen dieses Werkes, die Le Page Renouf gegenwärtig zu Ende führt und die Studien Masperos über die Religion der Aegypter, unter uns nicht ihresgleichen fanden, so war es doch der Deutsche Lepsius, der der Forschung auch auf diesem Gebiete die Wege wies. Pietschmanns Essai über den Fetischismus eröffnete neue Gesichtspunkte. Mythologien H. Brugschs und Viktors von Strauß' sind groß angelegte Arbeiten, die die Götterlehre in sehr verschiedener, doch so eingehender wie interessanter Weise beleuchten.

Jedenfalls darf die deutsche Aegyptologie, in deren Dienst noch manche ausgezeichnete ältere und jüngere Kraft steht, deren Leistungen sich auch die Achtung der Ausländer gewannen, mit stolzem Selbstbewußtsein das Haupt hoch halten, zumal sie sich das Recht dazu durch eigene Kraft erwarb. Wie der arme Schüler es dem reichen, in dessen Elternhause es an keinem Bildungsmittel fehlt, so oft zuvorthut, wußte sie sich neben der der Franzosen zu behaupten, die unter so viel günstigeren Bedingungen lernten, schafften und das Gewonnene verwerteten. Auch steht sie keineswegs hinter der der Engländer zurück, die so leicht Gelegenheit finden, in Aegypten selbst thätig zu sein.

Digitized by Google

Wie schön und förderlich es auch für die deutschen Orientalisten und ihre Arbeiten wäre, wenn ihnen ein Institut wie das der französischen Mission zur Verfügung stände, haben sie doch auch ohne ein solches das Feld zu behaupten verstanden, und sie werden sich nicht überflügeln lassen, auch wenn es fürs erste nicht dazu kommt, daß unter deutscher Leitung Ausgrabungen am Nil vorgenommen werden.

Ohne sonderliches Bedauern sehe ich sogar andere die Maulwurfsarbeit und die Vorwürfe, die sich später mit größerem oder geringerem Recht an sie knüpfen werden, auf sich nehmen. An der Abschrift noch nicht genügend sicher gestellter Inschriften möchte ich dagegen auch uns beteiligt sehen; ja ich halte es für notwendig, daß wir uns nicht vollkommen von dieser Thätigkeit ausschließen lassen: denn würde uns das widerfahren, könnte es leicht geschehen, daß wir wenigstens auf einigen der wichtigsten Gebiete unserer Wissenschaft zurückgedrängt und aus frischen, durch schöne Entdeckungen ermunterten Arbeitern zu Stubengelehrten würden, die bei der Hingabe an das Kleine und Kleinste das große Ganze aus dem Auge verlieren. Um das zu verhindern, muß auch die Regierung aufgefordert werden, das Ihre für uns zu thun, und es nicht nur den Akademien und gelehrten Gesellschaften zu überlassen, dem tüchtigen Nachwuchs, an dem es nicht fehlt, sowie den bewährten Führern der Disziplin von Zeit zu Zeit die Mittel zu einer Reise nach Aegypten und zu einem längeren, das heißt die Wintermonate umfassenden Aufenthalt daselbst zu gewähren.

Das, verehrter Herr, ist meine Antwort auf Ihre Frage. Gestatten Sie mir noch, das Gesagte kurz zusammen zu fassen.

Obgleich uns deutsche Aegyptologen Franzosen und Engländer als Ausgräber und Herausgeber großer Publikationswerke in jüngster Zeit weit überholten, zeichnet die heimische Forschung dennoch unserer Wissenschaft die Richtung vor und steht hinter der keines andern Volkes zurück. — Die Raubwirtschaft, die gegenwärtig auf dem Gebiete der Ausgrabungen getrieben wird, und das ungenügende Maßhalten, das im ganzen auch denen vorgeworfen werden muß, die als Berufene den Spaten in Aegypten führen, läßt es uns nichts weniger als bedauernswert erscheinen, wenn sich die Deutschen jetzt und in nächster Zeit von der Ausgrabungsarbeit am Nil fernhalten.

Uns stellt die Wissenschaft andere, dem deutschen Geist und Wesen entsprechendere Aufgaben, die unserer Nation zu nicht geringerer Ehre gereichen. Indem die Regierung sie großmütig fördert, wird sie sich das Verdienst erwerben, der deutschen Arbeit die Freudigkeit zu bewahren, ohne die es keinen Erfolg gibt. Sie wird ihre gelehrten Unterthanen vor dem peinlichen Gefühle bewahren, von der Leitung ihres Vaterlandes mit geringerer Fürsorge behandelt zu werden als die Fachgenossen anderer Nationen. Auch wenn deutsche Aegyptologen sich scheinbar kleine Spezialitäten in der Spezialität zum Arbeitsfelde erwählten, wird sie ein Aufenthalt am Nil in Zusammenhang mit dem Gesamtreiche der Wissenschaft erhalten. Die nach Aegypten Gesandten werden, bereichert an Anschauungen und Kenntnissen, mit vertieftem Verständnis und mit neu belebter

Digitized by Google

Frische heimkehren und dem Vaterlande für geringe Opfer mit edlen, ja vielleicht mit unvergänglichen Ruhmestiteln danken.

An Auszusendenden, deren Ziel daneben auch die großen Museen von London, Paris, Turin und Leyden sein könnte, fehlt es nicht auf dem Katheder, im Hörsaal und im Studirzimmer. Möchte es sich doch von seiten der Regierung, die es an Zeichen des Interesses und Verständnisses für die Arbeit der Aegyptologen nicht fehlen ließ, ermöglichen lassen, dem empfohlenen Zwecke so reichliche Mittel zur Verfügung zu stellen, wie die Sache gut ist, denen sie gewidmet werden sollen.

Hochachtungsvoll der Ihre

Georg Ebers.

Tutzing am Starnberger See, 10. September 1895.

Die römische Frage.

Von

Joseph Langen in Bonn.

Als bei einer Begegnung nach dem Sturze Napoleons III., so erzählt Döllinger, der französische Staatsmann Thiers den deutschen Historiker Ranke fragte: „Gegen wen kämpfen denn eigentlich die Deutschen in Frankreich noch?“ antwortete dieser: „Gegen Ludwig XIV.“ In ähnlichem Sinne könnte man auch sagen: Einer der tiefstgreifenden und bedeutsamsten Kämpfe der Gegenwart gilt dem antiken Rom. Denn so märchenhaft es auch klingen mag, das antike Imperium Romanum wirft seine Schatten bis in unsere Tage; ohne jenes würde es keine römische Frage geben.

Wie immer man nämlich über die Entstehung der römischen Kirche denken mag, daß ihre Machtentfaltung an die politische Weltstellung des alten Rom anknüpfte, ist noch von niemand geleugnet worden. Schon Leo I. († 461) spricht in seiner Weise diesen Gedanken aus: „Als die zwölf Apostel zur Verkündigung des Evangeliums die ganze Welt unter sich geteilt hatten, ward der Vorsteher des Apostelkollegs, der heilige Petrus, für die Metropole des römischen Reichs bestimmt, damit das Licht der Wahrheit sich wirksamer vom Haupte aus durch den ganzen Leib der Welt verbreite.“ Und in dem ersten, wohl von demselben Papste entworfenen Gesetze Valentinians III. über die kirchliche Machtstellung Roms figurirt unter den Gründen für dieselbe auch „die Würde der Stadt“. Mit dem bis heute gebräuchlichen antiken Ausdrucke wird sie in diesem Gesetze die „ewige Stadt“ genannt, und die übrigen christlichen Länder werden als die „Provinzen“ bezeichnet. In demselben Sinne äußerte Gregor VII., einst habe Augustus in Rom geherrscht, jetzt herrsche dort Christus; in den

Digitized by Google

Waffen wie im Glauben sei es stets siegreich gewesen. Die Erinnerung an das alte Rom durchzieht die ganze mittelalterliche Geschichte des Papsttums. Einzelne Gebräuche, Titulaturen, wie selbst die des Papstes als Pontifex Maximus, kirchliche Kunstausdrücke, sind dem antik-römischen Wesen entlehnt.

Erst mit dem Verfalle des weströmischen Reiches nach der Mitte des fünften Jahrhunderts konnten die römischen Bischöfe daran denken, eine politische Rolle zu spielen. Aber trotz des politischen Einflusses eines Mannes wie Leo I. blieben sie Unterthanen der jeweiligen Herrscher in Italien, wie ehemals der heidnischen, so jetzt vorübergehend der arianischen. Arianische Könige bestätigten die neu erwählten Bischöfe von Rom und entschieden über strittige Wahlen. Theodorich der Große, der arianische Ketzer, ernannte 526 eigenmächtig Felix III. Das letzte Gesetz, welches der römische Senat erließ, war das Verbot der Bestechungen bei der Papstwahl — sanktionirt von dem arianischen Könige Athalarich.

Nach Vertreibung der Ostgoten aus Italien wurden die Päpste Unterthanen der byzantinischen Kaiser. Je weniger aber diese im stande blieben, die italische Provinz gegen die Einfälle der germanischen Stämme, insbesondere der Langobarden, zu schützen, desto mächtiger stieg das Ansehen des bedeutendsten Mannes in Rom, des Papstes, empor. Die dem päpstlichen Stuhle von allen Seiten zuströmenden Schenkungen, namentlich an Grundbesitz in Italien, Gallien, Afrika, selbst im Orient, befähigten die Päpste außerdem, in großartigster Weise in die öffentlichen Verhältnisse einzugreifen, sozial die vornehmste Stellung in Italien einzunehmen, selbst Kriege gegen die „Barbaren", zumal die Langobarden zu führen. Aber ungeachtet ihrer thatsächlichen äußeren Macht, welche der eines Souveräns sich näherte, bekannten sie sich stets als gehorsame Unterthanen der byzantinischen Kaiser. Als der Kaiser Mauritius 593 das Gesetz erließ, daß niemand, der in weltliche Geschäfte verstrickt sei, Mönch werden dürfe, schrieb ihm Gregor der Große, weil er dem Kaiser gegenüber nur ein Staub und ein Wurm sei, habe er gehorsam sein Gesetz publizirt, aber um sein Gewissen zu befriedigen, müsse er ihm kund thun, daß dieses Gesetz gegen Gottes Willen verstoße. So redete ein von der römischen Kirche heilig gesprochener und als Kirchenlehrer verehrter Papst.

Nicht die Päpste sind es gewesen, welche das Joch der oströmischen Herrschaft als ein drückendes empfanden. Das römische Volk, welches sich die Weltherrschaft an Rom gebunden dachte, wollte im achten Jahrhundert sein Unterthanenverhältnis zu Konstantinopel aus Anlaß des Bilderstreites lösen, soll aber von Gregor II. daran verhindert worden sein. Erst als die Päpste alle Hoffnungen auf Schutz der Kaiser gegen die Langobarden getäuscht sahen, wandten sie sich an die Franken, welche dann bekanntlich unter Pippin und Karl dem Großen die neue fränkisch-römische Herrschaft in Italien gründeten.

Wie es sich durch die neueren Forschungen immer deutlicher herausstellt, handelte es sich bei dieser politischen Neubildung um nichts weniger als die Gründung eines „Kirchenstaates", durch dessen Besitz der Papst absolut frei

Digitized by Google

werden solle in der Verwaltung seines Amtes. Dieser, wie wir hören werden, völlig moderne Gedanke, war sowohl jener ganzen Zeit als insbesondere einem Herrscher wie Karl dem Großen durchaus fremd. Ein fränkisches Reich wurde damals in Italien errichtet, welches von Rom aus durch den Frankenkönig als Patricius Romanus, und in dessen Stellvertretung durch den angesehensten Vertreter des römischen Volkes, den Papst, regiert werden sollte. „Der heilige Petrus" und das „römische Gemeinwesen" (Respublica Romana) war die Adresse, an welche die „Schenkungen" der fränkischen Könige sich richteten, während diese selbst sich die Oberleitung der neuen römischen Herrschaft vorbehielten. Auf diese Weise gelang es dem römischen Volke, in der Person des Papstes wieder eine, wenn auch unter fränkischer Aufsicht stehende, Souveränität zu erhalten.

Nach der völligen Zerstörung des Langobardenreiches nannte sich Karl der Große König der Franken, der Langobarden und römischer Patricius, und verband so die fränkische Herrschaft mit der italischen, als deren Hauptsitz seit jeher Rom gegolten hatte. Die neue Souveränität Roms, verbunden mit dem ausgedehnten Länderbesitz Karls, mußte den Gedanken erzeugen, das Imperium, welches Konstantin, der erste christliche Kaiser, auf Konstantinopel, das „neue Rom", übertragen, wieder an das alte Rom zurückzubringen. Dabei entstand nun aber naturgemäß die Frage, wer denn der Träger des wiederhergestellten uralten Imperium Romanum sein solle. Das römische Volk, jetzt den Papst an der Spitze, konnte kaum anders, als die oberste Herrschaft für sich beanspruchen. Hatte doch der Papst Stephan schon das kaiserliche Recht der Ernennung eines Patricius Romanus Pippin gegenüber ausgeübt. Andererseits war Karl nicht der Mann, sich eine Herrschaft entreißen zu lassen, die er mit dem Blute seiner Franken gegründet hatte. Daher denn die beständigen Streitigkeiten zwischen den päpstlichen und den fränkischen Behörden in Rom, ja selbst zwischen Karl und dem Papst Hadrian I. Um seine Ansprüche zu legitimiren, scheute sich wohl damals, in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, der römische Klerus nicht, dem ersten christlichen Kaiser, Konstantin, die berüchtigte Schenkungsurkunde unterzuschieben, welche als das eigentliche Programm des mittelalterlichen Papsttums betrachtet werden muß. Konstantin, hieß es in derselben, habe die päpstliche Würde für höher als die kaiserliche erklärt, er habe darum dem Papste die kaiserlichen Insignien, den römischen Geistlichen senatorischen Rang mit den entsprechenden Abzeichen verliehen, den römischen Stuhl mit dem kaiserlichen Hofstaat umgeben, sowie dem Papst den lateranischen Palast, die Stadt Rom und alle Provinzen und Städte Italiens überwiesen; der Kaiser aber habe seine Residenz nach Byzanz verlegt, weil es unrecht sein würde, wenn ein weltlicher Kaiser am Sitze des Papstes Gewalt haben wollte.

Karl der Große ließ sich auf diese Fiktion nicht ein. Auch wiederholten sich in Rom die dort seit der Wiederherstellung römischer Souveränität fast zur Sitte gewordenen anarchischen Zustände unter Leo III. in dem Maße, daß der Frankenkönig selbst den mißhandelten und zu ihm geflohenen Papst nach Rom zurückführen und nach strenger Untersuchung gegen ihn wieder einsetzen mußte.

Digitized by Google

Unter solchen Umständen war an die Durchführung des vorgeblich konstantinischen Programms nicht zu denken. Der Papst beglückwünschte sich, unter dem Schutz der Franken stehen zu dürfen. Am Weihnachtsfeste 800 überraschte er Karl mit der Kaiserkrone wie es scheint, um wenigstens als Verleiher derselben dem Frankenkönig übergeordnet zu erscheinen.

Dieser Vorgang war die Quelle der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum. Die römische Frage, die Frage nach der Weltherrschaft bewegte die mittelalterliche Zeit. Die Kaiser beanspruchten die oberste Gewalt auch über Rom und Italien nach dem antiken Rechte; die Päpste erhoben nach Maßgabe der von ihnen hochgehaltenen konstantinischen Fälschung ihre Würde über die der Kaiser und erkannten die kaiserlichen Rechte über Rom nicht an. Der römische Stuhl wurde in diesem weltgeschichtlichen Streite der Spielball italienischer Adelsfraktionen, welche denselben an sich zu reißen suchten, um den Kampf gegen die deutschen „Barbaren" aufzunehmen, während sie die päpstliche Würde nur als das leider nicht zu vermeidende Gewand betrachteten, in das sie ihre Herrschsucht hüllen mußten. Greuel über Greuel erfüllten wegen der weltlichen Herrschaft die „heilige Stadt". Oft genug erinnerte sich in diesen Wirren das römische Volk seiner eigenen, wie es glaubte, angestammten Souveränität, der Hoheit des Senatus Populusque Romanus, verjagte die Päpste und versuchte, die alte römische Republik zu erneuern. Es hat Päpste gegeben, die nur vorübergehend wie Flüchtlinge in Rom zu weilen wagten, andere, die während ihres ganzen Pontifikates nicht mit einem Fuße das aufständische Rom betraten. Dazu kamen die nie unterbrochenen Streitigkeiten um den Besitz von Ortschaften in Mittelitalien, die sich entweder unabhängig zu machen suchten von der päpstlichen Herrschaft, oder von kleinen italienischen Dynasten, oder dem kaiserlichen Hofe in Anspruch genommen wurden. Oft genug bestand die Souveränität der Päpste nur in den Gefällen, welche sie aus den betreffenden Territorien bezogen. Nie hat es ein Staatswesen gegeben mit so wenig festen Grenzen, mit so unzuverlässigen Unterthanen, mit so unsicherem öffentlichem Rechte, als es vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert das päpstliche war.

Innocenz III. machte den freilich vergeblichen Versuch, ganz Italien unter seinem Scepter zu vereinigen. Aber es gelang ihm doch, in der Kapitulation von Neuß 1202 die päpstliche Herrschaft, die er fast von neuem wieder zu gründen hatte, genau abgegrenzt von Radicofani bis Ceperano, vom Kaiser garantirt zu erhalten. Mit ihm war überhaupt das Papsttum auf der Höhe seiner Entwicklung angelangt. Die Herrschaft des Papstes über die ganze Welt galt in kirchlichen Kreisen als feststehend. Die Theorie von den beiden Schwertern, dem geistlichen und dem weltlichen, in der einen Hand des Papstes wurde dogmatisch. Schon Gregor IX. lehrte, in dem heiligen Petrus habe Christus dem Papste die ganze Welt als Eigentum überwiesen, und die (vorgebliche) konstantinische Schenkung sei nur eine kleine Restitution dessen gewesen, was dem Papste von Rechts wegen gebührte. So trat die römische Frage in ein neues Stadium ein. 1240 konnte Gregor IX. die Behauptung wagen, nur zum Zeichen seiner

Digitized by Google

allgemeinen Herrschaft reservire sich der Papst den Besitz seines Staates in Italien. „Gedenke," so heißt es noch bis auf den heutigen Tag bei der Papstkrönung, „daß Du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer des Erdkreises bist." Und der zuletzt noch von Leo XIII. für maßgebend erklärte Theologe Thomas von Aquino lehrt in demselben Sinne, der Papst müsse „König und Priester" sein, weil auch Christus dies gewesen, dessen Stelle er einnehme.

So hatte sich, wenigstens in der Theorie, die antike römische Weltherrschaft mit Hilfe des „Glaubens" zu einem Umfange ausgestaltet, wie die alten Römer mit ihren „Waffen" sie sich nicht erobern konnten. Allein jene päpstliche Hoheit war auch nur ein Traum. In Wirklichkeit sind auch die Päpste des dreizehnten Jahrhunderts die Regierer des Erdkreises nicht gewesen. Und als infolge seiner politischen Verwicklungen der päpstliche Stuhl ins Exil nach Avignon verlegt wurde, war nur noch nominell von römischer Herrschaft die Rede. In Rom und Italien geriet alles in Verfall. Tyrannen und Demagogen bemächtigten sich der Städte und des Volkes. Erst nach wiederholten vergeblichen Versuchen konnte der päpstliche Hof in Rom wieder festen Fuß fassen, welches endlich erkannte, wie wenig es unter den damaligen Umständen zu bedeuten hatte ohne den Papst.

Kaum war Ende des vierzehnten Jahrhunderts die weltliche Herrschaft von den Päpsten mit großer Mühe und vielem Blutvergießen zurückerobert worden, als in Rom das Blütezeitalter des Nepotismus anbrach, das Streben der Päpste, ihre Familien mit Kirchengut zu bereichern, durch Verleihung von Städten und Territorien des päpstlichen Gebietes ihre Verwandten zu Fürsten Italiens zu machen. Aber gleichzeitig begann nun in Europa die moderne Staatsordnung sich zu entwickeln, welche den mittelalterlichen Zuständen ein Ende bereitete. In diese Umwälzung mußte auch Italien hineingezogen werden. Und so entstand denn mit moderner Organisation, hauptsächlich durch den staatsmännisch hoch begabten, kriegerischen, aber wenig geistlich gesinnten Julius II. (1503—1513) begründet, der „Kirchenstaat". Hiedurch aber wurden die politischen Verwicklungen des päpstlichen Hofes verdoppelt und verdreifacht. Der Kampf um die Weltherrschaft hatte mit dem Mittelalter thatsächlich wenigstens sein Ende erreicht. An seine Stelle traten jetzt die immerwährenden aufreibenden Streitigkeiten der Päpste mit den zahlreichen kleinen Freistaaten und Dynasten Italiens, die Einmischungen in die Kämpfe um das politische Gleichgewicht in Europa. Schon 1527 schrieb der kaiserliche Gesandte an Karl V.: „Sollte der Kaiser in Betracht ziehen, daß die Päpste, durch ihre weltliche Gewalt kühn gemacht, die Völker zur Empörung und die christlichen Fürsten zum Kriege wider einander treiben, so kann ich nicht umhin, Seine Majestät zu erinnern, daß es eine verdienstliche Handlung wäre, die Kirche in solcher Weise zu reformiren, daß des Papstes Autorität ausschließlich auf seine geistlichen Pflichten beschränkt wäre. Ich bin nun achtundzwanzig Jahre in Italien, und habe bemerkt, daß von allen Kriegen und Unfällen, die ich in dieser Zeit erlebt, die Päpste allein die Ursache gewesen sind." Ueber diesen Kämpfen nach außen wurden die inneren Zustände des Kirchenstaates heillos

Digitized by Google

zerrüttet. Die päpstliche Kasse befand sich fast beständig im Notstand, die päpstliche Miliz, die Verwaltung und Rechtspflege in geistlichen Händen, nicht am wenigsten der Handel mit den Beamtenstellen, machten den kläglichsten Eindruck.

Als der in der französischen Revolution untergegangene Kirchenstaat auf dem Wiener Kongreß wieder hergestellt und von dem Kardinal Consalvi noch geistlicher als zuvor organisirt worden war, mußte er sich bis zu seinem definitiven Untergange 1870 fortwährend auf französische und österreichische Bajonette stützen. Die Einheitsbestrebungen der Italiener räumten endlich wie mit den übrigen Staaten ihres Landes zu Gunsten von Piemont auch mit dem Kirchenstaate auf und hinterließen als das Erbe einer großen Vergangenheit die „römische Frage".

Eine römische Frage kann es heutzutage natürlich nur darum geben, weil der Papst, wenigstens nach geltendem Rechte, das Oberhaupt der abendländisch-katholischen Kirche ist und als solches „wegen der zu seiner Amtsführung nötigen absoluten Freiheit" Souveränität, das heißt die Wiederherstellung des Kirchenstaates, also die Zertrümmerung der Einheit Italiens verlangt. Die Motivirung dieses Anspruches ist eine in modernes Gewand gehüllte Fiktion. Wenn wir die ganze Entwicklung überschauen, so zerfällt die Geschichte des Papsttums hinsichtlich der weltlichen Herrschaft in vier Perioden. In der ersten bis zum achten Jahrhundert waren die römischen Bischöfe Unterthanen der heidnischen Imperatoren, dann der christlichen weströmischen Kaiser, der arianischen Germanenfürsten und endlich der oft genug auch im Glauben von ihnen getrennten Byzantiner. Wenn selbst in neueren päpstlichen und bischöflichen Kundgebungen manchmal behauptet wurde, nach Aufhören der Verfolgungen habe die Vorsehung die Päpste mit weltlicher Herrschaft versehen, weil sie solche zur Führung ihres geistlichen Amtes nicht hätten entbehren können, so ist dies nicht bloß eine notorische geschichtliche Unwahrheit, sondern blieb auch ein solcher Gedanke den damaligen Päpsten, wie wir an dem Beispiele Gregors des Großen sahen, völlig fremd. In der zweiten Periode vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert waren die Päpste als Vertreter des römischen Volkes die Fürsten des wiedererstandenen römischen Staatswesens unter fränkischer Oberherrschaft. Die Rolle, welche ihnen hiedurch zufiel, konnte nur eine rein politische sein und hatte zu ihrem geistlichen Amte bloß die äußere Beziehung, daß beide — und auch das nicht ohne Unterbrechung — in einer Person vereinigt waren. An absolute Freiheit der Päpste dachte dabei niemand, schon darum nicht, weil die Franken die eigentliche Souveränität besaßen. Die dritte Periode in der zweiten Hälfte des Mittelalters war die der beanspruchten, aber nur teilweise und vorübergehend erlangten Weltherrschaft. Der Landbesitz in Italien galt den Päpsten selbst jetzt nur als das sichtbare Zeichen ihres vermeintlichen Eigentumsrechtes über die ganze Welt. Erst in der vierten Periode, der neueren Zeit, kannte man einen Kirchenstaat, und bildete sich der durchaus moderne Gedanke aus, das Territorium von Radicofani bis Ceperano gehöre der katholischen Kirche zu dem Zwecke, daß der Papst völlig

Digitized by Google

frei seines Amtes walten könne, oder wie man es sogar demagogisch ausgedrückt hat, jenes Gebiet in Italien sei das Eigentum aller Katholiken.

Bekanntlich gibt die römische Curie niemals Ansprüche auf, die sie einmal erhoben hat. Die Bullen der mittelalterlichen Päpste über ihre Weltherrschaft sind nie zurückgenommen worden; vielmehr erklärte Pius IX. im Syllabus von 1864, seine Vorgänger hätten zu keiner Zeit die Grenzen ihrer Gewalt überschritten, und durch das Unfehlbarkeitsdogma ist diese Lehre für alle Zeit versiegelt worden. Der eigentliche und tiefste Grund für das unablässige Streben der Curie nach Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft liegt darum nicht in dem Bedürfnis der Freiheit, welche die Päpste gerade infolge ihrer politischen Verwicklungen und ihrer Abhängigkeit von anderen Mächten in der kirchenstaatlichen Zeit entbehrten, sondern in dem Bedürfnisse, „der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer des Erdkreises zu sein". Wer eine solche Stellung verlangt, kann natürlich sich nicht als Unterthan eines Fürsten fühlen. Wohl war ein römischer Bischof altkirchlichen Stiles im Unterthanenverhältnis denkbar, wie es Gregor I. ausdrücklich anerkannte; aber die Höhe mittelalterlicher Papstgewalt erstrebend, mußte Gregor VII. dagegen protestiren, und Gregor IX. nach Erreichung des Zieles es gar nicht mehr als eine Möglichkeit in Ansatz bringen.

So wurzelt denn die heutige römische Frage in Wirklichkeit in der Weltstellung des antiken und des darauf sich gründenden mittelalterlichen, nicht in der Bedeutung des gegenwärtigen Rom. Die Schwierigkeit der Lage ist nicht politischer, sondern kirchlicher Natur. Weder durch Gewalt noch durch diplomatische Verhandlungen kann sie darum beseitigt werden, sondern nur durch die von der Zeit zu erhoffende innere Entwicklung der katholischen Kirche. Die Curie hat einer solchen freilich seit Jahrhunderten nach psychologischen Gesetzen energisch vorgebaut. Je schwächer ihr Ansehen wurde durch die fortschreitende staatliche und kulturelle Bildung in Europa, desto umfassender und plumper gestalteten sich ihre Ansprüche. Poltern und Fluchen ist niemals ein Beweis von innerer Kraft. In dem Kampfe gegen den gewaltigen Hohenstaufen Friedrich II. war es, daß Gregor IX. sich für den Eigentümer der ganzen Welt erklärte. Einem Könige wie Philipp dem Schönen gegenüber stellte Bonifaz VIII. das Dogma auf, daß alle Gewalt auf Erden sich in der Hand des Papstes befinde, nach dessen Wink die von ihm zu richtenden und abzusetzenden Könige zu regieren hätten. Um das vom Papsttum abgefallene England zu vernichten, erklärte Paul IV. alle Irrgläubigen, Fürsten wie Private, für absolut rechtlos und sprach ihre Throne, Güter und Reichtümer dem ersten besten Katholiken zu, der davon Besitz ergreifen würde. Wie endlich Pius IX. sich in Drohungen und Anathemen erschöpfte, da das einzig noch übrige Denkmal päpstlicher Weltherrschaft, der Kirchenstaat, allmälich in Trümmer sank, ist noch in aller Erinnerung. Und als sein völliger Zusammenbruch in sicherer Aussicht stand, blieb nur noch der Notschrei auf dem Vatikanischen Konzile übrig, daß die Päpste die unfehlbaren Stellvertreter Gottes auf Erden seien. So sollte das untergegangene Mittelalter im Glauben der Katholiken lebendig erhalten werden für ewige Zeit.

Digitized by Google

So lange die katholische Kirche auf diesem Standpunkte verharrt und von dem modernen Staate in diesem Verharren geschützt und befördert wird, ist eine Lösung der römischen Frage und damit ein definitiver Friedenszustand in Europa undenkbar. Daß die römische Curie jenen Standpunkt freiwillig aufgeben sollte, kann, wie schon das Auftreten Leos XIII. zeigt, nicht erwartet werden. Schwelgend in der Erinnerung an die Herrlichkeiten der römischen Vergangenheit halten die italienischen Geistlichen, welche die Curie bilden, bis zum Papste hinauf, ihre Nation für das auserwählte Volk Gottes, welches berufen sei, die übrigen Nationen zu lehren, zu bilden, zu regieren. So ist es unzähligemale in den päpstlichen Organen wie von den Päpsten selbst bis auf den heutigen Tag verkündet worden. Gab es in alter Zeit unter den römischen Bischöfen noch manche Fremde, hatte sich im Mittelalter zeitweilig die Curie aus einer italienischen in eine französische verwandelt, so ist seit 1523 das Papsttum ausschließlich zur Domäne der Italiener geworden. Daß diese ihre geistige Herrschaft über die Katholiken der anderen Länder aufgeben sollten — den letzten Rest römischer Herrschergewalt — erscheint unmöglich. Wie die alten römischen Patrizier den Plebejern, rufen sie ihren fremdländischen Glaubensbrüdern zu: Tacete quibus Roma noverca est. Erst wenn wenigstens die besser situirten Katholiken anderer Nationalität nach und nach durch die fortgesetzte Berührung mit den Bildungselementen unserer Zeit die mittelalterlichen Anschauungen überwunden haben, könnte durch die Allgewalt innerer Entwicklung, der selbst die Macht der Ueberlieferung, die Wirkung des Beharrungsvermögens und der Trägheit doch endlich weichen muß, die Herrschaft der Italiener über die katholische Kirche gebrochen werden. Hatte dieselbe, durch die Fremden stark modifizirt, in alter Zeit noch einen Sinn, da Rom in gewisser Weise, wie es hieß, die „Versammlung des Erdkreises" war, so dürften doch die gegenwärtigen Zustände die Behauptung lächerlich erscheinen lassen, daß die Italiener berufen seien, in den höchsten Fragen für immer die Lehrer der ganzen Menschheit zu sein.

Selbst ein Mann wie Petrarca, dem die kleinsten Erinnerungen an das römische Altertum heilig waren, und der in dem Exil von Avignon Rom „die Hauptstadt der Welt, die Königin der Städte" nannte, wies auf das lebhafteste den Verdacht von sich, als ob er das Papsttum an diese Stadt gebunden wähne. Und viele mittelalterliche Kanonisten — von Nikolaus von Cusa und anderen freieren Geistern beim Anbruche der neuen Zeit zu schweigen — haben ausdrücklich gelehrt, daß ebenso wohl wie der römische, auch ein anderer Bischof den Primat in der katholischen Kirche führen könne. Undenkbar wäre es darum nicht, daß mit der Zeit, der Mutter von Ueberraschungen besonders auf dem geistigen Gebiete, infolge der Umwandlung Roms in die einfache Hauptstadt Italiens sich Veränderungen innerhalb der katholischen Kirche ergäben, die augenblicklich kein Sterblicher zu ahnen vermag. Daß die gebildeten Katholiken, namentlich deutscher Nation, von dem an der päpstlichen Curie mit steigendem Eifer gepflegten Aberglauben und religiösen Mechanismus sich mit Widerwillen abwenden, meist nicht einmal Kenntnis davon haben, ist jetzt schon eine unleug-

Digitized by Google

bare Thatsache. Eine so tief gehende Geistesspannung muß mit der Zeit zur Sprengung führen. Nicht in veralteten historischen Erinnerungen, sondern in dem geistigen Primate wird auch auf diesem Gebiete die Entscheidung liegen. Weder auf den Schlachtfeldern noch in den Kabinetten, sondern durch wahre und ernst gemeinte Geisteskämpfe muß doch endlich einmal die römische Frage ihre Lösung finden.

Am Sterbelager des Jahrhunderts.

Von

Professor Dr. Ludwig Büchner.

II.

Die Wissenschaft.

(Schluß.)

An die Paläontologie oder Vorweltkunde schließt sich naturgemäß an die Wissenschaft der Anatomie und die hier gemachte große Entdeckung von der Zelle als Urelement oder Grundform der gesamten organischen Welt. Sie geschah im Jahre 1839 durch Schwann und Schleiden, nachdem durch die Bemühungen Amicis in den dreißiger Jahren das Mikroskop oder zusammengesetzte Vergrößerungsglas zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden war, daß mit seiner Hilfe feinere und feinste Untersuchungen der Körpergewebe vorgenommen werden konnten. Durch die Entdeckung der Zelle wurde die Einheit alles Lebendigen nach Art und Entstehung nachgewiesen und gezeigt, daß auch die höchsten und komplizirtesten Organismen nur Zusammensetzungen aus Zellen in mehr oder weniger verändertem Zustande sind. Im Jahre 1859 geschah dann die geniale Anwendung der Zellenlehre auf die medizinische Wissenschaft durch den berühmten Virchow, welcher in seiner Cellularpathologie das Wesen der Krankheit in der veränderten Zelle suchte und den für jene Zeit kühnen Satz begründete: Omnis cellula ab cellula (jede Zelle stammt von einer andern Zelle) — ein Satz, welcher immer wie ein Eckstein an der Pforte der Wissenschaft stehen wird.

Die damit ausgesprochene Continuität alles Lebendigen erfuhr dann weitere Bestätigung durch die Fortschritte der vergleichenden Anatomie, welche im stande war, den dem Wirbeltiertypus gemeinsamen Grund- oder Bauplan bis in seine letzten Einzelheiten zu verfolgen und nachzuweisen, daß es zwischen tierischer und menschlicher Bildung keine absoluten, sondern nur relative Unterscheidungsmerkmale gibt. Besonders wichtig erscheint in dieser Beziehung der

Digitized by Google

Nachweis, daß auch das Organ des Geistes oder das Gehirn von dieser Regel keine Ausnahme macht, und daß dasselbe bei Mensch und Tier nach einem gemeinsamen Grundplan angelegt und ausgeführt ist. Die ehemaligen Versuche angesehener Gelehrten, hier einen prinzipiellen Unterschied ausfindig zu machen und darauf die Ausnahmsstellung der sogenannten Archencephala zu begründen, sind seitdem aus der Wissenschaft verschwunden und von ihrem Haupturheber selbst später widerrufen worden.

Dieselbe Bestätigung erhielt der Grundsatz von der Einheit alles Lebendigen durch die in diesem Jahrhundert gemachten Fortschritte der bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den berühmten Kaspar Friedrich Wolff begründeten Entwicklungsgeschichte, welche uns ein in engen Rahmen gefaßtes Miniaturbild der geologischen, paläontologischen und vergleichend anatomischen Entwicklung in den einzelnen Individuen darstellt.

Uebrigens war mit der Entdeckung der Zelle als Urform der organischen Welt für eine philosophische Betrachtung der Natur und für eine natürliche Erklärung der Urzeugung noch nicht viel gewonnen, da die Zelle als solche ein viel zu hoch stehendes und komplizirtes Gebilde ist, um als Anfangsbildung gelten zu können. Also bestand hier eine Lücke oder Unvollständigkeit unseres Wissens, welche den Gegnern der Theorie der natürlichen Weltordnung eine sehr willkommene Handhabe bot, um diese Theorie für falsch zu erklären. Aber auch diese Schwierigkeit fand ihre Erledigung durch die ebenfalls unserem Jahrhundert angehörige Entdeckung des sogenannten Protoplasmas oder der organischen Urfubstanz durch Max Schultze im Jahre 1863. Dieses Protoplasma, bestehend aus ungeformter organischer Materie, ist gleichbedeutend mit den berühmten Häckelschen Moneren oder jenen formlosen Eiweißklümpchen, jenen Organismen ohne Organe, aus welchen sich die wahre Zelle erst durch eine lange Reihe von Zwischenstufen hervorbildet. Uebrigens ist auch das Moner aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das erste, sondern selbst ein Endprodukt vorausgegangener Entwicklungsstufen auf dem Wege der Umbildung des Organischen aus dem Unorganischen. Geht doch Nägeli (mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre) so weit, den Abstand zwischen dem Moner und der wirklichen primordialen Plasmamasse für größer zu erklären als denjenigen zwischen Moner und Säugetier!

An der Hand dieser Entdeckung und der daran geknüpften Schlußfolgerungen bietet auch die so viel ventilirte Frage von der Urzeugung, auf welcher früher ein undurchdringliches Dunkel ruhte, für die wissenschaftliche Erklärung keine Schwierigkeit mehr.

In engem Zusammenhange mit Anatomie und Entwicklungsgeschichte, welche sich mit dem körperlichen Aufbau der Organismen beschäftigen, steht die Physiologie oder die Lehre von den Verrichtungen der Organe. Hier steht obenan die große, im Jahre 1827 durch van Baer gemachte Entdeckung des Eies der Säugetiere und des Menschen an seiner Ursprungsstätte oder dem Eierstock, welcher Entdeckung bald darauf im Jahre 1844 die Aufhellung der vorher in

Digitized by Google

das tiefste Dunkel gehüllten Vorgänge der Zeugung und Befruchtung durch Th. Bischoff folgte — zu einer Zeit, während welcher der Verfasser dieser Aufsätze unter Bischoffs teilweiser Leitung in Gießen Medizin studirte. Damit war der Beweis geliefert, daß alle jene Vorgänge, welche man früher entweder gar nicht oder nur auf mehr oder weniger mysteriöse Weise zu erklären wußte, rein materieller Natur sind oder auf materieller Grundlage beruhen, und daß die erste Entstehung aller lebenden Wesen von einigermaßen höherer Organisation ohne Ausnahme aus der unmittelbaren Berührung zweier, aus wahren Zellen bestehenden Keimstoffe, dem Ei oder dem Keimbläschen und dem Samen, hervorgeht. Damit war auch das wichtige Prinzip der kontinuirlichen Zellenerbfolge oder des unmittelbaren materiellen Zusammenhangs zwischen Erzeuger und Erzeugtem bewiesen, und zwar, unter Vermittlung zweier Körper von solcher Kleinheit, daß sie nur mit bewaffnetem Auge deutlich unterschieden werden können, und daß nur eine geradezu unbegreifliche Feinheit der sie zusammensetzenden organischen Elemente als Grund für die wunderbaren Thatsachen der Vererbung körperlicher und geistiger Eigentümlichkeiten von Eltern oder Voreltern auf die Nachkommen angesehen werden kann. Die nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch philosophische Wichtigkeit dieser Entdeckung ist aber eine so große, daß bereits vier Jahre darnach, im Revolutionsjahr 1848, der geniale Virchow dieselbe mit den Worten charakterisiren durfte: „Die Entstehung und Entwicklung der Eizelle im mütterlichen Körper, die Uebertragung körperlicher und geistiger Eigentümlichkeiten des Vaters durch den Samen auf dieselbe berühren alle Fragen, welche der Menschengeist je über des Menschen Sein aufgeworfen hat.“ — „Die Beziehungen des Mannes und des Weibes zur Eizelle zu erkennen heißt so viel als alle jene Mysterien lösen.“ In der That war mit dieser Entdeckung eine gründliche Beseitigung aller, ehedem im Schwange gewesener spiritualistischer Hypothesen über das Wesen der Zeugung und Befruchtung verbunden, namentlich der anfangs berühmten, später berüchtigten Seelensubstanztheorie, welche der Physiolog Rudolf Wagner in den fünfziger Jahren aufgestellt hatte, um daran die Möglichkeit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode zu erweisen.

Vier Jahre nach Bischoff, also ebenfalls im Jahre 1848, folgten Du Bois-Reymonds klassische Untersuchungen über die tierische Elektrizität und der Nachweis, daß der Nerv nicht, wie man früher annahm, nur Leiter, sondern Selbsterzeuger der Elektrizität ist, hervorgehend aus chemischem Stoffwechsel und Umsetzung sogenannter ruhender oder Spannkraft in lebendige Kraft oder Bewegung, folgend dem großen Prinzip von der Erhaltung der Kraft. Den ruhenden Nerven umkreisen fortwährend in ihm selbst erzeugte elektrische Ströme, welche abnehmen oder ganz verschwinden, sobald der Nerv in Erregung oder Thätigkeit versetzt wird — womit bewiesen ist, daß Nervenkraft oder Nerventhätigkeit gleichbedeutend mit umgewandelter Elektrizität ist. Zwar erzeugt auch der thätige, erregte Nerv fortwährend neue Elektrizitätsmengen, welche sich aber bei dem fortwährenden Umsatz derselben in andere Arten der Bewegung als solche am Multiplikatordraht nicht verraten.

Digitized by Google

Daß der Nerv nicht bloß Leiter der Elektrizität sein kann, wird auch bewiesen durch den ungeheuren Unterschied in der Schnelligkeit oder Geschwindigkeit der Elektrizität und des Nervenprinzips. Denn während die Elektrizität in einem guten Leiter sechzigtausend Meilen in der Sekunde zurücklegt, bringt es die Bewegung im Nerven auf höchstens dreißig bis sechzig Meter in der Sekunde. Früher glaubte man, indem man nur dem äußeren Anschein folgte, daß der Nerv, ähnlich der Elektrizität, überhaupt keines Zeitaufwandes für seine Thätigkeit bedürfe. Nun aber haben sehr subtile, im Laufe der fünfziger Jahre ausgeführte Messungen gezeigt, daß die Geschwindigkeit des Nervenprinzips im Vergleich mit anderen natürlichen oder künstlichen Naturbewegungen eine äußerst langsame ist — so langsam, daß zum Beispiel eine Kanonenkugel ihren Weg zehnmal so schnell zurücklegt. Die Geschwindigkeit einer Schnellzugslokomotive oder eines englischen Wettrenners oder des Adlerflugs gleicht ungefähr derjenigen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Froschnerven. Damit ein auf unsere Haut angebrachter Nadelstich im Gehirn empfunden werde, muß der dreißigste oder vierzigste Teil einer Sekunde vergehen, und bis das Gehirn Zeit findet, sich den Schmerz zum Bewußtsein zu bringen und darauf zu reagiren, indem es den Bewegungsnerven befiehlt, eine entsprechende Bewegung in den entsprechenden Muskeln hervorzubringen, verläuft der sechste bis siebente Teil einer Sekunde. Anscheinend mag dieses sehr schnell sein; aber man braucht sich nur andere Verhältnisse vorzustellen, um daran zu erkennen, wie langsam diese Art der Bewegung ist. Wenn zum Beispiel ein hundert Fuß langer Walfisch, bei welchem Tiere die Nervenleitung bedeutend langsamer vor sich geht als bei dem Menschen, an seinem Körperende von der Lanze des Harpunirers getroffen wird, so darf man annehmen, daß eine volle Sekunde Zeit zu vergehen hat, bis der dadurch veranlaßte Schmerz dem Tiere zum Bewußtsein kommt. Eine weitere Sekunde muß vergehen, bis der getroffene Schwanz durch eine Willensanregung seines Besitzers zu einer Bewegung veranlaßt werden kann; und da auch der im Gehirn vor sich gehende Prozeß, wie sogleich gezeigt werden wird, eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt, so darf man sicher behaupten, daß der das Boot des Harpunirers lenkende Mann mindestens drei Sekunden Zeit übrig hat, um sich dem gefürchteten Schlage des Schwanzes des Ungeheuers zu entziehen.

Noch viel auffallender wird das Verhältnis, wenn man sich vorstellt, daß ein Mensch seinen Arm derart zu verlängern im stande sei, daß er mit der Spitze seines Zeigefingers in die glühende Atmosphäre der bekanntlich zwanzig Millionen Meilen von uns entfernten Sonne zu reichen im stande sei. Hier würden infolge der Langsamkeit des Nervenprinzips nicht weniger als einhundert Jahre zu vergehen haben, bis der durch den Brand des Fingers verursachte Schmerz von seinem Besitzer wahrgenommen oder empfunden werden könnte; und es würde nochmals einhundert Jahre dauern, bis die verletzte Hand infolge des von dem Gehirn den Muskeln derselben durch Nervenleitung überbrachten Befehls aus der schmerzenden Umgebung zurückgezogen werden könnte. Dieselbe

Digitized by Google

Entfernung legt das Licht bekanntlich in dem kurzen Zeitraum von sieben bis acht Minuten zurück.

Dieselbe Langsamkeit des Nervenprinzips hat sich auch auf psychischem Gebiet nachweisen lassen, was wohl nicht anders zu erwarten war, da psychische Thätigkeit im physiologischen Sinne nichts anderes ist als gesteigerte Nerventhätigkeit. Auch sie bedarf zu ihrem Zustandekommen der Zeit, so daß das bekannte Sprichwort: „Schnell wie der Gedanke" heutzutage nur in sehr beschränktem Sinne zu verstehen ist. Höchst sinnreiche Versuche haben nachgewiesen, daß der schnellste Gedanke, den wir zu denken vermögen, immer noch eines Zeitaufwandes von dem achten bis zehnten Teil einer Sekunde bedarf. Selbstverständlich muß ein solcher Vorgang, wie jeder Stoffwechselvorgang im Körper, mit Erzeugung einer gewissen Quantität von Wärme verbunden sein; und in der That haben die sinnreichen Versuche von Professor Schiff bewiesen, daß nicht nur jede Ankunft eines Empfindungseindrucks im Gehirn, sondern auch jede rein geistige Thätigkeit sofort eine Wärmesteigerung im Gehirn hervorruft. Von dieser Wärme wird ein Teil verbraucht, welcher Teil demnach als das mechanische Aequivalent geistiger Thätigkeit angesehen werden kann. Dieses stimmt zusammen mit der täglichen Erfahrung, daß uns bei starkem Nachdenken der Kopf derart warm zu werden pflegt, daß daraus die bekannte Redewendung: „der Kopf raucht oder der Kopf brennt mir", entstanden ist.

Bei dieser Gelegenheit muß auch noch erwähnt werden, daß, nachdem einmal das Gehirn bestimmt als Seelenorgan oder als der Sitz geistiger Thätigkeit erkannt war (was früher nicht der Fall war), die Gehirnforschung in anatomischer wie physiologischer Hinsicht die bedeutendsten Fortschritte gemacht hat. Insbesondere ist es der mikroskopischen Anatomie gelungen, in der sogenannten grauen oder Rindensubstanz des Gehirns, dem eigentlichen Sitz psychischer Thätigkeit, die Anwesenheit von nicht weniger als fünfhundert bis tausend Millionen, in sechs bis acht verschiedenen Schichten angeordneter Nerven- oder Ganglienzellen mit davon ausgehenden fünf- bis zehnfachen Fasern oder Nervenbahnen nachzuweisen, so daß für jede einzelne im Gehirn zu stande kommende Vorstellung (selbst wenn man die Anzahl dieser Vorstellungen auf die gewiß übertriebene Zahl von zweimalhunderttausend berechnet) immer noch zweitausendfünfhundert bis fünftausend Zellen mit fünf- bis zehnfachen Nervenbahnen verfügbar bleiben, was mehr als genügend für das Bedürfnis der weitgehendsten Intelligenz erscheint. Daraus kann man folgern, daß unser Seelenorgan wohl noch einen großen Reichtum unbesetzter oder unbenutzter Stellen besitzt, und daß auf Grund dieses Reichtums ein unbegrenzter geistiger Fortschritt des Menschengeschlechts als möglich erscheint, ohne daß, wie man dieses von ununterrichteter Seite als Befürchtung ausgesprochen hat, das Gehirn nötig hätte, zu einer übermäßigen und das körperliche Gleichgewicht störenden Größe anzuschwellen.

In physiologischer Beziehung verdienen besondere Erwähnung die von so großem Erfolg begleiteten Forschungen der Herren Schiff, Ferrier, Munk, Nodnagel, Hitzig, Fritsch, Broka und anderer über die Lokalisation der einzelnen

Digitized by Google

Seelenfähigkeiten oder die Arbeitsteilung im Gehirn und über die topographische Verteilung gewisser Gehirnfunktionen an der Gehirnoberfläche — Forschungen, welche übrigens noch lange nicht an ihrem Ende angelangt sind. Am wichtigsten darunter ist die zuerst im Jahre 1861 von Broka gemachte Entdeckung des sogenannten Sprachzentrums an einer bestimmten Stelle des Vorderhirns. Krankhafte Entartung oder Zerstörung dieser Stelle bedingt Aphasie oder Sprachlosigkeit. Diese Entdeckung erklärt auch zur Genüge, warum die großen, menschenähnlichen Affenarten, denen jene Teile des Vorderhirns fast fehlen, trotz ihres sehr menschenähnlich gebauten Kehlkopfes nicht sprechen können.

Auch über das physiologische Verhältnis der grauen Hirnrinde zu dem sogenannten Zentralgrau oder zu den in dem Innern des Mittelgehirns und Gehirnstammes gelegenen grauen Substanzinseln ist man infolge der genaueren Kenntnis der beide Gebilde verbindenden Fasersysteme ziemlich klar geworden und hat darnach das Ganze psychischer Thätigkeit im physiologischen Sinne als einen an sich höchst einfachen Reflexmechanismus erkannt, dessen anatomischer Weg ihm ganz bestimmt vorgeschrieben ist, und der die größte Aehnlichkeit mit der Teilung unserer großen politischen Staatsgewalten in befehlende und ausführende hat.[1])

In der Wissenschaft der Zoologie sind neben zahlreichen Fortschritten oder Erwerbungen der systematischen Zoologie besonders erwähnenswert die durch besondere, zum Teil mit Staatsmitteln errichtete zoologische Seestationen unterstützten Forschungen über das Leben im Meere, insbesondere die durch verbesserte Apparate möglich gemachte Kenntnis der Tiefseefauna, welche Kenntnis Anlaß gegeben hat zur Aufstellung von Haeckels berühmter Gastraatheorie, nach welcher alle, auch die am weitesten getrennten tierischen Stämme, ihren frühesten Ursprung einer einzigen Stammform von höchster Einfachheit, welche man als „Urmagen" bezeichnen kann, verdanken.

Weiter verdanken wir den zoologischen Forschungen des Jahrhunderts die nähere Kenntnis jener merkwürdigen, dem Menschen am nächsten stehenden tierischen Geschöpfe, deren Existenz noch im vorigen Jahrhundert selbst von Gelehrten angezweifelt oder in das Bereich der Märchen verwiesen wurde — obgleich schon fünfhundert Jahre vor Christus der Karthagenienser Hanno die Gorillas an der Westküste Afrikas gesehen und als wilde, „behaarte Menschen" beschrieben hatte. Jetzt kann man die sogenannten Anthropoiden oder großen, menschenähnlichen Affenarten teils tot, teils lebendig in vielen Museen oder zoologischen Gärten sehen.

Eng zusammen mit der Zoologie hängt die Biologie oder Lehre vom Leben, welche wohl den größten aller naturwissenschaftlichen Fortschritte des Jahrhunderts zu verzeichnen hat durch die Wiederaufnahme und den Sieg der von Darwin im Jahre 1860 neubegründeten und von Haeckel und anderen

[1]) Näheres darüber enthalten des Verfassers „Physiologische Bilder", II. Band, Seite 166 ff.

Digitized by Google

weitergeführten Entwicklungs-, Deszendenz- oder Abstammungslehre. In nächster Beziehung dazu stehen die merkwürdigen, bereits erwähnten Entdeckungen auf dem Gebiet der Paläontologie oder Vorweltkunde und die Kenntnis zahlreicher, früher als sogenannte „Spielarten" verachteter oder über Seite geworfener Uebergangsformen. Uebrigens muß man sich sehr vor der so häufigen Verwechslung von „Darwinismus" und „Entwicklungstheorie" hüten; beides sind, wenn auch nahe verwandt, doch an sich ganz verschiedene Dinge. Während der Darwinismus neu, ist die Entwicklungstheorie als solche uralt und schon von den griechischen und römischen Philosophen (Empedokles, Lukretius Carus und so weiter) gelehrt worden, so daß Darwin mehr das Verdienst der Erneuerung einer uralten Idee in neuer Form, als dasjenige einer neuen Erfindung zukommt. Auch hat derselbe eine ganze Reihe von ihm nahe stehenden Vorläufern gehabt, unter denen der Franzose Lamarck aus dem Anfang des Jahrhunderts als der bedeutendste angesehen werden muß. Nur in der Art und Weise der wissenschaftlichen Erklärung der Umwandlungsvorgänge hat Darwin alle seine Vorgänger weit übertroffen. Auch hat er das Verdienst, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die große Bedeutung des für den körperlichen, geistigen und moralischen Fortschritt hochwichtigen Momentes der Vererbung gelenkt und die natürlichen Vorgänge aufgedeckt zu haben, durch welche die vielen scheinbaren Zweckmäßigkeiten, Anpassungen und angeblich vorher bedachten Einrichtungen in der Natur zu stande kommen.

Von kaum geringerer Bedeutung und mit der Entwicklungstheorie im engsten Zusammenhang stehend sind die Entdeckungen unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der Anthropologie oder der Lehre vom Menschen. Hier ist die so lange angezweifelte oder für unmöglich gehaltene Existenz des fossilen Menschen bewiesen und das geologische Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde festgestellt worden. Eröffnet wurde die Reihe der bezüglichen Entdeckungen in den Jahren 1830—1840 durch die Auffindung der berühmten, von Menschenhand gefertigten diluvialen Kieseläxte im Thal der Somme in Nordfrankreich durch den französischen Forscher Boucher de Perthes. Seitdem sind die Forschungen über Alter, Urzeit und Vorgeschichte des Menschengeschlechts zu einem Lieblingsthema der Zeit wie der Gelehrten geworden, und ist in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Literatur über den Gegenstand entstanden, deren Reichtum kaum mehr zu übersehen ist. Auch häufen sich die Entdeckungen und Funde auf diesem interessanten und umfangreichen Gebiete von Jahr zu Jahr in einer solchen Weise, daß daraus die ganz neue und erfolgreiche Wissenschaft der sogenannten Archäogeologie oder einer Verbindung der Erdwissenschaft mit der Altertumswissenschaft entstanden ist. Lehrt uns diese Wissenschaft auf der einen Seite, daß die Existenz des Menschen auf der Erde in graue, mit der historischen Zeit gar nicht vergleichbare Fernen hinaufgerückt werden muß, so zeigt sie uns andererseits, daß diese Existenz im geologischen Sinne oder im Vergleich mit den Entwicklungsstufen der Erde selbst eine überaus junge oder neue ist. Daher die Entstehung des Menschen gewissermaßen als die Krone oder als der Schluß-

Digitized by Google

punkt der ganzen organischen Entwicklung angesehen werden muß, über welche hinaus die Weiterentwicklung nicht mehr in die Hand der Natur, sondern in diejenige des Menschen selbst gelegt ist.

Eine höchst wünschenswerte Ergänzung dieser Studien über die Vor- und Urgeschichte des Menschengeschlechts haben die großen, durch die enormen Verkehrserleichterungen unseres Jahrhunderts möglich gemachten Fortschritte in der Ethnologie oder Völkerkunde geliefert. Namentlich haben die genauere Kenntnis der Zustände wilder oder Urvölker es möglich gemacht, an der Hand der Analogie bestimmte Vorstellungen über die Urzustände unserer ältesten Vorfahren zu gewinnen, obgleich diese Zustände noch weit primitiver oder ursprünglicher gewesen sein müssen, als diejenigen der wildesten unter den heutigen Wilden. Hand in Hand damit gingen die Fortschritte der Geographie oder der Erforschung bisher unbekannter Stellen der Oberfläche unseres Planeten.

Insbesondere gilt dieses von dem dunklen Kontinent, dessen Inneres noch am Anfang unseres Jahrhunderts so gut wie unbekannt war, während dasselbe gegenwärtig durch die gefahrvollen Bemühungen zahlreicher Reisenden und Missionare und durch die Landerwerbungen europäischer Großmächte mehr und mehr bekannt und der Zivilisation erschlossen wird. Auch die so häufig für unmöglich erklärte Existenz menschlicher Zwergrassen ist nunmehr durch die Afrikaerforscher als eine in anthropologischer Beziehung höchst bemerkenswerte Thatsache außer Zweifel gestellt.

Ganz eng an die Anthropologie schließt sich an die Psychologie oder Seelenlehre, von der man jetzt in maßgebenden Kreisen überzeugt ist, daß sie nicht zu den philosophischen, sondern zu den Naturwissenschaften gerechnet werden muß, oder daß sie wenigstens, wenn irgend welches greifbare Resultat erzielt werden soll, nach naturwissenschaftlicher Methode zu behandeln ist. Diese Art der Behandlung hat denn auch das bereits erwähnte Resultat der Messung der Zeitdauer des Gedankens zuwege gebracht. Weiter verdanken wir dieser Methode die bessere Kenntnis der Tierseele und die Anfänge zur Schaffung einer vergleichenden Seelenlehre, in ähnlicher Weise, wie wir bereits seit lange im Besitz einer vergleichenden Anatomie sind. Der alten Instinkttheorie, welche jede weitere Forschung auf diesem reichen Gebiet als nutzlose Arbeit erscheinen ließ, wurde damit dasselbe Schicksal bereitet wie der alten Theorie der Lebenskraft. Allerdings gibt es einen Instinkt, aber nur in dem Sinne allmälich durch Vererbung entstandener seelischer Anlagen oder Gewohnheiten oder Gehirndispositionen. In diesem Sinne muß das Wort nicht bloß auf das Tier, sondern ebenso auf den Menschen angewendet werden — nur mit dem Unterschiede, daß das Tier mehr Instinkt und weniger Verstand, der Mensch verhältnismäßig weniger Instinkt und mehr Verstand hat. Es gibt keinen absoluten, sondern nur einen relativen Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele; und alle geistigen oder seelischen Fähigkeiten des Menschen ohne Ausnahme sind in ihren ersten Anfängen in der Tierseele nachweisbar — mitunter oder in einzelnen Fällen sogar in noch höherem Grade der Ausbildung als bei dem Menschen.

Digitized by Google

Mit Recht nennt daher ein moderner Naturforscher die Tierwelt einen „aus einander gelegten Menschen".

Endlich verdanken wir auf psychologischem Gebiet der Neuzeit die Kenntnis der merkwürdigen Erscheinungen des doppelten Bewußtseins und des Hypnotismus mit Suggestionserscheinungen, deren Studium mehr Licht auf das geistige Wesen zu werfen geeignet ist als die dickleibigsten, aus Selbstbeobachtung und Selbstvergötterung entstandenen Lehrbücher der Psychologie aus früherer Zeit. Leider haben diese Erscheinungen andererseits dem nicht auszurottenden Wunderglauben Nahrung zugeführt und Anlaß zu völlig grundlosen spiritualistischen und spiritistischen Träumereien aller Art, wie Gedankenlesen, Fernwirkung des Gedankens oder Gedankenübertragung aus der Ferne, magnetischer Rapport, Geister- und Gespensterglauben und so weiter gegeben. Dagegen hat die Suggestion in einer psychologisch höchst wichtigen Frage von neuem gezeigt, bis zu welchem Grade der auch sonst von bestimmenden Einflüssen aller Art abhängige, angeblich freie Wille des Menschen von außen und innen beeinflußt werden kann. Die endlosen theoretischen Streitigkeiten, welche philosophischerseits über diese in ihren praktischen Folgerungen für Moral, Rechtspflege und so weiter so bedeutsame Frage bereits geführt worden sind und zum Teil immer noch geführt werden, können nur an der Hand dieser und ähnlicher Thatsachen einigermaßen zu einem befriedigenden Austrag gebracht werden, auch ohne daß man darum so weit zu gehen braucht wie einige italienische Gelehrten, welche den sogenannten „Verbrechertypus" mit demjenigen der niedersten Menschheitstypen zu identifiziren bemüht sind.

Wenn ich schließlich noch der Medizin oder Heilkunde als eines Zweiges der Naturwissenschaft gedenke, so ist auch hier eine Reihe der allerwichtigsten Fortschritte im Laufe des Jahrhunderts zu verzeichnen. Obenan steht die im Jahre 1819 durch den französischen Arzt Laennec erfundene Methode der Auskultation oder Behorchung der Brustorgane zur Erkennung von Herz- und Lungenkrankheiten mittelst des Hörrohrs, im Anschluß an die von Piorry vervollkommnete Methode der Perkussion, während die bald darnach erfolgende Begründung der pathologischen Anatomie durch Rokitansky und der pathologischen Histologie durch Virchow die Medizin als eigentliche Wissenschaft mächtig förderten. Eine wiederum praktisch höchst wichtige Erfindung der sogenannten subkutanen Injektion wurde durch A. Wood im Jahre 1850 gemacht. Weit jünger als alles dieses ist die jetzt das Tagesgespräch bildende hochwichtige Entdeckung der infektiösen Mikroorganismen oder Bakterien als Krankheitserreger — eine Entdeckung, welche durch desinfizirende Einwirkung im Verein mit der Erfindung des Chloroforms und des Cocains als schmerzbetäubendes Mittel einerseits die bekannten großartigen Fortschritte der Chirurgie möglich gemacht, andererseits die Bekämpfung der durch jene Organismen verursachten Krankheiten mittelst vorbeugender Maßregeln wesentlich erleichtert hat. Endlich wäre noch der Erfindung einer großen Menge neuer, auf chemischem Wege zu erlangender Heilmittel, sowie neuer Heilmethoden (zum Beispiel der Massage) zu gedenken,

Digitized by Google

nachdem kurz vorher in der Therapie oder eigentlichen Heilkunde ein hoffnungsloser Nihilismus das Feld behauptet hatte. Auch die allgemeine Einführung der Kuh- oder Schutzpockenimpfung, welche sich als eine der größten Wohlthaten des Menschengeschlechts erwiesen hat, verdanken wir diesem Jahrhundert. Ob die nach diesem Muster versuchte Impfung oder Einspritzung immunisirender Flüssigkeiten gegen gewisse Krankheiten (zum Beispiel Diphtherie) das halten wird, was sie verspricht, muß nach dem beklagenswerten Fehlschlagen der auf ein ähnliches Verfahren bei Tuberkulose gebauten Hoffnungen abgewartet werden.

An diese riesigen Fortschritte des menschlichen Wissens im neunzehnten Jahrhundert reihen sich nicht minder riesige, durch die bessere Kenntnis und Beherrschung der Naturkräfte bewirkte Fortschritte des menschlichen Könnens. Namentlich sind es die Kräfte des überhitzten Wasserdampfes, welche die besten Kinder unseres Jahrhunderts, die Eisenbahnen und Dampfschiffe geschaffen und dadurch den bekannten Goetheschen Zaubermantel halb und halb zur Wahrheit gemacht haben. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um den größten Teil der Erdoberfläche mit diesen geflügelten, Zeit und Raum besiegenden Boten zu umspannen oder durch die noch wunderbarere Erfindung der Telegraphen und Telephone die entferntesten Punkte jener Oberfläche unter einander in unmittelbare Kommunikation zu bringen. Weitere Kinder unseres Jahrhunderts sind der Phonograph, dessen wunderbare Leistungen uns an die Märchen der „Tausend und eine Nacht" erinnern, und die herrliche Photographie oder Lichtmalerei, welche sich neuerdings mit ungeahntem Erfolg in den Dienst der Wissenschaft (Astronomie, Mikroskopie, Teleskopie, Länder- und Völkerkunde) gestellt hat. Weiter die Erfindung des die unerhörtesten Kraftwirkungen ermöglichenden Dynamits, sowie des rauchlosen Pulvers, welches vielleicht (?) die wohlthätige Wirkung einer Verminderung oder gar Abschaffung der großen Völkerkriege zur Folge haben wird. Endlich die vielversprechenden Erfolge der noch in der Wiege liegenden Elektrochemie und Elektrotechnik, welche die glänzendsten Aussichten in die Zukunft eröffnen. Denn die wunderbare Kraft der Elektrizität übertrifft an Brauchbarkeit oder Anwendbarkeit weit alle anderen, uns zu Gebote stehenden Naturkräfte und überwindet, wie keine andere, die hemmenden Schranken von Raum und Zeit. Sie läßt sich fast unmittelbar und ohne besondere Hilfsmittel in alle anderen Naturkräfte umwandeln, pflanzt sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit in den vorgeschriebenen Bahnen der Leitungskräfte fort und kann daher in einem Augenblick überall hin geleitet werden, wo man ihrer oder ihrer Wirkungen bedarf. So wie man in materieller Beziehung unser Jahrhundert mit Recht das Jahrhundert des Dampfes genannt hat, so wird höchst wahrscheinlich das kommende Jahrhundert dasjenige der Elektrizität genannt werden müssen, womit dann die Beherrschung der Naturkräfte durch den Menschengeist einen ihrer gewaltigsten Schritte nach vorwärts gethan haben wird. Rechnet man dazu, daß die großartige, in gleichem Maße noch niemals dagewesene Entwicklung des großen Landes der Freiheit im fernen Westen unseres Globus in materieller wie geistiger Beziehung nach demselben oder vielleicht noch vergrößerten

Digitized by Google

Maßstabe wie bisher fortfahren wird, so wird es unseren Epigonen des kommenden Jahrhunderts noch viel weniger als den Kindern dieses Jahrhunderts an Anlaß zum Staunen über dasjenige fehlen, was Menschengeist und Menschenkraft zu leisten im stande sind. Vielleicht befinden wir uns dem kommenden Jahrhundert gegenüber in derselben unfertigen geistigen Verfassung, in welcher sich die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber dem neunzehnten befunden haben. Denn wenn beispielsweise damals jemand behauptet hätte, daß man im Laufe der kommenden Jahrzehnte dahin kommen würde, die Stoffe kennen zu lernen, welche in der Sonne oder in den Fixsternen in Verbrennung begriffen sind, oder daß man das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdecken und die Strahlen der Sonne als die letzte Quelle aller auf der Erde wirkenden Kräfte erkennen würde, oder daß man Gelegenheit finden würde, entstehende und entstandene Weltsysteme auf photographischen Bildern zu beobachten, oder daß man Aufklärung über Ursprung, Alter und Entstehung der organischen Welt mit Einschluß des Menschengeschlechts vor hunderttausenden von Jahren erhalten würde, oder daß man in den Stand gesetzt werden würde, organische Stoffe auf künstlichem Wege zu erzeugen, oder daß man die Geschwindigkeit des Nervenprinzips und des Gedankens messen würde, oder daß man die Ursache der verheerendsten Krankheiten in mikroskopischen Organismen erkennen würde, oder daß man mit Hilfe des überhitzten Wasserdampfes Meere und Länder mit der Geschwindigkeit des Sturmwindes durchmessen würde, oder daß man mittelst eines einfachen Drahtes die menschliche Stimme auf meilenweite Entfernungen hörbar machen und binnen wenigen Minuten von Europa nach Amerika würde sprechen können, oder daß man im Interesse des Länder- und Völkerverkehrs die gewaltigsten Gebirge durchbohren und mit Hilfe der entfesselten Molekularkräfte oder jener „travestirten Riesen", wie sie Tyndall nennt, auf eisernen Schienen ohne jede körperliche Bemühung die höchsten Berge besteigen würde, oder daß man mit Hilfe der Elektrizität die Nacht zum Tage machen und jede beliebige Naturkraft an den Ort würde hinbringen können, wo man sie gerade nötig hat, und so weiter, so würde man einen solchen Propheten für einen Narren erklärt und vielleicht in ein Irrenhaus gesperrt haben, und es würde ihm wahrscheinlich ergangen sein, wie unserem großen Robert Mayer, als er nach der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft für einen Narren erklärt und in ein Irrenhaus gebracht wurde. So oder ähnlich könnte es demjenigen ergehen, der es wagen wollte, dem zwanzigsten Jahrhundert gewissermaßen sein Horoskop zu stellen und darüber zu phantasiren, was die Fortschritte des Menschengeistes auf den bisher betrachteten Gebieten in der Zukunft noch sein möchten. Vielleicht behalten diejenigen recht, welche der Meinung sind, daß wir uns zur Zeit trotz aller jener Errungenschaften, auf die wir mit Recht stolz sind, immer noch in den Anfängen oder Kinderschuhen der Zivilisation bewegen, und daß wir in Wirklichkeit noch sehr weit entfernt sind von denjenigen materiellen wie ideellen Zielen, welche das Menschengeschlecht in seinem unaufhaltsamen Vorwärtsdrängen noch zu erreichen bestimmt ist oder im stande sein wird. Vielleicht hat der große

Digitized by Google

Isaak Newton das richtige Bild gebraucht, wenn er uns mit Kindern vergleicht, welche am Meeresstrande hier und da einen seltenen Kiesel oder eine bunte Muschel aufleſen, während das große Meer der Wahrheit nach ganz unerforſcht vor ihnen liegt. Wir ſind nicht im ſtande, darüber zu urteilen, da wir ja gar nicht wiſſen und nicht wiſſen können, wo wir eigentlich im Gang der ziviliſatoriſchen Entwicklung der Menſchheit ſtehen, und ob wir darin weit vor oder weit zurück ſind, weil uns jeder Maßſtab der Vergleichung fehlt. Die Zukunft allein kann darüber entſcheiden. Es mag daher dieſer Gedankengang hier nicht weiter verfolgt, ſondern nur einſtweilen daran erinnert werden, daß die großen Fortſchritte des Wiſſens und Könnens in unſerem Jahrhundert leider nicht begleitet geweſen ſind von gleich großen Fortſchritten auf moraliſchem, allgemein intellektuellem, literariſchem, ſozialem und vielleicht auch politiſchem Gebiet. Dieſes nachzuholen und den bisher vermißten und doch ſo notwendigen Einklang zwiſchen Sein und Denken herzuſtellen, ſoweit ſolches zur Zeit möglich iſt, wird vielleicht Hauptaufgabe des kommenden Jahrhunderts ſein.

Was ſchließlich die Fortſchritte der übrigen, bisher nicht erwähnten Wiſſenſchaften (Philoſophie, Theologie, Jurisprudenz) in unſerem Jahrhundert angeht, ſo dürfte darin unſeres Wiſſens wohl viel Bewegung, aber verhältnismäßig wenig wirklicher Fortſchritt zu bemerken ſein. Eine Ausnahme macht die Geſchichte, welche einen von früher ſehr verſchiedenen und mehr wiſſenſchaftlichen Charakter als Kulturgeſchichte angenommen hat, mit Einſchluß der Religionsgeſchichte, welche den alten indiſchen Religionskreiſen, insbeſondere der ehrwürdigen Religion des Buddha, wieder die verdiente Aufmerkſamkeit zugewendet hat. Ferner die mit reichen Erfolgen belohnte Altertumswiſſenſchaft, welche namentlich in Verbindung mit einem Zweige der Naturwiſſenſchaft oder der Geologie als ſogenannte Archäogeologie uns die koſtbarſten Aufſchlüſſe über die Prähiſtorie des menſchlichen Geſchlechts zu liefern im ſtande war. Auch Nationalökonomie, Statiſtik und die Wiſſenſchaft der Hygiene dürfen mit Stolz auf ihre Leiſtungen zurückblicken. Auch die Ethik oder Moralwiſſenſchaft hat aus den Aufklärungen der Naturwiſſenſchaften über die allmähliche Erwerbung und Vererbung geiſtiger und moraliſcher Eigenſchaften großen Nutzen gezogen. In faſt noch höherem Grade gilt Aehnliches von der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft, welche mit Glück die Prinzipien der Entwicklungstheorie auf das große Problem von der Sprachentſtehung angewendet und gezeigt hat, daß die Geſetze, nach denen Arten und Sprachen entſtehen, wachſen und durch Ausſterben der Zwiſchenglieder ſich ſondern, die nämlichen ſind. Daß übrigens auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens ohne Ausnahme eine große Menge wichtiger und wertvoller Detailunterſuchungen gemacht wurden, welche in ihrer Geſamtheit auch die betreffende Wiſſenſchaft als ſolche auf eine höhere Stufe zu heben geeignet ſind, erſcheint ſelbſtverſtändlich und bedarf nur dieſes kurzen Hinweiſes.

Digitized by Google

Ein Blick in das neue chemisch-physikalische Forschungsgebiet.

Von

J. H. van 't Hoff,

Mitglied der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften.

Auftauchend aus den Wogen, welche von jeher die beiden Großkontinente, die Chemie und die Physik, von einander trennen, steigt allmälich etwas wie eine neue Welt hervor. Inselgruppen anfangs, dann auf beiden Seiten sich entwickelnde Vorgebirge, schließlich hier und dort eine verbindende Landstrecke, auf der man mitunter auch in den Sumpf geraten kann. Das ist die physikalische Chemie, früher Kolonialstaat, jetzt großes, freies Land, das fleißig umgeackert, wohl auch dem Leser der „Deutschen Revue" einen kurzen lohnenden Ausflug gewährt.

Fangen wir in Grenoble an, 1881, im Laboratorium der Alpenstraße von François Marie Raoult. Dieser Forscher ist schon seit Jahren beschäftigt mit, man möchte sagen, ziemlich langweiligen Beobachtungen. Sie schließen sich der altbekannten Thatsache an, daß Meerwasser schwerer zum Gefrieren kommt als reines Brunnen- oder Regenwasser, und daß, umgekehrt, Eis durch den Salzgehalt des Meerwassers leichter zum Schmelzen kommt. Systematisch wird nun festgestellt, bis zu welchem Grade verschiedene Salze und andere Körper diesen Gefrier- oder Schmelzpunkt herabdrücken. Raoult vergleicht mit anderen Worten den Gefrierpunkt des reinen Wassers (0°) mit demjenigen eines einprozentigen Zuckerwassers (—0°, 06), einer einprozentigen Kochsalzlösung, eines einprozentigen Alkohols, Essigs und so weiter. Die Hilfsmittel dabei sind äußerst einfach: auf ein feines Thermometer kommt alles an, dann Geduld, rühren, abkühlen in irgend einer Weise (etwa arbeiten im Winter) und ablesen, wo das Gefrieren eintritt.

Nun war auch wieder Raoult nicht der erste, der solche Beobachtungen machte, aber er hatte Glück bei der Wahl der untersuchten Körper, und da fiel ihm auf:

„Die Mengen der verschiedenen Körper, welche den Schmelzpunkt gleichweit herabdrücken, sind merkwürdigerweise dieselben, welche der Chemiker molekulare Mengen nennt."

So sind wir von der handgreiflichen, fast häuslichen Erscheinung der Eisschmelzung zur geheimnisvollen Molekülenwelt heruntergekommen, bei der wir jedoch nicht lang zu verweilen brauchen. Es genügt, hier zu bemerken, daß der Chemiker mit dem Namen Molekül die kleinsten Teilchen andeutet, worin man sich die Materie geteilt zu denken hat, die weniger als mikroskopisch kleinen Bausteine des unermeßlichen Weltalls, könnte man sagen.

Digitized by Google

Der Chemiker verfügt über Hilfsmittel zur Wägung dieser Bausteine, und er weiß, daß sie je nach der betreffenden Substanz sehr verschieden an Gewicht sind, zum Beispiel beim Zucker etwa achtmal schwerer als beim Alkohol, und nun fand Raoult, daß gerade acht Teile Zucker in Wasser gelöst denselben Einfluß auf die Eisschmelzung oder das Gefrieren haben als ein Teil Alkohol in dieser selben Wassermenge. Das Eis kann also diese äußerst kleinen Bausteine, so verschieden sie sind, das eine, Zucker, schwer, das andere, Alkoholhl, leicht, nicht von einander unterscheiden und schmilzt beim einen um ebenso viel leichter als beim andern.

*

Kehren wir jetzt zur Wirklichkeit zurück. Wir sind in Amsterdam, 1884, nicht im chemischen oder physikalischen, sondern im pflanzenphysiologischen Laboratorium von Hugo de Vries. Es handelt sich um Wachstumserscheinungen bei Pflanzen. Ausgang dabei ist das bekannte Verwelken, der Zustand also, welcher eintritt, wenn Feuchtigkeit der Pflanze vorenthalten wird, wenn sie einzutrocknen anfängt und dann stirbt, sobald der große Faktor für Wachstum und Leben, das Wasser, verloren geht. Werden die verwelkten Teile noch rechtzeitig angefeuchtet, so wird das Wasser wiederum aufgenommen, und es tritt aufs neue das frische Aussehen, die Spannung, der turgor, auf.

Nun verdankt bekanntlich die Pflanze diese Fähigkeit, Wasser zu sich zu nehmen, den in den Säften vorhandenen wasseranziehenden Stoffen, Säuren, Zucker, Salzen. Jedoch, wo die tote Pflanze mit noch allen darin vorhandenen Säuren und so weiter ihr frisches Ansehen beim Anfeuchten nicht mehr zurückerlangt, muß in der lebendigen Pflanze eine Vorrichtung da sein, welche obige wasseranziehenden Stoffe befähigt, in der bekannten Weise zu wirken.

Wir übergehen hierauf bezügliche überflüssige Einzelheiten und wollen hier nur die Hauptsache betonen: jede Pflanzenzelle enthält eine ganz kleine elastische Blase, welche sich an die innere Zellenwand anlehnt und so dieselbe stützt, falls nur die betreffende kleine Blase, der Tonoplast, genügend anzuschwellen geneigt ist. Es ist nun eben dieser Tonoplast, welcher die wasseranziehenden Stoffe der Pflanze enthält, Säuren also und so weiter, und charakteristisch für die lebende Pflanze ist, daß dieser Tonoplast zwar Wasser durchläßt, nicht aber die darin gelösten wasseranziehenden Körper. Und so tritt beim Leben das angeführte Wasser hinein, herbeigezogen durch die gelösten Stoffe, welche nicht hinaus können; die kleine elastische Blase dehnt sich aus, bis sie glatt an der Zellenwand anliegt, diese dadurch spannt und damit der ganzen aus Zellen bestehenden Pflanze die bekannte Frische erteilt.

So weit die reine Botanik.

Das Verwelken, respektive der Wasserverlust durch spontanes Eintrocknen, läßt sich auch künstlich erzeugen, und zwar durch Eintauchen in wasserentziehende Flüssigkeiten, in Zucker- oder Salzlösungen zum Beispiel, oder vielmehr in Lösungen von irgend einer wasserlöslichen Substanz, denn die Fähigkeit, sich in Wasser zu lösen, bringt auch diejenige, das Wasser anzuziehen, mit sich, rührt

Digitized by Google

vielmehr davon her. Konzentrirte starke Lösungen bringen also das Verwelken hervor, verdünnte, umgekehrt, befähigen die Pflanzen, sich wieder bis zur normalen Spannung anzufüllen; und zwischen diesen beiden steht die sogenannte isotonische Lösung, worin die Pflanze weder verwelkt noch auflebt, da Gleichgewicht mit der Wasseranziehung der Zelle vorliegt.

Als nun de Vries die Zusammensetzung dieser isotonischen Lösungen mit Raoults Resultaten verglich, zeigte sich als höchst einfache, merkwürdige Beziehung, daß das Leben der Pflanze und das Schmelzen des Eises derselben Bedingung unterliegen, mit anderen Worten, daß isotonische Lösungen verschiedener Substanzen denselben Gefrierpunkt haben.

In eigentümlicher Weise ist also hierdurch das leblose Eis mit dem Leben verknüpft, sei es zunächst auch nur mit dem Pflanzenleben. Jedoch sollte ein weiterer Schritt bald nachfolgen; derselbe wurde zu Utrecht in Donders' Laboratorium gemacht, und er galt jetzt einem Bestandteil des tierischen Organismus, dem Blut. Dr. Hamburger weist nach, daß auch hier bei Berührung mit Lösungen zwei entgegengesetzte Erscheinungen auftreten. Die konzentrirte Lösung wirkt wiederum wasserentziehend, die schön geformten roten Blutkörperchen verwelken, sie schrumpfen zusammen und sinken zu Boden in einer übrigens entfärbten Blutflüssigkeit; die schwache Lösung dagegen verursacht in obigen Körperchen eine Spannung, wodurch der Blutfarbstoff austritt und die Flüssigkeit sich rötet. Und wiederum liegt zwischen beiden die Grenzlösung, und auch die zeigt, welches auch der darin vorhandene gelöste Stoff sein mag, denselben Gefrierpunkt.

Dem ist seitdem manches zugefügt, speziell direkt beim Leben, und Dr. Massart von Lüttich dehnte die Versuche über ein möglichst weites Feld aus, immer wieder eingehend auf die Frage „Wasserentziehung und Leben"; er fängt mit den niedrigsten Organismen, beim Bakterienleben, an, um beim Menschen abzuschließen. Die ersten Beobachtungen wurden gethan an, was Massart ganz richtig eine Bakterienfalle nennt; diese Falle ist ein überaus einfaches enges Glasrohr, worin als Lockspeise sich etwas Fleischbrühe befindet; auch klappt die Falle nicht einmal zu, sondern enthält nur eine gelöste, das heißt wasseranziehende Substanz. Ist dieselbe in genügender Menge vorhanden, so wirkt sie tödlich; und nun bedarf der Untersucher nur noch „behutsame Bakterien". Es gibt welche, die, wie Polytoma Uvella, durch den Gedanken an Brühe geradezu den Kopf verlieren, sie stürzen sich mit Leidenschaft in die Falle, auch wenn dort eine mordende Wasseranziehung wirkt, sie weichen sogar dann nicht zurück, wenn der Eingang mit gefallenen Kollegen fast angefüllt ist. Ganz anders der Bacillus Megatherium; der weiß, was er ertragen kann, $^6/_{1000}$ Salmiak wagt er nicht, $^5/_{1000}$ läßt ihn am Eingang der Falle sehnend Halt machen, bei $^4/_{1000}$ aber tritt er hinein und mit gutem Erfolg.

Wladimiroff stellt ebenfalls diese Grenze für das Leben, zum Beispiel bei Typhusbazillen, fest, wenn auch in etwas anderer Weise. Die wasserentziehende Wirkung der Lösungen äußert sich hier charakteristisch in der Lähmung der äußerst lebhaften Bewegungen; nahe an der Grenzkonzentration tritt ein Stadium

Digitized by Google

auf, das den Eindruck des „müden Schwimmens“ macht; der Grenzzustand selber zeigt sich durch eine Bewegung wie die von einem „Fisch auf dem Trockenen“; was darüber hinaus geht, bringt den Tod.

Es wären hier noch Massarts Beobachtungen am menschlichen Auge anzuführen und viel anderes, doch kann man vom Leser nicht so viel Geduld verlangen wie vom Forscher, und alles führt gleichmäßig auf die eine große Thatsache hinaus, daß dem Leben in seinen verschiedensten Formen und Aeußerungen eine Grenze gestellt ist, welche durch die wasserentziehende Wirkung der Umgebung bedingt wird; jenseits dieser Grenze die verwelkte, nicht mehr wachsende Pflanze, die Unfähigkeit des Blutes, seinen fürs Leben notwendigen Farbstoff abzugeben, und schließlich die mit dem Tode ringende Bakterie.

So wurde denn in wenigen Jahren die wasserentziehende und dadurch lebenhemmende Wirkung von Lösungen ein Faktor von allgemein physiologischer Bedeutung. Besonderen Reiz gewann die Frage nach Ursache und Größe dieser Wasserentziehung, zumal aus der damit zusammenhängenden Eisschmelzung hervorging, daß es hier eine Lebensfrage galt, die außerhalb des Lebens ihre Lösung finden könne. Ist denn, genau betrachtet, die Eisschmelzung nicht ebenfalls Wasserentziehung oder Wasserverlust in einfachster Form? Verliert das Eis doch beim Schmelzen Wasser, ohne etwas zurückzulassen, während die unbehutsame Bakterie in der Falle ebenfalls Wasser verliert, nur unter Zurücklassung des stofflichen Ueberrestes. Um aber namentlich auf die schon anfangs beregte Beziehung zur Molekularwelt zurückzukommen: wie verschieden auch die Moleküle an Art und Gewicht sind, auf das Leben und auf die Eisschmelzung üben sie bei gleicher Anzahl dieselbe Wirkung aus. Was ist es nun, das sie diesbezüglich mit einander gemein haben?

Die Antwort auf diese Frage wurde durch die jüngste Entwicklung der Lehre vom osmotischen Druck gegeben. Thatsächlich hat sie das oben Mitgeteilte und noch mehr unter einen einzigen Gesichtspunkt zu bringen gewußt und einen Fernblick geöffnet, der noch täglich Neues verspricht. Diese Lehre hat schon das für sich, daß ihr Inhalt sich in zwei Worten zusammenfassen läßt, sobald nur einmal der Schritt von der Wasseranziehung zum osmotischen Druck gemacht ist. Daß erstere, die Wasseranziehung also, Druck zu entwickeln vermag, geht schon aus der Thatsache hervor, daß jeder Baum eben durch sie im Stand ist, das Bodenwasser bis in die höchsten Blätter hinaufzupressen, zu Höhen also, die öfters die des Strahls einer Dampffeuerspritze übersteigen.

Diese Druckkraft ist sogar schon längst genau gemessen. Bereits 1877 hatte Pfeffer dazu einen Apparat angefertigt, im wesentlichen eine nachgeahmte Pflanzenzelle: die Zellwand war ein poröser Thontiegel; der nur Wasser durchlassende Tonoglas war ein in der Tiegelwand künstlich angebrachtes Membran, der Zellsaft war einprozentiges Zuckerwasser, und der Turgor, die Zellspannung, wurde am Manometer abgelesen. In Wasser aufgestellt, fing denn auch diese künstlich nachgeahmte Zelle an, sich vollzusaugen, wodurch, da sie geschlossen war, ein innerer Druck sich entwickelte, der bis zu zwei Drittel Atmosphäre anstieg. Das war

Digitized by Google

also der sogenannte osmotische Druck, welchen eine einprozentige Zuckerlösung durch deren wasseranziehende Wirkung ins Leben ruft: unerhört groß, wenn man bedenkt, daß diese kaum süßschmeckende Flüssigkeit also einen Druck entwickeln kann, der Wasser zwei Stock hoch hinaufzutreiben vermag; vielleicht hat eben das unerwartet Große dieser Errungenschaft das Suchen nach Beziehungen verschoben, oder auch ist Pfeffers Arbeit den Nichtbotanikern wenig zugänglich gewesen. Kurz, sein wichtiges Resultat blieb neun Jahre lang als vereinzelte Thatsache stehen.

Und doch erwies sich die Beziehung dieses osmotischen Drucks zu anderen Druckkräften als überraschend einfach: Der gelöste Körper übt genau denselben Druck aus, welchen er als Dampf bei derselben Dichte und Temperatur ausüben würde; das ist die ganze osmotische Lehre.

Praktisch war hiermit so viel gewonnen, daß die Lehre der Osmose, physiologisch so wichtig, bis dahin aber als physikalische Erscheinung so trostlos im Dunkeln, auf einmal in das Licht gerückt wurde, dessen sich die Lehre von den Dämpfen und Gasen schon so lange erfreut. Man hat nur die sich auf letztere beziehenden Gesetze auf erstere zu übertragen und das Wort Gasdruck durch osmotischen Druck zu ersetzen, um orientirt zu sein und rechnen zu können. Sofort wird dann auch die oben betonte Thatsache erklärlich, daß die verschiedenen Moleküle gleich wasseranziehend wirken, das heißt jetzt, denselben osmotischen Druck ausüben. Schon anfangs dieses Jahrhunderts war für den Gasdruck das entsprechende Gesetz durch Avogadro erkannt: jedes Gasmolekül übt unabhängig von Art und Gewicht denselben Druck aus.

Aber auch die Ursache dieses osmotischen Drucks rückt jetzt näher ans Licht. Bei Gasen sind es die elastisch gegen die Gefäßwand prallenden Moleküle, welche den Gasdruck veranlassen; sind es nicht in der Pflanzenzelle die gelösten Moleküle, welche dasselbe thun, weil sie nicht durch die Tonoplastenwand hindurch können? Und das Verwelken, der Wasserverlust in einer starken Salzlösung, ist er nicht vergleichbar mit einem auswendig auf die Zelle erfolgenden überwältigenden Molekülenbombardement, durch das diese zusammenschrumpft unter Verlust des durch die Wand gehenden Wassers, etwa wie Leinsamen beim Schlagen das Oel verliert?

Indes, wie alles auf dieser Welt, war auch die Lehre des osmotischen Drucks unvollkommen: „der osmotische Druck zeigte sich in einigen Fällen unerwartet groß; das Molekülenbombardement des Kochsalzes zum Beispiel zeigte die doppelte Normalkraft. Diese auffallende Erscheinung sollte jedoch nicht lange befremdend bleiben. Kaum war die Existenz dieser doppelt bombardirenden Moleküle erkannt, als sich auch zeigte, daß sie sich in der Lösung in zweie gespalten hatten und dadurch die verdoppelte Wirkung ausübten. Nur ist zur näheren Einsicht nötig, eine ganz andere Gedankenreihe zu verfolgen bis dahin, wo diese sich der obigen anschließt.

Zu beachten ist, daß diese zweite Gedankenreihe in ihrem Ausgangspunkt der andern vollkommen fremd war und daß die beiderseitigen Vertreter einander anfangs wenn auch nicht unsympathisch, so doch etwas

Digitized by Google

zurückhaltend gegenüber standen, bis die Einigung unter allgemeinem Jubel sich vollzog. Das Gebiet der zweiten war aber auch ein von dem der ersten fern abliegendes: es handelte sich hier um elektrische Erscheinungen; die Wiege stand auch anderswo: in Upsala, Stockholm, Riga.

Ein junger Privatdocent in Upsala, Svante Arrhenius, hatte 1882 eine Untersuchung über die Leitfähigkeit von Salzlösung an sogenannten Elektrolyten angefangen. Die Untersuchung wurde in Stockholm durchgeführt, und als Schlußfolgerung lag im Jahre 1884 vor:

„In einer Salzlösung hat man sich die gelöste Substanz zum Teil oder ganz in einer andern, eigentümlichen Form zu denken, welche zur Elektrizitätsleitung fähig ist." Diese „leitende Fraktion", deren Größe sich aus derjenigen der elektrischen Leitfähigkeit bestimmen läßt, wurde als „Aktivitätskoëffizient" in Tabellen vorgeführt, die wohl anfangs auch für manchen Sachverständigen einen etwas abstrakten Charakter hatten — als sich plötzlich daran eine Thatsache von fundamentaler Bedeutung anknüpfte.

Dieselben Körper, deren Fähigkeit zur elektrischen Leitung, deren Aktivitätskoëffizienten Arrhenius bestimmt hatte, waren jahrelang von Ostwald in Riga in ganz anderer Richtung beobachtet, um zahlenmäßig deren Fähigkeit zur chemischen Wirkung, den sogenannten Affinitätskoëffizienten, feststellen zu können, und auch hierüber lagen Tabellen vor.

Merkwürdiges Zusammentreffen: die Aktivitätskoëffizienten von Arrhenius laufen auffallend parallel mit den Affinitätskoëffizienten von Ostwald: die Fähigkeit zur elektrischen Leitung scheint mit derjenigen zur chemischen Wirkung Hand in Hand zu gehen. Und da wurde eine kleine Reise von Stockholm nach Riga unternommen, um dieses Zusammengehen näher zu untersuchen, das sich denn auch als ganz entschieden vorhanden herausstellte.

Jetzt blieb nur noch die Frage:

Wie hat man sich den bei Lösung entstehenden, elektrisch leitenden und gleichzeitig chemisch wirksamen Anteil zu denken?

Mit der Beantwortung dieser Frage durch Arrhenius wurde auf chemisch-physikalischem Gebiet eine Partei geschaffen, die mitunter den Namen „Jonier" führt und welche täglich an Stärke zunimmt. Die chemisch wirksame, die leitende Fraktion, sollte in Lösung in eigentümlich gespaltenem Zustande vorhanden, und zwar in sogenannten Jonen, das heißt in entgegengesetzt elektrisch geladenen Molekülstücken zerfallen sein. Der scheinbar unschuldige Akt des Lösens würde demnach bei vielen Körpern eine Zerlegung einleiten, die sie zur Elektrizitätsleitung und zur chemischen Wirksamkeit befähigt. Und da schließt eben ein altes weises Wort unmittelbar sich an, das schon den Alchimisten geläufig war: „Keine chemische Wirkung ohne Flüssigkeit!" Welche Stelle aber diese Flüssigkeit dabei spielt, das rückt erst jetzt ans Licht; die chemische Wirkung zweier Körper ist oft ein beiderseitiges Zerfallen und eine Wiedervereinigung der Bruchstücke; und die Flüssigkeit, das Lösungsmittel, das Wasser, nimmt den ersten Teil davon, das Zerlegen, auf sich, bringt also die ganze Sache etwa halbwegs.

Digitized by Google

So viel war vorauszuschicken, um dort anzulangen, wo die beiden Gedankenreihen zusammentreffen. Die abnorme Größe der Wasseranziehung, des osmotischen Drucks, hatte bei einigen gelösten Körpern ein unerwartet großes, öfters bis zum Doppelten gehendes Molekularbombardement angewiesen, während andererseits die Untersuchungen von Arrhenius und Ostwald zu einer vorhandenen Spaltung führten. Bei der Zusammenstellung der vorliegenden Beobachtungen konnte Arrhenius nun wiederum auf den Parallelismus, auch hier, hinweisen: abnorm großer osmotischer Druck trifft mit auffallend weitgehender Spaltung in Ionen zusammen, und wo der osmotische Druck normal ist, da zeigt sich auch diese Spaltung nicht, da leitet die Lösung keine Elektrizität und ist auch keine erhöhte chemische Wirksamkeit zu finden. Stimmt aber beides auch quantitativ? Der guten Gewohnheit treu, durch persönlichen Meinungsaustausch schnell zum Ausgleich zu kommen, unternahm Arrhenius jetzt seine Reise nach Amsterdam, wo eben die osmotische Lehre zur Entwicklung kam, und das seitdem entstandene Bündnis trägt noch jährlich seine Ernte auf dem so fruchtbar sich zeigenden Boden unserer physikalischen Chemie.

Ja, das kann wohl schließlich ohne Uebertreibung gesagt werden: wo anfangs diese kleine Kolonie vom beiderseitigen Mutterlande etwas eingewindelt und ernährt wurde, da ist sie beim Auswachsen nicht undankbar, und der neue Aufschwung der Elektrizitätslehre einerseits, andererseits der etwas in Druck gekommenen anorganischen Chemie zeigt wohl, daß sie nicht mehr auf Kosten der Eltern zehrt.

Stühlingen, im September 1895.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstgeschichte.

Hat die Politik Einfluß auf die Kunstentwicklung?

Es ist ein unausrottbarer, weit verbreiteter Irrtum, daß die Entwicklung eines Volkes zu politischer Größe und staatlichem Glanz einen ähnlichen Gang in kunstgeschichtlicher Beziehung zur Folge haben müsse. In zahllosen kulturgeschichtlichen Darstellungen bildet dieser Irrtum, der mit Hinweisen auf das perikleische Athen, auf Venedig, auf Holland flüchtig begründet zu werden pflegt, die Grundanschauung der betreffenden Kapitel. Besieht man die Sache näher, so muß man nur darüber staunen, wie eine so oberflächliche Betrachtung so lange hat herrschend bleiben können. Vielleicht verdankt sie es dem Umstande, daß die Geschichtslehrer im allgemeinen wenig lebendige Beziehungen zu der Kunstgeschichte und ihren Denkmälern in den großen Galerien haben. Nicht jeder ist so vernünftig wie Hettner, der selbst ganz unmusikalisch war, aber doch kurze musikgeschichtliche Skizzen aus der Feder eines Fachmannes seiner großen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts einflocht.

Digitized by Google

In Wahrheit bleibt die Kunstgeschichte zwar nicht unberührt von den politischen Begebenheiten, von nationalem Aufschwung, von volkstümlichem Regiment, von Macht und Glanz der Höfe, aber daß alles dies nicht im stande ist, dem Lande zu einer edlen oder auch nur prächtigen Kunstblüte zu verhelfen, lehrt die Geschichte an allen Ecken und Enden. Die orientalischen Völker wollen wir ganz aus dem Spiel lassen, weil ihr Kulturzustand zu niedrig, ihre Rasse vielleicht durchweg ziemlich unfruchtbar genannt werden kann. Aber wir fragen: Wo war denn die Kunstblüte der Spartaner und Thebaner während der Hegemonie ihrer Staaten? Nicht einmal in der Literatur sind sie hervorgetreten, geschweige denn in der bildenden Kunst. Und sie teilten doch mit den Athenern, die in jedem Zweige der Kunst alle anderen Griechen weit überstrahlen, das gemeinsame Hellenentum, wenn sie auch einem andern Stamm angehören. Das zweite schlagende Beispiel ist England. Dreimal steht es als der triumphirende Staat da, aber, die Dichtung ausgenommen, hat es in keiner Kunst eine nennenswerte Palme errungen. Im Mittelalter lag Frankreich zu seinen Füßen, aber der Sieger unterwarf sich auf dem Gebiete der Kunst dem Besiegten, er führte die nordfranzösische Gotik bei sich ein, verstand die Finessen des Geschmacks aber nicht und verflachte den Stil daher bald. Von Elisabeth bis Cromwell überwand England seine inneren und äußeren Feinde, aber weder erzeugte es, die Dichtung ausgenommen, eine nationale Kunst noch schlug die italienische Renaissance bei ihm auch nur solche Wurzeln wie in Frankreich. Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ist England nicht nur der reichste und blühendste Staat, sondern häufig auch das mächtigste Land Europas. Dennoch sucht man vergeblich nach Leistungen, die ihm einen hohen Rang in der Geschichte der Baukunst, der Bildhauerei, der Malerei oder der Musik verleihen könnten. Hogarth wird doch von keinem Menschen ernstlich unter die großen Künstler gerechnet werden können; Aneller, keineswegs ein hervorragendes Genie, war ein geborener Lübecker, der sich an der holländischen und italienischen Renaissance gebildet hatte, jedoch auf englischem Boden ebenso ein fremdes Gewächs blieb wie van Dyck, der ja auch lange genug bei den britischen Großen gelebt hat. Inigo Jones und Christopher Wren, die Erbauer von Whitehall und der Paulskirche, waren einfach Zöglinge des italienischen Baustils, den sie weder durch Ursprünglichkeit noch durch Genialität zierten. Mit einem Worte: die Kunst, immer die Dichtung ausgenommen, ist bei den Engländern trotz aller politischen Größe nur zu einer bescheidenen Blüte gelangt.

Um den Himmel der Kunst mit Morgenröte zu bestrahlen, dazu bedarf ein Volk des spezifischen Kunsttalents, einer undefinirbaren, aber unerläßlichen Sache. Welche Bewandtnis es damit hat, wie es angehen kann, daß die jonischen Athener sie in so beispiellosem Maße haben, während die dorischen Stämme ihrer durchweg ermangeln, ahnen wir nicht. Parallelen Thatsachen werden wir aber auf Schritt und Tritt in der Kunstgeschichte begegnen. Die Lösung des Rätsels wird aber noch viel schwieriger, wenn wir in einem und demselben Volke und Stamme die kunstgeschichtliche Größe verweilen und dann hoffnungslos verschwinden sehen.

Zwar bei den Athenern bleibt sie, wenn auch mit Schwankungen, bis das Athenertum im Völkergewimmel verschwindet. Bei den Athenern trifft auch die höchste Blüte der Kunst mit den Höhepunkten des nationalen Daseins zusammen. Phidias und Perikles sind Zeitgenossen; der hochsinnige demokratische Staatsmann stellte den Künstlern seiner Zeit die großartigsten Aufgaben, und er fand Männer, die sie in unübertrefflicher Weise lösen konnten. Das alte Säulenhaus des Tempels ist gemeingriechisches Eigentum; erst durch die athenischen Baumeister wurde es zur höchsten Feinheit durchgebildet. Die Skulptur, lange Zeit in Steifheit und Ungeschicklichkeit verharrend, kam durch Phidias mit einemmal auf einen von keiner Nachwelt überflügelten, ja kaum je erreichten Gipfel. Und doch, wie kurz war die politische Hegemonie Athens, wie lang seine kunstgeschichtliche! Von der Schlacht bei Marathon, 490, bis zum Ende des perikleischen Zeitalters sind sechzig Jahre, und nach abermaligen sechsundzwanzig an Krieg und Verwüstung reichen Jahren liegt das gebildete Athen vor den rohen spartanischen Junkern am Boden. Aber das geistige, das künstlerische

Digitized by Google

Athen bleibt trotz des politischen Niedergangs der Gipfel der griechischen Kultur; es behauptet seine Stellung trotz Alexanders, an dessen Hofe attenische Künstler eine zweite Glanzepoche der Kunst heraufbeschwören: auch die römische Eroberung, die vielhundertjährige Knechtschaft unter West- und später Oströmern ließ ihm noch lange Zeit eine viel unmittelbarere Leitstellung, als sie etwa Rom in unserem Jahrhundert über die fremden Künstler behauptet hat. Erst im Mittelalter verblaßt sein Glanz zu Gunsten von Alexandrien und Byzanz, Großstädten, die allmälich das Athenertum auffogen. Und noch im ganzen Mittelalter blühte im Orient die griechische Kunst wenigstens als Kleinkunst. Von ihrem hohen Stande legen die Kostbarkeiten, welche die Kaiserin Theophano, die Gemahlin Kaiser Ottos II., von Byzanz mit nach Deutschland brachte und noch heute im Dom zu Quedlinburg aufbewahrt werden, ein glänzendes Zeugnis ab. Sie war noch im stande, im fünfzehnten Jahrhundert den wesentlichsten Faktor der Renaissance, die Befruchtung mit antikem Formensinn zu bilden.

Unterdessen waren die politischen Besieger des Griechentums, die Römer, immer die Besiegten des griechischen Geistes, der griechischen Kunst geblieben. In der Renaissance nahm Italien griechischen Samen auf und entwickelte ihn selbständig weiter. In der Antike aber blieb die Kunst einfach griechisch, vor allem die Bildhauerei; die Kunstwerke wurden von Griechenland herbeigeschafft, oder man bezog gleich die Künstler als Sklaven, ein römisch-nationales Gepräge entstand noch in Jahrhunderten nicht. In der Baukunst treten wohl einzelne Elemente auf, wie zum Beispiel der den Griechen unbekannte Bogen, aber zur Hauptsache wurde einfach so gebaut, wie man es von den Griechen gelernt hatte, und so lehrte es auch Vitruv. Und ähnlich in der Dichtkunst, wenngleich hier allmälich doch das Nationale sich geltend machte. Die politische und die kunstgeschichtliche Entwicklung des Griechentums bilden einen lauten Protest gegen die Lüge von dem Zusammenfallen der Höhenpunkte beider. Fast zwei Jahrtausende dauert die Kunsthegemonie Griechenlands, und in dieser langen Zeit sind die Epochen politischen Glanzes spärlich, selbst in den ruhmerfülltesten Jahrzehnten ist die nationale Zersplitterung so weit gediehen, wie wir sie sonst nur in Deutschland kennen. Jenes andere Volk aber, das ein halbes Jahrtausend das Mittelmeer beherrschte und ganz Westeuropa nach seinem Volkstum bildete, brachte es zu keiner nationalen Kunst.

Die italienische Renaissance illustrirt nicht weniger das, was wir ausführen wollen. Statt einen nationalen Aufschwung zu erleben, ist das ganze Land im fünfzehnten Jahrhundert zerrissen und dem andauernden Bürgerkriege verfallen. Städte, Fürsten, geistliche Herren, fremde Kriegsvölker, alles kämpft gegen einander, selbst in den einzelnen Gemeinden tobt der Bürgerkrieg. Und aus diesem politischen Chaos heraus entstehen die schönsten Blüten der Kunst. Das Florenz der Bürgerkriege erzeugt die Donatello, Ghiberti, Michel Angelo und Fra Bartolommeo; in dem Florenz, das die Mediceer endlich in ihrer Gewalt haben, entsteht die schmächtige, unmännliche Kunst eines Carlo Dolci. Venedig hatte zwar eine geordnetere Regierung, eine gegen Angriffe gesichertere Stellung und nahm zu an Macht, Reichtum und Glanz. Aber wie erklärt es sich, daß Genua, dessen politische und wirtschaftliche Geschichte der venetianischen so parallel geht, der Kunst Venedigs so gegenübersteht wie ein schwaches Kind einem Riesen? Aehnliche politische Geschichte hätte doch eine ähnliche Kunstentwicklung erzeugen müssen, wenn jene Lehre nicht irrtümlich wäre. In Italien knüpft sich die Kunst überraschend an einige wenige Städte, Florenz, Venedig, dann Pisa, Siena, Perugia, Bologna, Ferrara, Padua; das mächtige, glänzende Mailand steht ungebührlich zurück. Und in Genua, Rom, Neapel und dem ganzen Süden erblüht nichts. In Rom sind es mit Ausnahme des einen Giulio Romano lauter Norditaliener, die die Arbeiten der kunstliebenden Päpste Julius und Leo ausführen. Neapel hat in Ribera und seinen Zeitgenossen eine späte Nachblüte erlebt, die sich mit dem Glanze seiner norditalienischen Schwestern nicht messen kann.

Brauchen wir noch ein Wort zu sagen, daß auch die italienische Dichtung ein Beweis

Digitized by Google

für die Divergenz der politischen und der Kunstgeschichte ist? Der eine Name Dante redet Bände; Ariost und Tasso lehren mindestens nicht das Gegenteil.

Die niederländische Kunstgeschichte bietet einige Momente des Zusammenfallens dar. Der burgundische Hof zu Brüssel, Gent und Brügge strahlte von Glanz und Reichtum, als die altflämischen Maler mit so bewundernswerter Pietät ihre Madonnen malten. Jan van Eyck war der Hofmaler und Hausfreund Philipps des Guten. Aber als Memling in Brügge wirkte, war das Verhängnis, die Versandung der Schiffahrtstraße, schon über die Stadt hereingebrochen. Und wenn Flandern jemals Zeiten des Glanzes, des bürgerlichen Friedens und des wirtschaftlichen Gedeihens gesehen hat, so war es die Regierungszeit Karls V. Die Malergeneration jener Jahrzehnte, die Orley, Coxie, Franz Floris und so weiter, steht aber hinter der altflämischen und der Rubensschen, zwischen denen sie zeitlich mitten inne steht, weit zurück; sie wollte im Anschluß an die Italiener klassisch malen, erreichte dies jedoch nicht, sondern verfehlte nur ihre eigene Volkstümlichkeit. Als nun aber die kirchliche Bewegung mit den lang andauernden Unabhängigkeitskriegen hereinbrach, als die Horden Albas die freien Volksregungen in den ganzen Südniederlanden gewaltsam niederdrückten, als die Inquisition ins Land zog und die der neuen Lehre anhängenden Bürger auswanderten, als die Holländer alle belgischen Seehäfen sperrten, da mit einemmale erblühte ein ganzer herrlicher Garten der Kunst in schönstem Flor. Rubens, 1577 geboren, ist der vertraute Freund der spanischen Statthalter, in dichtem Kranz umgeben ihn seine jüngeren Zeitgenossen, die Van Dyck und Snyders, die Teniers und de Vos, die Breughel und Seghers. Im ganzen ist also die Kunst Flanderns und Brabants ein klassisches Zeugnis dafür, daß die Kunstgeschichte und die politische Geschichte ganz abweichende Wege einschlagen können.

Holland kann man in der That als eines der Beispiele ansehen, wo die Bahnen parallel sind. Von der Unabhängigkeitserklärung bis zum Einfall Ludwigs XIV., weniger als hundert Jahre, dauert die große Zeit der holländischen Kunst. Es ist die Zeit der anfänglich von wechselnden Schicksalen erfüllten, dann siegreichen Kriege gegen Spanien, der Eroberung der Sundainseln, Ceylons, Kaplands, Brasiliens. Ungeheure Reichtümer strömten ins Land und gewährten auch dem einfachen Bürger die Teilnahme an den Erzeugnissen einer Kunst, die soeben unter der Einwirkung der Bilderstürmer einen scharfen Schnitt zwischen sich und der Vergangenheit gemacht und sich unter Lossagung vom Gegenständlichen des alten Kirchendienstes ganz auf sich selbst gestellt hatte. Insofern hat die Religion in Holland einen gewaltigen Einfluß auf die Kunst gehabt. Das siegende junge Volk verlangte von den Malern, in seiner ungeschminkten Wirklichkeit und inmitten seiner Umgebung selbst wiedergegeben zu werden. Daher im Gegenständlichen der ausgesprochene Realismus. Aber woher lernten Rembrandt und seine Zeitgenossen ihre unendlich feinen koloristischen Konzerte, ihre Farben- und Lichtsymphonien, die in so deutlichem Gegensatz zu der gleichzeitigen Kunst des südlichen Nachbarlandes stehen? Darauf gibt die politische Geschichte gar keine Antwort, und wir müssen uns mit der Andeutung begnügen, daß die Kunstgeschichte ihren eigenen Weg geht.

Das lehrt mit übergroßer Deutlichkeit auch wieder Spanien. Die Zeit, „da Ferdinand mit frommer Wut die Mauren von sich stieß", brachte keine Kunst hervor, ebenso wenig das Zeitalter Karls V. und Philipps II., obwohl Spanien damals über beide Indien gebot und die Silberflotten Perus in seine Häfen einliefen. Auf den Trümmern dieser Herrlichkeit schlug die Kunst Wurzel. Velasquez ist 1599 geboren und verbrachte sein Leben an dem ewig bankerotten, im Zeremoniell ersticken Hofe Philipps IV. Murillo ist noch weit jünger; geboren 1617, gestorben 1682, lebte er unter den andalusischen Klerikern, deren auf Visionen und Verzückungen gerichtete Anschauung in seinen Bildern zum Ausdruck kommt. Das Gegenständliche der Kunst steht oft, vielleicht vorwiegend, unter dem Einflusse der Umgebung; aber nicht das ist der leitende Gesichtspunkt der Kunstgeschichte, sondern das Maß des Könnens, die Art des Schaffens, was mitunter wohl selbst die Kunstgelehrten verkennen, während es den eigentlichen Künstlern stets die Hauptsache bleibt. Ob eine italienische

Digitized by Google

Madonna oder eine holländische Kuh, dem wahren Künstler und dem wahren Kunstverständigen wird stets der Gegenstand gleichgiltig sein, von wirklichem Können läßt er sich bei jedem Gegenstande packen; ihm ist es daher gleichgiltig, woher Murillo seine in Verzückung geratende Religiosität hatte, er will wissen, woher er lernte, Betteljungen oder himmelfahrende Madonnen mit so berückender Farbe auf die Leinwand zu bringen.

Die Poussin und Claude Lorrain, die Corneille, Molière und Racine wurzeln im Zeitalter Ludwigs XIV. und teilweise noch mehr Ludwigs XIII. Obschon sich Einwände machen ließen, so wollen wir sie gern den Anhängern der Idee von der Parallelität der Politik und Kunstgeschichte preisgeben. Denn es sind armselige Beispiele gegenüber dem schrillen Mißklang, in dem in unserem eigenen Vaterlande die Kunstgeschichte zur sogenannten Weltgeschichte steht. In den Zeiten der unsäglichsten Trübsal und Hoffnungslosigkeit, gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, erstehen die beiden musikalischen Heroen, die im Kirchenstil noch immer zu den gewaltigsten Erscheinungen aller Zeiten gehören: Bach und Händel. Der eine ist Kantor in einer Mittelstadt, der andere gewinnt sein rechtes Schaffensfeld erst in einem fremden, durch und durch unmusikalischen Lande. Die Gluck und Haydn, die Mozart und Beethoven gruppiren sich allerdings später um den Wiener Hof, aber daß der ein Verdienst an ihren Schöpfungen habe, wird niemand behaupten wollen; er ließ sie darben, Mozart fast verhungern. Er war selbst in der Misère, denn er hatte die friedericianischen und napoleonischen Krisen zu überstehen. Noch das ganze neunzehnte Jahrhundert erklingt von deutscher Musik; daß aber das neue Deutsche Reich und seine junge Machtstellung, daß der Abschluß der nationalen Bestrebungen auf die Musik fördernd gewirkt habe, wird nicht einmal ein Liebhaber von Paradoxen behaupten. Selbst wer Richard Wagner als den großen Heros verehrt, kann nicht leugnen, daß sein Schwerpunkt in die Zeit vor 1870 fällt. Und nach Wagners Tode hat das Reich wohl tüchtige Musiker und selbst Komponisten, aber das heroische Zeitalter ist, wenn nicht früher, so doch mit Wagners Tod vorbei.

Ebenso ist es mit der Dichtkunst. Ihre höchste Blütezeit von Lessings ersten Werken bis zum Ausklang Goethes fällt mit der nationalen Misère zusammen. In den Zeiten der größten Zerrissenheit, der größten Verblaßtheit des Nationalgefühls, des Zusammenbruchs vor den welterschütternden Tritten Napoleons erstehen die reinsten, verklärtesten Blüten einer Dichtkunst, welche eine bis dahin unbekannte geistige Höhe mit der größten Vollkommenheit der Form verband. Am staatlichen Leben hatte sie gar keinen Halt. Wehmütig klagt Schiller, der vom König von Dänemark mehrere Jahre lang tausend Thaler empfing, während die deutschen Fürsten nichts für ihn übrig hatten:

Kein augustisch Alter blüte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Wert.

Auch die Wiedergeburt der bildenden Kunst fällt in die Zeit der Misère. Die Winckelmann und Carstens, die Overbeck und Cornelius, die Veith und Schnorr, die Schinkel und Rauch sind alle Kinder des vorigen Jahrhunderts. Ihr Wirken fällt ausnahmslos in die Zeit vor der Wiederaufrichtung des Reiches. Sie gehörten zu den Ursachen der nationalen Wiedergeburt. Schon die Zeit ihres Daseins macht es unmöglich, sie zu den Folgen der-

Digitized by Google

selben zu rechnen. Das jüngere Dichtergeschlecht, die Uhland und Heine und selbst der fromme Geibel, sie alle stehen zu dem politischen Deutschland ihrer Zeit in ausgesprochenem Gegensatz.

Die Kunstgeschichte geht ihren eigenen Weg. Thäte sie das nicht, so hätte sie in dem Deutschland unserer Tage eine Blüte erzeugen müssen, die zu der Macht und dem Reichtum des Landes im Verhältnis stände. Jedermann weiß, wie wenig das der Fall ist. Wohl hat die Wissenschaft, namentlich Naturwissenschaft und Geschichte, die Vergangenheit weit überflügelt. In der Kunst blicken wir überall zu der Zeit vor 1870 empor. Am wenigsten in der Malerei, aber wenn die von uns bekämpfte Lehre richtig wäre, so müßte auch in der Malerei das neue Deutschland obenan stehen. Wohl glänzt Süddeutschland, aber es gehört doch nicht zu den Siegern von 1866: es überstrahlt Norddeutschland auf dem Gebiete der Malerei. Mit Oesterreich und Frankreich teilt es den Ruhm, gegenwärtig den Gipfel dieser Kunst auszumachen. Daß Frankreich trotz seiner politischen Niederlagen in der Kunst sich mindestens ebenbürtig neben Deutschland behauptet, ist allein ein überaus schwerwiegendes Moment.

Hie und da trifft die Kunstgeschichte mit der politischen Geschichte zusammen, so in Athen unter Perikles, in Holland zu Rembrandts Zeit und in Frankreich zu Molières Zeit; mindestens ebenso oft verfolgt sie eine entgegengesetzte Richtung. Sie geht eben ihren eigenen, im wesentlichen nur von der Kunstgeschichte selbst und von Unberechenbarkeiten bedingten Weg.

E. Fitger.

Literarische Berichte.

Geschieden. Roman von Sophie Junghans. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Verfasserin behandelt in diesem Romane ein tiefernstes Lebensproblem, das Verhältnis einer Mutter, die sich von ihrem Heimwesen losgerungen, zu ihrem Sohne. Die Heldin der Erzählung ist eine jener Naturen, die schwer, aber tief empfinden. Ihre Ehe mit einem leichtfertigen Genußmenschen ist ein falscher Schritt gewesen, den sie nicht ohne eigenes Verschulden begangen; allein sie sucht den Fehler zu büßen und verhängt, sobald die Erziehung ihrer Kinder es gestattet, selbst Abgeschiedenheit von der Welt über sich, bis die Kindesliebe den Sieg davonträgt und der Sohn die geliebte und verehrte Mutter zu der Welt zurück und dem inzwischen von ihm begründeten traulichen eigenen Heim entgegenleitet. Die Verfasserin führt uns indes nicht eine psychologische Studie vor, sondern läßt den Charakter der Heldin sich kunstgemäß aus den gesellschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit entwickeln. In der Darstellung dieser Verhältnisse liegt nicht zum geringsten Teile der Wert des Werkes, das uns eine Reihe meisterlich entworfener Zeit- und Sittenbilder vor Augen stellt und diese als den Hintergrund der Handlung erscheinen läßt, die sich bald in einem Landstädtchen, bald in dem anstoßenden Industriebezirk, bald auf dem Boden der deutschen Reichshauptstadt und bald unter dem sonnigen Himmel Italiens abspielt und unsere Aufmerksamkeit stets rege und in Spannung hält.

Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz. I. II. III. 332. 281. 297. S. Berlin, Alexander Duncker.

Wer Gustav zu Putlitz einmal persönlich hat näher treten dürfen, wer es gesehen hat, in welch seltener Geistesgemeinschaft der leider zu früh Dahingegangene mit seiner Gattin lebte, der weiß auch, daß niemand berufener war, die autobiographischen Aufzeichnungen des Dichters zu einem Lebensbilde zu ergänzen, als Elisabeth zu Putlitz. Für die Kinder und Freunde des Dichters hat seine Gattin sein Lebensbild zusammengestellt, und das ist nur eine scheinbare Einschränkung, denn zu den Freunden des Dichters zählen ja nicht nur die, denen es vergönnt war, ihm menschlich nahe zu treten, zählen alle die, die ihn in seinen Werken kennen und lieben gelernt haben. Aber die Publikation Elisabeths zu Putlitz ist noch mehr als ein Familienbuch

Digitized by Google

und ein biographisches Denkmal, es enthält auch eine Fülle interessanten und neuen zeitgeschichtlichen und literargeschichtlichen Materials, auf das an dieser Stelle näher einzugehen uns der Raum leider nicht gestattet. Wir wollen zum Schluß nur noch die Hoffnung aussprechen, daß die wertvolle Veröffentlichung ihren schönsten Zweck erfüllt, dem gebildeten deutschen Volke einen seiner vornehmsten, patriotischesten, aber noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten zeitgenössischen Dichter in dauernde dankbare Erinnerung zu bringen.

W. A.

Versuch einer praktischen Kritik der Lehre Spinozas. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser unterzieht in dieser Schrift die Philosophie Spinozas, die alle Gebildeten in so hohem Maße interessirt, aber bekanntlich in manchen Teilen veraltet ist und daher von oberflächlichen Beurteilern in Bausch und Bogen verworfen wird, einer Kritik vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft und des modernen Denkens. Indem das Haltbare und Lebensfähige in der Philosophie Spinozas von dem Unhaltbaren und Toten geschieden wird, wird der wahre, unvergängliche Wert und die praktische Bedeutung der Lehre dieses großen Philosophen dargethan. Trotz des gründlichen, echt wissenschaftlichen Charakters der vorgenommenen Kritik ist die Schrift kurz gehalten, durchaus klar und verständlich. Auf kleinem Raum bietet sie eine erschöpfende Darstellung der Lehre Spinozas, zugleich eine Kritik dieser Lehre vom modernen Standpunkte, die nicht nur für die Philosophen von Fach und die tiefer veranlagten Gelehrten aller Fächer, sondern für die ganze große Gemeinde der Spinozafreunde, ja für das gesamte denkende Publikum eine interessante und willkommene Gabe sein wird.

Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas. Von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Ein neues Buch des bekannten Dichters, des Sängers des „Romanzero“, des begeisterten Freundes Spaniens und deutschen Ehrenbürgers von Sevilla, welcher die Nation seiner besonderen Zuneigung auch zu seinem Studium, zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat — es wird vielen eine willkommene Erscheinung sein.

Fastenrath hat nicht nur spanisch sprechen und schreiben, er hat auch fühlen und denken und bewundern gelernt wie ein geborener Spanier. Die weltgeschichtlich so scharf hervortretende Gestalt Christoph Columbus' ist für Spanien ein Heldenbild, sie ist es auch für Fastenrath. Während die übrige Welt zuerst die Thatsache sieht, die Entdeckung Amerikas, und dann erst an Columbus und wohl auch an den Nürnberger Martin Behaim denkt, ist es beim Spanier umgekehrt: der Nationalheld Columbus ist ihm umflossen von den Strahlen der transatlantischen Sonne, der neue Weltteil Staffage für den Heros und Märtyrer. Die Kulturgeschichte aber knüpft an die Entdeckung Amerikas wichtige und bedeutungsvolle Folgen. Dem deutschen Dichter ist beides in ein geeintes, harmonisches Denken und Fühlen zusammengeschmolzen: der große, weltgeschichtliche Moment und die Gestalt des Columbus. So müssen wir sein Buch über die vierte Centenarfeier der Entdeckung Amerikas in Spanien auffassen. Darin liegt auch der Wert des umfangreichen Werkes, welches dem deutschen Publikum eine Fülle kulturhistorischer Details aus spanischen Quellen vermittelt, welche in direktem Zusammenhange mit dem epochalen Gegenstande seines Inhaltes stehen und zugleich literaturgeschichtliches Interesse besitzen.

Schroeder-Teschen.

Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. 8°. VIII. 216. S. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß.

Die gesamte dramaturgische Literatur der letzten 10—15 Jahre hat wohl kein so bedeutsames Buch zu verzeichnen, als es der mäßig starke Oktavband ist, in dem Berthold Litzmann seine akademischen Vorlesungen über das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart herausgegeben hat. Bedeutsam ist das Buch nicht seines Inhaltes, sondern um seiner Methode willen. Den Inhalt hätte ich mir reicher gewünscht, doch läßt sich darüber mit dem Verfasser nicht rechten, denn wenn er alle besonderen Wünsche hätte berücksichtigen sollen, so wäre eben aus seinem Werke das geworden, was er nicht schreiben wollte, weil, wie er selbst hervorhebt, das Unternehmen ein Unding, eine Unmöglichkeit wäre: eine Geschichte der Literatur der Gegenwart. Litzmann wollte seinen Hörern und will seinen Lesern nur den Niederschlag derjenigen Eindrücke geben, die er, wie er selbst sagt, als ein aufmerksamer Beobachter der zeitgenössischen Literatur und, wie ich hinzusetzen möchte, als ein feiner Kenner der Literatur vergangener Epochen im Laufe der Jahre empfangen hat. Und dadurch, daß er, ohne sich eine bonzenhafte Unfehlbarkeit anzumaßen, wie wir sie uns von so manchem mangelhaft gebildeten Tageskritiker bieten lassen müssen, die literarisch-kritische Methode auch auf hervorstechende Erscheinungen der zeitgenössischen dramatischen Literatur anwandte, hat er das Ziel, das er sich steckte, im eminentesten Sinne erreicht, seinen „Kommilitonen, das heißt allen denen, welche gleich ihm, unabhängig von theoretischen Schrullen, anerzogenen Vorurteilen und Schlagworten,

Digitized by Google

literarischen Moden und Parteien, ernstlich bemüht sind, sich zu einer Klärung und Verständigung alter und neuer Kunstideale durchzuarbeiten", den Weg zu zeigen, auf dem diese Klärung und Verständigung allein zu erringen ist. Möge das ausgezeichnete Buch, auf das ich hier leider nicht näher eingehen kann, den weitesten Leserkreis finden.

Wolfgang Alexander Meyer.

Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes. Von Max Wolf. Dritte Auflage. 8°. VIII. 114. S. Leipzig, A. Schupp.

Der Verfasser hat sein Thema nicht erschöpfen, sondern nur auf die hohe Wichtigkeit des umfangreichen Stoffes hinweisen und den Leser zu tieferem Nachdenken anregen wollen. Daß ihm das gelungen ist, daß sich weite Kreise für die von Max Wolf besprochenen Fragen interessiren, dafür spricht der starke Absatz der Broschüre auch noch dann, wenn man einen gewissen Teil des Absatzes dem sensationellen Titel der Broschüre gut schreibt. Wolf hat im großen und ganzen gesunde Ansichten, die er mit vernünftigen, nicht gerade neuen und verblüffenden Gründen vertritt. In einer Zeit, in der über die Frauenfrage mit scheinbar streng wissenschaftlichen Beweisgründen die grauenhaftesten Afterweisheit marktschreierisch verkündigt wird, ist ein Werk wie die Wolfsche Broschüre als kräftiges Gegenmittel sehr willkommen. W. A.

Künstlerfahrten. Humoresken von Albert Roderich. Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Selten noch wurde ein Buch von solch prickelndem, unwiderstehlich zur Heiterkeit anreizendem Humor, vereinigt mit gleich drolligen durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen ausgegeben. Ein Freundschaftsbund, wie er nicht inniger zwischen Orest und Pylades, Achillens und Patroklos bestanden haben kann, vereinigt den jungen Maler Lange mit dem nicht viel älteren Humoristen Feist. Was der eine schreibt, illustrirt der andere, und umgekehrt verfaßt der Held der Feder zu den witzigen Karikaturen seines Freundes den gleichgestimmten Text. Aber nicht bloß auf die gemeinsame Arbeit, sondern auch auf das sonstige Leben erstreckt sich das Bündnis, vor allem auf die Ausübung lustiger Streiche, und wenn die beiden gelegentlich auch einander einen Schabernack spielen, gegenüber den sonstigen Sterblichen sind sie ein Herz und eine Seele. Dabei haben sie das Glück, daß ihre übermütigen Scherze immer gnädig ablaufen, bis endlich die lockeren Schwerenöter von der Rache des Schicksals ereilt werden. Aber diese Rache ist süß, auch für die Betroffenen, die sich willig unter das Ehejoch beugen und ohne Frage solide Gatten und Väter werden. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer so in Mitleidenschaft gezogen, daß ihm die beiden Kumpane für alle Zeiten in der Erinnerung fortleben.

Die drei Musketiere. Von Alexander Dumas. Mit einem Briefe von Alexander Dumas dem Jüngeren. Illustrirt von Maurice Leloir. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von allen Werken der Erzählungskunst, welche die neuere Zeit hervorgebracht, hat keines eine so zähe Lebensdauer bewährt, als Alexander Dumas' Roman von den drei Musketieren. Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tode des Autors dahingegangen und mehr als ein halbes seit dem ersten Erscheinen des Werkes, und immer noch findet das letztere eine Verbreitung, die, sich durchaus nicht auf Frankreich beschränkend, jährlich nicht etwa nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden von Exemplaren zählt. Kein Wunder daher, wenn der jüngere Dumas gerade diesen Roman wählte, um mit ihm die zur Zeit im Erscheinen begriffene Reihe der Prachtausgaben zu beginnen, die er als ein besonderes Huldigungswerk dem Geiste seines Vaters darbringen wollte. In dem genialen Meister Maurice Leloir fand er dabei einen Gehilfen, wie er ihn sich nicht besser hätte wünschen können. Was dieser Künstler in der bildlichen Ausschmückung der „drei Musketiere" geleistet, muß in der That dem Besten zugerechnet werden, was die Kunst der Illustrirung je geleistet. Die vorliegende deutsche Ausgabe bringt die Originalzeichnungen Leloirs nicht nur vollständig, sondern gibt sie auch in der trefflichen Ausführung des berühmten Holzschneiders Huyot wieder. Sie enthält außerdem den unverkürzten Text des Werkes in tadelloser Uebersetzung und die geistvolle Widmung, die der jüngere Dumas in Form eines Briefs an den Geist seines Vaters richtet, ebenso die bisher in keiner deutschen Uebersetzung wiedergegebene originelle Vorrede, mit welcher der ältere Dumas den Roman einleitete. Die munteren Gesellen Athos, Porthos, Aramis und D'Artagnan, die sich schon längst die Welt erobert, können sonach ihren Siegeszug nochmals beginnen, und wir sind überzeugt davon, die Herzen von Jung und Alt werden ihnen wieder wie vor fünfzig Jahren zujubeln.

Marokko. Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches und der Marokkofrage. Von Dr. Gustav Tiercks. Berlin, Siegfried Cronbach.

Das noch vor dem jüngsten marokkanischen Thronwechsel geschriebene Büchlein gibt sich nicht als eine ernste wissenschaftliche Arbeit, sondern als ein Mittel, den Leser der Tagesblätter schnell über alles das zu orientiren, was zur Beurteilung der Zustände, der eigenartigen Kulturerscheinungen Marokkos und der Bedeutung der sogenannten Marokkofrage

Digitized by Google

erforderlich sei. Der Verfasser verzichtet auf erschöpfende Genauigkeit und macht von dem sich für ihn daraus ergebenden Recht, oberflächlich zu sein, einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch, leider auch in der Anordnung des Stoffes, die Zusammengehöriges zerreißt, anderes wiederholt, und sogar in der äußeren Form. Denn welcher Leser weiß, daß Schürfa der Plural von Scherif und daß dieses die Bezeichnung der Nachkommen des Propheten ist. Bei der Auswahl des Aufzunehmenden ist das häusliche und Familienleben der Marokkaner gar nicht, die Landeskunde äußerst flüchtig behandelt, während die blutigen mittelalterlichen Stammesstreitigkeiten im historischen Teil dem Leser mit einer ermüdenden Breite vorgerechnet werden. Dennoch gehört die Arbeit zu den lesenswerten, da sie einen guten Gesamtüberblick über die Verhältnisse Marokkos gibt, der im einzelnen freilich vielfach der Ergänzung bedarf. Dankenswert ist auch der Abdruck von vier Staatsverträgen im Anhang. Die Ansicht des Verfassers geht im großen und ganzen dahin, daß eine Kolonisation des Landes durch eine europäische Macht wegen seiner großen ungenutzten Naturschätze an sich lohnend, aber wegen des unbeugsamen Freiheitssinns und Glaubenseifers der kräftigen eingeborenen mohammedanischen Berberbevölkerung unmöglich sein würde. K. F.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schlößmann.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, welches eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ist der evangelische Pfarrer D. Hermann Gebhardt in Molschleben. Es ist keineswegs das kirchliche oder das formell religiöse Moment, welches das Wert zu einem ungemein interessanten macht; etwas anderes ist es, etwas nicht oft Gehörtes, fast ganz Neues in der Literatur, etwas sehr Altes im Leben: die wahrhafte Schilderung der Bauern im Alltagsgewande. Wer Gelegenheit hatte, in irgend einer Gegend des weiten deutschen Vaterlandes, oder in deutschen Inseln unter fremdem Volke den Bauer unter seinen Leuten kennen zu lernen, wird in den tausend kleinen Zügen, welche Gebhardt vom thüringischen Bauer erzählt, seine eigenen Beobachtungsobjekte aus Sachsen oder Mecklenburg, Pommern oder Tirol, ja bei den Schwaben in Siebenbürgen oder dem kleinen Banat in Ungarn zu erkennen meinen. Der deutsche Bauer ist überall gleich, nirgends aber so, wie ihn „Dorfgeschichten“ zeichnen, von denen „Naturwahrheit“ gerühmt wird, sondern so, wie ihn schlicht und recht Gebhardt schildert. Und weil nun so viele auf „Sommerfrischen“ oder auf Besuch bei Onkel Förster, Pastor oder Gutsbesitzer, oder auf Landpartien Bauern gesehen und Dorfgeschichten gelesen haben, so ist ihnen der Bauer Gebhardts etwas so ganz Freundartiges und Neues, daß sie sein Buch um so aufmerksamer studiren. Für den Sozialforscher ist es aber eine Quelle, welche weniger den Namen „kulturgeschichtlich“ als vielmehr „kulturzuständlich“ verdient. Schroeder-Teschen.

Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. Von Georg Schweitzer. Berlin, Karl Siegismund.

Der Verfasser erhielt im März 1894 von der Redaktion der „Post“ den Auftrag, die großen russischen Handelsmittelpunkte zu besuchen, um sich dort über die Aufnahme zu erkundigen, die der kurz vorher in Kraft getretene deutsch-russische Handelsvertrag dort gefunden hatte. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat der Verfasser in der Post veröffentlicht: das vorliegende Buch gibt in plaudernder Weise die Allgemeineindrücke von Land und Leuten und einen Teil der Reiseerlebnisse wieder. Der Verfasser, der außer den volkswirtschaftlichen keine anderen Kenntnisse auf die Reise mitgenommen hat, zeigt aber einen frischen, klaren Blick und eine gewandte Darstellungsgabe, vermöge deren er seinen Gesamteindruck von jedem Ort und jeder Gegend mit wenigen Worten zu schildern weiß. Das Gesamtbild, das man so aus den Erzählungen des Verfassers gewinnt, ist für unser großes Nachbarreich durchaus günstig. Er rühmt nicht nur den großen natürlichen Reichtum des Landes und das Bestreben der Regierung, ihn durch vielfache, mitunter großartige Maßregeln zu heben, sondern er weiß auch von Erfolgen zu berichten, die uns nicht nur Achtung, sondern auch zum Teil Neid einflößen können. K. F.

Die Ethik des Stoikers Epiktet. Von Adolf Bonhöffer. Stuttgart, Ferd. Enke.

Die geschichtliche Wirksamkeit der stoischen Lehre ist außerordentlich gewesen. Immer mehr erkennen wir auf Grund sorgsamer Einzelstudien, daß der Geist der Stoa zu allen Zeiten unserer Zeitrechnung lebendig gewesen ist. Bewußte Verwandtschaft finden wir beispielsweise während der Reformation, halbbewußte bei Friedrich dem Großen und unbewußte in den „Trostgedanken“ Moltkes. Nun ist einer der bekanntesten unter den späteren Philosophen jener Schule der Sklave und spätere Freigelassene Epiktet. Er lehrt uns, zwischen dem zu unterscheiden, was in unserer Gewalt ist, und dem, worüber wir nicht Gewalt haben: da zu letzterem alles Aeußere gehört, ist Ertragen und Entsagen, somit Selbstgenügen die vornehmste Tugend. Ueber die Lehre des edlen Mannes unterrichtet uns Bonhöffer auf Grund eindringender Untersuchungen und in schlichter, ansprechender Darstellung. M. D.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Anleitung zur Selbsterlernung der französischen Sprache in 26 Lektionen bearbeitet von Paul Blaschke. Berlin, Liebelsche Buchhdlg.

Bericht der Handels- und Gewerbe-Kammer zu Dresden. Dresden, Druck von E. Heinrich.

Berlinertum, das, in Literatur, Kunst und Musik. Von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Blei, Dr. Franz, Karl Henckell. Ein moderner Dichter. Studie. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 50 Pfg.

Bormann, Edwin, Allerlei Liebenswürdigkeiten. Ein humoristisches Quodlibet in Wort und Bild, in Vers und Reim, in Farbe und Ton. Leipzig, Ed. Bormanns Selbstverlag.

Böttcher, Karl, Von sonnigen Tagen. Mittelmeerbriefe. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Dehmel, Richard, Lebensblätter. Gedichte und Anderes. Mit Randzeichnungen von Josef Sattler. Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan. M. 3. —

Deutschlands Vergangenheit, aus, nach 1870 für Deutschlands Zukunft. Politische Epigramme. München, Staegmeyrsche Verlagshandlung.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Kunst und Gunst. Roman. Berlin, F. Fontane u. Cie.

Fürst Bismarcks 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Karl Wippermann. München, C. H. Becksche Buchhandlung (O. Beck).

Groller, Balduin, Ueberspannt. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Halbamtliche Heidelberger Blätter zur Unterhaltung für jedermann. Heft 1—4. Heidelberg, vorm. Weißsche Universitäts-Buchhandlung.

Harlan, Walter, Neue Traktätchen. Leipzig, Konstantin Wilds Verlag.

Jahn, Friedr., Wie beseitigt man das Wörtchen „per" aus der Buchführung? Ein Beitrag zur Reinigung unserer Muttersprache. Essen, G. D. Bädeker.

Klopp, Onno, Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Krieg. Dritter Band. Erster Teil: Die Jahre 1628 bis Ende 1630. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Mann, Heinrich, In einer Familie. Roman. Zweite Auflage. München, Carl Rupprechts Verlag.

Rettig, W., Neue Schulbank. Leipzig, Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oscar Schneider.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Dritte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1. —

Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Algäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. K. Reiser. Kempten, Kösels Verlag.

Schmidt, Dr. G. H., Die Schweiz im Lichte der Statistik. Akademischer Rathausvortrag. Mit vier graphischen Darstellungen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 80 Pfg.

Schmidt, Dr. Carl, Das Naturereignis der Sintflut. Akademischer Vortrag. Basel, Benno Schwabe. M. 1. 20 Pfg.

Skram, Amalie, Agnete. Drama in drei Akten. Deutsch von Therese Krüger und O. E. Hartleben. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. M. 2. —

Spitteler, Carl, Balladen. Zürich, Albert Müllers Verlag.

Stegmann, Rudolf, Fürst Bismarck und seine Zeit. Festgabe zum 80. Geburtstage unseres eisernen Kanzlers. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Weddigen, Dr. Otto, Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden, H. Lützenkirchen.

Wereschagin, W. W., Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Autoris. Uebersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach.

Wilhelm II. als Erzieher. Von einem Deutschen. Berlin, Eduard Rentzel. 30 Pfg.

Wegener, Dr. Richard, Poetischer Fruchtgarten. Cöthen, Paul Schettlers Erben.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Geschieden.

Roman von

Sophie Junghans.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 8. —; fein gebunden *M.* 10. —

Mit ihrem neuesten Werke hat die gefeierte Verfasserin ein groß angelegtes, reich bewegtes Lebensgemälde geliefert, worin die sozialen Gesetze und Kämpfe unserer Zeit ebenso wirkungsvoll zur Erscheinung kommen wie die zartesten und verwickeltsten psychologischen Probleme.

So wachsen deiner Seele Flügel.

Roman von

Bernhardine Schulze-Smidt.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 8. —

Der Roman schildert mit verblüffender Naturtreue die Sitten des österreichischen Volkes am Gestade der Adria und die Gesellschaft des österreichischen Adels. Noch in keinem ihrer Werke hat sich die Verfasserin zu so sicherer Meisterschaft erhoben, wie hier in der Darstellung der Kämpfe einer edlen Frau um ihr Lebensglück und ihre persönliche Würde. Die Fremdartigkeit des Schauplatzes verleiht dem Buche einen neuen, mächtigen Reiz.

Bühne des Lebens.

Ein neues Novellenbuch von

Eugen Sakinger.

Inhalt: Der vierzehnte Kriegsartikel. — Assessor Mack. — Das Blumenmädchen von Ariccia. — Sühne.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Die vorliegenden Novellen sind ein neuer glänzender Beweis für die große, oft dramatische Darstellungskraft, womit der Autor hochinteressante psychologische Probleme und Konflikte zu behandeln weiß. Echte Blutwärme ist in den Menschen, die Sakinger mit packender Wahrheit schildert. Stil und Sprache sind von der dem Autor stets nachgerühmten Sorgfalt und Vornehmheit.

Aus dem Künstlernest.

Roman von

F. Klinck-Lütetsburg.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Dieser realistisch gehaltene Roman, der mit den einfachsten Mitteln die stärksten Wirkungen erzielt, ist in hohem Grade fesselnd durch Wahrheit und Naturtreue, durch das starke innerliche Leben, das jede Zeile durchhaucht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und deren Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung**, **Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Bad Wildungen. Die Hauptquellen: **Georg-Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden, Magen-** und **Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:
Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue interessante Erscheinungen!

Die kleine Kirche.

Ein Ehe-Roman von
Alphonse Daudet.
Autorisirte Uebersetzung von Wolfgang Alexander Meyer.
Preis geheftet *M.* 4. —; elegant gebunden *M.* 5. —

Dieses neueste Werk des geistreichen französischen Schriftstellers wurde bei seinem Erscheinen in der französischen Presse mit Enthusiasmus begrüßt und eine Auflage von 30,000 Exemplaren war sofort vergriffen. Mit ungewöhnlichem Interesse sieht daher der große Leserkreis, welchen sich Daudet seit langem in Deutschland erworben hat, der deutschen Uebersetzung des Buches entgegen, das auch in deutschen Blättern schon überaus anerkennend besprochen wurde. So sagt die National-Zeitung: Ganz verfehlt wäre die Annahme, daß Alphonse Daudet in seinem Roman graue Theorien entwickelt; vielmehr birgt das jüngste Werk des nach meinem Gefühle sympathischsten französischen Romandichters eine Fülle lebenswahrer Beobachtungen und einen Kern rein menschlicher Empfindung, die jeden Leser ergreifen und rühren muß. — — — so bezeichnet „La petite paroisse" (die kleine Kirche) in der künstlerischen Entwicklung Alphonse Daudets, der mit dem Zauberstabe seiner Poesie, durch die Lebenswahrheit seiner Schilderungen und Charakterzeichnungen alle Saiten unseres Gemütes erklingen läßt, eine neue Phase, die für die Zukunft noch goldene Früchte in silberner Schale verheißt. In Deutschland, wo der phantasievolle Autor der Tartarin-Trilogie zahlreiche Bewunderer zählt, darf der das Herz ergründende, nichts Menschliches als ihm fremd zurückweisende Verfasser des Romans „La petite paroisse" nicht minder auf beifällige Zustimmung rechnen.

Die geheimnisvolle Sängerin.

Roman von
Karl Detlef.
Dritte Auflage.
Mit 96 Illustrationen von R. Blumenau.
Geheftet in farbigen Umschlag Preis 3 Mark.

Karl Detlef hat sich durch seine geistvollen Schilderungen russischen Gesellschaftslebens in der deutschen Romanliteratur einen klangvollen Namen gemacht. Aber auch das buntbewegte Leben des Südens weiß er in farbenprächtigen Bildern zu schildern, wie dieser Roman zeigt, dessen Schauplatz die ewige Stadt mit ihrem Karnevalgetriebe ist. In einer lustigen Faschingsgeschichte entwirft er ein fesselndes Bild dem römischen Karneval und verflicht darin eine launige Ehestandskomödie, die sich zuletzt in e befriedigender Weise löst.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Zwanzigster Jahrgang — November 1895 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851	I.	129
Friedrich Fürst Wrede	Georg der Geiger. Novelle	139
Heinrich von Poschinger	Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik 1862—1878 II.	167
Jules Breton	Zwei kleine Plaudereien	183
Reinhold Werner	Was unserer Marine not thut	189
Louise von Kobell	Bei Eduard Grützner	198
E. Blanchard	Pagageien und Affen	205
Graf von Ronzaglia	Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten II.	209
F. Zirkel	Das Experiment in der Geologie	222
Berichte aus allen Wissenschaften		237
1. **Philosophie: Moritz Brasch:** Schillers Jugendphilosophie.		
2. **Staats- und Rechtswissenschaft: Lothar Seuffert:** Anerbenrecht.		
Theodor von Sosnosky	Literarische Revue	248
Literarische Berichte		252
„So wachsen deiner Seele Flügel!" Von Bernhardine Schulze-Smidt. — Die Vorstellungen vom Messias und vom Gottesreich bei den Synoptikern. Von Ludwig Paul. — Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von Viktor Hehn. — Bühne des Lebens. Von Eugen Salinger. — Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Von Dr. Franz Stuhlmann. — Entwicklungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. — Reise eines Naturforschers um die Welt. Von Charles Darwin. — Aus dem Lande des Zopfes. Von M. v. Brandt. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. — Die geheimnisvolle Sängerin. Roman von Karl Detlef.		
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		256

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien

1895

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein Werk für das ganze deutsche Volk!

In unserem Verlage erscheint gegenwärtig:

Schillers Briefe.

Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale

herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von

Fritz Jonas.

Vollständig in circa 95 Lieferungen à 25 Pfg. — Alle 14 Tage werden eine bis zwei Lieferungen ausgegeben.

Das Werk kann auch in ca. 8 Bänden zum Preise von M. 8.— geheftet und M. 4.80 pro Band geb. in Halbfranz oder in circa 24 Abteilungen à 1 Mark bezogen werden.

Der Herausgeber dieser einheitlichen, strengen Anforderungen genügenden Gesamtausgabe der Briefe des populärsten deutschen Dichters stützt sich dabei auf umfassende eigene Vorarbeitungen, sowie auf die des verewigten Schillerforschers Robert Boxberger. Er hat die lebhafteste Teilnahme und Unterstützung vieler, darunter bedeutender Forscher auf dem Gebiete der deutschen Literatur, gefunden. Die Ausgabe soll dem Forscher eine feste Grundlage geben, der in den Lesarten am Ende jedes Bandes das Material zur eigenen Entscheidung über Abweichungen von den früheren Drucken findet, und sie soll jedem Freunde des Dichters, dem ganzen deutschen Volke den unmittelbaren Einblick in Schillers freundschaftlichen Verkehr und seine rastlose Arbeit gewähren.

Eine Reihe von Porträts des Dichters, sowie von Persönlichkeiten, an die seine Briefe gerichtet sind, schmücken die Ausgabe und werden dem Leser auch im Bilde den Kreis von Zeitgenossen vergegenwärtigen, in und mit dem Schiller lebte. Wir gehen von der Ueberzeugung aus:

wo Schillers Werke stehen, da gehören auch seine Briefe hin,

als eine unabweisbare Ergänzung derselben,

deren unerschöpflicher Gedankenschatz den Geist erheben und adeln und den Sinn zum Idealen bei jedem Leser wecken und lebendig erhalten wird.

Neues Illustrirtes Prachtwerk!

Soeben ist vollständig erschienen:

Die drei Musketiere.

Von

Alexander Dumas.

Mit einem Briefe von Alexander Dumas dem Jüngeren.

Prachtausgabe mit Illustrationen von Maurice Leloir.

In farbigem Original-Einband Preis 15 Mark.

Von allen Werken der Erzählungskunst, welche die neuere Zeit hervorgebracht, hat keines eine so zähe Lebensdauer bewährt, als Alexander Dumas' Roman von den drei Musketieren. Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tode des Autors dahingegangen und mehr als ein halbes seit dem ersten Erscheinen des Werkes, und immer noch findet das letztere eine Verbreitung, die, sich durchaus nicht auf Frankreich beschränkend, jährlich nicht etwa nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden von Exemplaren zählt. Kein Wunder daher, wenn der jüngere Dumas gerade diesen Roman wählte, um mit ihm die zurzeit im Erscheinen begriffene Reihe der Prachtausgaben zu beginnen, die er als ein besonderes Huldigungswerk dem Geiste seines Vaters darbringen wollte. In dem genialen Meister Maurice Leloir fand er dabei einen Gehilfen, wie er ihn sich nicht besser hätte wünschen können. Was dieser Künstler in der bildlichen Ausschmückung der „drei Musketiere" geleistet, muß in der That dem Besten zugerechnet werden, was die Kunst der Illustrirung je geleistet. Die obige deutsche Ausgabe bringt die Originalzeichnungen Leloirs nicht nur vollständig, sondern gibt sie auch in der trefflichen Ausführung des berühmten Holzschneiders Huyot wieder. Sie enthält außerdem den unverkürzten Text des Werkes in tadelloser Uebersetzung und die geistvolle Widmung, die der jüngere Dumas in Form eines Briefs an den Geist seines Vaters richtet, ebenso die bisher in keiner deutschen Uebersetzung wiedergegebene originelle Vorrede, mit welcher der ältere Dumas den Roman einleitete. Die munteren Gesellen Athos, Porthos, Aramis und D'Artagnan, die sich schon längst die Welt erobert, können somit ihren Siegeszug nochmals beginnen, und wir sind überzeugt davon, die Herzen von Jung und Alt werden ihnen wieder wie vor fünfzig Jahren zujubeln.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In-

Digitized by Google

Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851.

Die hier zum Abdruck gelangenden Briefe behandeln ein Jahr im Leben unseres großen Kaisers, das nicht ohne Einfluß auf seine spätere Handlungsweise geblieben ist. Sie könnten durch verbindenden Text oder laufenden Kommentar nach des Herausgebers Ansicht nichts gewinnen. Wunderbar genug ist es, daß die Briefe, nach bald fünfzigjähriger Verborgenheit ans Tageslicht tretend, heute sich so frisch lesen wie zu der denkwürdigen Zeit, da sie geschrieben wurden. Ist es nicht, als hätte man einen historischen Roman in Briefform vor sich? Nur wo eine Hindeutung auf damals Geläufiges, jetzt kaum Bekanntes dunkel schien, ist am Fuß der Seite und mit knappen Worten die notwendige Erläuterung gegeben worden.

1.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 16. Januar 1851.

Ew. Königlichen Majestät melde ich heut amtlich die für morgen festgesetzte Abreise des Generals von Radowitz, welcher hofft, sich Mittwoche bei Ew. Majestät melden zu können.

Ich wünsche, ich könnte ein getreues Bild des glänzenden Empfanges geben, welchen die Königin und Prinz Albert mit allen Behörden und der hohen Gesellschaft sich beeifert haben dem geistreichen und genialen Staatsmanne und Menschen, dem Freunde Ew. Majestät zu gewähren. Alle Welt hat ihn gefeiert. Ich und die Meinigen haben uns gern bemüht, ihn, wie Ew. Majestät schrieben, zu pflegen, und er hat sich das mit großer Liebenswürdigkeit gefallen lassen. Die acht Wochen seines hiesigen Aufenthalts und der Hausgenossenschaft werden uns allen unvergeßlich sein.

Ich schlage den Gewinn der engen und aufrichtigen Geistes- und Seelenverbindung dieses treuen Dieners und Freundes Ew. Majestät mit dem hiesigen Königshause und Lande politisch sehr hoch an, wie auch immer die Zukunft sich gestalten mag. Auch ihm fehlte bis jetzt die Anschauung.

Er hat, mit Ausnahme des Herzogs von Wellington, der fast ganz taub ist und gar keine Gesellschaft mehr empfängt, alle leitenden Männer (und Frauen) Englands gesehen, und ist mit ihnen in ein persönliches Verhältniß getreten. Es hat mir große Freude gemacht, meine Stellung benutzen zu können, um ihm dieses zu erleichtern.

Mit den treuesten Wünschen dankbarer und ehrerbietiger Anhänglichkeit ....

Bunsen.

Digitized by Google

2.

Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 16. Januar 1851.

Ew. Königlichen Hoheit wird General von Radowitz mündlichen Bericht abstatten über die Absichten und entschiedenen Wünsche Ihrer Majestät und des Prinzen Albert: Ankunft vor dem 1. Mai für die Eröffnung. Absteigen im Königlichen Schlosse.

Ich habe nichts unterlassen, um das zweite abzuwenden: man erwiedert, die Königin habe nie an etwas anderes gedacht: niemand weiter sei eingeladen, und man habe also alle Zeit und allen Platz für den hohen Familienbesuch. Stockmar und Meyer [1]) sagen mir vertraulich dasselbe.

Ueber Politik schreibe ich nichts, als daß ich in allen Stücken mich mit General Radowitz in Uebereinstimmung finde.

Nichts kann auszeichnender sein, als der ihm hier gewordene Empfang Seitens der hohen Gesellschaft aller Parteien, und Seitens des Hofes. Die Königin hat ihm zum Abschiede eine anderthalbstündige Audienz in ihrem Cabinette gewährt.

Gott erhalte König, Vaterland und das ganze Königliche Haus! Das neue Jahr ist ein schweres und erfordert Mut und Glauben.

Mit ehrerbietigster Anhänglichkeit, und den ehrerbietigsten, dankbaren Empfehlungen der Meinigen . . . .

Bunsen.

3.

Radowitz an Bunsen.

Erfurt, 29. Januar 1851.

Meine nächste Empfindung bei der Heimkehr ist Ihnen zu danken, mein theurer Freund. Was Sie und die Ihrigen, was Ihr Haus mir geboten hat an Nachsicht und Wohlwollen, ja an wirklicher, werkthätiger Liebe, das werde ich in unwandelbarer Erinnerung bewahren, so lange ich lebe. Ich kam in London an mit gequältem Herzen und dem Gefühle tiefer Einsamkeit, und habe es verlassen als schiede ich von dem Nächsten und Liebsten. Das ist der Segen innerer Gemeinschaft, daß sie die äußere nach sich zieht.

In Berlin bin ich, wie wir es besprochen hatten, nur drei Tage geblieben was auch dagegen geschehen mochte. Der König hat mich mit aller Liebe, mit ungetrübtem Vertrauen empfangen; Gott hat allerdings etwas in unsere Seelen gelegt, was alle Wechsel der Zustände überdauert. Aber mein Kummer ist darum nur desto größer gewesen. Unser theurer Herr ist nicht in die Täuschungen und Fallstricke Anderer eingegangen; er sieht vielmehr hierin noch immer klar genug. Aber er hat sich eine eigene Welt von Illusionen aufgebaut, und wie fest er in dieser befangen ist, das haben die vielstündigen Mittheilungen, die er mir über

[1]) Karl Friedrich Meyer, der neuerdings wieder bekannt gewordene Dichter, war Privatsekretär des Prinzen Albert. Er genoß zeitlebens das Vertrauen des Prinzen von Preußen und dessen erlauchter Gemahlin.

Digitized by Google

den gesammten Verlauf nach seiner Auffassung machte, nur zu schmerzlich erwiesen. Die faktischen Einzelheiten haben wenig Interesse für Sie; im Großen und Ganzen ist der Stand der Dinge völlig so, wie wir ihn a priori begriffen. Die Verhandlungen in Dresden werden sicher kein anderes Resultat liefern als die Herstellung der Zustände vor 1848; die beabsichtigten Abänderungen in der Bundesverfassung sind theils ganz gleichgültig für die wahre Aufgabe der Zeit, theils geradezu schädlich. Die großen materiellen Projekte Oesterreichs[1]) werden in Weniges zerrinnen, aber doch den Zollverein lockern, und statt der positiven Gemeinschaft auf bloße allgemeine Prinzipien hinauslaufen. Die Stimmung ist, soweit ich davon gehört, tief gedrückt, aber still, theils aus Abspannung, theils aus Vorsicht. Zunächst kann dies nur gebilligt werden; man soll und muß sich hüten, daß der Kummer nicht in Aerger umschlage. Die deutsche Sache ist verloren, darüber kann sich niemand täuschen; soll sie aber in kommender Zeit wieder zum Leben erwachen und zum besseren Ziele gedeihen ohne Empörung, so müssen die Organe unbeschädigt bleiben, durch welche sie sich rechtlich wieder geltend zu machen vermag. Die Parthey der Contrerevolution, angestachelt von Wien und Petersburg, hat auch jetzt noch keine Aussicht, ihre Hände nach der Verfassung auszustrecken, so lange nicht ein wirklicher Bruch zwischen den Kammern und der gegenwärtigen Regierung hervortritt. Dies darf daher auf keinen Fall geschehen.

Ich habe mich, wie Sie wissen, von jedweder Betheiligung schlechterdings fern halten müssen und wollen, und alle Versuche dazu, nach beiden Seiten hin, streng zurückgewiesen. Daß dies ein gebotener Weg sey, davon überzeuge ich mich täglich mehr.

Am 25. bin ich nach Erfurt zu Frau und Kind zurückgekehrt. Mit diesen und meinen Büchern in tiefster Abgeschiedenheit zu leben, ist mein einziger irdischer Wunsch. Noch habe ich darüber keine Zuversicht erlangen können; der König ergiebt sich zwar in den Gedanken, daß ich keine politische Beziehung und auch kein anderes Verhältnis zu seiner Person einzugehen vermag, aber er besteht auf dem Gedanken, daß nichts entgegenstehe, daß ich in den aktiven Militärdienst wieder eintrete. Hierüber kämpfen wir noch unentschieden.

Haben Sie die Güte, mein theurer Freund, von ganzem Herzen die Ihrigen zu grüßen, aber jeden einzeln, also Ihre liebe Frau, Frau Klausen, Frances, Emilie, Theodora, Mathilde, meinen treuen Georg, Ernst und Frau. Meine Frau schreibt demnächst an die Ihrige; sie hat auch einen vortrefflichen Brief von Frau Klausen erhalten, der ihr große Freude gebracht.

Wenn Sie Cravens,[2]) Ford, Hayward, unserer beiderseitig verehrte Mrs. Norton[3]) und so manchen andern guten Bekannten begegnen, so bitte ich um Grüße

[1]) Eintritt der habsburgischen Gesamtmonarchie in den deutschen Zollverein.

[2]) Mrs. Augustus Craven, Tochter des Grafen La Ferronays, welcher vor dem Eintritte des Polignac'schen Cabinets Minister Karls X. von Frankreich war, ist in der katholischen Litteratur berühmt durch ihr Buch: Récit d'une Soeur.

[3]) Eine der drei durch ihre Schönheit berühmten Enkelinnen des Dichters Sheridan, spielte Mrs. Norton als Schriftstellerin und durch ihre seltenen Unterhaltungs-Gaben in der großen Gesellschaft Londons eine bedeutende Rolle.

Digitized by Google

und um die feste Versicherung, daß ich nicht vergessen werde, was diese vortrefflichen Menschen dem fremden Gaste an Wohlwollen entgegengebracht haben. Auch unseren Duchesses Somerset und Inverneß bitte ich mich ins Gedächtniß zurückzurufen. Ich habe kaum je im Leben und der kurzen Frist so viel Freundliches empfangen, als unter Ihrer Aegide. Daher nochmals den besten Dank von Ihrem treuen Freunde R.

Ueber Ihre persönlichen Angelegenheiten habe ich mich dem Könige gegenüber auf der übereingekommenen Linie gehalten, theurer Freund. Er weiß daher, daß Ihre Familienverhältnisse und Ihre Gesundheit es erheischen, daß Sie bei Beginn der besseren Jahreszeit einen längeren Urlaub nehmen, und ist darauf vorbereitet. — In dem Könige liegt eine Neigung, selbst zur Ausstellung nach London zu kommen, die er aber wohl keinenfalls auszuführen im stande seyn wird.

Wenn Sie antworten, so bitte ich auf den äußern Umschlag zu setzen: An Herrn Joseph Carl Lucius zu Erfurt, auf dem Anger.

4.

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen an Bunsen.

Bonn, den 26. Januar 1851.

Mein lieber Herr Bunsen, wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre freundliche Theilnahme! Durch Gottes allmächtige Vorsehung bin ich vor einer furchtbaren Gefahr[1]) bewahrt worden, und habe recht von Neuem Seine Gnade erkennen lernen, die Er mir schon so oft bewiesen. Wie Sie, so sehe auch ich jenen Vorfall als eine gute Vorbedeutung für mein künftiges Leben an, und hoffe zu Gott, daß Er mich also leiten möge!

Ihre Mittheilungen aus London haben mich sehr interessirt, und meine Lust, zur Ausstellung zu kommen, sehr vermehrt. Wie gnädig aber von Ihrer Majestät der Königinn, mich auch zur Eröffnung einzuladen. Möge sich nur alles bis dahin so gestalten, daß man das Vaterland auf einige Zeit verlassen könne, um diesem gnädigen Ruf Folge leisten zu können. Die sonstigen Schwierigkeiten ließen sich vielleicht heben, jedoch kann ich Ihnen noch garnichts sagen. Von meinen Eltern hörte ich noch keine Aeußerung darüber in letzter Zeit. Sie begreifen aber, wie groß meine Freude wäre, Sie auf brittischem Boden wiederzusehen!

Bis dahin treibe ich ruhig meine Studien fort, und finde große Freude und Interesse an denselben. Sehr freute ich mich neulich, Ihren Herrn Sohn bei Brandis kennen zu lernen.

Leben Sie für heute wohl und nehmen Sie nochmals meinen besten Dank entgegen. In der Hoffnung, Sie bald wiederzusehen

Ihr sehr wohlgeneigter
Friedrich Wilhelm, Pr. v. Pr.

[1]) Der Prinz befand sich in einem Eisenbahnzuge, dem ein erhebliches Unglück zustieß. Rasch aus seinem unversehrten Wagen herausspringend, war er unter den ersten, welche den Beschädigten Hilfe leisteten.

Digitized by Google

5.

Prinz von Preußen an Bunsen.

Coblenz, 16. 3. 1851.

Indem ich Sie ersuche, die Anlagen gütigst besorgen zu wollen, danke ich Ihnen bestens für Ihre zwei letzten Briefe. Die Einladung der Königin und des Prinzen, officiell zur Ausstellungseröffnung uns einzufinden, war nicht abzuschlagen und habe ich, mit Erlaubnis des Königs, die Zusage in der Anlage durch den Prinzen der Königin mitgetheilt. Freilich ist dadurch mein Lieblings Plan, bei Ihnen incognito zu wohnen, vereitelt und tröste ich mich damit, daß wir Ihnen und den Ihrigen nun nicht beschwerlich fallen werden. Ich werde meine beiden Kinder mitbringen und Ihnen später eine Liste unseres Gefolges zukommen lassen.

Die Minister Crisis[1]) ist eigentümlich geschlichtet. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, scheint mir das hier verwendbare Sprichwort zu sein. Der Stoß im vorigen Juni war zu heftig, als daß das Ministerium sich bleibend von demselben erhohlen kann. Wenn es jetzt nicht fiel, so scheint daran Stanleys extrême Richtung Schuld zu sein; findet er jetzt, nach dem Mißglücken, den Weg zu den Peeliten — den er gewiß längst im Kopfe hat — so ist ein Fusionsministerium möglich und England dann auf lange einer Catastrophe überhoben.

Bei Dresden schweige ich! Alles, was dort geschieht, hat nur insofern Interesse noch für mich, als Preußen nicht ganz misérable daraus hervorgehe. Eine Verkleisterung der deutschen Verhältnisse kann nur das Résultat sein, wenn man nicht die Prinzipien der Verbündung ändert, das heißt Bundesstaat statt Staatenbund. Es wäre nothwendig, eine neue Schrift nach der: von Warschau nach Olmütz — erscheinen zu lassen, die vielleicht zu betiteln wäre: von Warschau über Olmütz nach Dresden!?!

Ehe ich abreise, Ende April, wäre es vielleicht gut, wenn Sie mir einen kleinen Abriß der englischen Verhältnisse senden könnten, aber freilich durch sichere Hand.

Also auf Wiedersehen Ihr

Prinz v. Preußen.

6.

Oberst Fischer an Bunsen.

Bonn, 6. April 1851.

Euerer Excellenz sehr geneigte Zuschriften vom 23. Januar und 21. Februar dieses Jahres würde ich schon früher beantwortet haben, wenn ich Bestimmtes über die Ueberkunft meines jungen Herrn nach London hätte berichten können. Ich war ursprünglich gegen die Reise im Mai, weil sie — in Verbindung mit der unmittelbar darauf stattfinden sollenden Anwesenheit des Prinzen bei Enthüllung des Denkmals für Friedrich den Großen, mit der sich daran schließenden Feier des Todestages des hochseeligen Herrn und dem Pfingstfest — das nächste letzte Semester uns hier dermaßen beschränkt, daß davon kaum acht Wochen von Mitte

[1]) In England.

Digitized by Google

Juni bis Anfang August übrig bleiben .... Indes hat die Königin auf der Einladung bestanden, und ich mußte mich danach einzurichten suchen. Ich schlug also vor, Sommer- und Winterbeschäftigung gegen den früheren Plan zu vertauschen. Statt den Prinzen nach Beendigung des Semesters zum Dienst in ein Regiment eintreten zu lassen, wie früher bestimmt war, sollte er von Juni bis Oktober Dienst thun, und von da ab bis Ostern 52 seine Studien hier fortsetzen. Ich lege auf Bonn den Accent, weil hier einigermaßen ruhige und gesunde Luft ist, weil ferner der junge Herr sich endlich an seine Lehrer gewöhnt hat, und besonders es Perthes gelungen ist, ihn so zu fesseln wie noch nie ein Lehrer vorher es vermocht, indem er ihn wirklich zu innerlicher Selbstthätigkeit herangezogen. Die Gewöhnung an letztere scheint mir aber die erste Bedingung für Entwickelung eines tüchtigen Karakters, und darum liegt mir so viel daran, den Prinzen wenigstens noch ein halbes Jahr hier festzuhalten. Eine andere Universität kann mir für einen sechsmonatlichen Aufenthalt, von dem überhaupt nur noch die Rede ist, dergleichen gar nicht bieten, weil die Zeit kaum ausreicht, um im günstigsten Fall ins Geleise zu kommen. Der junge Herr war so verständig, sich bald von der Zweckmäßigkeit meines Planes zu überzeugen, und auch die hohen Eltern billigten denselben. Jetzt ist er aber auf dem Wege, an dem Widerstande in Berlin zu scheitern, wo die Aenderung, d. i. die Zustimmung, bewilligt werden muß. Man acceptirt die eine Hälfte, nämlich den Eintritt zum Frontdienst im Juni, schlägt aber die Rückkehr zum Herbst hierher ab, und die Faiseurs proponiren mir den Besuch einer andern Universität, wahrscheinlich der in Halle, wo Herr Leo docirt. Sowohl der Prinz von Preußen wie ich haben protestirt, und wir werden davon nicht so schnell abstehen, doch habe ich wenig Hoffnung, daß es mit Erfolg geschehen wird. Nach London werden wir aber hoffentlich am 26. d. abreisen, um am 28. früh daselbst anzukommen.

Als ich Ihres Sohnes Georg ansichtig wurde, wie er mir Euerer Excellenz geneigtes Schreiben vom 21. Februar brachte, wurde auch in demselben Augenblick der Gedanke in mir rege, daß er uns ein vortrefflicher Führer in England sein könne. Aus den Erkundigungen, welche ich noch an demselben Abend über seinen hiesigen Aufenthalt von ihm selbst einzog, entnahm ich indeß, daß er für nothwendig halte, hier in den Sommer hinein zu bleiben, und gab meine Absichten auf, weil sie nur mit Störungen für ihn zu realisiren waren. Die Frau Prinzessin hatte ähnliche Pläne gehabt, ohne von mir angeregt zu sein, und ich gab Herrn Georg davon Kenntniß, als er vor acht Tagen zum Besuch nach Coblenz ging. Heute sagt er mir, daß Euere Excellenz bestimmt haben, er möge sich so einrichten, daß er den Mai in London zubringen könne. Für den Prinzen und für mich ist diese Entscheidung im höchsten Maße anerkennenswerth, und ich gestatte mir Euerer Excellenz dafür meinen besten Dank zu sagen, da ich hoffe, daß wir in London werden wenigstens vierzehn Tage gewinnen können, um nicht allein den Hof und die Hauptstadt, sondern auch einen Teil des Landes, wenn auch nur flüchtig zu sehen.

Von allgemeinen Dingen weiß Euerer Excellenz ich nichts Neues zu er-

Digitized by Google

zählen. Wie oft habe ich mich dessen erinnert, daß wir jetzt endlich glücklicher Weise da angelangt zu sein scheinen, nämlich beim Bundestage, wo Euere Excellenz schon im August vorigen Jahres hinwiesen; nur sind wir leider immer noch nicht dahin gekommen, uns davon zu überzeugen, daß zur Zeit nichts uns günstiges Positives gemacht werden könne.

Mit der Bitte, mich gelegentlich Herrn von Stockmar geneigtest empfehlen zu wollen, verharre ich mit aufrichtiger Verehrung zu meiner Ehre

Euerer Excellenz treu gehorsamster Diener

Fischer.

7.

Prinz von Preußen an Bunsen.

Coblenz, den 10. April 1851.

Das Allerunerwartetste, was mir begegnen konnte, ist mir heute vom König zugekommen! Auf sein Befragen, hat sich das Staats Ministerium gegen meine und der Meinigen Reise nach London erklärt:

1) weil bei dem Zusammenfluß aller Révolutionaires der Welt unser Leben gefährdet sei;

2) weil wahrscheinlich in den nächsten vier Wochen eine rothe Révolution in Frankreich ausbrechen und sich über Deutschland verbreiten werde, und

3) weil bei der Lage des jetzigen englischen Ministeriums, mein Erscheinen daselbst, eine für die Intéressen Preußens unerwünschte Deutung erhalten könne!

Ich habe erwidert, daß ich alle drei Punkte nicht als triftige Gründe gegen meine Reise ansehen könne.

ad 1) so stände unser aller Leben in Gottes Hand, und es würde dasselbe an dem von Ihm bestimmten Tage zu Grunde gehen, es möge in England, Coblenz, Berlin oder wo sonst sein!

ad 2) so sehe ich trotz aller Anzeigen und Meldungen durchaus keinen vernünftigen Grund, warum gerade in diesen Wochen ein rother Aufstand ausbrechen soll. Wenn gewiß auch nicht zu leugnen sei, daß die Révolutionaires emsiger als je arbeiten und Alles für einen günstigen Moment zur Schilderhebung vorbereiten, so sehe ich einen solchen Moment nirgend sich darstellen. Wenn man so besorgt sei, so könne man überhaupt sich garnicht mehr vom Stuhle bewegen, ohne Gefahr zu laufen, ihn zu verlieren.

ad 3) so wäre mir der Sinn dieser Annahme etwas dunkel geblieben; jedenfalls glaubte ich, daß nie in meinem Leben ein Moment gefunden werden könne, wo mein Erscheinen in England weniger einer politischen Deutung unterworfen sein könne, als gerade dies Mal.

Ich habe dem König geschrieben, daß ich Sie von Allem benachrichtigt habe und ihn ersucht, keinen entscheidenden Beschluß zu fassen, noch weniger dem Prinzen Albert abzuschreiben, bis Er nicht von Ihnen einen Bericht über die Sachlage erhalten habe.

Zur schleunigsten Einreichung dieses Berichts fordere ich Sie also hiermit auf, sowie um Communizirung einer Abschrift desselben an mich. Sollten Sie

Digitized by Google

alle diese Bedenken des Königs und Staats-Ministeriums theilen, — dann freilich bleibt nichts übrig, als die Reise aufzugeben. Ich vermag indessen alle diese Gründe nicht der Königin und dem Prinzen anzuführen, weil ich sie nicht theile.

Außerdem habe ich den König aufmerksam gemacht, wie unglaublich es heiße die Queen Victoria manquiren, ihr im letzten Moment die Sache abzuschreiben, zu der man seit zwei Monaten Gelegenheit gehabt habe, sich zu besinnen. Ich hätte ihr mein Kommen, mit des Königs Erlaubniß, zugesagt nach 3monatiger Einladung; jetzt sogar den Tag meines Eintreffens angezeigt; und nach dem Allen soll ich absagen?? Aber auch ist es ein affront für Königin, Prinzen und Ministerinn, daß man deren Gast nicht sein will, weil sie die Einladung zu Etwas ergehen ließen, wo sie nicht bedacht hätten, auf die Sicherheit ihrer Gäste zu denken! Alle müssen ja über eine solche Taktlosigkeit empört sein. Anders wäre es, wenn der Hof selbst alle diese Besorgnisse theilt und nur uns nicht selbst die Freude verderben will, uns abzuschreiben.

Enfin, ich sehe in aller kürzesten Frist Ihrer Antwort entgegen, die Sie also gleichzeitig nach Berlin wollen gehen lassen. In welchem Maaße mir die Sache unangenehm ist, vermag ich Ihnen nicht zu schildern! Ihr letzter Brief hat mich ungemein intéressirt; Graf Pückler hat Ihnen die Liste des Gefolges gesendet. Wir wollen den 28. eintreffen!?

Ihr

Prinz v. Preußen.

8.

König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

B. 11. April 1851.

Hier, theuerster Bunsen, ein Brief an Prinz Albert. Sein Inhalt ist die Frage, „ob die Königinn und er, unter den gegenwärtigen Umständen bey Ihrer Einladung für Wilhelm, Frau und Sohn beharren oder nicht?“ Es ist außer Zweiffel, daß die Menschen des Verderbens für May, spätestens für July eine allgemeine Blutrothe Schilderhebung vorhaben. Ob dieselbe ausgeführt wird? steht allerdings auf einem andern Blatt. Was meinen Sie nun selbst, lieber Freund? Darf sich der Prinz v. Preußen der Gefahr aussetzen, durch diese Rebellion vom Vaterlande und dem Berufsschauplatz sich abgeschnitten zu sehen? Das Staats-Ministerium ist einstimmig dagegen. Sein Votum liegt in meinem Briefe an den Prinzen.

Eine 2te Frage, die Sie und er besser beantworten können, als wir hier, ist die, „ob Wilhelms und seines Sohnes Leben bedroht seyn dürften“? Ich halte wenig von der dermaligen Fähigkeit der Londoner Polizey, und von deren Können gegen den Mord gar nichts. Und zwar Kraft der Beyspiele an der herrlichen Königinn.

Schütten Sie mir Ihr Herz über beregte Fragen rein aus, und, ist's möglich, besprechen Sie sie selbst mit dem Prinzen.

Vale!

F. W. R.

Digitized by Google

P. S. Das Zuströhmen des teutschen Proletariats ist durch die Blutrothen förmlich organisirt in Schaaren. Eine derselben führt Uhlich!!!! — der jedes Frevels fähig — und verläßt dieser Tage Bremen, wo der Umsturz schamlos auf der Gasse geht.

Was eine gesunde und kluge Politik und der Königinn wohlüberlegter Wunsch empfehlen, werde ich thun.

9.

Immediatbericht Nr. 28.

An des Königs Majestät.

London, 12. April 1851.

Allerdurchlauchtigster ꝛc. Die Königin wird nächsten Dienstag London verlassen, um, wie gewöhnlich die stille und die Osterwoche in Windsor zuzubringen. In andern Jahren kehrte Ihre Majestät erst in der dritten Woche nach Ostern oder auch später in die Stadt zurück. Diesesmal aber wird der Hof bereits Montag den 28. dieses wieder Buckingham Palace beziehen. Am folgenden Tage, als am 29., sieht die Königin der Ankunft des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, nebst dem Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise entgegen. Am 1. Mai wird die Königin mit dem Prinzen und ihren hohen Gästen die große Ausstellung im Crystal Palace eröffnen, und unmittelbar darauf wird eine Reihe von Drawing Rooms und Hoffesten folgen.

Die in fremden Zeitungen verbreiteten Gerüchte, als wenn die Königin, um den Gefahren der Ausstellung zu entgehen, London zu verlassen gedächte, entbehren jeglicher Begründung. Es ist auch nicht einen Augenblick die Rede davon gewesen, weder bei Hofe, noch beim Ministerium: und wirklich läßt sich auch vom hiesigen Standpunkte keine Veranlassung dafür angeben. Wenn die deutsch-ungarisch-italienischen Flüchtlinge durch ihr verunglücktes Festmahl im vorigen Monate ihre Machtlosigkeit ebenso wohl als die zerstörende Natur ihrer Anschläge zu Markte getragen, und dadurch sich lächerlich und verhaßt gemacht haben, so ist es den französischen Flüchtlingen, Ledru Rollin an der Spitze, gelungen, dieselbe Wirkung hervorzubringen durch eine neuerlichst in den hiesigen Zeitungen veröffentlichte Protestation gegen die ihnen Schuld gegebenen blutdürstigen Pläne. Sie weisen darauf hin, daß sie die Guillotine abgeschafft, und versprochen, sich an ihren Feinden nicht zu rächen, wenn sie einmal wieder zur Macht gelangen sollten. Jedermann hier sieht ein, daß alle jene Menschen des Umsturzes hier im Lande keinen Stützpunkt haben zur Wirkung auf das Land selbst, und daß sie hier aller Mittel ermangeln, um ihren politischen Freunden in der Heimat Vorschub zu leisten.

Man hält dafür, daß die Meinungen, welche sie hier auszusprechen die Freiheit haben, irgend eine wesentliche Gefahr für ihre eigenen Länder nur dadurch erhalten könnten, daß sie die Stimmung eines großen Theiles der Bevölkerungen aussprächen, infolge allgemeiner Unzufriedenheit. Von England gehen weder Schiffe, noch Mannschaften, noch Gelder nach dem Festlande. Vielmehr haben, nach den Nachforschungen des hiesigen Ministeriums des Innern,

Digitized by Google

fast sämtliche Flüchtlinge bisher von den Zuflüssen gelebt, die sie von dort erhalten: nur daß diese Zuflüsse seit Mitte vorigen Jahres sehr spärlich sind.

So ist es denn erklärlich, daß ein halb drohender, halb weissagender Artikel des ultrademokratischen Hauptblattes der Vereinigten Staaten, des „New-York Herald", worin die bevorstehende Ankunft von 1000—1500 rüstigen Sozialisten in England in Aussicht gestellt wurde, mit Hohn und Scherz aufgenommen ist. Die „Times" und der „Globe" (deren Artikel ich dem Ministerium Ew. Majestät einzusenden nicht verfehlt habe) haben gewetteifert, sich über dergleichen Besorgnisse lustig zu machen.

Dabei hat das Ministerium seinerseits alle durch die Klugheit gebotenen Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Straßenauftritte getroffen, ähnlich wie im Jahre 1848, nur mit viel geringerer Concentrirung der Truppen.

Die Polizei erwartet nur die Annahme der angebotenen Cooperation, um die etwa hierher strömenden Unruhstifter zu beobachten und zu fassen.

London schmückt sich unterdessen mehr und mehr festlich für den Empfang der Welt. Der Riesenpalast ist gegen Regen und Sturm gesichert, und im Innern sind Kisten und Gepäck verschwunden. Die Amazone von Kiß und der münchener Löwe nehmen sich sehr stattlich aus neben der neumodigen Auflage mittelalterlicher Genre-Skulptur in kolossalen Maßen, (Gottfried von Bouillon in Rüstung zu Pferde und der Erzengel Michael in Frauenkleidern mit Nimbus), welche Frankreich gesandt hat.

Das Parlament macht bis zur Eröffnung Ferien und wird auch dann wohl nicht übermäßig viel arbeiten. Das Ministerium hat, durch die Unterstützung der Peeliten, eine bedeutende Mehrheit (von 48 Stimmen) gehabt für die Income and Property Tax, und gestern Abend eine, wenn gleich geringe (von 13) für die Abweisung aller Vorschläge, der ackerbauenden Klasse Erleichterungen aus dem Ueberschusse des Budget zuzuweisen.

Die vorherrschende Frage der auswärtigen Politik, die Protestation gegen den Eintritt des Gesammtstaats Oesterreich in den deutschen Bund, ist, wie zu erwarten war, nun auch im Parlamente zur Sprache gekommen. Lord Palmerston hat, auf die Aufforderung des Herrn Anstey, in der vorgestrigen Sitzung die Gründe aus einander gesetzt, welche die Regierung Großbritanniens bewegten, noch vor der französischen Protestation, nämlich am 3. December vorigen Jahres den beiden Höfen von Wien und Berlin auszudrücken:

> daß sie einen solchen Eintritt weder mit dem Gleichgewichte Europas noch mit der Selbständigkeit und Freiheit Deutschlands vereinbar hielten.

Diese Erklärung ist mit unzweideutigem und ungetheiltem Beifalle vom Hause und von der Presse aufgenommen, welche darin nur der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist. Die stattgefundene Correspondenz ist noch nicht vorgelegt.

Ich erlaube mir, den Bericht über diese Erklärung beizuschließen, und füge von den Urtheilen der hiesigen leitenden Blätter den heutigen Leitartikel des „Morning Chronicle" deshalb hinzu, weil dieses Blatt die Partei Lord Aberdeens repräsentirt und von George Smythe, ältestem Sohne Lord Strangfords, redigirt wird.

Digitized by Google

Die Verhältnisse der französischen Regierung fahren fort sehr freundschaftlicher und vertraulicher Art zu sein. Die Briefe Guizots und anderer angesehener politischer Männer an ihre hiesigen Freunde kommen alle darin überein: daß die Wiedererwählung des Präsidenten das einzige Mittel sei, Frankreich vor der Anarchie zu bewahren: die Verfassung müsse also für diesen Zweck geändert werden.

Das Ministerium glaubt, daß Odilon Barrot und Herr Dufaure in nicht ganz langer Zeit ans Ruder kommen dürften. —

Der Herzog von Wellington spricht sich sehr entschieden aus gegen einen Angriffskrieg der continentalen Großmächte gegen Frankreich oder eine Einmischung in dessen innere Zustände, was auch immer in diesem Lande der Revolution vorfallen möge.

In tiefster Ehrfurcht . . . .

Bunsen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg der Geiger.

Novelle

Von

Friedrich Fürst Wrede.

Gehen Sie auf einige Wochen nach Berg," riet mein alter, erprobter Medizinalrat, als ich ihn einer hartnäckigen Schlaflosigkeit halber befrug. „Dort finden Sie einen erfahrenen Arzt, frische Luft und so viel Ruhe, als Sie wollen. Es müßte doch mit ganz merkwürdigen Dingen zugehen, wenn diese drei Großmächte der Heilkunst vereint nicht so junge Nerven zur Raison bringen könnten."

Ich packte mein Ränzel und dampfte am folgenden Tage nach meinem neuen Bestimmungsorte.

Berg ist eine jener Heilanstalten, die in dem letzten Dezennium zahlreich wie die Pilze aus der Erde schossen, und deren vornehmster Zweck darin gipfelt, Menschen, die das enervende Leben der Großstadt etwas aus dem Gleichgewicht gehoben, einige Wochen hindurch ein stilles Asyl zu bieten.

Und dafür hätte allerdings kein Ort besser gewählt werden können als das anmutige, nur aus einigen Gehöften bestehende Dörfchen, über dem sich auf einem sanft ansteigenden Hügel, von blühenden Wiesen umgeben, der villenartige luftige Bau der Anstalt erhebt.

Schmale, aber wohlgepflegte Pfade führen stundenlang in den dunklen Fichtenwald, der die Hügelkette, an deren Fuß Berg liegt, bedeckt.

Digitized by Google

Auf einem der letzten, weit in das Thal vorgelagerten Ausläufer dieses Höhenzuges erhebt sich ein altes, halb verfallenes Gebäude — die Bergburg, oder — wie der Volksmund das unwohnliche Nest benennt — das alte Schloß.

Der stolze Name ist jedoch für den massigen, viereckigen Turm zum mindesten eine arge Schmeichelei. Mit seinen kleinen Fenstern und grauen Quadern gleicht er weit eher einem Gefängnisse als der Residenz eines stolzen Geschlechtes.

Ein schmaler, von einer wilden Hecke umsäumter Garten umgibt den verwahrlosten Besitz, zu dem noch ein niederes Stallgebäude und ein ärmliches, altmodisches Glashaus, das einigen alten Oleanderbäumen Obdach gewährt, gehören.

Der Platz zwischen diesem und dem Schlosse wird durch einen von einem breiten Rasenringe umzogenen Springbrunnen geziert, auf dessen tropfsteinernem Hügel ein roh gemeißelter Amor seinen Bogen spannt. Aber da sich der kleine, pausbackige Herr nie entschließen konnte, loszuschießen, wurde ihm der Pfeil im Laufe der Jahre unter den Händen morsch und zerbröckelte.

Das einzige Ansprechende am alten Schlosse ist die Fernsicht, die man aus dem terrassenförmig vorspringenden Gärtchen über die sonnenbeschienenen Aecker und Wiesen auf die benachbarte Stadt genießt.

Die Bergburg war bald das Ziel meines täglichen Morgenspazierganges geworden. Und je öfter ich kam, desto weniger öde und abstoßend erschien mir das alte Gebäude. Es ging mir mit ihm wie mit dem Gesichte eines häßlichen Menschen, den man nach und nach lieb gewinnt. Ja, zuletzt vernarrte ich mich derart in das graue Mauerwerk, daß ich es als eine mir zugefügte Kränkung empfand, es immer so unbewohnt und von seinem Besitzer mißachtet zu sehen.

Eines Tages plagte mich die Neugierde, die inneren Räume des Schlosses zu besichtigen. Ich trug mein Anliegen einem bejahrten Gärtner, der im Glashause die dürren Oleanderbäume aus einer schadhaften grünen Kanne goß, vor.

Das war nun allerdings keine leichte Aufgabe, denn der Alte war im hohen Grade schwerhörig und blickte mich ziemlich verständnislos an. Als er aber meinen Wunsch begriffen, nickte er freundlich, stellte seine Gießkanne auf die Erde und schritt ohne ein Wort der Erklärung seiner im Stallgebäude gelegenen Wohnung zu.

Gleich darauf kehrte er mit einem mächtigen Schlüsselbunde zurück und winkte mir, ihm zu folgen.

Zum Glücke hatte die Burg nicht viel Sehenswertes aufzuweisen, über dessen Vorgeschichte ich gerne etwas Eingehendes vom Kastellan in Erfahrung gebracht hätte, denn es schien den Alten große Ueberwindung zu kosten, die schmalen Lippen zu öffnen.

Er mochte das Sprechen bei dem einsamen Leben auf der Bergburg, deren einziger Hüter er war, verlernt haben.

Im Erdgeschosse lagen die Küche, Dienerschaftsräume und ein gerämmiger, mit roten Backsteinen gepflasterter Vorplatz, von dem eine schmale, mit Bildern und Jagdtrophäen geschmückte Stiege in das obere Stockwerk führte.

Digitized by Google

Hier waren die Wände der tiefen, aber niedrigen Stuben mit alten, ſchönen Ledertapeten und reicher Holzſchnitzerei bedeckt. Altväterlicher Hausrat, zumeiſt ſorgfältig in Tücher gehüllt, ſtand in Reih und Glied längs der Wände und legte für den Ordnungsſinn des Kaſtellans ein glänzendes Zeugnis ab.

Da ich aber etwas Abſonderliches und Ungewöhnliches erwartet hatte, wollte ich enttäuſcht den Rückzug antreten, als mir einfiel, man müſſe aus dem Eckzimmer eine herrliche Ausſicht auf das Thal genießen.

Allein die Thüre war verſchloſſen.

Der Gärtner war mir bisher ſchweigend gefolgt und hatte den Gipfel ſeines Führeramtes darin erblickt, die Fenſterläden aufzuſtoßen und die Gardinen in die Höhe zu ziehen.

Mir ſchien es, als ob er ſich nur ungern entſchlöße, den Zutritt in dieſes letzte Gemach zu gewähren.

Erſt auf meinen ausdrücklichen Wunſch ließ er ſich herbei, den Schlüſſel aus dem klirrenden Bunde hervorzuſuchen. Unſeren vereinten Kräften gelang es auch mit einiger Anſtrengung, das altmodiſche, verroſtete Schloß zu öffnen.

Das Zimmer ſchien lange Jahre hindurch nicht betreten worden zu ſein.

Eine dicke Staubſchichte lagerte auf allen Möbeln und die Luft war dermaßen ſchwül und moderig, daß ich raſch ein Fenſter aufſtieß, um frei atmen zu können.

Neugierig muſterte ich meine Umgebung.

Es war ein mäßig großes Gemach, deſſen Einrichtung ſich nicht weſentlich von der der übrigen Räume unterſchied. Der Thüre gegenüber hatte zwiſchen den beiden Fenſtern ein mächtiges, altertümliches Himmelbett Platz gefunden. Eine verſchoſſene Decke aus mattgrüner Seide lag über den Polſtern gebreitet und hing in ſchweren, weichen Falten auf die Diele herab.

An der gegenüberliegenden Wand erregte ein nicht ganz ausgeführtes Oelgemälde meine Aufmerkſamkeit.

Es ſtellte zwei kaum dem Knabenalter entwachſene Jünglinge dar.

Der eine von ihnen ſaß auf einem mit hoher gotiſcher Lehne gezierten Stuhle und hatte das zarte von blonden Locken umrahmte Geſicht ſeinem aufrecht ſtehenden Gefährten zugewandt, der trotzig und mürriſch vor ſich hin blickte.

Es war kein größerer Kontraſt zu erſinnen, als dieſe beiden jungen Geſichter boten.

Sinnige blaue Augen und lichtes, gepflegtes Haar der eine.

Dunkle, wirr in die ſchmale Stirne hängende Locken und einen düſteren, entſchloſſenen Blick der andere.

Die ſteife, etwas eckige Zeichnung der Geſtalten verriet eine nur ſchülerhafte Technik. Das ganze Gemälde konnte ſchwerlich Anſpruch auf wahren Kunſtwert erheben. Aber den ſeelenvollen Ausdruck der Züge hatte der Maler meiſterlich wiederzugeben verſtanden.

„Wen ſtellt denn jenes Bild dar?“ frug ich meinen Führer.

Der alte Mann war unter dem Thürrahmen ſtehen geblieben und mür-

Digitized by Google

billigte augenscheinlich mein Eindringen in dieses Allerheiligste. Bei meiner Frage warf er einen raschen, scheuen Blick um sich, als wolle er sich zuerst versichern, daß kein unberufener Lauscher in der Nähe sei, und flüsterte dann geheimnisvoll: „Das ist ja Er!"

„Wer — er?" forschte ich erstaunt.

„Nun — der Graf Hubert!"

Wer denn das sei, und welche Bewandtnis es mit dem Bilde habe?

Der alte Kastellan schien ein Geheimnis zu hüten und keineswegs gesonnen zu sein, es leichten Kaufes preiszugeben. Durch rasch gestellte Kreuz- und Querfragen erfuhr ich indessen so viel, Graf Hubert sei das letzte Mitglied der gräflichen Familie gewesen, das hier gehaust habe. Seit seinem Tode stehe das Schloß leer und unbewohnt.

Wie lange das her sei?

Ueber vierzig Jahre.

„Und während dieser ganzen Zeit hat die Bergburg keinen ihrer Besitzer beherbergt?"

Der Kastellan schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber weshalb denn, in Gottes Namen?!" rief ich aus.

„Es wird wohl seinen Grund haben!" murrte der Alte verdrossen in einem Tone, der jede weitere Frage abschnitt.

Ich aber ließ mich nicht abschrecken und frug nach dem andern jungen Menschen mit den trotzigen dunklen Augen auf dem Bilde.

Das welke Gesicht des Greises veränderte sich plötzlich. Verachtung und unversöhnlicher Haß sprachen deutlich daraus.

„Der — der war ein Lump!" stieß er rauh hervor und wendete sich zum Gehen, es mir überlassend, ob ich noch länger allein das Bild betrachten oder mich ihm anschließen wollte.

In der Hoffnung, Näheres zu erfahren, wählte ich das letztere. Aber meine Neugierde wurde keineswegs befriedigt. Die vielen Fragen hatten mir die Gnade des alten Schweigers gründlich verscherzt. Ein namhaftes Geldgeschenk stimmte ihn nur insoweit versöhnlich, daß er mir bis zum Gartenzaune das Geleite gab und die hölzerne Gitterthüre öffnete.

In diesem Augenblicke humpelte ein hagerer, alter Invalide den Waldweg daher.

Der Stelzfuß war dem Armen auf dem steinigen Wege beim Fortkommen äußerst hinderlich, so daß ich alle Muße hatte, ihn genau zu betrachten.

Er mochte etwa siebenzig Jahre zählen, trug aber trotz seines Siechtums die hohe Gestalt noch stolz aufgerichtet.

Seine Kleidung war fadenscheinig und ärmlich.

An der Seite hing ihm an einem breiten ledernen Riemen eine kleine Drehorgel, durch deren Klänge er seinen kümmerlichen Unterhalt verdienen mochte.

Der Kopf war mit einer alten Militärmütze bedeckt, die gut zu dem scharfgeschnittenen, kühnen Gesichte paßte. Ueber dem linken Auge trug er eine schwarze

Digitized by Google

Binde. Während er mit der einen Hand sein Instrument fest an seine Seite drückte, um es vor allzu heftigem Rütteln zu bewahren, stützte er sich mit der andern auf einen Krückstock, dessen eisenbeschlagene Spitze hell gegen die Steine auf dem holperigen Wege klirrte.

Ohne Gruß, mit auffälliger Hast schritt der seltsame Geselle vorüber.

Auf den alten Kastellan hatte diese Begegnung eine unerwartete Wirkung hervorgerufen. Gleich als sei er auf eine giftige Schlange gestoßen, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück und warf dem Spielmann einen bösen Blick nach.

Dann spie er verächtlich auf die Erde.

Ueber dieses zur Schau getragene feindselige Benehmen belustigt, predigte ich dem greisen Menschenhasser ein größeres Wohlwollen gegen einen vom Schicksale ohnedies so hart Geprüften.

Der Alte blickte mich erstaunt an.

„Wohlwollen — gegen den da?“ frug er dann gedehnt. „Der hinge schon lange am Galgen, wenn es auf der Erde eine Gerechtigkeit gäbe!“

Damit wandte er mir den Rücken und kehrte ohne jeden Gruß in sein Gewächshaus zu seinen Oleanderbäumen zurück.

Da ich ja bereits hinlängliche Beweise seiner Schrullen empfangen hatte, legte ich dem harten Urteile, das er über den armen Invaliden gefällt, kein sonderliches Gewicht bei und hatte den kleinen Vorfall bald gänzlich vergessen.

Wochen zogen ins Land.

Meine Gesundheit hatte allmälich erfreuliche Fortschritte gemacht, so daß mir der Arzt täglich einige Stunden ernster Beschäftigung gestattete. Ich stellte daher meine Morgenspaziergänge zum alten Schlosse ein und pilgerte statt dessen in das nahe gelegene Städtchen, wo ich in der Bücherei des Konviktes einen Schatz alter Handschriften entdeckt hatte. Mittags wanderte ich dann fröhlich in meine Anstalt zurück, um mich den ganzen übrigen Tag durch Müßiggang und waches Träumen auf den Schlummer der Nacht vorzubereiten.

Der Weg führte, sowie man das Stadtgebiet überschritten, durch eine uralte, schattige Lindenallee, die den einstündigen Marsch selbst bei drückender Hitze zu einem angenehmen Spaziergange gestaltete.

Schon am ersten Tage war mir der alte Invalide aus dem Walde aufgefallen, der auf einer Wegkreuzung in der Nähe eines etwas abseits stehenden, verwahrlosten Häuschens Aufstellung genommen hatte und, sowie sich ein Vorübergehender nahte, auf seiner Orgel zu spielen begann.

Aber nicht nur durch unsere frühere Begegnung erregte er meine Aufmerksamkeit, sondern auch durch die seltsame, trotzige Art, mit der er sein Handwerk ausübte und die Mildthätigkeit in Anspruch nahm.

Während er spielte, blickte er starr und hochmütig vor sich hin und würdigte seine Zuhörer keines Blickes. Warf man ihm ein Geldstück zu, so dankte er kaum oder ließ sich im besten Falle zu einem leichten Nicken des grauen Kopfes herbei.

Dabei hielt er aber strenge Wacht, daß kein Bessergekleideter des Weges komme, ohne durch ein Musikstückchen empfangen zu werden.

Digitized by Google

Die Morgen- und die Abendstunden mußten für den Spielmann die einträglichsten sein, da die Allee dann immerhin einigen Verkehr an Fuhrwerk und Fußgängern aufweisen konnte. Zur Mittagszeit jedoch geschah es oft, daß ich den ganzen Weg zurücklegte, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen.

Trotz dieses schlechten Geschäftsganges fehlte der Alte nie auf seinem Platze und stimmte unverdrossen, sowie er mich von weitem erblickte, seine Melodie an.

Die besaß nun allerdings keinen großen musikalischen Wert.

Aber in der sonnendurchglühten Mittagsstille, begleitet von dem summenden Chor der Bienen, die in den mächtigen, duftenden Kronen der Linden ihr Spiel trieben, hatten die leisen, zitternden Töne einen eigenen, einschläfernden Reiz, so daß ich immer ein Weilchen stehen blieb, um ihnen zu lauschen.

Bald konnte ich mir den Heimweg durch die Allee gar nicht mehr ohne die kleine Siesta beim alten Spielmann denken.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich regelmäßig für den gebotenen Kunstgenuß durch ein Geldstück erkenntlich erwies.

War diese Gabe größer, als sie der Invalide gewöhnlich zu empfangen pflegte, so geizte er mir gegenüber auch wahrhaftig nicht mit seinen Tönen. Selbst wenn ich ein gutes Stück Weges weiter geschritten war und lauschend stehen blieb, gleich stimmte der Invalide seine Melodie wieder an.

Zu wiederholtenmalen hatte ich es versucht, ein Gespräch mit ihn anzuknüpfen. Aber er erwies sich noch unzugänglicher und schweigsamer als der taube Kastellan der Bergburg. Unser Verkehr erschien ihm augenscheinlich nur insoweit reizvoll, als er sich auf den Austausch klingenden Metalls gegen klingende Töne beschränkte.

Mein Aufenthalt nahte sich indes seinem Ende.

Trotz der sorgfältigen Pflege und Ruhe hatten die jungen Nerven einen zäheren Widerstand geleistet, als mein verehrter ärztlicher Freund es sich hatte träumen lassen. Der Schlaf wollte sich noch immer nicht regelmäßig einstellen. Statt der naturgemäßen Ermüdung erfaßte mich oft gegen Abend eine peinigende Unruhe, die mir den Aufenthalt in der mir zugewiesenen, niederen Giebelstube ganz unerträglich erscheinen ließ.

So saß ich auch an dem schwülen Augustabend, der meiner Abreise voranging, noch lange am offenen Fenster und blickte auf die stille, vom milden Mondlicht übergossene Landschaft.

Mein Gepäck stand schon reisefertig neben der Thüre.

Vom Arzte und den Patienten hatte ich bereits nach dem Nachtmahle Abschied genommen. Mit dem frühen Morgen wollte ich auf die Bahn, um den ersten Zug zu benützen.

Während ich meinen sechswöchentlichen Aufenthalt überdachte, verfiel ich in eine wehmütige Stimmung, die nun einmal jedem Scheiden anhaftet.

Selbst wenn ich mich jetzt still aus der Welt schliche, nach mir krähte kein Hahn!

Wem würde ich hier abgehen?

Digitized by Google

Niemanden!

Einem doch!

Dem alten Invaliden in der Lindenallee, der durch meine Abreise um sein tägliches Geldstück kam, an das er sich bereits gewöhnt haben mochte.

Armer Alter!

Was er zu dieser späten Stunde wohl trieb?

Ich mußte über mich selbst lächeln!

Aller Wahrscheinlichkeit nach lag er auf seinem Strohsack und schlief — im schlimmsten Falle mit knurrendem Magen, im besten vom Branntweindusel benebelt!

Aber ein seltsamer Kauz blieb er doch mit seinem stolzen, vornehmen Gesichte und seiner trotzigen Art!

Wie verächtlich er damals im Walde an mir vorüber geschritten war!

Das alte Schloß fiel mir ein.

In den letzten Wochen hatte ich es gänzlich vernachlässigt. Eine merkwürdige Sehnsucht erfaßte mich plötzlich, den lauschigen Waldpfad noch einmal zu gehen.

Wer wußte, ob ich jemals wieder in diese Gegend kommen würde!

Dazu lockte der fahle Mond so verführerisch.

An Schlaf war ohnedies nicht mehr zu denken.

Weshalb sollte ich nicht heute — am letzten Tage — die strenge Hausordnung der Anstalt durchbrechen und einen nächtlichen Spaziergang wagen?

Es litt mich nicht länger im Zimmer.

Ich griff nach meinem Hute und schlich leise die Treppe hinab. Unbemerkt gelangte ich ins Freie und hatte bald den dunklen Waldessaum erreicht.

Wie ein Schulknabe, der seinem Lehrer entlaufen, atmete ich tief auf und eilte, die würzige Luft in langen Zügen einsaugend, vorwärts.

Bald lag das alte Schloß vor mir.

Vom unsicheren, zauberhaften Mondlicht umzittert, bot es in der That einen überraschend schönen Anblick. Da die Gitterthüre nur angelehnt war, gelangte ich ohne Schwierigkeit in den Garten.

Ich trat bis an den äußersten Rand der Terrasse vor und lehnte mich über die hölzerne Brüstung. Trotzdem sich unten im Thale ein leichter weißer Nebelschleier lagerte, konnte man doch ein gutes Stück landeinwärts sehen.

In den dicken Gläsern des Gewächshauses schillerten die Mondstrahlen gespenstisch.

Plötzlich quakte im Brunnen auf dem Rasenplatze ein Frosch, als verhöhne er den grauen, pausbackigen Amor, der den leeren Bogen gegen ihn spannte.

Ein Gluckſen im Wasser — dann wieder tiefe Stille.

Ich blickte zu den Fenstern des Schlafgemaches empor und vergegenwärtigte mir, wie sich die blassen Mondstrahlen durch die halberblindeten Scheiben in die tiefe Stube stahlen, gespenstisch längs den dunklen Wänden hinhuschten, bis sie auf das Bild der Jünglinge fielen.

Digitized by Google

Dieses seltsame Bild!

Was mich nur an ihm so geheimnisvoll anzog?

War es wirklich nur der Kontrast der Gestalten, die doch eine unerklärliche Zusammengehörigkeit verband? Welches Schicksal oder welche Schuld wohl den Kitt zu diesem Bunde geliefert haben mochte?

In derartige Grübeleien versunken, schlug ich den Heimweg an.

Aber kaum hatte ich einige hundert Schritte zurückgelegt, blieb ich plötzlich wie festgewurzelt stehen.

Was war das?

Leise, schluchzende Töne waren an mein Ohr gedrungen.

Ich horchte gespannt.

Da — noch einmal und ganz deutlich.

Es war kein Zweifel — das war Musik!

Eine einfache, lustige Weise, die in einzelnen abgerissenen Tönen vom Winde durch den nachtstillen Wald getragen wurde.

Ohne Bedenken verließ ich den gangbaren Pfad und folgte quer durch den Wald der Richtung, aus der die Musik erscholl.

Da ich die Melodie immer deutlicher und klarer vernahm, war ich sicher, nicht irre zu gehen.

Nach einer kurzen Wanderung hatte ich eine Lichtung erreicht. Erstaunt blieb ich stehen.

Vor mir lag — mitten im Walde — ein verlassener Friedhof.

Im Hintergrunde schimmerte ein Kirchlein mit spitzem Gibel und hölzernem Glockentürmchen licht herüber. Ein Dutzend verwahrloster Gräber lag davor. Die meisten von ihnen waren eingesunken und mit einer mitleidigen Grasdecke bewachsen, so daß nur das schiefstehende, altersschwache Kreuz die Stelle verriet, an der ein Toter schlummerte.

Es waren längst Vergessene, die hier ruhten!

Die Eingangsthüre war nur angelehnt und hing schief in den verrosteten Angeln. Allerdings hätte das baufällige hölzerne Geländer, das sich um das Stückchen geweihter Erde zog, kaum ein Kind an unberufenem Eindringen zu hindern vermocht.

Der ganze kleine Kirchhof bot ein Bild des Verwahrlosten und Morschen.

Nur in der Mitte des Gottesackers erhob sich ein gepflegtes Grab.

Sein weißer Stein leuchtete gespenstisch unter den schiefen schwarzen Kreuzen der übrigen Ruhestätten hervor und krönte den gut erhaltenen, mit dunklen Brettern eingedämmten Hügel.

Auf diesem aber saß eine abenteuerliche Männergestalt, die ganz weltentrückt auf einer Geige ein einförmiges Lied spielte.

Daher stammten die schluchzenden Töne im Walde.

Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen!

Der nächtliche Spieler dort auf dem Grabhügel war kein Geringerer als mein stolzer Invalide!

Digitized by Google

Er hatte den Stelzfuß vor sich hingestreckt, die Militärmütze aus der Stirne geschoben und das kühngeschnittene Gesicht voll dem blassen Monde zugekehrt.

Ein schwärmerischer Schmerz, der in seltsamem Gegensatze zu der leichtgeschürzten, fast trivialen Weise, die er seiner Geige entlockte, stand, sprach aus seinen verwitterten Zügen.

Eine Weile lauschte ich, im Schatten der Bäume verborgen, dem einsamen Konzerte, bis ein knisternder dürrer Ast, auf den ich unachtsam getreten, mich verriet. So leise das Geräusch auch gewesen, der Geiger mußte es dennoch vernommen haben, denn unvermittelt sein Spiel unterbrechend, wandte er mir das Gesicht zu und blickte spähend umher.

Es wäre mir bei dem unsicheren Lichte gewiß nicht schwer gefallen, hinter einem Baume mich dem Blicke des einäugigen Invaliden zu entziehen. Aber es schien mir ein Unrecht, noch länger den Lauscher zu spielen. Ueberdies war die Aussicht, durch diese seltsame Begegnung eine nähere Bekanntschaft zu knüpfen, viel zu verlockend, als daß ich mich einfach in die Büsche geschlagen hätte.

Daher trat ich aus dem schützenden Schatten hervor und schritt quer über den mondbeschienenen Friedhof auf den Alten zu.

Er ließ, sowie er meiner ansichtig wurde, die Geige in den Schoß sinken und blickte mir, ohne sich zu erheben, entgegen. Wie ich jedoch näher trat, erschrak ich über den finsteren, feindseligen Ausdruck in seinen Zügen. Die Hoffnung, daß uns diese Begegnung einander näher bringen würde, schien zum mindesten sehr voreilig und unbegründet gewesen zu sein.

Auf meinen freundlichen Gruß erwiderte er rauh: „Was suchen Sie zu dieser Stunde im Walde, Herr?“

„Mit gleichem Rechte könnte ich diese Frage an Sie richten,“ entgegnete ich, durch den unfreundlichen Empfang gereizt. „Denn meines Wissens ist keiner von uns beiden der Eigentümer dieses Forstes.“

Das schien dem Alten einzuleuchten. Auch mußte er sonst gegen meine bescheidene Person nicht viel einzuwenden haben, denn bedeutend freundlicher lenkte er ein: „Ach, Sie sind es! Ich dachte, es sei wieder einer aus dem Dorfe, die hatten es früher oft darauf abgesehen, mich zu stören. Allerdings würden aber auch Sie klüger daran thun, die Nacht zur Ruhe zu benützen!“

Ein leises, verbissenes Wohlwollen sprach aus dem letzten Satze.

„Beherzigen Sie doch selbst diese Lehre,“ lachte ich, „statt zur Mitternachtsstunde sich selbst zum Tanz aufzuspielen.“

Das Gesicht des Invaliden nahm plötzlich einen wehmütigen Ausdruck an. Der finstere Haß und die herbe Verschlossenheit waren aus seinen welken Zügen geschwunden.

„Ich kann ja nicht!“ entgegnete er mit gedämpfter Stimme. „Bei Tage muß ich unten auf der Straße die Orgel drehen! Sie wissen es ja! Und dann — sehen Sie — ich teile ja nicht den dummen Aberglauben, die Geister könnten uns nur in der Mitternachtsstunde umgeben — aber eine innere Stimme sagt mir, daß Er mein Spiel besser hört, wenn alles um uns herum schläft.“

Digitized by Google

„Wer soll Ihr Spiel hören?“ frug ich verständnislos, da ich keinen Lauscher zu entdecken vermochte.

„Nun — der da unten schläft!“ murmelte der Geiger, indem er mit der Hand wie liebkosend über das Grab strich.

Obgleich ich sonst ziemlich spukfest bin, konnte ich mich eines leisen Grauens bei dieser mit unbedingter Sicherheit und Ruhe gegebenen Erklärung nicht erwehren.

Neugierig beugte ich mich über den weißen Stein und entzifferte die mit verwaschenen Goldlettern eingemeißelte Inschrift.

Mit halblauter Stimme las ich:

Hier ruht in Gott
Hubert Graf vom Hochland
geboren am 24. April 1827, gestorben am 17. Mai 1846.

„Daß er aber der Vortrefflichsten und Edelsten einer gewesen — das haben sie hinzuschreiben vergessen!“ ergänzte der Invalide die einfache Widmung.

„Haben Sie den jungen Grafen noch gekannt?“ frug ich betroffen.

„Ob ich ihn gekannt habe?“ Der Alte lachte heiser auf, daß es geisterhaft aus dem Walde wiederklang. „Ja — Herr — das will ich meinen! Und obgleich es mir das bitterste Leid und schwere Schuld eingetragen, danke ich dem Herrgott alle Tage auf dem einen Knie, das er mir gelassen, für das Glück, diesem sonnigen Menschen nahe gestanden zu sein! Sehen Sie — ich bin nur ein armer, verkrüppelter Invalide, aber wenn ich bedenke, daß der Kaiser in Wien von meinem Hubert so viel wie nichts weiß, während ich sogar sein Freund war, — so will es mir scheinen, ich sei der vom Glücke reich Bevorzugte und der Kaiser in seiner Hofburg ein bedauernswerter Bettler.“

Die leidenschaftliche Begeisterung verjüngte und verschönte den Greis. Jahrelang mochte dieses mächtige Gefühl in seinem alten Herzen eingedämmt und eifersüchtig bewacht worden sein. Nun umloderte und verklärte es ihn wie eine heilige, läuternde Flamme.

Mit steigendem Befremden starrte ich ihn an.

Wo war ich diesem Gesichte nur schon begegnet?

Plötzlich durchfuhr mich die Erkenntnis wie ein Blitz. Im Schlafgemach der Bergburg! Auf dem seltsamen Bilde der Jünglinge!

Ohne Zweifel der aufrechtstehende, finster auf die Erde blickende Gefährte des jungen Grafen saß vor mir.

Auf meine diesbezügliche Frage nickte der alte Geiger und schien über die Nachricht, das Bild hänge noch auf seinem Platze, erfreut. Kurz vor seinem frühen Tode habe es der Graf anfertigen lassen, und es sei ihm zum Geschenke bestimmt gewesen.

Weshalb es ihm denn nicht ausgefolgt worden sei?

Kaltblütig erwiderte der Invalide: „Weil sie mich, während er noch auf der Bahre lag, mit Schand und Spott aus dem Hause gejagt haben!“ Nach

Digitized by Google

einer kleinen Pause fügte er trocken hinzu: „Und daran haben sie völlig recht gethan!“

„Sind Sie sich denn eines wirklichen Unrechtes bewußt?“ forschte ich mit dem Gefühle, eine kaum vernarbte Wunde zu berühren.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Lieber Herr,“ meinte er, „die Menschen sind keineswegs gleichwertig. Und da glaubte ich nun, es ist oft gut, ein Minderer beladet sich wissentlich mit einer Schuld, wenn er dadurch einem Vortrefflichen einen Teil der ihm zugedachten Bürde abnehmen kann. Auf der Erde freilich muß man für eine derartige Sünde schwer büßen, aber im Jenseits wird sie einem nicht allzu hoch angerechnet!“

Wie er das meine, und welche Anwendung es auf diesen bestimmten Fall habe?

Der Geiger warf mir einen langen, prüfenden Blick zu, dann aber — meine Jugend schien ihm Vertrauen einzuflößen — fuhr er freundlich fort: „Ich will Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen! Nicht etwa, um Ihnen eine Freude zu bereiten, oder in der Absicht, mein Gewissen durch eine Ohrenbeichte zu erleichtern, sondern einzig und allein, um das Bild meines Freundes in das Herz eines freidenkenden Menschen gesät zu haben, ehe sie mich in die Grube senken.“

Er winkte mir, mich an seiner Seite niederzulassen, legte seine Geige und den Fidelbogen in das trockene Gras, faltete die Hände über dem gesunden Knie und begann mit leiser, etwas unsicherer Stimme.

„Ich heiße Georg und bin drunten im Dorfe geboren. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Von meiner Mutter weiß ich nur, daß sie starb, als ich vier Jahre zählte. Die erste Erinnerung meines Lebens ist ihr Begräbnis.

„Da ich keine Verwandten besaß und sich auch sonst niemand fand, der sich meiner angenommen hätte, wurde ich auf Gemeindekosten erzogen.

„Man wies mich einer armen Tischlerfamilie zu, die hungernd und frierend sechs eigene Kinder durchzubringen hatte und aus den paar Kreuzern, die der Dorfrat für meinen Unterhalt ausgesetzt, noch Nutzen zu ziehen hoffte. Als der Fremdling erhielt ich natürlich immer den schlechtesten Platz bei Tische angewiesen und mußte bei jeder Gelegenheit als Sündenbock dienen. An Schlägen, Hunger und Mißhandlungen haben es meine Pflegeltern wahrhaftig nicht fehlen lassen.

„So wuchs ich heran.

„Ich war kein böses Kind.

„Alles in mir sehnte sich nach Teilnahme. Für ein einziges gutes Wort, eine leichte Liebkosung, einen warmen Blick hätte ich mein ganzes junges, übervolles Herz verschenkt.

„Ich hatte ja eine so brennende Sehnsucht, es zu verschenken.

„Aber es frug keiner darnach!

„So lange ich ein schwacher Knabe war, wurde ich getreten und mißachtet!

„Später wurde es besser.

„Nicht etwa, daß meine Umgebung sich liebevoller gestaltet hätte. Der

Digitized by Google

Grund der günstigen Wendung meines Geschickes lag in meinen zwei nervigen Fäusten, die ich zu gebrauchen wußte.

„Man hatte mich frühzeitig zu einem Schmiede in die Lehre gegeben, und ich hatte meine Freude an der harten Arbeit.

„Wenn ich so am Amboß stand, von der roten Glut des Feuers umstrahlt, das heiße Eisen vor mir, und es meiner ganzen jungen Kraft bedurfte, es zu schmieden und zu formen, da lenkte ich den bitteren Groll, den die jahrelangen Kränkungen in mir aufgespeichert, auf das Stück glühenden Metalls, als läge in ihm das ganze Unrecht der Weltordnung verkörpert vor mir.

„Wilder Trotz bäumte sich auf, die rußige Faust krampfte sich um den eichenen Schaft, ich biß die Zähne zusammen, und sausend flog der schwerste Hammer auf den Amboß hernieder.

„Außer diesen ohnmächtigen Auflehnungen, die mir den Ruf eines tüchtigen Arbeiters einbrachten, begnügte ich mich, meinen Unfrieden durch ein einsames Leben zu bekunden.

„Ich hatte durch lange Jahre nur einen Freund, den Wald. Der aber konnte mich manche Stunden über mein Elend hinwegtäuschen.

„Herr! Sie hätten diese Forste damals sehen müssen!

„Zu jener Zeit waren sie nicht so gelichtet und jedes jungen Nachwuchses beraubt wie heute.

„Knorrige Stämme standen hier und blickten zufrieden auf ein künftiges Geschlecht, wie Väter auf ihre Kinder. Große, vornehme Farnkräuter breiteten träumend ihre Blätter aus, und wo die Rinde eines alten Stammes gar zu rissig wurde, da wand sich liebevoll eine dunkelgrüne Epheuranke um ihn, die häßlichen Gebrechen des Alters den neugierigen jungen Augen verbergend.

„Ja — damals glich der Wald auf ein Haar der Welt! Ein Chaos von Ungleichheit, Kraft, Schwäche und Unterdrückung! Ein ewiger Kampf um Luft und Sonne.

„Und trotzdem war dieser Wald mein Freund.

„Sowie ich ihn betreten, fühlte ich mich frei und wohl.

„Stundenlang konnte ich, auf dem Rücken liegend, in die zitternden, vom Winde leise bewegten Baumkronen blicken und von all dem träumen, was sich ein junges Herz ersehnt.

„Und das ist so viel und so wenig.

„Aber es war dafür gesorgt, daß ich dieser Freundschaft nicht allzu sehr fröne. Mein Meister hielt strenge darauf, seine Gesellen nicht länger in der Schmiede zu missen, als gerade unbedingt nötig war, um das kärgliche Mittagsbrot zu verzehren. Die Abende dagegen mußte ich mich von ihm das Geigenspiel lehren lassen, und zwar mehr zu seinem Vergnügen als zu meinem Nutzen. Denn daß die Finger, die tagsüber unermüdlich den schweren Hammer schwangen, abends nicht gelenkig sein wollten, war erklärlich.

„Später freilich hat mir die Kenntnis der vier oder fünf einfachen Liedchen, die mein musikalisches Um und Auf bilden, unaussprechliche Freude bereitet.

Digitized by Google

„Volle Freiheit genoß ich nur die Sonntage. Die aber brachte ich dafür vom grauenden Morgen bis zur sinkenden Nacht im Walde zu.

„Keine Stunde gleicht dort der andern!

„Von dem Augenblicke an, wo der erste junge Strahl sich scheu durch das grüne Dach stiehlt, bis zur dumpfen Mittagsglut, in der die heißen Lippen der Sonne auf dem kleinsten Blättchen ruhen, und dann wieder bis zum letzten Triller der Nachtigall und dem ersten heiseren Schrei der Eule bietet der Forst ein stets neues, wechselndes Bild, mag sich nun ein azurnes Firmament über die Erde wölben oder klatschender Regen und triefendes Laub die Begleitung zum großartigen Schauspiele abgeben.

„Es war mir heiliger Ernst mit meiner Freundschaft! Sie können es schon daraus ersehen, daß ich an solchen Tagen mit einem Stücke trockenen Brotes vorlieb nahm und leichten Herzens auf den sonntäglichen Mittagstisch verzichtete. Mag dieser auch noch so karg besetzt sein, für einen zwanzigjährigen Magen bedeutet es immerhin ein beachtenswertes Opfer.

„Ja — ich war damals zwanzig Jahre."

Georg hielt inne und blickte träumend vor sich hin.

Dieser Abschnitt in seinem Leben schien ihm schmerzliche Erinnerungen zu erwecken.

Er hatte bisher mit gleichtönender Stimme, wie zu sich selbst gesprochen. Nur bei der Schilderung des Waldes hatte sich sein Vortrag etwas belebt.

Mich würdigte er keines Blickes.

Vielleicht hatte er es verlernt, mit seinesgleichen ein so langes Gespräch zu führen.

Die ganze Begegnung, die nächtliche Stille, der mondbeschienene Friedhof, waren viel zu stimmungsvoll und ergreifend, als daß ich es gewagt hätte, durch neugierige Fragen den Zauber zu bannen.

Still lag ich im trockenen Grase, den Rücken gegen einen der eingefallenen Grabhügel gelehnt, und suchte im verwitterten Antlitz des alten Geigers nach den Zügen des trotzigen jungen Menschen auf dem Bilde unten im Schlosse.

Nach einer kleinen Weile hub Georg wieder an:

„Mitte September hieß es plötzlich, der Graf werde für einige Monate die Bergburg beziehen.

„Diese Nachricht rief im Dorfe eine heillose Verwirrung hervor. Denn obgleich das alte Schloß der Stammsitz seines Geschlechtes war, hatte man den Besitzer noch nie zu Gesichte bekommen. Er nannte in der Nähe der Residenz eine weit prächtigere Behausung und ausgedehnte Ländereien sein eigen. Was Wunder, daß er nach dem alten, halb verfallenen Eulennefte kein sonderliches Verlangen trug.

„Wir wußten von unserem Gutsherrn nicht viel mehr, als daß er ein blutjunger Mensch sei, dessen Gesundheit nicht eben die festeste war. Frühzeitig hatte er die Eltern verloren und stand unter der Vormundschaft eines entfernten, bei Hofe sehr einflußreichen Verwandten.

Digitized by Google

„Ueber den Grund des unerwarteten Besuches wurde nichts verlautbar. Das gab reichen Stoff zum Kopfzerbrechen. Drei Tage lang war im Wirtshause und auf dem Marktplatze von nichts anderem die Rede. Die unsinnigsten Behauptungen wurden aufgestellt.

„Außer mir hat auch später keiner die Wahrheit erfahren.

„Schon nach einigen Tagen rollte ein Wagen durch das Dorf dem Schlosse zu. Alles stürzte zu den Fenstern und zu den Thüren, um den Ankömmling in Augenschein zu nehmen. Es war indessen nur die Dienerschaft, die vorausgesandt worden war, um das seit Jahren unbewohnte Haus in stand zu setzen.

„Anfangs der kommenden Woche sollte der Graf nachfolgen. Der große Tag rückte heran.

„Man hatte Zeit gehabt, einen würdigen, festlichen Empfang vorzubereiten. Ein Triumphbogen aus grünem Reisig und bunten Fahnen war errichtet worden, die Häuser schmückten Kränze, und auf der Wiese hinter der Kirche harrte eine ganze Reihe geladener Böller des Augenblickes, wo sie das Nahen des gräflichen Reisewagens verkünden durften.

„Weder der Schloßherr noch seine Vorfahren hatten mir je ein Leid zugefügt. Allein der Umstand, ihn so vergöttert und geliebt zu sehen, war ein hinreichender Grund, um in meiner verbitterten Seele den tiefsten Widerstand hervorzurufen.

„In dieser unsinnigen und unnatürlichen Auflehnung gegen das Gefühl der Mehrheit floh ich die allgemeine Festesstimmung und vergrub mich im Walde.

„Aber das feierliche Glockengeläute und dumpfe Knallen der Böller drang bis in meine Einsamkeit, als wolle der Wald auch seinen Teil an der Freude haben.

„Und in diesem Augenblicke haßte ich den Grafen!

„Meine Gesinnung wurde keineswegs freundlicher, als ich, in die Werkstatt zurückkehrend, den Meister, die Meisterin und die Gesellen voll des Lobes fand. Meine Abwesenheit war zum Glück nicht bemerkt worden, sonst hätte mir dieser Mangel an Loyalität gewiß eine derbe Lektion von seiten des Schmiedes eingetragen.

„Hatte man im Dorfe gehofft, mit dem jungen Gebieter werde ein lustiges, fröhliches Leben in das alte Schloß einziehen, so sah man sich gründlich getäuscht.

„Die ganze erste Woche verging, ohne daß sich Graf Hubert hätte blicken lassen.

„Außer der großen, flatternden Fahne auf dem Giebel der Bergburg verriet nichts die Anwesenheit der ‚Herrschaft'. Das alte Gemäuer lag still und öde da, gerade wie früher, wo nur Eulen und anderes lichtscheues Gesindel dort Unterkunft gefunden.

„Gleich nach seiner Ankunft hatte der Graf durch den Johann, der heute noch das Schloß bewacht, einen ansehnlichen Betrag unter die Armen verteilen lassen, und auch wer sonst mit einer Bitte an das Schloßthor klopfte, wurde nie unbillig abgewiesen.

Digitized by Google

„Aber Hubert erntete schlechten Dank dafür.

„Was man im Dorfe von ihm erwartete, waren glänzende Feste und Schaustellungen, wobei es für die Müßigen etwas zu begaffen gäbe."

Georg schob die alte Soldatenmütze etwas in die Höhe und fuhr mit der braunen Hand über die Stirne, als wolle er seine Gedanken sammeln.

Dann setzte er, tief Atem holend, wieder ein:

„Ich hätte den Grafen wahrscheinlich nie zu Gesichte bekommen, würde er nicht meine Liebe zur Waldeinsamkeit geteilt haben.

„Ein ganz eigener Zufall führte uns dort zusammen.

„Und das kam so.

„Als ich bei sinkender Nacht von einem meiner Sonntagsausflüge heimkehrte, erregte ein im Gebüsche heftig zappelnder Gegenstand meine Aufmerksamkeit. Näher tretend gewahrte ich einen Hasen, der sich mit den Hinterläufen in einer Schlinge gefangen hatte, und sich nun alle Mühe gab, die verlorene Freiheit wieder zu erlangen.

„Mitleidig wollte ich ihm dabei behilflich sein.

„Aber kaum, daß ich mein Samariterwerk begonnen, tönte plötzlich eine rauhe Stimme an mein Ohr: ‚Habe ich Dich endlich ertappt, Du schlechter Kerl! Warte, ich werde Dir das Wildern legen!'

„Es war der Oberförster, der zu meinen erbittertsten Feinden zählte, und dem, wie ich wußte, mein abenteuerliches Treiben im Forste seit jeher ein Dorn im Auge war.

„Er war auf der Lauer gelegen, um den Schlingensteller beim Abholen der Beute zu betreten.

„Der Schein war wider mich.

„Der Beamte konnte unter seinem Diensteid aussagen, mich bei der Schlinge, den Hasen in der Hand ertappt zu haben, und ich mochte dann beteuern, so viel ich wollte, daß ich dem gequälten Tiere nur die verlorene Freiheit wiederzugeben beabsichtigte — keiner würde mir Glauben schenken.

„Blitzschnell schoß mir diese Erkenntnis durch den Kopf und raubte mir jede Widerstandskraft.

„Willenlos ließ ich mir die Hände mit einer starken Hanfschnur auf den Rücken binden, deren Ende der Förster, damit ich ihm nicht entlaufe, um seinen Patronengürtel schlang.

„So sollte ich — gleich einem gemeinen Diebe — durch das Dorf geführt werden.

„Schon sah ich im Geiste die lachenden, schadenfrohen Gesichter. Schon hörte ich das Johlen der halbwüchsigen Kinder, die einen solchen Zug zu begleiten pflegen.

„Siedend heiß schoß mir das Blut in die Schläfen!

„Einen Versuch der Rechtfertigung wollte ich doch wagen! ‚Herr Oberförster,' stammelte ich, ‚ich schwöre Ihnen . . .' Nur Gott weiß, wie schwer mir diese wenigen Worte fielen. Ein rohes Lachen war ihre einzige Wirkung! Und ich schwieg.

Digitized by Google

„Zehn Jahre meines Leben hätte ich freudig dahingegeben, hätte ich dadurch den Versuch einer Rechtfertigung ungeschehen machen können.

„Was immer geschehen würde, ich war entschlossen, von nun an allen Fragen den Stolz des Besiegten, das Schweigen, entgegenzusetzen.

„Schon schickte ich mich an, stumm meinem Peiniger zu folgen, da teilte sich, wenige Schritte von mir entfernt, das Gebüsch und ein schlanker junger Mensch in einfacher Jagdkleidung, doch ohne Gewehr, trat uns entgegen.

„Sein blasses, von blonden Locken umrahmtes Gesicht erschien im Mondlicht weltfremd und geisterhaft.

„Der Förster riß, sowie er seiner ansichtig wurde, den Hut vom Kopfe und wünschte im dienstlichen Tone dem gnädigen Herrn Grafen eine geruhsame Nacht.

„Das also war der Graf!

„Das verwöhnte Kind des Glückes!

„Und er kam her, um sich an meiner Schande zu belustigen! Ich fühlte es ja, wie seine Augen auf mich gerichtet waren! Und eben deshalb blickte ich absichtlich auf die Erde, obgleich es sonst keineswegs meine Sache war, einem Auge auszuweichen.

„Ich wußte nicht weshalb — aber ich wollte seinem Blicke nicht begegnen.

„‚Warum bindest Du diesen Mann?‘ frug er mit weicher Stimme, der man es anhörte, sie habe das strenge Befehlen lernen müssen, wie ein anderer die Sprache der Nachsicht.

„‚Er ist ein gefährlicher Wilddieb, Herr Graf, und ich habe ihn soeben bei frischer That ertappt!‘ suchte sich der Beamte zu rechtfertigen.

„‚Wie heißt Du?‘ fragte die weiche Stimme weiter.

„Ich wußte sehr gut, daß die Frage mir galt.

„Aber ich schwieg.

„‚Hörst Du nicht, Schlingel, der Herr Graf fragt, wie Du heißest!‘ ermahnte mich der Förster zum Respekte und zerrte, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, an der Hanfschnur.

„‚Georg!‘ preßte ich undeutlich hervor.

„‚Also, Georg, warum hast Du gewildert?‘

„‚Ich habe es nicht gethan!‘ trotzte ich wild.

„‚Das mußt Du sagen,‘ fuhr der Graf mit scherzender Ueberlegenheit fort, ‚sonst wirst Du unschuldig bestraft!‘

„War es nun der gütige Klang seiner Stimme, oder regte sich damals schon das geheimnisvolle Band, das mich später an diesen Menschen schloß — ich konnte nicht länger schweigen.

„‚Es ist ja umsonst!‘ stieß ich hervor. ‚Es glaubt mir ja doch keiner!‘

„Einen Augenblick tiefe Stille.

„Dann klang es weich und freundlich an mein Ohr: ‚Doch, Georg, siehst Du — ich zum Beispiel — ich glaube Dir!‘

„Und befehlend fügte Hubert zum Förster gewandt hinzu: ‚Gib seine Hände frei!‘

Digitized by Google

„Ich fühlte, wie mir die Fesseln abgenommen wurden.

„Ich wollte danken — aber diesmal versagte die Sprache von selbst ihren Dienst.

„Scheu blickte ich meinen Retter vor Schmach und Spott an. Unsere Augen begegneten sich — zögernd, noch mit Lichtern des tödlichen Hasses das meine — offen, voll Nachsicht und Edelmut das seine.

„Und plötzlich wußte ich, weshalb ich vorhin dieses Auge nicht sehen wollte!

„Weil ich den ganzen Menschen lieben mußte — wenn ich ihm einmal ins Auge geblickt!

„Ja, mein lieber Herr — Sie können es mir getrost glauben! Es gibt eben Augen, ohne die, hat man sie erst einmal leuchten gesehen, einem die ganze Welt grau und undenkbar däucht, gerade wie ohne Sonne, Licht und Sterne!

„Damals freilich hatte ich zu solchen Gedanken keine Zeit. Denn ohne meinen Dank abzuwarten, nickte mir der Graf freundlich zu und schritt langsam, vom Förster gefolgt, den Waldpfad entlang.

„Ich blieb verwirrt und beschämt mir überlassen.

„Wie ein Alp, der bisher jedes Keimen verhindert, war es mir von der Brust gefallen.

„Ich atmete freier.

„Es war der Haß und der Neid, die sich langsam, wie der Schnee beim ersten warmen Wehen des Frühlings, von meinem Herzen lösten.

„Von meinem Herzen, das bisher eigenmächtig lieben oder hassen wollte, und nach dessen Schlag noch keiner gefragt.

„Einige Tage später begegnete ich dem jungen Grafen abermals im Walde. Er frug mich, ob ich den Weg zum Hundskopfe, einem stumpfen Bergkegel, kenne und ob ich ihm als Führer dienen wolle.

„Nur ungern erklärte ich mich bereit, denn ein guter Rest Groll lag noch in meiner verbitterten Seele versteckt.

„Aber während wir langsam den steilen Weg emporkommen, verstand er es meisterhaft, durch kluges Fragen mich allmälich gesprächig zu stimmen.

„Der peinliche Vorfall bei unserer ersten Begegnung wurde mit keiner Silbe berührt.

„Auf dem Heimwege waren wir uns bereits bedeutend näher gerückt.

„Er schien an mir Gefallen zu finden, denn beim Abschiede verabredeten wir für den kommenden Sonntag einen neuerlichen Streifzug. Aber ich sollte ihn nicht etwa im Schlosse abholen, sondern wir wollten uns im Walde treffen. Der Hundskopf schien uns beiden zu diesem unschuldigen Stelldichein gerade geheimnisvoll genug.

„Herr! Sie werden es nicht begreifen, wie ein junges Herz gegen so viel Freundliches dermaßen verhärtet sein kann, aber kaum war ich dem sonnigen Einflusse Huberts entzogen, da regte sich gleich wieder der alte Trotz, und ich bereute meine Zusage gegeben zu haben.

Digitized by Google

„Da ich jedoch mein Wort verpfändet, wollte ich es auch einlösen. In gar zu ungünstigem Lichte wäre ich doch schon damals dem jungen Gutsherrn nicht erschienen.

„Der nächste Sonntag war ein kalter, regnerischer Geselle und nichts weniger als einladend, den Wald zu durchstreifen. Ich hoffte, der verwöhnte Grafensohn würde nicht Wort halten. Aber ich irrte.

„Noch ehe die Uhr auf dem Kirchturme die verabredete Stunde geschlagen, kam er den steilen Waldpfad herauf.

„Trotzdem er langsam gegangen, flog sein Atem, als hätte er einen anstrengenden Marsch hinter sich. Seine Wangen dagegen bedeckte erschreckende Blässe.

„Ohne auf seinen Zustand zu achten, begrüßte er mich wie einen langjährigen Freund und frug, was ich die Woche über getrieben habe. Alle meine kleinen Erlebnisse mußte ich ihm haarklein berichten, und es war wahrhaft rührend, welche Aufmerksamkeit er den geringsten Vorkommnissen schenkte.

„Mit unserem Streifzuge aber war es für diesmal nichts. Hubert fühlte sich die letzten Tage angegriffen, so daß es ihn bereits Mühe gekostet, den Weg bis auf den Hundskopf zurückzulegen.

„Aber der nächste Sonntag sollte uns wieder vereinen.

„So hielten wir es den ganzen Oktober.

„Er warb um meine Freundschaft.

„Ich kann es mir heute noch nicht erklären, welchen Gefallen er an meinem Umgange finden konnte!

„Wenn ich ihn diesbezüglich mit Fragen bestürmte, dann lächelte er seltsam schön und nannte unsere Beziehung eine jener Wahlverwandtschaften, wie sie zu allen Zeiten einzelne Menschen verbunden.

„Und das seien die schönsten Lichter auf dem dunklen Gemälde der einzelnen Epochen.

„Der Allerseelentag rückte heran.

„Uns beiden erschien es selbstverständlich, daß wir den Nachmittag zu einem gemeinsamen Ausfluge verwenden müßten.

„Zur gewohnten Stunde trafen wir uns im Walde und streiften ohne festes Ziel planlos landeinwärts.

„Dabei gewahrten wir gar nicht, wie sich das Firmament über unseren Häuptern allmälich zu verdunkeln begann.

„Erst ein grollender Donner, dem gleich darauf schwere, klatschende Regentropfen folgten, machte uns auf das drohende Gewitter aufmerksam.

„Was half es, daß wir gleich den Heimweg anschlugen! Der Sturm brauste uns mit solcher Gewalt entgegen, daß Hubert ihm nur mit Anstrengung aller Kräfte Trotz bieten konnte.

„Ich schlug daher vor, hier auf dem Waldfriedhofe Schutz zu suchen, da, dank dem Allerseelentage, das Kirchlein voraussichtlich geöffnet sein würde.

„Er war es zufrieden.

Digitized by Google

„Kaum hatten wir das schützende Dach erreicht, so brach der Orkan mit verdoppelter Gewalt los.

„Die Bäume ächzten im Sturme, das welke Laub aus dem Walde und die frischen Blumen auf den Gräbern wurden wirbelnd durch die Luft getragen, bis ein wolkenbruchartiger Regen besänftigend auf die Erde niederrauschte. Dazwischen lange, flackernde Blitze und dröhnende Donnerschläge!

„In der Kapelle herrschte geheimnisvolles Dunkel.

„Ein entnervender Geruch von Weihrauch und erloschenen Kerzen erinnerte an die vor wenigen Stunden vollzogene Zeremonie. Der Altar trug noch den düsteren Trauerschmuck. Einer der hohen, mit silbernem Papier beklebten Leuchter war umgestürzt und lag quer über der weißen Decke, so daß man sein hohles, hölzernes Innere gewahrte.

„Hubert hatte die Thüre weit geöffnet und einen der Betbänke nahe zum Ausgange gerückt.

„Die gedrückte, schwüle Luft schien ihn zu beängstigen. So saß er, die schmalen weißen Hände über dem Knie gefaltet, und blickte schwermütig in die aufgewühlte Natur.

„Bei der grellen, zuckenden Beleuchtung der Blitze erschien mir sein Antlitz erschreckend bleich und entstellt. Seine Augen aber blickten fest und starr, wie die eines mutigen Menschen, der einem unentrinnbaren Geschick gefaßt entgegensieht, ohne sich jedoch des Grauens ganz erwehren zu können.

„Seiner Gewohnheit entgegen war er schweigsam und in sich gekehrt. Anfangs schrieb ich diese Stimmung dem Eindrucke des Sturmes zu gute, der ja für ein Stadtkind genug des Erschreckenden bot.

„Aber da gewahrte ich, wie sein Auge in feuchtem Glanze schimmerte, bis allmälich an seinen langen Wimpern eine große, einsame Thräne perlte.

„Zitternd löste sich der helle Tropfen und rollte langsam die junge Wange hinab.

„Und in diesem Augenblicke erkannte ich, wie sehr er meine Seele erobert hatte.

„Ich warf mich vor ihm auf die Kniee, tastete nach seiner Hand und flehte um sein Vertrauen.

„Ich flehte darum wie ein Bettler um ein Almosen, wie ein Verzweifelter um das Leben!

„Mein Stolz, meine Zurückhaltung, alles war geschwunden in dem Augenblicke, als ich ahnte, daß er litt!

„Keine Erniedrigung wäre mir zu entehrend, kein Preis zu hoch erschienen!

„Mir war es, als hätte ich erst jetzt ein Recht, ihn zu lieben! Und da — hingerissen durch mein flammendes Flehen — gestand er mir mit zuckenden Lippen, beim Heulen des Sturmes und krachenden Donnerschlägen, wie namenlos elend er war!

„Von einem unheilbaren Herzleiden, das schon seinen Vater hinweggerafft, befallen, ahnte er seinen frühen Tod!

Digitized by Google

„Von Tag zu Tag konnte er das Fortschreiten des Leidens wahrnehmen.

„Und er liebte das Leben!

„Er liebte es nicht nur, weil er für die Sonne, das Licht und das Schöne empfänglich war, sondern hauptsächlich, weil er eine Schuld sühnen zu müssen wähnte.

„Eine Schuld und dieser vortreffliche Mensch! So unglaublich es auch klingt, es war dem so.

„Trotz seiner großen Jugend hatte Hubert die Liebe bereits kennen gelernt. Ein junges Mädchen hatte ihm heftige Leidenschaft eingeflößt.

„Dieses Verhältnis war nicht ohne Folgen geblieben.

„Und er mit seinem feinen Rechtsgefühl, er fühlte schwer die Verpflichtung, jenes Mädchen zu seiner Gattin zu erheben, und jenem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben.

„Das arme Geschöpf, das durch ihn selig und unselig geworden, nicht zum Altare zu führen, schien ihm ein Akt des schwärzesten Verrates.

„Er hätte auch keinen Augenblick gezögert, allen Standesvorurteilen zum Trotze, nach Recht und Gewissen zu handeln. Da er jedoch minderjährig war, scheiterte sein guter Wille an dem seines Vormundes.

„Es war zu so heftigen Auftritten gekommen, daß Huberts zarte Gesundheit durch die fortgesetzten Aufregungen argen Schaden gelitten.

„Drei Wochen lang hatte er schwer krank darnieder gelegen. Die besten Aerzte waren eiligst aus der Residenz verschrieben worden und durch ihren Beistand hatte sich der Kranke allmälich erholt.

„Des Oheims Starrsinn schien durch diese Wendung gebrochen. Eines Tages hatte er dem Genesenden eröffnet, er würde seine Einwilligung nicht länger versagen, wenn Hubert feierlich bei dem Andenken seiner Mutter gelobe, ein volles Jahr seine Verlobte weder zu sehen noch irgend einen Verkehr mit ihr zu unterhalten.

„Dieser Vorschlag mußte auf den ersten Blick als eine nicht allzu unbillige Prüfung der Liebesleute erscheinen.

„In diesem Sinne hatte Hubert bereitwillig in die versöhnliche Hand des Oheims geschlagen und jenes Versprechen auf das Kruzifix gelobt.

„Er war ja seiner selbst so sicher!

„Durch einen letzten Brief wurde die Geliebte verständigt und er war, wie es vereinbart, abgereist.

„In einem Jahre wollte er wiederkommen und sein Wort einlösen.

„Aber die Rechnung des schlauen Vormundes war anders gestellt.

„Ein erneuter, von den Aerzten vorhergesehener Anfall des alten Leidens hatte Hubert in Wien bald darauf auf das Lager geworfen.

„Und da hatte ihn zum erstenmale die entsetzliche Furcht, er würde sterben, ehe die ausbedungene Frist abgelaufen, erfaßt!

„Das Mädchen und das Kind wären dann für immer der Schande preisgegeben!

Digitized by Google

„Seit jenem Tage stand dieses Gespenst bei Tag und Nacht drohend hinter ihm.

„Deshalb war er in die alte Burg seiner Ahnen geflohen!

„Hier wollte er in Ruhe und Abgeschiedenheit leben — nur von dem Willen beseelt, den morschen Körper so lange zu erhalten, bis er die Ehre seines Kindes fleckenlos hinterlassen könnte.

„Das alles erzählte er mir mit fliegendem Atem und leuchtenden Augen. Dann frug er mich, wie es meiner Ansicht nach um ihn bestellt sei? Dabei blickten seine Augen so todestraurig und qualvoll, daß ich fast laut aufgeschluchzt hätte.

„Mit unsagbarer Mühe gelang es mir, ihn zu beruhigen. Seine harten Sorgen wegzuscherzen, dazu fühlte ich nicht die Kraft in mir. Ich schloß ihn daher in meine Arme und sprach ihm wie einem geliebten Kinde Trost zu. Ich sprach von Gott, vom Paradiese, von der ewigen Gerechtigkeit — von lauter Dingen, deren man sich im Leiden erinnert, selbst wenn man den Glauben an sie längst verloren hat.

„Ich meinte es zu fühlen, wie er vertrauensvoll auf meine Worte baute.

„Und sehen Sie — da war ich zum erstenmale in meinem Leben wahrhaft glücklich!"

Georg hielt inne und blickte mich fragend an, als erwarte er von mir die Lösung dieses seelischen Vorganges.

Der bewegte Vortrag seiner Erzählung hatte mich jedoch so nachhaltig ergriffen, daß ich, unfähig, ein Wort zu stammeln, ihm bloß stumm zuzunicken vermochte.

Der Invalide gab sich damit zufrieden und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Drei Tage später trat ein herrschaftlicher Diener in unsere Schmiede und lud mich im Auftrage des jungen Grafen ein, ihm auf das Schloß zu folgen.

„Sie können sich vorstellen, welchen Eindruck dieser Ruf auf meinen Meister und die Gesellen machte, hatten sie doch von meinen geheimnisvollen Zusammenkünften keine Ahnung, da selbst der Förster reinen Mund gehalten. Aber ich selbst war nicht weniger bestürzt als meine Umgebung.

„Was konnte Hubert veranlaßt haben, unserer Abmachung so schroff zuwider zu handeln?

„Auf all mein Befragen wußte der Diener nur den Bescheid, sein Gebieter müsse seit zwei Tagen das Zimmer hüten.

„Im Schlosse angelangt führte man mich sogleich zum Grafen.

„Er lag in seinem hohen Himmelbette und lächelte mir aus seinen weißen Kissen freundlich entgegen. Dann bat er mich in seiner liebenswürdigen, scherzenden Art um Verzeihung wegen des Verrates am Geheimnis unserer Freundschaft. Aber das böse Leiden mache sich in so hohem Grade fühlbar, daß er für lange Zeit den Wald nicht wieder werde betreten können.

„Und da wollte er, wenn seine Liebe schon im Schatten blühen müsse, wenigstens die Freundschaft im Sonnenlichte offen bekennen.

Digitized by Google

„Vorsichtig rückte er mit allerlei Plänen hervor.

„Ich sollte meine Schmiede für immer verlassen und in seiner nächsten Umgebung verbleiben bis zu dem Tage seiner Verehelichung.

„Dann würde er mich nach erreichter Mündigkeit über die Bergburg und die dazu gehörigen Ländereien als Verwalter mit fast uneingeschränkten Herrenrechten einsetzen.

„Ich sollte dort herrschen, wo ich so viele Demütigungen erlitten.

„War diese Aussicht schon verlockend genug, so wußte Hubert die Frage noch dazu derart zu drehen und zu wenden, daß es den Anschein gewann, als erheische er ein großes Opfer von meiner Freundschaft.

„Ich hätte der widerspenstigste Mensch auf Gottes Erde sein müssen, wäre ich noch länger starrköpfig geblieben.

„So zog ich auf das Schloß.

„Wie man im Dorfe den Umschwung meiner Verhältnisse aufnahm, erfuhr ich nie. Denn damals kam ich lange Monate hindurch nicht aus dem Umkreise der Bergburg, und als ich später auf und davon zog — da frug ich nicht viel darnach, was Müller und Schulze über mich gesprochen hatten.

„Eine herrliche Zeit brach an!

„Obgleich sich Hubert nicht mehr ganz erholte, kamen doch Tage, ja selbst Wochen, in denen uns sein Befinden zu den besten Hoffnungen berechtigte.

„Aus jener Zeit stammt auch das Bild, von dem Sie sprachen!

„Es sollte mir zur Erinnerung an ihn dienen, wenn ich in seinem Namen die Bergburg regierte.

„Eine helle Freude hatte er an meinem Geigenspiel.

„So unfertig und holperig es war, er konnte ihm stundenlang lauschen und behauptete in den einfachen Melodien ein Stück meines Ichs zu entdecken.

„Er war eben kein Mensch wie die übrigen.

„Die langen Abende suchten wir durch das Schachspiel, das er mich mit unerschöpflicher Geduld gelehrt, zu verkürzen.

„So verstrich der Winter.

„Der Reif fiel von den Bäumen.

„Das Frühjahr brach an.

„Nur noch einige Monate und die vom Oheim gesetzte Frist war abgelaufen.

„Aber Hubert wurde immer kränker.

„Im April konnte er noch an warmen, sonnigen Tagen, auf meinen Arm gestützt, den Garten besuchen.

„Im Mai jedoch — den sie den Wonnemonat nennen — war er nicht mehr im stande, sein Lager zu verlassen.

„Immer entsetzlicher beschlich ihn die Gewißheit des Todes.

„Durch qualvolle Stunden rang er nach Luft! Immer mutig, immer kämpfend — denn er wollte leben, um seine Ehre einzulösen.

„Ein Martyrium, wie man es sich nicht entsetzlicher ersinnen kann, begann

„Schwerer als er hat kein Sterblicher eine Schwäche gebüßt!

Digitized by Google

„Die Nächte waren meist schlaflos.

„Im Schweiß gebadet saß er in seinen Kissen, die schmalen Hände in die gelbe Seide der Decke gekrallt, das schöne, klare Auge starr vor sich hin gerichtet.

„O, ich kannte diesen Blick und was er bedeutete!

„Sein ganzer eiserner Wille zum Leben, zur Ehre lag darin verkörpert.

„Das einzige, was Hubert in solchen Stunden Ruhe und Zerstreuung gewährte, war meine Geige.

„Bei den Klängen der einfachen Liedchen wich oft die Spannung von seiner Seele, und müde lächelnd nannte er mich seinen David.

„So haben wir oft gemeinsam das junge Morgenrot begrüßt.

„Er beschwor seinen Oheim in heißen, leidenschaftlichen Briefen.

„Eine kühle, ablehnende Antwort traf ein, die auch den Besuch eines berühmten Arztes ankündigte.

„Seinem Körper wollte man jede erdenkliche Erleichterung gewähren, aber seiner gepeinigten Seele nicht den Frieden geben.

„Der Gelehrte gab sich redliche Mühe, das schon flackernde Licht zu erhalten.

„Aber seine Kunst war vergebens.

„Trotz aller aufmunternden, tröstlichen Worte gelang es ihm nicht, auch nur den Schein einer Hoffnung zu erwecken.

„Bald beschränkte er sich darauf, die Schmerzen lindern zu wollen.

„Gegen die peinigende Schlaflosigkeit verschrieb er ein Opiat, das dem Kranken die ganze Nacht hindurch in kleinen Mengen gereicht werden mußte, da eine größere Dosis, auf einmal dem schwachen Organismus zugeführt, die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können.

„Mir lag es ob, ihm die Arznei zu reichen.

„Meine Gewissenhaftigkeit und Ausdauer bei Huberts Abwartung hatten mir allmälich das Vertrauen und Wohlwollen des Doktors errungen.

„Eines Nachmittags stahl ich mich auf sein Zimmer und beschwor ihn, mir die Wahrheit zu sagen. Er mochte Mitleid mit mir empfinden oder auch meine Frage auf ein gewöhnliches, egoistisches Moment zurückführen — kurz, er ließ sich erweichen und gestand mir, daß schon in den nächsten Tagen die Katastrophe unausbleiblich eintreten müsse.

„Und er hatte recht.

„Immer rascher griff der Verfall um sich.

„In einer stillen Nacht — ich war ermattet in einem Lehnstuhle eingeschlummert — rief Hubert leise meinen Namen.

„Wie ich an sein Bett trat, tastete er nach meiner Hand und fragte mich, sie fest in der seinen haltend, auf Ehre und Gewissen: ‚Georg, glaubst Du, daß ich die Zeit erleben werde?'

„Ich wußte, welche Zeit er meinte und wie sehr sein Herz an der Bejahung dieser Frage hing.

Digitized by Google

„Es wäre bei Gott eine fromme Lüge gewesen!

„Aber wie er mich so vertrauensvoll anblickte — mußte ich die Wahrheit sagen!

„Der Herr vergebe mir diese Grausamkeit!

„Er nickte mir zu und flüsterte, er fühle es selbst.

„Dann verlangte er Feder und Papier und schrieb einen langen Brief an jenes Mädchen.

„Er könne sein Wort nicht einlösen — denn stärker als seine Ehre sei der Tod.

„Aber sich feige aus der Welt schleichen, ohne sein Unrecht einzugestehen, das wolle er nicht.

„Das Bewußtsein seiner Schuld werde erst der letzte Atemzug ihm rauben.

„Dieses Schreiben befahl er mir auf die Post zu tragen.

„Seit jener Nacht schien er den Kampf aufgegeben zu haben.

„Still und ergeben lag er in seinen Kissen, der Welt und dem Leide entrückt.

„Er erwartete den Tod.

„Manchmal bat er mich, zur Geige zu greifen.

„Aber ich mußte ihm diese Bitte abschlagen, da es mir der Arzt in letzter Zeit streng verboten.

„Ohne zu murren fügte er sich auch darein.

„Gegen Abend des sechsten Tages rollte eine Extrapost in den Schloßhof.

„Von einer bösen Ahnung getrieben, verließ ich das Krankenzimmer, um Erkundigungen einzuziehen.

„Es hieß, der Oheim des Grafen sei eingetroffen und habe, ehe er dem Schloßherrn gemeldet würde, den Arzt zu sprechen verlangt. Wenn es eine Vorsehung gibt, so war sie es, die mich jetzt handeln hieß.

„Ohne mir Rechnung zu legen, was ich eigentlich that, nur vom Triebe beseelt, Hubert gegen eine Gefahr zu schützen, die ich instinktiv ahnte, eilte ich in das zweite Stockwerk und schlich mich leise in die an die Stube des Arztes stoßende Kammer.

„Durch die dünne Thüre vermochte ich jedes Wort, das drinnen gesprochen wurde, zu belauschen.

„‚Graf Hubert ist also nicht mehr im stande, eine so erschütternde Nachricht zu vernehmen?‘ hörte ich eine mir unbekannte Stimme fragen.

„‚Nein, entschieden nein!‘ erwiderte der Arzt. ‚Wir erwarten stündlich die Auflösung.‘

„‚Aber Sie sagen selbst, es könne noch Tage dauern!‘ forschte die fremde Stimme.

„‚Im besten Falle drei — vier Tage! Ein so heftiger, seelischer Schmerz müßte jedoch unbedingt die Frist verkürzen!‘

„‚Und dafür stehen Sie ein, Herr Doktor?‘

„‚Mit meiner vollen Ehre als Arzt!‘

Digitized by Google

„Aufgeregte Schritte erschollen, dann plötzlich Stille. Der Oheim flüsterte mit gedämpfter Stimme etwas dem Arzte zu.

„‚Aber wie konnte das Unglück nur geschehen?‘ fragte dieser ebenfalls leise, jedoch deutlich genug, daß ich jedes Wort verstehen konnte.

„‚Der andere stampfte unwillig auf die Diele. ‚Wer konnte das ahnen!‘ rief er zornig. ‚Mittags war das Mädchen bei mir und wies einen Brief Huberts vor, indem ihr dieser von seinem Tode sprach. Sie beschwor mich, die Ehe zu bewilligen — ihres Kindes halber. Natürlich mußte ich ihre Bitte abschlagen. Darauf ging sie anscheinend völlig ruhig von mir. Zwei Stunden später — zog man sie und ihr Kind als Leichen aus dem Teiche!‘

„‚Schrecklich!‘ stöhnte der Arzt. ‚Und Graf Hubert muß dieses Drama erfahren?‘

„‚Ich sehe keinen Ausweg!‘ entgegnete der andere dumpf. ‚Ihr letzter Wille ist an ihn gerichtet.‘

„‚Gut denn!‘ entschied der Gelehrte. ‚Ich will Ihnen beistehen!‘

„Ich hörte, wie er sich erhob und den Stuhl rückte.

„Siedend heiß schoß mir das Blut in die Schläfen.

„Ich dachte keinen Augenblick an das traurige Los der Selbstmörderin! Was galt die mir! Aber jene zwei Männer, die hinuntergehen wollten und meinem Hubert das Herz brechen!

„Alles andere auf der Erde erschien mir geringfügig gegen diese ungeheure That!

„Es wußte ja keiner außer mir, wie er leiden würde! Wie er leiden konnte!

„Eine wahnwitzige Hoffnung überkam mich, er sei in diesem Augenblicke gestorben.

„Sie würden zu spät kommen!

„Es war mir fast Gewißheit!

„Ich stürmte die schmale Treppe hinunter — durch die Wohnräume — in das Schlafgemach — zu seiner Leiche — wie ich hoffte! hoffte!

„Aber Gott war nicht barmherzig! Er lebte!

„Er schien sogar etwas geschlummert zu haben.

„Auf seiner blassen Stirne thronte schon der erhabene Friede des Todes.

„Und wie ich diesen Frieden sah — ich, der ich wußte, wie mühsam und wie schmerzvoll er errungen — da schwor ich mir zu: So lange du lebst — soll keiner ihm seine Ruhe rauben! Für seinen Frieden — alles! Dein Blut — dein Leben — deine Ehre!

„Und mit fiebernder Hast füllte ich den kleinen Becher mit dem starken Opiate bis zum Rande und reichte ihn meinem Liebling mit dem einzigen Worte: ‚Trink!‘

„Ich hörte Schritte im Nebenzimmer. Es war der Oheim!

„Jeden Augenblick mußte er eintreten.

„Und Hubert zögerte.

„Die große Dosis, meine Erregung fielen ihm auf. Zweifelnd, mich voll anblickend, frug er: ‚So viel?‘

Digitized by Google

„‚Ja! Trink!‘ preßte ich heiser hervor. ‚Wenn Du mich lieb hast, so — trink!‘

„‚Gut!‘ entgegnete er. ‚Aber dann mußt Du mir auf Deiner Geige etwas spielen! Versprichst Du mir das?‘

„Ich nickte: ‚Alles, was Du willst!‘

„Er blickte mir fest in die Augen — mit feierlichem Ernste — dann trank er lächelnd mir zu — auf einem Zuge — das ganze Glas!

„Ich glaube, er hatte es verstanden, daß ich ihn töten wolle! Und im Vertrauen zu mir — starb er!“

Der alte Invalide schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf. Die Erinnerung an jene entsetzliche Stunde hatte ihn leidenschaftlich übermannt.

Erst nach einer guten Weile war er wieder so weit Herr seiner selbst, daß er in seiner Erzählung fortfahren konnte.

„Kaum hatte Hubert das Gift getrunken, so sank er entkräftet in die Kissen zurück. Er erfaßte meine Hand, und einige Minuten später schloß er die Augen.

„In diesem Augenblicke trat der Oheim und der Arzt ein.

„Ich winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten, und flüsterte, so leise ich nur konnte, daß die Auflösung nahe.

„Aber das feine Ohr des Sterbenden mußte meine Stimme trotzdem vernommen haben.

„Ein leiser Druck seiner schmalen Finger sagte mir ein letztes Lebewohl.

„Ich kniete nieder, legte seine lieben Hände ganz in die meinen und hauchte sie an.

„Dabei fühlte ich, wie sie immer kälter und steifer wurden.

„Eine halbe Stunde später hatte Hubert ausgelitten!“

Georg atmete tief auf und schwieg.

„Und was geschah aus Ihnen?“ fragte ich ergriffen, mit wahrem Interesse für diesen mutigen Menschen.

„Aus mir?“ Er zuckte wegwerfend die Achseln. „Mir wurde mehr Gnade, als mir nach Menschenrecht gebührt. Natürlich hatte der Arzt sogleich die Ursache des Todes erkannt. Aber man begnügte sich, um all dem Gerede aus dem Wege zu gehen, mich mit Schande und Spott wegen ‚arger Fahrlässigkeit‘ aus dem Hause zu jagen. Die ganze Tragweite meiner That erfuhr niemand als der Oheim, der Arzt und der Johann, dem man als Preis seines Schweigens den Kastellanposten anbot.

„Arm wie eine Kirchmaus war ich in das Schloß gezogen und ohne einen Heller in der Tasche verließ ich es wieder.

„Aber einen Schatz an Erinnerungen nannte ich mein eigen, reich genug, um ein langes Menschenleben mit sittlichem Gehalte, Poesie und wehmütiger Freudigkeit auszufüllen.

„Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde Hubert hier oben, auf dem damals schon nicht mehr benutzten Waldfriedhofe bestattet.

„Sowie sie ihn zur Ruhe getragen, war meines Bleibens nicht länger.

Digitized by Google

„Im tiefsten Dickichte des Hundskopfes versteckt, wartete ich den Tag des Begräbnisses ab. Denn ich wollte mich überzeugen, ob er gut gebettet würde.

„In stiller, mondheller Nacht schlich ich mich auf das Grab, bestreute es mit Waldblumen und benetzte es mit meinen Thränen.

„Dann zog ich hinaus in die weite Welt.

„Aber ich konnte keinen Frieden finden.

„Nicht etwa, daß ich meine That bereute!

„Ein anderer Vorwurf belastete mein Gewissen."

Georg hatte bisher klar und vernehmlich gesprochen. Jetzt aber sank plötzlich seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstertone herab.

Mit einem scheuen Blicke fuhr er fort.

„Ich habe meinem Lieblinge nicht Wort gehalten!

„Ich habe ihn nicht, wie ich es versprochen, mit meiner Geige in den Tod gespielt!

„Sehen Sie — das raubte mir die Ruhe!

„Denn wenn sich ein Mensch über einen andern ein so hohes Recht anmaßt, wie ich es über meinen Freund gethan — dann darf er ihm gegenüber auch nicht die geringste Schuld auf dem Gewissen tragen.

„Das Jahr 1848 brach an.

„Als die ersten Schüsse fielen, ließ ich mich in die Armee einreihen.

„Unter welcher Fahne ich focht, das galt mir gleich.

„Ich wollte nur ehrlich totgeschossen werden.

„Und Sie sehen, es wäre mir fast gelungen!"

Dabei wies Georg mit trübem Lächeln auf sein verbundenes Auge und sein hölzernes Bein.

„Auf demselben Schlachtfelde, wo ich zum Krüppel wurde, lag ein Toter, der in meinem Leben eine Rolle gespielt. Es war der Oheim des Grafen. Eine Kugel in den Rücken hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

„Sie sagten, die eigenen Soldaten hätten den allzuharten Vorgesetzten erschossen!

„Fünf Monate lag ich im Lazarete und konnte nicht sterben. Meine Zeit war eben noch nicht gekommen.

„Ich zog wieder hierher und wurde zum alten Leiermann, der viel herben Spott und bittere Kränkung ertragen muß.

„So oft ich nur kann, komme ich heraufgehumpelt und spiele auf meines Huberts Grab all die Lieder, zu denen er einst gelächelt hat.

„Wenn ich ihm genug gespielt habe — dann werde ich sterben dürfen!

„So Gott will, wird es nicht mehr allzu lange währen!

„So — nun kennen Sie meine Geschichte!"

Er erhob sich und reichte mir die Hand zum Abschiede.

Da ich ihm gerne manches Freundliche und Tröstliche gesagt hätte, das mir nicht sogleich von der Zunge wollte, bot ich ihm an, ein Stück des Heimweges gemeinsam zurückzulegen.

Digitized by Google

Er aber schüttelte verneinend den Kopf.

Für mich sei es hohe Zeit, den verplauderten Schlaf einzuholen. Er dagegen habe noch Arbeit vor sich.

So trennten wir uns — als gute Freunde, wie ich glaubte. Nur ungern und zögernd entschloß ich mich nach all dem Seltsamen zur Rückkehr durch den stillen, mondbeschienenen Wald.

Kaum hatte ich einige hundert Schritte zurückgelegt, tönte schon wieder die lustige und doch klagende Melodie des alten Geigers hinter mir.

Ich wandte mich noch einmal um und brach mir durch das Dickicht Bahn, so daß ich einen Ausblick auf den Friedhof gewann.

Dort saß Georg wieder in der Mitte der halb eingesunkenen Gräber, gerade wie ich ihn vor einer Stunde angetroffen, die alte Militärmütze hoch aus der Stirne geschoben und das welke Gesicht mit dem Ausdrucke heißer, schwermütiger Sehnsucht der blassen Mondscheibe zugekehrt, die mild und verständnisvoll seinem Spiele zu lauschen schien.

*

Hatte ich nun zu sehr des Geigers gedacht und zu wenig auf den Weg geachtet, oder täuschte mich die unsichere Helle der Sommernacht, kurz — ich verlor die Richtung und irrte eine gute Stunde durch das junge Gehölz, ohne einen gangbaren Pfad auffinden zu können.

Da war es denn das klügste, ich entschloß mich, mein Quartier unter freiem Himmel aufzuschlagen.

Ein passender, geschützter Ort war bald entdeckt, und die Ermüdung trug ihren Teil dazu bei, daß ich das Lager nicht allzu hart fand. Als ich aus meinem tiefen Schlummer erwachte, war es schon heller Tag.

Ich fand mich leicht zurecht und traf frühzeitig genug in der Anstalt ein, um meine letzten Vorbereitungen zur Abreise anzuordnen.

Der Weg zum Bahnhofe führte mich zum letztenmale durch die Lindenallee. Georg stand schon auf seinem Platze und drehte seine Orgel wie alle Tage.

Natürlich befahl ich dem Kutscher anzuhalten und stieg aus dem Wagen, um den Invaliden zu begrüßen.

Der aber schien mich nicht zu kennen!

Ja — als ich es versuchte, mich in sein Gedächtnis zurückzurufen, leugnete er die ganze abenteuerliche Begegnung in ziemlich schroffen Worten.

Ich müsse geträumt haben!

Er sei diese Nacht weder auf dem Waldfriedhofe gewesen noch mit mir anderswo zusammengetroffen.

Dabei blieb er.

Verstimmt setzte ich die Reise fort.

Wahrscheinlich bereute der Alte, einer Menschenseele Einblick in sein Inneres gewährt zu haben.

Nur der zahnlose Mund und der breite, unschöne Dialekt des Invaliden machten mich irre!

Digitized by Google

Bei unserer nächtlichen Zusammenkunft hatte ich weder den einen noch den andern an Georg bemerkt.

Dazu hatte mich die Sicherheit des Alten verwirrt.

War die ganze Begegnung etwa wirklich nur ein Traum gewesen?

Aber wie konnte ich von dem Waldfriedhofe und Huberts Grab träumen, von denen beiden ich früher nichts wußte, und deren Vorhandensein mir nachträglich der ortskundige Kutscher bestätigte?

Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik

1862—1878.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

11. Staatsminister Dr. Delbrück (26. November 1869 bis 1. Juni 1876).

Am Schlusse des Aufsatzes über Delbrück war bemerkt worden, die Differenzpunkte zwischen Bismarck und Delbrück hätten sich über die ganze Linie der Wirtschaftspolitik verbreitet. Betrachten wir die einzelnen Punkte etwas unter der Lupe.

1. In der Zoll- und Handelspolitik datirt die erste Meinungsverschiedenheit schon aus der Zeit des Abschlusses des Frankfurter Friedens. Bismarck verlangte damals (14. März 1871) Frankreich gegenüber Kampfzölle, die Delbrück verweigerte.[1]) Im Oktober 1875 verlangte Bismarck neuerdings die Einführung von Repressalien gegenüber den ihre Tarife zu Ungunsten Deutschlands erhöhenden Staaten.[2]) Delbrück antwortete nicht; die „Provinzial-Korrespondenz" brachte noch am 8. Dezember 1875 einen Leitartikel, überschrieben: „Keine Umkehr in der wirtschaftlichen Politik".

Das Festhalten an der alten Freihandelspolitik erleichterte Delbrück insbesondere das Wachsen der Zolleinnahmen seit 1861/63 trotz der Erniedrigung und teilweisen Ermäßigung der Zölle. Delbrück machte Bismarck gegenüber geltend: Es kommt gar nicht darauf an, wie viel an Zollintraden einkömmt; das Wesentliche ist, daß sowohl der Konsument als der Produzent ihre Bedürfnisse

[1]) Vergl. die von mir herausgegebenen „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck" Bd. I. S. 156.

[2]) Aktenstücke Bd. I. S. 202 f. Ein Erlaß in diesem Sinne erging im März 1876, also noch unter Delbrück, an den Botschafter in Paris. Vergl. „Fürst Bismarck als Volkswirt" Bd. I. S. 77.

Digitized by Google

da kaufen können, wo sie am billigsten sind; dadurch steigt die Exportfähigkeit und die Kaufkraft im Innern. Wenn sich nun trotz dieser letzteren, offenbaren Vorteile die Zollerträge seit 1861/63 um 56 Prozent auf den Kopf erhöht hatten, so lag hierin ein nicht zu leugnender Erfolg.

Mit diesen Zahlen wußte Delbrück Bismarck zu blenden, solange die wirtschaftliche Lage nichts zu wünschen übrig ließ: als aber der geschäftliche Niedergang eingetreten war, da kam es zwischen beiden Staatsmännern zu Meinungsverschiedenheiten über den volkswirtschaftlichen Wert der erhöhten Wareneinfuhr. Delbrück und den Freihändlern erschien jede Einfuhr als Gewinn, weil sie das volkswirtschaftliche Vermögen vergrößere; Bismarck dagegen wollte nur diejenige Einfuhr als vorteilhaft gelten lassen, welche bestimmten Faktoren — dem Staat sowohl wie dem einzelnen — Vorteil brächte; in anderem Falle war die Einfuhr in *seinen* Augen totes Kapital. Die gewaltige Zunahme der Einfuhr hatte nach seiner Auffassung den Produzenten vieler Zweige nur Verlegenheiten gebracht, zumal sie ihre eigenen Erzeugnisse nicht unter gleich günstigen Bedingungen ausführen konnten.

Die Frage, ob Delbrück nicht demnächst wenigstens für eine gemäßigtere, den realen Verhältnissen mehr Rechnung tragende Handelspolitik zu gewinnen gewesen wäre, wie sie Camphausen, Achenbach und Hofmann in den Jahren 1876 und 1877 bei Beratung des Gesetzentwurfs über die Ausgleichungsabgaben verteidigten, möchte ich *nicht* verneinen: Delbrück hat gegen den Schluß seiner Amtsperiode und noch späterhin mit Nachdruck erklärt, er lasse sich in seiner Wirtschaftspolitik nicht von theoretischen Lehrmeinungen, sondern von praktischen Bedürfnissen leiten, und diese könnten unter Umständen wohl dazu führen, die Zollbarrieren wieder etwas zu schließen.

Der Fehler Delbrücks lag überhaupt nicht in seinem System, sondern darin, daß er aus Vorliebe dafür bei demselben auch noch zu einer Zeit verharrte, da es sich bereits überlebt hatte. Hätte Delbrück im Jahre 1875 der Notlage der Eisenindustrie durch Aenderung der Zollgesetzgebung Rechnung getragen, so würde man dem Staatsmann während seiner Amtsperiode überhaupt keinen Fehler nachweisen können. Für Delbrück war der Schritt allerdings — man denke sich nur in seine Situation hinein — schwer, er bedeutete einen Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit und schloß weitere Konzessionen in sich, die seinem Freunde Camphausen keine Früchte getragen haben. Für Bismarck war hingegen der Schritt leicht, für ihn handelte es sich lediglich um einen Systemwechsel, der sich unbeschadet des Ansehens seiner Person vollziehen konnte.

Schließlich machte Bismarck Freunden gegenüber gar keinen Hehl daraus, daß die Tage Delbrücks gezählt sein müßten. „Delbrück will ich Ihnen preisgeben — bemerkte er zu dem Abgeordneten Stumm — greifen Sie die Regierung nur tüchtig an.“ Und dem Grafen Fred Frankenberg gegenüber äußerte der Kanzler: „Das Kanzleramt geht mir aus den Händen. Delbrück wächst mir über den Kopf.“

2. Auch über die letzten Ziele der *Steuerpolitik* bestand zwischen Bismarck

Digitized by Google

und Delbrück keine Einigkeit. Letzterer plädirte zwar gleichfalls für die Bewilligung neuer indirekter Steuern, jedoch lange nicht mit derselben Ueberzeugungstreue und Energie, wie etwa für die freisinnige Handelspolitik. So eilte zum Beispiel die Abschaffung der Salzsteuer Delbrück weit mehr als seinem Chef, und es fehlte nicht viel, daß die Meinungsverschiedenheit der Staatsmänner hierüber in offener Reichstagssitzung zu Tage trat (man vergleiche die Erklärungen des Reichskanzlers und des Präsidenten des Reichskanzleramts in der Sitzung des Reichstags vom 1. Mai 1872).

3. Auf sozialpolitischem und gewerblichem Gebiete wüßten wir nicht, daß es zu Auseinandersetzungen unter den beiden Staatsmännern über die damals schwebenden Fragen gekommen sei. Bismarck ließ auf diesen Gebieten Delbrück noch größere Freiheit als auf den bisher erwähnten. Infolge davon war die ganze damalige Sozialgesetzgebung von liberalem Geiste getragen.

Bismarck trat auf sozialpolitischem Gebiete zu Zeiten Delbrücks äußerlich fast gar nicht hervor. Nur dreimal griff er in die Sache ein; zuerst im September 1871, als er in Gastein gemeinschaftlich mit Beust Maßregeln zur Bekämpfung der sozialen Uebel in Beratung zog, sodann im Oktober des darauffolgenden Jahres, als er seinen ehemaligen Vertrauten, den Geheimen Rat Wagener, als Kommissar nach dem Kongreß der sogenannten Katheder-Sozialisten in Eisenach entsandte, endlich im Jahre 1873 durch Bethätigung lebhaften Interesses an den damaligen Regierungsberatungen über die ländliche Arbeiterfrage.

4. Eine Meinungsverschiedenheit bestand zwischen Bismarck und Delbrück auch hinsichtlich des Reichseisenbahnprojekts. Näheres darüber erfahren wir aus den „Erinnerungen von Hans Viktor von Unruh", welcher über diesen Punkt S. 353 folgendes bemerkt:

„Da die Zeitungen mehrfach behauptet hatten, daß Delbrück das Projekt der Reichseisenbahnen billige, so richtete ich an ihn die Frage, ob die Angabe der Zeitungen richtig sei. Delbrück sah mich lächelnd an und sagte, er müsse mir eigentlich diese Frage übelnehmen. Darauf erwiderte ich, ich sei hoch erfreut, daß die Zeitungsnachricht auf Irrtum beruhe. Nun sei ich beruhigt, aber, setzte ich hinzu, wie denkt der Reichskanzler über Reichsbahnen?

Der Reichskanzler, erwiderte Delbrück, habe ja oft groß angelegte Ideen oder interessirt sich lebhaft für die anderer; aber wenn ihm die Gefährlichkeit, ja die Unmöglichkeit der Ausführung eines solchen Projekts auseinandergesetzt wird, so ist er nicht der Mann, darauf zu bestehen.

Am 24. März 1876 wurde dem preußischen Landtage ein Gesetzentwurf, betreffend die Uebertragung des Eigentums und der sonstigen Rechte des Staates an Eisenbahnen auf das Deutsche Reich, vorgelegt. Als ich es an meinem Wohnsitz Zobliz erfuhr, sagte ich zu einem Paar gerade anwesender Nachbarn: „Delbrück geht ab." Man war erstaunt und fragte, weshalb? Ich antwortete, es sei wohl möglich, daß Delbrück gegen den Verkauf der preußischen Staatsbahnen an sich nichts einzuwenden habe, aber ich wisse aus einem Gespräch mit ihm, daß er entschiedener Gegner des Reichseisenbahnprojekts sei; er könne und würde also

Digitized by Google

nimmermehr einen dahin zielenden Gesetzentwurf im Bundesrat und Reichstag gegen seine bessere Ueberzeugung befürworten und durchsetzen. Wenn nun der Reichskanzler, jedenfalls gegen die Ansicht Delbrücks, im Abgeordnetenhause einen so entscheidenden Schritt thue, wie die Vorlegung des eingebrachten Gesetzentwurfs, so bleibe Delbrück gar nichts anderes übrig, als abzugehen. Was ich erwartet, trat ein.[1]) Delbrück ging."

Scheinbar im Widerspruch mit dieser Darstellung Unruhs stehen die Bemerkungen, welche Bismarck bei den Debatten über den erwähnten Gesetzentwurf in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. April 1876 über den Abgang Delbrücks öffentlich fallen ließ.

Der Abgeordnete Richter-Hagen hatte gleich bei Eröffnung der Diskussion geäußert, die erste schlimme Folge des Reichseisenbahnprojekts sei der Abgang des Ministers Delbrück. Darauf nahm Bismarck das Wort und erklärte, die Annahme des Abgeordneten Richter sei irrtümlich. Es sei zwischen dem Minister Delbrück und ihm auch nicht ein Schatten von einer Meinungsverschiedenheit über irgend eine der schwebenden Fragen zu Tage getreten.

Gewiß wird sich schwerlich jemand beikommen lassen, bemerkt hierzu von Unruh, den Fürsten Bismarck der Lüge zu zeihen. Wenn man aber aus dem Munde des Ministers Delbrück weiß, daß er ein entschiedener Gegner des Reichseisenbahnprojekts ist, so springt anscheinend ein Widerspruch zwischen dieser Thatsache und der Rede des Fürsten Bismarck in die Augen, der sich kaum anders auflösen läßt als dadurch, daß man bei dieser Rede die unzweifelhaft wahren Thatsachen von dem daran geknüpften Raisonnement trennt, gegen dessen Richtigkeit doch wohl Zweifel ausgesprochen werden dürfen, ohne der Wahrheitsliebe des Fürsten irgendwie entgegenzutreten. Nimmt man an, daß Fürst Bismarck es vermieden habe, sein Reichseisenbahnprojekt mit dem Minister Delbrück zu besprechen, und daß dieser es nicht zweckmäßig gefunden hat, aus eigener Veranlassung mit dem Fürsten über die Sache zu verhandeln, am wenigsten nachdem der Entschluß desselben durch die Ausarbeitung des mehrerwähnten Gesetzentwurfs im preußischen Ministerium bereits feststand, so ist es in der That wörtlich wahr,

[1]) Schon beinahe zur Legende ist folgende Darstellung geworden: „Delbrück hatte dem Reichskanzler gegenüber geäußert, er habe große Bedenken gegen das Maybachsche Reichseisenbahnprojekt, welches sich auf ein Monopol zuspitze. Der Fürst nahm das mit Lächeln entgegen, indem er bemerkte: „Nun ja, das kann ich mir denken; — aber Sie können sich vollständig beruhigen, die Sache fällt ja nicht in Ihr Ressort." Delbrück ging nach Hause, speiste mit seiner Gemahlin — er war damals erst kurze Zeit verheiratet — in bester Laune zu Mittag, und dann sagte er: „Mein liebes Kind, nun wollen wir gehen und uns eine Wohnung aussuchen." „Wozu? — meinte Frau Delbrück — wir haben ja unsere Dienstwohnung." Delbrück erwiderte, gerade diese wolle er verlassen. Am andern Tage war die Wohnung gemietet und Delbrück hatte seinen Abschied in der Tasche." Diese Darstellung ist von Anfang bis zu Ende aus der Luft gegriffen. Eine Sprache wie die mitgeteilte führte Bismarck nicht einem Kollegen gegenüber, den an sich zu fesseln sein hauptsächlichstes Bestreben war; und außerdem gehörte das Reichseisenbahnprojekt allerdings in das Ressort Delbrücks bezw. des Reichskanzleramts, woselbst es — das Reichsschatzamt war damals noch nicht errichtet — in Gemeinschaft mit den preußischen Ressortministern bearbeitet wurde.

Digitized by Google

daß nicht ein Schatten von Meinungsverschiedenheit über diese Frage zu Tage getreten ist. Es konnte dies gar nicht eintreten, wenn über diese Angelegenheit zwischen Bismarck und Delbrück gar nicht verhandelt worden ist.

Ebenso richtig ist, daß Delbrück den Mut der Meinung hatte und dieselbe bis dahin nicht verschwiegen hat; ferner, daß von ihm anzunehmen war, er würde das Schlachtfeld nicht stillschweigend räumen, sondern seine abweichende Meinung aussprechen. Aber dazu lag offenbar keine Veranlassung in dem Falle vor, da die Sache hinter dem Rücken Delbrücks schon entschieden war. Dann blieb nur noch die Wahl zwischen sich unterwerfen oder austreten.

5. Will man begierig nach den nächsten positiven Gründen suchen, welche Delbrück zum Abgange bestimmt haben, so läßt sich noch eine Reihe auffinden. So steht fest, daß Bismarck sich weigerte, seine Vertretung im Vorsitz des Bankkuratoriums an Delbrück zu übertragen. Von Unruh meint, es habe hierin eine starke Verletzung Delbrücks gelegen.[1]) Ich glaube, von Unruh überschätzt die Bedeutung dieser Thatsache. Das Bankkuratorium versammelt sich viermal im Jahre, um den Bericht des Bankpräsidenten über seine Politik und deren Ergebnisse entgegen zu nehmen, woran sich sodann meist noch eine kurze allgemeine Besprechung knüpft. Fürst Bismarck hat diesen Bankkuratorialsitzungen so wenig Bedeutung zugemessen, daß er jedenfalls seit dem Mai 1876 an denselben niemals teilgenommen hat. Den Vorsitz führten seit dieser Zeit stets die Generalstellvertreter des Reichskanzlers, also die Minister Hofmann, Graf Stolberg-Wernigerode und von Bötticher.[2])

Auch im eigenen Hause — dem Reichskanzleramt — hatte sich übrigens manches zugetragen, was Delbrück nicht gefallen mochte. Er hatte es erleben müssen, wie sich sein mit größter Energie und Thatkraft erkämpfter Einfluß von Jahr zu Jahr verminderte, und wie das von ihm zu so viel Glanz und Ansehen gebrachte Reichskanzleramt in seinen Attributen immer mehr zusammenzuschrumpfen drohte. Nun soll aber die Minderung der amtlichen Machtbefugnisse eine Sache sein, die sich auch weniger ehrgeizige Minister nur mit Widerwillen gefallen lassen. Delbrück wollte jedenfalls nicht „en baisse" gehen.

Man sieht, der inneren Gründe für den Rücktritt gab es für Delbrück genug. Für ihn war jetzt die Frage: die ruhmreiche Stellung mit Ehren verlassen, oder in heißen Kämpfen mit dem Kanzler und dem Parlament noch kurze Zeit im Amte bleiben, um dann, sicherlich nicht ohne geschwächtes Ansehen, der Macht der Verhältnisse doch weichen zu müssen. Als weitblickender Mann wählte Delbrück das erstere.

[1]) Erinnerungen S. 355: „Man sprach noch von mehreren anderen Zurücksetzungen Delbrücks. Es mögen nun diese Erzählungen ganz richtig sein oder nicht, so viel steht fest, daß dem Minister Delbrück in seiner dienstlichen Stellung und seinem Verhältnis zum Reichskanzler allerlei Unangenehmes in jener Zeit widerfahren sein muß. Dadurch wurde die Vermutung begründet, daß der Reichskanzler sich durch Delbrück beengt gefühlt, ihn für entbehrlich gehalten und indirekt beseitigt habe."

[2]) In Sachen des Rayongesetzes ordnete Delbrück 1872 seine Ansicht der Bismarcks unter. Erinnerungen v. Unruhs S. 321.

Digitized by Google

Die Trennung vollzog sich ohne Groll und in den ausgewähltesten Formen. Bismarck gab dem ausscheidenden Delbrück am 7. Juni 1876 sogar ein feierliches Abschiedsdiner. In dem Toaste auf Delbrück dankte Bismarck demselben für seine hingebende und eifrige Mitwirkung an dem Ausbau des Reichs, unter besonderer Betonung des vielen, was er von ihm gelernt habe. Delbrück lehnte dieses Kompliment bescheiden ab und bemerkte, er sei es vielmehr, der durch Bismarcks praktischen Blick gefördert worden sei, und schloß mit einem Hoch auf den Reichskanzler. Die Thatsache, daß trotz dieser Versicherungen kein Teil von dem andern etwas hinzulernen wollte, war aber nicht aus der Welt zu schaffen.

Als später Delbrück ein Reichstagsmandat übernahm, trat er und Bismarck sich allerdings wiederholt gegenüber, so in Sachen der Getreidezölle,[1] der Währungsfrage[2] und der Elbschiffahrtsakte.[3] Die Diskussion nahm aber niemals einen scharfen Charakter an; so nannte Bismarck Delbrück noch in der Reichstagsrede vom 8. Mai 1879 „seinen geehrten persönlichen und, wie ich überzeugt bin, auch in der Hauptsache politischen Freund",[4] und am 19. Juni 1879 sagte Bismarck, er schmeichle sich, noch heute in persönlichem freundschaftlichem Verhalten mit Delbrück zu stehen.[5]

Bei der Vornehmheit der beiderseitigen Kampfweise sahen sich diejenigen enttäuscht, welche leidenschaftliche Auftritte, Enthüllungen Delbrücks, Keulenschläge Bismarcks erwarteten. Um so peinlicher mußte es berühren, daß die radikale Freihandelspresse immer wieder an Delbrück anlehnte, um den Kanzler herunter zu ziehen. So bemerkte zum Beispiel die „Berliner Zeitung": „Seinen Gneisenau" nannte Fürst Bismarck den Reichskanzleramts-Präsidenten Dr. Delbrück zu einer Zeit, als er selbst noch den Prinzipien des Liberalismus Rechnung zu tragen schien und von der Menge, die ja so leicht zu kaptiviren ist, für einen Blücher auf dem Felde der Politik gehalten wurde. Die Menge hat sich getäuscht, und zu spät muß sie erkennen, daß der vermeintliche Blücher ein „Marschall Rückwärts" ist, dessen Führung der inneren Entwicklung Deutschlands noch mehr Schaden thun dürfte, als sie uns durch die Einigung nach außen Nutzen gebracht hat. Der Vergleich zwischen Bismarck und Blücher hat somit seine Berechtigung verloren, der zwischen Delbrück und Gneisenau aber hat seine Giltigkeit voll behalten, denn der frühere Reichskanzleramts-Präsident, auch wenn er dem Reichskanzler heute kämpfend gegenübersteht und trotzdem er von den Offiziösen schon zur Klasse der Reichsfeinde gerechnet wird, bleibt doch, was er stets gewesen, der Repräsentant der wirklichen nationalen Wirtschaftspolitik, der „Generalstabschef der deutschen Freihandelspartei".

---

[1] Bismarcks Rede vom 21. Mai 1879; Kohl, Bismarckreden Bd. VIII. S. 59. Vergl. auch Bismarcks Rede vom 21. Februar 1879 über den Handelsvertrag mit Oesterreich, Kohl, a. a. O. S. 365.

[2] Bismarcks Rede vom 19. Juni 1879 (Kohl, Bismarckreden Bd. VIII. S. 113).

[3] Bismarcks Rede vom 8. Mai 1880 (Kohl, Bismarckreden Bd. VIII. S. 171).

[4] Kohl, Bismarckreden Bd. VIII. S. 46.

[5] Kohl, Bismarckreden Bd. VIII. S. 126.

Digitized by Google

Auch das folgende mußte Delbrück über sich ergehen lassen: „Der Reichskanzler hat in den Jahren seines aufsteigenden Erfolges ein besonderes Glück in der Entdeckung ausgezeichneter und anspruchsloser Mitarbeiter gehabt. Wenn man von seinem Kreditconto nur das abschreiben wollte, was die kritiklose Machtanbetung der Menge von dem Guthaben der beiden großen Denker Moltke und Delbrück auf die Rechnung Bismarcks gesetzt hat, wie viel oder wie wenig bliebe dann wohl für die vergötterte Durchlaucht? Daß das Gute, das nach dem Frankfurter Frieden in Deutschland geschaffen wurde, wenn nicht ausschließlich so doch wesentlich Delbrücks Verdienst war, ist allbekannt, daß das Schlechte, das Illiberale, das Unkonstitutionelle, was im Verlauf der Zeit immer häufiger in die Erscheinung trat, den Beifall des Reichskanzleramts-Präsidenten nicht fand, dafür bürgt dessen ganze liberale Vergangenheit sowie seine unabhängige Gegenwart. Auf allen Seiten, im Palast des Herrschers, im Parlamentssaal und in dem deutschen Bürgerhause, war und ist man sich bewußt, welchen Dank die Nation diesem Hauptmitarbeiter am Einigungswerke schuldet, nur an einer, und leider an der maßgebenden Stelle, hat die Rivalität des Ruhmes das Gefühl der Verpflichtung erstickt."

Von außerparlamentarischen Aeußerungen Bismarcks über Delbrück sind nur zwei bekannt; die eine fiel dem Kongreßpräsidenten Wm. D. Kelley von Pennsylvanien gegenüber anfangs Juli 1879,[1]) ist aber in ihrem Wortlaut nicht verbürgt. Die andere ist in meinem Werke: „Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 bis 1894" Seite 126 registrirt.

12. Finanzminister Camphausen (26. Oktober 1869 bis 23. März 1878).

An Heydts Stelle trat (26. Oktober 1869) Camphausen, welcher mit dem Zaubermittel der Konsolidirung der preußischen Staatsschuld mit einem Schlage Ordnung in die preußischen Finanzen zu bringen wußte. Gewiß hatte er mit diesem Vorschlag technisch gut debütirt, indessen zweifelte Roon von Anfang an, ob derselbe auch politisch der übernommenen Rolle gewachsen sei, sowohl Bismarck als dem Staatsministerium gegenüber.[2]) Für den Anfang enthob ihn der Milliardensegen über alle Sorgen, und die Schwierigkeit lag in Camphausens Augen zu Anfang der siebenziger Jahre weniger darin, wie das Geld zu beschaffen, als darin, „in einer so günstigen Finanzlage den zur Verfügung stehenden reichen Mitteln nach allen Beziehungen die richtige Verwendung zu geben." Sein Programm lautete: Reichliche Dotirung der Ausgabefonds, Gewährung von Steuererleichterungen (jährlich 33 Millionen) und Schuldentilgung.[3])

Solange Delbrück noch im Amte war, gab es zwischen Bismarck und Camphausen keine Kontroversen. In der Frage, ob es sich nicht empfehle, erst mit einem

[1]) Vergl. Unger, „Unterredungen mit Bismarck" Bd. I. S. 209 f.

[2]) Roon a. a. O. Bd. II. S. 416.

[3]) Vergl. den Bericht Camphausens über die Finanzverwaltung in den Jahren 1870, 1871 und 1872.

Digitized by Google

Erlaß der Klassensteuer und einer Ermäßigung der Salzsteuer vorzugehen, bevor die Stempelsteuer von Zeitungen und Kalendern aufgehoben würde, ordnete Camphausen seine Ansicht der Bismarcks unter.

Von da ab traten aber die Meinungsverschiedenheiten auf der ganzen Linie auf; Camphausen ließ sich immer mehr schieben, bis er endlich doch fand, daß sein Verbleiben im Ministerium mit seiner persönlichen Würde als Staatsmann nicht länger vereinbar sei. Um volle Klarheit zu gewinnen, ist auch hier nötig, sich die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung etwas näher anzusehen.

Beginnen wir 1. mit der handelspolitischen Frage. Im Herbst 1876 bildete den brennenden Punkt die Frage der Aufschiebung der Aufhebung der Eisenzölle. Hätte es dem Reichskanzler in der kritischen Zeit sein Gesundheitszustand erlaubt, in Berlin anwesend zu sein, so würde die Angelegenheit höchst wahrscheinlich eine den Wünschen der Industriellen entsprechende Wendung genommen haben; das Mißgeschick aber war, daß der Kanzler damals in Varzin weilte und daß die Verhandlungen durch Zwischenpersonen geführt werden mußten. Die Aufgabe der Vermittlung fiel dem Staatsminister Grafen Eulenburg zu, der sich im Oktober 1876 nach Varzin begab, um dem Ministerpräsidenten über die Sache Vortrag zu erstatten. Im Staatsministerium neigten Dr. Achenbach und Hofmann zu der Verlängerung der Zölle; Bismarck erklärte sich teils aus wirtschaftlichen, teils aus politischen Gründen gleichfalls für diese Maßregel, stieß aber hiermit bei dem Finanzminister Camphausen auf einen entschiedenen und grundsätzlichen Widerstand. Der letztere war entschlossen, sein Portefeuille niederzulegen, wenn seitens der Regierung irgend eine Geneigtheit, darauf einzugehen, zu erkennen gegeben würde. Im übrigen war er Repressivmaßregeln gegenüber den Staaten mit höheren Tarifsätzen nicht abgeneigt.[1]) Eine Weile hatte es den Anschein, als müsse es darüber zu einem Konflikt innerhalb der Regierung kommen; dem Grafen Eulenburg fiel noch einmal die Aufgabe der Vermittlung zu. Bismarck ließ aber seinen Widerspruch endlich fallen, nicht aus Ueberzeugung von der Richtigkeit von Camphausens Auffassung, sondern weil ihm in diesem Augenblick eine Erschütterung des Bestandes des Ministeriums unerwünscht, auch zu langem Ueberlegen und Ueberreden keine Zeit war. Am 23. Oktober 1876 beschäftigte die Frage den Ministerrat, und hier gelang es noch einmal der klaren und überzeugungstreuen Darlegung Camphausens, allen Widerspruch zu beseitigen und zu dem einmütigen Beschluß zu führen: Seiner Majestät im Conseil von jedem Eingehen auf die Verlängerung der Eisenzölle abzuraten. So geschah es; die Minister waren am folgenden Tage im Conseil völlig übereinstimmend, und der Kaiser fügte sich nicht bloß dieser Einstimmigkeit, sondern auch den Gründen derselben. Die Sache war damit entschieden und sie konnte nur in andere Bahnen kommen, wenn der Reichstag sich dringend für die Verlängerung der Eisenzölle verwenden sollte, woran nach Lage der Verhältnisse nicht zu denken war.

[1]) Aktenstücke Bd. I. S. 238.

Digitized by Google

Trotz dieser festen Haltung Camphausens in Sachen der Eisenzölle war derselbe nach dem Abgang Delbrücks nicht mehr der Alte. Was keinem andern gelungen wäre, Bismarck brachte es zu stande, den Finanzminister mehr oder minder davon zu überzeugen, daß es in der allgemeinen Handelspolitik mit dem bisherigen System nicht weitergehen, daß Deutschland nicht bis ans Ende der Welt einseitige Freihandelspolitik treiben könne, daß man mit den realen Verhältnissen rechnen müsse und daß man die heimatliche Industrie nicht völlig schutzlos lassen dürfe. Bismarck verlangte in dieser Zeit anfangs noch lange kein förmliches Schutzzollsystem, er wollte nur nicht den isolirten Handelsstaat eines Philosophen, er wollte die goldene Mitte zwischen dem extravaganten Manchestertum und dem Prohibitivzoll, vor allem keine vollständige Vernichtung der zunächst beteiligten deutschen Eisenindustrie. Von Agrarzöllen war damals noch mit keinem Worte die Rede, auch beschränkte sich der Kanzler darauf, dem Ressortminister die allgemeinen Ziele seiner Reformpolitik anzudeuten; in Bezug auf die Frage, wie die Umkehr einzuleiten sei, wollte er demselben in keiner Weise vorgreifen oder gar Vorschriften machen.

In einem Schreiben vom 13. Februar 1877 [1]) verlangte Bismarck schon bestimmt die Einführung von Schutzzöllen für die wichtigsten Erzeugnisse der deutschen Industrie. Camphausen sprach die Bereitwilligkeit aus, im Sinne Bismarcks legislatorisch vorzugehen: der Schritt, zu dem er sich entschloß, war allerdings kein großer, Bismarcks Zielen lange nicht entsprechend, es war aber doch immerhin etwas, wenn er Ausgleichungsabgaben eingeführt wissen wollte, um die Eisen- und Zuckerindustrie gegen das vom Auslande bewilligte System von Ausfuhrprämien (aquits à caution) zu schützen, und wenn er den Reichstag bat, in der Frage der Handelspolitik die nationale Seite der deutschen Stellung stärker als bisher zu betonen. [2]) „In unserer Zollpolitik — bemerkte Camphausen im Reichstag — soll eine Umkehr nicht eintreten, aber eine kleine Abweichung von dem, was wir in der Vergangenheit gethan haben und thun mußten, soll meiner Ansicht nach allerdings eintreten."

Den Gesetzesvorschlag wegen Erhebung von Ausgleichungsabgaben acceptirte auch Bismarck. Während er aber die Vorlage nur als eine „Abschlagszahlung" betrachtete, war sie in den Augen Camphausens ein Mittel, um die Fahne des Freihandels noch lange über Bord zu halten. Die von dem Finanzminister zur Verteidigung der Vorlage gehaltenen Reden können denn auch als die letzten Zuckungen der offiziellen Freihandelsrichtung in Deutschland bezeichnet werden.

---

[1]) Aktenstücke Bd. I. S. 247.

[2]) Die beachtenswerte Stelle der Reichstagsrede Camphausens am 12. Dezember 1876 lautet: „Was die Zukunft unserer Handelspolitik betrifft, so bin ich und ist keiner der Bevollmächtigten eines Partikularstaates in der Lage, sich darüber zu äußern; es würde dies vermessen sein. Wenn ich mich aber nicht sehr täusche, so wird nicht im Widerstreit mit der Vergangenheit — denn auch früher sind diese Fälle bereits ins Auge gefaßt worden — in der Zukunft die nationale Seite unserer Stellung stärker betont werden als bisher, und ich hoffe, daß Sie uns dazu Ihren Beistand nicht versagen können."

Digitized by Google

Während Camphausen sich in der Reichstagssitzung vom 23. April 1877 gegen jede „Hinneigung zu den Schutzzöllen" verwahrte, bemerkte er in dem nächsten Satze zum Erstaunen des Zentrums: „Ich stehe auf dem Standpunkte, daß ich nicht von dem radikalen Freihandelssystem ausgehe, daß ich nicht der Meinung bin, Verhältnisse, die sich unter der bestehenden Gesetzgebung entwickelt haben, dürften schonungslos dem Freihandelsprinzip zu liebe über den Haufen geworfen werden."

Und zwei Tage vorher hatte er von derselben Stelle aus bemerkt: „Die Frage kann nur die sein: vermag die deutsche Eisenindustrie den Kampf mit dem Auslande auf die Dauer zu bestehen? Ich bin der Ansicht, daß sie das vermag, und daß sie das um so besser wird thun können, wenn die Regierungen darauf Bedacht nehmen, der Ueberproduktion des Inlandes durch Erweiterung der Absatzgebiete den wünschenswerten Abzug zu verschaffen. Dagegen mit einem Satz, der die Existenz der Industrie gleichsam als eine gleichgiltige Frage betrachtet, als eine Frage, deren Beantwortung nach der einen oder andern Seite hin mit einer gewissen Gleichmütigkeit aufgenommen werden könnte — zu einer solchen Anschauung würde ich mich niemals bekennen mögen. Ich habe nie zu den radikalen Freihändlern gehört, ich hoffe, mich ebensowenig zu den entschiedenen Schutzzöllnern zählen zu dürfen."

Selbst den Antrag Preußens, betreffend die Veranstaltung einer Untersuchung über die Lage der deutschen Eisenindustrie (Februar 1878) half Camphausen noch an den Bundesrat bringen.

2. Die Steuerreform. Nach Delbrücks Abgang hatte Bismarck erklärt, „in finanziellen Dingen fortan zur Fahne des preußischen Finanzrechts halten zu wollen." (Reichstagsrede vom 22. Februar 1878).

Von Haus aus war der Finanzminister kein so abgesagter Feind der direkten Steuern als der Reichskanzler und jedenfalls prinzipiell ein entschiedener Feind von Monopolen. Nichtsdestoweniger gelang es dem Ministerpräsidenten, die Zustimmung Camphausens zu seinen Steuerreformplänen im Prinzip fast vollständig zu gewinnen; denn schließlich erklärte der Finanzminister sowohl im Abgeordnetenhause wie im Reichstage, er wolle im Wege der indirekten Besteuerung die Mittel zu gewinnen suchen, um die Lasten bei der direkten Besteuerung zu vermindern, das Reich solle eventuell an die Partikularstaaten Ueberschüsse herauszahlen; nur wolle er die Matrikularbeiträge nicht vollständig abschaffen: sie sollten aber über diejenige Höhe, welche sie im Jahre 1876 hatten, nicht hinausgehen. Selbst das Tabakmonopol erhielt in Camphausen einen Verteidiger; er wies im Reichstag nach, bereits in einem Votum vom 17. Februar 1877 dasselbe im Endziel als die rationellste und ergiebigste Art der Tabakbesteuerung bezeichnet zu haben.

Anders lag es allerdings um die Ausführung dieses Programms. Im Jahre 1876 erfolgte nichts zu seiner Verwirklichung.

Am 13. Februar 1877 verlangte Bismarck von Camphausen die Verminderung der Matrikularbeiträge mittelst einer Reform der Zölle und Steuern des Reichs.

Digitized by Google

Die Erhöhung der bestehenden Zölle und Steuern auf Tabak, Bier, Zucker und Branntwein schien ihm in erster Linie wünschenswert.[1]) Bismarck und Camphausen einigten sich zunächst darüber, daß die höhere Besteuerung des Tabaks, und zwar als letztes Ziel seine höhere Besteuerung im Wege des Monopols, ins Auge zu fassen sei. Dieser Besteuerungsform sollte aber eine längere Vorbereitung, ein steuerliches Uebergangsstadium vorausgehen. Im Verfolg davon äußerte Camphausen dem Kanzler gegenüber den Wunsch, dem Reichstag einen Gesetzentwurf in Betreff einer Erhöhung der Tabaksteuer vorzulegen;[2]) Bismarck hielt diesen Augenblick jedoch nicht für glücklich gewählt, er war der Ansicht, man dürfe dem Reichstag mit einer Steuer nicht kommen, ein damit geschaffenes Provisorium erschwere die Gesamtsteuerreform, zumal es sich bei dem Tabak um den besten und wesentlichsten Artikel handle, von dessen Schwimmkraft er hoffe, daß er andere vielleicht mittragen werde.

Gegen Schluß des Jahres 1877 war die Gesamtsteuerreform auch nicht um einen Schritt weiter gediehen. Camphausen setzte dem stürmischen Drängen des Reichskanzlers die zähe Ruhe des bequemen Mannes entgegen. Zufrieden mit der „schönen unabhängigen Stellung" eines preußischen Ressortministers, war er gegen die Not des Reiches ziemlich gleichgiltig und erwiderte die Mahnungen und Bitten des leitenden Ministers mit Vorwürfen über den Mangel an Vertrauen in seine Einsicht und Leistungsfähigkeit.[3]) Es war dies der Zeitpunkt, da Bismarck von dem Finanzminister die Ergreifung einer Initiative verlangte und mit seinem eigenen Rücktritt drohte, falls er nicht zum Ziele gelangen sollte. Man wird von dem Verhältnisse, welches zwischen den beiden Staatsmännern herrschte, kein besseres Bild geben können, als wenn man dem Leser nachstehend die Korrespondenz unterbreitet, welche damals zwischen Bismarck und dem Staatsminister von Bülow über Camphausen geführt wurde.

In einem Schreiben Bismarcks d. d. Varzin, 21. Dezember 1877 heißt es: „Der kritische Punkt der Gegenwart ist die Frage des Finanzprogramms. Da ist es eine vollständige Umkehr der Begriffe, wenn der Finanzminister von dem Präsidenten ein Programm für das Finanzressort erwartet, nach dessen Prüfung er sich die Kritik vorbehalten will; umgekehrt liegt die positive Leistung, die Herstellung eines diskutirbaren Programms, dem Ressortminister ob. Ich bin als Präsident nicht berufen, Finanzprogramme zu erfinden oder zu vertreten, sondern nur dafür verantwortlich, daß der Posten des Finanzministers in einer der Gesamtpolitik des Ministeriums entsprechenden Weise besetzt sei und versehen werde. Der Beruf, Finanzprogramme selbst zu entwerfen und auf ihre Ausführung zu verzichten oder zurückzutreten, wenn der Finanzminister ihnen nicht zustimmt, liegt mir nicht ob.

„Ich glaube, wenn Camphausen zugibt, daß wir fünfzig Millionen Mark

[1]) „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck" Bd. I. S. 247 ff.

[2]) Vergl. dessen Erklärungen im Herrenhaus am 17. Februar 1881 und die „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck" Bd. I. S. 252 Note 1.

[3]) Kohl, Bismarckreden Bd. VII. S. 332.

Digitized by Google

mehr brauchen, wie ich glaube auch wohl hundert, was indessen nur er sachlich und amtlich beurteilen kann — so kann er darüber nicht zweifelhaft sein, daß es seine Aufgabe und nicht meine ist, ein Finanzreformprogramm vorzulegen und dasselbe verantwortlich zu vertreten; daß ich ihm dabei, wenn ich gesund bin, nach Kräften assistiren werde, ist selbverständlich, und um so mehr, wenn ich ihn etwa bei kollegialischer Verhandlung über seine Absichten zu Modifikationen seiner Vorschläge bewogen hätte. Sobald ich seine Reformpläne kenne, wird mein Votum über dieselben von dem Entgegenkommen geleitet sein, welches seine Sachkunde und mein kollegialisches Gefühl bedingen. Wenn aber ein solches Programm gar nicht oder nicht rechtzeitig zur Vorlage kommen sollte, so werde ich entweder den Ablauf meines Urlaubs ohne Beteiligung am Reichstag abwarten, oder mich vor dem Reichstag unter Darlegung meiner vorstehenden Auffassungen auf die Rolle beschränken, die Artikel 70 [1]) dem Reichskanzler zuweist."

Diese Sprache verfehlte nicht ihre Wirkung. Camphausen sagte bedingungslos zu, ein Finanzprogramm zur Vorlage und zur Diskussion zu bringen. Verständigung darüber und namentlich Durchbringen beim Reichstag würden immerhin schwierig sein, er wollte aber das Beste hoffen und nahm Bismarcks Zusage: wenn eine Verständigung erreicht sei, kollegialisch dafür eintreten zu wollen, dankbar an.

Für den Fall, daß Camphausen eine ablehnende Haltung annahm, hatte sich Bismarck damals um einen Ersatz für denselben umgesehen, und zwar verhandelte er zu derselben Zeit (Dezember 1877) mit Herrn von Bennigsen wegen dessen Eintritts in die Regierung. Diese Verhandlungen zogen sich bis zum Februar 1878 hinaus; sie konnten aber, nachdem Camphausen am 24. Dezember 1877 sich dem Kanzler ganz zur Verfügung gestellt hatte, nur den Rückzug des letzteren decken, oder Pläne einer *ferneren* Zukunft vorbereiten.

Am 27. Dezember 1877 erging aus Varzin telegraphische Weisung an Camphausen, er möge seine *Finanzgesetzentwürfe*, darunter auch den über Einführung oder wenigstens direkte Vorbereitung des *Tabakmonopols*, schleunigst fertig stellen, damit sie alsbald dem Bundesrat vorgelegt werden könnten.

Kurze Zeit später (Februar 1878) war Bismarck auch thatsächlich in der Lage, dem Reichstag drei bedeutsame Finanzentwürfe zu unterbreiten, wovon der eine die Besteuerung der Börsenpapiere und Lotterielose, der andere die Regelung des Spielkartenstempels, der dritte die Erhöhung der Einheitssätze bei Besteuerung des Tabaks bezweckte;[2]) die zuletzt erwähnte Vorlage empfahl Bismarck allerdings nur als Durchgangspunkt zu dem Tabakmonopol, der rationellsten Besteuerung des Tabaks und dem letzten Ideale, das er für das Reich erstrebte. Der Gesetzentwurf scheiterte an dem Verlangen der liberalen Partei nach einem

[1]) Der Art. 70 der Reichsverfassung bestimmt, daß die Ausgaben des Reichs event. mittelst Matrikularbeiträge zu decken sind.

[2]) In Betreff der Erhöhung des bayrischen Bierbesteuerungsmodus bestand zwischen Bismarck und Camphausen eine Meinungsverschiedenheit (Aktenstücke Bd. I. S. 274).

Digitized by Google

sogenannten konstitutionellen Reichsministerium. Der auf eine mäßige Besteuerung des Börsenverkehrs abzielende Gesetzentwurf blieb im Reichstag gleichfalls liegen, und so war denn das Gesetz vom 3. Juli 1878, betreffend den Spielkartenstempel (Reichsgesetzblatt Seite 133), für das Reich thatsächlich die einzige legislatorische Frucht der zweijährigen Steuerreformthätigkeit des Finanzministers Camphausen.

Infolge von Andeutungen über bestehende Gegensätze zwischen den Auffassungen des Reichskanzlers und des Ministers Camphausen über die Tabaksteuer erklärte letzterer im Reichstag, daß er bei seinem einleitenden Vortrag nur die gemeinschaftliche Stellung der verbündeten Regierungen darzulegen gehabt habe. Um darzuthun, daß seine persönliche Meinung mit der des Reichskanzlers übereinstimme, verlas er im Einverständnis mit dem Reichskanzler ein Schriftstück, das er am 17. Februar 1877 demselben vorgelegt hatte, woraus sich ergab, daß zwischen den Auffassungen desselben und denen des Kanzlers ein Unterschied nicht vorhanden sei. Bismarck gab hierauf der Hoffnung auf ein weiteres Zusammenwirken mit Camphausen Ausdruck, dessen Verdienste er gerne anerkannte.

3. Eisenbahnwesen. Das Reichseisenbahnprojekt lag Bismarck nach wie vor so sehr am Herzen, daß er, wie in Bezug auf die Steuerfrage, mit seinem Rücktritt drohte, falls der Minister Camphausen ihn bei seinen desfallsigen Bestrebungen nicht fördern wollte.[1])

In einem Schreiben Bismarcks d. d. Varzin, 15. Dezember 1877, heißt es: „Neben der Steuerreform und der Fertigstellung der im militärischen Interesse erforderlichen Eisenbahnen gehört die Verwirklichung der Reichsverfassung bezüglich des Eisenbahnwesens zu denjenigen Fragen, von deren Lösung ich meinen dauernden Wiedereintritt in die Geschäfte abhängig mache. Wenn die Ausführung des auf diesen Gebieten für notwendig Erkannten nicht durch ausreichende und spontane Mitwirkung aller in Preußen dazu kompetenten Organe sicher gestellt werden kann, so werde ich zwar, wenn meine Gesundheit irgend gestattet, zum nächsten Reichstag erscheinen, aber nur um die Gründe meines definitiven Rücktritts öffentlich darlegen zu können. Ich werde nicht verschweigen können, daß ich keine Aussicht zu haben glaube, für die Behandlung der oben erwähnten Fragen in Preußen das Maß freiwilliger Mitwirkung zu finden, ohne welches ihre Lösung nicht möglich ist, und daß ich deshalb bei geschwächten Kräften die fernere Mitarbeit an den Geschäften ablehne, weil ich mich unvermögend fühle, sie bezüglich wichtigerer Fragen in die Wege zu leiten, auf denen ich die Verantwortlichkeit für die Gesamtleitung zu tragen bereit wäre. — Die Hauptsache für mich ist, daß ich im Staatsministerium Kollegen finde, welche die Maßregeln, die für die Sicherheit und die Interessen Preußens und des Reichs notwendig sind, energisch und freiwillig fördern. Diese Förderung durch Bitten und Ueberreden zu gewinnen, dazu reichen meine Kräfte nicht aus, und wenn ich Beschlüsse in dem erstrebten Sinne erreiche, so unterbleibt die Aus-

[1]) Ludolf Parisius bemerkt in seinem Werke: „Deutschlands politische Parteien", Camphausen sei jedem seiner Räte als ein Gegner des Reichseisenbahnprojekts bekannt geweien.

Digitized by Google

führung. Mit meinem Namen aber für das Gegenteil meiner Bestrebungen öffentlich einzustehen, kann von mir nicht verlangt werden."

Der große Gedanke des Reichseisenbahnprojekts wollte aber nicht von der Stelle rücken. In Betreff der Hinderungen, die demselben in Preußen erwuchsen, erfahren wir das Nähere aus der Herrenhausrede Bismarcks vom 17. Februar 1881. Er habe — so bemerkte er hier — das gedachte Projekt zurückstellen müssen, da der Finanzminister für die preußischen Bahnen einen Preis berechnet habe, den er (Bismarck) wegen der Ungeheuerlichkeit des Anschlags nicht als einen ernstlichen anzusehen vermochte. Und am 23. März 1878 bemerkte er im Abgeordnetenhause:[1] „Der bisherige Finanzminister war nicht von Hause aus von der Richtigkeit überzeugt; nachdem wir im Prinzipe die Zustimmung dazu erhielten, ist es uns gelungen, die Zustimmung beider Häuser des preußischen Landtags zu einer Aufgabe, ich kann wohl sagen, zu der Entsagung zu Gunsten des Reichs zu gewinnen. Es schien also, daß die Sache außerordentlich günstig vor etwa drei Jahren lag. Aber ich bin schon damals vertröstet worden mit der Inangriffnahme: wenn sie im Sommer geschah, daß das Budget dringender zu erledigen sei — wenn sie im Herbst geschah, daß vor allen Dingen das Budget bis zum Januar fertig gestellt sein müsse — wenn sie im Januar geschah, daß es jetzt fast zu spät sein würde, eine so bedeutende Vorlage zu bringen. So bin ich vertröstet und in meinen Anstrengungen und Erwartungen dilatorisch behandelt worden in einer Weise, die für mich geradezu persönlich kränkend war. Ich hatte die Bewilligung der Sache im Prinzip von meinen Kollegen, ich hatte die Bewilligung der Sache im Prinzip vom ganzen Landtage und, obschon Ministerpräsident, habe ich mich absolut unfähig finden müssen, die Sache auch nur um einen Schritt weiter zu bringen. Die Bewilligung half mir gar nichts, wenn im konkreten Fall der passive Widerstand — von welcher Seite, ist in dieser verwickelten Maschine kaum zu ermitteln — mit solchem Erfolg geleistet wird, daß ich nach zwei oder drei Jahren kaum im stande gewesen bin, auch nur die Frage, ob und in welcher Form wir das Reich fragen wollen, und uns vom Reich den wahrscheinlichen Korb in der Sache holen wollen, noch gar nicht zur Erörterung im Staatsministerium zu bringen gewesen ist. Es ist noch nicht gelungen, auch nur annähernd ein Verständnis zwischen dem Handelsministerium und zwischen dem Finanzministerium über die Schätzung der Gegenstände, über die Summe, die man etwa vom Reich verlangen könnte, und über die Form, in der die Sache zu behandeln wäre, innerhalb des preußischen Staatsministeriums zu stande zu bringen.[2] Ich kenne diese Summe noch nicht, auch nur annähernd nicht, und es ist mir in allen diesen letzten drei Jahren wieder so gegangen, daß ich auf den nächsten Herbst vertröstet bin."

4. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen Bismarck und Camphausen bestand auch in Bezug auf die Frage der Verbindung der Domänen- und Forstverwaltung

[1] Kohl, Bismarckreden Bd. VII. S. 214.

[2] Vergl. die „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck" Bd. I. S. 232 Note 2 (Schreiben von Camphausen vom 17. Februar 1877).

Digitized by Google

mit dem landwirtschaftlichen Ministerium. Camphausen war gegen die Abtretung der beiden Verwaltungen von seinem Ressort, und mit Rücksicht auf ihn hatte Bismarck den Plan bis zum Abgange desselben zurückgelegt.

Nach Ablehnung der Tabaksteuervorlage (Februar 1878) erbat der Finanzminister Camphausen den Abschied gerade zu der Zeit, da er sich nicht gescheut hatte, sein Einverständnis mit dem letzten Steuerideal des Kanzlers im Reichstag offen und mannhaft zu bekennen.

Bismarck hat sich schließlich von Camphausen schwer getrennt und nicht sofort bei dem ersten Zeichen des Unmutes die Hand geboten, daß sein Abschied beschleunigt wurde, denn er legte „hohen Wert auf sein Verbleiben“. [1]) In der Sitzung des Reichstags vom 23. Februar 1878 stellte er Camphausen noch ein so glänzendes Zeugnis aus, daß letzterem die Dankesthränen in die Augen traten. Er schätzte an ihm die „Sachkunde die Charakterfestigkeit, die Entschiedenheit und die Wahrnehmung seines Regierungsberufs, seiner gouvernementalen Stellung.“ [2])

Damals sprach allerdings der Ministerpräsident über den neben ihm sitzenden Kollegen, den sich zu erhalten er noch immer für wünschenswert erachtete, und der durch seine eigenen Enthüllungen über die Stellung zum Tabakmonopol dem Parlamente gegenüber in eine etwas schiefe Stellung gekommen war. Ganz anders lautete Bismarcks Urteil über den zurückgetretenen Minister Camphausen, als dieser in der Herrenhaussitzung vom 17. Februar 1881 sich hatte hinreißen

[1]) Rede Bismarcks im Abgeordnetenhause vom 23. März 1878 (Kohl, Bismarckreden Bd. VII. S. 222 und 231).

[2]) Ein liberales Blatt, die „Danziger Zeitung“, schrieb in einem diesem Staatsmann gewidmeten Nachruf: „Mit seinem Freunde Delbrück teilte er dieselben finanzpolitischen Grundsätze, beide wirkten gemeinsam, als Fürst Bismarck sie in Bahnen zu drängen suchte, die ihren grundsätzlichen Anschauungen zuwider waren. Als Delbrück sah, daß er im Amt seine Selbständigkeit nicht bewahren konnte, trat er zurück; Camphausen blieb, nicht weil er am Amte hing, sondern er wollte auch in schwerer Zeit auf seinem Posten verharren, um das von ihm als richtig Erkannte gegen die neue Strömung zu schützen. Er konnte sich jedoch der Einwirkung der großen Persönlichkeit des Fürsten Bismarck nicht entziehen, er machte dessen Ansichten einzelne Konzessionen, vielleicht um noch Schlimmeres zu verhüten. Durch diese Konzessionen hat er aber einen großen Teil seiner alten Freunde und Verehrer wenigstens gleichgiltig gegen sich gemacht, und sein wenig entgegenkommendes Wesen, das während der Zeit des Zwiespaltes mit sich selbst noch abgeschlossener wurde, konnte sie zu ihm nicht zurückführen. Nun rief Fürst Bismarck einen Führer der nationalliberalen Partei zu sich, um sich mit ihm über die Zukunft zu beraten. Bennigsen folgte der Pflicht, nicht dem eigenen Triebe. Anstatt daß Camphausen nun gegen den Berufer der Barziner Verhandlungen sich gewendet hätte, wandte er sich gegen den Gerufenen und warf diesem vor, derselbe wolle sich auf seinen Stuhl setzen. Das Verhalten in der Frage des Tabakmonopols that das übrige. An einem Tage sprach der Finanzminister gegen das Monopol, und am andern bewies er, daß er schon seit Jahr und Tag auf dasselbe hingearbeitet hatte. Das Parlament mußte sich entschieden gegen eine solche Behandlung aussprechen; ein Minister, der sich immer so konstitutionell ausgesprochen und gezeigt hatte, konnte es nun natürlich nicht mit seinen Grundsätzen vereinbaren, länger in der hohen Stelle zu bleiben, die er lange mit so viel Geschick ausgefüllt hatte. Dies alles war die natürliche Folge der Konzession an die mächtige Persönlichkeit, neben welcher sich andere selbständige (bezw. überaus selbstbewußte) Kräfte schwer lange behaupten können.“

Digitized by Google

lassen, die neueste Finanzpolitik des Ministerpräsidenten als eine fehlerhafte darzustellen. Dagegen glaubte der letztere lebhaft protestiren zu müssen; Camphausen habe das Glück gehabt, daß er das Finanzministerium während der sieben fetten Jahre verwaltet habe, er sei in der Lage gewesen, „im Segen der Milliarden mit vollen Händen im Golde zu stecken", alle Quellen seien damals geflossen, „wie nach nassem Wetter selbst die Hungerquellen im Lande fließen", daß aber auf diese fetten Jahre sieben magere Jahre folgen würden, habe Camphausen nicht bedacht. Eine Voraussicht der Zukunft, eine Finanzgesetzgebung habe unter ihm so gut wie nicht stattgefunden, wiewohl er, Bismarck, schon im Jahre 1876 die warnende Stimme erhoben und fruchtbare Reformen verlangt habe. „Mein Herr Kollege ist damals der Ueberzeugung gewesen, daß, wenn nicht in der ganzen Welt, doch wenigstens im preußischen Finanzministerium und seiner Verfassung alles auf das beste und vortrefflichste bestellt wäre und nicht besser bestellt sein könnte, und ist deshalb dem Glauben unzugänglich gewesen, daß in dem alten, ehrwürdigen Gebäude manche Schraube nietlos und manches Rad bocklos geworden war. Ich habe ihn in der festen, sicheren und ehrlichen Ueberzeugung gefunden, mit der Gott an dem sechsten Tage der Schöpfung auf das Geschaffene zurückblickte, mit derselben Befriedigung hat er auf sechs Jahre seines Ministeriums zurückgeblickt und gefunden, daß alles gut sei, und mich vielleicht für einen mauvais coucheur als Kollegen gehalten, weil ich nicht auch alles so vortrefflich fand und auf Reformen drängte. Ich bin dadurch auch zu anderen meiner Kollegen in schwierige Verhältnisse geraten."

Ist dies die letzte öffentliche Aeußerung Bismarcks über den Finanzminister Camphausen, so ist dies doch nicht sein letztes Wort über ihn, das zu einem abschließenden Urteil berechtigte. Bei Würdigung der betreffenden Rede muß man sich vor Augen halten, daß der Kanzler nicht wenig überrascht war, als er ganz unerwartet seine Kreise durch den ehemaligen Kollegen gestört sah.

Die glänzende Seite der Camphausenschen Verwaltung, die ihm stets zur Ehre gereichen wird, lag überhaupt nicht im Reich, sondern in Preußen. Aber auch im Reich lassen sich ihr doch auch günstige Seiten abgewinnen. In der zweijährigen Periode, welche seinem Abschied vorausging, hatte er, soviel an ihm lag, in den drei oben erwähnten Steuerentwürfen dem Reiche eine Gesamteinnahme von dreiundvierzig Millionen Mark zuführen wollen. Die Ablehnung der Entwürfe seitens des Reichstags erfolgte nicht aus inneren Gründen, sondern weil es im Parlament gärte, weil sich die Parteien neu entwickelten, und weil sich von den alten keine mehr zu tiefgehenden Bewilligungen an eine Regierung entschließen mochte, die selbst noch im Ringen nach neuen Bahnen begriffen war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zwei kleine Plaudereien

von

Jules Breton,[1])

Mitglied der Académie des beaux-arts in Paris.

Der Schuh des Vetters Charles Ambroise.

Es war mitten im Sommer, in einer jener Perioden großer Hitze und andauernder Trockenheit, wo der schwere Himmel die Schatten mit bleigrauem Widerschein tränkt und die Sonne ob ihrer blendenden Wirkung ihren Strahlenglanz verliert, in Tagen des Spleens selbst für Kindergemüter.

Gegen zwei Uhr nachmittags lagen wir, mein Bruder und ich, wie gewöhnlich auf dem Rasen des Gartens ausgestreckt, umsummt von tausend Insekten.

Eine eigentümliche Art von Schwere lastete auf meinen halbgeschlossenen Augenlidern, deren durchscheinende Röte das brennende Licht des Tages noch matter erscheinen ließ.

Plötzlich drang von der Straße her ein Angstschrei zu uns. Wir liefen nach dem Einfahrtsthore.

Jäh stürzten Leute vorüber.

Gegenüber hat Vetter Charles Ambroise es gemacht wie wir; er hielt, an seine Thüre gelehnt, Ausschau. Wir stellen uns zu ihm hin, den Rücken gegen die Wand gekehrt.

Am Boden lag, zu einem kleinen Haufen aufgeschichtet, Lehm zum Gebrauch für die Maurer.

Und Vetter Charles Ambroise beginnt mit dem Absatze seines groben Schuhs mechanisch von diesem Lehm abzutreten.

Die Männer eilten schweigend fort, und in unserer Nähe traten die Frauen zu Gruppen zusammen, plaudernd, in dem einfachen Zustande, in welchem eine plötzlich unterbrochene Arbeit sie gelassen hatte.

Was ging vor?

Alles das stellt sich mir in seinem Durcheinander dar, ohne bestimmte Einzelheit, bis auf den groben Schuh des Vetters in der unbewußten und regelmäßigen Bewegung, die mir stets in scharf umrissener Erscheinung vor Augen steht, eine ganz unbedeutende Sache, auf die ich bei jeder andern Gelegenheit gar nicht geachtet haben würde, die aber damals auf mich einwirkte, als ob sie der Mittelpunkt des Interesses und der Maßstab für den herrschenden Schrecken gewesen sei.

Denn wir wohnten einem schrecklichen Unglücksfalle bei.

Die Vorübergehenden hatten es eilig, sie waren erregt und tauschten höchstens

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die vorstehenden kleinen Skizzen werden in nächster Zeit in den Memoiren des bekannten französischen Akademikers erscheinen.

Digitized by Google

ein halbverlorenes Wort mit einander aus, den Blick nach Dignies gerichtet, das brannte.

Die Hälfte des Dorfes stand in Flammen.

Drei Kilometer von unserer Wohnung gelegen, versteckt Dignies sich hinter seinem dichten Buschwerk, das uns seiner Haselnüsse wegen wohl bekannt war. Ueber den Bäumen breitete sich am Rande des Himmels, schwefelgelb und schrecklich anzuschauen, ein mächtiger Rauchvorhang aus. Die Masse schien sich fortzubewegen und immer größer zu werden, sich unheimlicher und unheimlicher zu streifen.

Da wir uns am Ausgange des Dorfes befanden, gesellten sich zu den Weibern Greise und Kranke, die den von dem Unglücke Betroffenen nicht zu Hilfe eilen konnten. Die Angstrufe hörten nicht auf. Es gab einzelne, die sich in der Unglücksstätte auskannten und die, wie es schien, den Fortschritt des Brandes ausdeuteten: „Jetzt hat es diese Straße, jenes Anwesen erreicht; seht, wie plötzlich die Rauchwolke dort hoch zum Himmel aufsteigt, aus der die Flammensäule aufloht; das muß das Dach der großen Scheune des dicken Pächters A. sein, das vom Feuer ergriffen worden ist; das ist der Strohhaufen, der brennt . . ."

Jetzt nahm die Rauchwolke verschiedene Farben an, schwarz, weiß, gelb, und gewann immer mehr Ausbreitung nach rechts.

Buben kamen herangelaufen und meldeten das Neueste: „Hundert Häuser, hundertundfünfzig, zweihundert, ohne die Scheunen!"

Und so war es.

Wir aber verharrten, mehr erstarrt als innerlich erregt, unbeweglich inmitten des uns umgebenden schrecklichen Wirrwarrs.

Und immerfort, immerfort, bearbeitete Vetter Charles Ambroise in seiner entsetzlichen Weise den Lehm mit seinem groben Absatz.

Und als wir uns am folgenden Sonntag zur Kirchweih nach Garguételles, einer in der Nähe von Dignies gelegenen Ortschaft, begaben, kamen wir durch das von dem Unglück heimgesuchte Dorf.

Es ist mir noch lebhaft erinnerlich, welchen eigentümlichen und kläglichen Eindruck auf mich alle diese zerstörten Häuser machten, mit ihren Backofengewölben und durchlöcherten Giebelwänden, die, weil sie aus Stein aufgeführt waren, von den Flammen nicht hatten verzehrt werden können. Das wiederholte sich, soweit man blickte. Dicht vor uns streckten versengte Hecken und hochstämmige Bäume ihr verkohltes Astwerk in die Luft, und am Boden lagen verstümmelte Viehleiber, Köpfe mit verzerrten Zügen und Geflügelskelette umher. Gelbliche Rauchwolken stiegen aus den Schutthaufen empor und der ungewohnte Geruch von diesen Tausenden von verbrannten Dingen erfüllte die Luft.

Was ich aber zunächst erblicke, wenn ich diese traurige Erinnerung heraufbeschwöre, ist jener Gegenstand, den ich gar nicht hätte beachten sollen, die kleine Rinne, die von dem groben Schuh des Vetters Charles Ambroise in den Lehm getreten worden war. Wie viele gleichgiltige und ganz unbedeutende Dinge

Digitized by Google

haben sich so auf der Welt unter dem Vergrößerungsglase der sie begleitenden Umstände dem Gehirn eingeprägt und dort für immer Bürgerrecht erworben. Die Bedeutungslosigkeit ihres Wesens hat sich plötzlich in einen Ausdruck der Freude oder des Schreckens verwandelt.

Bald ist es ein Gegenstand, manchmal auch ein Wort.

Ich habe in dem „Leben eines Künstlers“ angeführt, daß das Wort, das meinem Herzen am teuersten ist, und das mich Thränen der Liebe hat vergießen lassen, eines der allergewöhnlichsten ist; aber es ist buchstäblich von den geheiligten Lippen meiner Mutter gefallen: „Da ist Dein Anzug“, und ich habe es zweifellos deshalb behalten, weil es in dem feierlichen Augenblick ausgesprochen wurde, wo ich meine ersten Hosen anlegen sollte.

Und was wird man zu jener weitern Phrase sagen: „So ist es meistenteils“? Es ist nämlich diejenige, die meinem Ohr am angenehmsten klingt.

Es kommt das daher, daß dieser für jeden andern so banale Ausdruck, der mir aber würdig scheint, in Gold und Edelsteine gefaßt zu werden, von der Unbekannten geflüstert wurde, die meinem Kinderauge (ich war damals sechs oder sieben Jahre alt) zum erstenmale die Erscheinung des Schönheitsideals verwirklichte.

Es war eine junge Braut (meine Eltern gaben ein Verlobungsessen); weiter weiß ich nichts mehr von ihr, und ich habe sie nie wieder gesehen.

Sie erglänzte vor Frische, sie verblendete mit ihrem Reiz ... ach, was für eine wunderbare Erscheinung!

Ich betrachtete sie während des ganzen Essens.

Abends, beim Scheine der Lampe, verschwand sie zur Hälfte unter dem Schatten des Lampenschirmes, und ihre Augen erglänzten wie Sterne in dem durchscheinenden Roth ihrer Gesichtsfarbe. O, es war wirklich eine Göttin; da erwiderte sie auf eine jedenfalls ganz gewöhnliche Frage mit einer Stimme, sanfter als Flötenton, der nach mehr als sechzig Jahren noch immer so lieblich wie damals in meinem Ohr widerklingt, jene himmlischen Worte: „So ist es meistenteils!“

Und an jenem Tage, als um das Jahr 1838 der hochwürdige Herr de la Tour d'Auvergne, eben zum Kardinal ernannt, von Rom zurückkehrte, wo er den roten Hut empfangen hatte, und er, selbst ganz rot vom Kopf bis zu den Füßen (und von welch wunderbarem Kopfe) auf dem Rundgange durch seine Diözese seinen feierlichen Einzug in seine gute Stadt St.-Omer hielt; als die ganze Stadt ihn ehrfurchtsvoll begrüßte, als sämtliche Straßen von Blumen und Laubgrün bedeckt waren und von bunten Fahnen durchkreuzt und durchflattert wurden, als die ehrwürdige Kathedrale, von dem zitternden Schimmer des Sonnenlichts umwoben, weit und mächtig ihr Hauptportal erschloß, als Glockenspiel und Posaunen ihre betäubenden Freudentöne erhoben und den frohen Schall der Kirchenlieder überdröhnten — was für ein Wort traf da mein Ohr und drängt heute noch in meinem Gedächtnisse den Pomp und das Hosianna der triumphirenden Kirche zurück?

Digitized by Google

Ein Wort, das etwas stark an Rabelais erinnert.

Die Straße war gedrängt voll von Menschen, und in der Nähe der Gruppe, bei der ich mich befand, rief ein Posten stehender Soldat (ich sehe noch sein rundes, von zwei kleinen runden Aeuglein durchbohrtes Gesicht und höre noch seinen südlichen Dialekt), rief, sage ich, ein Soldat, dem etwas Menschliches passirt war, das ich hier nicht näher anzudeuten brauche, aus: „'S ischt ganz natürli, daß mer bei einem so feschtliche Anlaß einen G'fangene entwische loßt!"

Das ist dasjenige, was bei mir in sehr wenig poetischer Weise von dem berühmten Einzug des hochwürdigen Herrn Bischofs in St.-Omer haften geblieben ist.

Noch etwas, um mit diesem Kapitel zu schließen.

Wenn ich bis auf den Anfang meiner Erinnerungen zurückgehe, gewahre ich mich in einem Bauernhause bei der Schwester meiner Amme. Ich suche dort meine ersten Gehversuche zu machen, in eines jener, mit Rädern versehenen glockenförmigen Korbgeflechte gezwängt, welche allen Landleuten bekannt sind. Man hatte mich in dasselbe gesteckt, und zum erstenmale fand ich mich Herr meiner Bewegung, befreit von der Tyrannei der Amme, die mich bis dahin getragen hatte. Es muß das ein großer Moment, ein Sieg, gewesen sein, diese Besitzergreifung der Freiheit. Ich erinnere mich nicht mehr der freudigen Regung, die mich jedenfalls beseelt hat; aber in diesem Augenblicke fielen meine Blicke auf einen Gegenstand, den ich ohne das nicht bemerkt haben würde, und der, weil er sein Bild unauflöslich mit dem unvergeßlichen Freudegefühl, das mich durchbebte, vereinigte, aus meinem in der Bildung begriffenen Gedächtnisse nicht mehr zu tilgen gewesen ist.

Während ich strampelnd mich in dem Gefühle meiner Ueberlegenheit von einer Seite des einfachen und empfindungslosen Apparates nach der andern bewegte, lag bei dem Herde, an den linken Kaminpfeiler gelehnt, ein Strohbund. Und dieser an sich bedeutungslose, aber durch die Macht des meine Seele und mein Auge bestürmenden Eindrucks verklärte Gegenstand tritt heute noch, nachdem sechsundsechzig Jahre dazwischen getreten, als ein Siegeswahrzeichen vor mein Auge.

Der blaue Leberfleck.

Man sieht, welche Bedeutung die an sich geringfügigen Dinge annehmen können, wenn sie sich mit großen Ereignissen erfreulicher oder unerfreulicher Natur verbinden, deren Freude- oder Furchtgefühl in ihnen gewissermaßen seinen symbolischen Ausdruck findet. Ich hätte noch viele derartige Beispiele anführen können, allein um hier nicht in einen zu traurigen Ton zu verfallen, habe ich von den gar zu ernsten abgesehen.

Es gibt überhaupt keine geringfügigen Dinge, wenn man die Wirkung in Betracht zieht, die sie unter gewissen zu ihrer Voraussetzung dienenden Umständen ausüben.

Digitized by Google

Es würde banal sein, dabei länger zu verweilen; die geringfügigste Ursache kann das Antlitz der Welt verändern. Ich will von gewöhnlicheren Dingen reden, von jenen Kleinigkeiten, welche die tiefste Schwermut oder die höchste Freudetrunkenheit verhängen können, denen, wie man das alle Tage gewahren kann, die nervösen Leute als Spielball dienen, die wie die unsichtbaren Krankheitskeime oder die lusterregenden Atome der Wohlgerüche in der Luft schweben, und die man zu seinem Heil oder Verderben in sich aufnimmt. Auch in der Kunst gibt es kaum wahrnehmbare Abstufungen. Es sind das die Abstufungen, die manchmal die wirklichen Meisterwerke von den verrückten Werken scheiden.

In dieser Kleinigkeit besteht die ganze Kunst.

Deshalb ist es so schwer, dem Nichteingeweihten die Ursache der Vortrefflichkeit oder Abgeschmacktheit eines Kunstwerks klar zu machen. Deshalb erscheinen die Künstler extravagant in ihren Urteilen.

Ich habe absolut schlechte, häßliche und mißgestaltete Bilder angetroffen, die mir keinen Widerwillen einflößten, und andere, die süßlich waren und vielen Leuten gefielen, mir aber die Nerven bis zum physischen Unbehagen erregten.

Ich erinnere mich, daß ich auf einer Ausstellung in Brüssel um das Jahr 1850 ein Bild gesehen habe, das Damen in einem Salon vorstellte.

Sie hatten hübsche Puppengesichter, und die Schatten ihrer Fleischtöne verliefen sich in jene an Erdbeergelée erinnernde Durchsichtigkeit, die damals Mode war, der sich hier aber noch etwas Krankhaftes, Eiterartiges von einer so ausgesprochenen Widerwärtigkeit zugesellte, daß ich meine von dieser niedlichen Abscheulichkeit wie gebannten Blicke nicht davon abwenden konnte.

Und ich betrachtete das Bild lange, ohne mir von meiner Erregung Rechenschaft ablegen zu können.

War es Entrüstung oder Ekel?

Ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Es war weniger und mehr als das. Ich ließ den Eindruck ohne bewußtes Widerstreben über mich ergehen; aber es ergriff mich ein ganz eigentümliches Unbehagen, als ob dieser unreine und widerwärtige Gegenstand in mich eindränge und mich in meiner Lebensenergie störe. Kalter Schweiß lief mir den fröstelnden Rücken herab. Die Dämchen begannen zu tanzen und der Fußboden des Saales erhob sich; ich aber hatte kaum noch Zeit, mich auf ein Sofa fallen zu lassen, das glücklicherweise hinter mir stand, denn das in der Mitte der Wand angebrachte Gemälde rührte von einem Antwerpener Meister her.

Ein mitleidiger Herr bot mir seinen Arm an und brachte mich, so gut es gehen wollte, bis auf die Straße, wo die frische Luft mir meine Besinnung wiedergab.

Dieses selbe Unbehagen ergriff mich oft beim Lesen gewisser prätentiöser Bosheiten, und es ist mir vorgekommen, daß ich das Buch, in dem ich las, fallen ließ, überwältigt von einem Eindruck, der um so erstaunlicher war, als die Ursache desselben durchaus nicht auf die Erregung eines Schmerzgefühls gerichtet schien.

Digitized by Google

Es handelt sich daher bei dem Vorfall, von dem ich berichten will, nicht um eine vom Zufall herbeigeführte geistige Erregung.

Gott, wie erstaunlich ist doch das Gehirn so vieler Künstler! Welche Beweglichkeit in ihren Eindrücken, besonders wenn es sich um ihre im Entstehen begriffenen Werke handelt! Wie viele Meisterwerke sind nicht in einer Hochmutsanwandlung, in der brennenden Begier nach dem absoluten Meisterwerke zerstört worden!

Heute halten die Künstler sich für geniale Leute, morgen sehen sie sich für einfache Schwachköpfe an.

Immer vom Speicher- bis zum Kellergeschoß!

Es genügt dazu eine weiße Wolke, die vorüberzieht und die Farbentöne des Bildes erglänzen läßt, oder ein farbentilgender Reflex des blauen Himmels.

Ach, wenn wir doch nicht mehr unter dem zwingenden Bann der Einbildungen ständen!

Ich finde in meiner Kindheit den Keim zu dieser krankhaften Reizbarkeit wieder.

Ich war sechs bis sieben Jahre alt. Da gab es eine junge Näherin, die zuweilen zu uns ins Haus arbeiten kam, und die man nicht als einen Dienstboten ansah und deshalb mit an unserem Tische essen ließ.

Sie wurde zuletzt von den Erwachsenen bedient, und da ich das älteste der Kinder war, nahm ich die oberste Stellung unter diesen ein, woher es kam, daß man mir die Schüssel reichte, die sie vor sich gehabt und mit ihren Händen berührt hatte.

Nun hatte dieses junge Mädchen, das durchaus nicht häßlich oder abstoßend, sondern eher hübsch war, ein Gesicht von außerordentlich mildem Ausdruck, das, wenn mich vielleicht auch gerade nicht reizen, mir doch auch keinen Abscheu hätte einflößen sollen. Sie hatte auf ihrer linken Wange eines jener Schönheitskörnchen, die man im gewöhnlichen Leben Leberflecken zu nennen pflegt.

Im allgemeinen hatte ich gar nichts gegen diese so häufig vorkommenden Flecke. Aber, o Schreck! Bei ihr war das Schönheitskörnchen blau. Sie hatte einen blauen Leberfleck!

Und wenn ich sah, daß bei uns Wäsche zum Flicken zurechtgemacht wurde, sagte ich zu mir: „Aha, heute bekommen wir den blauen Leberfleck!“

Und ich empfand einen derartigen Abscheu dagegen, daß ich lieber hungerte, als daß ich von der Schüssel gegessen hätte, die sie in der Hand gehabt.

War das nicht sonderbar?

Ich sage mir zu meiner Entschuldigung, daß viele Leute in ihrer Vergangenheit eine derartige Anomalie haben müssen, und möchte zum Schluß noch bemerken, daß man häufig in dieser Welt, in der es um das Gehirn so heikel bestellt ist, sich eine derartige Ursache der Abneigung in eine Anziehungskraft und das, was uns zuerst Widerwillen eingeflößt hat, in einen Gegenstand der Liebe hat verwandeln gesehen.

Unveränderlich erhält sich nur die Gleichgiltigkeit.

Digitized by Google

Was unserer Marine not thut.

Von

Reinhold Werner, Contre-Admiral a. D.

Unserer Marine hat das deutsche Volk von jeher warme Sympathien entgegengebracht in dem instinktiven Gefühle, daß eine Großmacht wie unser Vaterland mit 130 Meilen Küstenstrecke einer entsprechenden Flotte bedürfe, obwohl den meisten Bewohnern des Binnenlandes ein näheres Verständnis für ihre Bedeutung und Zwecke fehlte.

Sie hörten und lasen wohl viel von Panzern, Kreuzern, Avisos und Torpedobooten, konnten sich aber keinen rechten Begriff von ihnen und ihrer Verwendung machen, weil die persönliche Anschauung fehlte.

Erst die Festlichkeiten bei Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals, denen Hunderttausende von binnenländischen Zuschauern und unter ihnen fast sämtliche Mitglieder des Reichstags beiwohnten, haben dazu beigetragen, diese Unklarheiten zu beseitigen oder wenigstens zu verringern.

Die große Zahl der bei der Feier anwesenden Kriegsschiffe fremder Nationen gab außerdem Anlaß zu Vergleichen, die keineswegs zu Ungunsten der unserigen ausfielen, und man darf sagen, daß jeder gute Deutsche, welcher das großartige und in seiner Art einzig dastehende Schauspiel der Kieler Tage genießen durfte, ein Gefühl patriotischer Befriedigung empfand und mit berechtigtem Stolze auf unsere an der Festlichkeit teilnehmenden zwölf stattlichen Panzerschiffe schaute, die mit acht anderen, am Orte nicht vertretenen, die Hauptstärke unserer Flotte ausmachen, und die im Verein mit den übrigen Kriegsfahrzeugen jetzt mit Hilfe des Kanals innerhalb 24 Stunden ungehindert vom Feinde in der Ost- oder Nordsee erscheinen können, um unsere deutschen Meere zu verteidigen.

Es ist erklärlich, daß eine solche Flotte auf den Laien einen imponirenden Eindruck macht, daß er sie zum Schutze unserer Küsten für vollständig ausreichend hält und ein Teil der Reichstagsabgeordneten neue Anforderungen an die Steuerkraft des Volkes zu ihrer Vermehrung nicht für nötig erachtet.

Was die Panzerschiffe betrifft, so hat für die Gegenwart und nächste Zukunft diese Ansicht eine gewisse Berechtigung. Nach Eröffnung des Kanals besitzen wir von eigentlichen Schlachtschiffen die erforderliche Zahl und Stärke, um in Verbindung mit 14 gepanzerten Kanonenbooten, einigen Kreuzern und der Torpedoflotte eine Blockade und Invasion unserer deutschen Küsten abzuwehren, allerdings nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß wir die Schiffe den Fortschritten der Technik entsprechend, auf der Höhe der Zeit erhalten. Dazu ist notwendig, daß wir die veralteten Typen, wenn dies angängig, umbauen oder, wo es nicht mehr geht, dafür neue einstellen, wie es gegenwärtig mit dem Ersatz des Panzerschiffes „Preußen“ geschieht und demnächst mit „Friedrich der Große“ unbedingt geschehen muß, da das Schiff keineswegs mehr den Ansprüchen der Neuzeit

Digitized by Google

genügt, während bei zwei anderen Panzern der „Sachsen"-Klasse ein Ersatz von Kesseln und Maschinen ausreichen wird, um sie, wie schon bei ihren beiden Schwesterschiffen geschieht, wieder erfolgreich kampffähig zu machen.

Ebenso bedarf unsere Torpedoflotte einer Ergänzung. Ein großer Teil derselben stammt aus älterer Zeit. Sie genießen mit Recht den Ruf der Seetüchtigkeit und stehen darin dem Auslande voran. Das Kentern und Versinken des Bootes S. 41 bei den letzten Manövern ändert daran nichts. Bei so schwerer See und Zusammentreffen unglücklicher Umstände kann dies auch größeren Fahrzeugen passiren. Man denke nur an unsere „Amazone", den „Frauenlob" und die große Dampfkorvette „Augusta", die unter ähnlichen Verhältnissen spurlos verschwunden sind. Obwohl unsere Torpedoboote zu allen Jahreszeiten in See geschickt werden, ist noch kein anderes verloren gegangen, während Franzosen und Engländer eine ganze Reihe eingebüßt haben.

Aber es ist ein anderer Punkt, in dem die älteren nicht mehr den Anforderungen entsprechen. Vor 10—12 Jahren waren 20—22 Knoten (5—5½ deutsche Meilen in der Stunde) eine hervorragende Geschwindigkeit. Inzwischen hat die Technik solche Fortschritte gemacht, daß unsere neuen Torpedodivisionsboote es schon bis auf 26 Knoten gebracht haben, und in England soeben ein Torpedozerstörer vom Stapel gelassen ist, der 30 Knoten machen soll, wenn das auch englische Rechnung ist und jeder mit der Art der dortigen Probefahrten Vertraute mindestens 2 Knoten abzieht.

Jene reichen also für ihre Zwecke nicht mehr aus; um diese zu erfüllen, müssen sie schneller laufen als die Schiffe, welche sie angreifen wollen, denn nebst ihrer Kleinheit bietet nur große Geschwindigkeit Aussicht auf Erfolg oder Sicherheit gegen Vernichtung.

Unser geschützter Kreuzer „Kaiserin Augusta", dessen vorzügliche Maschinen und drei Schrauben ihm eine Fahrt von 22½ Knoten verleihen, hat neulich bei den Manövern den Beweis dafür geliefert. Aeltere Torpedoboote und unser schnellster Aviso machten Jagd auf ihn, aber er entzog sich bald ihrer Verfolgung.

Verbesserungen lassen sich an den kleinen Fahrzeugen nicht vornehmen; es müssen deshalb so bald wie möglich neue gebaut werden, und zwar sind zehn mindestens erforderlich, um den Ansprüchen der Neuzeit zu genügen.

Nach Erfüllung dieser Bedingungen sind wir im stande, uns sowohl frei von Blockade wie von Invasion zu halten.

Um bei einer Blockade auf Erfolg rechnen zu können, müßte der Feind uns mit einer bedeutenden Ueberlegenheit an Zahl und Stärke der Schiffe entgegentreten, und das ist bis auf weiteres sowohl im Osten wie im Westen nicht gut möglich.

Wenn auch das auf eine günstige Gelegenheit wartende Frankreich, mit dem wir stets in erster Reihe zu rechnen haben, zur See über doppelt so stark ist wie wir, muß es, so lange der Dreibund besteht, dessen Auflösung es wohl vergebens erwartet, die bei weitem größere Hälfte seiner Flotte im Mittelmeer belassen, um Italien und Oesterreich die Spitze zu bieten, selbst wenn man

Digitized by Google

England außer Betracht läßt. Was ihm dann noch für die Nordflotte zur Verfügung steht, würde selbst in Verbindung mit Rußland nicht ausreichen, da es sich um die Bewachung zweier getrennten Meere mit 130 Meilen Küste handelt.

Selbst aber wenn diese Koalition uns überlegen wäre, würde der Unterschied durch verschiedene Umstände, die ebenso günstig für uns wie ungünstig für die Feinde sind, wieder ausgeglichen. Um unsere Küsten zu blockiren, müßte der Feind seine Kräfte teilen, während wir die unsrigen geschlossen zusammenhalten und bald im Osten bald im Westen erscheinen lassen können. Jede Blockadeflotte müßte also an sich schon stärker sein als wir, und das können unsere beiden Nachbarn nicht leisten, wenigstens nicht in den nächsten 8—10 Jahren, so emsig sie auch an Vermehrung ihrer Schiffe bauen, und bis dahin läuft erstens noch viel Wasser den Berg herunter, und andererseits können wir, wenn es durchaus notwendig sein sollte, ihnen entsprechend darin folgen.

Uns kommen aber noch andere wesentliche Punkte zu gute.

Die bisher gebauten Panzerschiffe vermögen nur auf eine beschränkte Zeit Kohlen zu fassen (10—12 Tage mit voller Kraft). Davon muß das erforderliche Quantum für die Reise von Ost oder West bis in unsere Gewässer und ebenso zurück (je 2—3 Tage) abgezogen werden. Es bleibt also nur für 6—8 Tage Feuerungsmaterial übrig, und wenn es nicht gelingt, während dieser Zeit die Kohlen zu ergänzen, dann müssen die Schiffe einfach wieder nach Hause dampfen.

Im Jahre 1870 konnten die Franzosen mit ihrer aus zehn Schiffen bestehenden Blockadeflotte in der Nordsee, dank der Freundlichkeit der von Wohlwollen gegen uns überfließenden englischen Vettern, die unseren Feinden auch zu Lande bereitwilligst Waffen lieferten, sich in Lee von Helgoland mit Kohlen versehen und demzufolge monatelang an unserer Küste bleiben. Wir hatten damals ihnen nur drei Panzer entgegenzustellen, von denen nur einer intakt war. Ebenso wenig besaßen wir geeignete Fahrzeuge, um ihre Kohlenschiffe abzufangen, und vermochten nichts dagegen zu thun.

Das hat sich inzwischen ganz bedeutend geändert. Helgoland, der einzige Punkt an unserer Nordseeküste, wo unter dem Schutz der Insel bequem Kohlen genommen werden könnten, ist deutsch geworden, und seine weittragenden Geschütze verbieten dem Gegner jede Annäherung. Er würde mithin gezwungen sein, die Kohlen in offener See zu ergänzen.

Das ist möglich, aber es erfordert stilles Wasser, Ungestörtheit und geht demnach sehr langsam vor sich. Ruhige See gibt es aber in unseren stürmischen Gewässern selten, oft wochenlang nicht, und deshalb kann ein Admiral mit diesem Faktor nicht rechnen.

Was die Ungestörtheit betrifft, ist der Feind nicht besser daran. Es müßte mit unserem Nachrichtenwesen schlecht bestellt sein, wenn die Kohlenschiffe nicht schon vor ihrer Ankunft bei der Blockadeflotte durch unsere Torpedoboote in den Grund gebohrt wären, und sollten wirklich einige durchschlüpfen, so würde unsere Flotte durch wirkliche oder Scheinangriffe und beständiges Alarmiren den Feind so in

Digitized by Google

Atem halten, daß er an Kohlenergänzung nicht denken könnte und gezwungen wäre, nur so viel mehr zu verbrennen.

Was würde ihm also anderes übrig bleiben, als nach Hause zu dampfen, um das Feuerungsmaterial zu ergänzen, während unsere Flotte in jedem günstigen Augenblicke mit vollen Kohlenräumen, frischer, ausgeruhter Mannschaft und intakten Maschinen hier oder dort hervorstoßen und sich auf ihn werfen kann, dessen Besatzungen Tag und Nacht keine Ruhe gehabt haben, weil sie namentlich nachts stets eines Angriffs gewärtig sein müssen.

Dabei ist noch zu bemerken, daß, wenn moderne Kriegsschiffe längere Zeit in See sind, ihre so sehr komplizirten Maschinen häufig Schaden leiden und erfahrungsmäßig 10—15 Prozent stets mehr oder minder in Unordnung sind. Können die Reparaturen in See ausgeführt werden, so beansprucht dies immer längere Zeit; so lange aber sind die Schiffe gefechtsunfähig, oder wenigstens sehr behindert, und mit diesem Umstande hat der Gegner ebenfalls zu rechnen.

Es ist deshalb kaum anzunehmen, wenigstens wie die Verhältnisse gegenwärtig und noch für eine Reihe von Jahren liegen, daß unsere Nachbarn sich darauf einlassen werden, unsere langgestreckten Küsten zu blockiren; sie haben nur viel dabei zu verlieren, aber nichts zu gewinnen. Die neue Erfindung der Feuerung mit Masut (Teeröl) ändert allerdings einiges am Gesagten, aber nicht sehr wesentlich. Wie so vielfach ist auch ihre Bedeutung in den öffentlichen Blättern überschätzt. So hieß es zum Beispiel, das Masut habe solche Heizkraft, daß die Schiffe sechsmal so lange damit dampfen könnten als mit demselben Volumen Kohlen. Dies würde der ganzen Seekriegführung ein anderes Gesicht geben, aber die Annahme beruht auf einem großen Irrtum.

Das wirkliche Verhältnis des Verbrauchs von Masut zu dem von Kohlen stellt sich vielmehr nur wie 3 : 4. Immerhin ist das ein Gewinn, aber der allgemeinen Einführung stellt sich in erster Reihe das Hinderuis entgegen, daß Teeröl an den bei weitem meisten Plätzen des Auslandes gar nicht zu beschaffen ist und Deutschland selbst es nur in geringen Mengen produzirt.

Für Schiffe, welche in den heimischen Gewässern bleiben, ist Masutfeuerung bestimmt ein Vorteil, weil sie außer dem Heizwert noch andere Vorzüge besitzt, und das ist auch der Grund ihrer Einführung auf dem Panzer IV. Klasse „Siegfried" und einigen Avisos gewesen, auf denen sie sich vollständig bewährt hat.

Jene Vorteile bestehen hauptsächlich in der Möglichkeit, sehr schnell und in einfacher Weise die Entwicklung des Dampfes zu steigern oder zu vermindern, was durch Regulirung der Hähne für den Oelzutritt geschieht. Dadurch wird natürlich auch die Bedienung sehr vereinfacht, Reinlichkeit erzielt und die Kessel werden geschont. Sehr wesentlich, namentlich für Avisos und Torpedoboote ist es auch, daß Masut keinen Rauch entwickelt, und jene auf weitere Entfernungen nicht vom Feinde wahrgenommen werden.

Es ist daher nach den bisherigen Erfolgen wahrscheinlich, daß die neue Feuerung bei uns für die Fahrzeuge, welche nicht größere überseeische Reisen

Digitized by Google

unternehmen, eingeführt wird, während auf den anderen sie nur als Beigabe dienen wird, um in besonderen Fällen, wo es sich um schnelle Dampfentwicklung oder um Rauchfreiheit handelt, verwendet zu werden.

In der französischen Marine hat man mit letzterer Art Versuche gemacht; reine Masutfeuerung, wie auf unserem „Siegfried", hat man, so viel bekannt, dort noch nicht.

Da die übrigen Verhältnisse, wie sie oben geschildert, jedoch dieselben bleiben, sind dadurch die Chancen für eine Blockade nicht gewachsen, und letztere ist mehr als unwahrscheinlich.

Noch weniger ist eine Invasion zu fürchten, wie sie 1870 von den Franzosen beabsichtigt war, aber infolge unserer schnellen und entscheidenden Siege unversucht blieb.

Um eine Landung an einer feindlichen Küste mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg durchzuführen, ist es vor allem unerläßlich, daß sie an einem geschützten und gut zugänglichen Landungspunkte stattfindet, und daß dieser militärisch nicht verteidigt ist, wie dies zum Beispiel bei der Landung der verbündeten Engländer und Franzosen bei Eupatoria im Krimkriege der Fall war.

Sehen wir uns darauf zunächst unsere Nordseeküste an, so ist sie dort wegen der Uferverhältnisse einfach unmöglich und könnte nur gelingen, wenn der Gegner in unsere Stromläufe eindränge. Das wäre aber einmal nach Fortnahme der Seezeichen bei dem gefährlichen Fahrwasser für eine größere Flotte ein starkes Wagnis, und dann müßten vorher schon unsere gesamte Flotte vernichtet und unsere Küstenbatterien zerstört sein, was nicht vorauszusetzen ist.

Soll überhaupt eine Invasion unternommen werden, so ist ein voll für Kriegführung ausgestattetes Armeecorps die geringste nötige Truppenzahl, und zu seiner Beförderung bedarf es wenigstens 50—60 Transportschiffe.

Nun sind aber die Zeiten vorbei, wo dergleichen verborgen bleiben oder überraschend ausgeführt werden könnte. Dank dem Telegraphen und sonstigen Nachrichtenwesen der Neuzeit würden wir nicht nur sofort wissen, wenn eine solche Flotte gegen uns ausliefe, sondern ebenso auch davon unterrichtet sein, wo sie sich zu dieser oder jener Stunde auf ihrem Wege zu unseren Küsten befände.

Kann man aber glauben, daß unter solchen Umständen der Feind es überhaupt wagen würde, eine Invasion in Scene zu setzen, so lange wir noch gefechtsfähige Schiffe oder auch nur ein paar Dutzend Torpedoboote besitzen? Ein Eindringen derselben zur Nachtzeit in die Transportflotte würde derselben ein furchtbares Schicksal bereiten.

Es ist nicht anzunehmen, daß ein Admiral sich dem aussetzt, und von Westen her dürfen wir daher wegen einer solchen Gefahr ziemlich beruhigt sein.

Etwas weniger günstig für uns liegt die Landungsmöglichkeit an der Ostsee. Zwar ist sie wegen der Wasser- und Ankerverhältnisse an der ganzen altpreußischen Küste so gut wie ausgeschlossen, aber Einbuchtungen in Mecklenburg bei der Insel Poel, sowie an der Ostseite von Schleswig-Holstein bieten eine Reihe von

Digitized by Google

geeigneten Punkten, wenn — Kiel nicht wäre und sich seitens unserer Flotte dem Feinde nicht dieselben Hindernisse entgegenstellten wie in der Nordsee.

Wir haben deshalb auch von dieser Seite nichts zu fürchten und sind unter den oben angeführten Bedingungen stark genug, um sowohl Blockade wie Invasion abzuhalten, sowie unsere Armee von der Deckung unserer ganzen Seeflanke zu entlasten, damit sie ihre volle Kraft zu Lande verwerten kann.

Unsere Marine hat jedoch noch eine zweite, kaum minder wichtige Aufgabe zu erfüllen, den Schutz unseres Handels, und nach dieser Richtung genügt sie bis jetzt nicht.

Unser überseeischer Handel, der durch Tausende von deutschen Schiffen vermittelt wird, beziffert sich seinem Werte nach auf Millionen und wächst von Jahr zu Jahr.

Greifen wir nur ein Gebiet, Ostasien, heraus, so beweist die Handelsstatistik der letzten acht Jahre dies schlagend.

1888 führten wir von China ein für 999000 Mark, 1893 (für 1894 ist die Statistik noch nicht veröffentlicht) für 14065000 Mark. Unsere Ausfuhr dahin betrug im erstgenannten Jahre 16699000, 1893 aber 33268000 Mark. Darnach hat sich die Einfuhr in jenem Zeitraum verfünfzehnfacht, die Ausfuhr aber verdoppelt.

Aehnlich steht es mit Japan. Die Einfuhr stieg von 214000 auf 7427000, also fast um das Fünfunddreißigfache, die Ausfuhr von 4570000 auf 18578000 Mark, also um das Vierfache.

Nehmen wir noch Australien hinzu, so lauten die Einfuhrziffern 9188000 und 96240000, die der Ausfuhr 8 Millionen und 17963000. Im ersten Falle finden wir eine zehnfache, im letzten eine mehr als doppelte Zunahme. Das stellt zusammen allein für diesen Teil der Welt eine jährliche Handelsbewegung von über 180 Millionen dar, und man kann demnach, ohne hier weiter auf Einzelheiten einzugehen, ermessen, welche kolossalen Summen unser überseeischer Handel umfaßt, die sich auf 7 Milliarden belaufen.

Nun, dieses gewaltige Kapital steht im Falle eines Krieges mit einer Seemacht gegenwärtig fast ohne jeglichen Schutz da, denn unsere Marine ist aus Mangel an geeigneten Fahrzeugen unfähig, ihr denselben zu gewähren, und das ist für uns eine höchst bedenkliche Sache.

Er läßt sich nur ausüben durch moderne geschützte und durch Panzerkreuzer von großer Geschwindigkeit, starker Bewaffnung und bedeutender Fassungskraft für Feuerungsmaterial, um monatelang kreuzen zu können, ohne zu dessen Ergänzung gezwungen zu sein.

Wie viele von diesen so wichtigen Schiffen besitzen wir aber? Nur vier geschützte Kreuzer, „Kaiserin Augusta“, „Prinzeß Wilhelm“, „Irene“ und „Gefion“. Sie haben ein gewölbtes Stahldeck über ihren sogenannten lebendigen Teilen (Maschinen, Steuerapparat und so weiter), das einschlagende Geschosse von ihnen abhalten soll. Alle übrigen Teile, auch die Kanonen, sind ungeschützt, und die

Digitized by Google

vier durch japanische Brisanzgeschosse in der Seeschlacht bei Yalu in den Grund gebohrten chinesischen geschützten Kreuzer haben bewiesen, daß ihre bisherige Bauart nicht genügt und wichtige Verbesserungen an ihnen vorgenommen werden, oder sie auch außen mit einem Panzer von solcher Stärke (10—12 Centimeter) versehen sein müssen, an denen Brisanzgeschosse zerschellen. (Der Panzer von Schlachtschiffen hat eine Stärke von 60—80 Centimeter.)

Stellen wir Frankreich gegenüber, so verfügt dasselbe augenblicklich über 29 geschützte und 12 Panzerkreuzer. Zu ihnen treten schon 1896 einer der letzteren, zwei der ersteren, und da der Marineminister für die nächsten zehn Jahre je 80 Millionen Franken, die ihm ohne Zweifel auch bewilligt werden, allein für Neubauten verlangt, so wird in dieser Zeit die Flotte noch um eine erkleckliche Zahl solcher modernen Kreuzer vermehrt werden.

Man hat sich auch jenseits der Vogesen der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß nach Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals eine Blockade und Invasion aussichtslos sind, glaubt uns aber in anderer und empfindlicherer Weise zu treffen, indem man unsern Seehandel vernichtet, und wird diese Absicht auch erreichen, wenn wir letzteren wie bisher so gut wie schutzlos lassen.

Was wir von unseren Nachbarn in dieser Beziehung zu erwarten haben, darüber spricht sich einer ihrer aktiven Admirale, Aube, in einer der angesehensten Revuen deutlich genug aus. Er predigt, wie seiner Zeit Melac in der Pfalz gethan, alles mit Mord und Brand zu verheeren, was der Flotte erreichbar ist, und dadurch unserem Nationalvermögen einen Schlag zu versetzen, der uns bis ins innerste Mark treffen soll.

Wie überraschend schnell Kriegserklärungen kommen können, hat das Jahr 1870 gezeigt. Wenn die augenblicklich maßgebenden Kreise in Frankreich aus Respekt vor Deutschlands Macht es auch noch nicht wagen zu dürfen glauben, einen Krieg heraufzubeschwören; wer kann ahnen, wie lange sie dem wahnsinnigen Revanchegeschrei widerstehen können? Ein mir bekannter älterer französischer Marineoffizier sagte mir in Kiel bei der Kanalfeier mit seltener Offenheit: „Il n'y a plus d'autorité en France; nous sommes commandés par la canaille.“ Nun, diese Canaille kann über kurz oder lang zum Ausbruche eines Krieges treiben.

Unsere Feinde werden aber dann sofort ihre Kreuzer in alle Weltteile aussenden, um unsere Handelsschiffe zu kapern und zu verbrennen, und wer von diesen nicht zufällig in einem neutralen Hafen liegt, ist ihnen verfallen. Selbst unsere Bremer und Hamburger Schnelldampfer können ihnen nicht entgehen, wenn sie sie in Sicht bekommen, denn wenn jene auch eine Durchschnittsfahrt von 19 Knoten machen, laufen die neueren französischen Kreuzer 21—22 und fangen sie ab.

Was wird das Resultat sein? Ungeheure und nicht wieder gut zu machende direkte Verluste an Nationalvermögen, völlige Lahmlegung unseres Handels und Abschneiden jeder Zufuhr, die wir so notwendig gebrauchen, vor allem von Brotkorn. Wir bedürfen schon im Frieden jährlich mindestens 30 Millionen

Digitized by Google

Zentner Getreide vom Auslande. Wenn nun Rußlands Grenzen uns verschlossen werden, Oesterreich und Rumänien ihr Korn selbst gebrauchen, was dann? Dann sind wir auf Amerika angewiesen, aber die Kreuzer schneiden die Zufuhr ab. Sollen wir bei einem länger dauernden Kriege — und dieser ist doch wahrscheinlich, da es sich dann um unsere Existenz handelt — vielleicht trotz siegreicher Kämpfe zu Lande durch Hunger zum Frieden gezwungen werden?

Wir müssen deshalb das Mißverhältnis an Kreuzern möglichst bald einigermaßen ausgleichen, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen. Gewiß können wir auch unsere Schnelldampfer zum Kapern aussenden, um den Franzosen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und muß dies nur dringend empfohlen werden, aber sie bleiben immer der Wegnahme ausgesetzt, sobald einer der neueren Kreuzer mit ihnen zusammentrifft, während sie allerdings sich den älteren durch Flucht entziehen können.

Aber wir müssen auch durchaus den feindlichen Kreuzern gleichwertige Fahrzeuge haben, um im Kriege jene auf dem Ozean zu bekämpfen, und im Frieden dorthin imponirende Streitkräfte zu senden, wo, wie zum Beispiel jetzt in Ostasien, große deutsche Interessen auf dem Spiele stehen. Was sollen da vier Kreuzer, von denen wir doch immer mindestens die Hälfte in der Heimat behalten müssen?

Nach leider zu langem Zögern hat endlich der Reichstag im vorigen Jahre einen Panzerkreuzer und drei Kreuzer II. Klasse bewilligt. Das ist zwar sehr erfreulich, aber erstens dauert der Bau drei Jahre, und dann genügt die Zahl nicht. Noch sechs, und von ihnen wenigstens zwei Panzerkreuzer sind das mindeste, was sofort in Angriff genommen werden muß.

Wenn nun dem einen bewilligten Panzerkreuzer, wie das doch gar leicht geschehen kann, etwas an der Maschine passirt, so sitzen wir wieder da und vielleicht gerade in dem Augenblick, wo ein solches Schiff uns auf das dringendste nötig ist.

Anzuerkennen ist es, daß die Marineverwaltung bei den drei in Angriff genommenen Kreuzern II. Klasse im Bau Verbesserungen vorgenommen hat, durch welche sich ihr Gefechtswert bedeutend erhöht, so daß sie den älteren französischen geschützten Kreuzern überlegen werden, sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit wie der Angriffs- und Verteidigungsfähigkeit.

Nach den offiziell veröffentlichten Angaben in der Marine-Rundschau werden alle drei Schwesterschiffe 105 Meter lang. Bei 6000 Tonnen Wasserverdrängung — wie ungefähr unsere „Sachsen"-Klasse — und 6,6 Meter Tiefgang können sie 950 Tonnen Kohlen fassen, und werden Maschinen von zusammen 10000 Pferdekräften erhalten. Die drei vollständig von einander getrennten Maschinen treiben jede eine Schraube, die sich bei der „Kaiserin Augusta" so vorzüglich bewährt haben und ihr eine so hervorragende Schnelligkeit verleihen. Die Bewaffnung wird aus zwei langen 21 Centimeter Geschützen in gepanzerten Drehtürmen, vier langen 15 Centimeter Schnellfeuerkanonen in gepanzerten Drehtürmen und vier desgleichen in gepanzerter Kasematte, zehn 8,8 Centimeter Schnellfeuerkanonen hinter Schutzschilden, zehn 3,7 Centimeter Maximgeschützen und vier 8 Centimeter Maschinengewehren bestehen, während

Digitized by Google

im Bug und auf jeder Seite ein Unterwasserlancirrohr für Torpedos eingebaut wird und das Schiff zwei bewaffnete Gefechtsmasten führt.

Die Stärke des inneren gewölbten Panzerdecks beträgt 10 Centimeter Kruppschen Nickelgußstahl; in ähnlicher Weise sind die Geschütze und Kommandotürme gepanzert. Um Feuersgefahr durch einschlagende Granaten zu verhindern, wird nur Stahl und Eisen zum Bau verwendet, und an den sonst ungeschützten Seiten zieht sich in ganzer Länge ein 70 Centimeter dicker und 2,5 Meter hoher Korkdamm hin, dessen Zweck ist, einerseits die Sprengwirkung der Geschosse zu vermindern, andererseits die Schußlöcher selbstthätig zu schließen.

Wie gesagt werden durch diese Verbesserungen die neuen Schiffe nicht nur den älteren französischen geschützten Kreuzern in jeder Beziehung überlegen sein, sondern sich auch mit den älteren Panzerkreuzern messen können, aber ihre Zahl reicht eben bei weitem nicht aus, um sowohl ersteren entgegenzutreten, als unsere Kreuzerdivisionen im Auslande, wo dies nötig erscheint, zu verstärken, sowie in Verbindung mit kleinen Kreuzern den Aufklärungs- und Vorpostendienst bei der Flotte zu versehen.

Nach dem eben Dargelegten wird sich jeder unbefangene Laie auch selbst sagen können, daß neben Umbau und Ersatz unserer veralteten Panzerschiffe eine Vermehrung unserer Torpedoflotte um zehn Fahrzeuge und der Kreuzer um mindestens sechs unumgänglich notwendig ist, um unsere Marine in den Stand zu setzen, ihre volle Schuldigkeit zu thun und das Vaterland vor schwerer Schädigung zu bewahren, zu dem die Mehrforderungen an Geld in keinem Verhältnis stehen. Dort handelt es sich um Milliarden, hier nur um hundert Millionen, die sich überdem auf 3—4 Jahre verteilen.

Feldmarschall Graf Moltke that den Ausspruch, wir müßten fünfzig Jahre eine schwere Rüstung tragen, um das 1870 Errungene zu behaupten. Sie hat uns fünfundzwanzig Jahre den Frieden bewahrt, und sie wird es auch ferner thun, wenn wir sie blank erhalten. Unsere Armee steht auf ihrem Höhenpunkte und wird ihn bewahren, die Marine noch nicht. Sie muß so bald wie möglich dahin gebracht werden, damit zur See unserem Handel, dem Lebensnerv eines Staates, nicht Wunden geschlagen werden, die Jahrhunderte zur Heilung bedürfen, während wir es in der Hand haben, ihnen zuvorzukommen.

Es ist wohl allgemein anerkannt, daß unsere Seeleute die besten sind, die es gibt. Sie werden sich ebenso tapfer, hingebend und heldenmäßig schlagen wie ihre Kameraden der Armee, aber was hilft das, wenn ihnen nicht die Schiffe zu Gebote stehen, die ihnen Sieg in Aussicht stellen!

Wenn Frankreich im stande ist, in den nächsten zehn Jahren 800 Millionen Franken allein für Neubauten von Kriegsschiffen aufzuwenden mit dem Gedanken uns anzugreifen, sollte Deutschland, das zwölf Millionen Einwohner mehr zählt, nicht hundert Millionen in drei bis vier Jahren aufbringen können, um uns zu verteidigen? Videant consules, ne respublica capiat detrimenti!

Digitized by Google

Bei Eduard Grützner.

Von

Louise von Kobell.

Aus kümmerlichem Boden wächst manch edle Pflanze und aus kümmerlichen Verhältnissen erhebt sich manch edles Talent. — Schlichter Landleute Kinder, deren Jugend der Handhabung des Pfluges und der Hirtengeißel gewidmet ist, fühlen häufig den unwiderstehlichen Drang, bald mit dem Schnitzmesser, bald mit dem Stifte, die Natur nachzubilden, die sie umgibt. Bei vielen bleiben die Erzeugnisse primitiv, einzelne jedoch, die den göttlichen Funken in sich tragen, ringen sich zu hervorragenden Meistern der Kunst empor. So hatte Giotto dereinst die Schafe gehütet, Defregger die Rinder und Eduard Grützner, dessen Lebensskizze nach seinen eigenen mir freundlichst zur Verfügung gestellten Angaben hier folgt, war auch auserkoren, die vierbeinigen Insassen des väterlichen Stalles täglich auf die Weide zu treiben. Da jauchzte er oft lustig im Grünen, aber wenn er barfuß über die herbstlichen Stoppelfelder springen mußte, hätte er, trotz der Poesie ringsum, lieber Ach und Weh geschrieen.

Geboren den 26. Mai 1846 zu Groß-Carlowitz bei Neisse in preußisch Schlesien als das siebente Kind eines wenig bemittelten Bauern, offenbarte er frühzeitig eine durch nichts zurück zu dämmende Neigung zum Zeichnen. Jede Wand und jedes Stück Papier, das er erhaschen konnte, benützte er zu seinen graphischen Versuchen. Sein erstes noch erhaltenes Opus war eine freie Nachempfindung der Kreuzwegbilder der heimatlichen Dorfkirche. Diese vierzehn Blätter gelangten zu der Ehre, dem Gebetbuche der alten Mutter des Ortspfarrers Fischer einverleibt zu werden. Derselbe wurde Grützners größter Wohlthäter. Da er gleich dem Lehrer und Kaplan allerlei Talente in Eduard entdeckte, durfte der Schützling auch einige Kenntnisse in der Musik erwerben und stand bald ganz im Dienste der Kirche. Entweder sang er mit auf dem Chore, oder ministrirte bereits „als kleiner Knirps", dem alle Chorröcke zu lang waren, und der mit Mühe das große Meßbuch herumschleppte. So brachte er, gemäß seinen Beschäftigungen, fast die meiste Zeit nur noch auf dem Pfarrhofe zu und erfaßte unter anderem damals schon den großen Unterschied zwischen Essen und Essen. Wie gut rochen die Suppen und Speisen des Pfarrhofes!

Nachdem der Junge die Dorfschule absolvirt hatte, besuchte er auf des Pfarrers ausdrücklichen Rat das Gymnasium zu Neisse, um sich für den klerikalen Stand vorzubereiten. Die ersten Jahre ging es leidlich, aber bald überzeugte sich Fischer, daß Eduard kaum ein guter Geistlicher würde. In der Klasse karikirte Grützner heimlich, unter der Bank, den Herrn Professor, statt die von demselben vorgetragenen unumstößlich wahren Sätze der Mathematik aufs neue beweisen zu lernen. Die Zeichnungen wanderten von Hand zu Hand, es wurde gekichert und nicht mehr aufgepaßt. Schließlich zeichnete Grützner mehr, als er

Digitized by Google

studirte. Nur Religion, Poesie und Naturwissenschaft blieben immer obenan. Der Zufall machte ihn mit Shakespeares Dichtungen bekannt: sie übten einen mächtigen, unvergänglichen Zauber auf ihn aus. Das Gymnasium hingegen langweilte ihn mehr und mehr. Da kam wie gerufen ein Verwandter des Pfarrers, Baumeister Hirschberg, von München nach seiner schlesischen Heimat. Diesem wurden Grützners Zeichnungen vorgelegt, und der Edle versprach, sie nach seiner Rückkehr den Münchener Autoritäten sehen zu lassen. Von dem Urteile der Sachverständigen sollte es nun abhängen, ob Grützner „die schwere Laufbahn eines Pinselschwingers" betreten könne. — Mit welcher Ungeduld harrte er der Entscheidung! Plötzlich traf die Nachricht ein, Piloty sei der Meinung, daß Grützner Maler werde und zum Studium nach München komme. Wie hoch Grützner damals vor Freude gesprungen, ist nicht mehr zu ermessen, aber alsbald mischte sich in den Jubel eine heikle Frage: Woher das Geld zu Reise und Studium nehmen, zudem der Vater und ein Teil der Geschwister dem Plan entgegen standen? Die Mutter war leider schon gestorben. Nun erklärte sich Hirschberg auf wiederholtes Verwenden des Pfarrers bereit, die notwendige Summe zum Lernen und Leben in München vorzustrecken; der gute Pfarrer schenkte das Reisegeld her, und so ging's fröhlichen Herzens nach München! Im Herbste 1864 betrat Grützner mit einem Thaler in der Tasche das Comptoir des Herrn Hirschberg in der Burggasse und ward nach freundlichem Empfang seitens des Baumeisters in die für ihn bestimmte Wohnung an der Wurzerstraße geführt. Sie bestand aus einer kleinen, hochgelegenen Stube mit Aussicht auf Hof und Dächer; die Hausleute waren einfach und gemütlich.

Kaum eingezogen begab sich Grützner herzklopfend zu Piloty, dessen „Wallenstein und Seni" ihn mit Staunen und Bewunderung erfüllt hatte.

Pilotys Wesen war voll Wohlwollen, und wie er dem zaghaften Kunstschülerlein die Hand entgegen streckte, da schmolz bei diesem alle Furcht vor dem Meister und seiner Größe und sofort trat an deren Stelle Zutrauen und Ergebenheit.

Erst in die damals unter den Arkaden im Hofgarten befindliche Vorbereitungsschule geschickt, trat Grützner schon zu Weihnachten als Zögling in den Antikensaal der Akademie ein. Dann besuchte er den Malkurs von Anschütz und ward hierauf in Pilotys Schule aufgenommen, das von so vielen ersehnte Ziel. Seine Stimmung wäre nun trotz anwachsender Schulden und knappen Lebens die rosigste der Welt gewesen, hätte sich ihm nicht ein Schreckgespenst in immer drohenderer Nähe gezeigt — die Militärdienstpflicht. Schon 1866 hatte er sich in der Heimat stellen müssen, die Unteroffiziere, seine zukünftigen Lehrer vom 23. Infanterieregimente zu Neisse kennen gelernt, und war durch Pilotys Verwendung zurückgestellt worden, damit sein Studium nicht unterbrochen würde — das zweitemal spielte Pfarrer Fischer Vorsehung. Er reichte zu Gunsten Grützners eine Eingabe mit beigelegten guten Zeugnissen an den König von Preußen ein, und ein einflußreicher schlesischer Graf befürwortete dieselbe aufs wärmste.

Grützner, der von all dem nichts wußte, hielt eines Morgens ein großes

Digitized by Google

Schreiben mit mächtigem Siegel in der vor Aufregung zitternden Hand, und mehreremale mußte er den Inhalt lesen, bevor er seinen Augen trauen konnte. Da stand geschrieben: „Des Königs Majestät (später Kaiser Wilhelm I.) haben geruht, E. Grützner von der Ableistung der Militärdienstpflicht gänzlich zu entheben." — So durfte er fortfahren, zu malen, ward seinem Berufe wieder gegeben, — gehörte der Kunst, die ihn begeisterte, für immer an. Die Welt zählte einen glücklichen Menschen mehr.

Mit wenig Ausnahmen verlangte Piloty, daß jeder Schüler seinem ersten Bilde ein historisches Motiv unterlege. Nach mannigfaltigen Entwürfen zu Begebenheiten aus aller Herren Länder sollte endgiltig Grützner eine Scene aus der englischen Geschichte verherrlichen: Die Geißelung Heinrichs II. am Grabmal Thomas Beckets. Schon bei Beginn dieser Arbeit fühlte der Beauftragte einen vollständigen Mangel an Sympathie für den Vorgang. Ein König, der sich von der Geistlichkeit prügeln läßt! Auf welche Seite sollte er sich dabei als Maler stellen? Am besten auf keine, und das angefangene Bild wanderte in den Winkel.

Als Piloty nach einer Karlsbader Kur seine Schüler wieder besuchte, erblickte er auf Grützners Staffelei ein „Klosterbild", das erste der berühmten Serie. „Ein Klosterkeller, in welchem der von einem Intriganten hingeführte Prior den neben dem Weinfasse sanft schlafenden Kellermeister betrachtet."

Piloty schüttelte dem Künstler glückwünschend die Hand und ließ ihn seine Wege gehen. „Denn auch darin zeigte sich Pilotys hohe Begabung als Lehrer, daß er stets auf die Eigenart der unter seiner Leitung Stehenden einging und ihr Rechnung trug. Wie konnte er anspornen zu immer neuen, frischen Arbeiten, und wie freute er sich mit seinen Schülern über deren Erfolge!" Grützner malte noch in seiner Schule: „Falstaffs Rekrutenmusterung" — „Zahnschmerzen" — „Die Klosterbrauerei". — Nun kam für ihn die Zeit der Ernte, Bestellung folgte auf Bestellung, und seine Bilder trugen ihm bald so viel ein, daß er die für seine Ausbildung vorgestreckte Summe bis auf den letzten Pfennig zurück bezahlen konnte. Und neben dem Malen ging die Jagd nach Altertümern an. Die Neigung dazu war schon längst vorhanden, aber nicht das Geld. Er mietete zwei Ateliers, wovon das eine bald dem Magazin eines Antiquars glich, denn auf und durch einander lagen gotische Truhen, Thüren, Kästchen, Figuren, die Resultate seiner Studienreisen in Tirol und Bayern, die Beute friedlicher, mit Erfolg gekrönter Raubzüge in Klöstern, Schlössern und Bauernhäusern. Auf seinen Kreuz- und Querfahrten sah er es schon von außen einem Gebäude an, ob innen noch ein altertümlicher Gegenstand zu finden sei, und lernte bei dieser Suche eine Anzahl der verschiedensten Menschen und Verhältnisse kennen, so daß der Maler oft noch mehr Nutzen hatte als der Antiquitätenliebhaber. Während der Sammelperiode von 1870—1883 entstanden die reizvollen Bilder: „Jägerlatein" — „Schwere Wahl" — „Schauspieler vor der Vorstellung" — „Bauerntheater" — „Falstaffiade" (sieben Kartons im Museum zu Breslau), — „Der schlesische Zecher und der Teufel" (neue Pinakothek zu München) — „In der

Digitized by Google

Klosterbibliothek" (Leipziger Museum) — „Klosterweinlese" (St. Petersburger Galerie) — „Klosterschneider" — „Im Klosterbräustübchen" — und das „Gebetläuten im Klosterbräustübchen".

Die Abendglocke hat den Trunk sistirt. Alle beten am Haupttische, Franziskaner und geladene Biergäste, Hagere, die viel denken, und Fette, wie sie Cäsar liebte. Ein Prachtexemplar der letzteren Gattung ist der die Hände faltende Mönch im rundbogigen Erker. Auf der entgegengesetzten Seite sitzen Jäger und „Honoratioren". Der eine macht sich mit seinem Hunde zu schaffen und gebietet ihm Stillschweigen, der andere schmunzelt über das Herleiern des Vorbeters am Haupttische; nicht minder charakteristisch als die verschiedenen Mienen der Erwähnten, die fromm, kritisch, salbungsvoll sind, ist die Gleichgiltigkeit der drei Gäste im Hintergrunde.

Das Kruzifix, das Marienbild, der gemütliche Kachelofen, die da und dort beleuchtete Architektur der Stube ist ganz realistisch behandelt, und doch weht ein idealer Zug darin.

Noch entstanden vielfache „Bier- und Weinproben" in jener kostbaren Schaffenszeit, desgleichen Illustrationen, die dem unterlegten Texte einen originellen, höheren Schwung verliehen.

Die Antiquitäten machten sich indes so breit, daß Grützner ein Haus darum bauen mußte, welches 1884 in der Praterstraße im gotischen Stile vollendet und alsbald bezogen wurde. Aus diesem Tuskulum gingen die weit und breit berühmt gewordenen Bilder hervor: „Waschkorbscene aus den lustigen Weibern von Windsor" — „Falstaff und Bardolph" — „Falstaff und sein Page" — „Bier, Wein und Schnaps". „Die Branntweinschenke", eine Kartonskizze, ist ein psychologisches Meisterwerk: rechts der Kredenztisch, an dem die hübsche Schenkin mit überlegenem Ausdrucke einem Kandidaten des delirium tremens ein Glas Liqueur reicht. Seine Hand ist zitterig, sein Wesen schlaff, sein Anzug schlotterig, der Blick gesenkt, und der Gesichtsausdruck zeigt, daß in seinem Gehirn nichts mehr klappt. Links vom Kredenztisch ist ein Angetrunkener in einen Stuhl gesunken, die eine Hand hält krampfhaft das Gläslein, die andere seinen Stock, der Hut sitzt hinten am Kopf, die Augen sind halb geschlossen, er schläft oder brütet vor sich hin. Diesem Trinksubjekt gegenüber spielt der vom Fuselgeist besessene Wirt mit einem Partner Karten. Seine wirre Ueberlegung beim Auswerfen und der offenbar dabei gestammelte Monolog, gestalten ihn zu einem Typus. Jeder der drei Zuschauer ist charakteristisch in Miene und Haltung. Auch die Physiognomien der im Hintergrunde schwatzenden Weiber offenbaren, wes Geistes Kinder sie sind. Wie edel ist hingegen das Gemälde „Siesta im Kloster". In der vertäfelten Halle spielen Dominikaner ein Streichquartett. Die Musik stimmt die Seelen der Ausführenden, denn ihr Vortrag scheint so sinnig zu sein, daß einer der zuhörenden Mönche sich gänzlich in die Harmonien vertieft, ein anderer verständnisvoll jeden Ton in sich aufnimmt. Vier ältere Patres weilen noch beim Nachtische. Einer flüstert seinem Nachbar etwas zu, das diesen lächeln macht und auch den Flügelmann zur Heiterkeit anregt. Der

Digitized by Google

vierte setzt bedächtig sein Glas Wein an die Lippen und schenkt sichtlich nur diesem seine Aufmerksamkeit. Die Fensterscheibe zeigt Maria und das Jesuskind und läßt ein gedämpftes, poesievolles Licht eindringen.

Vorzüglich sind auch: „Ein willkommener Gast" — „Klosterschäferei" „Die Versuchung" (im Besitze des Herzogs von Altenburg) — „Sonst" „Jetzt" — „Jägerlatein" — „Der Sonntagsjäger" — „Rasirtag im Kloster" das „Marienfest", wobei Nonnen den Altar mit Blumen schmücken und ganz vertieft in ihr frommes Liebeswerk sind — „Eminenz zu Ehren" — „In der Klosterbibliothek" (Galerie zu Dresden) „Klosterküche" (Königsberger Museum) „Seltener Leckerbissen" — „Klosterhecht" — „Klosterfriede" (Pinakothek zu München) — „Schlimme Gäste" — „Klosterkegelbahn" — „In der Klosterkelterhalle" — „Chartreuse".

Da und dort malt Grützner auch eine Landschaft oder Blumen. Es gibt nichts Anmutigeres als einen von ihm zusammengestellten, aus der Natur auf die Leinwand übertragenen Strauß.

Weil in dieser neidischen Welt nicht ein gutes Ding und nicht ein bedeutender Mensch ohne Tadel bestehen kann, wird Grützner zuweilen der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht. „Er malt halt immer Pfaffen," sagen die einen. Wollten diese sich aber die Mühe geben, die in Stich, Photographie, Radirung und Heliogravüre vorhandenen Reproduktionen all seiner Bilder anzuschauen, so würden sie ihre Behauptung nicht aufrecht halten.

Erwählt der Künstler ein nicht dem Kloster entlehntes Motiv, so sagen andere: „Das ist kein echter Grützner". So wiederholt sich stets die alte Geschichte von dem Bauern, der mit Sohn und Esel zur Stadt zieht. Allen kann es der Mensch nun einmal nicht recht machen, und so ist es am besten, man macht es vielen recht.

Und nicht nur vielen, sondern Millionen von Menschen hat Grützner schon vergnügte Augenblicke bereitet und wird, unbeirrt um jeweilige Modemalerei und Extravaganzen in der Kunst, ruhig den betretenen Weg weiter wandeln. Um die Streitigkeiten und Parteizwiste in Künstlerkreisen kümmert er sich nicht.

Er sagt: „Ich halte mich nicht aus Mangel an Interesse fern von dem bis zum Lächerlichen aufgebauschten Kampfe der verschiedenen Lager, sondern weil mich die Sache zu sehr beunruhigen würde, und — weil sie mich anwidert. Schließlich ist doch zumeist das Streben nach persönlichem Vorteil die Hauptursache, und die Kunst, ihr Wohl oder Wehe, muß als Deckmantel herhalten. Zudem bin ich ein Gegner der nun in größeren Städten stattfindenden Massenausstellungen. Sie wirken mehr verwirrend als fördernd auf die Kunst, erzeugen Ueberproduktion und übersättigen das Publikum. Die Kunst braucht vor allem Ruhe. Da tritt ein ausländischer Maler, sagen wir z. B. aus Lappland, mit einem riesengroßen Bilde auf, welches alles bisher Geleistete übertrumpft und dadurch Aufsehen erregt. Es ist mehr gemauert als gemalt, und zur Abwechslung sind der Himmel blutrot, die Bäume blau, die Menschen schwefelgelb und so weiter. ‚Das ist kolossal genial, der hat Schneid, der geht ins Zeug,' rufen

Digitized by Google

einige, und plötzlich fühlen sie, daß sie bisher die Natur nicht verstanden, ja, daß man überhaupt nicht recht gesehen hat, und sie fangen an — Lappländer zu werden und die schlichte deutsche Art zu unterdrücken.

„Glücklicherweise sind jene Bilder wieder in Abnahme begriffen, welche auf den größten Flächen menschliches Elend und zwar mit einem gewissen grausamen Behagen darstellten. Auch der massenhafte Verbrauch von Kremser Weiß ist wieder im Abnehmen, nachdem sich der gesunde Teil des Volkes doch nichts weis machen läßt. Dem Geschrei unduldsamer Neuerer und deren Verteidiger in der Presse zufolge fängt man ja überhaupt erst jetzt zu malen an, und alle früheren Gemälde sind nur kümmerliche Versuche. Es sind sogar im Lager dieser Lichtbringer Stimmen laut geworden, welche die Beseitigung der alten Galerien wünschten. Nun, bis jetzt ist meines Wissens noch keiner der großen, alten Meister auch nur erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Skizzen und Studien gelten gegenwärtig für Bilder und nehmen vielfach die Wände der Ausstellungen ein. Skizzen und Studien gehören aber hinter die Coulissen, sie sind für Maler anregend, für das Publikum taugen fertige Bilder. Das Publikum versteht ja nichts, heißt es, das muß erst gezogen werden.

„Die Recitationen des Schauspielers, welcher zu Hause, im Zimmer auf und ab gehend, seine Rolle studirt, sind zweifellos auch interessant, aber das Publikum fordert dennoch die fertige, abgerundete Leistung im Theater. Und unser vorzügliches Münchener Hoftheaterorchester würde trotz seiner Trefflichkeit hilflos dasitzen, wenn man ihm von seite des Komponisten nur Skizzen, leicht hingeworfene Motive zu einer Oper auf die Pulte legte. Die Aufführung wäre und bliebe ein Stückwerk, denn die eigentliche Kunst bedingt das Ausarbeiten, das Vollenden — und die Malerei macht keine Ausnahme von dieser Regel."

Grützner stellt hohe Anforderungen an sich selbst, und trotz vieler Bewunderer faßt er stets den Vorsatz, Besseres zu stande zu bringen. Er arbeitet sehr rasch und trägt das Bild, bevor er sich an die Staffelei setzt, schon wochenlang fertig im Gehirn herum. Ein Kopf in der Art und Größe, wie er ihn ausführt, ist von ihm in einer bis zwei Stunden geschaffen. Ein von ihm vollendetes Bild wird ihm so gleichgiltig, daß er es sofort in die Welt hinaus schickt.

Die Hintergründe zu seinen Bildern sind nicht erfunden, und wählt er schon deshalb gern klösterliche Motive, weil er, abgesehen von den malerischen Mönchskutten, seiner Liebe für das Altertümliche in Bauart und Geräte freien Spielraum gönnen kann. Ein charakteristisches Antlitz ist ihm lieber als ein schönes.

Unser Meister ist ein begeisterter Anhänger Shakespeares; er hat sich eingehend mit dessen Dichtungen beschäftigt, ist in die Tiefe seines Ideenganges eingedrungen, hat die Schönheit solch genialer Geistesarbeit, die universelle Menschenkenntnis darin erkannt.

Das Schauspiel: „König Heinrich der Vierte" weiß er auswendig; Falstaff, „ein wackerer, stattlicher Mann und wohlbeleibt, er hat einen heiteren Blick und ein sehr edles Wesen, er ist in den Fünfzigern, oder, wenn's hoch kommt, gegen sechzig Jahre — ein ungeheures Faß Sekt, ein Kasten voll schlechter Einfälle,

Digitized by Google

ein ehrwürdiges Laster, nur geschickt in Schlauheit, nur schlau in Spitzbüberei, löblich in nichts" — wie genau hat Grützner ihm jeden Zug abgelauscht und ihn prächtig in Farbe übertragen.

In jeder Kunstgeschichte nimmt der geniale Maler eine hervorragende Stelle ein; unter den zahlreichen Schriftstellern, die über ihn berichteten und berichten, sind Stieler, Pfau, Pecht; so verschieden deren Schreibart, darin stimmen sie überein, daß er seinen Ruhm wohl verdient. Und daß Grützner kein Kopfhänger ist, sondern ein fröhliches Blut, das sieht man ihm an den Augen an, das erkennt man an seiner Kunst und an seinem Leben. — Er liebt die Musik, „ob in alter oder neuer Manier, ob so oder anders gemacht". Mozart und Beethoven sind seine Lieblinge, doch ist er kein Anti-Wagnerianer, denn ihm gefällt, was schön und originell ist.

Glücklich und behaglich lebt er mit seiner Familie. Zur Weihnacht versteht er den Christbaum so zu schmücken, daß sich alle, die ihn sehen, groß und klein, alt und jung daran erfreuen. Bisweilen verzweigt er die Tannenäste längs der ganzen Zimmerdecke, da glitzert und flimmert es von Sternen und Lichtern, und buntfarbig schimmert es durchs grüne Gewölbe.

Ein feines Mittagsmahl, bei welchem der Wein die Blume spendet, im Kreise von Gemütsmenschen, die aber auch etwas von der Gastronomie verstehen, in einer stimmungsvollen Halle, noch besser an einem schönen Punkte in Gottes freier Natur, hält Grützner für einen der höchsten Lebensgenüsse und ergötzt sich des öfteren daran.

In seinem entzückend ausgestatteten Kneipzimmer zu München sieht er des Abends von Zeit zu Zeit liebe Freunde und Bekannte aller Stände, und da geht es einig und lustig her, trotz Parteigetriebe und Zwist in der Außenwelt. Auf seinem Tiroler Landsitze in Rotholz betreibt er auch die Gartenkunst; findet er in der Umgegend menschliche Prachtexemplare zu Modellen, so verewigt er diese in seinen Bildern, wie es eben bei dem neuesten Werke „Wilderer" der Fall ist. Das Bild ist bereits verkauft, auch die projektirten Arbeiten des nächsten Winters sind sämtlich belegt, woraus zu schließen, daß ihm der Erfolg treu geblieben.

„Wohlstand, Ruhm und ehelich Glück,
Langes Leben und Gedeihn,
Jede Stunde bring dir Freude," —

heißt es in Shakespeares „Sturm", und auf Grützner sei es angewandt.

Digitized by Google

Papageien und Affen.

Von

E. Blanchard,

Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Der Vergleich ist ein sehr wirksames Mittel zur Erkenntnis von Gegenständen, deren Lösung besonders schwierig erscheint. Von dem Tage an, da dargethan wurde, daß sämtliche Wirbeltiere, Säugetiere, Vögel, Reptile, Fische und Amphibien in ihrem Bau denselben Grundplan verraten, wurde, ein Ereignis von größter wissenschaftlicher Tragweite, der Philosophie in der Wissenschaft eine ganz hervorragende Stelle angewiesen. Sollte es daher nicht interessant sein, für einige Augenblicke die Analogien, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen den Wesen, von denen fast jeder einige Kenntnis hat, den Papageien und Affen, ins Auge zu fassen?

Affen und Papageien sind Klettertiere, die einen wie die anderen leben hauptsächlich auf Bäumen. Wenn sie auf die Erde herabkommen, geschieht das nur für ganz kurze Zeit, denn bei diesem Aufenthalte empfinden sie ein Unbehagen, das sich alsbald durch deutlich wahrnehmbare Zeichen bemerklich macht. Ich habe Gelegenheit gehabt, einen ganz zahm gewordenen Papagei zu beobachten, der sich durch allerliebstes Wesen auszeichnete; setzte man ihn auf die Erde, so gab er alsbald sein Mißbehagen zu erkennen; hielt man ihm dann den Finger hin und zog denselben gleich wieder zurück, so war es drollig zu sehen, wie das arme Tier in seiner Verzweiflung dem Finger nachlief, auf dem es wieder einen festen Halt hätte gewinnen können.

Affen und Papageien haben die Gabe der Nachahmung, und sie gefallen sich in dieser Kunst, in der sie sich besonders hervorthun. In einer Familie, in der ein zahmer Affe gehalten wurde, gab es einen alten Mann, der sich nur mühsam, mit gekrümmtem Rücken, fortbewegte; den Affen belustigte es in hohem Grade, wie der alte Mann mit hohem Rücken zu gehen. Bei den Papageien, die man oft die Affen der Vogelwelt genannt hat, erstreckt die Nachahmungsgabe sich noch viel weiter. Die Papageien sprechen und machen die menschliche Stimme in der erstaunlichsten Weise nach. An dem Tage, wo Alexander der Große aus Indien den langgeschwänzten Papagei mitbrachte, der von den Naturforschern den Namen des berühmten Kriegsmannes erhalten hat (Paleornis Alexandri), war man in ganz Griechenland vollständig außer sich über den wunderbaren Vogel, und man gab anfänglich dem Papagei den Namen Anthropoglottis, das heißt Menschenzunge.

Je nach den einzelnen Tieren schwanken die Fähigkeiten in hohem Grade. Einzelne zeigen sich nur sehr mäßig begabt, wogegen andere eine geradezu überlegene Befähigung an den Tag legen. Bei einem meiner Freunde wurde in einem Landhause im Departement der Seine und Oise ein Papagei von wirklich ganz besonderer Art gehalten. Er gehörte zu der Gattung, die fortwährend nach

Digitized by Google

Europa gebracht wird und unter dem Namen der grauen Senegalpapageien bekannt ist. Was ahmte unser Papagei nicht alles nach? Zunächst sprach er ganz vorzüglich und verfügte über einen sehr ausgedehnten Wortschatz. In dem Hause mußten Reparaturen vorgenommen werden und deshalb Handwerker in demselben verkehren. Ungewohnte Zurufe, das Geräusch des Hobels auf den Dielen, der unangenehme und zischende Ton der Säge, das alles hatte der Papagei in kürzester Zeit erlernt und behalten. Es ging einem durch Mark und Bein, wenn er das Knirschen der Säge nachmachte. Wäre er ein Mensch gewesen, so hätte sein Nachahmungstalent ihm zu wirklichen Erfolgen, sei es in der Gesellschaft, sei es auf dem Theater, verhelfen müssen. Affen und Papageien sind hervorragend gesellige Tiere. Sie teilen mit den Menschen das Bedürfnis, in Gemeinschaft mit einander zu leben. Die Affen leben in mehr oder minder großen Trupps; gewöhnlich bewegen sie sich unter Anführung eines alten Männchens. Die Herrschaft gebührt dem stärksten, und er gelangt nur nach siegreichen Kämpfen mit den übrigen Männchen zu derselben. Der Führer verlangt absoluten Gehorsam, und derselbe wird ihm unter allen Umständen geleistet. Dagegen wacht er getreulich über das gemeinsame Wohl, er ist äußerst vorsichtig, seine Augen gehen hin und her, sein Mißtrauen erstreckt sich auf alles, und er ist fast immer der erste, der rechtzeitig die der Gemeinschaft drohende Gefahr entdeckt. Der Eifer, den gewisse Tiere, Affen wie Papageien, entfalten, um schwächeren Individuen Schutz angedeihen zu lassen, ist wirklich rührend anzusehen. In einer zu meiner Verwandtschaft gehörenden Familie lebten auf einer und derselben Kletterstange ein großer, grüner amerikanischer Papagei, ein sogenannter Amazonenpapagei, und ein kleiner Halsbandpapagei vom Senegal zusammen. Nahte man sich dem kleinen Papagei, um ihn zu liebkosen, so kam sofort der große die einzelnen Sprossen der Stange herabgeklettert, um seinen kleinen Genossen zu beschützen.

Interessant ist es, Affen und Papageien bei der Kundgebung ihrer Zärtlichkeitsgefühle zu beobachten. In der Affenwelt geben die Mütter die rührendste Sorge um ihre Kinder zu erkennen. Eines Tages führte man einen Prinzen aus der türkischen Herrscherfamilie im Jardin des Plantes herum. Man suchte das Interesse des Prinzen zu wecken, indem man ihn auf die merkwürdigsten Gegenstände aufmerksam machte; allein es war vergebene Mühe, der Muselman gab nichts als absolute Gleichgiltigkeit zu erkennen. Da langt man vor einem von einer Affenmutter mit ihrem Kinde bewohnten Käfig an. Plötzlich ergreift bei dem Herannahen der Fremden das Affenweibchen sein Kind und drückt es an seine Brust. Bei diesem Anblick konnte der gleichgiltige orientalische Prinz einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückhalten. Affen wollen beständig geschmeichelt sein, besonders wenn sie jung sind, ohne daß bei diesem Völkchen die Bosheit jemals ihr Recht verlöre. Man unterhielt einmal in der Tiersammlung des Jardin des Plantes einen jungen Schimpansen von reizendster Gemütsart. Man stellte ihn auf einen großen Tisch; mehreremale begegnete es mir, an diesem Tisch vorbeizukommen; da erwischte der Schimpanse den geeigneten Moment und sprang mir auf den Rücken, dann legte er mir seine langen

Digitized by Google

Arme um den Hals, streckte den Kopf vor und gab in seinen Zügen das größte Vergnügen über das Gelingen seines Streichs zu erkennen. Interessant war es, ihn beim Essen zu beobachten. Man gab ihm einen Löffel, um seine Suppe zu essen, allein er zog es vor, mit der Pfote in die Tasse oder Schüssel zu fahren. Der Wärter gewahrte den Fehler und sagte zu ihm: „Nun, und dein Löffel?“ und der Affe griff wieder zu seinem Löffel, nicht ohne eine gewisse Betrübnis zu erkennen zu geben.

Ein Bedürfnis nach Liebkosungen offenbart sich bei den prächtigen, von den Philippinen oder den Molukken stammenden und Kakadus genannten Papageien. Einzelne Exemplare verfolgen in unseren Menagerien die Leute, um geliebkost zu werden. Da die Kakadus ihre auffallende, sich stets gleichbleibende weiße Farbe einer Absonderung ihrer Farben verdanken, so kann man sicher sein, seine Kleider mit weißem Staub bedeckt zu bekommen, wenn man mit dem schönen Tier zu intim verkehrt hat. Sind die Papageien im allgemeinen ausgesprochene Kletterer, so sind doch einige Arten, wie der australische Nymphicus, entschiedene Läufer, und man hat sie ihres Ganges wegen mit der Schnepfe verglichen. In Europa, wo dieser Nymphicus häufiger unter dem Namen Calopsyte geht, ist derselbe wegen seiner Eleganz und seines artigen Wesens, das in der Gefangenschaft noch zunimmt, von Liebhabern sehr gesucht. Ein Papagei von kleinem Körperbau, der noch niemals nach Europa gebracht worden zu sein scheint und sich durch seine großen Füße auszeichnet, ist ganz entschieden ein ausgesprochener Läufer; er kommt in Katalogen unter dem Namen des australischen Pezoporus vor.

Hat die Stimme der Papageien im allgemeinen etwas stark Kreischendes an sich, so muß doch für gewisse kleinere Arten eine Ausnahme konstatirt werden. Der hübsche, heutzutage in Europa so häufig vorkommende Wellensittich läßt eine Art Gezwitscher vernehmen, das sich wirklich ganz hübsch macht; einzelne Schriftsteller wollen denn auch den Wellensittich zu den Singvögeln zählen.

Wenn man die prachtvollen, langgeschweiften Papageien betrachtet, die man Aras nennt, wird man von Erstaunen über die Pracht ihres Federkleides ergriffen; in ihrem Heimatlande sind sie ihrer Schönheit wegen gesucht. Christoph Columbus hatte Gelegenheit, einzelne in den Hütten der Indianer zu gewahren. Die Aras haben fast gar kein Sprechtalent; einzelne Exemplare zeichnen sich aber durch die Sanftmut ihres Charakters aus und machen sich bei denen, die mit ihnen verkehren, beliebt; andere erweisen sich als bösartig und machen sich durch die Kraft ihres Schnabels gefürchtet.

Affen und Papageien verraten, mehr vielleicht als andere Tiere, in ihrer Zuneigung eine sehr wechselnde Laune. Sie geben gewissen Personen gegenüber eine beständige Bösartigkeit zu erkennen, verhalten sich anderen gegenüber vollständig gleichgiltig und geben wieder anderen Gefühle der Zuneigung kund, die manchmal nicht über die Schranke eines gewissen Wohlwollens hinausgehen, manchmal aber auch mit äußerster Lebhaftigkeit sich äußern. Wer hat das noch nicht beobachtet? In einer Familie, in der sein an die Ausübung aller Höflich-

Digitized by Google

keitsregeln gewöhnter Papagei gehalten wird, hat dieser Papagei eine besondere Vorliebe für seine Herrin, und diese Herrin ergreift ihn, kehrt ihn um und um, und nie noch hat ihn das im geringsten angefochten; er nimmt auch von anderen Personen Liebkosungen entgegen, vorausgesetzt jedoch, daß die Vertraulichkeit innerhalb gewisser Grenzen hält.

Wenn die Papageien zum größten Teile Wesen sind, geschaffen, im hellsten Lichte zu glänzen, so gibt es doch, wie auch sonst auf der Welt in anderen Familien Vertreter, die den Tag in Ruhe und Schlaf verbringen und nur während der Nacht lebhaft werden. So trifft man auf Neuseeland einen Papagei, der ganz und gar ein Nachtvogel ist, den Kakapo der Maori, den strygops der Naturforscher. Es kennen ihn alle diejenigen, welche die naturgeschichtlichen Museen von Paris, London und Wien besucht haben. Von der Größe eines Huhns ist er von einem matten Hellgrün, mit dunklen Punkten gefleckt, ein Vogel von dem traurigen Anblick der lichtscheuen Tiere. Im allgemeinen lieben die Papageien das helle Tageslicht. Die Natur hat ihnen ein Gewand zum Glänzen verliehen; ausnahmsweise ist er einer derjenigen, der schläft, wenn die anderen wachen, und die Dunkelheit liebt, ein Gegensatz, von welchem die Raubvögel das bekannteste Beispiel darbieten. Die Strygopse höhlen sich Löcher in den Boden zwischen den Wurzeln der Bäume oder suchen ihre Wohnstätte in zerklüfteten Felsen. Abends verlassen sie ihren Schlupfwinkel, gewöhnlich zu zweien, und weiden das auf dem Boden und den Baumstümpfen reichlich vorhandene Moos ab und verzehren in großer Menge die Frucht einer weit verbreiteten Pflanze. Früher waren die Strygopse fast in keinem Teile von Neuseeland eine Seltenheit, aber sie boten eine gute Jagdbeute dar, die wegen ihres Fleisches und ihrer Federn geschätzt war. Die Maoris, die sich darauf verstanden, die Pfade auszukundschaften, auf denen die Nachtvögel ihre Wanderung auszuführen gewöhnt sind, fingen die Kakapos mit Netzen oder führten die Jagd mit Fackeln aus, so daß sie die Tiere blendeten und mit Leichtigkeit ergriffen. Jetzt bemächtigt man sich des Tieres, das von seinen Flügeln keinen Gebrauch zu machen weiß, mit Hilfe von Hunden. Die Strygopse sind, obwohl sie auf der nördlichen Insel beinahe ausgerottet sind, wie man versichert, in dem mittleren Teile, zum Beispiel dem Distrikte von Taupo, noch nicht verschwunden. Auf der südlichen Insel trifft man noch in der Provinz Otago und häufiger noch im Innern der Fjords, welche die südliche Küste zerklüften, auf kleinen Hügeln oder an den Uferabhängen von Flüssen hausend, an Stellen, wo der Boden frei von Strauchwerk oder Farnkraut ist. Noch einige Jahre, und es ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine der bemerkenswertesten Familien der Vogelwelt ausgestorben.

In vorstehendem kleinem Aufsatze habe ich nach langem Studium und oft wiederholten Beobachtungen das Erhabenste hervorheben wollen, was es bei den lebenden Wesen gibt, die Fähigkeiten des Geistes und die edelsten Empfindungen, die man die Empfindungen des Herzens nennt. Ich bin von dem Gedanken geleitet worden, einen Beitrag zu der fast noch neuen Wissenschaft zu liefern, die man die vergleichende Psychologie nennen sollte.

Digitized by Google

Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten.

Von

Graf von Ronzaglia.

(Fortsetzung.)

Metternich hat einige berühmte, geflügelte Worte hinterlassen. Er hat geschrieben: „Italien ist nur ein geographischer Begriff!“ Auf seinem Krankenbett konnte er von der Unrichtigkeit dieses Ausdrucks eine Ahnung erhalten: er starb den 11. Juni 1859 nach den Niederlagen der österreichischen Armee bei Montebello (20. Mai) und bei Magenta (4. Juni), im Augenblick, als sie Ancona und Bologna räumten, um nie mehr zurückzukehren. Von der Schweiz hat er im Jahre 1845 gesagt, daß sie in Europa „den Wert einer befestigten Kloake“ habe, weil „alles, was Europa an Schwarmgeistern, Abenteurern, sozialen Umstürzlern einschloß, dort eine Zuflucht gefunden hatte.“

*

Dem Fürsten Schwarzenberg hat man den programmatischen Ausspruch zugeschrieben: „Preußen zuerst erniedrigen, dann vernichten!“ Herr von Beust sagte indes überzeugt, daß dies Wort niemals ausgesprochen worden sei. Er bezweifelte auch die andere bekanntere Phrase: „Wir werden die Welt durch unsere Undankbarkeit in Erstaunen setzen!“

*

Der Fürst Gortschakoff war ein feiner und gebildeter Geist. Er hatte klassische Kenntnisse und Humaniora nach der Art Ludwigs XVIII. Man fand bei ihm das Raffinement und die Schwächen des Mannes der schönen Wissenschaften. Er wählte seine Worte; er feilte seine Phrasen. Er spiegelte und bewunderte sich in seinen eigenen Kompositionen. Er hatte daher in den Kanzleien den Beinamen „der Narziß des Tintenfasses“.

Er war ein glücklicher Ziseleur der synthetischen Phrasen und resümirte in wenigen Worten eine Situation, eine Ideenfolge. In einem berühmten Zirkular, dem ersten der geschickten Stücke, die in den Jahren 1856—1860 aus der Kanzlei von Sankt-Petersburg hervorgingen, erklärte er, daß „Rußland sich nicht fürchtet, aber sich sammelt“.

*

Napoleon III. hat einige Phrasen ausgesprochen, die berühmt geblieben sind. Eine derselben ist in dem Manifest vom 2. Dezember enthalten: „Ich bin von der Legalität abgewichen, um zum Recht zurückzukehren“. Er war ohne Zweifel von Talleyrand inspirirt, der am Tage nach dem 18. Fructidor an Bonaparte schrieb: „Paris ist ruhig, das Verhalten d'Augereaus vollkommen ... Man ist einen Augenblick von der Konstitution abgewichen; man ist, wie ich hoffe, für immer zu ihr zurückgekehrt.“

Sehr lügenhaft war die Phrase in der Rede von Bordeaux: „Das Kaiser-

Digitized by Google

reich ist der Friede!" Aber sie war für den Augenblick eine ungeheuere Stütze und von einem sehr glücklichen Einfluß für die wiedererstandene kaiserliche Herrschaft.

*

Noch einige berühmte geflügelte Worte:

Der Herzog von Wellington qualifizirte die Schlacht von Navarino als an untoward event, als ein unglückliches Ereignis. Metternich wiederholte das Wort im Jahre 1850 bei der von Pius IX. dekretirten Schöpfung von katholischen Bistümern in England, Beust im Jahre 1870 bei der Vereinigung Roms mit Italien und bei der Aufkündigung jener Klauseln des Pariser Vertrages durch Rußland, welche seine Seemacht im schwarzen Meer beschränkten.

Der Ausdruck „ein Sprung ins Dunkle", a leap in the dark, der so häufig wiederholt wird, rührt von Lord Derby her. Er gebrauchte ihn, im Juni 1867, gelegentlich der Reformbill. Quintino Sella hat ihn glücklich wiederholt in einer berühmten Diskussion. Sie wird wie die vorhergehende häufig angewendet.

Herr Crispi hat der glücklichen, vollkommen gerechten Phrase viel verdankt, durch welche er, vor allem Unitarier, seinen Uebertritt von der Mazzinistischen Partei in die Reihen der Monarchisten rechtfertigt: „Die Republik teilt uns, die Monarchie einigt uns."

Herr Thiers hat von Frankreich gesagt: „Die Republik ist die Regierungsform, welche uns am wenigsten teilt." Er hat ebenso prophezeit: „Die Republik wird konservativ sein oder sie wird überhaupt nicht sein." Verschiedene Thatsachen haben seitdem dem Anschein nach bewiesen, daß nur ein ernstlicher Prätendent gefehlt hat, damit sie aufhörte zu existiren.

Herr von Beust hat im Jahre 1870 gesagt: „Ich sehe Europa nicht mehr." Diese Bemerkung findet sich in einer Depesche, die im Rotbuch vom Jahre 1870 veröffentlicht wurde.

Pius IX. sagte eines Tages zu dem Grafen Crivelli, dem Gesandten Oesterreichs in Rom: „Das Konkordat ist wie die Robe einer Frau: Man kann sie verlängern, man kann sie beschneiden, aber man kann sie nicht aufheben."

*

Bei Herrn von Bismarck ist man gezwungen, die Blitze, die plötzlichen Eingebungen des Gedankens zu bewundern, die kräftigen und unvorhergesehenen Bilder, die eindringlichen Worte, die überraschen, sich einprägen und bleiben. Die Phrase: „Nach Kanossa gehen wir nicht!" schließt eine ganze Welt von historischen Erinnerungen ein und spricht zugleich ein Regierungsprogramm aus. Der Ausdruck: „Der Gott der Schlachten, der durch seine Hand die Eisenwürfel des Schicksals werfen ließ," ist als Bild kräftig und ergreifend. „Ferro et igne", durch Blut und Eisen, sagte er in der berühmten vertraulichen Depesche an Herrn von Schleinitz vom 17. Mai 1859, „muß man die Gebrechen der Bundesverhältnisse heilen". Im Jahre 1866 löste er sein Wort ein.

„Eine große, verkannte Unfähigkeit!" sagte er im Jahre 1867 von Napoleon. Der Graf Arnim wandte dies Wort wiederum auf den Kardinal Antonelli an.

Digitized by Google

„Beati possidentes!“ hat einmal der Fürst-Kanzler des Kaiserreiches gesagt. Dies Wort war ein Jahrhundert vorher von Friedrich dem Großen gebraucht worden. Es ist das Prinzip des alten französischen Gewohnheitsrechts: „Possession vaut titre.“

Der Graf Andrassy hat von einer Politik der „gebundenen Marschroute“ gesprochen. Es gibt eine der „freien Hände“. Herr Gladstone hat gesagt: „Hände weg!“ Hands off! Stafford hatte zur politischen Devise „Thorough!“ durch! Der Herr Visconti Venosta hatte vor dem Bündnis mit den beiden Kaiserreichen die Politik Italiens folgendermaßen formulirt: „Independente sempre, isolata mai.“ Im Jahre 1881 fand es sich doch isolirt.

*

Es gibt eine absolut niedere Art von Geist, die des „Wortspiels“, des „Calembour“, die nur in einer Verbindung zerstreuter Ideen besteht, welche von einem Gleichklang sich ähnelnder Worte ausgeht. Voltaire sagt von dem Calembour, für welchen die französische Sprache und der französische Geist geeigneter scheinen als Geist und Sprache anderer Völker, daß er ein „wilder Tyrann sei, der den Geist erstücke, der Flegel der Konversation“. Der Abbé Delille nennt ihn in seinem Gedicht über die Konversation „den Liebling des schlechten Geschmacks und des Müßigganges.“

Der Calembour ist nur zu ertragen, wenn er im rechten Augenblick, spontan und ungezwungen sich darbietet. Ein Bewohner der Insel Sankt-Helena beklagte sich, das Fleisch zu einem zu hohen Preise bezahlen zu müssen, während man in Longwood, wo „der General Bonaparte“ residirte, es jeden Tag auf der Tafel des Gefangenen servire. „Es kostet mir aber mehr als eine Krone!“ sagte Napoleon, auf die englische Münze anspielend, die man „crown“ nennt.

Beust gibt vor, daß Louis Philipp Lamartine mit dem Namen Vain (vin) de Mâcon bezeichnet hätte. Aber Beust hatte stets die Manie des Calembour, und wenn er nicht selbst sich dieses Kleingeldes bedienen konnte, so schob er es anderen zu.

Lady Georgina Bloomfield erzählt, daß der Graf von Pourtalès, ein Diplomat, welcher der preußischen Gesandtschaft in Paris unter dem zweiten Kaiserreich zugeteilt war, einen Calembour verbrach, der einen gewissen Erfolg hatte. In einer Rede bei der Eröffnung des Corps législatif glaubte man eine Anspielung auf territoriale Entschädigungen an der Nordostgrenze Frankreichs zu bemerken, die den armen Geist Napoleons III. stets in Aufregung hielten.

„J'ai senti comme un coup d'épée aux reins (au Rhin),“ sagte Pourtalès.

Man erinnert sich noch des Wortspiels, das so viel Einfluß auf das politische Glück Jules Ferrys hatte — des geistreichen Epigramms auf die Verwaltung des Seinepräfekten: Les comptes fantastique d'Hausmann, eine Erinnerung an die Contes fantastiques de Hoffmann.

*

Der Graf von Beust hatte eine beklagenswerte Vorliebe nicht nur für Calembours und Wortspiele, sondern auch für Gelegenheitsverse. Er reimte Verse

Digitized by Google

ohne Prosodie über Commis voyageurs- oder Schülerwitze. Er war bis zu dem Punkte in sie verliebt, daß er sie sogar in seinen „Erinnerungen aus drei Vierteilen des Jahrhunderts“ anführte, wo sie eine schlechte Rolle spielen. Die Wiener Zeitungen haben mehr als einmal an diesen greisenhaften Schwächen Gerechtigkeit geübt.

*

Man gewinnt Berühmtheit durch gute Witze und zuweilen selbst Notorität durch Dummheiten.

Man liest in einem Briefe der Frau du Deffand an Horaz Walpole: „Was Sokrates anbetrifft, so haben wir hier einen Grafen Paar, der, wie man sagt, ein trauriges und kaltes Aussehen hat. Er schnarrt die r, spricht sehr langsam und stockend. Er sagte eines Tages beim Präsidenten (Hénault): Was für ein Mann ist dieser Socrif (Sokrates), der sich vergiftete, indem er Cikaden aß oder trank (des cigales statt de la ciguë)?“

Dem General Miloradowitsch, einem Serben von schlechter Erziehung, der nach Rußland gekommen war, um der Tyrannei der türkischen Statthalter zu entgehen, schreibt man folgende Unterhaltung mit der Kaiserin Elisabeth zu. Auf die zerbrechlichen Verschönerungen Katharinenhofs hindeutend, sagte er: „Nicht wahr, Madame, das ist Pythagoras?“ — „Gewiß,“ antwortete die Kaiserin, „aber Sie wollen sagen: Pitoresk!“ — „Ja, Madame, pitoresk. Aber Pythagoras, pitoresk — das ist alles Synagoge.“ Er wollte sagen: synonym.

*

Die Zeit ist nicht mehr, in der man Vierzeiler, Madrigale und Sonette widmete, obgleich der Chevalier Nigra im Jahre 1866 noch sein Talent benützte, um durch die Kraft seines Verses die Kaiserin Eugenie der Sache Venetiens zu gewinnen; die Zeit ist nicht mehr, in welcher ein Gesandter einer großen Herrscherin — Katharina II. — durch kleine elegante Verse, bald durch gereimte Galanterien an ihre Adresse, bald durch maliziöse Epigramme, die er auf einen insolenten Zeitungsschreiber losließ, bald durch ein gefühlvolles Epitaph auf einen Lieblingshund bezauberte. Es wird nicht das geringste mehr schaden, nach Bedürfnis dem Vers durch witzige Scherze eine hübsche Wendung zu geben. Joseph de Maistre, bald ernst, bald geistreich, schrieb auf sein Selbstporträt, um das ihn die schöne Maria Antonia Nariskin gebeten hatte, einen Vierzeiler, der ihm einen wirklichen Erfolg in der Gesellschaft von Sankt-Petersburg eintrug. Talleyrand wußte ebenfalls gelegentlich zu reimen. Er erwähnt in seinen Memoiren einen Sechszeiler, den er für Frau von Girac machte. Er schätzte auch bei anderen das dichterische Talent. Als er Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Direktorium war, faßte der junge Bignon, später Baron Bignon, die sonderbare Idee, eine Bittschrift in Versen loszulassen, um in die diplomatische Carrière aufgenommen zu werden. Er hatte das Glück, sich an Leute von Geist zu wenden; die Verse waren gut, die Entwicklung der Gedanken geistvoll: Biron wurde zugelassen.

*

Digitized by Google

Kommen wir zurück auf die Konversation, die eine angenehme Erholung, eine nützliche Uebung des Geistes und der Intelligenz ist, auf jene Konversation, durch welche man die Menschen, ihre geistigen Fähigkeiten, ihre Kultur, ihre Erziehung, ihren Charakter kennen lernt, aus der man nützliche Lehren und Nachrichten schöpfen kann und bei der die Behandlung gewisser Angelegenheiten von Zeit zu Zeit, im Vorübergehen, mit versteckten Worten wenn es nötig, keineswegs ausgeschlossen ist.

Die Konversation; die diplomatischen Salons.

II.

Eugen Lerminier, ein Elsässer, ein ernster und durchdringender Geist, Professor am Collège de France, schrieb 1834 in seinem Werk „Au delà du Rhin“: „Man plaudert ausgezeichnet in Berlin — anders, aber ebenso gut wie in Paris.“

Es bedurfte eines gewissen Mutes, um, in Frankreich lebend und von den dort herrschenden Vorurteilen umgeben, zuzugestehen, daß Berlin einen solchen Vergleich mit Paris ertragen könne. Der Jesuit Bouhours ließ in seinen „Entretiens d'Ariste et d'Eugène“ zu einer seiner Personen, zu derjenigen, die den Sachwalter des Teufels, die Rolle desjenigen spielt, der zurückgewiesen werden soll, sagen: „Sie müssen wenigstens zugeben, daß der Schöngeist in jedem Lande und bei jedem Volk zu finden ist; das heißt, daß, wie es ehemals griechische und römische Schöngeister gab, es jetzt französische, italienische, spanische, englische und selbst deutsche und moskowitische Schöngeister gibt.“ Darauf antwortet die andere Person entrüstet: „Ein deutscher oder moskowitischer Schöngeist ist etwas einziges; und wenn es dergleichen in der Welt gibt, so ist er jedenfalls von der Natur jener Geister, die niemals erscheinen, ohne Erstaunen hervorzurufen. Der Kardinal Du Perron sagte eines Tages, als er von dem Jesuiten Gretser sprach: „Er hat viel Geist für einen Deutschen,“ als wenn es ein Wunder gewesen wäre, daß ein Deutscher geistreich sei.

Solche Anschauungen hat man lange in Frankreich gehabt! Hat man sich davon befreit? Man braucht nur ein wenig auf dem Laufenden mit dem zu sein, was man jeden Tag sagt und schreibt, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. In Beziehung auf die Konversation behaupten die Franzosen und die, welche dem französischen Einfluß mehr oder weniger unterliegen, daß man im allgemeinen nirgends plaudert wie in Frankreich, und daß man nur hier Esprit hat. Der Genfer Sismondi sagte im Hinblick auf Paris: „Nur dort gibt es eine Gesellschaft!“ Als er nach einem Aufenthalt von fünf Jahren in der Hauptstadt Frankreichs, die ihm ein „fortlaufendes Fest des Geistes“ gewesen, 1813 nach Genf zurückkehrte, schien ihm alles verblaßt und entfärbt. Er dachte nur an das, was er verlassen hatte, und lebte von seinen Erinnerungen. Ebenso fand Frau von Staël das Vergnügen der Konversation nirgends als in den pikantesten und geistvollsten Gesellschaften von Paris. „Es bedarf der Elite

Digitized by Google

einer französischen Kapitale, um dies seltene Vergnügen zu gewähren: überall sonst findet man gewöhnlich Beredsamkeit nur in der Oeffentlichkeit oder Anmut nur in engem Kreise. Die Konversation als Talent findet man nur in Frankreich; in den anderen Ländern dient sie nur der Politik, der Diskussion oder der Freundschaft; in Frankreich ist sie eine Kunst, zu der Phantasie und Herz ohne Zweifel sehr nötig sind, die aber dennoch, wenn man es will, auch Geheimnisse besitzt, sie zu ersetzen, wenn es an dem einen oder dem andern mangeln sollte."

*

Man hat, indem man zugab, daß die Franzosen den Vorrang in der Konversation hätten (wir werden später erklären, innerhalb welcher Grenzen man ihnen diese Art von Auszeichnung zugestehen kann), die Ursachen derselben auseinandersetzen wollen. Man hat hervorgehoben, daß die Franzosen zum guten Teil Nachkommen der Gallier sind, obgleich ihr Name sie glauben machen könnte, von den germanischen Franken abzustammen; von jenen aber hat Julius Cäsar gesagt, daß sie besonders in zwei Dingen sich auszeichneten: im Waffen- und im Wortgefecht. Thatsache ist, daß selbst zu einer Zeit, als die Franzosen sich noch nicht davon rühmten, den ersten Platz in der Konversation einzunehmen, wie sie so vieles andere beanspruchen, Pierre de l'Estoile, Großreferendar der Kanzlei von Frankreich, schrieb: „Es ist ebenso wenig in der Macht aller irdischen Gewalt, die Franzosen am Sprechen zu verhindern, als die Sonne in der Erde zu vergraben oder sie in ein Loch einzuschließen." Volney hat erzählt, daß die Franzosen, die zur Zeit der großen französischen Revolution nach Amerika ausgewandert und in das Innere des Landes eingedrungen waren, bis zu sechshundert Wegstunden machten, um, wie sie sagten, „in der Stadt zu plaudern". Die Stadt war New-Orleans. — Man hat gesagt, daß die Franzosen die Frauen lieben und, indem sie eine Art Kultus mit ihnen treiben, dies Gefühl dazu beigetragen habe, in Frankreich den sozialen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, abgesehen von der Galanterie, eine besondere Anmut und einen besondern Reiz zu geben. — Man hat gesagt, daß die Eigenschaften der französischen Sprache viel zur Leichtigkeit der Konversation beitragen, besonders bei der Konversation zwischen beiden Geschlechtern, welche die einzige und wirkliche Konversation ist. Frau von Staël erklärt, daß das Französische, da es mehr gesprochen werde als jede andere Sprache, schon deswegen „durch den Gebrauch geschliffen und für ihren Zweck geschärft sei." Joseph de Maistre nannte das Französische „die Sprache der Damen". Indem er daran erinnert, daß nach Julius Cäsar die Gallier in der Frau etwas Göttliches sahen, fügte er hinzu: „Ich glaube, daß dieser Charakter sich niemals ganz bei ihren Nachkommen verwischt hat und daß daher jene Art von Verwandtschaft kommt, die sich zwischen ihrer Sprache und allem Weiblichen in der Welt bemerkbar macht. Stets spricht man, wenn man zu Frauen oder von Frauen spricht, französisch, so man es kann." Stets absolut, der Verfasser der „Soirées de Saint-Pétersbourg"!

Schließlich hat man gesagt, daß die Leichtigkeit des französischen Charakters

Digitized by Google

(man darf wohl von einem solchen sprechen, da die Franzosen selbst ihn anerkennen. Wenige Tage vor seinem Tode rief Mirabeau: „O leichtsinnige, dreimal leichtsinnige Nation!“), daß diese Leichtigkeit, welche so oft ein Kapitalfehler ist, in der Konversation zu einem Vorzuge wird, in der man statt einen Stoff zu erschöpfen nach dem Rat des guten La Fontaine nur die Blume pflücken darf, in der die Kunst besonders darin besteht „glisser sans appuyer“, in der man vor allem die Langeweile vermeiden und infolge dessen Abwechslung suchen muß. Es liegt eine gewisse Wahrheit in der Redensart: „Der Deutsche diskutirt, der Engländer denkt, der Franzose allein weiß zu plaudern“.

Wenn der Franzose sein eigenes Loblied singt, so ist das nichts Außerordentliches, und wenn er sich seines Vorranges rühmt, so thut er es in gutem Glauben. Es geht ihm ungefähr so, wie gewissen Insulanern, die glauben, daß es außerhalb ihrer Insel nichts gibt. Er kennt im allgemeinen zu wenig Fremdes, um genaue Vergleiche anstellen zu können, und selbst wenn er es kennt, bleibt er durchdrungen von seinem eigenen Verdienst, weil der Mensch in Frankreich dank seiner nationalen Eitelkeit lieber als anderswo „se pipe“, wie Pascal sagt, das heißt, sich Illusionen schafft und sich darin gefällt. Aber wenn es zu viel gesagt ist, zu behaupten, daß man nur in Frankreich plaudert, daß man nur in Frankreich zu plaudern weiß, daß Frankreich das Privilegium der Konversation, der Gesellschaft, der Salons besitzt, so ist es demnach nur billig, anzuerkennen, daß Frankreich vom siebenzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert den Vorrang der Salons, der Gesellschaft und der Konversation gehabt hat.

Dieser Vorrang ist vorher Italien zugekommen, dem ihn Spanien unter Karl V. streitig gemacht hat. Die spanische und italienische Sprache wurden damals als Sprachen der zivilisirtesten und gewähltesten Gesellschaft gelernt und gesprochen. Der Seigneur de Brantôme bestätigt: „Die meisten Franzosen oder wenigstens diejenigen, die ein wenig gelernt haben, sprechen oder verstehen diese Sprachen.“ Und er gesteht: „Ehemals war unsere französische Sprache nicht so reich, wie sie es heute ist; aber die italienische, spanische und griechische sind es schon lange.“ Und Michel de Montaigne sagt, „daß die Italiener sich schmeicheln und zwar mit Recht, im allgemeinen einen aufgeweckteren Geist und eine gesündere Unterhaltung zu haben als die anderen Nationen ihrer Zeit.“

Die Kunst der Konversation kam von Italien nach Frankreich mit der Medici, zugleich mit dem guten Geschmack, der guten Küche und den schönen Künsten. Dank den Eigenschaften, den eigentümlichen Charakterfehlern und dem Geist der Franzosen entwickelte sie sich hier besser als anderswo. Es ist sicher, daß die französische Sprache, verfeinert durch Schöngeister und gute Schriftsteller ein bewundernswertes Instrument für die sozialen, höfischen, geistigen, politischen Beziehungen wurde. Wenige Sprachen sind so klar, so präzise, so nett und zu gleicher Zeit so fein nuancirt. Das Französische schmiegt sich wunderbar gewissen Wendungen an, in welchen der Gedanke sich verfeinert und verdichtet. Goethe hat gewisse Gedanken französisch niedergeschrieben; der Abbé Galiani hat das Französische zum bevorzugten Organ seines Geistes gemacht. Der große Friedrich

Digitized by Google

gebrauchte lieber das Französische als das Deutsche und französisch sind die meisten Briefe der Kaiserin Katharina II. geschrieben.

Das muß man anerkennen, und es würde einfach absurd sein, es leugnen zu wollen. Aber wenn man von der Auszeichnung und dem Vorrang der französischen Konversation spricht, selbst in den von uns gezogenen Grenzen, so muß man dennoch einige Einschränkungen machen. Sismondi, der auf das bestimmteste erklärt, daß es nur eine Gesellschaft in Paris gebe, gibt zu, daß der Geist in Frankreich das Gefühl unterdrücke; er erteilt die Palme der Konversation einer Freundin, die, im Elsaß geboren, im Herzogtum Braunschweig erzogen war und in Paris wohnte, weil sie die Vorzüge beider Nationen in sich vereinigte, die enthusiastische Empfindsamkeit der Deutschen und die Grazie der Franzosen. Frau Augusta Craven hat gesagt, daß die Leichtigkeit ihrer Landsleute, der Franzosen, sie häufig fortreiße, sie zu mißbrauchen und zu reden, ohne eigentlich etwas zu sagen zu haben. Und Lady Fullerton erklärte, obgleich sie einen Teil ihrer Jugend in Frankreich verbracht hatte, obgleich sie es liebte wie ein zweites Vaterland und obgleich sie ihre besten Jahre in Paris, wo ihr Vater, Lord Granville, Gesandter war, genossen hatte: „Ich liebe weder die Manieren noch die Konversation der Franzosen. Ihre Komplimente und ihre Umatur sind mir unerträglich."

Man wird vielleicht aus Gewohnheit fortfahren zu sagen: „Man plaudert nur in Frankreich". Aber selbst in den besten Zeiten der französischen Konversation hat dies nichts anderes bedeuten wollen als: „Man plaudert in Frankreich mehr und besser als anderswo!" Heute will auch dies nichts mehr besagen.

*

Kommen wir auf den weiter oben angeführten Lerminier zurück. Er war Elsässer, kannte Deutschland und wohnte in Frankreich. Sein Urteil war durch kein Vorurteil getrübt. Er sagte: „Man plaudert vorzüglich in Berlin — anders, aber ebenso gut wie in Paris. In diesen beiden Hauptstädten hat das Leben der europäischen Intelligenz am meisten Feuer und Macht. In Berlin geht der Geist direkt auf sein Ziel los, mit mehr Präzision, mehr Schärfe, in Paris mit mehr Anmut und Ungezwungenheit, aber er erreicht es trotzdem; in Berlin mit mehr Tiefe bei einem gegebenen Punkt; in Paris mit mehr Breite in seiner ganzen Ausdehnung . . ."

Frau von Staël sprach den Deutschen die Schnelligkeit des Geistes ab, welche die Konversation belebt und den Gedanken in Bewegung erhält; sie glaubte, daß bei der Konversation ein großes Hindernis in dem Charakter der Sprache liege, die ernster, gezwungener, weniger einfach, schwieriger durch ihre grammatikalische Konstruktion, ihren Reichtum, durch eine gewisse Verschwommenheit sei, die aus dem Ueberfluß an Worten und aus der Konstruktion der Redensarten sich ergebe. Ein anderes Hindernis liege im germanischen Charakter selbst, der weniger leicht, weniger tändelnd, weniger epigrammatisch und gleichzeitig sentimentaler, intimer in seinem Wesen, umständlicher in seinen Formen sei.

Digitized by Google

Aber Frau von Staël hat Preußen gleichzeitig als das Vaterland des Gedankens bezeichnet. Sie hat anerkannt, daß man in Berlin alle Elemente zu einer fesselnden Gesellschaft und starken Nation bei einander finde, daß der Geist dort Erfolg habe, daß Berlin wie eine Heimat des Lichtes sei, daß man dort ebenso viel und mehr wie anderswo die Literatur und die Wissenschaften pflege; daß es, obgleich das Amalgam zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht kein vollkommenes sei, doch Frauen dort gebe, deren Eigenschaften und deren Liebenswürdigkeit alles Distinguirte um sie her anziehe und daß die königliche Familie sich gerne in die Gesellschaft mische.

Man kann dies Zeugnis trotz einiger Ungenauigkeiten acceptiren. Die Erinnerung an einige fesselnde Frauen muß der Frau von Staël gegenwärtig gewesen sein, als sie diese Zeilen schrieb. Sie dachte vielleicht auch an die Schlegel, von denen der eine, August, der Freund Goethes und Schillers, eng mit ihr liirt war und ihre Kinder erzogen hatte, und besonders aller Wahrscheinlichkeit nach an den liebenswürdigen Prinzen Louis Ferdinand, den Neffen des großen Friedrich, den sie als Gast auf ihrem Schloß Coppet beherbergt hatte und bei dem, wie Wollmann, ein zeitgenössischer Journalist, gesagt hat, alle ritterlichen Eigenschaften des Soldaten mit Schönheit, kühnem Geist, Eleganz und höchster geistiger Kultur sich vereinigten.

*

Hüten wir uns vor dem Bedingungslosen und der Uebertreibung. Man plaudert und konversirt anderswo ebenso gut als in Frankreich, aber die Franzosen wissen es nicht und die anderen rühmen sich dessen nicht. Der Geist, der Reiz, die Intelligenz, die Kultur sind, Gott sei Dank, nicht das Monopol und das Privilegium irgend einer einzelnen Person oder eines Volkes; und in der Zahl der Schönredner, der berühmten Causeurs werden wir Glieder jeder Nation finden.

Lord Falkland war nach dem Zeugnis des großen Grafen Clarendon „a person of inimitable sweetness and delight in conversation". Er liebte den Geist: „he was a great cherister of wit and fancy."

Friedrich der Große liebte die Konversation. Dr. Moore sagte, daß er viel sprach, aber diejenigen, welche ihn hörten, beklagten, daß er nicht mehr sprach. Seine Bemerkungen waren stets lebhaft, sehr oft richtig. Wenig Leute, hat Carlyle gesagt, besaßen wie er die Gabe der Replik. Er war ein unerschütterlicher Spötter und vielleicht haben seine mokanten Bemerkungen die Politik gewisser Höfe in seinem Sinne beeinflußt. Der Fürst von Ligne hatte die Ehre, in Potsdam empfangen zu werden. „Fünf Stunden an jedem Tage," schrieb er, „entzückte mich die Konversation des Königs! Schöne Künste, Kriege, Medizin, Literatur und Religion, Philosophie, Moral, Geschichte und Gesetzgebung passirten Zug um Zug Revue. Die schönen Jahrhunderte des Kaisers Augustus und Ludwigs XIV., die Griechen, Römer und Franzosen in guter Gesellschaft, das Rittertum Franz' I., der Freimut und der Wert Heinrichs IV., die Wiedergeburt der Literatur, Anekdoten über verstorbene Leute von Geist,

Digitized by Google

ihre Unzuträglichkeiten, die Verirrungen Voltaires, der empfindliche Geist von Maupertuis, alles, was es nur Abwechselndes und Pikantes gibt, fand einen Weg über seine Lippen."

Der Marquis Caraccioli, Gesandter des Königs von Neapel in London (1763), dann in Paris (1770), später Minister der auswärtigen Angelegenheiten und endlich Vizekönig von Sizilien, ein Beamter von höchstem Verdienst, erwarb sich in Frankreich und anderswo einen großen Ruf als Mann von Geist. Dorat hat ein Werk veröffentlicht, das „L'esprit de Caraccioli" betitelt ist.

Der kleine Abbé Galiani, Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft in Paris, wo er „lettres de naturalisation" in den geistreichen Salons der Epoche hatte, war einer der beliebtesten, bewundertsten und gesuchtesten Causeurs. Man war in seine geistsprühende Konversation verliebt, in der er sich sorglos ausgab. Seine Schriften, selbst seine Briefe geben nur eine schwache Idee von der Art seines Geistes, der zum Teil auch in seinem malitiösen Lächeln, in dem Feuer seines Blickes, in der Lebhaftigkeit seines Vortrages zur Geltung kam. Die Herzogin von Choiseul sagte von ihm: „In Frankreich besitzen wir den Geist in kleiner Münze, in Italien haben sie ihn in Barren."

Der Feldmarschall Fürst von Ligne hatte viel Geist und nahm in der Kunst der Konversation einen hohen Rang ein. Frau du Deffand hat ihn wirklich von diesem Gesichtspunkt aus mit etwas Strenge beurteilt: „Er ist milde," schrieb sie, „höflich, gut geartet, ein wenig närrisch; er möchte, glaube ich, dem Chevalier de Boufflers gleichen; aber er hat, in der Nähe besehen, nicht so viel Geist; er ist dessen Karikatur." Diese Zeilen datiren aus dem Jahre 1767. Der Fürst war noch jung. Später sprachen alle seine Zeitgenossen mit Bewunderung von ihm. Die verschiedenartigsten Geister, Frau von Staël und Frau von Genlis, der Graf von Ségur, der Kaiser Joseph, Voltaire, der Abenteurer Casanova, die Kaiserin Katharina und viele andere noch vereinigen sich in einem Konzert des Lobes, in welchem auch nicht ein Wort der Kritik einen Mißklang hervorruft. Frau von Staël hat von ihm gesagt, daß er „der einzige Fremde war, der im französischen Genre Vorbild statt Nachahmer geworden sei." Sie vollendet sein Porträt, indem sie als Eschine sagt: „Wenn Sie erstaunt über das sind, was ich Ihnen über ihn erzähle, wie würden Sie es erst sein, wenn Sie ihn gehört hätten!"

Der englische Diplomat Elliot, der anfangs Offizier in der Armee und dann außerordentlicher Gesandter bei Friedrich dem Großen war, hatte dieselbe Art des Geistes wie der Fürst von Ligne, und mehr wie dieser. Der Fürst Metternich, der ihn in Dresden kennen lernte, hielt große Stücke auf ihn sowohl als Diplomat wie als Weltmann.

Die Konversation Napoleons war sehr abwechselnd; aber konnte man mit einem Manne plaudern, der stets befahl und allen Zwang anthat? Vor allem mußte man ihm zuhören, und dadurch, daß er ihm zuhörte, gewann Herr Molé seine Gunst. Er sprach im allgemeinen schlecht, inkorrekt, lange, ohne viel Zusammenhang in den Ideen, mit Wiederholung der Phrasen. Er war im Grunde

Digitized by Google

ziemlich unwissend, hatte nur wenig, ungeregelt und flüchtig gelesen. Aber seine wütende Phantasie bemächtigte sich des Wenigen, was er gelesen und gelernt hatte, und sein Gespräch war abwechselnd, belebt und glänzend, voll Kraft und Originalität. Daher konnte der alte Herzog von Broglie, der ihn indessen durchaus nicht liebte, sagen, daß ebenso wie er der größte der Kapitäne er auch der größte Causeur war und daß, wenn er wirklich wollte, nichts der Anmut, der Abwechslung, der Fruchtbarkeit seiner Konversation über jedes beliebige Thema gleichkam.

Talleyrand war in seinen guten Zeiten ein unvergleichlicher Plauderer — und selbst später noch, wenn er sich Mühe gab. Er replizirte kräftig und glänzend. Besonders zeichnete er sich aus, eine Situation in eine Phrase, eine Menge von Ideen in ein Wort zusammen zu fassen, einen Charakter durch einen Zug zu kennzeichnen. Großer Herr durch Geburt, Erziehung und Verkehr in den höchsten Gesellschaftsschichten, Philosoph anfangs aus vorsorglicher Lebenserfahrung, dann durch erprobte Menschenkenntnis, Abbé und Boudoir-Prälat in seinen Anfängen, Staatsmann und Diplomat, ohne wahres Genie, aber ausgestattet mit einer ungeheueren Sicherheit und vollendeten Verachtung seiner selbst und anderer, so verderbt und lasterhaft wie nur möglich, aber stets mit einer gewissen Eleganz („das elegante Laster," hat er gesagt, „ist nur ein halbes Laster"), brachte er für die Konversation ein Maß intellektueller Kultur mit, das allerdings oberflächlich genug, aber ausgedehnt und abwechselnd war und besonders durch aufgeklärten Geist und durch zwei Eigenschaften glänzte, die er in hohem Grade besaß: durch den Geschmack, welcher den Schriftsteller und Weltmann, und durch den Takt, der den Staatsmann macht.

Der Graf Pozzo di Borgo, Korse von Geburt und der erbittertste Feind Napoleons, Geheimagent Englands in Wien, später Gesandter Rußlands in Paris, galt in der Konversation für einen der geistreichsten Männer seiner Zeit.

Canning, der als Staatsmann so hochmütig und hochfahrend auftrat, war in der Konversation ein vielleicht allzu glänzender Schöngeist.

Guizot sprach nach dem Urteil der Fürstin Melanie von Metternich „d'une manière charmante". Der Fürst Clemens von Metternich war ebenfalls ein guter und glänzender Plauderer. Er hatte bekanntlich in der Gesellschaft von Paris große Erfolge gehabt zu einer Zeit, als er, noch sehr jung, sich dort als Gesandter aufhielt (1806—1809). In seinem Alter hatte er, wie Talleyrand, die Wunderlichkeit, als unfehlbares Orakel zu posiren — mit dem Unterschiede, daß er geschwätziger, aber weniger klar war. Die Königin Viktoria, die ihn alt auf einer Reise, die sie in Deutschland machte, kennen lernte, fand ihn „feierlich, doktormäßig und sentenziös".

Die beiden Humboldts waren mehr Erzähler als Plauderer. Alexander zeichnete sich in der Schilderung aus — er hatte so vieles gesehen! Ein wirklich ungewöhnlicher Mann, von universellem Wissen und wunderbarer Schaffenskraft, amüsirte er nicht immer; am Hofe schliefen selbst hohe Personen ein, wenn sie ihm zuhörten, oder man dachte an andere Sachen. Aber er regte sich auf,

Digitized by Google

wenn irgend jemand ihm das Wort entzog, und er that alsdann alles, um ihn zu unterbrechen und es wieder zu bekommen. Als despotischer Plauderer ärgerte er sich über die Aufmerksamkeit, die man einem andern als ihm schenkte. Selbst abgesehen von seinen Reisen und seinen Naturstudien gab er indessen interessante Sachen zum besten, besonders aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. und der seines langen Aufenthalts in Paris und „hielt sich auf dem Laufenden der unbedeutendsten Geschwätze der kleinsten Stadt beider Welten auf."

Der Graf Nesselrode machte seine wenig günstige Erscheinung — er war klein, von semitischem Typus, bebrillt, not a stiking man — vergessen durch seine interessante Unterhaltung. Er bewies einen kultivirten Geist und sprach mit Lebhaftigkeit.

Der Fürst Gortschakoff war ein angenehmer, geistvoller, zuweilen ein wenig akademischer Plauderer.

Lord Palmerston, ein humoristischer Causeur, liebte den eleganten und leichten Scherz, die satirische und spöttische Bemerkung.

Der Herzog von Devonshire war ansteckend heiter und mitteilsam.

Der Graf von Cavour wendete Humor und Ironie mit viel Kunst an.

Lord Derby war „very amusing and with high spirit and cleverness": so beurteilt ihn Lord Malmesbury.

Sir Robert Peel brachte Jovialität und Heiterkeit in die Gesellschaft. Er erzählte, und zwar sehr gut, hübsche Geschichtchen und interessante Anekdoten.

Lord Ellenborough plauderte ebenfalls sehr angenehm.

Der Graf Clarendon, Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten von 1853—1858, war „very funny and agreable"; Lord Malmesbury „very amusing".

Lady Bloomfield hat von Lord John Russell gesagt: „He was the most cherry little man that ever was". Sie machte in seiner Gesellschaft eine Eisenbahnfahrt in Deutschland: „He kept us all in roars of laughter in the railway carriage".

*

Der wunderbarste Causeur, den man am Ende dieses Jahrhunderts vernehmen kann, ist sicher der Fürst Bismarck. Selten wird man so viel Abwechslung, Pikanterie, jovial Ueberraschendes, Frisches, so viel Humor bei einander finden als in seinen Plaudereien in jenen schönen Tagen, als er sich dem Behagen in intimem Kreise hingeben konnte. Die Fürstin Melanie Metternich fand ihn angenehm und „äußerst geistvoll". Der Fürst mischte die Unterhaltung in die Geschäfte. Während der Vorbesprechungen für den Frieden mit Herrn Thiers — einem andern wunderbaren Causeur — passirte es ihnen, daß sie sich gegenseitig bei Sachen aufhielten, die mit den großen Angelegenheiten des Augenblicks nichts zu thun hatten, bei Erinnerungen und Vergleichen. Jeder von ihnen suchte seinen Gegner durch eine angenehme Unterhaltung zu bestechen.

Zu den besten Plauderern unserer Tage kann man den Kardinal Fürsten Hohenlohe rechnen. Großer Herr, mit verschiedenen regierenden Familien ver-

Digitized by Google

wandt, Mäcen und Freund von Künstlern, wie Liszt, besitzt der Kardinal-Erzpriester von Santa Maria Maggiore die Eigenschaften der Distinktion, des Geschmackes, des Taktes, welche die so wichtigen Koeffizienten in der Kunst der Konversation sind. Er erzählt hinreißend und besitzt einen unerschöpflichen Schatz von Stoffen, Erinnerungen und Anekdoten.

*

Es gibt Geister, die mit anderen Geistern in Berührung kommen müssen, um zu zeigen, was sie wert sind, und die deshalb sich besonders in der Konversation offenbaren. Zu diesen gehörte Rahel Levin, die „Unerklärliche", die „Unvergleichliche". Ihr Genie enthüllte sich nur im Funkeln der Unterhaltung. Ohne das glückliche Geschick, das sie unter ihren Meistern und unter ihresgleichen geboren werden ließ, hätte Rahel lange vegetiren können, ehe sie zu der Blüte gekommen wäre, die ihr so viele Bewunderer und Verehrer verschaffte. Sie war wirklich nur „sie" in der Unterhaltung. Dies ließ sie 1830, als man ihre Briefe unter dem Titel: „Gedanken einer Berlinerin" veröffentlichte, sagen: „Es ist viel von mir da drin, aber die, welche mich kennen, werden mich nicht ganz darin wieder finden."

*

Die Konversation kann eine Art Leidenschaft werden. Es gibt Leute, die ihre ganze Intelligenz, ihren Geist, ihren Wissensschatz, ihre Erfahrungen darin ausgeben, zufrieden mit den Erfolgen in der Gesellschaft, die jeden Tag ihrer Eitelkeit schmeicheln, ohne daran zu denken, die Gaben, die sie besitzen, für einen dauernderen Zweck auszunützen.

Frau von Staël hat gewiß viel geschrieben, aber sie hat noch viel mehr Geist in der Konversation vergeudet. Sie schwärmte für die Konversation. Jemand hat von ihr gesagt: „In ihren Augen besteht das Leben in der Konversation."

Man weiß, daß Frau von Staël durch eine sonderbare Idiosynkrasie das Bedürfnis hatte, während der Konversation, mechanisch einen Zweig irgend einer beliebigen Pflanze zwischen ihren Fingern zu rollen. Ohne diesen war sie nicht im Vollbesitz ihrer Mittel. Man trug Sorge dafür, daß sie selbst bei Tisch, auch wenn sie außer dem Hause aß, das Reis, dessen sie zu ihrem Wohlbefinden bedurfte, unter der Serviette oder neben ihrem Gedeck finden konnte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Experiment in der Geologie.

Von

F. Zirkel.

Erst gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts geschah es, daß die unreifen Mutmaßungen über die Entstehung unseres Erdkörpers, die verfrühten Theorien über das Hervorgehen desselben aus dem Chaos, mit denen sich die Einbildungskraft allzu lange beschäftigt hatte, verschwanden vor der aufmerksamen und strengen nüchternen Beobachtung. In dem größten Teile des achtzehnten Jahrhunderts war von einer wissenschaftlichen Induktion, welche prüfend und vergleichend auf Grund immer neu verbürgter Thatsachen zum umfassenden und beherrschenden Gesetz vorschreiten will, in der Geologie kaum die Rede, wie früher erging man sich auch in jener Zeit fast nur in den Formen des einseitig deduktiven Denkens, welches hier in eine völlig ungereimte Spekulation ausartete. Männer, wie Füchsel, Lehmann, Voigt, v. Charpentier, Horaz Benedikt v. Saussure begriffen es dann wieder, nahezu zweihundert Jahre nach ihrem Ahnherrn Georg Agricola, daß es vor allem gelte, die Natur der Gebirgsmassen, welche die Erdkruste bilden, sorgfältig zu erforschen, zugleich mit der Art ihres Aufbaues und ihrer Anordnung und mit den so verschiedenen organischen Ueberresten, welche darin begraben sind. Allerdings geriet die Geologie im Vergleich mit anderen Naturwissenschaften gar bald noch einmal in eine Ausnahmestellung, indem Werner dem verhängnisvollen Widerspruch anheimfiel, Induktion und Deduktion getrennt von einander und ohne harmonische Zusammenwirkung ihre besonderen Wege wandeln zu lassen; während ein umfangreiches Studium der geognostischen Erscheinungen angestrebt und auch methodisch durchgeführt wurde, fand es die Spekulation noch immer unbequem, sich auf diese Resultate zu stützen, ging sie wie früher ihre eigene luftige Bahn. So ward Werner zugleich der Vater einer wissenschaftlichen beschreibenden und der Urheber einer unwissenschaftlichen genetischen Geognosie, welche die wichtigsten Gesetze der Naturforschung auf den Kopf stellte und die Erdfeste interpretirte zu Gunsten einer unglücklichen Universalhypothese. So groß hatte sich die hinreißende Gewalt seines Vortrags, der Zauber seiner Persönlichkeit erwiesen, daß auch Männer wie Leopold v. Buch, Alexander v. Humboldt anfänglich noch fortfuhren, in ihren geologischen Theorien teilweise den realen Boden zu verlassen, zu einer Zeit, als die übrigen Naturwissenschaften, vielleicht umgekehrt, nur zu sehr geneigt waren, sich mit der Einheimsung erfahrungsmäßig gewonnener Gesetze zu begnügen und „der Sicherheit die Tiefe zu opfern".

Daß auch auf dem Gebiete der Geologie die aprioristische Spekulation immer mehr verblaßte, eine kühle Reserve, ja Scheu gegen rein deduktive Operationen ihre Einkehr hielt, das ist zum guten Teil, wenigstens auf deutschem Boden, das Werk einer bergmännischen Oppositionspartei. Der freudige Drang, möglichst

Digitized by Google

viel unter die Herrschaft der Sinne zu bringen, das gesunde Verständnis für die gemachten Wahrnehmungen und die würdige Zurückhaltung selbst in daraus zu entwickelnden, aber doch vielleicht verfrühten Schlüssen spiegelt sich ab zum Beispiel in den vor fünfundsiebenzig Jahren geschriebenen ausgezeichneten Erstlingsarbeiten des späteren Oberberghauptmanns Heinrich v. Dechen.

So stand also, Dezennien lang, in einer neuen Epoche der Geologie die Beobachtung allein im Vordergrunde, welche das Thatsächliche feststellte und auch bei der Erklärung wichtiger Fragen den eigentlichen Führer abgab, zugleich aber sich paarte mit der vorurteilslosen logischen Folgerung, die ihrerseits, wenngleich teilweise nur mit Hilfe von Analogieschlüssen, das Zustandekommen der Erscheinungen verstehen lehrte. Das Material und der Aufbau der großen aus dem Wasser abgesetzten geschichteten Gebiete mit den Myriaden darin enthaltener animalischer und vegetabilischer Ueberreste, die zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Niederschläge und ihrer fossilen Faunen und Floren wurden sorgfältig studirt, während ein Heer von anderen fleißigen und besonnenen Forschern die zugänglichen Lagerungsverhältnisse der Eruptivgesteine, ihre mineralogische und chemische Zusammensetzung zu ergründen unternahm. Ebenso ist es die Methode der Beobachtung und logischen Schlußfolgerung ganz allein gewesen, welche gelehrt hat, daß die in den Gebirgsketten gewundenen Schichten nicht mehr dieselbe Lage einnehmen, in der sie ursprünglich zum Absatz gelangten, daß sie unter dem Einfluß einer großen Kraft durch seitliche Pressungen und Stauchungen gefaltet und aufgerichtet wurden. Der größte Schatz unserer Kenntnisse über die Thätigkeit hier des Vulkanismus, dort des Wassers auf Erden, über die geologische Wirkung der Zeit ist das Ergebnis der unmittelbaren objektiven Wahrnehmung. Nicht minder hat die umsichtige Beobachtung und Vergleichung den Grund gelegt zu den wichtigen und gefestigten Folgerungen über die Bildungsweise der Erzgänge, jener mit metallischen Substanzen teilweise erfüllten Spalten, sowie zu den Gesetzen der mannigfachen Umwandlungsvorgänge, welche sich am Stoff des starren Steinreichs und an den bunten Formen der organischen Lebewelt abgespielt haben.

Eine Naturwissenschaft, welche auf genetische Erklärungen verzichtet, hört auf, Wissenschaft zu sein. Um der kausalen Betrachtungsweise zu genügen, finden wir entweder in der Natur einen zweckentsprechenden Fall, bei welchem ein Antecedens und dessen Folge, eine Wirkung und deren vorhergehende Ursache beobachtet werden kann, oder wir bereiten uns durch künstliche Anordnung der begleitenden Erscheinungen einen solchen, wir experimentiren.

Selbst die tiefstgehende und ausgedehnteste Beobachtung ist oft nicht im stande, eine wirkliche Beweisführung zu ersetzen oder sämtliche Umstände bei den Erscheinungen und Vorgängen klar zu begreifen. So findet denn die Beobachtung, wie Daubrée sagt, glücklicherweise einen Bundesgenossen in dem Experiment, in dem künstlichen Versuch, welcher die allgemeine Grundlage der physikalischen Wissenschaften, der Prüfstein jeglicher Theorie ist, und sich seit den Tagen Galileis wunderbar fruchtbringend für den menschlichen Geist erwiesen hat. Auch

Digitized by Google

in der Geologie hat diese Methode, die von der Natur dargebotenen Erscheinungen künstlich nachzubilden, in den letzten Jahrzehnten den ihr gebührenden Platz eingenommen, und damit ist diese, anfänglich ganz und gar hypothetisch gewesene Wissenschaft, welche später den positiven Weg der alleinigen planmäßigen Wahrnehmung des Vorhandenen betreten hat, zu einer dritten Periode ihrer Entwicklung gelangt, indem die absichtliche Herbeiführung des Geschehens auch in ihrem Dienste zur Beschaffung empirischer, für die logische Folgerung verwertbarer Daten eine Rolle spielt, und die Leuchte des Versuchs den Weg erhellt, den die Beobachtung ruhig fortschreitet. An sich selbst hat sie es jetzt erfahren, was Baco von Verulam einst prophetisch vorahnte, daß sie aufgeklärt werden müsse „durch das Eisen und das Feuer der Erfahrung". Werner, ja noch Leopold v. Buch hat ebenso wenig experimentirt wie Aristoteles oder Plinius. Nichts bezeichnet aber mehr den Charakter der modernen Epoche, als daß jetzt die experimentirende Thätigkeit schon von dem Anfänger in der Forschung wie etwas Selbstverständliches, und manchmal ohne daß der Gegensatz zum bloßen Beobachten, der von Probiren und Studiren, recht ins Bewußtsein gelangt, ausgeübt wird.

Während es für die Physik allenthalben eine mehr oder weniger leichte Aufgabe ist, im Experiment eine Nachbildung aller Einzelheiten der die Vorgänge beeinflussenden Umstände zu geben, und auch die organischen Naturwissenschaften sich hier des gewichtigen Vorteils der beliebigen Variation erfreuen, gilt dies für die Geologie und Mineralogie keineswegs in ähnlichem Maße. Auf dem Gebiet der physiographischen und der historischen Geologie im Verein mit der Paläontologie ist der Versuch, der Natur der Sache nach, überhaupt fast ausgeschlossen. Der Aufbau der Erdfeste, die mechanischen und chemischen Kräfte, welche bei der ursprünglichen Bildung und der allmählichen Veränderung des Gesteinsmaterials sowie der Oberflächengestaltung der Erde mitgewirkt haben und noch wirken, also die architektonische, die dynamische und die petrogenetische Geologie, das sind die hauptsächlichen Bereiche, welche hier in Frage kommen. Und auch in Bezug auf diese einzelnen, immerhin partiellen Abschnitte der Wissenschaft ist Licht und Schatten des Experiments nicht gleichmäßig verteilt. Bei den mechanischen Problemen stehen wir vielfach einerseits gewaltigen Massen von außerordentlichem Umfang, geringer Beweglichkeit, beschränkter Handhabung, andererseits zwar ebenfalls gewaltigen, aber doch mehr einheitlichen und einfacheren Kräften gegenüber, die ihrer Art nach wohl im Versuch angewandt werden können, wenn auch die Intensität mit unseren armseligen Hilfsmitteln abweichend ausfallen muß. Angesichts der Schwierigkeit, die Gesteinsmassen als solche, selbst in sehr reduzirtem Größenmaßstab zu benutzen, ist man mehrfach, um wenigstens eine Vorstellung über mechanische Beeinflussungen derselben zu erlangen, auf die Anwendung anderer Ersatzmaterialien, damit aber dann auch auf die allerdings nicht unbedenkliche Gattung der Analogieschlüsse angewiesen. Dem Verständnis kann freilich auch die Benutzung von Thon oder Glas oder Wachs einigermaßen den Weg ebnen, eine endgiltige Entscheidung wird aber dadurch nicht geliefert.

Digitized by Google

Wenn bei dem bloß mechanischen Experiment die Natur des Objektes sich mannigfach hinderlich erweist, so bereitet bei dem chemisch-physiologischen Versuch des Geologen vor allem die Natur des Wirkungsmittels wohl Schwierigkeiten, insofern es sich zwar um kleine Massen, aber um mehr verschiedenartige und komplizirte Kräfte handelt, deren Summirung künstlich zu kopiren nicht gelingt.

Ein beiden Gebieten geltender Einwurf ist anfangs oft gegen die Einführung und Ausnutzung der Versuchsmethode erhoben worden: daß es dem experimentirenden Geologen während der kurzen Frist des Menschenlebens an einem Hauptagens, an dem gewaltigen Faktor der Zeit gebricht, welche der Natur bei ihren Bildungen im unendlichen Maße zu Gebote steht, und daß er so überhaupt nur unvollkommen die großartigen Arbeiten in jener unermeßlichen Werkstätte nachzuahmen vermöge. Ist auch die Ungunst dieser Lage nicht zu verkennen, so viel steht fest, daß die allgemeinen Gesetze, nach denen mechanische Wirkungen, physikalische Prozesse, chemische Auflösungen, Zersetzungen und Verbindungen in der Natur von statten gehen und allezeit von statten gingen, hier keine wesentlich anderen sind wie dort im Laboratorium, und daß es immerhin eine ganze Fülle von Problemen gibt, die auch einer Lösung in verhältnismäßig kurzem Zeitraum zugänglich sind, an die man sich kühnlich wagen durfte, an die man sich mit Erfolg gewagt hat. Daneben ist es dann wohl auch gestattet, in unserem künstlichen Versuch eine verstärkte Intensität der angewandten Wirkungsmittel einzuführen, zu erproben, ob das, was die Natur in den Gebirgen vorausgesetzterweise durch eine gelinde Wärme während Jahrtausenden zuwege bringt, nicht etwa durch höhere Temperatur binnen weniger Wochen erzielt werden kann, den Druck durch Temperatur zu ersetzen und umgekehrt, zu ermitteln, ob jene Kristallisationen in den Felsen, die da ohne Zweifel aus ganz verdünnten wässerigen Lösungen entstehen, welche ungemessene Zeitläufte hindurch auf den Steinklüften still einhersickern, nicht nachgeahmt werden können dadurch, daß man kürzere Frist konzentrirtere Solutionen einwirken läßt. Da das Resultat einer natürlichen Einwirkung vielfach nicht durch die lange Dauer derselben experimentell zur Anschauung gebracht werden kann, so bleibt eben nur der, übrigens in vielen Fällen durchaus berechtigte Ausweg, durch künstlich forcirten Wechsel der physikalischen Zustände die Geschwindigkeit der Reaktionen zu erhöhen.

Bei alledem hängen aber, wie Vogelsang mit Recht hervorhebt, unsere Anschauungen immerhin ab von der physikalisch-chemischen Arbeitszone, in welcher wir thätig sind: „Die Begriffe über die Wirkungen von Temperaturveränderungen, über Schmelzbarkeit, Löslichkeit und so weiter würden ganz andere sein, wenn unsere Laboratorien etwa auf dem tiefsten Meeresboden, oder in einer so leichten Atmosphäre gelegen wären, wie sie den Gipfel des Chimborazzo umspielt."

Eine andere früher mehrfach vernommene Einrede besteht darin, daß die zur Vorsicht mahnende Ungewißheit vorliegt, ob unser Versuch auch in der That unter den sämtlichen wesentlichen Bedingungen erfolgt, unter denen die Natur in den Gebirgsmassen operirt, wo allerdings dasselbe Resultat durch sehr

Digitized by Google

verschiedene Ursachen hervorgebracht werden kann. Schon bei der Bildung nur eines Kristalls im Erdenschoße ist es ja möglich, daß eine ganze Menge von eigentümlichen Verhältnissen, der Einfluß von bedeutsamen Nebenumständen mitgespielt hat, die uns vielleicht zum Teil unbekannt sind, also auch nicht in unserem künstlichen Versuch, das Mineral nachzubilden, eingeführt werden können. Selten wiederholt sich ein geologisches Ereignis in genau übereinstimmender Weise. Eine und dieselbe Mineralart ist an verschieden beschaffenen Orten auch auf sehr abweichendem Wege ins Dasein gerufen, hier durch Kristallisation aus nassen Flüssigkeiten, dort als Ausscheidungsprodukt eines gasförmigen Zustandes, dort wieder durch Erstarrung aus einer geschmolzenen Masse. Wenn es aber auch gelingt, auf einem dieser drei Bildungswege das betreffende Mineral experimentell im Laboratorium zu erzeugen, so kann daraus freilich noch nicht gefolgert werden, daß dasselbe nun gerade auch an einem bestimmten Orte auf diese und keine andere Weise von der Natur gebildet sein muß. Bedient die Natur sich aber sehr verschiedener Mittel, um zu demselben Zweck zu gelangen, so ist es ja in vielen Fällen möglich, diese auch in ihrer Einwirkung wechseln zu lassen, und dann die Bedingungen, welche mit jedem örtlichen Vorkommnis verträglich und nicht verträglich sind, selbst ihrerseits zu erkennen, um sie in die engsten Grenzen einzuschließen und so das Feld der Hypothesen von allen Seiten her zu beschränken. Andererseits wäre zwar das Experiment vielleicht ermöglicht, es hätte aber den besten Teil seiner Beweiskraft eingebüßt.

Doch ist angesichts aller dieser Mängel des experimentellen Vorgehens wohl zu erwägen, daß es die Absicht nicht sein kann, und niemals gewesen ist, die Beobachtung der Natur durch den geologischen Versuch zu ersetzen. Die erstere Methode bleibt die Basis jedweder Erkenntnis, welcher nur deutend und erläuternd zur Unterstützung das Experiment an die Seite gestellt wird. Wäre der Versuch der Nachahmung ohne die vorhergegangene gründliche Erkennung der Sachlage allemal thöricht, so ist die Bedeutung dieser Wahrnehmung ohne den erklärenden Versuch in zahlreichen Fällen unvollkommen. Viele solcher Erscheinungen gibt es auf Erden, von denen selbst eine außerordentliche Menge von direkten Beobachtungen noch nicht den Schleier hat lüften können, und hier ist gerade, wie Daubrée so treffend bemerkt, der Punkt, wo der Hebel des Versuchs angesetzt werden müßte, um, wenn von der einen Methode nichts erheblich Neues mehr erwartet werden kann, vielleicht von der andern die wünschenswerte Belehrung zu erlangen.

Wo es sich um die genetische Erkenntnis einer abgeschlossenen, früher erfolgten Thatsache handelt, da ist diejenige Erklärung die befriedigendste, welche in den aktiven, vor unseren Augen sich abspielenden geologischen Phänomenen die meisten Analogien findet. Und diese Prozesse, die noch jetzt auf der Oberfläche der Erde vor sich gehen, in mancher Hinsicht die modifizirte Fortsetzung der früheren, sie sollten gleichsam die Schule des Experimentators bilden, wo er die Versuche studirt, welche die Natur hier gewissermaßen eigenhändig zu seinem Besten vornimmt. So unterrichtet darf er daran gehen, Versuche zu ersinnen

Digitized by Google

und zu leiten zur Aufhellung auch der zahlreichen geologischen Vorgänge, welche sich heutigen Tages wenigstens offenbar vor unseren Blicken überhaupt nicht wiederholen, sondern als einzige Zeugen ein Endergebnis hinterlassen haben, das keine Spur der vermittelnden Thätigkeit mehr bewahrt, wodurch es hervorgebracht wurde.

Wie allgemein angenommen wird, ist es der Schotte Sir James Hall (1762—1831), welcher die Ehre beanspruchen darf, bewußterweise die ersten geologischen Experimente angestellt zu haben. Und zwar spielten sich dieselben gleich auf ganz verschiedenen Gebieten ab. Angeregt durch die sonderbaren Stauchungen der Grauwackenschieferschichten an seiner heimatlichen Felsenküste, sowie durch seines Landsmanns Hutton Lehre über die Veränderung der Schichtenlagerung durch vulkanische Gesteine, versuchte er ähnliche Anblicke nachzubilden, indem horizontal über einander ausgebreitete Lagen von Tuch oder von abwechselnd gefärbtem Thon oben mit Gewichten beschwert und einem seitlichen starken Druck ausgesetzt wurden, welcher völlig analoge und höchst unregelmäßige Biegungen und Aufstauchungen der Lagen veranlaßte. Die Einfachheit des Vorgangs, der uns vielleicht so selbstverständlich erscheint, als ob er kaum einer Erprobung durch ein besonderes Experiment bedürfe, schmälert keineswegs das Verdienst des unvergeßlichen Forschers, dessen Zeitgenossen in jenen alten Tagen, da phantastische Spekulation alles überwucherte, nur zum ganz geringen Teil begriffen, welch eine überwältigende Beweiskraft dem Versuche innewohnt. Kristallisation war damals nur auf nassem Wege bekannt, und die Huttonsche Theorie, daß die kristallinischen Gesteine aus feuerflüssiger Schmelzung hervorgegangen seien, wurde mit der Behauptung abgefertigt, daß geschmolzene Materialien bei der Erstarrung nur homogene Schlacken oder glasähnliche Massen zu liefern vermöchten. Hall zeigte darauf, daß schottisches Basaltgestein, in größeren Partien künstlich geschmolzen, zwar bei rascher Abkühlung eine glasige Masse bildet, bei verlangsamter aber ein kristallinisches Gefüge annimmt, und daß sich nach Belieben durch richtige Modifikation der Erstarrung grob- oder feinkörnige kristallinische Massen hervorbringen lassen. Das Charakteristische besteht hier auch darin, daß Hall sich nicht irre machen ließ, als ein geschmolzenes kleines Basaltstückchen in der That zuerst ganz glasig erkaltete. Schon damals wußte man so gut wie heute, daß der kohlensaure Kalk, der Hitze ausgesetzt, seine Kohlensäure verliert, und Huttons Gegner folgerten aus dem Umstande, daß man so oft körnige Kalklager von kristallinischen Gesteinen eingeschlossen findet, die Unmöglichkeit, daß letztere aus dem Feuerfluß hervorgegangen seien. Da trat abermals Hall für ihn ein und bewies, daß der Kalkstein, im geschlossenen Flintenlauf unter dem Druck der entweichenden Kohlensäure außerordentlich stark erhitzt, einen Teil dieses Gases zurückhält und unter diesen veränderten Bedingungen zum zuckerkörnigen kristallinischen Marmor wird.

Es hat mehrere Jahrzehnte nach Hall gewährt, bis wieder mechanisch-geologische Probleme experimentell geprüft wurden. Damals handelte es sich um eine Erscheinung, welche lange Zeit die Beobachter in Aufregung versetzt

Digitized by Google

hatte, um die sogenannte transversale oder falsche Schieferung, welche darin besteht, daß in den mulden- und sattelförmig gebogenen Schichten, namentlich des Thonschiefers und Grauwackenschiefers die Schieferigkeit und Hauptspaltbarkeit nicht mit der ursprünglichen Schichtung zusammenfällt, sondern dieselbe regelmäßig quer durchschneidet. Allerhand mysteriöse Ursachen, polare und elektrische Kräfte, galvanische Ströme, Kristallisationsanstöße wurden von den spekulativen Geologen zur Erklärung angerufen, bis ein bescheidener Praktiker, der Bergmeister Baur in Eschweiler bei Aachen, 1846 des Rätsels Lösung fand: Die in vielen Gebirgen so weitverbreitete falsche Schieferung ist eben das Resultat der Stauung und Zusammenschiebung der Schichten; sie besteht in einer Richtungsveränderung der kleinsten Gesteinsteilchen, welche sich unter dem faltenwerfenden seitlichen Druck senkrecht auf die Direktion des letzteren stellten. Der Engländer Sorby that den gewichtigen Schritt, auf künstlichem Wege die Nachbildung dieser mechanischen Vorgänge zu versuchen, welche er auch bei der mikroskopischen Prüfung der Schieferpräparate mit deutlich lesbaren Zügen als in der That einstmals wirksam gewesen erkannt hatte. Eine plastische Thonmasse, in welche Schüppchen von Eisenglimmer ganz regellos eingeknetet waren, wurde in einem Cylinder einer starken einseitigen Pressung unterworfen, welche zur Folge hatte, daß alle Lamellen innerhalb des Thons sich parallel und rechtwinkelig auf die Druckrichtung anordneten.

Reiner hat in der Folge das mechanische Gebiet eingehender und erfolgreicher bearbeitet als A. Daubrée, vormals Professor an der Straßburger Fakultät, dann Direktor der Pariser Ecole des mines und oberster Generalinspektor des französischen Bergwesens. Seine während vierzig Jahren mit großem Scharfblick ersonnenen und mit bewundernswerter Konsequenz durchgeführten experimentellen Untersuchungen beziehen sich auf die Entstehung der Geschiebe, des Sandes und Schlammes, den Transport dieses Detritus durch die Wasserläufe, die Bedeckung der Gesteine mit Schrammen zur Erklärung der glacialen Wirkungen, auf die Schichtenbiegungen, auf die Zerreißungsspalten in der Erdkruste mit Rücksicht auf ihre Richtung und Verteilung, auf die Torsionserscheinungen, die Ausbildung der Schieferung und die Verzerrung der Versteinerungen durch Druck, nicht minder auch auf die großen Strukturzüge der Gebirgsketten. Diesem wahrhaft hochverdienten Manne verdanken wir auch das große zusammenhängende Werk „Etudes synthétiques de géologie experimentale. Paris 1879.“ In neuester Zeit sind Daubrées Versuche durch Ed. Reyer in Wien fortgesetzt worden, welcher sich den mechanischen Problemen der Gebirgsbildung zuwandte und mit geeignetem, plastischem oder leichtbrüchigem Material den verschieden gearteten Faltenwurf, die Antiklinalaufbrüche, Klemmfalten, Ausquetschungen, Abschnürungen, Ueberschiebungen und Wechsel, wie sie die Gebirgsprofile zum Beispiel der Alpen im großen darbieten, im kleinsten Maßstab und mit überraschend getreuer Wiederkehr des Details nachahmte.

Die unter anderem in den Nagelflue-Konglomeraten des Rigi so deutlich vorliegende Erscheinung, daß ein eiförmiges oder rundliches Kalksteingerölle in

Digitized by Google

dem benachbarten einen oft tiefen Eindruck erzeugt hat, gilt jetzt allgemein als die Wirkung des Gebirgsdrucks, welcher durch die lösende Kraft kohlensäurehaltigen Gewässers unterstützt wurde. Diese Erklärung gewann zuerst Berechtigung durch G. Bischofs Versuch, bei welchem eine auf einer Marmorplatte aufruhende und oben belastete Quarzkugel auf dieser Platte in kurzer Zeit einen Eindruck hervorbrachte, nachdem sie mit Wasser begossen wurde, dem einige Tropfen Salzsäure zugesetzt waren. In ähnlicher Weise ließ Daubrée auf zwei aneinanderliegende Kalksteinkugeln eine schwach angesäuerte Flüssigkeit langsam herabtropfen, diese zog sich durch die Kapillarität immer vorzugsweise nach den Berührungsstellen und griff lediglich hier eine von den Kugeln in derart größerem Maße an, daß die andere allmälich in ihr eine Vertiefung hervorrief.

Ein äußerst gelungener Versuch, vor den Augen des Beschauers das Abbild eines Miniaturvulkans erstehen zu lassen, ist 1870 von F. v. Hochstetter ausgegangen. Der bei der Sodafabrikation als Rückstand gewonnene Schwefel ist mit heißen Wasserdämpfen gesättigt, welche bei der Abkühlung des Schwefels durch ihr Entweichen kleine aufeinanderfolgende Schwefeleruptionen hervorbringen. Hilft man etwas nach, so baut sich durch das Ueberfließen der stromähnlichen Ergüsse ein kleiner flacher Kegel allmälich auf, der durch dasselbe Agens wie ein vulkanischer Berg entstand und auch in seinem inneren Gefüge ganz einem Vulkan entspricht. Später (1892) hat sich Ed. Reyer ebenfalls mit der Nachahmung der vulkanischen und massigen Eruptionen, der Quellkuppen, Intrusivlager, Gänge und Deckenergüsse mit manchem Erfolg beschäftigt.

Bei den großartigen vulkanischen Erscheinungen gewahren wir, wie fortwährend enorme Massen von Wasser im Zustande des Dampfes sich aus der Tiefe entbinden. Da es nun wahrscheinlich ist, daß dieser unaufhörliche Verbrauch wenigstens teilweise wieder durch eine von der Oberfläche ausgehende Speisung ersetzt wird, welche nicht durch klaffende Klüfte und Spalten ihren Weg nehmen kann, indem dann das Wasser durch diese immer wieder in Dampfesform seinen Rückweg nehmen müßte, so erhebt sich die Frage, wie das oberflächliche Wasser durch die vorhandenen feinsten Poren, durch die mikroskopischen Haarspältchen der Gesteine in das Erdinnere zu dringen vermag, da doch von unten ein gewisser und beträchtlicher Gegendruck ausgeübt wird. Fußend auf den geistvollen Versuchen von Jamin hat abermals Daubrée durch einen einfachen Apparat diese Möglichkeit erwiesen. Steht Wasser oberhalb einer Sandsteinplatte, welche sich in einem Blechkasten befindet, so sammelt sich dasselbe, nachdem der Kasten stark erhitzt wird, in der That mit Schnelligkeit unterhalb der Platte als Dampf an: es sickert von oben her durch die Poren des Steins vermöge der Kapillarkraft, der raschen Verdampfung, sowie der schnellen Abtrocknung der heißen Gesteinswand und speist ununterbrochen den unteren Dampfraum.

Bei dieser Gelegenheit muß auch der wichtigen Versuche von Robert Bunsen (1847) und Müller gedacht werden, durch welche der Mechanismus der intermittirenden heißen Springquellen, das erhabene und großartige Spiel der Geysir, eine überraschend einfache Erklärung erhielt, indem der Sitz der die Wassermassen

Digitized by Google

emporschleudernden Kraft nicht wie früher in unterirdischen, abwechselnd dampferfüllten Höhlungen, sondern nur in dem Geysirrohre selbst gesucht wurde. Für geophysikalische Vorstellungen sehr bedeutungsvoll sind Gustav Bischofs Experimente über die Abkühlungsgesetze großer Kugeln von geschmolzenem Basalt: die Messungen ergaben, daß die Temperatur mit der Tiefe fortwährend zunimmt, daß aber andererseits die Progression der Wärmezunahme mit der Tiefe fortwährend abnimmt. Indem dies durchaus dieselbe Erscheinung ist, welche an unserem Erdkörper durch genaue Temperaturbestimmungen in tiefen Bergwerken, in Bohrlöchern und artesischen Brunnen festgestellt wurde, gilt diese schlagende Uebereinstimmung der innerlichen Wärmeverteilung in Bischofs geschmolzener erstarrender Basaltkugel selbstverständlich denjenigen als hochwichtiges Argument für die Richtigkeit ihrer Theorie, welche den einstmals feuerflüssigen Zustand unseres Planeten behaupten.

Diese Beispiele mögen genügen, um Absicht und Ausführung der auf das Studium mechanischer und ähnlicher Aktionen angewandten experimentellen Methoden zu charakterisiren, welche hin und wieder helle Streiflichter auf manche Kapitel der Wissenschaft werfen. Die Geologie hat es aber nicht nur mit großen, so deutlich vor Augen tretenden und stellenweise noch immer unliebsam fühlbar werdenden Mächten, sondern auch mit den mehr in der Stille wirkenden physikalisch-chemischen Vorgängen innerhalb der Erdkruste zu thun. Im vollen Gegensatz zum ersten Drittel dieses Jahrhunderts, welches bei den geologischen Forschungen die Lehren der Chemie entbehren zu können glaubte, ja in überlegenem Selbstgefallen die abenteuerlichsten Prozesse als möglich oder obwaltend annahm, haben in den letzten vierzig Jahren — dank insbesondere den unermüdlichen Untersuchungen und ernsten Mahnrufen von Bischof, den scharfsinnigen Anregungen von Bunsen — die chemischen Arbeiten immer größeren Einfluß auf die Behandlung geologischer Probleme, auf unsere Anschauungen über die Ausbildung und Umbildung der Steinmaterialien geübt. Es ist von vornherein klar, daß man der Frage nach der speziellen Entstehung der Mineralien im Erdenschoß um ein gutes Teil näher rückt, wenn es gelingt, dieselben auf künstlichem Wege in übereinstimmenden Gestalten dadurch zu erzeugen, daß entweder die Elemente direkt oder indirekt synthetisch zu einer Verbindung zusammengefügt oder andererseits die Bedingungen erfüllt werden, unter denen eine bereits existirende oder präbisponirte Verbindung feste Kristallform anzunehmen bestrebt ist. Doch leuchtet es ebenso ein, daß die Darstellung einer kristallisirten Substanz künstlich sehr wohl nach einer bestimmten Methode erfolgen kann, ohne daß dieselbe nun in der Natur auf genau demselben Wege entstanden zu sein braucht.

Kristallisirte Mineralien werden in der Natur erfahrungsgemäß auf dreierlei verschiedene Weise gebildet, nämlich durch Ausscheidung aus nassen Lösungen, durch Sublimation aus Gasen und Dämpfen, sowie endlich durch Festwerdung aus dem Schmelzfluß, und diese drei Hauptwege, samt den einzelnen Modifikationen, deren sie fähig sind, hat auch der Versuch erfolgreich beschritten. Ein besonders weiverbreiteter Vorgang scheint die Mineralbildung durch gegen-

Digitized by Google

seitige Zersetzung wässeriger Solutionen zu sein, wobei die Schönheit und Größe der natürlichen Kristalle auf die Annahme einer sehr starken Verdünnung der Solutionen und einer sehr langen Wachstumsdauer führt. Da die Flüssigkeiten, welche so im Laboratorium zur Gewinnung von Niederschlägen verwendet werden, allzu stürmisch auf einander zu reagiren pflegen und die Präzipitate nur als unscheinbare Pulver ausfallen, so hat man sehr glücklich und richtig darnach getrachtet, durch ganz allmähliche Diffusion die Einwirkung künstlich zu verlangsamen, und so in Bechergläsern Kristalle erzeugt, die an Umfang, Flächenreichtum und Glanz den natürlichen nicht nachstehen. In geologischer Hinsicht sind diese Versuchsergebnisse vor allem bedeutungsvoll für das Verständnis von der Bildung der Erzgänge. Weist eine große Zahl wohlerforschter Beziehungen darauf hin, daß es eine nasse Thätigkeit gewesen ist, welche hier ehemalige Spalten mit metallischen und nicht metallischen Mineralien erfüllte, so ist es in sehr befriedigender Weise, insbesondere durch Sénarmont gelungen, weitaus die Mehrzahl solcher Substanzen aus wässerigen Flüssigkeiten, ohne übermäßige Komplikation, bloß mit Hilfe von Kohlensäure, von Karbonaten, Schwefelwasserstoff und Schwefelalkalien in der That fest und kristallisirt herzustellen, die Hauptvertreter der Schwefelmetalle, kohlensaure, schwefelsaure, phosphorsaure Salze von Eisen, Kupfer, Blei, ferner Flußspat, Quarz, Schwerspat, Kalkspat und andere Gangmassen. Bei der künstlichen Mineralnachahmung auf dem Wege der Sublimation wiederholen sich ganz analoge Vorgänge, und wenn einerseits die Beobachtung an Lavaergüssen und Hüttenschlacken lehrt, daß eine große Menge von Mineralien, vorwiegend Silikate, fähig ist, auch aus dem Schmelzfluß heraus ihre Individualisirung zu gewinnen, so ist es andererseits sehr vielfach, zuerst durch Mitscherlich, geglückt, dieselben durch absichtliches Zusammenschmelzen ihrer betreffenden Bestandteile aus dem homogenen Glutfluß schön kristallisirt zu erzielen, zum Beispiel Feldspat, Augit, Leucit, Nephelin, Granat, mit allen Details der für die natürlichen Gebilde charakteristischen, mikroskopischen Struktur, ihrer etwaigen Zwillingsbildungen und dergleichen. Auf sehr verschiedenen künstlichen Wegen, die hier nicht im speziellen erörtert werden können, hat man so auch Quarz, Tridymit, Sodalith, Wollastonit, Glimmer, Olivin, Cordierit, Korund, Apatit erzeugt, während es bis jetzt zum Beispiel noch nicht gelungen ist, den Andalusit, Disthen, Zoisit, Epidot, Orthit, Turmalin weder auf die eine noch auf die andere Weise nachzubilden.

Wie belangreich aber auch diese Versuche für die Beurteilung der Mineralgenese sind, der Geologie liegt weniger das Studium der einzelnen Mineralindividuen, als vielmehr das ihrer gesetzmäßigen Aggregate, das der Gesteine und Felsarten ob. Unter ihnen nehmen die gemengten kristallinisch-massigen und -schiefrigen Gesteine, wie in jeder anderen, so auch in genetischer Hinsicht das größte Interesse in Anspruch, mehr als Kalkstein oder Sandstein oder Thon, und an sie, den alten Lieblingstummelplatz unbegründeter und begründeter Spekulation, hat sich auch mit einigem Erfolg das Experiment gewandt. Zur Korrektur irriger Vorstellungen trug namentlich der von Bunsen glänzend gelieferte Nach-

Digitized by Google

weis bei, daß in einem Gemisch verschiedener chemischen Verbindungen, wie es der homogene Glutfluß der Eruptivgesteine darstellt, der Erstarrungspunkt einer einzelnen Verbindung keineswegs dem Schmelzpunkt derselben entspricht. Für die Auffassung der magmatischen Vorgeschichte eines Eruptivgesteines, für die Erkenntnis der Beziehungen, welche die Reihenfolge in der Auskristallisirung seiner verschiedenen Gemengteile beherrschen und die spezielle Ausbildung der makro- oder mikroskopischen Struktur bedingen, liegen nur spärliche durch den Versuch gewonnene Anhaltspunkte vor. Glücklichen Forschungen auf diesem dunklen Gebiete wird verdienter Beifall zu teil werden.

Wenn die von James Hall 1798 angestellten Versuche über die Kristallisation aus dem Schmelzfluß erst nach acht Dezennien wieder mit Erfolg aufgenommen wurden, so scheint dies namentlich daran zu liegen, daß — abgesehen von der langen Zeit unseres Jahrhunderts, in welcher der Sinn geologischer Forscher überhaupt nicht auf solche Gebiete gerichtet war — sich unter dem Eindruck der überaus wichtigen Experimente von Daubrée über die mineralbildende Kraft des überhitzten Wassers sowie der Ausführungen von Delesse und Sorby die Ansicht herausgebildet hatte, daß Wasserdampf auch in vulkanischen Gesteinen eine hervorragende Rolle bei der Entwicklung der kristallinischen Gemengteile spiele. Diesen aber in das mit geschmolzenen Massen operirende Experiment einzuführen, bot technische Schwierigkeiten der allergrößten Art. Da begannen nun im Jahre 1878 auf diesem Felde, welches als unfruchtbar und öde geltend fast gemieden wurde, die für alle Zeit denkwürdigen Versuche von A. Fouqué und Michel Lévy zur „Reproduktion gemengter vulkanischer Gesteine auf dem Wege feuriger Schmelzung und durch verlängerte Behandlung bei einer dem Schmelzpunkt genäherten Temperatur". Dem alten Ruhm der experimentirenden französischen Geologen fügten sie neuen Glanz hinzu, als sie unter Bedingungen, deren Vorhandensein in der Natur nicht bestritten werden kann, sogar ganze typische Gesteinsmassen als Erstarrungsprodukte künstlicher Schmelzmagmen darstellten, Augitandesit, Leucittephrit, Nephelinit, leibhaftigen Basalt mit allen mikroskopischen Gemengteilen und demselben Gefüge wie jene Felsarten, die aus der geheimnisvollen unterirdischen Werkstätte herstammen. Ja die Mineralien entstanden mit genau derselben charakteristischen Struktur und Zwillingsbildung, wie sie von natürlichen Eruptivgesteinen dargeboten werden, und alle diese Resultate wurden vermöge sinnreich modifizirter Behandlung der künstlichen Schmelzflüsse erhalten durch eine einfache trockene Schmelzung ohne Mitwirkung von Wasserdampf oder anderer Gase. Bemerkenswert sind auch die mitgeteilten negativen Resultate der beiden Experimentatoren. Vergeblich haben sie versucht, aus dem Schmelzfluß Gesteine mit Quarz, Orthoklas, Albit, Muscovit, Biotit oder Amphibol zusammen künstlich zu reproduziren, wenn auch viele dieser Mineralien einzeln als solche dargestellt worden sind, und so scheint es, daß die natürlichen, aus diesen Gemengteilen zusammengesetzten Gesteine auf anderem Wege als durch die Erstarrung aus bloßem Schmelzfluß entstanden sind. Granit oder Syenit künstlich nachzunahmen, ist so noch nicht gelungen. Wenn aber die mineralogisch

Digitized by Google

und strukturell petrographischen Gegensätze, welche sich innerhalb einer Reihe von chemisch fast übereinstimmend zusammengesetzten Gesteinen — wie zum Beispiel zwischen Granit, Quarzporphyr und Rhyolith, oder zwischen Diorit, Hornblendeporphyrit und -Andesit — offenbaren, nicht sowohl der Ausdruck eines verschiedenen geologischen Eruptionsalters sind, als vielmehr von der abweichenden Tiefenstufe abhängen, in welcher die einzelnen Magmen zur Erstarrung gelangten, so wird es dereinst vielleicht noch einmal möglich sein, vermittelst einer Modifikation des Druckes und der Wasserdampfdurchtränkung aus einer gegebenen Schmelzmasse die verschiedenen Gesteinstypen hervorgehen zu lassen, deren dieselbe fähig ist. Man ahnt wohl, daß es sich hier in vielen Fällen, namentlich bei der Entstehung kieselsäurereicher Felsarten, um die Mitwirkung der sogenannten Agents minéralisateurs handelt, das heißt von Gasen, welche sich nicht mit den in Berührung kommenden Stoffen verbinden, aber durch ihre Gegenwart die letzteren umformen und zur Kristallisation disponiren. Außer an Wasserdampf wird man dabei in erster Linie an Verbindungen von Fluor, Chlor, Borsäure denken, doch ist die Einführung solcher gasigen Substanzen in das Experiment bis jetzt an den vielseitigen technischen Schwierigkeiten gescheitert. Schließlich verdienen noch Erwähnung die Versuche über die Ausbildung von liquiden und glasigen Einschlüssen in mineralischen Gemengteilen, über die einen großen Teil der natürlichen Vorgänge getreu kopirende Einwirkung geschmolzener Massen auf eingetragene fremde Gesteinsbrocken und Mineralien, diejenigen über die Volumveränderungen beim Uebergang aus dem glutflüssigen in den starren Zustand.

An eine in den letzten Jahrzehnten an sehr verschiedenen Punkten der Erde genau studirte Erscheinung, die Differenzirung eines Eruptivgesteins, hat das Experiment bis jetzt noch nicht herantreten können; sie besteht darin, daß eine umfangreiche Erstarrungsmasse, welche geologisch einen einheitlichen unzerlegbaren Körper darstellt, in sich größere Gegensätze der chemischen Zusammensetzung und damit in Verbindung solche der Mineralführung offenbart, wobei diese Kontraste durch vermittelnde Glieder mit einander verknüpft sind und schon von der anfänglichen Festwerdung herstammen, nicht etwa durch spätere partielle Umwandlungen bedingt wurden. In der Regel spricht sich diese Differenzirung darin aus, daß in dem Zentrum solcher großen Massen eine kieselsäure- und kalireichere, kalk-, natron- und eisenärmere, an der Peripherie dagegen eine kieselsäure- und kaliärmere, kalk-, natron- und eisenreichere Mischung vorliegt, dort Quarz mit Orthoklas, hier ein quarzfreies Gestein mit basischem Plagioklas und viel Eisenerz entstanden ist.

Von manchem Belang für das Verständnis der natürlichen Gesteinsbildung sind die von J. H. L. Vogt in Christiania an künstlichen Schlacken angestellten Versuche, aus denen sich ergibt, daß die Mineralbildung im Schmelzfluß ganz prinzipiell von der chemischen Zusammensetzung der Durchschnittsmasse abhängt, die Mineralien als Produkte der verschiedenen chemischen Affinitätswirkungen der vorherrschenden Bestandteile entstehen, und die verschiedenartigen physischen

Digitized by Google

Bedingungen, welche bei der Bildung der Schlacken möglich sind (zum Beispiel Temperatur, Abkühlungsdauer, Druck), nur einen innerhalb enger Grenzen modifizirenden Einfluß auf die Mineralbildung ausüben, sofern eine gewisse Minimumsgrenze für die Kristallisationszeit nicht überschritten wird. Vom Verhältnis zwischen Kalk und Magnesia in der Schmelze hängt es zum Beispiel ganz allein ab, ob sich dieses oder jenes Mineral bildet, ein Thonerdeüberschuß darin besitzt die merkwürdige Eigenschaft, die Ausscheidung von Silikatmineralien zu verzögern oder ganz zu hemmen.

Abgesehen von der Entstehungsgeschichte der eruptiven Gesteine hat sich das Experiment auch einigermaßen den die geschichteten Sedimentärmassen aufbauenden Materialien, den mechanischen oder chemischen Absätzen aus den Meeren früherer Perioden, zugewandt. Die mechanischen Sedimente erheischten dabei weniger Aufklärung als die chemischen. Von Daubrée und Sorby stammt eine wichtige Thatsache, welche oft gestattet, für eine Sandablagerung zu ermitteln, ob sie ein Absatz aus flutenden Gewässern oder durch Winde zusammengeweht ist: die durch fließendes Wasser fortgeführten kleinen Quarzkörner bleiben alle scharfkantig und eckig, während da, wo Quarzkörner wie im Wüstensand eine gegenseitige direkte Reibung durch den Wind erleiden, eine vollkommene rundliche Abwetzung derselben erfolgt. Wenn die Gipsgebirge so häufig in der Natur erweisen, daß sie ursprünglich aus wasserfreiem schwefelsaurem Kalk (Anhydrit) bestanden und erst durch allmähliche Wasseraufnahme bei gewöhnlicher Temperatur zu Gips geworden sind, so haben Hoppe-Seyler und G. Rose 1871 experimentell gezeigt, daß in höherer Temperatur bei Gegenwart von Wasser oder von Chlornatriumlösung sich umgekehrt Gips zu Anhydrit verändert. Eine große Menge von Versuchen, zum Teil mit unbefriedigendem Ergebnis, hat im Laufe der Zeit die Frage nach der Entstehung der so weit verbreiteten Dolomitmassen hervorgerufen. Ist es auch gar nicht zu bezweifeln, daß dieses Doppelkarbonat von Kalk und Magnesia ebenso gut wie das Kalkkarbonat allein sich direkt als solches aus einer wässerigen Lösung absetzen kann, so ist es doch bis jetzt noch nicht sicher gelungen, dies künstlich herbeizuführen, indem aus einer Lösung von Kalk- und Magnesiakarbonat in kohlensäurehaltigem Wasser sich beim Verdunsten der Kohlensäure beide Karbonate gerade getrennt abscheiden und zwar der kohlensaure Kalk zuerst. Hier entsteht also eben nicht die Verbindung Dolomit als solche, sondern ein Gemenge seiner Bestandteile. Auch viele Versuche, den Dolomit aus Kalkstein entstehen zu lassen, welchem auf die eine oder andere Weise, sei es als wässerige Lösung oder in großer Hitze, eine Magnesiumverbindung zugeführt wurde, sind fehlgeschlagen.

Wie dem Mineralogen über die pathologischen Umwandlungsprozesse, welchen ein Kristallindividuum zum Opfer fällt, jetzt schon eine außerordentliche Fülle von experimentellen Erfahrungen zur Seite steht, so darf auch der Geologe auf manche Erprobungen betreffs der Alterationen, die sich an seinen größeren zusammenhängenden Massen vollziehen, zurückblicken. Mit dem Namen Metamorphismus pflegt man den Komplex derjenigen typischen Veränderungen an den Felsgesteinen und in den Gebirgsmassen zu begreifen, durch welche deren

Digitized by Google

Gefüge und Zusammensetzung einen wesentlich neuen und von dem ursprünglichen abweichenden petrographischen Charakter gewonnen hat. Eruptivmassen namentlich jüngeren Alters haben so das durchbrochene Nebengestein an der Berührungsstelle oder da, wo abgerissene Bruchstücke des letzteren eingeschlossen wurden, in einen anderen Zustand versetzt, bei welchem die Wirkungen einer hohen Temperatur nicht zweifelhaft sind, und die Erscheinungen dieser kaustischen Kontaktmetamorphose, die prismatische Absonderung von Thonen, Sandsteinen, Kalksteinen, deren Frittung, Verglasung, Verschlackung, die Verkokung von Braunkohlen und Steinkohlen sind Effekte, welche auch in dem künstlichen Versuch an den betreffenden Materialien durch Gluthitze auf ganz übereinstimmende Weise schon früh erzielt werden konnten. Eine andere Art der Kontaktmetamorphose knüpft sich an die Eruption älterer kristallinischer Massengesteine und besteht vorwiegend in einer Umwandlung des gewöhnlichen Thonschiefers in Fleckschiefer, Fruchtschiefer, Knotenschiefer, Chiastolithschiefer, Andalusithornfels und so weiter, und dieser, die granitische Durchbruchsstelle umgürtende Hof von veränderten Schiefern, der an den verschiedensten Punkten der Erde in auffallend übereinstimmender Wiederholung in sich gegliedert ist, verläuft nach außen, unter allmälicher Abnahme der Intensität der Metamorphose, in den gemeinen unveränderten Schiefer. Eingelagerte massige Eruptivgesteine sind, wie man jüngst mehrfach erkannte, unter Verwischung ihrer mineralogischen und strukturellen Charaktere mit in diese großen regionalen Umwandlungsvorgänge hineingezogen worden und haben dabei Produkte geliefert, deren Aussehen die ursprüngliche Entstehungsweise dieser Felsarten nicht oder kaum mehr verrät. Wenn es wahrscheinlich ist, daß bei diesem Kontaktmetamorphismus nicht sowohl trockene Glut wirksam war, als vielmehr das bei der Erstarrung des Eruptivgesteins aus diesem ausgeschiedene überheiße Wasser die mineralischen und strukturellen Veränderungen des Nebengesteins hervorbrachte, so darf man mit Recht in den berühmten Experimenten, welche Daubrée über die mineralbildende Kraft des überhitzten Wassers anstellte, Vorgänge erblicken, die eine gewisse Aehnlichkeit mit den natürlichen kontaktmetamorphischen besitzen und wenigstens eine Vorstellung über das Zustandekommen der letzteren gestatten. Verschiedene Substanzen wurden mit geringer Menge von Wasser in ein Glasrohr, dann in ein eisernes Rohr eingeschlossen und mehrere Wochen in der dunklen Rotglut auf der Deckplatte eines Gasretortenofens erhalten. Glas wandelt sich dabei in ein wasserhaltiges Silikat von zeolithischer Natur um, während gleichzeitig unzählige wasserklare Kristalle von Quarz und auch dunkelgrüne von Augit gebildet werden, aus Thon entsteht eine Menge von perlmutterweißen glimmerähnlichen Schüppchen, Tannenholzstückchen verändern sich unter dem Einfluß des überhitzten Wassers in eine anthracitische Substanz. Für eine andere eigentümliche und doch verwandte Aeußerung des Kontaktmetamorphismus, das lokale Erfülltsein der von dem Eruptivgestein durchbrochenen Kalksteine mit vielen fremden Mineralien, wie Granat, Vesuvian, Spinell, Wollastonit, Gehlenit, Skapolith, Pyroxen, ist bis jetzt eine auch nur annähernd experimentelle Nachahmung noch nicht gelungen.

Digitized by Google

Verschieden von diesem lokalen Kontaktmetamorphismus, der sich allemal an das Dasein einer Eruptivmasse bindet, ist der regionale Metamorphismus, welcher nicht auf eine solche wirkende Ursache zurückgeführt werden kann; er äußert sich in dem Auftreten sehr umfangreicher Gebiete von Gneissen, Glimmerschiefern, Phylliten und anderen kristallinischen Schiefern, für welche die begründete Vermutung vorliegt, daß sie in ihrem ursprünglichen Zustande klastische nicht-kristallinische Massen, wie Thonschiefer, Grauwacke und dergleichen dargestellt haben. Die oft, wenn auch nicht stets erfolgte Wahrnehmung, daß die kristallinische Beschaffenheit jener Schiefer in demselben Grade zunimmt wie die Störung ihrer normalen Lagerung, war Veranlassung, hier in der gebirgsbildenden seitlich stauenden und faltenden Kraft die Ursache dieser metamorphischen Gesteinsumwandlungen zu erblicken und die Erwerbung des jetzigen, ihnen vormals nicht eigenen kristallinischen Charakters auf energische Faltung, Stauchung und Pressung sowie auf damit verbundene Gleitung zurückzuführen. Vielfach hat man dabei zur Erklärung des Zusammenhangs zwischen intensiven mechanischen Phänomenen und zwischen den chemisch-mineralogischen Umwandlungen und Neugestaltungen des Stoffs die Versuche von Spring angezogen, welcher den Verlauf chemischer Reaktionen durch hohen Druck, auch ohne Temperaturerhöhung beeinflußt fand. Kupferspäne und grobes Schwefelpulver verbanden sich bei fünftausend Atmosphären Druck zu schwarzem kristallisirtem Kupferglanz (Halbschwefelkupfer), das Kupfer als solches war völlig verschwunden, nur der überschüssige Schwefel fand sich noch körnchenweise verteilt. Eine grobe Mengung von Quecksilberchlorid und Kupferspänen setzte sich bei fünftausend Atmosphären in Kupferchlorid und metallisches Quecksilber um. Doch sind später von Jannettaz und Friedel allerlei Einwendungen gegen die Thatsächlichkeit dieser beschriebenen Wirkungen geäußert worden. Uebrigens würde auf diesem vielbesprochenen Gebiete der Druck sehr viel von der ihm zugeschriebenen Rolle einbüßen, wenn die neuerlichen Vorstellungen richtig sind, daß durch ihn zunächst lediglich eine innerliche Zermalmung des Gesteins bewirkt wird und er an den alsdann einsetzenden eigentlichen Umwandlungsvorgängen seinerseits nicht weiter wesentlich beteiligt ist. Bei dieser Annahme würde der Druck das Gestein bloß in der Weise präpariren, daß alsdann dem durchtränkenden Wasser ganz unzählige Angriffspunkte für die Abspielung der allgemeinen Umwandlungsprozesse geboten und Räume für Neuabsatz beschafft wurden.

Auf manchem dunklen Gebiet, auf dem die bloße Beobachtung für viele Fragen die exakte Antwort schuldig bleibt, harrt noch manch ein wichtiges Problem der experimentellen Lösung. Dennoch ist es schon jetzt auf zahlreichen Wegen dem Forscher vergönnt, sich an Produkten zu erfreuen, die durch eigene Kunst in einer Spanne seines kurzen Lebens erzeugt und doch mit denen durchaus analog sind, welche die Natur in tausend Jahren langsam heranreifen läßt, und das hier Erreichte gibt der Hoffnung Raum, daß fernere Bestrebung andere Rätsel mit nicht minderer Anmut lösen werde.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Philosophie.

Schillers Jugendphilosophie.[1])

Wer von Schiller als Philosophen spricht, denkt in erster Linie an sein Verhältnis zu Immanuel Kant und zu dem von diesem berühmten Denker begründeten transscendentalen Idealismus. Hier ist nun allerdings die Quelle zu suchen nicht nur für die ästhetischen Ideen unseres großen Nationaldichters, wie er sie in seinen theoretischen Abhandlungen in Anlehnung an die Ideen des Königsberger Philosophen entwickelt hat, sondern wesentlich auch für seine hochideale ästhetische Weltanschauung, wie sie in seinen reiferen dramatischen Dichtungen, insbesondere aber auch in seiner ideenreichen Lyrik seiner letzten Lebensperiode ihren Ausdruck gefunden hat. Aber Schiller lernte Kants ästhetisches Hauptwerk, die „Kritik der Urteilskraft", erst 1791 kennen, und doch finden sich in den poetischen und prosaischen Schriften, welche der früheren Periode angehören, ganze philosophische Gedankenkomplexe vor, welche, ohne gerade an Kant zu erinnern, hier und dort doch schon etwas wie eine zusammenhängende philosophische Weltanschauung sichtbar werden lassen. Es müssen daher in der Zeit seiner akademischen Jugendbildung, also vor seinem Eintritt in die Karlsschule (1773) bis zum Antritt seiner Geschichtsprofessur in Jena und seiner näheren Bekanntschaft mit dem Kantianer Reinhold mannigfaltige philosophische Einflüsse auf ihn eingewirkt haben. Man denke hier zum Beispiel nur an die philosophisch-medizinische (man würde heute sagen biologische) Dissertation aus dem Jahre 1780: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", ferner an die „philosophischen Briefe" mit der interessanten Episode: „Theosophie des Julius", welche größtenteils in der „rheinischen Thalia" des Jahres 1785 erschienen sind: dort eine teleologisch-causale Auffassung der organischen Natur, welche vielfach an des großen Physiologen Albrecht v. Hallers Werk „Elementa physiologiae corporis humani" anknüpft, hier eine poetisch-metaphysische Dithyrambe, welche an den phantasievollen und tiefsinnigen Giordano Bruno (ohne daß freilich Schiller dessen Schriften damals schon kannte) lebhaft erinnert. Auf wie grundverschiedene Einwirkungen auf Schillers philosophischen Bildungsgang läßt dieses schließen.

Ueber Schillers Lehrer auf der Karlsschule sind wir zum Teil hinreichend orientirt. Unter den Professoren der Philosophie, die damals hier wirkten, werden zwei Männer genannt, von denen jeder in besonderer Weise auf unsern jungen Schiller einwirkte. Magister Balthaser Haug trug zwar über Logik und Geschichte der Philosophie vor, hatte aber im Grunde genommen eine weniger wissenschaftliche als belletristische Richtung. Er gab neben seiner Lehrthätigkeit zugleich das „Schwäbische Magazin" heraus, und es ist gewiß bemerkenswert, daß er kein Bedenken trug, die ersten Gedichte des jungen Marbacher Inspektorsohnes in seinem Journal zum Abdruck zu bringen. Schillers erstes Gedicht, welches hier (dritter Jahrgang 1776) veröffentlicht wurde, hieß: „Der Abend" — wesentlich eine Nachbildung der Klopstockschen Odenform.

Viel nachhaltiger war indes die philosophische Einwirkung, die ein anderer Lehrer der Karlsschule auf den jungen Schiller ausübte: Friedrich Abel (1751—1829), ein gelehrter Leibnizianer und liebenswürdiger, humaner Mann, an dem Schiller mit unbegrenzter Ver-

[1]) Dieser Artikel ist der letzte, welchen Professor Dr. M. Brasch vor seinem leider am 14. September d. J. erfolgten Ableben geschrieben hat. In weiteren Kreisen wird der Tod des verdienstvollen Gelehrten beklagt, welcher seine letzte Arbeit der Jugendphilosophie unseres unsterblichen großen Dichters widmete.

Die Redaktion.

Digitized by Google

ehrung hing. Er trug hauptsächlich Psychologie auf Leibniz-Wolffischer Grundlage vor, und zwar teilte er seine Wissenschaft im Sinne jener Zeit in einen rationalen und empirischen Teil ein, und wenn er in ersterer Hinsicht das Hauptgewicht auf die Beweise für die Immaterialität und Geistigkeit des menschlichen Seelenprinzips legte, so trat er damit aus den Gepflogenheiten seiner Schule nicht heraus. Aber die höchst anregende Art seines Vortrages, sowie seine überall auf das Ethische hinzielende Tendenz seiner Lehrweise (Abel hatte später auch „Erläuterungen wichtiger Gegenstände aus der philosophischen und christlichen Moral" herausgegeben) mußten das empfängliche und gerade dem sittlich Großen und Erhabenen hinneigende Gemüt des jungen Schiller gefangen nehmen. Unser Dichter hat später seinem Lehrer, der ihn freilich lange überlebt hat, eine dankbare und pietätvolle Verehrung und Freundschaft bewahrt, und selbst der spätere Kantianer Schiller spricht nicht ohne Hochachtung von dem „Gedankenschwung" und der „Herzensreinheit" dieses seines philosophischen Lehrers.

Wie weit ein anderer und berühmterer Leibnizianer, Johann Christoph Schwab, der Vater des Dichters Gustav Schwab, der als Professor der Philosophie seit 1778 an der herzoglichen Akademie wirkte, auf unsern jungen Mediziner Einfluß gewonnen hatte, ist jetzt schwer festzustellen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der scharf polemisirende Ton in den Vorträgen Schwabs, welcher auch später als einer der erbittertsten Gegner der neu auftauchenden Kantischen Richtung bekannt wurde, für Schiller etwas besonderes Fesselndes gehabt haben sollte. Ueberdies muß die innere Anregung seiner Lehrer auf Schiller allmälich um so geringer geworden sein, je mehr dieser, das schwere Joch der eisernen militärischen Disziplin empfindend, sich in sich abschloß, bis jene Katastrophe eintrat, durch welche der einundzwanzigjährige Regimentsmedikus, der bereits zu achtzehn Jahren das kraftgenialste Revolutionsdrama des achtzehnten Jahrhunderts, „Die Räuber", verfaßt hatte, dem unerträglichen Verhältnisse durch die Flucht aus der Anstalt ein gewaltsames Ende bereitete.

Unleugbar hatte Schillers Geist nach der Flucht aus Stuttgart erst die rechten Schwingen erlangt, um ihn zu dem kühnsten Fluge zu befähigen. Seinem Studium waren keine Schranken mehr gesetzt: er konnte lesen, was er wollte, und sich in Schriftsteller vertiefen, die er früher kaum zu nennen wagte. Was Wunder, daß von nun an seine Studien gar sehr in die Breite gingen? Doch bilden neben seinen poetischen Arbeiten und den Hand in Hand damit gehenden geschichtlichen Studien die englischen und französischen Philosophen jener Zeit den Hauptmagnet, zu dem es ihn immer und immer wieder hinzieht. So sind es fast nur historische und philosophische Fragen, die abwechselnd seine Aufmerksamkeit fesseln. Doch ist es noch nicht ein wirklich objektiv-historisches Interesse, welches er für geschichtliche Stoffe empfindet, vielmehr ist es auch hier wesentlich das ethische und ideelle Moment, welches ihn in den Ereignissen und Persönlichkeiten der Weltgeschichte vorzugsweise interessirt. So liest er zum Beispiel mit Vorliebe die Biographien Plutarchs, bei denen ihn die Seelengröße, der Schwung und die Kraft der antiken Staatsmänner und Feldherren anziehen. Es ist das rein und kraftvoll hervortretende „menschliche" Element, um dessentwillen er die Gestalten des klassischen Altertums liebt. Erst später nimmt das Interesse des Dichters für geschichtliche Objekte eine andere Wendung. Abgesehen davon, daß er nicht nur darauf ausgeht, in ihnen Stoffe zu dramatischer Bearbeitung zu suchen, sind es denn wesentlich, wie seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande" beweisen, die großen modernen Prinzipienkämpfe zwischen Staat und Kirche und zwischen Despotie und Volksrepräsentation, die vorwiegend ihn fesseln.

Zu den großen Schriftstellern seiner Zeit, die schon sehr früh dem Denken Schillers eine bestimmte Richtung gegeben haben, gehört unzweifelhaft Jean Jacques Rousseau, dessen Einfluß jedoch weniger nach einer bestimmten philosophischen Seite hin als vielmehr nach der allgemeinen Auffassung von Natur, Menschheit und Geschichte sich bei Schiller geltend machte. Rousseaus sehnsuchtsvolles Naturevangelium, jene Grundidee seiner staatsphilosophischen und Erziehungsschriften, daß es für die Menschheit keine andere Rettung aus

Digitized by Google

der überfeinerten und verderbten Kultur als die Rückkehr zur Natur gebe, sie klingt noch vielfach in Schillers Dichtungen seiner ersten Periode, wie in mancher seiner philosophischen, historischen und ästhetischen Abhandlungen durch. Dieser schneidende Dualismus zwischen Natur und Geschichte gewann dann später in Schillers Geist eine höhere, gewissermaßen metaphysische Bedeutung und verwandelte sich unter dem Einflusse Kants in den ästhetischen Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, einen Gegensatz, der dann seine ganze spätere Dichtung beherrscht.

In der Zeit des Sturmes und Dranges ist das Gefühl nicht nur der einzig berechtigte, sondern auch der höchste und wertvollste Faktor des menschlichen Seelenlebens, und es ist natürlich, daß in einer Epoche, in der hauptsächlich die Jugend das Höchste in Form der Empfindung erstrebte, gleichgiltig, ob der Inhalt des Gefühls Religion, oder Freundschaft, oder Liebe, oder Schönheit, oder Wahrheit, oder Vaterland, oder Menschheit sei, die ernsteren Naturen sehr bald dahin kommen mußten, das höchste Ideal in der sittlichen Empfindung zu suchen. So wurde man auch — Tugendschwärmer — aus dem inneren Drange, einer höchsten natürlichen Empfindung teilhaftig zu werden. Diese Gefühlsströmung, die damals auch durch Deutschland ging, wurde unter anderen auch durch gewisse englische Moralphilosophen jener Zeit, die ihre sittlichen Lehren mit Geschmack und Beredsamkeit vorzutragen wußten, gefördert. Adam Fergusons „Grundsätze der Moralphilosophie", welche der junge Schiller in Garves trefflicher Uebersetzung las, hat auf ihn den nachhaltigsten Einfluß geübt. Mit noch größerem Zauber jedoch erfüllten ihn Lord Shaftesburys Schriften, die in der jungen Seele unseres Dichters jenen „Tugendenthusiasmus" weckten, von welchem die Dichtungen seiner ersten Periode so beredtes Zeugnis geben. Was aber unsern Schiller schon früh zu den Schriften des Lords (er las sie nicht im englischen Original, sondern in der 1779 erschienenen deutschen Uebersetzung) hinzog, war nicht bloß die stilistische und formelle Schönheit, sondern auch ein gewissermaßen persönliches Moment in denselben. Man weiß, daß die anziehende Schwermut, die dem jungen, so früh verstorbenen englischen Aristokraten eigen war, sich auch zum Teil auf seine Werke übertrug und über sie einen elegischen Schatten breitete, durch den der sonnigwarme Optimismus seiner Weltanschauung einigermaßen verdunkelt wurde. Neben diesem persönlichen Element war es der überall durchleuchtende Begriff der moralischen Schönheit, welcher in hohem Grade Schiller anzog. Dieser Grundbegriff der Ethik Shaftesburys, begründet auf der Lehre von der Harmonie der Neigungen, kehrt überall in den Abhandlungen und Gesprächen, die Shaftesbury so kunstvoll zu gestalten vermochte, wieder. Die moralische Güte gefällt dem Herzen, wie die leibliche Schönheit den Sinnen schmeichelt. Aber die Geschmacksurteile des Herzens sind ebenso kategorisch, weil auf den psychologischen Gesetzen der Seele fußend, wie die ästhetischen Urteile der Sinne, die auf den harmonischen Linien und Verhältnissen der körperlichen Formen beruhen. So sehr dünkt ihm aber diese Lehre von der sittlichen Schönheit Kern und Mittelpunkt aller Moralphilosophie, daß er sie zum Ziele aller öffentlichen und privaten Erziehung erheben möchte. Alle Pädagogik müsse darauf ausgehen, die von Natur so verschiedene sittliche Empfänglichkeit zu bilden und zu verfeinern, und Shaftesbury gibt auch in seinem Kodex der Sittenschönheit, insbesondere in seinem anziehenden „Inquiry concerning virtue and merit" mancherlei Regeln und Methoden an, durch deren Befolgung er glaubt, daß die Herzen sich allmälich an der sittlichen Schönheit entflammen könnten. So, hofft er, wird sich bald jene „Virtuosität in der moralischen Empfindung" herausbilden, die das Herz befähigt, der Gesellschaft gegenüber billig und gerecht zu sein, einem Kunstkenner gleich, „der in einer Gemäldegalerie jeden kühnen Meisterzug mit Bewunderung ansieht, jeder sanften Empfindung zulächelt, sich jeder ausgedrückten Leidenschaft ganz überläßt und mit einem Blicke voll Verachtung gegen alles, was die schöne Natur beleidigt, vorübergeht."

Wie vieles erinnert in Schillers ersten philosophischen Arbeiten an den Gedankengang der Shaftesburyschen Ethik! In der „Theosophie des Julius" zum Beispiel, in deren erstem Abschnitt der Satz analysirt wird: „Die Welt ist ein Gedanke Gottes", versucht Schiller in

Digitized by Google

Abschnitt II („Die Idee") den Gedanken durchzuführen, daß alle Geister von der Vervollkommenheit angezogen werden. „Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend," sagt er, „gilt allgemein für ein großes Talent zur Tugend, wie man im Gegenteil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit langsam faßt." Oder wenn Schiller (ebenfalls in Abschnitt II.) ganz im Sinne des Lord Shaftesbury Tugend und Glückseligkeit nicht nur identifizirt, sondern auch die Tugend als das angemessene und harmonische Verhältnis zwischen den egoistischen und den geselligen (wir würden heute sagen „altroistischen") Neigungen definirt. Wie sehr klingt es ferner an die Art des englischen Philosophen an, wenn Schiller die „Liebe" definirt als „eine gegenseitige Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einem augenblicklichen Tausch der Persönlichkeiten, auf einer Verwechslung der Wesen" und dann als Folgerung hinzufügt: „Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt." Es ist bemerkenswert, daß Schiller hier, und zwar auch im Anschluß an Shaftesbury und im Gegensatz zu den namentlich in der französischen Ethik des achtzehnten Jahrhunderts (insbesondere des Helvétius und Diderots) herrschenden Egoitätstheorien, die Wirklichkeit einer völlig uneigennützigen Liebe betont.

Im dritten Abschnitt der Schillerschen „Theosophie", der den Titel führt: „Gott", kommt folgender Satz vor: „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde der göttlichen Substanz, zu unzähligen Graden, Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist gleichsam ein unendlich geteilter Gott. Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, so hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen; aus ihrer Verschmelzung würde wieder ein göttliches Wesen hervorgehen." Dieser Gedanke erinnert freilich nicht mehr an Lord Shaftesbury, der in Bezug auf Metaphysik und Religionsphilosophie über den englischen Deismus des siebenzehnten Jahrhunderts nicht hinausging, sondern an zwei frühere, bedeutendere Denker, an Giordano Bruno und Baruch Spinoza. Es sind freilich pantheistische Anklänge, die uns hier entgegenwehen, und aus dieser wie aus ähnlichen Stellen der „Theosophie" könnte man einen Schluß auf die frühere Bekanntschaft Schillers mit den Schriften des italienischen und jüdischen Philosophen ziehen. Wäre aber ein solcher Schluß gerechtfertigt? Zunächst ist nirgends erwiesen, daß Schiller während seines Aufenthaltes auf der Karlsschule oder später sich ernstlich mit den italienischen respektive lateinischen Werken der genannten beiden Denker beschäftigt habe. Schon die geringe Teilnahme, die man im vorigen Jahrhundert dem Märtyrer von Nola und noch weniger dem philosophischen Einsiedler von Amsterdam erwies, macht eine solche Annahme unwahrscheinlich. In der „Anthologie" (1782) befindet sich allerdings ein Epigramm auf Spinoza, das in die Goedekesche Ausgabe (I. Seite 226) aufgenommen wurde, und dasselbe scheint in der That von Schiller herzurühren. Aber spricht sein Inhalt dafür, daß Schiller die „Ethika" oder den „Tractatus theologicopoliticus" wirklich gekannt hat?

„Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
Sein Wipfel thät die Wolken küssen,
Er liegt am Grund; — warum?
Die Bauern hätten, hör' ich reden,
Sein schönes Holz zum Bau'n vonnöten
Und rissen ihn deswegen um."

Trügen diese Verse nicht die Ueberschrift: „Spinoza", ihr Inhalt würde nicht darauf schließen lassen, daß hier der große holländische Denker gemeint sei.

Aber auch aus inneren Gründen ist es unstatthaft, den jugendlichen Schiller einen „Pantheisten" zu nennen. Aus der eben mitgeteilten Stelle ist es nicht gut möglich, den

Digitized by Google

„Gott" Schillers mit der „Substanz" Spinozas in Parallele zu stellen, noch weniger seine „Natur" etwa mit der „natura naturata" des letzteren zu vergleichen. Schon der Kern- und Grundgedanke des Spinozistischen Pantheismus, die Immanenz der göttlichen Substanz (während Schiller nur einen Uebergang des ideellen Gottesbildes in die Wirklichkeit, also eine Art Transscendenz Gottes und der Welt zeigt), läßt jenen Vergleich als eine bloße gelehrte Spielerei erscheinen, die eine ernstliche, kritische Prüfung nicht erträgt. Will man aber trotz alledem von einem Schillerschen „Pantheismus" sprechen, so darf man nicht vergessen, daß Schiller bei allen seinen philosophischen Anläufen doch wesentlich Dichter war, der sich niemals ganz von der Herrschaft seiner Phantasie und seines Gefühls befreien konnte und — wollte. Sein „Pantheismus" in der „Theosophie" ist in der That nichts anderes als eine aus der Fülle und Glut seines Innern hervorströmende warme Beseelung des Weltalls, sein „Gott" ist weder deistischer Weltregierer noch eine kalte, unpersönliche Substanz, die alle Gestalten und alles Leben der Welt verschlingend in sich aufnimmt, um es wieder ewig neu zu gebären; sein „Gott" ist vielmehr Allempfindung, Allseele oder, wie eine jüngere Schopenhauersche Fraktion es heute nennt, Panpsychismus:

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Harmonie."

Wie nach Herodot die Menschen nach ihrem Ebenbilde sich ihre Götter schufen, so hat auch der junge Poet Schiller seinen überströmenden Liebesenthusiasmus nach außen hin auf einen „Gott" projizirt, der aus unendlichem Mitteilungs- und Liebesbedürfnis eine Welt aus sich heraus schuf:

„Freudlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit."

Sicherlich entbehrt dieser grandiose, kosmische Anthropomorphismus weder der Tiefe, noch der Erhabenheit; aber wer wird — trotz alledem — diese Jugendphantasie unseres Dichters philosophisch ernst nehmen wollen?

Andere haben in der „Theosophie" Anklänge an Leibnizens Monadenlehre und prästabilirte Harmonie heraushören wollen. Hier liegt die Sache nun freilich doch etwas anders. Zunächst waren Schillers Lehrer auf der Karlsschule, wie wir oben bemerkt haben, alle überzeugte Leibnizianer. Dann war ja diese Lehre die herrschende Doktrin des achtzehnten Jahrhunderts: Theologen, Philosophen, Philologen, Juristen und Mediziner bekannten sich zur Leibnizschen Philosophie. Sie wurde an allen Universitäten vorgetragen, ja sie war sogar in die Literatur und Kunst jener Zeit eingedrungen. Die ganze Atmosphäre des Jahrhunderts war angefüllt von ihren Ideen, man atmete sie förmlich. Was Wunder, daß sie auch in die Seele unseres jungen Poeten einen Strahl warf? Ich halte es daher auch hier für müßig, wenn einige übereifrige und allzu scharfsichtige Interpreten detaillirte Spezialuntersuchungen darüber angestellt haben, ob Schiller die Selbständigkeit und Substanzialität der Einzelmonade gegenüber Leibniz behauptet und bewiesen habe, oder welche sonstigen Differenzen zwischen beiden obwalteten.

Von den großen Philosophen des Altertums, Plato und Aristoteles, hatte Schiller während seiner vorkantischen Periode keine unmittelbare, das heißt aus den Quellen ge-

Digitized by Google

schöpfte Kenntnis erlangt. So weit reichte sein Verständnis des Griechischen nicht, um sie in der Ursprache zu lesen. Was er über ihre Philosophie wußte, schöpfte er aus den Kompendien, wie aus der damals vielgelesenen „Historia critica philosophiae“ und besonders aus den überall eingeführten „Institutiones historiae philosophicae“ von Jakob Brucker, dem berühmten Augsburger Schulrektor. Wie weit man aber im „Aus- und Unterlegen“ gehen kann, beweist ein heutiger Schillerinterpret, der den Grundgedanken der Lauralieder auf den reizvollen Liebesmythos im „Phädrus“ und im „Symposion“ des Plato zurückführt und daraus schließt, Schiller müsse diese Dialoge griechisch gelesen haben, da es damals eine lesbare deutsche Uebersetzung derselben noch nicht gegeben habe. Aber was hindert uns, anzunehmen, daß Schiller jenen tiefsinnigen Mythos aus anderen Quellen gelannt habe? Wie wir wissen, wurde auf der Lateinschule zu Ludwigsburg das Griechische kaum so weit gelehrt, daß die Schüler einige Kapitel der Apostelgeschichte im Neuen Testament lesen konnten. Indes hatte Schiller — freilich sehr spät erst — das Griechische thatsächlich erlernt. Denn die Poetik des Aristoteles, auf die er freilich schon durch die Lessingsche Dramaturgie hingeführt worden war, hat er wirklich griechisch gelesen, wie man dies aus einem Briefe an Goethe (vom 5. Mai 1797) ersehen kann. Ob er ferner die Werke Bacons und Carteſius' im Original kannte, dafür hat man nirgends einen Anhalt gefunden, obwohl wir wissen, daß er später viele andere englische und französische Autoren im Original las. Aus einem Briefe an Körner (18. August 1786) ersieht man freilich, daß er John Lockes berühmten „Essay concerning human unterstanding“ damals noch in französischer Uebersetzung studirt hat.

Ich könnte hier noch auf das philosophische Gespräch in Schillers Roman „Der Geisterseher“ (das Gespräch erschien wie der ganze Roman in der „Thalia“ [Heft 4—8] in den Jahren 1788—89), ferner auf das, was man Schillers Geschichtsphilosophie nennt, das heißt seine Ansichten über die im Verlaufe der Weltgeschichte waltenden Ideen, näher eingehen. Allein jenes Gespräch bietet doch gar zu wenig philosophische Ausbeute, während die geschichtlichen Arbeiten, aus denen philosophische Gedanken hervorleuchten, zum Teil schon in seiner späteren Periode, wo er mit Kants Schriften vertraut wurde, fallen.

Aus den vorstehenden Darlegungen über Schillers „Jugendphilosophie“ dürften sich für den Leser wesentlich zwei Punkte ergeben: 1) Hat Schiller trotz mannigfaltiger wissenschaftlicher Einflüsse auf ihn während seiner vorkantischen Periode doch nicht einer bestimmten philosophischen Richtung gehuldigt. Vielmehr sehen wir die verschiedenartigsten und nicht selten widersprechendsten Weltauffassungen sich in ihm kreuzen: es ist ein sich Drängen, eine chaotische Gärung der Meinungen, ohne daß es dem Dichter gelungen wäre, zu einem klaren, einheitlichen Prinzip durchzudringen. 2) Hat die ganze philosophische Schriftstellerei Schillers bis zu dem Zeitpunkte, wo er an das Studium der Kantschen Hauptwerke herantrat, doch etwas Eklektisches, um nicht zu sagen Dilettantisches. Unzweifelhaft war Schiller ein intensives Abstraktionsvermögen, eine scharfe philosophische Denkkraft eigen. Sollte diese aber die rechten Früchte tragen, so mußte er in eine Weltanschauung eintreten, die seine ganze Seele gefangen nahm, und dies war Kants transscendentaler Idealismus. Mit der Berufung Schillers als Professor der Geschichte nach Jena (1789), wo sich damals das Hauptzentrum der Kantschen Philosophie (Reinhold, Schütz, Fichte, Niethammer und andere) zu bilden begann, erhält sein ganzes intellektuelles und in weiterer Linie auch sein dichterisches Leben eine neue und bedeutsame Wendung.

Moritz Brasch.

Digitized by Google

Staats- und Rechtswissenschaft.

Anerbenrecht.

Unter den Allheilmitteln, die der notleidenden Landwirtschaft empfohlen werden, ist eines, das sich bei den verschiedenen Parteien und auch bei der preußischen Regierung großer Beliebtheit erfreut, das Anerbenrecht. Was man damit eigentlich will, darüber haben die wenigsten Anpreiser eine klare Vorstellung. Es dämmert ihnen wohl so etwas von Unteilbarkeit der Bauerngüter und von einer Erbfolgeordnung, wonach ein Kind den Anspruch auf alleinige Erbfolge in das väterliche Bauerngut hat. Aber wie das Ding im einzelnen auszugestalten, ob das Anerbenrecht für alle oder nur für gewisse Bauerngüter einzuführen sei, ob der Anerbe andere Abkömmlinge von der elterlichen Erbschaft ganz ausschließen, oder ob er sie für ihren Erbteil abfinden solle, wie die Abfindung zu bemessen und zu entrichten sei, ob der Anerbe einen Voraus haben solle, ob der Anerbe durch Testament oder Vertrag soll ausgeschlossen werden können — das sind Fragen, denen die große Mehrzahl derjenigen, welche für das Anerbenrecht eintreten, uneinig, wenn nicht meinungslos, gegenübersteht. Das hindert natürlich niemand, das Anerbenrecht als Agitationsmittel zu verwerten. Im Gegenteil, je unklarer ein Begriff ist, desto besser eignet er sich zum Stichwort für die breiten Massen! Wird dann vollends das Anerbenrecht als eine altgermanische Einrichtung hingestellt, die durch das römische Recht dem deutschen Volke entfremdet wurde, so kann ein gewisser Erfolg kaum fehlen.

Um zu Gesetzesvorschlägen Stellung nehmen zu können, dazu ist es vor allem notwendig, die thatsächlichen Verhältnisse genau zu kennen, die durch die neue Rechtsordnung beeinflußt und geändert werden sollen. Die thatsächlichen Verhältnisse, nicht die bestehenden Gesetze! Denn für jeden Kenner unseres Volkslebens ist es von vornherein klar, daß Sitte und rechtsgeschäftliche Verfügung sich nicht selten über die Gesetze hinwegsetzen. Unter gleichartigen Gesetzen können sich die thatsächlichen Verhältnisse verschieden und unter ungleichartigen gleich gestalten.

Ueber die thatsächliche Gestaltung des bäuerlichen Erbrechts wurden schon früher Unterjuchungen angestellt, die in dem trefflichen Werke von A. von Miaskowski, das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung im Deutschen Reiche, verarbeitet wurden. Aber das Material ist lückenhaft. Auf Anregung des Professors L. Brentano wurde nun unter Mitwirkung der bayerischen Regierung eine die sämtlichen rechtsrheinischen Gebiete Bayerns umfassende Enquete angestellt. Sämtliche Amtsgerichte und Notare wurden aufgefordert, über folgende Fragen gutachtlich zu berichten:

a. Ob nach der im Bezirke oder in einzelnen Teilen des Bezirks herrschenden Sitte die dem land- oder forstwirtschaftlichen Betriebe dienenden, mit einem Wohnhause versehenen Güter von einem Erben übernommen werden;

b. ob diese Uebernahme des Gutes durch einen Erben in Uebergabeverträgen und in letztwilligen Verfügungen angeordnet wird, oder ob sie mangels solcher Verträge und Verfügungen bei Auseinandersetzung eines Nachlasses unter Miterben vereinbart zu werden pflegt;

c. ob es hierbei Sitte ist, den Wert des übernommenen Gutes nicht nach dem Verkaufswerte, sondern niedriger, etwa nach dem Ertragswerte in Anschlag zu bringen und außerdem dem Anerben einen Voraus zu gewähren, und ob und in welchem Maße die hiernach den übrigen Erben zu leistende Abfindung hinter dem gesetzlichen Erbteil zurückbleibt;

d. ob die erwähnte Sitte in Abnahme begriffen ist oder nicht.

Ein Schüler Brentanos, Dr. Ludwig Fick, hat das zufolge dieser Enquete eingegangene Material sorgfältig gesichtet und vorzüglich verarbeitet. Geschichtliche Rückblicke begleiten die Darstellung der gegenwärtigen Zustände.

Digitized by Google

Die Schilderung der bäuerlichen Erbfolge ist nach den Rechtsgebieten geordnet. Sie beginnt im Süden mit dem Gebiete des bayerischen Landrechts von 1756.

Dieses Landrecht ist unter den vielen bayerischen Partikularrechten dasjenige, welches den größten Geltungsbereich hat. Es gilt in den sogenannten altbayerischen Provinzen: Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, in einem erheblichen Teile des Kreises Schwaben und Neuburg und in einigen Gegenden von Mittelfranken und Oberfranken; es beherrscht ein Gebiet von etwa 2 100 000 Einwohnern, also etwa die Hälfte des bayerischen Königreichs. Das Gesetzbuch ist im wesentlichen eine Kodifikation des gemeinen Rechts, wie es damals in Bayern gehandhabt wurde. Die Juristen heißen diese Gestaltung den usus modernus pandectarum. Dieses Landrecht reproduzirt die erbrechtlichen Bestimmungen der justinianischen Rechtsbücher. Nur in Bezug auf die Erbfolge in unbewegliche Güter weicht es ab, indem es „dem älteren weltlichen Manneserben, sofern er anders die übrigen Miterben im leidentlichen Anschlage pro rata hinauszuzahlen vermag" den Vorzug gibt. Dieser Satz ist nicht etwa eine Konzession an deutsches Recht, sondern eine im Interesse der Gutsherrschaft oder der Steuerertragsfähigkeit eingeführte Neuerung. Das alte bayerische Recht weiß nichts von Bevorzugung *eines* Kindes. In alter Zeit hatten die Töchter kein Erbrecht; aber lange vor dem Eindringen des römischen Rechts wurden die Töchter den Söhnen gesetzlich gleichgestellt. Erst seit dem Ende des sechzehnten und während des siebenzehnten Jahrhunderts kamen in adeligen Familien — wahrscheinlich im Anschluß an lehenrechtliche Einrichtungen — Majorate in Aufschwung, die aber nicht durch Gesetz, sondern durch Rechtsgeschäfte geschaffen wurden. Für *freie* Bauerngüter bestand in Bayern nirgends ein Anerbenrecht. Aber die wenigsten Güter waren frei, die große Masse stand unter Grundherrschaft; die Bauern waren Grundhörige, das heißt halbfreie Leute, die an die Scholle gebunden waren und dem Gutsherrn hohe Abgaben zu entrichten hatten. Der Gutsherr durfte das Gut dem Hörigen nicht ohne gesetzlichen Grund entziehen, hatte aber auf die Vererbung Einfluß und war daran interessirt, daß das Gut in einer Hand vereinigt bleibe, damit es leistungsfähig sei. Nach einer statistischen Erhebung gab es zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Ober- und Niederbayern zusammen unter 29 807 Höfen nur 1162 freieigene, und unter 115 777 grundbesitzenden Familien nur 7361 nicht grundunterthänige; also waren etwas weniger als 4 Prozent der Höfe und etwa nur 6 Prozent der Familien vollfrei. Ob dabei die Zinsgüter, deren Inhaber freie Leute, aber zinspflichtig waren, den freien Gütern oder den unterthänigen Gütern zugezählt wurden, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls waren in Bayern wie anderwärts zahlreiche ursprünglich freie Zinsleute allmälich auf den Stand der Grundholden oder Hörigen herabgedrückt worden, so daß ihre Güter *in Bezug auf Erbrecht* gleich den grundherrlichen behandelt wurden; denn Adel und Beamte arbeiteten sich seit Jahrhunderten in die Hände, um die Besitzverhältnisse der Bauern zu verschlechtern. Auch die verschiedenen Unterarten der bäuerlichen Leihe wurden planmäßig auf die den Bauern ungünstigste, Herrengunst oder veranleitete Freistift genannt, herabgedrückt.

Diese Verhältnisse wirkten auf die Gestaltung der bäuerlichen Erbfolge. Bei jedem Besitzwechsel wurden gutsherrliche Abgaben (Laudemien) erhoben, und diese Abgaben wurden oft willkürlich gesteigert. Der Grundherr mußte zu allen Erbteilungen und Verlassenschaftsverhandlungen beigezogen werden und gewann Einfluß auf die Erbfolge durch das Recht, ihm mißliebige Personen von der Nachfolge in das Gut auszuschließen.

Die Regel war schon im siebenzehnten Jahrhundert, daß die Bauern nicht bis zu ihrem Lebensende fortwirtschafteten, sondern das Gut bei ihren Lebzeiten einem der Kinder und zwar demjenigen übergaben, welches sich zur Führung der Gutswirtschaft am besten eignete. Kein Gesetz stand der Teilung entgegen; aber der Grundherr, der auch zu solchen Uebergabeverträgen zugezogen werden mußte, pflegte wegen der Lasten und Abgaben, die bei ungeteilter Uebergabe leichter beizutreiben waren, auf dieser zu bestehen. Die Geschwister wurden abgefunden. Damit die Abfindung die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Uebernehmers nicht schmälere, wurden reiche Heiraten von den Uebernehmern angestrebt und von

Digitized by Google

den Gutsherren gerne gesehen. Wer von den Kindern die beste Heirat macht — und sei es auch die Tochter — übernimmt das Gut. Da der Uebernahmspreis bei Bemessung der gutsherrlichen Abgaben zu Grunde gelegt wurde, so war man auf seite der Bauern bestrebt, ihn möglichst klein zu halten. Dadurch floß dem Kinde, das das Gut übernahm, thatsächlich ein Vorteil vor den anderen Kindern zu. Aber wer darin die Anerkennung eines besseren Rechts des „Anerben" auf das elterliche Gut erblicken möchte, der hat von unseren Bauern und ihrer Denkweise keine Idee.

So war es die Gutsherrlichkeit und die daraus entspringende Belastung, die in Altbayern der Teilung der Bauerngüter widerstrebte. Und die oben angeführte Vorschrift des bayerischen Landrechts von 1756 muß als eine Konzession an die auf der großen Mehrheit der Bauerngüter lastende Gutsherrlichkeit angesehen werden; sie gebot, was bis dahin bloßes Herkommen war, und zwar unbestimmt genug, um den Verfügungen der Beteiligten immer noch weiten Spielraum zu lassen.

Uebrigens ist diese Vorschrift nicht lange in Geltung geblieben. Um die Bevölkerungszahl zu heben, wurde seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Zertrümmerung der großen Güter, vorerst noch unter Festhaltung einer Minimalgröße von „ein Achtelgut", gestattet; die Behörden wurden angewiesen, die Zertrümmerung auf jede mögliche Art, namentlich bei der Uebernahme der Güter durch die Kinder, zu befördern. Diesem neuen Streben erlag das landrechtliche Vorzugsrecht des älteren weltlichen Manneserben insoweit, als ein solches Vorzugsrecht gerichtlichen Schutzes nicht mehr teilhaftig wurde.

Das Jahr 1848 brachte für Bayern die Aufhebung der Gutsherrschaft, die Grundholden wurden freie Bauern, der Staat übernahm die Ablösung der Grundlasten, soweit diese nicht ohne Entschädigung aufgehoben wurden. Aber die in dem Volke fest gewurzelte Sitte, die Bauerngüter einem Erben zu billigem Anschlage unter Abfindung der übrigen Abkömmlinge zuzuwenden, blieb bis in die Gegenwart bestehen. Sie ist nach den vorliegenden Berichten auch nicht in Abnahme begriffen. Nur in vereinzelten Gegenden, so zum Beispiel in gewissen Alpengebieten, wo sich die meisten Grundbesitzer mit Hausarbeit, wie Schindelschneiden, Böttcherei, Holzschnitzen, Geigenmachen, oder in Gewerbebetrieben ausgiebig beschäftigen und daher eines größeren Gutes zu ihrer Nahrung nicht bedürfen, findet Realteilung des Grund und Bodens unter die Erbberechtigten statt. Wo sie stattfindet, ist sie durch die Rechtsordnung nicht beeinflußt; vielmehr scheinen wirtschaftliche Beweggründe dazu den Anstoß zu geben.

Durch die mannigfaltigen Rechtsgebiete der bayerischen Provinzen schreitet der Verfasser vom Süden nach dem Norden. Ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten ist nicht möglich und auch nicht notwendig; denn die Ergebnisse sind nicht so verschieden, daß man sie nicht schließlich zusammenfassen könnte. Nur an einzelnen Punkten, die besonderes Interesse erwecken, sei Halt gemacht.

Im Amtsgerichtsbezirke Sonthofen gilt eine im Jahre 1538 vom Bischof von Augsburg kodifizirte Rettenbergische Landesordnung, wonach der jüngste Sohn, eventuell die jüngste Tochter eine Art von Vorkaufsrecht auf Haus und Hofriet haben. Alle anderen liegenden Güter, desgleichen die fahrende Habe und der Kaufschilling des Hauses sollen gleichheitlich geteilt werden. Diese Bestimmungen werden nach den Berichten der Sonthofener Beamten von der ansässigen Bevölkerung nur ganz selten berücksichtigt. Wird von der Kommunhauung (= gemeinschaftlicher Bewirtschaftung) kein Gebrauch gemacht, so wird das Gesamtvermögen beim Tode eines Ehegatten gegen Auszeigung des Vater- oder Muttergutes dem überlebenden Ehegatten und bei dessen Tod einem der Kinder überlassen, welches die übrigen für ihre Erbteile abfindet. Nur in der großen Marktgemeinde Oberstdorf herrscht merkwürdigerweise die lang hergebrachte Sitte, daß nach dem Tode der beiden Eltern das Wohn- und Oekonomiegebäude mit einem zur Ernährung der Familie ausreichenden Teile der Grundstücke einem Kinde überlassen, die übrigen sehr wertvollen Grundstücke dagegen unter die Miterben auf Anrechnung an ihrem Erbteil statt Barabfindung verteilt werden.

Digitized by Google

Das Bamberger Landrecht, kodifizirt 1769, gewährt dem jüngsten Sohne eine Art von Vorrecht auf den häuslichen Ansitz; die Eltern können ihn aber auch einem andern Kinde zuwenden. Verordnungen von 1593, 1716 und 1800 verbieten die Güterzerschlagung. Aber nur in einem Teile des Geltungsbereichs bleiben thatsächlich die Güter im Erbgange ungeteilt, während in einzelnen Gegenden der Rechtsordnung zum Trotz im Erbgang der Hof als wirtschaftliche Einheit untergeht und die einzelnen Grundstücke als selbständige Wertobjekte behandelt werden, die man nach der Kinderzahl frei unter die Erben verteilt; ja man geht so weit, daß man die besten Grundstücke in natura zerteilt.

Die Gründe liegen teils in landwirtschaftlichen Verhältnissen, teils in dem Umstande, daß die grundbesitzende Bevölkerung neben der Landwirtschaft eine beträchtliche Hausindustrie betreibt. In der Nähe Bambergs werden Gemüse und Handelsgewächse durchweg auf kleineren Flächen angebaut. Die intensive Kleinkultur hat zur Folge, daß nur eine verhältnismäßig kleine Fläche zum Unterhalt der Familie nötig ist. Es ist klar, daß dadurch die Realteilung befördert wird. Im Bezirk Ebermannstadt gilt teils Bayreuther, teils Bamberger Recht. In den 16 Ortschaften, wo Bayreuther Recht gilt, welches die Teilung begünstigt, werden die Güter ungeteilt übernommen. In den übrigen 55 Ortschaften gilt Bamberger Recht; in 34 Ortschaften wird ungeteilt übernommen, in 21 mit größerer Bevölkerungszahl wird geteilt. Die Ortschaften mit ungeteilter Uebernahme liegen auf der Höhe der sogenannten fränkischen Schweiz, die Ortschaften mit Realteilung liegen in und an den Thälern. Jene haben schlechteren Boden als diese. Anderwärts, so im oberen Mainthal und in den Gegenden des Frankenwaldes, hat sich die Realteilung erst im letzten Menschenalter unter dem Einflusse der Industrie herausgestellt. Wo der Schwerpunkt der Wirtschaft nicht im Feldbau, sondern in industrieller Beschäftigung liegt, da werden die Grundstücke zerschlagen, jedes Kind erhält seinen Anteil.

In einem großen, etwa 450000 Seelen umfassenden Gebiete des nordwestlichen Bayern gilt Würzburger Landrecht. Das im Jahre 1618 aufgezeichnete Landrecht stellt alle Abkömmlinge im Erbrechte völlig gleich. Nur auf Mannslehen haben Töchter kein Erbrecht. Für das bäuerliche Erbrecht sind Mannslehen jedoch bedeutungslos. Die Bauerngüter waren keine Manns-, sondern zum größten Teil Zinslehen. Die Zinslehen aber werden unter den Söhnen und Töchtern gleich geteilt. Bischöfliche Verordnungen suchten zwar zu verschiedenen Zeiten die allzu große Zersplitterung der Güter zu verhüten; aber wo die Realteilung einmal üblich war, kümmerte man sich um diese Verordnungen wenig und teilte ruhig weiter.

Unterfranken und insbesondere das Gebiet des Würzburger Landrechts ist bekannt als das Gebiet, wo die Realteilung vorherrscht und wo infolge dessen der Grundbesitz stärker als in irgend einem andern Teile des Königreichs Bayern, vielleicht stärker als irgendwo in Deutschland, zersplittert ist. Die fortgesetzte Realteilung bewirkte, daß das geschlossene Bauerngut fast ganz verschwindet. Ein nur durch den gegenwärtigen Besitzer zusammengehaltener Komplex von walzenden Grundstücken, oft von minimalem Flächeninhalt, bildet die Regel.

Um so merkwürdiger ist es, daß sich auch in diesem Rechtsgebiete zusammenhängende Landstriche mit ungeteilter Gutsübergabe vorfinden. Als solche Landstriche kommen im Osten Unterfrankens die Bezirke Bannach, Ebern, Eltmann, Haßfurt, Schweinfurt, Gerolzhofen, im Süden Aub und Ochsenfurt, im Norden Teile von Gemünden, Brückenau, Hammelburg in Betracht.

Da sich bei vollkommener Gleichheit des Rechts eine solche Verschiedenheit der thatsächlichen Uebung herausstellt, so fragt es sich: Was ist der Grund dieser Erscheinung?

Diese Frage läßt sich nun hier nicht überall mit voller Sicherheit beantworten. Sehr wahrscheinlich ist, daß wirtschaftliche Rücksichten dabei die erste Rolle spielen. Wo intensiver Weinbau vorherrscht, da findet sich fast ausnahmslos die Realteilung, während in den nur Getreide bauenden Gegenden die Güter mehr zusammengehalten werden. Wo der

Digitized by Google

Grundbesitz schon stark zersplittert und der Durchschnitt der in einer Hand befindlichen Bodenfläche wenige Hektare beträgt, da wird weiter geteilt und weiter zerschlagen, während in Gegenden und Dörfern, wo der Durchschnitt der auf einen Grundbesitzer fallenden Bodenfläche größer ist, die Neigung zur ungeteilten Vererbung besteht. Aber nicht alle thatsächlichen Vorkommnisse lassen sich aus wirtschaftlichen Gründen erklären. Gerade in Unterfranken weisen manchmal benachbarte Dörfer mit wesentlich gleichen Boden- und Kulturverhältnissen Verschiedenheit in der bäuerlichen Erbfolge auf, für die äußere Gründe nicht aufzufinden sind. Möglich, daß da der unberechenbare Faktor der Familientradition hereinspielt. Der deutsche Bauer hält (Gott sei Dank!) zähe an der Art und Weise fest, die er bei seinen Vorfahren gesehen hat. Auch hinsichtlich der Teilung oder ungeteilten Uebernahme des Grundbesitzes wird er es im Zweifel ebenso machen, wie sein Vater und sein Großvater es gemacht haben, aus keinem andern Grunde, als weil sie es so gemacht haben.

*

Als Ergebnisse der lehrreichen Untersuchungen können wir etwa folgendes einheimsen: Seit in Deutschland Individualeigentum an Grund und Boden im Gegensatze zu dem Gesamteigentum der Familie anerkannt ist, — und das ist längst vor der Rezeption des römischen Rechts geschehen — standen rechtliche Hindernisse der Teilung der freien Bauerngüter nicht im Wege; es ist ein Irrtum, die Teilbarkeit als Folge der Rezeption des römischen Rechts zu betrachten. Ebenso irrtümlich ist die oft gehörte Behauptung, daß erst das römische Recht die Abkömmlinge im Erbrecht gleichgestellt und durch diese Gleichstellung die wirtschaftliche Existenz des Bauernstandes untergraben habe. Längst vor der Rezeption des fremden Rechts waren die Kinder und Kindeskinder, die Söhne und die Töchter zu gleichen Stammesteilen erbberechtigt. Daß es nicht immer zur Teilung kam, ist sicher. Dies hatte aber seinen Grund in besonderen, weniger juristischen als wirtschaftlichen Rücksichten. Oft hausten die nicht ausgeheirateten Abkömmlinge gemeinsam fort, in der Hausgemeinschaft war der Aelteste naturgemäß der Vorstand.

Rechtliche Unteilbarkeit der Bauerngüter und Bevorzugung des Uebernehmers durch niedrigen Anschlag ist in Bayern einzig und allein auf grundherrliche Einflüsse zurückzuführen. Dem Grundherrn war es bequemer, wenn er auf jedem Hofe nur mit einem Unterthanen zu thun hatte, als wenn er mehrere kleine Bauern unter sich hatte. Die Abgaben waren leichter beizutreiben, wenn einer für das Ganze, als wenn drei oder vier für ein Drittel oder ein Viertel hafteten. Es lag also im Interesse der Gutsherren, dafür zu sorgen, daß die Güter ungeteilt übernommen, und daß die Uebernehmer nicht durch hohe Abfindung der Miterben geschwächt würden; daß die auf diese Weise geschaffene Unteilbarkeit der unfreien Bauerngüter auf die freien übertragen würde, darf bei der verschwindend kleinen Zahl der freien Güter nicht Wunder nehmen.

Auch die Veranlagung der von den Landesherren von freien und unfreien Bauerngütern erhobenen Steuern trug, da sie nach dem Hoffuße erfolgte, dazu bei, die Höfe als geschlossene Güterkomplexe zu behandeln, und beförderte dadurch die ungeteilte Uebernahme.

Nicht überall — so zum Beispiel nicht im Gebiete des Würzburger Landrechts — hat die grundherrliche Gewalt ausgereicht, die Realteilung ganz zu unterdrücken. Wo sie aber einmal beseitigt war, da blieb auch nach Aufhebung der Grundherrlichkeit die ungeteilte Gutsübernahme nach dem Gesetze der Beharrlichkeit im Schwange, um so mehr, als sie meist mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Bauern harmonirte. Wo dies nicht der Fall ist, zeigen sich Abweichungen nach der Realteilung hin.

Die materielle Lage der Bevölkerung scheint nach den von Fick gepflogenen Erhebungen von der thatsächlichen Handhabung der Erbfolge nicht wesentlich beeinflußt zu werden. Die Erträgnisse des Grund und Bodens sind in den Gegenden mit Realteilung etwas höher als in den Gegenden mit ungeteilter Uebernahme; aber dieser Unterschied kann auch mit der besseren Bodenqualität zusammenhängen. Ueber schlechte Zeiten klagen die Bauern hier wie

Digitized by Google

dort. Auch die Verschuldung scheint ziemlich gleich zu sein. Die für andere Länder aufgestellte Behauptung, daß die Gegenden mit Realteilung weniger verschuldet seien als die mit ungeteilter Uebernahme, indem die meisten Schulden durch Abfindung der Miterben entständen, ist für Bayern mindestens nicht erweisbar; allerdings fehlt eine genaue Verschuldungsstatistik.

In Zusammenhang mit der verschiedenen Erbfolge wird dagegen wohl die größere Zahl der unehelichen Geburten stehen, die sich in den Gegenden mit ungeteilter Gutsübernahme im Vergleich mit Gegenden mit Realteilung ergibt. Es liegt auf der Hand, daß bei ungeteilter Uebernahme die Gründung eines eigenen Haushalts und daher die Verehelichung schwerer ist als bei Realteilung der Güter.

Das wichtigste Ergebnis aber besteht in der Erkenntnis, daß das Gesetzesrecht auf die thatsächliche Gestaltung der bäuerlichen Erbfolge einen äußerst geringen Einfluß hat. Vollständig unbekümmert um das, was das Gesetz vorschreibt, ordnet die bäuerliche Bevölkerung, sei es durch Uebergabvertrag, sei es durch Abmachungen der Miterben, das Schicksal ihres Grundbesitzes nach altem Herkommen und nach wirtschaftlichen Bedürfnissen. Wo Herkommen und wirtschaftliches Bedürfnis nicht mit der Rechtsordnung zusammentrifft, setzt man sich einfach über diese hinweg.

Und was ist die Lehre für die Gesetzgeber?

Daß man mit künstlicher Anpflanzung des sogenannten Anerbenrechts da, wo es nicht thatsächlich bereits besteht, nichts ausrichten kann, und daß es da, wo es thatsächlich besteht, keines Gesetzes bedarf, um es zu hegen.

Darüber stimmen auch alle bayerischen Amtsgerichte und Notare, die sich über Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit einer gesetzgeberischen Regelung geäußert haben mit einer für Juristen ganz auffälligen Einhelligkeit überein, daß ein gesetzgeberischer Eingriff weder zu wünschen wäre noch Erfolg verspräche.

Lothar Seuffert.

Literarische Revue.

Von

Theodor von Sosnosky.

Inhalt: „Die Hauptmannsfrau" von Josef Lauff. — „Halbe Unschuld", — „Pariserinnen" von Marcel Prévost. — „Asche" von Fernand Vandérem. — „Alltagsmenschen" von Carry Brachvogel. — „Heinrich Emanuel" von Mathieu Schwann. — „Vom gastfreien Herrn Pastor" von Otto Erich Hartleben. — „Die Tugendhafte" von Hans Land.

Die Hauptmannsfrau, Roman von Josef Lauff (Berlin, Köln, Leipzig, A. Ahn). An und für sich ist es ja gewiß nur lobenswert, wenn ein Autor bestrebt ist, die Leser seines Buches ganz in das Milieu zu versetzen, in dem sich dessen Begebnisse abspielen, bei historischen Romanen also vor allem in die entsprechenden Zeitverhältnisse. Wenn ein Schriftsteller aber nicht nur die Personen seines Buches so sprechen läßt, wie man zur Zeit der Handlung gesprochen hat, sondern sich bemüßigt fühlt, auch sich selbst so auszudrücken, so ist das eine arge Geschmacklosigkeit. Es soll vielleicht eine besondere

Digitized by Google

Art von Realismus sein, ist aber thatsächlich die größte Unnatur. Ausdrücke wie „geruhsam“ für „ruhig“, „ob“ für „über“, „gen“ für „gegen“, „keclich“ für „keck“, ferner die Adjektivneutra ohne Schluß-„es“ wie: „bayerisch Gebiet“, „trutzig Geleit“, „schlotternd Gewand“ und noch manche andere veraltete Formen und Wörter: das alles nimmt sich im Buche eines Autors unserer Zeit ebenso passend aus wie Butzenscheiben, steifbeinige Möbel und zwecklose Wandteller, kurz: eine altdeutsche Einrichtung in einer Wohnung, die zugleich den Stempel unserer Zeit trägt in Telegraph und Telephon. Lauff geht in seiner Altertümelei sogar so weit, Dinge zu erzählen, die beim Leser das geistige Niveau des sechzehnten Jahrhunderts voraussetzen, denn er berichtet Verschiedenes, was nur der Aberglaube für wahr halten kann, als Thatsachen, so zum Beispiel, indem er vom geheimnisvollen Feldscher, Meister Grielach, dem Manne mit dem Totenkopfgesichte, erzählte: „Unter seinen Füßen dorrten die spärlichen Halme: sie waren versengt. Kleine bläuliche Flammen wurden unter den Sohlen lebendig und knisterten leise.“ (Seite 38 und 165); ferner, indem er von der Wirksamkeit der Alraunwurzel und deren lautem Schrei beim Entwurzeln berichtet. Rätsel- und gespensterhaft ist überhaupt die ganze Figur Meister Grielachs, der stets plötzlich erscheint, man weiß nicht, woher, und stets alles Ueble voraussagt oder doch ahnt. Die zum Schlusse gegebene, einem Spielmann in den Mund gelegte Erklärung, er sei „der Tod von Basel“, steht zwar im Zusammenhang mit der Bezeichnung „Ein Totentanz aus dem sechzehnten Jahrhundert“, die der Autor dem Titel seines Buches hinzugefügt hat, aber nichtsdestoweniger bleibt der Leser, wenn er das Buch beendet hat, so klug als zuvor.

Zum Schlusse begeht der Verfasser übrigens eine so recht dilettantenhafte Naivität: er erzählt, daß er über die Art, seine Geschichte zu Ende zu führen, nicht im klaren gewesen sei. Da will er denn in einer schönen Augustnacht zur Zeit der Sternschnuppenfälle durch eine besonders schöne und große Sternschnuppe ein Zeichen vom Himmel bekommen haben und erleuchtet worden sein. Sapienti sat!

Auf den Inhalt des Buches, dessen Kernpunkt die Vergewaltigung der Heldin bildet, näher einzugehen, ist ganz überflüssig; aus dem bereits Gesagten kann man sich wohl schon seinen Teil über den Wert des Buches denken.

Albert Langen ist ein in Paris lebender deutscher Verleger, der bisher merkwürdigerweise fast ausschließlich skandinavische Werke veröffentlicht hat, wobei er besonders Knut Hamsun berücksichtigte. In neuester Zeit hat er sich aber der französischen Literatur zugewendet, was in Anbetracht seines Aufenthaltsortes auch natürlicher ist. Und er hat mit den Werken, die er ihr entnommen, eine recht gute Auswahl getroffen. Den größten Erfolg von ihnen dürfte der Roman „Halbe Unschuld“ (Demi Vierges) von Marcel Prévost haben. Der Titel klingt zu verlockend, als daß er nicht zöge; und auch der Inhalt dürfte die meisten Leser und namentlich Leserinnen fesseln: er behandelt ja ein heikles, erotisches Thema: das Leben der „Halbjungfrauen“. Prévost versteht darunter jene Mädchen, die nur im physischen Sinne Jungfrauen, psychisch aber ebenso erotisch denken und fühlen wie Frauen. In einer Vorrede, die eines hochmoralischen deutschen Professors würdig wäre und die er sich in seinem Interesse lieber hätte schenken sollen, verteidigt er sich tugendhaft gegen den Vorwurf des Erotismus und behauptet außerdem, der Typus der „Halbjungfrauen“ sei in seinem Heimatlande seltener als anderswo, weil die jungen Mädchen in Frankreich in der Regel im Kloster oder Pensionat erzogen und bald nach ihrem Austritt schon verheiratet würden, so daß sie gar keine Gelegenheit hätten, mit Männern zu verkehren und ihre Sinnlichkeit ausreifen zu lassen, während sie anderswo lange Zeit hindurch und oft in männlicher Gesellschaft seien und so ihre Unschuld einbüßten.

Die Geschichte, in die Prévost sein, wie man sieht, sehr bestreitbares Thema gekleidet hat, ist geschickt erzählt, für den schärferen Beurteiler aber nicht frei von der französischen Romanschablone. Ihr Hauptreiz bruht aber jedenfalls in der Erotik.

Digitized by Google

Aesthetisch weit höher stehen desselben Autors früher erwähnte „Lettres des femmes“, die im selben Verlage unter dem Titel „Pariserinnen“ erschienen sind. Sie sind, wie der Originaltitel sagt, in Briefform gehalten, und in dieser Form liegt auch ihr Fehler. So geistvolle Briefe würden in Wirklichkeit nur die allerwenigsten von dem anderthalb Dutzend Frauen schreiben, die der Autor da schreiben läßt. Sieht man von diesem Verstoß gegen den Realismus der Form aber ab — und man thut es gern — so muß man diese Briefsammlung als äußerst amüsant und geistreich erklären, einige daraus wäre man versucht als wahre Kabinetstücke zu preisen, wenn diese Kritikerphrase nicht schon gar zu abgedroschen wäre; es sind dies „Aufopferung“, „Es brennt“, „Simonies Tagebuch“, ein Ehebruchroman in Miniatur, „Auskunft“ und „La Blague“, das einzige traurige und vielleicht allerfeinste Stück der Sammlung. Fast jeder dieser Briefe wiegt an Geist, Witz und Seelenkenntnis ein paar deutsche Romanbände auf. Für prüde Altjungfernseelen sind diese Sachen freilich nichts, und für erotisch nicht empfängliche Leser — ihre Anzahl ist jedenfalls verschwindend klein — mag das Variiren desselben Themas eintönig sein; sonst aber wird das Buch wohl allen Lesern, die eine geistvolle, witzige Lektüre lieben, sehr gefallen und sei solchen daher wärmstens empfohlen.

Viel schwerer und ernster wird das erotische Thema von Fernand Vandérem in seinem Roman „Asche“ (Cendre) behandelt, der gleichfalls in demselben Verlage erschienen ist. Das Herz des Helden, das zu Beginn der Erzählung noch vulkanisch thätig ist, brennt sich an einer Reihe von Leidenschaften allmälich zu Asche zusammen, und diese bleibt für die Ehe. Die verschiedenen Frauen, zu denen er in intime Beziehungen tritt, bieten in der Art, wie bei ihnen die Liebe zum Ausdrucke kommt, sehr interessante psychologische Studien. Ueberhaupt zeigt das ganze Buch große Seelenkenntnis und ist der Uebersetzung vollauf wert.

Eine besondere Erwähnung verdient die Ausstattung dieser drei Bücher. Sie ist, soweit sie Papier und Druck anbelangt, sehr gut, betreffs des Umschlages aber entschieden mehr eigenartig als geschmackvoll: die Umschläge sind nämlich mit kolorirten Zeichnungen von Steinlen — dem bekannten Zeichner des „Gil Blas“ — Chévet und Heine versehen, die in symbolistisch-prärafaelitischem Stile gehalten, also sehr unnatürlich und abenteuerlich sind. Sie passen daher sehr wenig zum Inhalte, der durchaus nicht derartiger Natur ist. Solche Illustrationen eigneten sich dagegen sehr gut für Bücher symbolistischer oder mystischer Herkunft, zum Beispiel für die eines Péladan oder Huysmans. Es wäre übrigens eine recht gute Idee, wenn dieser rührige Verleger zur Abwechslung einmal ein derartiges Werk verdeutschen ließe, zum Beispiel Huysmans „La-bas!“ das für die in Paris herrschende äußerst interessante Richtung der „Diabolisten“ besonders bezeichnend ist, und dem deutschen Publikum einen Begriff der seltsamen pathologischen Ideen und Empfindungen gäbe, die das Pariser Leben zur Neige des Jahrhunderts gezeitigt hat. Es ist freilich Wahnsinn darin, aber jedenfalls ein interessanterer als der des Norwegers Knut Hamsun und ein originellerer als der des Oesterreichers Hermann Bahr (siehe: Gute Schule!), die sich beide auf dem deutschen Büchermarkt Eingang verschafft haben. Dasselbe Thema, das Prévost und Vandérem in ihren Büchern behandeln, hat sich Carry Brachvogel in seinem Roman „Alltagsmenschen“ (Berlin, S. Fischer 1895) gewählt, nämlich den Ehebruch; nur ist ihm dieser die Hauptsache, während ihn jene sozusagen als Staffage benutzen; ihm erscheint der Ehebruch als ein zwar nicht gerade seltenes Ereignis, aber immerhin als eines, das allein für sich in den Vordergrund dichterischer Darstellung gerückt zu werden verdient, jenen ist der Ehebruch nur eine alltägliche soziale Erscheinung, die sie als etwas Selbstverständliches bereden, ohne ihr so viel Bedeutung beizumessen. Carry Brachvogel dürfte ein Anfänger sein — wenigstens ist der Name Brachvogel nur mit dem Vornamen Emil literarisch bekannt — aber davon ist ihm nichts anzumerken, er macht durchaus den Eindruck eines gereiften Schriftstellers, und man darf ihm ohne Uebertreibung das Zeugnis ausstellen, daß er das vielgebrauchte Thema vom Ehebruch so klar und

Digitized by Google

natürlich zu behandeln verstanden hat, wie wohl nur die wenigsten deutschen Autoren, wie's besser vielleicht noch gar keinem von ihnen gelungen ist. Jedenfalls verdient er von den Verlegern und, was für das Bekanntwerden noch wichtiger ist, von den Redaktionen beachtet zu werden! Auch ein Erstlingswerk ist der Roman „Heinrich Emanuel" von Mathieu Schwann, der ebenfalls bei S. Fischer erschienen ist.

Der Autor kann Gott danken, wenn er möglichst viele Leser findet, die die Gewohnheit haben, Vorreden nicht zu lesen, was namentlich das weibliche Lesepublikum zu thun pflegt; denn wer das Vorwort, das er seiner Erzählung vorauszuschicken sich bemüßigt gefunden, liest, der kommt in die Versuchung, das Buch beiseite zu legen, um es nicht wieder zur Hand zu nehmen. Selten ist nämlich eine solche Fülle von wirrem Zeug, krampfhaftem Pseudowitze und unnatürlicher Geistreichelei auf so wenigen Seiten zusammengedrängt zu finden wie in diesem Vorwort. Es übertrifft fast noch, was Heveſi in seinen schlimmsten Witzkrämpfen geschrieben hat. Wer sich durch diesen widerwärtigen Wust durchzuarbeiten den Mut hat und mit diesem sauern Stück Arbeit nicht vollauf genug bekommen hat, der wird dem Inhalte des Buches bald entnehmen, daß er es zwar mit einem Anfänger von naivstem Ungeschick, aber mit einem begabten Menschen zu thun hat: auf das Anfängertum deuten die technischen Verstöße, das Hereinplatzen des Autors mit seiner eigenen Person, das Voraus- und Zurückspringen in der Zeit; für die Begabung dagegen spricht die selbständige Art zu denken, scharfe Beobachtung und lebendige Darstellung. Trotz dieser unleugbaren Vorzüge und abgesehen von seinen dilettantenhaften Schwächen und der greulichen Vorrede macht das Buch einen antipathischen Eindruck, und zwar ruft ihn die Person des Helden hervor, dessen Jugendgeschichte von der Kindheit bis zur vollendeten Jünglingszeit das Thema abgibt. Die Welt kann sich glücklich preisen, daß Exemplare wie dieser Heinrich Emanuel, wenn überhaupt, so gewiß nur sehr vereinzelt auf ihr herumspazieren, denn einen arroganteren, gewaltthätigeren Burschen kann man sich kaum denken: schon als Knabe will er alles besser wissen, streitet mit allen erwachsenen Leuten, die anderer Meinung sind, beleidigt, beschimpft, ja prügelt sie und setzt merkwürdigerweise überall seinen Willen durch. Das Merkwürdigste an der Sache ist aber, daß der Autor sichtlich ganz auf seiner Seite steht und in ihm eine Art Idealmenschen zu sehen scheint, wenn auch einen noch etwas ungehobelten. Er bedenkt offenbar nicht, daß eine derartige Freiheit und Selbstherrlichkeit der Jugend, wie er sie als Ideal im Sinne zu haben scheint, unfehlbar zu völliger Anarchie und Verrohung führen würde. In demselben Verlage wie die vorigen zwei Bücher sind zwei kleine humoristische Novellensammlungen erschienen. Man würde glauben, jedes enthalte nur eine Erzählung, denn das eine heißt „Vom gastfreien Herrn Pastor", das andere „Die Tugendhafte"; diese Titel sind aber nur die je einer, der ersten, Geschichte beider Bücher. Dieser Mißbrauch bei Novellensammlungen, den Titel der ersten Geschichte zu dem des ganzen Buches zu machen nimmt immer mehr überhand; meist steht aber dann hinter dem Buchtitel der Zusatz „und andere Novellen"; bei diesen zwei Büchern ist nicht einmal der da.

„Vom gastfreien Herrn Pastor" ist von Otto Erich Hartleben, „Die Tugendhafte" von Hans Land, die beide zu den sogenannten „Jüngstdeutschen" gehören, wenigstens trifft man ihre Namen in den Zeitschriften und Musenalmanachen des „jüngsten Deutschlands". Glücklicherweise merkt man dies den Geschichten kaum an, höchstens daß sie etwas freier und derber gehalten sind, als es die deutsche Prüderie sonst gestattet; im übrigen unterscheiden sie sich aber nicht von den Humoresken, wie sie namentlich im Feuilleton der Tagesblätter zu Hause sind; auch das daselbst endemische selbstgefällige Hervortreten der eigenen werten Persönlichkeit fehlt nicht, wenigstens bei Hartleben nicht, der alle drei Geschichten in der Ich-Form vorbringt. Bei der ersten, nach der er sein Buch betitelt hat, hat er eine recht gute Anekdote verwertet, in der ein biederer Landpastor ahnungslos in ein Freudenhaus gerät und dort in aller Gemütlichkeit seine Pfeife rauchend zum Fenster hinausschaut. Und eine Anekdote, nicht Herrn Hartlebens Erfindung muß es sein, denn

Digitized by Google

dasselbe Stückchen wird von einem Landpfarrer erzählt, der aus seinem ungarischen Nest nach Pest gekommen ist. Aus der Benützung dieses Stoffes soll dem Autor aber durchaus kein Vorwurf gemacht werden, es ist wirklich ein prächtiger Stoff für eine humoristische Behandlung. Der Autor hat damit aber nicht viel anzufangen gewußt und dankt es nur der Komik, die im Sujet selbst liegt, daß sich seine Geschichte nicht übel liest, von *seinem* Geiste ist nicht viel zu spüren.

Hans Lands Geschichten sind weit besser, heißen aber auch nicht viel. Beide Herren haben mit ihren Geschichten zwar den Beweis erbracht, daß der Humor auch im Irrgarten des jüngsten Deutschlands gedeiht, das sehr bezeichnend „Gründeutschland" genannt worden ist; sie haben aber zugleich gezeigt, daß er dort nicht feiner und aromatischer ist als im Gemüsegarten der „Alten", die man im Gegensatz unter dem Namen „*Graudeutschland*" zusammenfassen könnte.

Mit den Ausführungen des Herrn Verfassers in obiger „Literarischen Revue" können wir uns in keiner Weise einverstanden erklären.

Die Redaktion.

Literarische Berichte.

„So wachsen deiner Seele Flügel!" Roman von Bernhardine Schulze-Smidt. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die neuere belletristische Literatur dürfte wenige Werke aufzuweisen haben, die dem vorliegenden an Liebenswürdigkeit und Innigkeit des ganzen Tones der Darstellung gleichkämen. Wir sehen im Mittelpunkte der Geschehnisse eine schlichte Mädchenfigur stehen, die unter den an sie herantretenden Forderungen des Lebens zu stiller Heldengröße sich auswächst. Wir folgen unwillkürlich mit Spannung diesem Entwicklungsgange, weil die Verfasserin mit seltener Meisterschaft es versteht, uns einen Blick in das Innere der handelnden Personen werfen zu lassen. Dabei weiß sie uns mit voller Lebenstreue den Schauplatz der Handlung zu vergegenwärtigen. Wir werden mitten hineingerissen in das eigenartige Leben und Treiben, wie es zur Kurzzeit auf der istrischen Insel Veglia herrscht, und lernen dabei mit einer interessanten und originellen Szenerie ein ebenso fesselndes Stückchen österreichischen Gesellschaftslebens kennen. Psychologisch fein in seiner Motivirung, ist der Roman in seiner Schilderung im besten Sinne realistisch gehalten, ebenso wie sein Gedankengehalt ganz und gar aus dem Geiste unserer Zeit geschöpft ist.

Die Vorstellungen vom Messias und vom Gottesreich bei den Synoptikern. Von Ludwig Paul. Bonn, Friedrich Cohen.

Das Hauptergebnis der streng und unparteiisch geführten Untersuchung ist das folgende. Jesus gelangt zu der Vorstellung eines Reiches aller Frommen, das zu verwirklichen er berufen sei, eines Reiches der Gerechtigkeit, der Liebesgemeinschaft und Seligkeit. So auch die ersten christlichen Gemeinden. Aber mit dem Ausbleiben der Wiederkunft Jesu auf diese Erde erblaßt die Hoffnung auf das Gottesreich auf Erden. An Stelle der Diesseitigkeit eines demnächstigen Gottesreiches tritt die Jenseitigkeit eines zukünftigen, an die Jesus selbst kaum gedacht hat, tritt also die Kirche als eine Art Vorzustand. Aus dem Gange nun, den die christlich-religiöse Idee in den synoptischen Berichten nimmt, läßt sich erkennen, wie geschichtlich notwendig die Vorstellung eines Messiasreiches auf Erden mit dem Wiederkommen des Menschensohnes vom Himmel herab war für das Entstehen und die Geltung

Digitized by Google

der anderen Vorstellung von einem für die Gläubigen zukünftig bereiteten jenseitigen Gottesreiche. M. D.

Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von Viktor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Das vorliegende nachgelassene Tagebuch einer italienisch-französischen Reise aus den Jahren 1838 und 1840, welche den Verfasser über Tirol und Venedig nach Rom und nach längerem Verweilen hier und in Neapel und mannigfachen Ausflügen, die sich an diesen Aufenthalt anschlossen, über Genua, Marseille und Lyon nach Paris geführt hat. Es enthält eine überraschende Fülle von geistreichen Gedanken und neuen Gesichtspunkten über bekannte und unbekannte Dinge, vor allem über Fragen der Aesthetik, insbesondere der bildenden Kunst und der Naturschönheit. Ueberall verrät es schon im Keime den großen Forschergeist Viktor Hehns, aber auch die ganze Unreife des sechsundzwanzigjährigen Jünglings macht sich hier Platz. Schnell fertig mit dem Worte weiß Hehn über alle Eindrücke sofort ein endgiltiges Urteil zu fällen, und gerade daran erkennen wir, wie er von Meile zu Meile mehr sehen und genießen lernt, wie er denn beim Austreten aus Italien mit voller Unbefangenheit das widerruft, was er beim Eintreten gesagt hatte.

Alles dies könnte nur dazu beitragen, das Buch lesenswert zu machen; aber leider liegen dem Urteil nicht immer objektive Beziehungen zu Grunde und leider ist es nicht immer Hehn, der urteilt. Denn einerseits läßt sich manchem Urteil anmerken, daß es unter dem unmittelbaren Eindruck einer Stimmung steht, die durch ein fremdes, vorübergehendes Ereignis, unglückliche Liebe, Geldverlegenheiten, schlaflose Reisenächte und anderes hervorgerufen ist; dies gilt besonders von der Reise von Rom nach Marseille; andererseits macht der Verfasser sich vielfach zum Dolmetscher Hegels und ergeht sich in dialektischen Kunststücken, die für die heutige Zeit unerträglich sind und auch damals schwerlich am Platze waren. Die allgemeinen Betrachtungen sind oft willkürlich herbeigezogen und ohne Beziehung zu des Verfassers Erlebnissen und Beobachtungen, der Stil wird oft schwülstig und an manchen Stellen hohl.

Der Verfasser selbst hat von der Herausgabe dieser Aufzeichnungen Abstand genommen; voraussichtlich hat er diese Fehler erkannt. Der Herausgeber möge sich fragen, ob es nicht mehr im Sinne des Verfassers gelegen hätte, einzelne gar zu schwache Stellen mit dem schonenden Blaustift zu treffen; jedenfalls lag kein Grund vor, die Schreibfehler und Flüchtigkeiten der Handschrift mit solcher Treue zu wiederholen. K. F.

Bühne des Lebens. Ein neues Novellenbuch von Eugen Salinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von reizvoller Mannigfaltigkeit und von allerlei Art wie die Bilder und Gestaltungen des Lebens selbst sind die vier Erzählungen, welche Eugen Salinger in seinem neuen Novellenbuche „Bühne des Lebens“ der deutschen Leserwelt darbietet. So verschieden aber auch in rein stofflicher Beziehung, ist etwas doch allen gemeinsam: das psychologische Moment. Hatte Salinger in dieser Beziehung bereits durch seine früheren Werke gezeigt, daß er sich auf die Kunst fesselnder Seelenmalerei vortrefflich verstehe, so sind die vorliegenden Novellen ein neuer glänzender Beweis für die große, oft dramatische Darstellungskraft, mit welcher der Autor hochinteressante psychologische Probleme und Konflikte zu behandeln weiß. Es ist echte Blutwärme in den Menschen, die Salinger schildert, es ist in der That die „Bühne des Lebens“, welche er vor den Augen seiner Leser sichtbar werden läßt. Und zwar sichtbar zum Ergreifen. Denn hier ist nichts erklügelt oder gewaltsam konstruirt, sondern mit packender Wahrheit der Natur abgelauscht; es ist das menschliche Herz, seine geheimnisvollen Regungen, seine Leidenschaften, Tiefen und Abgründe, in das wir einen Blick thun. Stil und Sprache in den Erzählungen ist von jener Sorgfalt und Vornehmheit, welche schon die rühmenswerten Eigenschaften früherer Werke des Verfassers bildeten; mit einem Wort — Eugen Salingers neues Novellenbuch erweist sich als eine Darbietung, welche die literarische Produktion unserer Tage in sehr vielen Punkten hoch überragt.

Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert von Dr. Franz Stuhlmann. Im amtlichen Auftrage der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes herausgegeben. Zwei Teile in einem Band. Berlin, Dietrich Reimer (Hoefer und Vohsen).

Dieser umfangreiche Reisebericht bildet den ersten Teil eines großen, unter dem Titel: „Deutsch-Ost-Afrika“ geplanten Sammelwerks, das außer dem gegenwärtigen Buche noch gesonderte Abhandlungen über Anthropologie, Ethnographie, Zoologie, Botanik und Meteorologie enthalten soll, in denen das noch unverarbeitete Material nicht nur dieser, sondern auch der früheren Forschungsreisen der Oeffentlichkeit übergeben werden soll. Ueber die Bedeutung und den Nutzen eines solchen ungeheuren wissenschaftlichen Sammelwerkes kann man, mag man auch sonst über den Nutzen und die Methode unserer Kolonialpolitik denken, wie man will, nur einer Meinung sein. Wenn wir nur einigen Anlaß zu der Annahme haben, daß die folgenden Bände

Digitized by Google

halten werden, was dieser erste verspricht, so wird damit unsere Literatur um einen Schatz bereichert, um den uns alle Völker nur beneiden können.

Unser erster Band oder Doppelband, wenn man ihn so nennen will, denn die Einteilung in zwei Teile ist durch nichts gerechtfertigt, stellt sich die Aufgabe, die thatsächlichen Vorgänge auf der von Emin mit Stuhlmann angetretenen Reise zu schildern, unter breiter Wiedergabe der gemachten Beobachtungen, insbesondere der ethnographischen, und unter Darlegung der Ziele und Zwecke Emins, so weit sie für den Begleiter zu erkennen oder zu erraten waren. In dieser Hinsicht läßt sich von dem Werke nur sagen, daß es in Beziehung auf Sachlichkeit, Sorgfalt, Schärfe der Beobachtung auf Fülle des Stoffes und Klarheit der Darstellung alle berechtigten Erwartungen, und diese sind nicht gering, befriedigt, ja übertrifft. Mitten dazwischen, man weiß nicht weshalb, stehen Abhandlungen, deren Inhalt nicht auf Beobachtungen dieser Reise allein beruht, so zuerst im zehnten Kapitel die über die Bewohner von Uganda und ihre Geschichte, die sich ihrem Inhalte nach sowohl auf die Zeit vor der Anwesenheit Stuhlmanns, wie die nachher bezieht. Die weiteren Abschweifungen sind von Emin Pascha selbst und zeigen ganz seine Fülle von Kenntnissen, aber auch seinen schweren, an Anspielungen reichen, nicht immer leicht verständlichen Stil. So dankenswert die Beigabe dieser an sich sehr schönen Abhandlungen, von denen die aus Emins Munde stammenden (er hat sie diktirt) außer dem wissenschaftlichen auch das Interesse der Pietät in Anspruch nehmen, auch ist, so ist die Zwischenstellung zwischen die Kapitel der Reisebeschreibung doch störender, als man erwarten möchte. Es wäre geboten gewesen, diese Abhandlungen mit dem Schlußkapitel zu einem zweiten Teil zusammen zu nehmen. Das letztere hätte dann auch etwas anders gehalten werden müssen. Eine etwas elementarere Fassung, eine Erklärung der sämtlichen gebrauchten Fachausdrücke, würde das Buch in weitere Kreise getragen haben, ohne seinem wissenschaftlichen Charakter zu schaden. Auch abgesehen hiervon hat das Schlußkapitel seine Schattenseiten. Die Völkereinteilung zum Beispiel ist nicht ganz logisch, auch ist der Text S. 841—848 mit der Tabelle S. 848—849 nicht überall in Einklang zu bringen.

Das Register ist nicht genügend und nicht konsequent. Leider findet man auch hier die Deklinations- oder Ableitungsformen der Namen, zum Beispiel Kiganda, Uganda, Waganda, als selbständige Wörter unter verschiedenen Buchstaben des Registers.

Die beiden dem Werke beigegebenen Karten sind außerordentlich schön, die eine enthält die politische Einteilung von Ost-Afrika, die Grenzen des Urwaldgebiets und die Reisewege sämtlicher Afrikaforscher, unter Hervorhebung des vom Verfasser gemachten. Die zweite gibt auf dem Hauptblatt eine Uebersicht, auf der die verschiedenen Völkereinheiten durch farbige Ausfüllung der Flächen dargestellt sind, während die Verbreitung gewisser Gewohnheiten (Beschneidung, Behandlung der Zähne, Form der Häuser u. dergl.) in höchst sinnreicher und übersichtlicher Weise durch farbige Grenzlinien angegeben ist. Diese Karte enthält zwei Beiblätter, von denen das eine eine geologische Uebersicht, das andere eine Skizze der Verteilung der Kulturpflanzen enthält. Die Abbildungen, mit denen das Werk im reichsten Umfange ausgestattet ist, sind fast durchweg sorgfältig gezeichnet und klar wiedergegeben.

K. F.

Entwicklungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. 2 Bände mit ca. 1000 Textabbildungen und 16 Bild-Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Neudamm, J. Neumann.

Wir können dem Verfasser zu diesem großartigen Werke nur gratuliren; ein solches hat in der Hochflut der Bücher über den Darwinismus gefehlt und der Zeitpunkt, eine umfassende Entwicklungsgeschichte des Naturganzen als Volksbuch zu schreiben, war glücklich gewählt. Der gelehrte Autor gibt im ersten Bande eine umfassende Geschichte der allmählichen Entwicklung unserer Kenntnis von der Natur, von den ältesten Sagen über die Schöpfung bis auf die reiche Wissenschaft der Jetztzeit, geschmückt und erläutert durch Abbildungen, Porträts, Karten ꝛc. Ganz besonders bietet er hierin noch eine Geschichte der Gestirne, die geradezu als ein populäres Kompendium der Astronomie gelten kann. — Der zweite Band behandelt das Problem der Urzeugung, die Entwicklungsgesetze der Tier- und Pflanzenwelt nach den Darwinschen Ideen und geht über zur geschichtlichen Entwicklung der Organismenwelt von den ältesten Urformen bis zum Menschen. Es werden dabei eine Fülle der entscheidendsten Funde der letzten Jahre ausgeführt, die dem Leser hochinteressante neue Aufschlüsse über die ganze „Erdgeschichte“ geben; der Bilderschatz auch dieses Bandes ist ein ganz erstaunlicher, das gesamte Illustrationsmaterial aber aufs zweckmäßigste gesichtet und dem Texte verständnisvoll angepaßt. Alles in allem ist das schöne Werk eine wirkliche Bereicherung der naturgeschichtlichen Literatur — ein wahres Volksbuch, und es ist nur zu wünschen, daß dasselbe nicht nur viele Käufer finde, sondern namentlich daß es auch fleißig gelesen werde, der Nutzen für den Leser wird dessen größte Belohnung sein.

-h.

Reise eines Naturforschers um die Welt. Von Charles Darwin. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Eng-

Digitized by Google

lischen übersetzt von J. Victor Carus. Zweite durchgesehene Auflage. Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Koch).

Das alte klassische Reisewerk von Charles Darwin, das seinen Wert als einseitige, im übrigen aber mustergiltige Reisebeschreibung auch in den Augen derer nicht verliert, die den Ergebnissen seiner späteren Forschungen nicht zu folgen vermögen, erscheint zum zweitenmale in einer ausgezeichneten Uebersetzung, der auch von der Verlagshandlung in Anlehnung der Ausstattung die nötige Ehre erwiesen ist. K. F.

Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Von M. v. Brandt. Leipzig, Georg Wigand.

Der frühere deutsche Gesandte in Peking ist zweimal in aller Leute Mund gekommen. Einmal durch einen ziemlich albernen, aber sehr heftigen, gegen seine Amtsführung gerichteten Vorwurf, sodann dadurch, daß er während des verflossenen japanisch-chinesischen Krieges, als die Sympathien aller Deutschen auf der Seite Japans standen, sich seinerseits mit ganzer Entschiedenheit und Bestimmtheit auf die Seite Chinas stellte; ein Urteil, das übrigens von vielen, die in Ostasien gelebt haben, geteilt wird, während die Reisenden meistens in Uebereinstimmung mit der bei uns herrschenden Meinung eine größere Vorliebe für Japan zeigen.

In der gegenwärtigen kleinen Schrift (132 Seiten) veröffentlicht Brandt einen Teil seiner während seines langjährigen Wirkens in China gesammelten Erfahrungen. In seinem vornehmen und eleganten, aber humorvollen Plaudertone bringt er eine Menge von Dingen zur Sprache, über die man in anderen Werken vergeblich nach Aufklärung suchen würde. Es sind meist nur Kleinigkeiten, die vorgetragen werden, aber solche Kleinigkeiten, die gerade für die Bildung eines Gesamturteils über Land und Volk von ausschlaggebender Bedeutung zu sein pflegen, und die durch einzelne Schlaglichter auf entsprechende Verhältnisse und Vorgänge Europas aus den letzten Jahrhunderten noch in interessanter und treffender Weise illustrirt werden. Das gelegentlich geäußerte Urteil, daß China eine eigene Kultur habe, während Japan nur geschickt im Nachahmen sei, wird zwar nicht ausdrücklich, aber dem Inhalte nach bestätigt. Aber der Verfasser geht noch weiter, er läßt die chinesische Kultur vielfach einen ernsthaften Vergleich mit der unseren aushalten, ja er bezeichnet die Chinesen, wenn auch vielleicht nicht ganz in diesem Sinne, als eine gleichberechtigte Nation.

Man mag darüber denken, wie man will, jedenfalls ist die Schrift, die auf Vollständigkeit und Abgeschlossenheit keinen Anspruch macht, ein nicht zu übersehender Beitrag zur Landes- und Volkskunde des Reiches der Mitte.

K. F.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. I. Band und Anhang. 8°. S. 551. Berlin, Siemenroth & Worms.

Siegreich schlägt der darwinistische Geist allüberall seine Wurzeln. Das groß angelegte Werk des Ordinarius der „Alten Geschichte" an der Universität Greifswald, Otto Seeck, scheint uns ein glänzendes Beispiel dafür zu sein. Namentlich ist das Kapitel „Die Ausrottung der Besten" in dem vorliegenden ersten Bande so sicher auf das naturphilosophische Prinzip der Darwinschen Theorie in der Geschichte der Menschheit aufgebaut, und auf S. 263 kann man meinen, Nietzsche zu lesen, daß wir wohl ein Geschichtswerk in diesem Geiste erwarten dürfen.

Noch kann man sich über den Plan des ganzen Werkes kein Bild machen, das aber läßt sich schon sagen, daß es ein ganz hervorragendes Quellenwerk überreich an literarischen Nachweisen zu werden verspricht, welches namentlich für die sozialwissenschaftliche Forschung und die Erkenntnis der Ursachen des Unterganges der antiken Welt von großem Nutzen sein wird.

Wir behalten uns vor, auf dieses Werk noch zurückzukommen.

Schroeder-Teschen.

Die geheimnisvolle Sängerin. Roman von Karl Detlef. Mit 96 Illustrationen von R. Blumenau. Geheftet in farbigen Umschlag. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Karl Detlef hat sich durch seine geistvollen Schilderungen russischen Gesellschaftslebens in der deutschen Romanliteratur einen klangvollen Namen gemacht. Aber auch das buntbewegte Leben des Südens weiß er in farbenprächtigen Zügen zu schildern, wie dieser Roman zeigt, dessen Schauplatz die ewige Stadt mit ihrem Karnevalgetriebe ist. In einer lustigen Faschingsgeschichte entwirft er ein fesselndes Bild vom römischen Karneval und verflicht darin eine launige Ehestandskomödie. Die scharf charakterisirten Gestalten und Scenen, die anmutige Darstellung gewinnen durch die allerliebsten flotten Zeichnungen des bekannten Illustrators R. Blumenau ein erhöhtes Interesse und erhalten jeden Leser bis zum Schluß in Spannung.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aufgabe, eine, für die europäische Presse. Von einem Deutschen. Berlin, E. Rentzel.

Brandes, Georg, William Shakespeare. Vierte Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen.

Brandt, M. v., Sittenbilder aus China. Mädchen und Frauen. Ein Beitrag zur Kenntnis des chinesischen Volkes. Stuttgart, Strecker und Moser.

Brieger, Adolf, Ausgewählte Gedichte. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.

Claar, Emil, Königsleid. Drama in fünf Akten. Dresden, H. Minden.

Daudet, Alphonse, Die kleine Kirche. Ein Ehroman. Autorisirte Uebersetzung von W. A. Meyer. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Liefg. 2—5. Rathenow, Max Babenzien.

Dubuc, Dr. phil. Julius, Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag.

Duinchen, Theodor, Aus altem Hause. Roman. Leipzig, R. Friese.

Ewert, Ernst, Silberliebe. Eine Symphonie. Danzig, Theodor Bertling.

Franke, J. H. (H. Wortmann), Die Grundgesetze der sittlichen Weltordnung in ihren Beziehungen zur Religion, sowie zum Staats- und Rechtsleben. Zürich und Sädingen, Selbstverlag des Verfassers.

Fritsius, W., Die Waffen nieder! Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, R. Lindner.

Fünfstück, M. Prof. Dr., Taschenatlas der Gebirgs- und Alpenpflanzen. Für Touristen und Pflanzenfreunde in der Schweiz, den bayrischen Alpen, Tirol, Steiermark, Kärnten, Krain, Salzburg, im Jura, Schwarzwald, Vogesen, Riesengebirge, in Savoyen, der Dauphiné, den Seealpen und Pyrenäen. Mit 180 Abbildgn. auf 144 kolor. Taf. 12°. Stuttgart, Ulmer.

Jaffé, Robert, Der arme Walter. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, R. Taendler.

Loti, Pierre, Madame Chrysanthème. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—

Malling, Mathilde (Verfasserin von „Ein Roman vom ersten Consul"). Die Frau Gouverneurin von Paris. Bilder vom französischen Kaiserhofe 1807. Kopenhagen, A. E. Horst u. Sohn.

Marholm, Laura, Zwei Frauenerlebnisse. Novellen. Paris u. Leipzig, A. Langen.

Martens, Kurt, Wie ein Strahl verglimmt. Drama in einem Akt. Leipzig, Const. Wild.

Müller, von, Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95. Auf Grund authentischer Quellen bearbeitet. Mit Skizzen und Karten. Dritter Teil (Schluß). Berlin, Liebel.

Muret, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I (Englisch-Deutsch). Lieferung 17. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Preuschen, Hermine von, Via Passionis. Lebenslieder. Dresden, C. Reissner.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band. 11—14. Liefg. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.

Schmidt, M., Otto Beddigen, sein Leben und seine Dichtungen. Eine literarische Studie. Bielefeld, Ernst Siedhoff.

Schultz, Alwin, Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Lfg. 5. Berlin, Grote.

Servet, Michael, Wiederherstellung des Christentums. Zweiter Band. Zum erstenmal übersetzt durch Dr. Bernhard Spieß. Wiesbaden, Chr. Limbarth.

Sommerfeldt, Dr. Gustav, Nationalstaat oder Demokratie? Ueber das Woher und Wohin der Reichspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. Königsberg i. Pr., B. Teichert.

Telmann, Konrad, Dunkle Tiefen. Geschichten. München, Karl Rupprechts Verlag.

Wanderbilder, europäische. No. 242: Der Kurort Bex. Umgebungen und Ausflüge von V. Tissot und S. Cornut. Mit 12 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Weingartner, Felix, Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst dem Entwurf eines Mysteriums „Die Erlösung". Kiel, Lipsius und Tischer.

Ziel, Ernst, Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemäße Betrachtungen. München, Karl Rupprecht.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement
auf
Deutsche Roman-Bibliothek.

XXIV. Jahrgang. Oktober 1895 bis Oktober 1896.

Der Antritt ihres vierundzwanzigsten Lebensjahres ist der „Deutschen Roman-Bibliothek" Veranlassung gewesen, sich innerlich und äußerlich zu modernisiren. Getragen von der Gunst ihrer langjährigen Abonnenten, hat die Redaktion sich entschlossen, ihre Grenzen zu erweitern und für die erwachsenen heranbildeten Leserkreise auch Autoren zum Worte zu verhelfen, die bei freierer Auffassung moderne Stoffe in literarisch hochstehender Form behandeln.

Die „Deutsche Roman-Bibliothek" eröffnet ihren **vierundzwanzigsten** Jahrgang mit den neuesten Werken zweier unserer beliebtesten deutschen Autoren:

Karl von Heigel:
„Der Herr Stationschef"

und

Marie Bernhard:
„Schule des Lebens".

In beiden Romanen gelangen die Gegensätze und Widersprüche des modernen Lebens zu packendem Ausdruck, und mit dem fesselnden Inhalt verbindet sich eine vornehme, künstlerische Darstellung. An diese Werke, die ohne Frage unsere Leser und die berufene Kritik als bedeutende Erscheinungen anerkennen werden, schließen sich im neuen Jahrgang Romane und Novellen an von

Fr. Jacobsen: „Charon", eine reizvolle, ergreifende Schilderung aus Schleswig.

Wolfgang Kirchbach: „Städter", eine tragikomische Geschichte vom Lande.

Amélie Tinz-Godin: „Ein Schicksal", eine eigenartige dramatisch bewegte Erzählung, reich an fein empfundenen wie meisterhaft gemalten Seelenkonflikten.

Ernst Remin: „Stille Tragödie", eine ungewöhnlich fesselnde Erzählung, in deren Vordergrunde die moderne „unverstandene" Frau steht.

Bertha von Suttner: „Einsam und arm", eine in die Form der Monographie gekleidete Erzählung von packender Lebenswahrheit und erschütternder Tragik.

Olga Wohlbrück: „Ihr Kind", eine Novelle, ebenso originell in der Erfindung wie künstlerisch vollendet in der Ausführung.

Diesem im wahren Sinne des Wortes gewählten Inhalt entsprechend ist auch die äußere Erscheinung unserer „Deutschen Roman-Bibliothek" eine modernere, vornehmere und handlichere geworden.

So hoffen wir unseren verehrten alten und neuen Lesern auch in diesem Jahre ungezählte Stunden vollen Genusses zu schaffen. Ihr Beifall soll uns eine Freude sein und ein Sporn, unsere alte, bekannte, nur vaterländischen Autoren offenstehende „Deutsche Roman-Bibliothek" immer höherer Vollkommenheit entgegen zu führen.

Der **vierundzwanzigste** Jahrgang der „Deutschen Roman-Bibliothek" erscheint in 52 wöchentlichen **Nummern** und **in 26 vierzehntägigen Heften** in künstlerisch ausgestattetem Umschlag. — Der überaus billige **Abonnements-Preis** beträgt

nur 2 Mark vierteljährlich in Nummern, oder 35 Pfennig für das Heft.

Der Abonnent auf die „Deutsche Roman-Bibliothek" bekommt in **jedem** Vierteljahr für **nur 2 Mark** so viel Lesestoff, daß — wenn letzterer in Romanbände üblichen Umfangs eingeteilt wird — diese einen Buchwert von mindestens **18 Mark** repräsentiren; er erhält also in schönster Ausstattung

die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein **Eigentum** bezahle nur den Preis der **Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek.**

Bestellungen auf den **neuen Jahrgang** der „Deutschen Roman-Bibliothek" nehmen **alle Buchhandlungen, Postämter** und **Journal-Expeditionen**, sowie **jeder Buchtragen** entgegen; die Postämter jedoch nur auf die wöchentliche **Nummern-Ausgabe.**

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., **Wien**, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

Gedächtnis.

Das Buch für Alle schreibt in Heft VI: „Als Mittel zur Stärkung des Gedächtnisses empfehlen wir Ihnen die Gedächtnislehre des Herrn C. Poehlmann in München . . ." Zerstreutheit geheilt. Leichtes Erlernen von Sprachen ꝛc. Prospekt gratis von **C. L. Poehlmann,** München N. 8, Weinstraße 6.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unbefriedigte **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

Versuch
einer praktischen Kritik der Lehre Spinozas.

Von

Dr. Alfred Rosig.

In Umschlag geheftet Preis 2 M. 50 Pfg.

Auf kleinem Raum bietet diese Schrift eine erschöpfende Darstellung der Lehre Spinozas, zugleich eine Kritik dieser Lehre vom modernen Standpunkte, die **nicht nur für die Philosophen von Fach** und die tiefer veranlagten **Gelehrten aller Fächer,** sondern für die **ganze große Gemeinde der Spinozafreunde,** ja für **das gesamte denkende Publikum** eine interessante und willkommene Gabe bilden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Das deutsche Drama
in den
literarischen Bewegungen
der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn
von

Berthold Litzmann,
Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte.
Zweite Auflage.
Preis brosch. *M.* 4.—; geb. *M.* 5.—

Es wird gebeten, die außerordentlich anerkennende Besprechung im Oktober-Heft dieser Zeitschrift (S. 125) nachzulesen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Künstlerfahrten.

Humoresken

von

Albert Roderich.

Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer.

Geheftet in farbigen Umschlag Preis 2 Mark.

Selten noch wurde ein Buch von solch prickelndem, unwiderstehlich zur Heiterkeit anreizendem Humor, vereinigt mit gleich drolligen, durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen ausgegeben. Ein Freundschaftsbund, wie er nicht inniger zwischen Orest und Pylades, Achilleus und Patroklos bestanden haben kann, vereinigt den jungen Maler Lange mit dem nicht viel älteren Humoristen Feist. **Was der** eine schreibt, illustriert der andere, und umgekehrt verfaßt der Held der **Feder zu den witzigen Karikaturen** seines Freundes den gleichgestimmten Text. Aber nicht bloß auf die gemeinsame Arbeit, sondern auch auf das sonstige Leben erstreckt sich das Bündnis, vor allem auf die Ausübung **lustiger Streiche,** und wenn die beiden gelegentlich auch einander einen Schabernack spielen, gegenüber **den sonstigen Sterblichen sind** sie ein Herz und eine Seele. Dabei haben sie das Glück, daß ihre **übermütigen Scherze immer gnädig** ablaufen, bis endlich die lockeren Schwerenöter von der Rache des Schicksals **ereilt werden. Aber diese** Rache ist süß, auch für die Betroffenen, die sich willig unter das Ehejoch **beugen und ohne Frage solide** Gatten und Väter werden. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange **auf ihren urlaunigen** Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer so in **Mitleidenschaft gezogen, daß ihm die** beiden Kumpane für alle Zeiten in der Erinnerung fortleben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Zwanzigster Jahrgang | Dezember 1895 | Preis viertelj. 6 Mark

HARVARD COLLEGE
DEC 21 1895
LIBRARY

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851 II.		257
Margareta von Poschinger	Wie Künstler lieben. Novelle	270
Gustav Freytag	„Soll und Haben" in der Blindenanstalt	307
Professor W. Manz	Der Lebenslauf des Auges	311
Hermine von Preuschen	Bei Francisco Pradilla	325
Einige Worte zur Hebung des Parlaments und des Volkswohls.	Von einem Fraktionslosen	330
Ein Brief des Reichsgerichtsrats Dr. Mittelstädt an den Herausgeber der Deutschen Revue		335
Heinrich von Poschinger	Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik 1862—1878 III.	337
Graf von Konzaglia	Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten III.	353
Wird Frankreichs Kolonialpolitik Differenzen hervorrufen?		370
Berichte aus allen Wissenschaften		374
Philosophie: **Jürgen Bona Meyer:** Barthelemy St. Hilaires Biographie des Philosophen Victor Cousin.		
Literarische Berichte		378

Lütt, Isa von der, die elegante Hausfrau. — Münchner Originale von Konrad Dreher. — Beckmann, Ludwig, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. — Im blauen Hecht. Roman von Georg Ebers. — Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. Gustav Diercks. — Shakespeare, W., Dramatische Werke, übersetzt von Schlegel und Tieck. — Geschichte Siziliens von Edward A. Freemann. — Wanderbilder aus den Dolomiten. Von Theodor Wundt.

Das diesem Hefte beigegebene Geschenkbücherverzeichnis der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart empfehlen wir geneigter Beachtung. Die darin aufgeführten Werke bilden die prachtvollsten und hochwillkommensten Weihnachts- und Ehrengeschenke in jeder Preislage für alle Stände.

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien
1895

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung. Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Original-Einband-Decken
zu
„Deutsche Revue“.

Den geehrten Abonnenten
auf unsere
Deutsche Revue
empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unserer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten
Original-Einband-Decken
(nach nebenstehender Abbildung)
in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum vierten Band des Jahrgangs 1895 (October- bis Dezember-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zum ersten, zweiten und dritten Band des Jahrgangs 1895, sowie diejenigen zum Jahrgang 1894 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,** ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Postabonnenten** wollen sich an die **nächstgelegene Buchhandlung** wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch **direkt** von der Verlagshandlung in **Stuttgart** geliefert.

Um in der Expedition der Hefte pro 1896 der „Deutschen Revue“ jede störende Unterbrechung zu vermeiden, ersuchen wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang bei der bisherigen Bezugsquelle sofort zu erneuern, zu welchem Zwecke diesem Hefte ein **Subskriptionsschein** beiliegt.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

J. Guttentag, Verlagsbuchhdlg. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 119/120.

Soeben erschien:

William Pitt (Chatam) und Graf Bute.

Ein Beitrag zur
inneren Geschichte Englands unter Georg III.
Von
Dr. phil. Albert v. Ruville.
gr. 8°. Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.

☞ Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Firma J. Neumann in Neudamm bei, betreffend das soeben in diesem Verlage erschienene Werk:

W. Bölsche, Entwicklungsgeschichte der Natur.

Wir machen unsere geehrten Leser auf das hochbedeutende Werk ganz besonders aufmerksam.

☞ Der diesem Heft beiliegende illustrirte Prospekt über das Prachtwerk

„Der Schwarzwald“ von Wilhelm Jensen

wird hiermit der freundlichen Beachtung der verehrlichen Leser empf[illegible]

Digitized by Google

PRINCETON COLLEGE
1855
LIBRARY

Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851.

(Schluß.)

10.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 12. April 1851, 3 Uhr Nachmittags.

Allerdurchlauchtigster u. s. w.

Die heutige Expedition war bereits abgeschlossen, als die Nachmittagspost mir einen Brief S. K. H. des Prinzen von Preußen überbrachte, in welchem Seine Königliche Hoheit mir vertrauliche Mittheilung von dem Bedenken des Ministeriums Ew. Majestät gegen die Reise des Prinzen mit seiner Familie nach England gibt, und mich auffordert, unverzüglich an Ew. Majestät das zu schreiben, was Pflicht und Gewissen mir eingeben möchten.

Ew. Majestät wollen mir erlauben, zuvörderst den thatsächlichen Stand der Sache, wie sie hier vorliegt, darzustellen.

Ich habe seiner Zeit noch während der Anwesenheit des Generals von Radowitz Ew. Majestät die Absicht der Königin Victoria zu melden nicht verfehlt, den Prinzen mit seiner Familie hierher einzuladen, und zwar zur Eröffnung der großen Ausstellung. Die Königin selbst hatte mir diesen ihren Wunsch und die deshalb gethanen Schritte mitzutheilen geruht.

Am 19ten des vorigen Monats empfieng ich ein Schreiben des Prinzen vom 16ten, worin S. K. H. mit Einschluß eines Briefes an den Prinzen Albert sagt:

„mit Erlaubnis des Königs habe ich die Zusage in der Anlage durch den Prinzen Albert der Königin mitgetheilt."

Da ich wußte, welchen Werth die Königin darauf legte, bei jener festlichen Veranlassung die nächsten Angehörigen Ew. Majestät bewirthen zu können, so glaubte ich pflichtgemäß und im Gefühle der Gesinnungen Ew. Majestät gegen die Königin Victoria nichts Angelegentlicheres zu thun zu haben, als mir bei Uebergabe des Schreibens die weiteren Befehle hinsichtlich der zu treffenden Verabredungen und Veranstaltungen zu erbitten. Demgemäß erhielt ich gestern, am 11ten dieses, ein Schreiben des Grafen Pückler, womit derselbe im Auftrage des Prinzen mir die vollständige Liste von Dienerschaft und Gefolge zuschickt und zugleich die Ankunft der Herrschaften für den 29sten d. ankündigt.

Digitized by Google

Ich erledigte mich sogleich dieses Auftrages und empfieng darauf heute Morgen um 10 Uhr vom Prinzen mündlich in Buckingham Palace die Mittheilung, daß Ihre Majestät der Admiralität den Befehl zugesandt habe, ein Kgl. Dampfschiff bis zum 28sten nach Ostende zu senden, um den Prinzen von Preußen und seine Familie und Gefolge nach Dover zu führen, wo vom Morgen des 29sten ein Extrazug bereitgehalten werden solle.

Dieses hatte ich nach Coblenz gemeldet, als das Schreiben S. K. H. hier eintraf.

Ew. Majestät sehen also, daß die Sache eine officielle ist, daß die Königin Victoria als Königin Großbritanniens wie eingeladen, so jetzt gehandelt hat. Die Zurücknahme der Königlichen Erlaubniß würde also eine Beleidigung der Monarchin und Großbritanniens sein: allein, was Ew. Majestät Königlichem Herzen gewiß noch näher gehen würde, eine Verletzung der Königin Victoria Seitens des Fürsten, welcher ihr, nach ihrem Gemahle, als Freund am nächsten steht, dem sie sich durch heilige Bande vereint fühlt, der sie so unverbrüchlich seiner Freundschaft versichert hat!

Aber noch mehr als die Königin würde Ew. Majestät Allerhöchste Person vor England und der Welt blosgestellt werden.

Denn die drei vom Prinzen mir mitgetheilten Bedenken können nach dem hiesigen Thatbestande der Dinge nicht als hinreichende Motive angesehen werden.

Es steht hier weniger als irgend wo in der Welt ein Aufruhr oder der Ausbruch einer Verschwörung bevor. Wäre die allergeringste Gefahr da, so würden die Minister der Königin abgerathen haben, die Ausstellung zu eröffnen und während derselben hier, wie in anderen Jahren, zu residiren. Allein der Herzog von Wellington spricht mir von der Sache mit derselben Zuversicht, wie die verantwortlichen Rathgeber Ihrer Majestät. Gegen verbrecherische Tollköpfe sind alle Maßregeln getroffen; allein wenn man auf den 10ten April 1848 blickt, so muß man gestehen, daß damals eine Gefahr war, die jetzt nicht mehr besteht — und wie ruhig ward jene Gefahr bestanden!

Mein heutiger Bericht hat Ew. Majestät die volle Wahrheit gemeldet. Die, welche das Gegentheil von hier schreiben, wissen, daß sie lügen, wessen Organ sie auch sein mögen, und welchen Titel sie auch führen.

Ohne über den zweiten Punkt zu streiten, so werden Ew. Majestät mir zugeben, daß die Möglichkeit eines Ausbruches in Frankreich während der nächsten vier Wochen und eines Gegenschlages in Deutschland, leicht wiegt, wenigstens bei einem Fürstenhause, dessen persönlicher Muth so geschichtlich und weltkundig ist wie beim Hause Hohenzollern, gegenüber einer, in der Geschichte der Verhältnisse von Königshaus zu Königshaus beispiellosen Verletzung, um nicht zu sagen Beleidigung.

Der von der hiesigen Ministerialstellung hergenommene Grund ist mir nicht ganz verständlich; ich kann aber nur auf meine Verantwortlichkeit als Gesandter Ew. Majestät unbedingt behaupten, daß er hier bei Hofe, Ministerium, Gesellschaft und öffentlicher Meinung ganz unverständlich sein würde: und zwar so, daß er

Digitized by Google

höchst bedenklichen Auslegungen unterliegen dürfte, gerade weil er den Leuten unverständlich ist. Die heutigen Berichte, oder vielmehr die offenkundigen Thatsachen, die ich pflichtschuldigst melde, beweisen, daß an eine Ministerkrise jetzt weniger zu denken ist, als seit November vorigen Jahres.

Als Ew. Majestät die Erlaubniß zur Reise ertheilten, bestand noch gewissermaßen eine solche Krise; es standen wichtige Abstimmungen bevor, über welche man im Auslande eine andere Ansicht haben konnte als hier.

Jetzt sind diese Abstimmungen vorüber.

Außerdem ist aber der Engländer doch zu stolz, um zu glauben, daß der Besuch eines fremden Fürsten ein Ministerium stützen oder stürzen könne, und ich setze hinzu: er hat zu viel Vertrauen auf einen Fürsten vom Hause Ew. Majestät, als daß es ihm in den Sinn kommen könnte, daß er die freundschaftliche Einladung zum Deckmantel politischer Umtriebe und Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes mißbrauchen sollte. Außerdem ist der Charakter des Prinzen in England so gekannt, wie in Preußen.

Dies würden die Betrachtungen sein, zu welchen ein Absagen des zugesagten Besuches in dieser eilften Stunde Veranlassung geben würde.

Ew. Majestät erlassen mir, die Folgerungen auszusprechen, welche man daraus ziehen würde, was ich oder irgend einer auch immer sagen möchte, um die Berechtigung selbst übertriebener Besorgnisse des Königlichen Bruders, Schwagers und Oheims mit aller Kraft der Ueberzeugung geltend zu machen. Selbst Ew. Majestät hinreißende Beredsamkeit und persönliche Macht der Herzensgewinnung würde ohne Erfolg bleiben.

Es versteht sich von selbst, daß hier das größte Geheimniß wird bewahrt werden.

In tiefster Ehrfurcht u. s. w.

Bunsen.

11.

Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 12. April 1851.

Ew. Königliche Hoheit wollen aus der einliegenden Abschrift meines Schreibens an den König ersehen, was ich über dieses unglaubliche Benehmen der Minister denke. Ich denke, es bedarf weder eines Zusatzes noch Commentars.

Ich erlaube mir auch den politischen Bericht in Abschrift beizulegen, auf welchen ich mich beziehe. Er war vollständig expedirt, als Ew. Königlichen Hoheit Schreiben eintraf. Ich sage hier kein Wort: ja, wenn man etwas hier erführe, würde ich es ablängnen. Der König kann und wird nimmermehr solchen Einflüsterungen und Rathschlägen dauernd Sein Ohr leihen.

Ich zweifle nicht, daß Ew. Königliche Hoheit feste und würdige Antwort genügt haben wird, den König von solchen ebenso unbegründeten als verspäteten und beleidigenden Bedenken zu befreien.

Digitized by Google

Gewiß bitte ich nicht vergebens um die Gnade, daß Ew. Königl. Hoheit mir Kenntniß von allem geben wollen, das vorfällt. —

In großer Betrübniß über den Stand der Dinge in Berlin, von welchem dieser Vorgang Zeugniß giebt, verharre ich ehrerbietigst

Ew. Königl. Hoheit unterthänigster

Bunsen.

12.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 15. April 1851.

Allerdurchlauchtigster u. s. w.

Ew. Majestät huldvolles Schreiben vom 11ten ist mir gestern als am 14ten, zugekommen. Ew. Majestät werden unterdessen aus meinem unterthänigsten Schreiben vom 12ten zu entnehmen geruht haben, daß ich an diesem Tage durch des Prinzen von Preußen K. H. von dem Stande der Sache unterrichtet war.

Unmittelbar nach Empfang des allergnädigsten Handschreibens begab ich mich auf's Schloß, und übergab den Brief Ew. Majestät in die Hände des Prinzen Albert. Ich benutzte diese Gelegenheit, um, im Sinne der mir von Ew. Majestät ausgesprochenen Ansicht, dem Prinzen, welcher von dem hiesigen, ganz entgegengesetzten Standpunkte ausgeht, die zärtliche Fürsorge an's Herz zu legen, welche Ew. Majestät als König, Bruder und Oheim bei den möglichen Gefahren einer solchen Reise erfüllen müssen. Der Prinz ließ diesem Gefühle auch gern die vollste Anerkennung widerfahren, hob jedoch seinerseits hervor, daß ihm als Gemahl der Königin von Großbritannien vor allem obliege, daß Ihre Majestät keine Art von Verantwortlichkeit übernähme, da Unfälle sich allenthalben, wie in der Heimath und Residenz, so auch in der Fremde ereignen könnten.

Heute früh hat mir der Prinz die Einlage mit der Bemerkung übergeben, daß er die Sache mit der Königin reiflich überlegt und durchgesprochen, übrigens den Ministern durchaus nicht mitgetheilt habe. Nach der Königin und des Prinzen Ueberzeugung sei keine Gefahr in London und in England zu befürchten: aber dieses, und insbesondere was etwaige Gründe höherer eigener Politik betreffe, überlasse die Königin unbedingt dem weisen Ermessen Ew. Majestät.

Dem Wunsche des Prinzen gemäß übersende ich das Schreiben nicht durch die Post, sondern fertige den Kanzlisten Alberts mit der Weisung ab, falls Ew. Majestät und das Ministerium nicht anders verfügen sollten, Mittwoch nach Ostern, als am 23ten d. wieder hierher zurückzukehren, wo wir alle Hände voll Arbeit haben.

In tiefster Ehrfurcht u. s. w.

Bunsen.

13.

Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 15. April 1851.

Ew. Königl. Hoheit werden rechtzeitig meine umgehende unterthänigste Antwort nebst Beilagen erhalten haben.

Digitized by Google

Zwei Tage darauf, als gestern, empfieng ich ein Handschreiben des Königs mit dem Befehle, das ihm beigeschlossene Schreiben an den Prinzen Albert zu überreichen, mit dessen Inhalte mich der König bekannt zu machen geruhte. Der König selbst legt das Gewicht auf den ersten der bekannten drei Gründe, verhehlt indessen nicht den zweiten und schließt dem Prinzen Abschrift des Ministervotum's bei.

Ich hatte meinerseits natürlich bis dahin nichts gesagt, theilte aber jetzt dem Prinzen Ew. Königlichen Hoheit Schreiben und meinen Bericht an den König mit. Der Prinz war mit beiden einverstanden. Was weiter meinerseits geschehen, wollen Ew. Königliche Hoheit geruhen aus dem abschriftlich beiliegenden Privatschreiben an den König zu ersehen, mit welchem ich die mir eben zugestellte Antwort des Prinzen zugleich absende.

Der König wird die Sendung übermorgen Abend, als am Grün-Donnerstage erhalten.

So weit ich des Königs Sinnesart zu kennen glaube, ist es mir unzweifelhaft, daß er keine weiteren Schwierigkeiten machen, sondern die Reise ganz in Ew. Königlichen Hoheit Hände stellen werde. Die ganze Sache ist jedoch so augenfällig an den König herangetragen, und es sind dabei so mächtige Triebfedern unverkennbar im Spiele, daß es den König doch noch vielleicht einen Kampf kosten wird, dessen Ausgang mir jedoch nicht zweifelhaft ist, daß Ew. Königliche Hoheit gewiß bei Ihrer ausgesprochenen Ueberzeugung beharren werden, und doch offenbar zunächst, wie für Sich selbst, so auch für die Ihrigen verantwortlich sind in einer rein persönlichen, nicht politischen Angelegenheit.

Diese Ueberzeugung habe ich auch noch heute morgen dem edlen Prinzen ausgesprochen.

Alberts wird auf dem Bahnhofe in Cöln nachfragen, ob Briefe oder andere Befehle Ew. Königlichen Hoheit für London daselbst angekommen seien. Er trifft Donnerstag nächster Woche dort ein, um die Reise so schnell als möglich fortzusetzen.

Neues habe ich von hier Nichts zu melden. In tiefster Ehrerbietigkeit

Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster

Bunsen.

14.

Prinz von Preußen an Bunsen.

Coblenz, 16. April 1851, ½7 Uhr Abends.

Soeben telegraphirt mir der König den Befehl, Sie per Telegraph zu benachrichtigen, daß falls die Königin Victoria nichts gegen unser Kommen nach London einwendet, wir unsere Reise *nicht* aufgeben würden.

Dieß muß wohl die Folge Ihrer Berichte sein, für deren Abschriften ich Ihnen meinen besten Dank sage. Es ist nicht möglich, die Fragen besser und energischer zu erörtern, als Sie es gethan haben. Ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank. Möge nur der unglückselige Brief des Königs an Prinz Albert

Digitized by Google

nicht neue Confusion erzeugen! Die tournure des Königs: „Die Queen möge entscheiden, ob wir im Gottvertrauen oder Gottversuchung die Reise unternehmen sollten —“ ist der Art, daß die Queen eigentlich abschreiben müßte, wenn sie nicht antwortet, daß ihr von den geahndeten Gefahren nichts bekannt sei. Hätte der König meine Bitte erfüllt, die ich heute per Telegraph sandte, nicht zu schreiben, ehe er nicht meinen und Ihren Brief habe, so wäre Alles besser abgelaufen. Aber die Hast scheint sehr groß gewesen zu sein, mir die Reise zu verderben! Warum? Darüber tauschen wir hoffentlich mündlich unsere Ideen aus.

Ihr

Prinz von Preußen.

15.

Prinz von Preußen an Bunsen.

Cöln, 26. 4. 51.

Am 21. erhielt ich per Telegraph, und gestern durch ein Schreiben des Königs die bestimmte erneute Zusage zur Reise nach London, wo wir also, mit Gottes Hülfe, am 29. früh eintreffen wollen. Ihr Beistand in dieser unglaublichen Episode ist von uns nicht genug anzuerkennen und sagen wir Ihnen unsern besten Dank schon im Voraus. Soeben erhielt ich wieder einen Brief vom König mit der Einlage vom Minister von Westphalen. Er rémonstrirt nochmals gegen die Reise. Der König ist aber festgeblieben. Er befiehlt mir eben Ihnen zu sagen, daß Sie die verschiedenen Polizei Beamten, welche unsere Behörden nach London senden, mit allem Vertrauen aufnehmen und ihnen bei der englischen Polizei alle die Unterstützung erwirken, die sie selbst angewiesen sind zu leisten. Ich glaube, daß Sie dies auch ohne Königl. spécial Befehl gethan haben würden, da Vorsicht nie überflüssig ist und ja auch schon voriges Jahr für mich verlangt ward.

Also, so Gott will, auf baldiges Wiedersehn!

Ihr

Prinz v. Preußen.

16.

Auszug aus einem Briefe von Radowitz an Bunsen.

Erfurt, 17. April 51.

— — — Ueber den Lauf der Dinge thue ich am besten nichts zu sagen, bis ich einmal darüber erschöpfend mit Ihnen austauschen kann, was wir empfinden. Daß der heftige und giftige Broschüren-Kampf, der jetzt ganz Deutschland in Aufregung bringt, mir durchaus fremd ist, brauche ich Ihnen gegenüber nicht zu betheuern. So weit ich über die innerliche Seite der Hergänge mich in meinem Gewissen berechtigt finde zu reden, werde ich es in meinem Buche thun, das Ende Mai erscheinen wird. Sie erhalten es sofort und werden so manches wiederfinden, was zwischen uns erwogen und betrachtet worden ist.

Digitized by Google

Mein Leben verstreicht in tiefer Einsamkeit zwischen meinen Kindern und Büchern und ich wünsche nichts besseres.

Geben Sie mir einmal wieder Nachricht von sich selbst und den Ihrigen; alles was Ihr Haus angeht, findet bei mir eine stets bereitete Stätte des innigsten Mitgefühles.

Haben Sie die Güte Frau und Kind und alle Hausgenossen von Herzen zu grüßen.

Treu Ihr

Radowitz.

17.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London, 3. Mai 1851.

Ew. Majestät die Feen-Wirthschaft im Crystal-Palace zu beschreiben, ist eigentlich unmöglich. So wie Ew. Majestät allein das Zauberische in dieser Erscheinung ganz fühlen könnten, wenn Sie bei der Eröffnung selbst gegenwärtig gewesen wären, so könnten auch Ew. Majestät eigentlich allein die rechten Worte für die Beschreibung finden. Wenn ich es also unternehme, Ew. Majestät einige Züge zu dem Bilde zu liefern, welches Ihre Phantasie aus dem vorliegenden Plane des Gebäudes und aus der besten Beschreibung der ersten beiden Tage (die ich beischließe — sie erscheint im Morning Chronicle in drei Sprachen) schaffen muß, so gewinne ich den Muth dazu nur dadurch, daß ich Ew. Majestät Sich das ganze Bild Selbst mit Allerhöchsteigenem Kopfe und Herzen ausmalen sehe. Ich setze voraus, daß Festordnung und Örtlichkeit bekannt sei: ich versuche nur Einen Moment zu schildern. Stellen Sich also Ew. Majestät die Königin Victoria vor, auf einer mit herrlichem Teppich überdeckten Erhöhung an dem nördlichen Ende der Vierung — denn das Gebäude ist ja mit Schiff und Kreuzschiff angelegt, wie eine neue weltliche Basilika — vor dem Throne stehend, hingewandt, mit gefalteten Händen, zu dem Erzbischofe von Canterbury, der an der Spitze der Geistlichkeit rechts an der Stufe der Estrade stand — vor sich die Staatsminister, mit den Royal Commisssioners hinter ihnen — zur Linken die Vorstände der fremden Gesandtschaften, und weiterhin die fremden Commissäre — hinter ihrem Prachtsessel die Herzogin von Sutherland, fast eben so glänzend von Diamanten wie ihre Gebieterin, und hinter dieser die beiden bildschönen Lady Canning und Lady Douro — hinter der Erhöhung wie vor derselben Crystallspringbrunnen (30 Fuß hoch), cölnisches Wasser herabtraufelnd: weiter hinten, im nördlichen Querschiffe, vier große Palmbäume und viele andere tropische Gewächse, mit den indischen Unterthanen ihrer Majestät umher: (von den einheimischen ungeheuern Ulmbäumen[1]) stehen zwei Prachtstücke an jedem Ende des Querschiffs wie Riesenblumensträuße unter Glas): ringsum endlich längs des 1851 Fuß langen Schiffes, und in beiden Theilen des 456 Fuß langen

[1]) Bekanntlich war den Erbauern des Glaspalastes im Hyde Park zur Bedingung gemacht worden, nichts zu beschädigen, auch die Parkbäume nicht.

Digitized by Google

Querschiffes (zu Boden und auf der Gallerie) 25,000 Zuschauer, ehrerbietig auf ihren Sitzen und in ehrerbietiger Entfernung: alle Gänge behängt mit den kostbarsten Teppichen und zu Baldachinen aufgebauten Geweben, und künstlich ausgeschmückt mit Proben von gemalten Glasfenstern, vor allem aber geziert durch eine unabsehbare Reihe großer, zum Theil colossaler Bildwerke — Sie selbst, die Königin, unter einem reichen, höchst geschmackvollen Baldachine 40 Fuß in's Gevierte, mit goldenem Lorbeer und Olivenzweige gewunden — ihr entgegen strahlend der große Kohi-nur, ein Königreich werth, und der Glaubensschild. Das war die Umgebung der Scene, nachdem das „God save the Queen" des Einzuges verhallt war, mit seiner Begleitung von acht Orgeln und dem Chore von 600 Sängern und eben so vielen Instrumenten, und als der fürstliche Gemahl, nachdem er den Bericht, an der Spitze der Royal Commission, vorgelesen und der Königin von den Stufen des Thrones überreicht, auch die gnädige Antwort empfangen hatte, wieder zur Seite der Königin zurückgekehrt war. Der Anblick war großartig: das Schönste jedoch die unmittelbare Umgebung der Königin, mit dem Prinzen von Wales und der Prinzeß Royal und deren Vater neben sich: dann, an der einen Seite die Mutter, die Herzogin von Kent, die Prinzessin von Preußen und die Prinzessin Marie von Cambridge, an der andern den Prinzen von Preußen und den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Aber als nun das kurze und würdige Gebet vollendet war, und der mächtige Chor hinter der Königin das Hallelujah anstimmte aus dem Messias von Händel, und die Worte erklangen: „King of Kings! Lord of Lords! And now the Kingdoms of the Earth are the Lord's!", da blieben wenige Augen trocken (die der Diplomaten natürlich ausgenommen); eine hörbare Stille schwebte über dem Ganzen: jeder fühlte, daß er einen einzigen Moment der Weltgeschichte erlebte, viele, daß diese Weihe der Pracht der Erde ein Weltopfer war. Die Königin war tief bewegt.

Da mitten im Hallelujah trat hervor der sogenannte chinesische Mandarin, welchen die Zeitungen seitdem frischweg „His Excellency He-Sing" nennen, vom Kaiser angeblich zum Commissar ernannt, da er seit drei Jahren als Agent der Chinese Junk sich hier aufgehalten, und englisch soweit gelernt hat, daß er sich einigermaßen mit den rothhaarigen Barbaren unterhalten kann. Er hatte bis dahin in der Schaar der vielen fremden Kommissare gestanden, mit der Pfauenfeder und dem Zopfe, der ihm bis auf die Füße über den Mandarinenmantel herabhieng. Plötzlich schritt er, zu allgemeinem Erstaunen vor der Reihe der Diplomaten vorbei, zwischen Thron und Staatsminister, kniete nieder auf den Stufen, gerade vor der Königin, küßte den Boden, verneigte sich dreimal (nicht neunmal, auch nicht das Haupt hörbar an die Dielen stoßend, wie es beim Kaiser sich gebührt): stand dann wieder auf, und gieng mit derselben Würde und Unbefangenheit zu seinem Platze zurück.

Als aber die Königin die beiden Kinder an der Hand nahm, und die Princeß Royal dem Vater zu führen übergab, ward ein Kämmerer (Marquis Breadalbane) zu dem Chinesen gesandt, um ihm zu sagen, die Königin wünsche,

Digitized by Google

daß er sich dem Zuge vor ihr anschlösse, und zwar zunächst, zwischen dem Erzbischofe und dem Feldmarschall.

War es schalkhafte Anordnung des Prinzen Albert, in Folge vorgängigen Nachsuchens des Mandarines — war es eine der göttlichen Ironien des Schicksals, welche den Ernst der Weltgeschichte erheitern — kurz, der Eindruck war ein allgemeiner unter denen, welche wußten, was zwischen dem Hofe und der Oppositionspartei des diplomatischen Korps in den letzten Tagen gegen die Ausstellung und den Prinzen vorgegangen war.

Während die Gesandten der europäischen Mächte stumm der großen Feierlichkeit beiwohnten, in welcher die Königin Victoria, zum ersten Male in der englischen Geschichte, ihnen eine Stimme angeboten hatte — drückte ihr der chinesische Mandarin, mit stummer, aber ausdrucksvoller Beredsamkeit, die Huldigung der übrigen Menschheit aus, und die Königin gab ihm den Ehrenplatz vor allen Diplomaten, denn das diplomatische Korps gieng vor dem Herzog-Feldmarschall her, welcher an seinem 82sten Geburtstag den friedlichsten und höchsten seiner Triumphe feierte. Was aber uns betraf, so sahen wir gegen den Gelegenheits-Mandarinen und seinen Zopf eigentlich aus wie die Schneider: und verdienten es auch, da der Unschuldige ja für den Schuldigen mitleiden muß. — Und nun begann der Umzug. Eine Orgel sagte ihn der andern an und ein Hurrah und ein Segenswunsch dem andern. Er dauerte zwanzig Minuten, mit raschem Schritte. Dann setzte sich die Königin. Der Kämmerer verkündigte auf der Königin Befehl mit lautester Stimme: Die Ausstellung ist eröffnet. Die Trompeten schallten dreimal mit Macht; die Schranken fielen: die Königin zog ab, wie sie gekommen mit God save the Queen!

Was draußen vorgieng, war weniger glänzend, aber nicht weniger einzig. Siebenmalhunderttausend Menschen waren in den drei Parks (St. James', Green Park, Hyde Park) versammelt, um die Königin auffahren und zurückfahren zu sehen. Natürlich war der größte Theil um das Crystall-Schloß gedrängt, welches im Mailicht und Sonnenschein mit den Flaggen aller Nationen prangte.

Ich fuhr von Ew. Majestät Gesandschaftshause gegen 12 Uhr durch alle drei Parks: im Hyde Park allein war eine halbe Million, nach der Zählung erfahrener Personen, und nie sah ich eine fröhlichere, zufriedenere und verständigere Versammlung: die Stäbe der Constabler hatten mehr mit den Pferden und Kutschen zu thun als mit den Volkshaufen.

So fand ich sie um 2 Uhr, als ich nach Hause fuhr: sie riefen Hurrah! jedem festlich geschmückten Wagen zu, in welchem sie eine ihnen wohlgefällige, d. h. glänzende Uniform erblickten: Dann gegen 6 Uhr zerstreuten sie sich, und ich fand gegen tausend vor dem Hofe des Schlosses versammelt, als ich um 5 Uhr dorthin fuhr. Die Königin hatte sich mit den Kindern auf dem Balcon des Schlosses gezeigt,[1]) und es hieß, die Prinzen wollten ausreiten, was auch um $5\frac{1}{2}$ Uhr unter großem Jubel geschah.

[1]) Der Prinz von Preußen erzählte Tags darauf einem Sohne des Gesandten, daß er sich während dieses Stehens auf dem Balkon des Buckingham Palace den Scherz er-

Digitized by Google

Hätten Ew. Majestät das gesehen, so würden Sie gelächelt haben über die Gespenster der Protektionisten und Unglücksvögel, welche noch am Tage vorher dem Grafen Perponcher hatten aufbinden wollen, die Regierung wisse, daß die Höllenmaschine fertig sei, welche am Tage der Eröffnung Königin und Gäste in die Luft sprengen sollte! und deren einer mich ernsthaft frug, ob ich dem Prinzen nicht rathen würde, sich von dem „great smash" fern zu halten, da jeder vernünftige Mensch vorhersehe, die Gallerien würden einstürzen: hoffentlich ehe die Königin sich unter ihnen niedersetzte!

So ist der Parteigeist und die Parteileidenschaft — bis das Lächerliche kommt. Seit vorgestern will niemand etwas gefürchtet haben. Die Polizeiberichte am nächsten Morgen ergaben, daß der 1ste Mai 1851 der erste Tag gewesen war, ohne einen Unglücksfall und ohne einen einzigen Polizeifall! — Von meinem gestrigen Besuche, insbesondere von dem Kleinode der Kunst, dem Glaubensschilde Ew. Majestät und dem großen Kohi-nur oder Lichtberg — wollen Ew. Majestät mir erlauben, nächstens das Weitere zu melden.

Prinz und Prinzessin von Preußen, und Prinz Friedrich Wilhelm sind in diesem Augenblicke in der Ausstellung, so daß ich mir ihre Aufträge nicht erbitten kann. Aber daß sie sämmtlich wohl und vergnügt sind, und daß alle nur Eines wünschen, nämlich daß Ew. Majestät die Ausstellung Selbst, noch im Sommer oder Herbste, sehen möchten, dies kann ich von ihnen, wie von der Königin und dem Prinzen Albert melden.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät u. s. w.

Bunsen.

N. S. Soeben erscheint die London Illustrated News, und ich erlaube mir sie beizuschließen. Eben so ein Schreiben des Prinzen von Preußen K. H. an Ew. Majestät.

18.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

Die große Ausstellung II.

London, 27. Mai 1851.

Ew. Majestät fühle ich den Muth, eine Fortsetzung meiner Ausstellungsgemälde zu Füßen zu legen, obwohl (nach den öffentlichen Blättern zu urtheilen)

---

laubt habe, einen Herrn von seiner Umgebung mit den Worten heranzuwinken: „Sehen Sie nur! Das Militär fraternisirt mit dem Volke."

Eine andre Bemerkung des hohen Herrn bei der nämlichen Gelegenheit mag hier ihre Stelle finden. „Die Ausstellung und was damit zusammenhängt, könnten wir am Ende auch zu Stande bringen. Aber eine solche Menschenmenge ohne Aufsicht lassen?!" Die Worte klangen wie eine Aufforderung sich zu äußern. Der junge Mensch frug seinerseits schüchtern, ob das nicht auch in Berlin gewagt werden könnte, wenn die Bevölkerung freudig erregt wäre. „Das wäre wohl zu versuchen," sprach der Prinz. Es ist noch in der Erinnerung Vieler, daß i. J. 1858 auf ausdrücklichen Befehl des damaligen Regenten beim Einzuge des Prinzen Friedrich Wilhelm mit seiner jüngst vermählten Gemahlin der freieste Verkehr auf den Straßen aufrecht erhalten ward, durch welche die Fahrt sich bewegte.

Digitized by Google

es in Berlin zum guten Ton und vielleicht sogar zu den guten Grundsätzen gehört, von der Londoner Ausstellung schlecht zu sprechen, nachdem der 1. Mai es lächerlich gemacht hat, von ihr Böses auszusagen. Ich bleibe dabei: wenn Ew. Majestät das Ding sähen, würden Sie Sich daran erfreuen und erbauen.

Erstlich einmal ist Gebäude und Ausstellung nicht blos schön, sondern einzig. Wenn die beiden Teufel des Tages, der Dämon der Demokratie und der Hochmuth des industriellen Materialismus geglaubt haben, daß sie dabei ihre Rechnung finden würden, so haben sie sich eben als dumme Teufel gezeigt. Statt die schuldigen Hoffnungen einer revolutionären Demokratie zu erfüllen, hat die Ausstellung umgekehrt dem Gesetze, dem bestehenden Rechte, und dem Ansehen und Einflusse der Monarchie den größten Vorschub geleistet. Die Beweise liegen thatsächlich auf der Hand.

Der Hochmuthsteufel des industriellen Materialismus aber ist nie so gedemüthigt worden als jetzt, denn es zeigt sich, daß edler Schönheitssinn und wahre Kunst mehr und mehr den Sieg gewinnen über bloße mechanische Vollkommenheit; die Kunst herrscht vor, nicht die Industrie. Mammon sieht sich veranlaßt, den Grazien zu opfern: er studirt Gruner's Vorlageblätter, spricht von Raphael und der Antike, und sehnt sich aus seiner Barbarei heraus. Dabei erkennen die Gewerbtreibenden, Herrn wie Arbeiter, daß ihnen die Monarchie mehr gewährt als die Republik.

John Bull selbst ist respektvoll-zärtlicher gegen seine Königin gestimmt als je, und nimmt vor „Prince Albert" den Hut noch einmal so tief ab: „Rien ne réussit autant que le succès." — In den 30 Juries entscheiden die englischen Mitglieder (welche die Hälfte bilden) bei allen zweifelhaften Fällen immer für die fremden. Charles Dupin schwimmt in Thränen, der katholische Vicomte Delaborde huldigt dem Sinne christlicher Liebe und der klassische Duc de Luynes verzeiht den Engländern ihre geschmacklosen Bildhauerarbeiten und Zöpfe. Die Minister erhalten so viel Geld sie wollen, und die Opposition geht in den Crystal Palace.

Kiß bleibt der Liebling aller Kunstfreunde: die Künstler aber schwärmen für Drake's spielende Kindergruppen, obwohl sie nicht begreifen, wie diese „Brunnenmündung" der Untersatz eines königlichen Standbildes sein könne. Ich habe Drake durch Waagen auffordern lassen, uns sogleich eine Skizze der ursprünglichen Idee zu senden, die ich auf meine Hand lithographiren lassen werde, damit sie neben der Arbeit ausgehängt werden könne. Auch Wagner's Silbervase steht anerkannt an der Spitze der Arbeiten ihrer Art, trotz der bestechenden Eleganz der Pariser. Sein Preis aber ist abschreckend! 2000 L. St.

Wie alles Große und Ernste hat die Ausstellung auch ihre spaßhaften Seiten, und giebt Anlaß zu guten und zu schlechten Witzen. Für die „Refreshment-Rooms" hatten mehrere Gesellschaften Anerbietungen gemacht: eine jedoch so ausgezeichnet einladende und billige, daß die Commission im Begriff stand, ihr die Sache zu übergeben, als man fand, daß sie aus lauter Taschendieben von Handwerk bestand. Das wäre wirklich ein Fund gewesen für die Bande!

Digitized by Google

Die riesige Probe einer Alaunkrystallisation (etwa 15 Fuß hoch, mit mehreren Spitzen, deren eine wie eine rohe Bildsäule aussieht), ist vom Volke für Lot's Wife (die Salzsäule von Sodom) erklärt. Die unglaubliche Darstellung des Engels Michael, welcher den Teufel (mit Menschenkopf und gräulichem Schweife) unter die Füße tritt, in Frauenkleidern, kolossaler Größe, ist, nach langem Zweifel, befriedigend erklärt worden als: „Our gracious Queen putting down the Pope."

Allmählich bilden sich um den Crystal Palace neue Schöpfungen. Prinz Albert hat vier Musterhäuser zum Vermiethen an Arme erbaut. Ein Kunstreiter hat einen antiken Circus errichtet, zum Wettfahren in antiken und mittelaltrigen Wagen und Trachten mit vier Straußen zum Schluß, die von Jockey's geritten mit den Pferden (ponies) in die Wette laufen. 6000 Menschen sitzen auf amphitheatralischen Sitzen unter freiem Himmel als Zuschauer: wenn's regnet, so — spannen sie „das Regendach" auf. Soyer endlich hat das prächtige Haus der Lady Blessington mit Garten als „Symposium" glänzend eingerichtet für „grand déjeuner printanier demi froid et chaud" und englische Damen speisen dort.

In tiefster Ehrfurcht — — —

Bunsen.

19.

Auszug aus einem Schreiben Bunsen's an den Prinzen von Preußen.

London, 25. Mai 1851.

Ew. Königliche Hoheit haben mir während Ihres denkwürdigen Aufenthalts in diesem Lande von neuem so große Beweise Ihres gnädigen Vertrauens gegeben, und mich einen so trostreichen Blick thun lassen in die Gesinnungen und Grundsätze, mit welchen Sie der schweren Zukunft entgegen gehen, daß ich mir die Erlaubniß erbitten muß, für diese Huld meine tiefste Dankbarkeit auszusprechen.

Ich kann diese aber nicht anders bethätigen, als indem ich aus der Tiefe dieser treuen und dankbaren Anhänglichkeit zwei Worte an Ew. Königlichen Hoheit Herz lege.

Das erste betrifft den König selbst, dessen schwere Stellung Ew. Königliche Hoheit nicht minder Kummer macht, als mir. Ich habe das Vertrauen in den hohen preußischen Sinn, welcher das große Herz des Monarchen erfüllt, daß er in Warschau das Opfer der Verfassung *nicht* gebracht hat. Daß man es gefordert haben wird, daran zweifle ich so wenig als Ew. Königliche Hoheit. Eine tröstende Zusicherung darüber an sein treues Volk und das, nur hierin noch mit der Hoffnung für die nächsten dreißig Jahre zusammenhängende, in die Apathie verzweifelnden Unmuths und tödtenden Unglaubens an eine göttliche Weltregierung versinkende Deutschland, würde hinreichen, dem Könige die Stellung zu geben, die wir von Gott für Ihn erflehen müssen. — — —

Digitized by Google

20.

Prinz von Preußen an Bunsen.

Berlin, 26. Juny 1851.

Schon ein Monat ist verflossen, daß wir London verließen und noch dankte ich Ihnen nicht für alle Freundlichkeit, die Sie uns erwiesen und für die interessanten Gespräche, welche wir führten. So geschehe es denn hiermit. Es war eine unvergeßliche Zeit, in so vieler Beziehung!! Ich höre, daß sich jetzt die Fremden in unerhörter Zahl mehren. Dies wird wohl die Zeit sein, in welcher man Gefahr für mein armes Leben besorgte, und da ich sie nicht mehr erlebte, diese Zeit, so scheint man einen Irrthum hier anzunehmen, denn noch hat mir **kein Mensch** von den Entraven der Reise eine Sylbe gesagt!

Meine kurze Apparition in Dirschau war ohne alles politisches Interesse, indem ich mich nicht auszusprechen hatte, da, wo der König und sein Premier gesprochen hatten. Ich bin sehr froh, daß nichts stipulirt worden ist. Der Kaiser berührte nur Einmal die Oesterreichische Gesammt Eintritts-Frage in Deutschland und résumirte sich dahin: „Das Recht könne man Oesterreich nicht absprechen, seinen Gesammt-Eintritt zu beantragen, dies stände Jedem frei; die Zustimmung stände bei den deutschen Staaten, und seien nicht abhängig von der Einwilligung der zu Wien gezeichnet habenden Mächte, weil es eine innere Frage sei. (?) Den Nutzen dieser Forderung sähe der Kaiser nicht ein, der wäre nur vorhanden, wenn eine Représentation am Bunde stattfinde, damit alsdann Oesterreich durch seine ganze Länder Masse eine gehörige und würdige Anzahl von Représentanten habe." Ich begnügte mich, zu erwidern, daß man doch dem Gefühl Deutschlands Rechnung tragen müsse, welches eine moralische Einheit darzustellen wünsche, welche in Europa und in der Welt eine Macht représentire, daß dieser Wunsch durch Oesterreichs Eintritt aber unmöglich werde, indem es dann wohl einen Mittel-Europäischen aber keinen Deutschen Bund mehr gebe, und ob diese Art Bund Rußland lieb sein werde, müßte ich der Einsicht des Kaisers überlassen. Dieser erwiderte kurz, da er abgerufen wurde: Vous envisagez la question d'un point de vue politique plus élevé, et Vous n'avez pas tort en ce que Vous dites. — Dies war mir bezeichnend genug.

Ich habe einen sehr aimablen Brief der Königin und des Prinzen Albert erhalten, die mich sehr erfreuten, was Sie wohl bei Gelegenheit anbringen. Der Prinz envisagirt die bei uns angeregte Ständische Frage aus einem falschen Gesichtspunkte. Diese Stände sind ad hoc zu einer bestimmten Opération einberufen, aber nicht qua ihres alten Rechtes und nicht zur Ausübung ihrer mit der Verfassung erloschenen Gerechtsame. Insofern ist also nicht gegen die Verfassung verstoßen. Wenn man auch in der Form hätte geschickter sein können, so ist die Sache in meinen Augen eine sehr erwünschte; denn da nach Beschluß der Kammern die Communal Ordnung révidirt werden soll, und dies nur erquicklich geschehen kann, wenn es Provinzialweise geschieht, so ist wohl zu dieser Révision keine Behörde mehr geschickt, als der Provinzial- und Kreis-Tag. Alles kommt nur darauf an, daß die Sache geschickt geleitet wird; alsdann kann

Digitized by Google

mit der in der Communal-Ordnung angeordneten Kreis- und Provinzial-Repräsentation, eine sehr glückliche Verbindung mit den alten Ständischen — jetzt Intéressen-Elémenten vorgenommen werden. Die X Zeitung ist wieder unleidlich in dieser Frage, indem sie triumphirt und die Verfassung als beseitigt betrachtet. Das Sprich-Wort: Gott behüte uns vor unsern Freunden p. p., ist hier recht anwendbar! Indem ich Sie ersuche, mich Ihrer ganzen Familie herzlichst zu empfehlen und die Einlage zu besorgen bitte, verbleibe ich

Ihr

Prinz v. Preußen.

Wie Künstler lieben.

Novelle.

Von

Margareta von Poschinger.

An einem Novemberabende, schon in später Stunde, sah man zwei jugendliche Gestalten das Künstlerhaus der „Allotria“ in München verlassen und den Weg nach der äußeren Schwanthalerstraße einschlagen. Langsam wandelten sie durch die schlecht erleuchteten Gassen, die Stille der Nacht nur ab und zu mit einem kurzen Gespräche unterbrechend.

„Weiß Gott, ob ich sobald wieder die Kneipe betreten werde,“ sagte der ältere der Genossen, „denn wenn erst einmal die Kleine im Hause ist — so wird es eine schöne Umwälzung in meinen Lebensgewohnheiten geben!“

„Das fürchte ich auch,“ sagte der Begleiter mit wehmutsvoller Stimme. „Wenn's nur gut thut.“

Und lautlos schritten sie weiter, beide von Müdigkeit überwältigt und ganz in Gedanken über die Dinge, welche die nächste Zukunft bringen sollte.

Der Aeltere, ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, der von der Erweiterung seines Hausstandes gesprochen hatte, war einer der begabtesten unter den Malern der neuen Münchener Schule. Sproß einer alten Augsburger Familie, hatte Kurt sogleich nach dem Austritt aus dem Gymnasium die Künstlerlaufbahn ergriffen. Er arbeitete zuerst als Schüler Pilotys, ging aber bald seinen eigenen Weg und hatte es nach kurzer Zeit so weit gebracht, daß sein Ruf, als eine Zierde der Münchener Schule, unbestritten feststand. Als Mensch war er ein Freund ungebundenen, freien Lebens; für Standesgenossen, die sich verheirateten, hatte er stets nur ein mitleidiges Lächeln gehabt.

Digitized by Google

„Der Künstler thut am besten," so hatte er stets gepredigt, „als Einspänner durch die Welt zu gehen; wenn er es aber ja ohne Anschluß nicht aushalten kann, so mag er sich mit seinem Modell oder einem bescheidenen Mädchen zusammenthun und mit ihr leben, bis die Trennungsstunde schlägt."

Die Art und Weise, wie man zu einer solchen Gefährtin kommt, hatte er eben an sich selbst praktisch erprobt. Gerade zur Zeit, als er ein nicht gewerbsmäßiges Modell für sein nächstes Bild suchte, das den Raub der Proserpina darstellen sollte, lernte er auf der Straße ein bildschönes achtzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines kleinen Beamten aus Bayreuth, kennen, die kurz vorher mit einem Stipendium nach München geschickt worden war, um sich auf der königlichen Singschule für die Oper auszubilden. Der Gedanke, ein so reizendes und zugleich gebildetes Geschöpf entdeckt zu haben, das seine bisherigen Liebschaften in jeder Beziehung in Schatten stellte, machte ihn überglücklich. Die Bedenken der unschuldigen Elevin, die Bewerbungen eines ersten Verehrers entgegen zu nehmen, waren freilich nicht minder groß. Aber man urteile doch menschlich! Sollte das blutjunge, lebenslustige, ganz alleinstehende Mädchen bis zu ihrer Verheiratung ohne Anschluß an ein fühlendes Herz verschmachten? Sollte, wenn die Freundinnen sich zu Landpartien aufmachten, zu Theater oder Konzerten abgeholt wurden, sie allein im Kämmerlein sich verzehren? Ohne Rat, wenn Zweifel die Brust durchtobten, ohne Halt, wenn die eigenen Kräfte im Kampfe des Lebens zu erlahmen drohten? Nein, wenn der richtige Mann das Glück hatte, dem einsamen Wesen zu begegnen, wenn er verstand, auch nur eine Saite seines Herzens zu berühren, dann gehörte es ihm. Und Kurt war gerade der rechte Mann! Zu allen seinen künstlerischen Früherfolgen war dieser Glückspilz ein verführerischer Mensch. Wie konnte der sich einen Korb holen? Und doch kam's ganz anders, als er es sich gedacht hatte. Ein Modell war er suchen gegangen — und eine Geliebte hatte er gefunden.

Mit dem Vorschlag, ihm zu seinem Gemälde zu stehen, wäre er bei dem zartfühlenden Wesen schön angekommen. Es dauerte Wochen, bis sie zum erstenmal einen Schritt in sein Atelier setzen wollte. Das Erwachen der ersten Liebe und die flehentlichen Bitten des Teuren erschütterten freilich bald ihre Grundsätze. Es ging, wie es immer geht, nach sechs Monaten war sie die Seinige, nach Verlauf eines weiteren halben Jahres hatte sie die Singschule verlassen, und nach Jahr und Tag hatte sie die letzten Bedenken, die Wohnung ihres Geliebten zu teilen, überwunden. An dem Tage, der dem Abend folgte, an welchem wir die beiden Künstler den Heimweg von der Kneipe antreten sahen, sollte sie in die neu gemietete Junggesellenwohnung ihres Geliebten einziehen.

Kurts Begleiter, Walther, war gleichfalls Maler, kaum dreißig Jahre alt, Sohn minder wohlhabender Eltern und künstlerisch noch nicht hervorgetreten. Sogleich bei der Aufnahme in die Akademie war er von seinen Eltern Kurt, einem entfernten Verwandten, auf die Seele gebunden worden, und seit dieser Zeit verband beide eine Freundschaft, die an die schönsten Vorbilder erinnerte. Sie waren die Unzertrennlichen; ihre Ateliers stießen an einander, ihre Wohnung

Digitized by Google

war eine gemeinschaftliche. Als Kurt sein Liebchen zu sich nahm, verlangte er, daß in Bezug auf ihr beiderseitiges Verhältnis alles beim alten bliebe. Um den Verlust des Freundes hätte er das Zusammensein mit seiner Geliebten nicht erkaufen wollen.

Die Etablirung des seltsamen Hausstandes, der im Munde der befreundeten Künstler bald den Spitznamen „das dreiblätterige Kleeblatt" führte, vollzog sich ohne Zwischenfälle. Ein solches Leben zu dreien hat sicherlich immer etwas Gewagtes. Wie sollte aber in unserem Falle das Verhältnis eine Störung erleiden, da Walther zu Kurt hinaufblickte wie ein Sohn zum Vater, wie ein Schüler zum angebeteten Meister, und da seiner Geliebten schon der Gedanke, das Interesse auch noch eines andern zu erregen, die Schamröte in das Gesicht getrieben haben würde.

Im Verkehr mit Hedwig zeigte Kurt eine rührende Sorgfalt. Es war, als fühlte er diesem Wesen gegenüber eine tiefe Schuld, die er durch volle Hingebung gut zu machen suchte. Hedwig war soweit glücklich, doch blieb auch ihr ein schwerer Schlag nicht erspart. Ihre Eltern hatten sie verstoßen und wollten unter keiner Bedingung mehr etwas von ihr wissen. Der melancholische Zug, der auf dem jugendlichen Gesichte lag und ihm so gut stand, mochte wohl hierin seinen Grund haben.

Als die Julisonne ihre glühenden Strahlen über München ausgoß, bezog das Kleeblatt ein Quartier in Dorfen, einem kleinen Orte am Chiemsee, den Kurt schon in früheren Jahren im Verein mit mehreren ihm befreundeten Malern zu besuchen pflegte. Dort verlebten sie herrliche Tage. Keine Sorge, kein unerfüllter Wunsch, kein Mißton. Des Morgens zogen die Maler einzeln nach ihren Standplätzen hinaus; der eine malte eine Kuhherde, der andere eine Seelandschaft, ein dritter hatte sich als Modell eine zum sonntägigen Kirchgang geschmückte Braut bestellt. Wenn die elfte Stunde nahte, konnte man dem Badeplatze regelmäßig eine schlanke Frauengestalt sich nahen sehen, in Kleidern hell wie frischgefallener Schnee, das liebliche Köpfchen mit einem gewaltigen Strohhut bedeckt, in der einen Hand die Blumen, die sie auf ihrem Toilettetische vorgefunden hatte, in der andern ein Körbchen mit einem Imbiß für den Geliebten, damit er vor Tisch noch eine kleine „Herzensstärkung" zu sich nehmen möchte. Und dann das Mittagessen im Freien unter der Linde, zu dem die Maler sich alle versammelten, und das sie mit der Erzählung über ihre Erlebnisse und Eindrücke und mit tausenderlei Geschichten würzten. Nach Tisch Siesta und dann Aufbruch zu Ausflügen auf den See oder ins Gebirge, abends Wiedervereinigung unter der Linde, nach Tisch Karten- oder Kegelspiel, Lektüre der aus München ankommenden Morgenzeitungen, bis einer nach dem andern verschwand, um, todmüde von der kräftigen Gebirgsluft, in wenigen Minuten dem Schlafe seinen Tribut zu zahlen ...

Fast drei Jahre bestand das Verhältnis ohne eine Trübung. Dann machte der unerbittliche Tod ihm ein Ende: Eine plötzliche Lungenentzündung raffte Kurt in der Mitte seines Schaffens und seiner Triumphe hinweg. Das Bewußt-

Digitized by Google

sein, die Schuld nicht gesühnt zu haben, die er gegenüber Hedwig auf sich genommen, hatte Kurt schrecklichere Qualen bereitet als sein physisches Leiden. Vor seiner letzten Stunde legte er die Hand der verzweifelnden Geliebten in die des Freundes und flüsterte mit röchelnder Stimme die wohlverständlichen Worte: „Sorg für sie! Verlaß sie nicht, die Arme!“ —

Es war ein eigenartiges Gefühl, das die beiden Zurückgebliebenen beschlich, als sie nach dem Tode desjenigen, der ihnen beiden gleich nahe gestanden, zum erstenmal sich in der Wohnung allein befanden. Am folgenden Tage klopfte es um neun Uhr an Walthers Thür, und wer mit verweinten Augen hereintrat, das war Hedwig. Ob sie zu Tisch einkaufen lassen solle, auch für ihn?

„Ja wohl — es bleibt alles beim alten.“

Was hätte sich auch ändern sollen? Sollte Hedwig die aufgegebene Künstlerlaufbahn noch einmal von vorne anfangen? Sollte sie die Räume verlassen, in denen sie die glücklichsten Stunden verlebt, und die ihr jetzt durch Kurts hinterlassene Kunstwerke wie ein Heiligtum erschienen? Lag nicht in den Sorgen des kleinen Hauswesens für die nächste Zeit für sie die einzige Ableitung von dem bohrenden Schmerze? Und was wäre es nicht für Walther für ein Schlag gewesen, auf einmal zwei so teure Menschen zu verlieren. Es blieb also alles, wie es zuvor gewesen; freilich nur äußerlich, denn im Innern kochte und gärte es bei den zwei Zurückgebliebenen, für die es jetzt nur noch die Alternative gab, weiter von einander zu rücken — oder enger sich an einander zu schließen. Braucht es gesagt zu werden, nach welcher Richtung hin das Treiben und Sinnen Walthers ging? Er hatte die Frauen lange genug gekannt, um zu wissen, daß im Verkehr des Mannes mit dem Weibe die Hauptkunst darin liegt, für sein Anliegen den richtigen Zeitpunkt zu wählen. Wie mancher hätte glänzend reussirt, wenn er ein Jahr, ja nur einen Monat zu warten verstanden hätte! Wie mancher ist umgekehrt daran gescheitert, daß er zu wenig dringlich, zu bedächtig, zu wenig stürmisch war! Kurt hatte, als er Hedwig näher trat, die Erfahrung machen müssen, daß bei ihr mit Gewalt nichts durchzusetzen war. Sie verstand nicht, eine neue Situation schnell zu erfassen, dachte, bevor sie zu einem Entschlusse kam, wochenlang darüber nach, und war überhaupt schwer aus dem alten Geleise zu bringen. An jedem Tage kam sie Kurt mit neuen Bedenken, bis sie eines Morgens, da der Geliebte seine Ueberredungskünste noch gar nicht hatte spielen lassen, ganz spontan mit der Botschaft herausrückte: „Heute habe ich der Wirtin meine Stube gekündigt, und in vierzehn Tagen werde ich umziehen.“ Nachdem ihr Entschluß einmal gefaßt worden war, hatte sie auf die Bitten ihres Geliebten nicht gezaudert, seine Junggesellenwirtschaft noch weiter abzukürzen und schon am folgenden Tage mit allen ihren Sachen einzuziehen.

Wie Walther das Naturell seiner Hausgenossin kannte, that er also gut, nichts zu überstürzen, ihr lieber Zeit zu lassen, in ihrem kleinen Gehirn sich die Verhältnisse erst selbst klar zu machen und dann das Gewicht der Thatsachen wirken zu lassen. Er würdigte vollkommen ihren Schmerz um den verlorenen

Digitized by Google

Freund, drängte in nichts und ließ sie schalten und walten, wie es ihr gefiel. In den ersten Tagen sahen sich die beiden nur bei den Mahlzeiten, und auch da nur kurze Zeit. Nach acht Tagen eröffnete sie Walther, daß sie auf ein paar Wochen zum Besuche der Ihrigen nach Bayreuth reisen wolle. Die Sehnsucht nach den Ihrigen lasse sie nicht ruhen, nicht minder die Hoffnung, sich mit denselben wieder zu versöhnen. Walther machte bei dieser Eröffnung ein verdutztes, ganz beängstigtes Gesicht.

„Keine Sorge," setzte sie hinzu. „Glauben Sie wirklich, daß ich Sie verlassen könnte, und gar jetzt, wo wir gegenseitig so sehr der Hilfe, des Trostes und des Anschlusses bedürfen?"

Walther betrachtete es als eine günstige Vorbedeutung, als schon ihre ersten aus der Heimat entsandten Zeilen die Abkürzung der ursprünglich beabsichtigten Abwesenheit von München in Aussicht stellten. Die Ihrigen hatten sie wie ein verlorenes Mädchen aufgenommen, und nur von Sünde und Schande gesprochen, der sie je schneller je lieber entrinnen sollte. Das arme Ding, das gekommen war, in der Umarmung der Ihrigen Trost und Vergessen zu finden, es stand jetzt Fremden gegenüber, die ihr Herz zerfleischten, und die sich bei ihrem Anblick am liebsten bekreuzt hätten, um ja am eigenen Seelenheil nichts einzubüßen.

Das Resultat der gegenseitigen Wahrnehmungen nach dreijähriger Trennung war eine totale Entfremdung. Man bediente sich noch derselben Sprache, aber man verstand sich nicht mehr. Schon nach Verlauf einer Woche schellte es bei Walther. Wer wieder Sehnsucht hatte nach dem alten Heim — das war die Kleine.

In der nächsten Zeit bereitete sich augenscheinlich ein Umschwung in Hedwigs Stimmung in der Art vor, daß ihr jugendlich kräftiger Geist die Schmerzen über den dahingeschiedenen Freund allmälich zu überwinden vermochte; dann folgte eine Zeit, da fast jeder Tag ein neues Symptom ihrer Sinnesänderung brachte. Das voreilige Aufstehen vom Tisch hörte auf. Da sie Tags über meist auf sich angewiesen war und die Zeit mit den Sorgen des kleinen Haushalts, der Lektüre und am Klavier auszufüllen pflegte, stapelte sich bei ihr bis Abend eine Flut unausgesprochener Gedanken auf, die um alle heraus mußten.

„Heute habe ich mich wieder einmal schön verschwatzt," so schloß sie dann wohl, indem sie auf den nach elf deutenden Uhrzeiger einen verschämten Seitenblick warf, „und Ihre Geduld schön mißbraucht! Warum haben Sie mir aber auch nicht das Mäulchen gestopft? Es geschieht Ihnen grad recht. Gute Nacht!" Und draußen war sie.

Der Sonntag war früher für die Lieblingsgerichte Kurts reservirt. Hedwig hatte es sich dazumal mitunter nicht nehmen lassen, unter der Thür der Aufwärterin die Schüssel abzunehmen und sie freudestrahlend dem Herzliebsten vorzusetzen, wofür sie dann stets mit einem dankbaren Kusse belohnt worden war. Wie hämmerte Walther das Herz unter der Weste, als Hedwig eines Sonntags, da sie zum erstenmal die tiefe Trauer abgelegt und die Brust mit ein paar Rosen geschmückt hatte, ihn zum Gegenstand derselben zarten Aufmerksamkeit machte.

Digitized by Google

„Sie sind schon zu gut mit mir," sagte Walther zu der Errötenden, „wüßte ich nur, wie ich es verdient habe und wie ich es Ihnen danken kann!" Ein stiller Händedruck mußte dann ihr alles sagen, denn noch wagte er nicht, ihr den Tribut in der hergebrachten Art zu reichen.

Als bei Tisch noch für drei Personen gedeckt wurde, saß Walther am runden Tische Hedwig gegenüber, Kurt in der Mitte. Es anzusehen, wie die kleine Schlange nach und nach im Laufe der Monate es dahin brachte, daß Walther schließlich am Tische den Platz ihres früheren Herrn und Gebieters einnahm — war ein Schauspiel für Götter. Walther that nicht, als ob er merkte, daß sich die Servietten jeden Tag um ein paar Centimeter näherten, er lachte sich im stillen ins Fäustchen und sagte sich: „Wir sind auf dem besten Wege".

Allmälich belebte sich wieder das Haus. Die Fremde von ehedem stellten sich wieder ein, fast durchweg Maler; die einen verheiratet, die Mehrzahl so lebend, wie es in diesem Hause hergebracht zu sein schien.

Walther hätte wohl die Kleine übernommen, meinten sie, mit den Augen zwinkernd.

„Nein," bemerkte der in verletztem Tone, „sie wohnt nur noch hier, so lange die Miete läuft. Ihr wißt, ich eigne mich nicht für die Ehe, nicht einmal für eine wilde." Auf diese Weise glaubte er am besten die Angebetete vor ihren bösen Zungen schützen zu können.

Der größte Genuß, den Hedwig kannte, bestand im Besuche der Oper. Die Ankündigung „Rheingolds", der einzigen Wagnerschen Oper, die sie noch nicht gehört hatte, weckte unerwartet die alte, monatelang ruhende Leidenschaft. Sie hatte ursprünglich die Aufführung mit einer früheren Kollegin aus der königlichen Singschule besuchen wollen, nahm es aber hoch auf, als Walther darum bat, sie begleiten und im Labyrinthe dieser eigenartigen Tondichtung zurechtführen zu dürfen. Nach der Oper speisten sie in einem Restaurant zur Nacht. Zur Feier des ersten gemeinschaftlichen Ausgangs ließ Walther alles auftragen, was gut und teuer war, Austern, Beefsteak à la Chateaubriand und einen vorzüglichen Rotwein, den das Leckermäulchen wohl zu schätzen wußte.

„Für wen uns wohl die Leute halten?" fragte Hedwig, als sie so recht im Zuge war.

„Für das, was wir schon längst sein sollten und endlich doch einmal werden müssen," erwiderte Walther, indem er nach ihrer Hand griff und sie leise an seinen Mund drückte. „Für ein Liebespaar!"

„Und wie viel fehlt noch?" warf sie tief errötend ein. „Da ich doch eingewilligt habe, bei Ihnen zu bleiben trotz des Geredes der Leute? Still, ich weiß, was Sie auf der Zunge haben. Die Thür zu meinem Kämmerlein öffnet sich nicht; die Stätte bleibt mir heilig, kein fremder Fuß soll sie betreten. Aber wenn Sie sich ein neues Nest bauen und dann mich einfältig Ding darin haben wollen — die Zeit wird's ja lehren, ob Sie so lange stand halten. — — Aber bis dahin kein Wort mehr davon! Wollen Sie es mir versprechen?"

Tief in der Nacht kamen beide, eingehängt wie Verlobte oder Verliebte, an

Digitized by Google

der Hausthür an. Hedwig war von Müdigkeit und Schlaf überwältigt. Ohne sich zu besinnen, trug Walther sie die Treppe hinauf, sie vor ihrem Kämmerlein absetzend. Dort spitzte sie den Mund. Walther ließ es sich nicht zweimal sagen und küßte sie tapfer, bis sie sich losriß und verschwand.

Es dauerte nur wenig Wochen, so konnte Walther der Kleinen bereits mitteilen, daß es ihm gelungen sei, mit Hilfe eines kleinen pekuniären Opfers die sofortige Lösung seines Mietskontraktes herbei zu führen. In der alten Wohnung würde er es auf die Dauer doch nicht mehr ausgehalten haben. Erst nach dem Umzug glaubte er fähig zu sein, etwas Ordentliches auf die Leinwand zu setzen.

Walther glaubte auf Mißbilligung zu stoßen, daß er so ganz auf eigene Faust eine so gewichtige Frage entschieden hatte. Statt dessen bemerkte Hedwig schalkhaft: „Dann werden wir eben die Probezeit verlängern müssen."

Nun begann die Suche des neuen Quartiers. Wie ein verlobtes Paar ging es treppauf, treppab, bis sie eine entsprechende Wohnung mit daran stoßendem Atelier endlich gefunden hatten: alles luftig, neu, und ringsum den Blick ins Freie gestattend. Wie eine vollendete Hausfrau disponirte nun Hedwig über die Räumlichkeiten.

„Dieser Raum wird unser Salon, daneben das Speisezimmer, hier mein Schlafzimmer, dort in jenes wirst Du des Nachts eingesperrt," — das Paar duzte sich seit dem Rheingoldabend — „dies Zimmer bleibt für Besuch vorbehalten, ja, so geht's. In acht Tagen können die Leute kommen und den Umzug bewerkstelligen."

Eine Woche später war Walther der glücklichste unter den Sterblichen. Er wurde nicht müde, das berückende, liebe Gesichtchen anzusehen und zu bewundern. Und erst dieser einzige Charakter! Stets dasselbe gute, treue, aufrichtige, bescheidene, heitere Wesen, das Bild der echten Weiblichkeit. Dabei voll Talent. Eine ganze Künstlerin, wenn sie sich ans Klavier setzte, um ihren herrlichen Alt ertönen zu lassen.

Walther hatte durch sein bisheriges Leben und Treiben auf ein gutes Sitten- und Führungszeugnis sich gerade keinen Anspruch erworben; nie hatte ihn ein und dasselbe Weib länger als ein paar Wochen zu fesseln vermocht; er flatterte von der einen zur andern, arbeitete im Atelier gerade nur so viel, als er zum Leben brauchte, und vertrödelte die Hauptzeit mit Dingen, die ihn eigentlich nichts angingen, mit Musik und — sollte man es für möglich halten — mit Mathematik und Astronomie

Seit Walther nun mit Hedwig zusammenlebte, ging ein vollständiger Wandel in ihm vor. Er fing zum erstenmal im Leben an zu arbeiten. Die Bilder, wofür alte Bestellungen vorlagen, wurden der Reihe nach abgeliefert. Der Kunstverein, um den er sich seit Jahren nicht mehr gekümmert hatte, sah im Winter zum erstenmal wieder Werke von ihm. Die astronomischen Bücher waren bald mit Staub bedeckt; die Witze der anderen Maler, wann er wohl seine nächste Landschaft aus dem Mond ausstellen würde, verstummten, das Wirtshaus und das Kaffee, in denen er ehedem die besten Stunden des Tages zuzubringen

Digitized by Google

pflegte, sahen ihn nicht mehr. Wo hätte Walther auch die Zeit dazu hernehmen sollen, da er den ganzen Tag mit Anstrengung aller Kräfte arbeitete und alle freien Stunden der Kleinen widmete. Sein äußeres Ansehen war bis dahin vernachlässigt, auf zehn Schritte schon konnte man ihm den Künstler ansehen: runder Hut, unrasirtes Gesicht, das Haupthaar bis zum Nacken fallend, der Rock voll Flecken, die Knöpfe selten vollzählig, ein tüchtiger Knotenstock in der Hand — der wahre Schrecken Hedwigs, so lange sie noch mit Kurt ging und auf Walther keinen Einfluß hatte. Oft hatte sie zu ihm gesagt: „Wenn Sie nur etwas mehr auf sich geben wollten! Wenn Sie sich heute nicht rasiren lassen, gehe ich mit Ihnen nicht über die Straße! Ihnen fehlt auch eine Frau, die Ihnen den Unart auszöge!“

Jetzt war er, ohne daß von der andern Seite auch nur ein Wort fiel, nicht wieder zu erkennen. Bald wurde er der Spott der in der alten Vernachlässigung fortlebenden Kollegen. Niemals hätte man geglaubt, daß eine Frau einen solchen Einfluß auf diesen hartgesottenen Junggesellen ausüben könne. Noch mehr war die Stellung zu verwundern, welche Hedwig sich in gesellschaftlicher Beziehung zu erringen wußte. Daß Maler, die mit ihren Modellen zusammenleben, sich gegenseitig besuchen und einladen, war von jeher Brauch der Schule, das Seltsame aber war, daß verheiratete Kollegen dem Paare den ersten Besuch machten und es zu sich baten, als wären sie Mann und Frau.!

Wo das Paar hinkam, war es um so mehr willkommen, als beide Teile neben fröhlichen Gesichtern ihre musikalischen Talente mitbrachten und sich nicht lange bitten ließen, sie leuchten zu lassen, Hedwig als Schumann-Sängerin, Walther als ihr Klavierbegleiter. Sie hatte seit ihrem Ausscheiden aus der Musikschule zwar keinen Unterricht mehr genommen, ihren Gesang aber stets gepflegt und durch häufigen Besuch von Konzerten und Theatern den Geschmack noch vervollkommnet. Wenn Walther über ihr Talent mitunter selbst in Entzücken geriet, wollte sie es in ihrem bescheidenen Sinne nie recht gelten lassen: „Dein Urteil ist mir nicht maßgebend. Du findest an mir alles schön und vorzüglich.“ Damit sie selbst es glaubte, mußte später ein Kompetenterer es ihr sagen.

Es traf sich, daß unser Paar eines Abends bei einem Maler mit dem zweiten Kapellmeister der Münchener Oper in einer Gesellschaft zusammen war. Nach dem Abendbrot sollte etwas musizirt werden, und wie üblich wurde Hedwig aufgefordert, einige Lieder zum besten zu geben. Als sie den ersten Gesangsvortrag beendigt hatte, eilte der Kapellmeister auf sie zu und fand kaum Worte genug, um ihre Stimme sowohl als ihren Vortrag in den Himmel zu heben.

„Sie müssen zu uns kommen, verehrtes Fräulein, Sie gehören zum Theater! Nur keinen Einwand und keine falsche Bescheidenheit. Nun noch ein Stück, das ich selbst begleiten will. Ich Glücklicher! Ich habe einen Stern entdeckt, und was für einen!“

Dieser Abend war für die ganze Zukunft Hedwigs von entscheidender Bedeutung. Die erste Folge war, daß sich dieselbe auf wiederholte Bestürmung des Kapellmeisters herbeiließ, den Gesangsunterricht bei einer Privatlehrerin

Digitized by Google

wieder aufzunehmen. Das währte aber nur zwei Monate lang. Denn schon nach dieser kurzen Prüfungszeit kam der Kapellmeister mit der günstigen Nachricht, der Intendant, dem er von seiner Entdeckung gesprochen, habe den Wunsch geäußert, im Konzertsaal des Theaters eine Arie der jungen Dame zu hören. Die Probe fand mit solchem Erfolge statt, daß sich der Intendant bereit erklärte, die Mittel zu ihrer vollständigen Ausbildung als Sängerin aus den Fonds des Theaters hergeben zu wollen, unter der einen, gewiß nicht lästigen Bedingung, daß Hedwig nach Verlauf eines Jahres mit einem für eine Anfängerin glänzenden Jahresgehalt in den Verband der königlichen Bühne in München eintrete.

Als Hedwig das offizielle Schreiben der königlichen Intendantur, das dieses Anerbieten enthielt, durchflogen hatte, klatschte sie voll Freude in die Hände; wem dagegen bei der Sache sehr unheimlich wurde, das war Walther. Er fühlte die Hoffnung, daß sein Bündnis mit Hedwig so bleibe, wie es bisher sich gestaltet hatte, mit einemmale auf das stärkste erschüttert. Bisher war zwar noch alles beim alten geblieben, wenn aber Hedwig erst einmal mit den Mitgliedern des Theaters Fühlung bekam, — sei es zunächst auch nur auf dem Umwege des Unterrichts — dann war ihre Sinnesänderung nur noch eine Frage der Zeit. An die Folgen ihres eventuellen Auftretens in der Oper wollte Walther gar nicht denken. Ihn schauderte bei dieser Perspektive. Als ihn Hedwig um Rat in der Sache fragte, verhehlte er ihr seine Bedenken nicht. Der Mensch, der die entscheidenden Schritte seines Lebens oft und tagelang ängstlich erwägt, faßt aber manchmal mit unglaublichem Leichtsinn Entschlüsse, die den Keim der Hauptentscheidung schon in sich bergen.

Warum solle sie auch dies Glück ausschlagen? Was habe die Annahme des Anerbietens überhaupt mit ihrem beiderseitigen Verhältnisse zu einander gemein? Stehe dieses auf so schwachen Füßen, daß es zusammen zu fallen drohe, wenn sie sich der Kunst widme und sich selbständig zu machen suche? Ja, diese Selbständigkeit sei es gerade, die sie ersehne. Nichts sei für sie drückender als das Gefühl, von einem andern zu leben, von dem alles zu erhalten und im Grunde nichts zu geben. Etwas zu *verdienen*, sei schon längst ihr Wunsch gewesen. Wenn sie erst auf eigenen Füßen stehe und auch ihrerseits zum gemeinschaftlichen Hauswesen beisteuere, dann erst könne sie wahrhaft befriedigt sein und ihrem Freunde ohne Scham ins Auge sehen. Gerade im Interesse der Fortdauer ihres Freundschaftsbundes, den sie sonst früher oder später zerreißen müsse, bat sie um Walthers Einwilligung zur Unterzeichnung des Vertragsentwurfes.

Mit mathematischer Sicherheit wußte Walther, daß dieser Federstrich seinem Glück ein nahes Ziel setzen werde. Aber was vermochte er gegenüber einem so selbständigen, zielbewußten Köpfchen? Und wie hatten ihr der Kapellmeister und die anderen nicht ihre Zukunft ausgemalt? Ging sie — wenn man diese Herren sprechen hörte — nicht einem Triumphzuge entgegen? Standen nicht Berge von Gold, Huldigungen über Huldigungen in Aussicht? Dort Glanz, Ehren, Lorbeeren — hier ein bescheidenes Leben in beschränkter Häuslichkeit, etwas mehr

Digitized by Google

als eine Wirtschafterin, oder wenn man wollte, auch weniger als eine solche. Sahen sie nicht einzelne über die Achseln an, als ein ganz gesunkenes Wesen, das überdies von heute auf morgen den Liebhaber wechselte?

Am andern Tage ging das Schriftstück unterzeichnet an die Intendantur zurück. Hedwig war auf fünf Jahre kontraktlich an das Hof- und Nationaltheater in München gebunden.

Der Rückschlag blieb nicht aus; man denkt gewiß an böse Folgen. Aber ganz im Gegenteil; das Gefühl der Ungewißheit, wie sich Walthers Verhältnis zu Hedwig in Zukunft gestalten könnte, die Furcht, sie am Ende doch zu verlieren, belebten seine Schaffenslust und erzeugten in ihm mit einemmal eine Energie, die derselbe bisher nicht gekannt hatte.

Walther war bisher ein Maler, wie es deren in München Hunderte gibt. Er war über den Durchschnitt nicht hinausgekommen. Wenn er im ganzen Jahr für drei- bis viertausend Mark Bilder verkaufte, so konnte er von guten Zeiten sprechen. Die Originalität war es nicht, die seinen Werken abging, im Gegenteil: seine Sujets waren alle eigenartig, jedoch mit einem Stich ins Mystische, ins Krankhafte, ja fast ins Unnatürliche.

Einmal malte er ein hypnotisirtes Mädchen mitten in einem Hörsaale junger Mediziner, ein andermal ein wunderthätiges Christusbild, zu dessen Füßen eine bleiche, abgehärmte, junge Nonne lag, oder eine Scene in den Katakomben, zwei Sklaven, die den Häschern entronnen waren und nun jeden Augenblick den Tritt ihrer Verfolger zu hören erwarteten. An Gedanken hatte es ihm keineswegs gefehlt, wohl aber an Geduld zur Ausführung seiner Entwürfe. Alles verließ skizzenhaft sein Atelier. Was ihm durch die Sinne kam, wurde rasch auf die Leinwand geworfen; kam dann ein Freund, der das Gemälde schlecht machte, so konnte ihm die ganze Arbeit in ein paar Minuten verleidet sein. Statt die Fehler zu verbessern, nahm er das Bild von der Staffelei, ließ es in die Ecke wandern oder schlug es um jeden Preis los, um es nicht mehr sehen zu müssen.

Bis dahin hatte Walther das, was man Ehrgeiz, Ruhmsucht und Streberthum nennt, nur dem Namen nach gekannt. Die kleinen Bedürfnisse des einfachen jungen Mannes waren mit wenig Mitteln befriedigt. Jetzt mit einemmal regte sich in ihm ein Schaffensdrang, dessen ihn seine Freunde gar nicht für fähig gehalten hatten, der Wunsch, sie zu überflügeln, die Mittelmäßigkeit abzustreifen und zu zeigen, daß er nicht bloß etwas zu leisten, sondern auch etwas zu verdienen verstünde.

Der Vorwurf zu seinem nächsten Gemälde war eine junge christliche Märtyrerin, der die Henker eben das letzte ihrer Gewänder herabrissen, um sie dann ans Kreuz zu binden. Die tierische Roheit der Gesellen darzustellen, in deren Augen Lüsternheit und Blutgier kämpften, auf der andern Seite das Schamgefühl der Jungfrau, das noch größer war als ihre Todesangst, war eine Aufgabe, die manchen alten Meister auf eine schwere Probe gestellt hätte. Nachdem Walther zur weiblichen Hauptfigur, mit der das ganze Bild stand oder

Digitized by Google

fiel, sich mit verschiedenen Modellen vergeblich abgequält hatte und schon im Begriffe war, nach bekannter Manier die Skizze verschwinden zu lassen, trat mit einemmal Hedwig, welcher die künstlerische Verzweiflung ihres Geliebten nicht entgangen war, auf den Plan.

„Wie kannst Du nur auch," bemerkte sie zu Walther, „bei einem gewerbsmäßigen Modell das erwarten, was Du für Dein Bild brauchst. Es wird sich wohl hinstellen, wie Du es verlangst, wo soll es aber das Schamgefühl eines Wesens hernehmen, das seinen jungfräulichen Körper zum erstenmal dem Blicke vertierter Männer ausgesetzt sieht? Nur eine vollendete Schauspielerin vermöchte vielleicht den richtigen Ausdruck zu finden oder ein keusches Mädchen, das noch nie Modell gestanden hat, denn hier handelt es sich nicht bloß um die Gesichtszüge — nein, jeder Muskel des Körpers muß die Schande ausdrücken, die das arme Wesen zu erdrücken droht."

„Recht hast Du," erwiderte Walther, „ich seh' es ein, ich habe mir eine Aufgabe gestellt, die über meinem Horizont liegt, denn wo in aller Welt soll ich mein Modell finden?"

„Du hast es gefunden," erwiderte Hedwig, die dieses ewige Hinundherschaukeln der künstlerischen Unentschlossenheit nicht mehr ansehen konnte. „Gib mir heute eines von Deinen Büchern über die erste Christenzeit zu lesen, damit ich mich in den Geist der Zeit vertiefe, und morgen früh sollst Du sehen, ob ich halte, was Dein Ideal Dir versprochen hat."

Auf diese Weise entstand ein Bild, das den kaum bekannten Maler mit einem Schlag in die Reihen der ersten Meister hob. Es war sein erstes, vollständig ausgeführtes Kunstwerk; die Kenner behaupteten, die Figur der Märtyrerin sei so gelungen, daß sie einem Michel Angelo zur Ehre gereicht hätte. Sogleich bei der Ausstellung im Münchener „Kunstverein" erwarb ein Kunsthändler das Bild für den Preis von zehntausend Mark. Es wanderte von hier nach dem Pariser „Salon", wurde dort mit der goldenen Medaille gekrönt und ging für den Preis von zwanzigtausend Dollars nach Amerika. In Deutschland blieben nur die Abbildungen zurück, die man in den Schaufenstern aller Kunsthandlungen antreffen konnte. Nun regnete es für den plötzlich zu Berühmtheit gelangten Meister Aufträge. Er hätte zehn Hände haben müssen, um sie alle auszuführen. Die Preise für seine Bilder stiegen zu einer Höhe empor, wie sie bisher nur wenig auserwählten Künstlern wie Menzel, Knaus, Lenbach, Böcklin bezahlt wurden. Die Kunsthändler rannten ihm die Thür ein. In diesem Jahre hatte er eine Gesamteinnahme von fünfzigtausend Mark. Die Kollegen wurden blaß vor Neid über den noch nicht dagewesenen Aufschwung eines Genies, das früher zu den Verbummelten gezählt hatte. Für den ohne Bedürfnisse aufgewachsenen Künstler wurde diese Summe fast zu einer Verlegenheit. Zur Ueberraschung Hedwigs wurde eines Tages die ganze alte und ziemlich abgenützte Einrichtung durch eine geschmackvolle, harmonische ersetzt; das Atelier wurde durch den Ankauf alter Bilder und Möbel würdevoll umgestaltet. Der Meister selbst aber war kaum wieder zu erkennen. Das Gefühl der Anerkennung, die

Digitized by Google

ihm bis dahin gefehlt, hatte aus ihm einen ganz neuen Menschen gemacht. Die Weltscheu, die ihm angeklebt, hatte er vollständig abgeschüttelt. Mit einemmale freute er sich der Geselligkeit, in der er, der frühere Eckensteher, plötzlich zum Mittelpunkt geworden war. Die Zeitungen, die er bisher mißmutig beiseite zu legen pflegte, erweckten jetzt, seitdem er ihre Spalten zu füllen begann, sein größtes Interesse.

Hedwig, die bisher nicht einfach genug sich hatte kleiden können, wurde jetzt mit Pariser Roben, mit Ketten, Broschen und Armbändern beschenkt. Wenn die beiden an schönen Nachmittagen in der Maximilianstraße lustwandelten — sie, die früher am Tage nur selten zu gemeinschaftlichen Ausgängen zu bewegen gewesen waren — so erkannte man das stattliche Paar kaum wieder. Gegen früher war er der reine Elegant. Die langen Haare waren längst der Schere verfallen, das Sammetjaquet abgethan, der Kalabreser erst durch einen runden Filz-, schließlich gar — zum Gespötte der Kollegen — durch einen Cylinderhut ersetzt. Es fehlte nicht einmal die Plättfalte in den Beinkleidern.

Auf der andern Seite hatte auch die Vorbereitung Hedwigs für ihren künftigen Beruf manche Rückwirkungen im Gefolge. Die Stunden, welche die Elevin täglich den Studien im Theater zu widmen hatte, fielen natürlich für das Hauswesen aus. Wenn sie hier früher in Ermangelung einer anderweitigen Beschäftigung alles bis in das kleinste selbst geleitet hatte, so wurde sie jetzt nach und nach mehr oder minder selbst Gast im eigenen Hause.

Nach Verlauf eines halben Jahres trat ein Wendepunkt insofern ein, als Hedwig, welche inzwischen überraschende Beweise ihrer Begabung gegeben hatte, veranlaßt wurde, demnächst, um sich an „die Lampen" zu gewöhnen, im Chore mitzusingen. Für Walther bedeutete dies nichts weniger als völlige Vereinsamung an drei bis vier Abenden der Woche, die bei seiner grüblerischen Natur keine guten Früchte zeitigen konnte. Er hatte zu lange und zu intim mit Schauspielerinnen verkehrt, um nicht die schweren Gefahren zu kennen, die der jungen Anfängerin aus der Berührung mit den Lampen erwachsen würden.

Bei dem Gedanken an alle die Anträge, die an die Geliebte in der Folge herantreten würden, standen ihm die Haare zu Berge. Ja, er sah den Tag schon voraus, an dem sie ihm entrissen werden würde. Ihr Abfall war ihm nur noch eine Frage der Zeit. Jeder neue Tag konnte das Gift in ihre Seele träufeln; eine Rettung bot ihm nur der eine Ausweg: sie vom Theater zurück zu nehmen, und zwar lieber heut als morgen. Auch über das „Wie?" gab er sich ja schon längst keinem Zweifel mehr hin. Wie jetzt die Verhältnisse lagen, gab es nur ein Mittel, sie dauernd an sich zu fesseln — und dieses Mittel hieß Heiraten.

Wer es Walther vor drei Jahren gesagt hätte, daß er dereinst um die Hand seiner Geliebten bitten würde — dem würde er ins Gesicht gelacht haben. Walther hatte über die Frauen und die Ehe, vielleicht durch seinen Freund Kurt veranlaßt, ganz Schopenhauersche Ansichten. Noch nie vordem hatte er an einen Bund fürs ganze Leben gedacht; er glaubte sich schon Gott weiß wie

Digitized by Google

hoch aufgeschwungen zu haben, daß er, der Schmetterling von ehedem, jetzt ein ständiges Verhältnis eingegangen war. Und nun eine Ehe mit der ehemaligen Geliebten seines Freundes, mit der eigenen Freundin, mit einem Mädchen, das keinen Heller besaß und von zwar makelloser, aber doch bescheidenster Herkunft war. Und das alles nur, um sie vor den Gefahren des Theaters zu bewahren und sie sich für ewige Zeiten auf den Hals zu laden.

Aber der Tropfen höhlt den Stein, und die Furcht, sein Kleinod zu verlieren, überwog schließlich doch alle Bedenken.

An einem Septemberabend, dem ersten Tage, nachdem sie wiederum von der Sommerfrische am Chiemsee nach München zurückgekehrt waren, beschloß er, Hedwig sein Vorhaben zu entdecken.

Ob sie denn wirklich — so begann er die Erklärung — in der Theaterlaufbahn eine Befriedigung zu finden glaubte, und ob es denn nicht ein Mittel gäbe, sie für das dort Erhoffte zu entschädigen.

„Keines," war ihre Antwort. „Du mußt mich doch wohl schon zur Genüge kennen, um zu wissen, daß ich niemals auf halbem Wege stehen bleibe. Ueberdies bin ich ja auf Jahre kontraktlich gebunden, und ich möchte das Mittel kennen, um aus diesen Banden loszukommen."

„Ich möchte sehen," erwiderte Walther, „ob die Intendanz auf ihrem Schein bestehen wird, wenn man ihr einen ernsten Vorwand liefert, und diesen Vorwand habe ich bereits gefunden. Er liegt — um es kurz zu sagen — in unserem Ehebündnis. Ich kann ja doch ohne Dich nicht mehr leben. Du hast mich zu Deiner Höhe hinaufgezogen, hast einen neuen Menschen aus mir gemacht, hast meine bis dahin schlummernden Anlagen erst entwickelt. Nunmehr ist es meine Aufgabe, auch Dir die Stellung zu geben, die Dir zukommt, und Dich von all den Zweideutigkeiten, die unserem jetzigen Verhältnisse anhängen, ein für allemal zu befreien. Mit meinen Angehörigen habe ich mich bereits brieflich ins Einvernehmen gesetzt; sie alle fühlen sich glücklich, ein Mädchen, das mit ihrem herrlichen Wesen aus einem Tagedieb einen so tüchtigen Kerl zu machen verstanden hat, in den Kreis ihrer Familie aufzunehmen. Es fehlt also nur Dein Jawort, und dann werden wir in sechs Wochen mit der Nachricht unserer vollzogenen Vermählung die anderen überraschen."

Walther hatte erwartet, mit dieser Botschaft einem freudestrahlenden Gesicht zu begegnen. Hedwig zuckte mit keiner Wimper.

„Das Vorhaben, liebes Männchen, das Du eben äußerst, kommt mir nicht überraschend. Schon längst habe ich es Dir angesehen, daß Du Dich mit einem großen Entschlusse herumträgst. Dieser muß Dir aber recht schwer geworden sein, und mir will es scheinen, er trage den Charakter eines mir gebrachten Opfers. Du weißt doch, daß ich mir aus dem Gerede der Menschen nichts mache, daß ich über alle Vorurteile der Welt erhaben bin, und daß mir die Freiheit wertvoller ist als ein Ehering. Ich will mich dem nicht aussetzen, daß Du später bereinst den Schritt bereust und ihn mich entgelten läßt. Habe doch etwas Lebensweisheit, oder frage, da Du selbst keine Erfahrungen gemacht

Digitized by Google

hast, doch bei weltkundigen Menschen an! Ein jeder wird Dir sagen: ‚Man heiratet nicht seine frühere Geliebte; man thut weit besser, sie zu verheiraten.‘ Der ganze Antrag entspringt nur der bei Dir bis zur fixen Idee angewachsenen Furcht, daß ich mich mit Rückzugsgedanken trage, und daß schließlich das Theater einen gähnenden Abgrund zwischen uns beiden bilden werde. Das ist aber Schwarzseherei. Hast Du denn bisher auch nur den leisesten Einfluß in Bezug auf unsere Beziehungen verspürt? Bin ich nicht die Alte? Schließlich erinnere ich Dich an das Goethesche Wort: ‚Das Bessere ist des Guten Feind‘, und an das Sprichwort: ‚Daß die Ehe das Grab der Liebe sei.‘ Lasse darum alles beim alten und sprich kein Wort mehr über eine Heirat. Und nun von etwas anderem.“

Walther hatte also einen regelrechten Korb in seinen Händen, einen Korb von seiner Geliebten. Nur als „Freund“ also paßte er ihr; zum ewigen Bündnis bot er ihr wohl nicht die erforderlichen Garantien. Es war ein niederschmetterndes Gefühl, das sich seiner bemächtigte; sein Stolz war auf das tiefste verletzt, weil sie nicht sein Weib zu werden begehrte, glaubte er nicht mehr an ihre Liebe. Ja, war sie überhaupt einer wahren Liebe fähig? War es nicht mehr als diese das Anschlußbedürfnis einer Verwaisten, das sie zuerst in die Arme Kurts und jetzt in die seinigen getrieben hatte? Hatte sie nicht ihren ersten Geliebten bereits nach sechs Monaten zu den Toten geworfen? Von allen den Gründen, womit sie ihre Weigerung begleitet hatte, ließ er auch nicht einen gelten. Wie, wenn ihr bereits von einer andern Seite der Kopf verdreht worden war, am Ende gar von einem jener glattrasirten Komödianten, die nunmehr ihren täglichen Verkehr bildeten? Was war freilich er — Walther, der Naturmensch — gegenüber einem solchen Helden mit der papiernen Krone?!

Walther hatte leider nur zu recht und sollte es auch bald erfahren, denn Hedwig war jede Verstellungskunst und Heimlichthuerei fremd. Während diese bisher nur an den Opernabenden das Theater zu besuchen pflegte, erwuchs ganz unerwartet den trauten häuslichen Abenden auch im Schauspiel ein Feind.

„Warum soll ich,“ bemerkte Hedwig eines Tages zu Walther, „die gute Gelegenheit, mich mit den Kunstwerken der Dichter bekannt zu machen, nicht benützen, da ich jetzt durch eine besondere Begünstigung der Intendanz den Zutritt zur Künstlerinnenloge in beiden königlichen Theatern erhalten habe?“

Ganz recht, warum sollte sie nicht? Etwa weil Walther sie statt viermal die Woche jetzt fast täglich nachts 10 Uhr, und wenn ein klassisches Stück ohne Streichungen gegeben wurde, etwas vor Mitternacht dort abholen mußte? Dabei fiel ihm der Enthusiasmus auf, den sie für den seit kurzem neu engagirten ersten jugendlichen Liebhaber, Herrn Malon aus Breslau, an den Tag legte.

„Heute hättest Du den ‚Don Carlos‘ mit ansehen sollen. Er ist der größte Schauspieler, den ich je gehört habe. Man hat ihn dafür aber auch mit Beifall überschüttet.“

Ein paar Wochen später gab man „Clavigo“.

„Höre, Schatz,“ sagte sie, „heute mußt Du mit ins Theater. Ich habe

Digitized by Google

zwei Plätze in der ersten Parketreihe angeboten erhalten. Du kannst Dich mit der Länge des Stückes nicht anreden. Sieh Dir nur einmal diesen Clavigo an, dem Goethe, wenn er heruntersteigen könnte, selbst den Lorbeer auf die Stirne drücken würde."

„In Gottes Namen — wenn Du es partout willst. — Weißt Du doch, daß ich Dir nichts abschlagen kann."

Die Aufführung war eine musterhafte, und gerade hinreißend spielte — das mußte sogar Walther zugestehen — Malon den Clavigo. Da war nichts Einstudirtes, nichts Gemachtes oder Manierirtes. Man sah vielmehr, daß der Künstler es verstanden hatte, ganz in den Geist der Rolle einzudringen, und daß er diesen selben Geist nur auf sich wirken zu lassen brauchte, wobei ihn allerdings sein feines Spiel, die jugendliche Gestalt, der vornehme Gesichtsausdruck und besonders das weiche, sympathische Organ außerordentlich unterstützten.

Ja, fürwahr, er spielte meisterhaft, und zwar nicht bloß die Rolle des Clavigo, sondern auch die des Anbeters der Kleinen in der ersten Parketreihe. Es war Walther sogleich beim ersten Auftreten Malons aufgefallen, wie sich dessen suchender Blick auf seine schöne Nachbarin richtete. Von dem Augenblick an, da er diese entdeckt hatte, spielte er gewissermaßen nur für sie, und soweit die Rolle es scenisch gestattete, sogar gerade vor ihr. Bei den Hervorrufen schienen sich die Gunstbezeugungen des ganzen Hauses in ihren kleinen Händen zu konzentriren; denn vor ihr verbeugte er sich, und sie war es, der er beim Abschied einen langen, vielsagenden Blick zuwarf.

Während des Stückes vermied Walther, seine Begleiterin mit ihrer neuesten Eroberung aufzuziehen. Beim Nachhausegehen indessen, als sie selbst in allen Tonarten sein Lob zu singen anfing, sagte er ihr auf den Kopf zu, jetzt wisse er, von wem sie die Billette erhalten habe; sie sei wohl über die Ohren in den Geber „verschossen", und er, Walther, sei nur begierig zu erfahren, wie weit sie schon mit jenem gediehen sei.

Hedwig wurde purpurrot.

„Mit den Billetten hast Du's getroffen. Warum soll ich, da Du doch alles ahnst, leugnen, daß der junge Künstler vom ersten Tag unserer flüchtigen Bekanntschaft ab sich in einer so auffallenden Weise um meine Gunst beworben hat, daß ich an seiner tiefen, wirklichen Neigung gar nicht zweifeln kann."

„Da haben wir's," warf Walther ein, „und wohin ‚die tiefe und wirkliche Neigung' eines ersten jugendlichen Liebhabers führt, das brauche ich Dir nicht voraus zu sagen."

„Ganz falsch," erwiderte Hedwig, „Du beurteilst ihn irrig, schablonenhaft. Er liebt mich viel zu sehr, als daß seine Absichten nicht ganz lautere und ehrliche wären. Er ist nicht nur ein außerordentlicher Schauspieler, sondern auch ein wahrhaft edler, ein großer und guter Mensch."

Von diesem Tage ab fühlte Walther, daß sich zwischen ihn und Hedwig ein fremder Körper drängte, ein Keil, der immer wuchs und schließlich das an sich unhaltbar gewordene Verhältnis zu zersprengen drohte.

Digitized by Google

Eines Morgens bemerkte Walther beim Frühstück, daß Hedwig sehr verlegen that, und daß sie offenbar etwas auf dem Herzen hatte, was sie bedrückte.

„Dir ist etwas, heraus damit!“

„Ich hätte Dir gern,“ erwiderte sie, „den Brief erspart, den ich heute erhalten habe; aber die Meinen wollen durchaus, daß ich — nach so langer Trennung — einige Tage bei Ihnen zubringe, und da das Theater mir auch eine Woche Ferien bewilligt hat, so — so — — —“

„Verstehe, ganz recht. Du sollst die Deinen sehen. Wann geht der Zug, der mir meinen guten Geist entführt?“ —

Vier Tage nach Hedwigs Abreise brachte der Postbote Walther einen „eingeschriebenen“ Brief mit den wohlbekannten teuren Zügen und dem Poststempel Bayreuth. Was konnte Hedwig nur so Wichtiges mitzuteilen haben? Walther ließ den Brief von einer Hand in die andere wandern; er fühlte sich so schwer an. Warum zögerte er, ihn zu öffnen? Enthielt er eine Hiobsbotschaft? Mit einemmale dämmerte es ihm: diese Zeilen waren ihr Abschiedsbrief. Natürlich, sie war nur deshalb verreist, um ihm den Schmerz einer persönlichen Trennung zu ersparen und um dem Papier anzuvertrauen, was sie unter seinen Augen nicht über die Lippen gebracht hätte: ihr Lebewohl. Der Brief lautete:

Lieber Walther!

Eigentlich müßte ich diese Zeilen auf schwarzumrändertem Papier schreiben, enthalten sie doch die Nachricht vom Ende unserer Liebe. Ich hätte es nicht übers Herz gebracht, mich in Deinem Hause zu verloben; aber von hier aus habe ich meinem Zukünftigen das Jawort gegeben, das, länger zurückgehalten, mich erstickt hätte. Wie ich mit mir gekämpft habe, um so weit zu sein, wie ich heute bin, weiß nur der Allesschauende. Dir möchte ich es gerne verraten können, damit Du mich nicht für zu schlecht hältst. Mit Luther sage ich: ‚Ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe.‘ Die Liebe hat mich überwältigt, deren alles besiegende Kraft ich früher nicht gekannt, ja nicht einmal geahnt habe. Was ich zuerst für unsern dahingegangenen Freund empfand, war nur die Freundschaft einer Einsamen und Verlassenen zu dem ersten Manne, der sie liebte, und der kein Mittel der Verführung unversucht ließ, um das unerfahrene Mädchen zu gewinnen. Glaube nicht, daß ich damit einen Stein auf Kurt werfen will. Er ist hochherziger gewesen, als Du ahnst. Wäre der Treffliche nicht dahingegangen, ich wäre längst sein angetrautes Weib. Was mich dann in Deine Hände trieb, war die Willenlosigkeit einer Gebrochenen. Ich habe Dich — verzeihe mir das offene Geständnis — nie geliebt. Aber ich konnte es nicht mehr ansehen, wie Du Dich um meinetwillen verzehrtest, wie Du alles für mich thatest, und ich als müßige Almosenempfängerin dastand. Das Mitleid allein hat mich Dir nahe gebracht. Es hat sein Ziel erreicht. Du stehst jetzt neugeboren da. Ich habe aus Dir einen ganzen Mann gemacht. Nun gönne auch mir, daß ich mich entfalte, daß ich mich erhalte; denn ohne ihn wäre mir das Dasein der Tod. — Wenn wir uns wiedersehen, bin ich sein angetrautes Weib,

Digitized by Google

das nicht aufhören wird, Dich nach ihrem Manne als den nächsten und teuersten Freund im Leben zu betrachten. Und nun lebe wohl, gehorche der Not und arbeite weiter, wie Du es unter mir gelernt hast. Stets

Deine treue Freundin

Hedwig.

PS. Meine Sachen lasse ich demnächst durch eine Freundin abholen. Meine Rückkehr wird erst nach Wochen erfolgen.

Wie vom Schlage getroffen sank Walther in seinen Sessel zurück. Das Gefürchtete war also zur Thatsache geworden. Hier stand es ja schwarz auf weiß: „Ich habe Dich nie geliebt." Wie hatte er sich auch nur solch einer Selbsttäuschung hingeben können, Mitleid mit Liebe zu verwechseln. Mußte es ihm nicht ihre tiefe Trauer um den dahingegangenen Kurt sagen, daß er ihr nicht einmal diesen zu ersetzen verstand, den sie nach ihrem eigenen Geständnisse doch auch nur halb geliebt hatte. Was war dies doch für ein merkwürdiges, für ein seltsames Mädchen, das jetzt schon zwei eingefleischte Eheverächter bekehrt, aus einem Menschen einen ganz neuen gemacht und zuletzt einen Schauspieler, dem die Herzen der ganzen Stadt zuflogen, im Handumdrehen unter das Joch der Ehe gebeugt hatte! Ging das alles mit rechten Dingen zu, oder hatte sie ihnen allen den Trank gereicht, den Tristan aus der Hand Isoldens genommen hatte?

Walther befand sich, als er den Brief geöffnet, in seinem Atelier, umgeben von den Kunstwerken, zu denen sie ihn begeistert hatte. Ihr eigenes Konterfei blickte auf ihn herab: ehedem so lieb und traut — jetzt plötzlich so fremd und kalt, wie ein Märchen aus alter, verflossener Zeit. Er fühlte, daß er diesen Blick nicht mehr ertragen könne, und wollte sich erheben, um das Bild verkehrt an die Wand zu stellen. Umsonst! Die Füße versagten ihm den Dienst; es war, als wenn Blei in seinen Adern rönne.

Und was sie ihm doch nur für gute Ratschläge mit auf die Reise zu geben gewußt hatte! „Arbeite weiter, wie Du es unter mir gelernt hast!" Sie hatte gut reden. Wo sollte er noch Kraft zum Schaffen nehmen, nachdem der Genius, der ihn bisher begeistert hatte, entflogen war? Lief er nicht Gefahr, in die alte Mittelmäßigkeit zurück zu sinken, ja noch mehr, in völlige Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit? Hatte sie ihn nicht vollständig auf dem Gewissen? Und war es, wenn sie ihn schon einmal verlassen mußte, recht, ihn so jählings in den Abgrund hinab zu stoßen, so unvermittelt die schwärzeste Finsternis auf blauen Himmel folgen zu lassen? Hatte er das um sie verdient?

Nach einiger Zeit dumpfen Hinbrütens griff er zur Feder, um folgende Zeilen auf den nächstliegenden Briefbogen hinzuwerfen.

Liebe Hedwig!

Der Versicherung, daß Du mich nicht liebtest, hätte es nach Deinem Benehmen nicht bedurft. Werde glücklich; mein Segen soll Dir nicht fehlen. Die Sachen brauchst Du nicht abholen zu lassen; verfüge demnächst über unsere Wohnung,

Digitized by Google

als wäre sie ausschließlich die Deine. Für mich haben die Räume, seitdem mein guter Engel sie nicht mehr mit mir teilen will, alles Licht verloren. Jeder Stuhl, jeder Nagel würde mich an mein entschwundenes Glück erinnern. Für mich gibt es nur noch eines: völliges Vergessen. Leb wohl. Ich sehe Dich nie mehr wieder. Mit mir geht's zu Ende, ganz zu Ende.

Dein

W.

Nachdem Walther den Brief verschlossen hatte, wollte er ihn selbst zur Post befördern. Im Vorzimmer hing ein eleganter, gelblicher Ueberzieher, nach englischer Fasson gearbeitet, ein grauer Cylinderhut, auf einem Tischchen lag ein Paar perlgrauer Glacéhandschuhe und ein Stock mit silberner Krücke nach dem bekannten Muster der des alten Fritz. Er ließ alles an seinem Platz, klingelte und rief dem herbei eilenden Mädchen: „Bringen Sie mir aus dem Atelier meinen alten Sammetrock und den runden Hut. Ich gehe etwas an die Luft. Mir ist, als fielen mir die Balken des Hauses auf den Kopf."

Unten auf der Straße angelangt, wandte er seine Schritte der Stadt zu, um sich im Strom der Menschen zu verlieren. An der Ecke des Karlplatzes angelangt, musterte er mechanisch den Plakatanzeiger, wie er es täglich beim ersten Ausgange zu halten pflegte, um zu sehen, welche Zerstreuung er wohl abends Hedwig zu bieten vermöchte. Mit dicken Lettern, die ihm fast wie ein Hohn entgegengrinsten, verkündete der Spielplan des königlichen Residenztheaters „Clavigo".

„Der Unglückselige!" — murmelte er zwischen den Zähnen. — „Welchem Geschöpfe mag er heute den Kopf verdrehen, dieser Einbrecher in mein Heiligtum, dieser Räuber meiner Ruhe. Fort aus dieser Gegend, wo ich an jeder Straßenecke aufs neue an mein Elend erinnert werde." Dabei machte er Kehrt und lenkte wieder in die Schwanthaler Straße ein in der Absicht, sich der Theresienhöhe zuzuwenden. Er hatte kaum dreißig Schritte zurückgelegt, als ihm ein bekannter Maler entgegenkam. Mit den Händen lebhaft gestikulirend, rief er ihm schon von weitem zu: „Ja, wie siehst denn Du aus? Was ist denn mit Dir los? Und was soll denn Dein Anzug bedeuten? Du siehst ja so reduzirt aus, daß man Dir zehn Pfennig in die Hand drücken möchte. Wo ist der Stutzer geblieben, den wir so oft belächelten? Heute bist Du ja das Extrem — der reine Rinaldo Rinaldini!"

„Es ist mir etwas über die Leber gekrochen," erwiderte Walther. „Ein andermal werd' ich Dir's verraten. Für heute gib mich frei, ich bin eilig."

„Nein, so leichten Kaufes kommst Du mir nicht fort," entgegnete der Maler. „Du siehst ja ganz verstört aus. Sollte statt über die Leber Dir etwas übers Herz gekrochen sein? Du bist ja die reine Trauerweide. Treff' ich den wunden Fleck mit der Frage, où est la femme? Ist Dir Dein Schatz am Ende untreu geworden?"

„Laß mich heut in Ruh'," und damit riß sich Walther los, ohne dem andern die Hand zu reichen, ja auch nur ein Wort des Abschieds zu sagen.

Digitized by Google

Der Theaterzettel und dieser Neugierige hatten ihm den Ausgang gründlich verleidet. Wer bürgte dafür, daß ihn demnächst ein anderer mit Fragen quälte? Besser schon war es, wieder in die Wohnung zurückzukehren und dort seine Lage etwas zu überdenken.

Die erste Wahrnehmung, die sich Walther bei ruhigem Ueberlegen aufdrängte, war ein Zurückfallen in die alte, erst seit Hedwigs Bekanntschaft überwundene Menschenscheu. Um keinen Preis hätte er sich jetzt entschließen können, das gesellige Leben von ehedem wieder aufzunehmen. Schon der Gedanke, wieder einmal in der „Allotria“ all den neugierigen Augen gegenüber zu stehen, trieb ihm das Blut in die Wangen. Er fühlte sich ferner wie gelähmt, zu jedem künstlerischen Schaffen unfähig. Der Malkasten blieb verschlossen. Wo hätte er auch nur die Stimmung zu einem Bilde hernehmen sollen! Ja, wenn er stets in der alten Mittelmäßigkeit verblieben wäre, so würde es ihm möglicherweise noch leichter gewesen sein, die jetzige künstlerische Krisis zu überwinden. Aber er hatte ja die Welt mit großartigen Schöpfungen verwöhnt. Wenn er jetzt mit unbedeutenden Bildern herauskam, so hätte er den Spott derer sehen wollen, die schon seine letzten Schöpfungen so hinstellten, als ob eine blinde Henne ein Korn gefunden hätte.

Seine Lage objektiv zu übersehen und die Mittel zu erwägen, wie aus der Sackgasse herauszukommen, in die er sich verrannt hatte, war ihm unmöglich. Wie eine fixe Idee beherrschte ihn unausgesetzt nur der eine Gedanke: Sie hat dich nie geliebt, aber schändlich betrogen, vor den Augen aller Freunde der Lächerlichkeit, dem Hohn preisgegeben und damit jede Rückkehr in das alte Leben für immer abgeschnitten. Was aber aus ihm werden sollte, das wußten die Götter; er selbst besaß nicht mehr die Kraft, sein Schiff zu lenken. Wind und Wetter mochten entscheiden, ob es noch wo landen oder an einem Felsen zerschellen würde.

Eine Woche hatte er sich noch in München aufgehalten, ohne zu irgend einem Entschlusse zu kommen. Den Tag über streifte er planlos in der Stadt umher, zu Hause setzte er sich in eine Ecke der Stube, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, so wortkarg, daß sein Hausmädchen bald die Lust verlor, ihn aus seinem düstern Hinbrüten heraus zu reißen. Das Beste schien ihm, die Stadt auf kurze Zeit zu fliehen und das uns bereits bekannte Dorf am Chiemsee aufzusuchen, das er noch in diesem Jahr mit Hedwig während der Sommermonate besucht hatte. Sobald sein Entschluß, dorthin zu flüchten, einmal feststand, säumte er mit der Ausführung keine Stunde. Das Packen der wenigen Kleidungsstücke, die er mit auf die Reise nahm, war bald besorgt. Abends neun Uhr langte Walther auf der Station Prien an. Ende Oktober war bereits herangenaht, die Blätter schon zur Erde gefallen, die Schwalben längst über die Alpen geflogen; schon seit Wochen hatte der letzte Sommergast den Ort verlassen. Als Walther gegen zehn Uhr in tiefster Dunkelheit nach manchem Hinundhertappen das Gasthaus seines Bestimmungsortes erreicht hatte und an die längst verschlossene Thüre klopfte, schlugen die Hunde von allen Seiten gewaltig an, und der nur mit Stock und Schirm bewaffnete Städter hatte alle

Digitized by Google

Mühe, einen losgelassenen wütenden Cerberus, dessen Augen im Dunkel der Nacht unheimlich glänzten, von sich abzuwehren. Endlich befreite der Hausknecht den Ankömmling aus der immer bedenklicher werdenden Situation.

„Ach! Sie da, Herr Walther! Was bringt Sie zu der Stund' her? Is Ihna in der Stadt 'was passirt? Soll ich 'n Wirt wecken?"

„Beileibe; bringe mich auf die nächst beste Stube, und dann Gott befohlen."

„Das wollen wir gleich haben, gnä Herr," erwiderte Wastl, ihn die Treppe hinaufgeleitend und die erste Thüre des oberen Stockwerks öffnend. „Des Zimmer müssen S' ja noch kennen mit der Aussicht auf 'n See und die Berg. Sie haben ja noch in diesem Sommer drei Wochen darin mit Ihrer Frau gewohnt. Zwei Betten, nicht wahr? Sie wird doch nachkommen?"

„Geht's Dich 'was an?" entgegnete Walther gereizt. „Morgen um acht Uhr das Frühstück. Gute Nacht!"

Die Sache ließ sich schön an. Er hatte Haus und Stadt verlassen, um der Erinnerung an die frühere Geliebte zu entfliehen, und nun stand ihr Bild ihm lebhafter denn je vor Augen, es umklammerte ihn wie eine eiserne Jungfrau und zerfleischte mit Dolchstichen seine Brust. Er wollte ihren Namen nicht mehr hören, und nun führte ihn der plumpe Bauernjunge in seinem Munde. Er wollte die Stätte meiden, die früher sein Glück bedeutet hatte, und nun befand er sich mitten in ihrem alten Dunstkreise. Hier war das Bett, in dem sie, hart an das seine gerückt, geruht; dort der Schrank, in welchem sie ihre Kleider aufbewahrt hatte; auf dem Waschtisch standen noch die Geschirre mit den groben, bunten Mustern, über die sie seinerzeit so häufig in Lachen ausgebrochen war. Fürwahr, hier war noch alles so, wie sie es verlassen hatten, selbst der unförmige Stiefelknecht war noch auf dem alten Flecke.

Entschlossen, am folgenden Tage in aller Frühe ein anderes Zimmer zu nehmen, kleidete sich Walther aus, todmüde von der Reise, um bald in einen erlösenden Schlaf zu versinken. In sanften Träumen, die die gütigen Götter ihm schenkten, zogen die frohen Tage vorüber, die er an dieser Stelle mit der Geliebten verbracht hatte. —

Als Walther am andern Morgen auf das Klopfen des Hausknechts, der ihm die Kleider brachte, erwachte und sein erster Blick das neben ihm stehende unberührte Bett traf, war der Rückfall in die Wirklichkeit für ihn nur um so peinlicher. Es drängte ihn hinaus ins Freie, um dort durch neue Eindrücke den Alp zu besiegen, der in diesen Mauern auf ihm lastete. Der Himmel war aber seiner Morgenwanderung nicht günstig. Als er das Gehöft verließ, wehte ihm ein schauriger Wind ins Antlitz. Die Berge waren durch weit herabhängende Wolken dicht verschleiert und jeden Augenblick drohte ein Landregen.

Walther ließ sich aber nicht abschrecken und lenkte den Weg quer durch die Felder einem kleinen Aussichtsturm zu, von dem sich der See mit seinen malerischen Inseln überschauen ließ. Ehedem hatte er diesen Weg an Hedwigs Arm durchflogen; an beiden Seiten standen üppige Getreidefelder, um die Aehren

Digitized by Google

und Kornblumen schwirrten Bienen und Schmetterlinge — heute watete er allein durch morastige Straßen, Stoppelfelder zur rechten, für die Wintersaat umgepflügte Aecker zur linken Seite, das Ganze ein trostloses Bild, ohne Licht, ohne Leben, ohne Wärme.

Er war noch nicht dreihundert Schritte weit gekommen, als er hinter sich die wohlbekannte Stimme seines Wirtes vernahm.

„Herr Walther, halten's doch, daß ich Ihnen mein Kompliment machen kann, da Sie im Haus gar keine Notiz von mir genommen haben." In wenigen Augenblicken hatte der Wirt seinen Gast erreicht, und nun ging's ans Ausfragen über den unvermuteten Besuch, das veränderte Aussehen und das Kommen ohne Frau, denn als solche galt Hedwig während des Landaufenthaltes, um bei den biederen Landleuten keinen Anstoß zu erregen.

„Notabene" — fügte er hinzu — „in einem Schubfach ihres Schreibtisches haben sich, nachdem Sie uns verlassen, einige Briefe gefunden, die Ihre Frau offenbar vergessen hat. Ich hatte vor, sie bei meinem nächsten Besuch in München Ihrer Frau persönlich zu übergeben. Nun werd' ich sie wohl Ihnen ausantworten dürfen?"

„Gewiß," erwiderte Walther mit einem nervösen Zucken. „Kehren wir doch sogleich um, damit ich die Briefe in Empfang nehmen kann." Und hastigen Schrittes näherten sich die beiden Männer wiederum dem Hofe, der Wirt von Gott und der Welt erzählend, Walther stumm wie ein Fisch, nur von dem einen Gedanken gequält, um welche Briefe es sich da wohl handeln möchte.

Zu Hause angelangt, übergab der Wirt seinem Gaste drei Briefe mit der heiligen Versicherung, dieselben nicht gelesen zu haben.

„Schon gut," erwiderte Walther, indem er ihm die Papiere fast aus den Händen riß. Ein flüchtiger Blick auf die Unterschriften belehrte ihn, daß zwei der Briefe von den Angehörigen Hedwigs aus Bayreuth stammten; beim Anblick des dritten wurde ihm schwarz vor den Augen. Er trug die Unterschrift seines Rivalen und lautete:

München, den 23. August.

Einzig Geliebte!

Heute sind es gerade sechs Wochen, daß ich Dir am Vorabend meines ersten „Clavigo"-Auftretens im Theaterfoyer vorgestellt wurde. Wenn Du mein Tagebuch durchblättern könntest, so würdest Du sehen, daß seitdem kein Tag verflossen ist, da Du nicht tiefer in mein Herze drangest, so daß Du es bereits ganz Dein eigen nennen kannst. Was uns jetzt noch von einander trennt, ist das unwürdige Verhältnis, in dem Du bislang schmachtest. Reiß Dich daraus los, ergreife die Hand, die ich Dir biete, und werde mein angebetetes Weib. Fühlst Du denn nicht, daß meine Liebe eine weit stärkere, eine weit edlere ist, als die des schwächlichen Knaben, dem Du bisher Dein Herz geschenkt hast? Du hast ihn buchstäblich aus dem Staub gezogen, hast aus einem unbekannten Stümper einen von Gott begnadeten Künstler gemacht! Laß ihn doch fallen, und Du wirst sehen, er gleicht einem Meteor, aus nichts zum glänzenden Gestirn

Digitized by Google

sich entwickelnd und alsbald wieder in sein Nichts zurückfallend. Und wie hat er Dir gedankt, was Du an ihm vollbracht hast? Hat er auch nur den Versuch gemacht, Dich aus Deiner zweideutigen Stellung zu befreien? Nein, das ist nicht Liebe; es nennt sich rohe Sinnlichkeit, krasser Egoismus. Glaub, Hedwig, Du bist zu etwas Besserem geboren, und wenn Du auf mich nur den zehnten Teil so einwirkst, wie Du ihn gehoben hast, so schreibe ich noch Rollen, wie ich sie heut nur spiele.

Melde mir mit fliegender Geschwindigkeit, daß Du mich liebst und daß Du mich nimmst, und ich bin der Glücklichste unter den Sterblichen.

In Anbetung

Dein

Karl.

Je weiter Walther in der Lektüre des vorstehenden Briefes vorschritt, um so mehr schwellten sich seine Adern an den Schläfen; sein Gesicht war von Zornesröte übergossen; mit einem Fluche zerriß er das Papier in Stücke, warf sie auf den Boden und trat sie mit dem Fuße.

„Wastl, Wastl, he!" rief er mit rauher Stimme, „hole einen Einspänner und bringe mich zum nächsten Zug an die Bahn; ich besorge indessen rasch das Gepäck."

„Sie werden uns doch wohl so schnell nicht wieder verlassen?" bemerkte der Angerufene.

„Fort! Verliere keine Minute, damit wir den Münchener Kurierzug noch erreichen."

Eine Stunde später saß er bereits im Coupé, ohne im Grunde zu wissen, was er in München beginnen sollte, aber ganz von dem einen Gedanken erfüllt: „Wie räch' ich den schändlichen Verrat?" Ja, Verräter waren sie beide! Nun wurde Walther auch mit einemmale klar, weshalb Hedwig am Tage nach der Rückkehr aus der Sommerfrische seine eigene Bewerbung so schnöde zurückgewiesen hatte. War ihm doch der Coulissenreißer gerade um ein paar Wochen zuvorgekommen, und ihr Vorsatz, diesem die Hand zu reichen, stand wohl nach Empfang dieses Briefes bereits fest. Einen „schwächlichen Liebhaber" hatte er ihn genannt, ein Meteor, einen Blinden, der Hedwigs Wert gar nicht zu schätzen wüßte. Nun wohl, er wollte es diesem Großmaul schon beweisen, ob er noch Kraft habe und ob er sich jetzt, da er das Bubenstück durchschaute, sein Lieb so mir nichts dir nichts entreißen lassen wollte. —

Eine Viertelstunde nach der Ankunft des Zuges in München stürmte die Treppe zu Walthers Wohnung ein Mann hinauf, in eine Jägerjoppe gekleidet, einen abgetragenen Filzhut, dessen ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war, auf dem Kopfe, die Beinkleider in hohen, schmutzigen Stiefeln, mit einem dicken, selbstgeschnittenen Stocke bewaffnet, wie ihn die Bauern beim Besuche der Kirchweih mit obligaten Raufereien zu tragen pflegen. Fürwahr, Vertrauen konnte diese Gestalt nicht einflößen.

Oben angekommen zieht Walther heftig die Klingel. Alles still. — Doch

Digitized by Google

horch, jetzt öffnet sich innen eine Thür. Er erkennt sofort den bekannten Schritt der Geliebten. Um so besser! Sie mußte also seit gestern von Bayreuth wieder zurückgekehrt sein. Oder sie war schon länger in München verborgen und hatte nur auf seine Abreise an den Chiemsee gewartet, um von der ihr zur Verfügung gestellten Wohnung Besitz zu ergreifen.

Als Hedwig nach Oeffnen der Hausthür ihren Geliebten in dieser Verfassung vor sich stehen sah, bebte sie zurück.

„Du hier? Zurück, zurück, Unglückseliger!"

„Ist's so weit," erwiderte Walther, „daß Du mich von meiner eigenen Schwelle vertreiben willst?"

„Keinen Schritt weiter, Walther! Um Gottes willen! Bei Deiner Liebe zu mir beschwöre ich Dich, kehr um! Nur jetzt nicht!"

„Bist Du verrückt geworden?" entgegnete Walther, sie von sich stoßend. „Oder sollte gar Dein Liebster zum trauten Stelldichein im Zimmer sein? Wo steckt der Kerl, damit ich ihn durchbohre?"

Mit diesen Worten stürmte Walther in die Küche, ergriff ein langes Küchenmesser und stürmte gegen die Thüre, die auf Hedwigs Ruf: „Karl, rette Dich!" von deren Bräutigam von innen verriegelt worden war.

In diesem Augenblick war Hedwig, die furchtbare Gefahr erblickend, auf das Fenster zugeeilt, das von der Küche in den Hof ging. Mit Windesschnelle hatte sie es geöffnet und sich auf die Brüstung geschwungen. „Noch einen Schritt vorwärts," rief sie kreidebleich Walther zu, „und ich stürze mich in den Hof," und dabei machte sie eine Bewegung nach vorwärts, die bewies, daß es sich hier nicht um eine leere Drohung handelte. „Noch einmal! Zurück, wenn Du nicht zwei Menschenleben auf dem Gewissen haben willst!"

„Sei's denn," rief Walther, indem er das Messer auf den Tisch warf, „das Leben sei ihm geschenkt, und Du, schäm Dich, Du Dirne, komme mir nie mehr unter die Augen. Hörst Du, Du Schandweib!" Mit diesen Worten griff Walther nach seinem zu Boden gefallenen Hut, und sich vom Hausflur der Treppe zuwendend, machte er auf jeder Stufe seinem Zorne durch neue Flüche Luft. Auf der nächsten Etage angekommen, machte er noch einmal Halt und rief mit heiserer Stimme hinauf: „In einer Stunde komme ich wieder, um die Wohnung auszuräuchern. Bis dahin werdet ihr wohl fort sein — ihr Hundepack!" Vor dem Hause angelangt, machte Walther erst einige Schritte gegen die Stadt zu, dann fiel ihm ein, daß schräg gegenüber seiner Wohnung eine Kutscherkneipe sich befinde, von der aus er die Thüre seines Hauses beobachten konnte. Er wollte doch sehen, wie lange sie noch oben blieben und in welcher Verfassung sie das Haus verließen.

Ein Glas Bier bestellend setzte Walther sich an das Fenster, den Blick wie hypnotisirt auf seine Hausthür gerichtet und die weitere Entwicklung abwartend. Es währte kaum eine Viertelstunde, als er Hedwig allein auf die Straße hinaustreten sah; nachdem sie vorsichtig nach allen Seiten sich umgesehen und festgestellt hatte, daß Walther nicht zur Stelle sei, ging sie ein paar Schritte zurück,

Digitized by Google

um sogleich wieder mit ihrem Verlobten zu erscheinen. Sein Gesicht war kreidebleich, sein Schritt so unsicher, daß Hedwig ihn unter den Arm nehmen mußte; an der Straßenecke bestieg das Paar eine Droschke.

Die Vermutung Walthers, Hedwig möchte am Ende allein zurückkehren, um sich ihm gegenüber zu rechtfertigen, war also nicht eingetroffen. Ihm fiel ein Stein von der Brust.

Fünf Minuten später war er in seiner Wohnung. Unwillkürlich zog es ihn zuerst in das Zimmer Hedwigs. Nichts verriet ihre Anwesenheit. Dann durchsuchte er sein Schlafzimmer; dem äußeren Anschein nach hatte dasselbe seit seiner Abwesenheit kein Fuß betreten. Köchin und Hausmädchen waren nicht zu Hause. Als sie zwei Stunden später ankamen, berichteten sie, das gnädige Fräulein habe ihnen erlaubt, nachmittags einmal in den Volksgarten zu gehen. Die Sache war durchsichtig. —

Nichts markirte den Umschwung, der in Walther in der letzten halben Stunde vor sich gegangen war, mehr als sein nächster Schritt, der darin bestand, daß er sein bäuerisches Kostüm ablegte, um wieder seine gewöhnliche Kleidung anzuziehen. War die Person, wie er sie jetzt kennen gelernt hatte, wert, sich auch nur ein graues Haar wachsen zu lassen? So ein schlechtes, selbstsüchtiges Geschöpf, ganz würdig ihres Verlobten, dieses Laffen, an dem nichts echt war als die Schminke, mit der er sich abends bestrich. Einen Stümper hatte er ihn genannt, der alles dem Weib verdanke; er wollte ihm schon zeigen, daß er kein Meteor sei, daß die alte schöpferische Kraft ungebrochen in ihm ruhe. Sich durch ein Weib seine ganze Zukunft zerstören lassen, das könnte ihm einfallen. Jetzt galt es erst recht, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, vielmehr sich einen großen Namen zu machen. Nur war München nicht mehr der Ort dazu. An der bisherigen Stätte war seines Bleibens nicht. Seine Vaterstadt verlassen war die erste Bedingung zu seiner künstlerischen Wiedergeburt. Dies stand sofort bei ihm fest. War es nicht ohnedem eine Schande, daß er bisher weder Wien noch Paris gesehen hatte, noch Italien, obgleich eine innere Stimme ihm seit Jahren schon gesagt hatte, daß dort ihm sein Stern winke. Ja, Rom war der Ort, der ihm zu seinem künstlerischen Abschlusse fehlte. Da er in München seine Schiffe verbrennen mußte, so wollte er dort sein Zelt aufschlagen, unter dem blauen Himmel, im Angesicht der klassischen Stätten. So schnell hatte sich dieser Entschluß bei Walther festgesetzt, daß er vor dem Verlassen des Hauses zu ebener Erde beim Wirte anklopfte, um ihm zu eröffnen, daß er seine Wohnung frühestens zu kündigen wünsche und bis zur Wiedervermietung derselben ihn bitte, die Aufsicht darüber zu übernehmen. Alsdann ging er zu dem Kunsthändler, der ihm seinerzeit die Märtyrerin abgekauft hatte, und bat ihn, morgen sein Atelier zu besuchen. Was ihn von seinen fertigen Gemälden und Skizzen anspreche, könne er jetzt unter günstigen Bedingungen erwerben, da er zur Uebersiedelung nach Rom Geld brauche. Abends ging er in die „Allotria", in die er seit Monaten keinen Fuß mehr gesetzt hatte. Das Erstaunen der Künstler über sein plötzliches Vorhaben, München den Rücken zu kehren, war nicht gering, war ihnen doch

Digitized by Google

der Schlüssel zu dem Rätsel, Hedwigs Untreue, bisher noch unbekannt. Als Walther um elf Uhr den Heimweg antrat, sah er an den Anschlagesäulen quer über dem Theaterzettel des Königlichen Residenztheaters einen roten Streifen. „Wegen Unpäßlichkeit des Herrn Malon findet statt der angekündigten Vorstellung von Clavigo ‚Die Heimat' von Sudermann statt."

Kein Wunder, dachte sich Walther; der Schreck ist ihm in die Glieder gefahren. Wie hing aber auch sein Leben an einem Faden. Ohne Hedwigs Geistesgegenwart, ihrem heldenmütigen Entschlusse, lieber selbst in den Tod zu gehen, als den Geliebten das Opfer des Ueberfalls werden zu lassen, war er unrettbar verloren. Und Walther selbst, was wäre dann aus ihm geworden? Bestenfalls hätte er, nachdem er die Untreue gerächt, sich selbst den Stahl in das Herz gestoßen. Blieb ihm denn etwas anderes übrig, um sich den Armen der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen? In diesen Gedanken versunken, lenkte er seine Schritte nach Hause.

Drei Tage später saß er im Eilzuge, der über Innsbruck und Bozen ihn nach Verona führte, von wo ab er unter Zurücklegung kleinerer Etappen Ende November in Rom anlangte. Mit Empfehlungen hatte er sich nicht versehen; ihm genügten die Kollegen, die er dort wußte; in die großen Kreise der römischen Gesellschaft zu kommen, darauf hatte er es nicht abgesehen. Zu Anfang wagte er mit seinem zerrütteten Gemüt sich nur an die Nachahmung fremder Kunst. Er wollte fürs erste sich ganz in das Studium der alten Meister vertiefen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der Besitzer einer Wiener Privatgalerie, den Walther bereits von München her kannte, ihm den Auftrag gab, von ein paar alten Kunstwerken Kopien zu fertigen. Der Erlös für diese Arbeiten war so groß, um die Kosten seines Aufenthaltes in Rom reichlich zu decken und ihn aller materiellen Sorgen zu entheben.

Um so schwerer lastete auf ihm der Druck der letzten Münchener Tage. Oft glaubte er dem Schmerz über sein verlorenes Glück unterliegen zu müssen. Dann drängte es ihn jedesmal aus seinem Atelier hinaus, um im Angesicht der Ueberreste des alten Rom, in Bewunderung seiner Paläste, Kirchen und Galerien und seiner einzigen Umgebung Vergessen für sein Leiden und neue Schaffenskraft zu finden. Es währte etwa ein volles Jahr, bis er sein Gleichgewicht wieder fand und daran denken konnte, von der Nachahmung fremder Kunst wieder zu eigenen Schöpfungen überzugehen.

Als Walther nach Ablieferung der bestellten Kopien eines Tages einen Streifzug durch die ewige Stadt machte, bot sich ihm eine ungemein anziehende Gruppe dar. Rechts am Eingang einer Kirche saß vor einem mit Obst gefüllten Tische eine junge Frau, ihr zweijähriges Knäblein in den Händen haltend. Mit rührendem Blick und doch ohne Aufdringlichkeit lud sie zum Ankauf ihrer Ware ein, als wollte sie sagen: „O, nehmt, des Kindes halber, damit ich für dasselbe sorgen kann." Die Mutter hatte jene tiefgelbe Gesichtsfarbe, wie man sie nur bei Römerinnen findet, edle, ungemein sympathische Züge. Das Bild wurde vervollständigt durch das Haupt der Familie, einen stämmigen Bauern, der beim

Digitized by Google

Herannahen Walthers sich von der Erde emporraffte, um das im Anpreisen der Ware nachzuholen, was seine Frau versäumt haben mochte, schließlich aber den Hut abnahm und den Fremden um ein Almosen ansprach. Walther hatte gern gegeben und dann die Kirche betreten; aber es interessirte ihn weder die wunderbare Säulenhalle, noch das berühmte Altarbild von Leonardo da Vinci, noch die reichen Fresken auf goldenem Grunde — das Bild, das er beim Eintritt gesehen hatte, hielt ihn weit mehr gefangen und drängte ihn zur Rückkehr ins Freie. Wieder derselbe flehende Ausdruck der jungen Mutter. Sie mache wohl schlechte Geschäfte, meinte Walther, der sich ihr jetzt näherte, um sich an ihrem Anblick satt zu sehen. Wie viel sie wohl tagsüber verdiene?

Eine Lira, wenn es gut gehe.

Ob sie denn damit auszukommen vermöge?

Für sie selbst und ihren Mann reiche es, aber für die drei anderen Kinder im Dorfe, da könne sie schlecht sorgen, die wüchsen auf wie die Wilden, etwas besser als ihre Ziege.

„Wollen Sie mir" — bemerkte Walther zu dem Mann gewendet — „Ihre Frau einige Tage anvertrauen? Ich möchte sie als Modell benützen mit dem Kinde, später würde ich auch Sie gebrauchen können. Sie soll fünf Lire für jeden Tag erhalten, den sie zur Sitzung in mein Atelier kommt."

Und ob er einwilligte! Das war ja ein Geschenk des Himmels. Schon morgen sollte sie antreten.

Und so geschah es. Die Komposition des Bildes war die Einfachheit selbst. In der Mitte stellte er die Mutter sitzend, ihr Kind auf dem Schoße, seitwärts, zur Rechten, den Vater, das Auge mit Andacht auf die Gruppe gerichtet, zur Linken einen Hirtenknaben, ein Lamm zu seinen Füßen und einen Kreuzstab in den Händen, den Blick gleichfalls auf die Mutter gerichtet. Auch ohne daß unser Meister sie und das Kind mit einem Heiligenschein versah, ahnte doch jeder Beschauer des Bildes sofort, daß hier ein in seiner Art einzig dastehendes naturalistisches Madonnenbild entstanden war, dessen Zauber sich zu entziehen unmöglich war. Das Kunstwerk machte auch in Rom ebensolches Aufsehen, wie seiner Zeit die Märtyrerin in München. Bei dem Verkauf, der eine hohe Summe einbrachte, stellte Walther die Bedingung, daß das Bild vor der Ablieferung auf einige Wochen im Münchener Kunstverein ausgestellt werde. Es sollte das Lebenszeichen sein, das er den Freunden in der Heimat geben wollte, der Beweis, daß er kein Meteor war. In der That war es ein künstlerisches Ereignis, als das Bild im Kunstverein ausgestellt wurde; es wurde so sehr umdrängt, daß man kaum einen Platz finden konnte, um es mit Muße und bei gutem Licht zu beobachten. Mitten im Gedränge, unmittelbar vor dem Bilde, stand wie angewurzelt eine junge Frauengestalt, nach der neuesten Mode gekleidet, das abgehärmte, noch immer schöne Gesicht von einem riesigen Rembrandthut umrahmt. „Das ist Frau Malon" — sagte einer der Umstehenden einem andern Beschauer ins Ohr — „die Frau unseres ersten jugendlichen Liebhabers. Sehen Sie nur, mit welchem Interesse sie das Bild betrachtet. War's mir nicht eben, als rollte ihr eine

Digitized by Google

Thräne über die Wange? — Ja doch, jetzt zieht sie ihr Taschentuch, um sich die Augen zu trocknen; wie seltsam!" —

Wir sahen Hedwig zuletzt mit ihrem Geliebten das Haus in der Schwanthalerstraße verlassen und wollen hier kurz nachtragen, welches Schicksal ihr bisher beschieden war. Malon sollte an dem Unglückstage den „Clavigo" spielen. Die Vorstellung mußte, wie man sich erinnert, abgesagt werden. Er hatte auf der Bühne viele hundertemal dem Tod ins Auge gesehen, hatte auf Leben und Tod gefochten, sich selbst den Dolch ins Herz gestoßen — er hatte dies alles glücklich überlebt; jetzt wußte er zum erstenmal, was eine wirkliche Todesgefahr war. Kaum vier Wochen waren vergangen, da aus Cannes eine unter ganz ähnlichen Umständen erfolgte Niedermachung eines Geliebten durch den eifersüchtigen Ehemann berichtet wurde. Malon, von Konstitution kein Riese, nervös bis zur Ueberreizung, war durch den Vorgang so erschüttert, daß zu Hause sogleich der Theaterarzt geholt werden mußte, der ihm etwas verschrieb und für die nächste Zeit die größte Ruhe verlangte. Andernfalls glaubte er für nichts stehen zu können. Acht Tage lang stand auf dem Theaterzettel: „Unpäßlich: Herr Malon." Mutiger überstand Hedwig die Katastrophe. Sie hatte ihren alten Liebhaber von einer so brutalen Seite her kennen gelernt, daß ihr der Schmerz der Trennung von ihm wirklich erleichtert wurde. Wie der Unhold mit dem Küchenmesser vor ihr stand und dann die unaussprechlichsten Schimpfworte gegen sie ausstieß, das konnte sie ihm nie vergessen. Anfangs schwankte sie, ob sie, wenn er erst ruhiger geworden, ihn doch besuchen oder wenigstens ihm schreiben sollte, um sich zu rechtfertigen und Walther den Argwohn zu nehmen, als ruhe auf ihr und ihrem Verlobten eine Schuld. Bei ruhiger Ueberlegung fand sie aber, daß *sie* die Gekränkte, und daß es wohl umgekehrt Walthers Pflicht sei, sie ob des schändlichen Verdachtes um Verzeihung zu bitten. Da Walther anders dachte, so schieden sie, ohne sich auch nur ein Lebenszeichen zu geben. Erst als er die Alpen bereits hinter sich hatte, ließ er Hedwig durch seinen Wirt bestellen, daß ihre Gegenstände zu ihrer Verfügung ständen. Mit einem so schrecklichen Mißton und so eisiger Gleichgiltigkeit endigte ihr Liebesverhältnis. —

Man kann sich wohl Fälle denken, wo gemeinsame Lebensgefahr zwei Menschen näher mit einander verbindet. Auf Herrn Malon wirkte aber das tragische Abenteuer nicht in diesem Sinne. Als er sich soweit erholt hatte, daß der gewohnte Redefluß sich wieder einstellte, überschüttete er seine Braut mit Vorwürfen. Sie habe da eine schöne Verantwortung auf sich geladen! Wie, wenn er dabei dauernd der Kunst entrissen worden wäre. Sei dies überhaupt ein Mensch, oder nicht vielmehr eine zweibeinige Bestie? Eigentlich müßte man diesem sauberen Gesellen den Staatsanwalt an den Hals schicken. Ins Zuchthaus gehöre er, nicht unter gebildete Leute. Und mit einem solchen Ausbund von Laster und sittlicher Verrohung habe sie Jahre lang leben können?

In dieser Weise fing er an zu toben und würde wohl so fortgefahren haben, wenn Hedwig nicht dazwischen gerufen hätte: „Noch ein Wort in diesem

Digitized by Google

Ton, und wir sind geschiedene Leute." Daß die Basis dieses Ehebundes eine gesunde war, kann man fürwahr nicht behaupten.

In Hedwigs Wunsch hatte es gelegen, daß die Hochzeit in aller Stille gefeiert werde. Aber damit kam sie bei ihrem Bräutigam schlecht an. „Wir brauchen uns nicht zu verstecken. Was würden die Kollegen dazu sagen? Alle sollen sie kommen, ich rechne sogar mit Bestimmtheit, daß auch der Intendant uns die Ehre erweist, zum Frühstück zu erscheinen. Eine stille Hochzeit, das wäre gerade nach meinem Geschmack!" Alle Einwendungen Hedwigs fruchteten nichts.

Die Feier ging sehr laut vor sich. Tags vorher verkündete die Zeitung, daß „unser allgemeiner Verehrung sich erfreuender erster Liebhaber, Karl Malon, sich mit einer jüngeren Angehörigen der Hofbühne (ihr Name war gar nicht genannt) verheiraten werde. Der standesamtliche Akt finde um zwölf Uhr statt, um ein Uhr die kirchliche Trauung in der Ursulinerinnen-Kapelle. Um einen großen Andrang zur kirchlichen Feier zu verhindern, würde das Publikum in die Kirche nur gegen Eintrittskarten eingelassen, die bei dem Küster gelöst werden könnten. Nach der Zeremonie verbinde ein Frühstück zu vierzig Gedecken die ersten Künstler des Hoftheaters und einige auserlesene Personen aus den Kreisen der Presse und der Gesellschaft. Eine Hochzeitsreise werde das junge Paar nicht unternehmen, da Herr Malon mit dem Einstudiren der Hauptrolle eines neuen Stückes beschäftigt sei, das demnächst über die Bühne gehen werde."

Man sieht, Malon verstand es, sich ins richtige Licht zu setzen. Bei der Hochzeit wurden auf ihn nicht weniger als drei Toaste ausgebracht; er war der Held! Was sollte man auch von Hedwig viel sagen? Wie auf eine ausgegebene Parole hin wurde ihrer fast gar nicht gedacht. Ihre Eltern hatten ihr Nichterscheinen entschuldigen lassen. Malons Vater, ein Schullehrer, welcher in einem Städtchen am Inn unter bescheidenen Verhältnissen lebte, wollte kommen, war aber mit einer Einladung nicht bedacht worden. Wozu auch den Leuten seine Herkunft auf die Nase binden? Bei Einrichtung der Wohnung, die das junge Paar bezog, hatte Malon seine Person nicht vergessen. Von sechs Zimmern, welche sie enthielt, verlangte er für sich ein Studierzimmer, ein Empfangszimmer und ein Schlafzimmer; als letzteres suchte er sich den größten Raum aus; Hedwigs angrenzendes Schlafgemach war so schmal, daß sie kaum einen Schrank darin aufstellen konnte.

Alles mußte sich im Hause nach Malon richten. Hedwig und Walther hatten um zwölf Uhr zu Mittag und um sieben Uhr zu Abend gegessen. Hedwig hätte die gewohnte Tischzeit gern beibehalten. „Unmöglich" — erwiderte ihr Gatte — „vor drei Uhr kann ich nicht speisen; ich käme sonst hungrig auf die Bühne." Dagegen verlangte er nach jeder Vorstellung noch warmes Abendbrot. Ganz unausstehlich war unser Held an den Tagen, an denen er aufzutreten hatte. Die Mittagsmahlzeit nahm er alsdann jedesmal allein ein. Nach Tisch schlief er eine Stunde, während welcher Zeit sich im ganzen Hause nichts rühren durfte. Selbst für Hedwig war er bis zur Vorstellung nicht zu sprechen. Wenn er aber alsdann tief in der Nacht nach Hause kam, so verlangte es ihn, das

Digitized by Google

Versäumte einzuholen; da er selbst vor Aufregung nicht einschlafen konnte, so zog er das Zwiegespräch oft bis in die zweite Morgenstunde hinaus. Ob Hedwig vor Müdigkeit dabei die Augen niederfielen, darnach fragte er nicht.

Weder Kurt noch Walther hatten Hedwig mit Eifersucht gequält. In Malon lernte sie einen Othello kennen. Vorstellungen von Herren aus der Gesellschaft, die sich bei Wohlthätigkeitsveranstaltungen und Bällen doch nicht umgehen ließen, betrachtete er mit einem krankhaften Argwohn, und er verbot ihr streng jede Einladung derselben zum Besuche. „Man weiß, was diese Klasse will; sie betrachtet uns ja doch nur als ihre Spaßmacher. Also zehn Schritt vom Leibe.“

Malon war einer von jenen Männern, welche die Frauen auf dem Gewissen haben. Von ihnen beklatscht und verhätschelt, dünkte er sich bald ein Halbgott zu sein. Von da ab blieb er künstlerisch stehen; die Rollen, die er ursprünglich wirklich gut gespielt hatte, wurden nach und nach nur so herabgeleiert, die Routine ersetzte den Geist. Der Grundzug seines Charakters war Eitelkeit, Egoismus, Flatterhaftigkeit und Genußsucht. Als er noch Junggeselle war, wurde er mit Liebesbriefen überschüttet, und es paßte ihm, von einem Rendezvous zum andern zu fliegen. Damit war's jetzt auch zu Ende, seitdem es bekannt geworden war, daß er eine junge Frau zur Seite hätte. Hedwig hatte im Anfang der Ehe in ihrer Güte und Einfalt ihrem „Herrn und Gebieter“, wie sie ihn damals zu nennen pflegte, alles nachgegeben. Dies ließ derselbe sich nicht zweimal sagen; jetzt herrschte er über seine Frau uneingeschränkt und mit einer Rücksichtslosigkeit, die er sich einer Haushälterin gegenüber kaum erlaubt haben würde.

Malon konnte im tête-à-tête mit Hedwig die gräßlichste Laune zur Schau tragen — aber es brauchte nur ein dritter sich anzumelden, und er war wie umgewechselt; sein Gesicht legte sich in andere Falten, ein anmutiges Lächeln umschwebte seine Lippen; jetzt konnte er auf einmal auch ganz witzig sein, weil es sich lohnte, einem dritten zu imponiren und ihm zu zeigen, daß man mehr konnte als fremder Leute Weisheit auf der Bühne herabzusagen.

Mit Hedwigs natürlicher Einfachheit konnte sich ein so komplizirter Charakter unmöglich vertragen. Jeden Tag drängte sich die Ueberzeugung fester bei ihr auf, daß sie absolut nicht zu einander paßten. Walther war ja sicher auch kein Ideal gewesen, aber was hatte er im Umgang mit einer Frau nicht für eine Menge guter Eigenschaften besessen? Wie war er aufmerksam, nachgiebig, lenksam, und dabei frei von allen Launen. Konnte sie sich erinnern, mit ihm je einen ernsten Streit gehabt zu haben? Und um diesen „Straßenengel“, diesen krassen Egoisten zu heiraten, hatte sie das beste Herz von sich gestoßen und weiß Gott wie unglücklich gemacht. Häufiger und häufiger stiegen Gedanken dieser Art bei Hedwig auf, um nicht wieder zu verschwinden.

Als sie etwa ein Jahr verheiratet waren — daß die Ehe kinderlos geblieben war, bildete bei Malon auch einen steten Grund zur Unzufriedenheit — erfolgte ein Ereignis, das das Steinchen ins Rollen brachte. Hedwig schien nicht die Anlage zu besitzen, eine große Sängerin zu werden; immerhin durfte sie bald in selbständigen Rollen auftreten, die sie zur Zufriedenheit spielte. Eines

Digitized by Google

Tages fügte es sich, daß die Primadonna während der Vorstellung des „Faust“ von einer so starken Heiserkeit befallen wurde, daß sie ihre Rolle nicht zu Ende führen konnte. Hedwig, welche die Rolle des Gretchen für ein Gastspiel in der Provinz einstudirt hatte, trat auf das an sie gestellte Ersuchen mutig in die Bresche und erntete, unterstützt von ihrer schönen Erscheinung und ihrem seelenvollen Spiel, den reichsten Beifall des Publikums. Mit einemmale war sie aus der Mittelmäßigkeit herausgetreten; sie hatte das Glück gehabt, eine öffentliche Probe ihres Könnens zu geben, und diese Probe war überraschend günstig ausgefallen.

Jedermann gönnte der sympathischen Anfängerin ihren Erfolg — nur eine Person gab es, die sich darob in Wut und Neid verzehrte, die Sängerin, für die Hedwig hatte eintreten müssen. Da sie in Hedwig einen aufgehenden Stern, wenn nicht gar ihre spätere Rivalin erblickte, so schien es ihr geraten, gegen die Anfängerin einen tödlichen Streich zu führen. Bei ihrer ausgedehnten Verbindung mit der Presse war es ihr nicht schwer, eine Notiz folgenden Inhalts in die „Münchener Morgenzeitung“ zu lanciren. Die vorgestrige Aufführung der Oper „Faust“ (deren Verlauf zunächst eingehend geschildert wurde) habe leider zum Schluß durch eine Indisposition der Trägerin der Hauptrolle eine unliebsame Störung erfahren. An ihrer Stelle habe den Schluß eine bisher nur in kleinen Rollen beschäftigte Anfängerin (deren Name war absichtlich nicht genannt) gesungen. Dem Publikum habe ihr Spiel in der Kerkerscene gefallen; das könne nun nicht wundernehmen, denn die Sängerin habe manches mit Gretchen gemein, nur daß ihr früherer Liebhaber nicht sie verließ, sondern umgekehrt sie ihn. Auch sei dieser nicht der erste gewesen. — Gute Freunde hatten dafür gesorgt, daß Hedwig den Schandartikel auf dem Frühstückstisch vorfand.

Sie war, wie man sich denken kann, außer sich. Wie konnte sich der Redakteur erdreisten, ihre persönlichen Verhältnisse in so cynischer Weise vor die Oeffentlichkeit zu zerren. Erröten mußte sie, wenn sie nach einem solchen Artikel noch vor das Publikum trat. Da gab es nur einen Ausweg. Der Schuldige mußte erst gezüchtigt und dann gezwungen werden, die Gemeinheiten zurückzunehmen.

Karl Malon war über den Artikel auch aufs tiefste indignirt. „Ganz recht, es ist ein infamer Bubenstreich, der mich, als Deinen Mann, übrigens ebenso trifft als Dich.“

„Nun, so wirst Du sofort in die Redaktion der Zeitung gehen, den Namen des Einsenders verlangen, und wenn man ihn Dir verweigert, den Redakteur selbst zur Rechenschaft ziehen.“

„Das letzte werde ich jedenfalls nicht thun,“ entgegnete Malon, „Du kennst das Leben des Künstlers noch sehr wenig. Wer in der Oeffentlichkeit steht, muß sich jeden Tag öffentliche Angriffe und Kritiken gefallen lassen. Wenn man, so oft dieselben das Maß des Erlaubten übersteigen, nach der Pistole greifen wollte, so könnte man stets mit einer solchen umherlaufen. Das Münchener Morgenblatt hat bisher stets zu mir gehalten. Ich werde mir wegen dieser

Digitized by Google

dummen Geschichte den Redakteur nicht zum Feinde machen. Am besten, man ignorirt die Sache vollständig, dann ist sie in acht Tagen vergessen, während sie bei Deiner Behandlung künstlich zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgeblasen würde."

„Was?" entgegnete Hedwig, „so wenig gilt Dir meine Ehre, daß Du sie ungerächt von jedem Zeitungsschreiber beflecken läßt?"

„Und was soll ich den Herren am Redaktionstisch erwidern, wenn sie mich fragen, was an der Notiz falsch sei? Und wenn sie Namen nennen und den Beweis der Wahrheit antreten, dann steh' ich da, wie ein begossener Pudel. Nein, die Sachen habe ich satt. Schon einmal habe ich meine Haut für Dich zu Markte getragen (der Prahler sprach so, als hätte er mit seinem Leibe die Geliebte gedeckt). Jetzt will ich meine Ruhe haben. Mit meinem Berufe vertragen sich solche Aufregungen ein für allemal nicht. Ich habe, als ich Dich aus dem Sumpfe herausholte, geglaubt, nun käme ich aus den Aufregungen des Junggesellenlebens heraus. Ich bin aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die damaligen Freuden sind zerronnen, und zu den Sorgen um meine Person sind noch die um Dich gekommen. Auf der Bühne hast Du meinem Namen bisher noch wenig Ehre gemacht, das erstemal aber, wo Du einen Anlauf nahmst, kommen die Kerle, um Dir Deine hübsche Vergangenheit unter die Nase zu reiben. Und jetzt wird noch von mir verlangt, ich soll mich für Dich 'schießen.

‚Da müßt' ich doch ein Esel sein,
Ein Kerl als wie ein Rinde.'"

„Daß Du mich nicht mehr liebst," entgegnete Hedwig in heftigster Erregung, „das weiß ich schon längst; daß Du aber ein solcher Feigling bist, Dir das gefallen zu lassen, das hätte ich nie für möglich gehalten. Wie anders hätte sich Walther in einem solchen Falle benommen!"

War die Atmosphäre schon bisher schwül und aufs äußerste gespannt, so brach bei Nennung dieses Namens das Gewitter mit aller Macht los. „Wie," schrie Malon mit aller Kraft, „mit diesem Kleckser kommst Du mir? Zu welch großen Thaten hat sich denn der aufgeschwungen? Ich weiß nur, daß er den Mut gehabt hat und es fertig bekommen hatte, mit einem ellenlangen Messer auf einen wehrlosen Menschen einzudringen. Wenn Du meinst, daß der Dich rein wäscht, so irrst Du Dich gewaltig. Aber — so geh doch hin! Ich halte Dich nicht zurück. Meinen Segen habt ihr, lieber heute noch als morgen. Ich bin zu Tod froh, wenn ich Dich los werde, Du paßtest ohnedem nur fürs Zigeunerleben."

„Also so weit sind wir gekommen," erwiderte Hedwig, der die Thränen von den Wangen rollten, „daß Du mich los werden willst. Also das sind die Schwüre ewiger Liebe, mit denen Du mich von einem teuren Menschen abzogst! Nun gut, ich bin das Weib nicht, das einem Mann zur Last fällt; ich weiß, was ich zu thun habe." Damit stand sie auf, warf noch einen Blick, in dem Mitleid und Verachtung zu kämpfen schienen, auf ihren Mann, ging auf ihr

Digitized by Google

Zimmer, kleidete sich rasch an und machte sich auf den Weg, in der Absicht, sich direkt beim Intendanten melden zu lassen. Auf der Straße wurde sie sich klar, daß von dieser Seite eine Abhilfe nicht zu gewärtigen war, und sie lenkte ihre Schritte dem Kunstverein zu, woselbst einer Zeitungsnotiz zufolge gerade Walthers Meisterwerk ausgestellt war.

Man wird jetzt den tief melancholischen Zug begreifen, der auf ihrem Antlitz lag, als sie in den Anblick des Bildes versunken war.

„Ist das wohl ein Fingerzeig der Vorsehung," so dachte sie sich, „daß Walther gerade jetzt auftaucht, wo mein Mann mich von sich stößt? Wie bin ich doch zum Unglück geboren, und wie hat der Vater recht gehabt, als er von der Künstlerlaufbahn nichts wissen wollte. Ein Lorbeer war der Traum meiner Jugend, und eine Dornenkrone trage ich. Wie zufrieden lebt im Vergleich zu mir Schwester Milly in einfachen Verhältnissen und Anna im Kloster, und ich muß diese schreckliche Enttäuschung des Lebens erfahren. Hätte ich nur die Kraft, mir das Leben zu nehmen; aber ich bin ja seelisch und körperlich gebrochen. Wie schrecklich bin ich doch gestraft, daß ich meinen Walther verlassen habe, wie hat mich der auf den Händen getragen; und jetzt soll ich mein ganzes Leben an der Seite eines solchen Menschen zubringen, der nur nach außen Flitter trägt, innen aber hohl ist wie eine taube Nuß."

Beim Verlassen des Kunstvereins wandte sich Hedwig an den Bureaubediensteten mit der Frage: „Was kostet das herrliche Madonnenbild im ersten Saale? Können Sie mir die Adresse des Meisters sagen?"

„Das Bild ist verkauft," erwiderte der Sekretär. „Der Künstler wohnt" — dabei warf er einen Blick in ein vor ihm liegendes Buch — „in Rom, Piazza di Spagna 47."

Bei einem logisch angelegten Manne kann man leicht voraussagen, wie er in einer gewissen Lage des Lebens unter gewissen positiv gegebenen Umständen handeln wird; bei Frauen sind solche Prophezeiungen schon viel trügerischer. In unserem Falle aber konnte man eins gegen zehn wetten, daß das Verlangen nach dem früheren Geliebten, unter solch eigentümlichen Umständen einmal geweckt, nicht eher ruhen werde, als bis es sein Ziel erreicht hatte. Walther hatte allerdings seit seiner Abreise noch nicht ein Zeichen gegeben, daß er Hedwigs noch gedachte. Aber hatte nicht auch sie geschwiegen, und war sie nicht gleichwohl ganz erfüllt von dem Gedanken des Wiedersehens? Das bewies also nichts. Und was ihren Mann anlangte, so würde sie sich nie haben entschließen können, denselben freiwillig zu verlassen. Die Sache lag aber jetzt anders. Hatte er ihr doch mit dürren Worten den Laufpaß gegeben und im Augenblick der größten Leidenschaftlichkeit vielleicht nur das verraten, was ihn schon monatelang drückte. Sich so ein Wort zweimal sagen zu lassen, dazu war sie nicht das Weib. Die Frage war nur, wie einen Ausweg finden?

Hedwig hatte eine mit einem Gymnasiallehrer verheiratete Schwester in Salzburg, zu der sie auf vierzehn Tage gehen wollte, um dort in Ruhe ihre weiteren Entschließungen zu überlegen. Auf so lange erhielt sie von der

Digitized by Google

Intendanz unbedenklich Urlaub. Niemandkonnte ahnen, daß ihr Reiseziel ein ganz anderes sei, selbst ihr Mann nicht, zu dem sie nach Verlauf der beiden Wochen wieder zurückkehren sollte.

Hedwig und Malon trennten sich also wie ganz vernünftige Leute. Er brachte sogar Blumen mit zur Bahn und eine Schachtel Konfekt. „Vergiß," so sagte er vor dem Abschied zu seiner Frau, „was ich gestern in der Aufregung gesagt habe. Du weißt, ich habe meine Zunge nicht im Zaum, wenn mir der Aerger die Adern schwillt. Komm, gib mir einen Kuß," und er drückte sie an sich, als ob nichts vorgekommen wäre. „Glückliche Reise, schreibe mir bald, und auf frohes Wiedersehen!" Und als der Zug im Begriff war sich in Bewegung zu setzen, rief er noch in das Coupé hinein: „Und was den Schmutzartikel anlangt, so weiß ich, bis Du zurückkehrst, von wem er ausgegangen ist. Lasse es meine Sorge sein, dem freundlichen Einsender alsdann in einer Weise zu antworten, daß ihm die Lust vergeht, sich künftighin mit den privaten Angelegenheiten von Frau Malon zu beschäftigen."

War die Zärtlichkeit und dieses plötzliche Einlenken des Ehegatten Komödie? Mit nichten. Malon hatte sich gestern wirklich nur so in den Zorn hineingeredet, die Nennung des Namens seines früheren Nebenbuhlers hatten bei ihm gewirkt, wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Im Grunde war ihm die Ehe mit Hedwig ganz bequem, eine gefügigere Frau und eine bessere Wirtschafterin konnte er in der Welt nicht finden. Er dachte im Ernst gar nicht daran, sich von ihr zu trennen.

Hedwig hatte sich ihre Fahrkarte nach Salzburg gelöst; sie traf dort auch richtig ein, jedoch nur, um acte de présence zu machen; denn schon am folgenden Tage saß sie in dem Eilzuge, der sie über die Alpen in sechsunddreißig Stunden nach Rom führen sollte.

Wer möchte die Gedanken beschreiben, die auf der Fahrt in diesem kleinen Gehirn ihren Spuk trieben. Im Grunde zeigte es von wenig Ueberlegung, die weite Reise anzutreten, ohne auch nur zu wissen, ob Walther sich augenblicklich in Rom aufhielt. Aber die Liebe wagt, sie rechnet nicht lange. Ein neues Leben that sich vor ihr auf. Für das Theater war sie, das fühlte sie, nicht geschaffen, dazu gehörten andere Nerven. Dahin paßte sie, wo der Zufall sie zuerst verschlagen hatte, an die Seite eines großen Künstlers. Ihn zu stets neuen Werken zu inspiriren, das war eine Lebensaufgabe, die ihr genügte. Sie hatte das Verdienst, Walthers Talent entzündet zu haben. Die Gefahr des Meteors war überwunden; nun galt es, ihn in die höchste Sphäre der Kunst einzuführen. Wie wohl sein Herz schlagen würde, wenn er wüßte, daß sein Hedchen mit dem Dampfroß ihm zufliege? Noch hatte sie ihm nicht das mindeste Lebenszeichen gegeben. An dem überraschten Gesichte wollte sie sich weiden, wenn sie urplötzlich und unvermutet vor ihm stand. Zu seinen Füßen wollte sie sich werfen, um Verzeihung für das Geschehene zu erbitten; statt dessen umschlang er sie, mit Küssen ihre Entschuldigungen erstickend! Wie sollte die Stunde des Wiedersehens sie für all das entschädigen, was sie seit einem Jahre gelitten hatte! —

Digitized by Google

In Rom angekommen, nahm sich Hedwig kaum Zeit, in einem an der Piazza di Spagna gelegenen Hotel sich umzukleiden. Um sechs Uhr abends stand sie vor Walthers Thür, an der die bekannte Visitenkarte angebracht war. Die Klingel ertönt. Es erscheint ein älterer Diener, der sich nach ihren Wünschen erkundigt.

„Ist der Herr zu Hause?" fragte Hedwig in gebrochenem Italienisch.

Nein, der sei soeben ausgegangen, zum Essen, und komme sicher vor zwei Stunden nicht zurück. (Walther hatte dem Diener ein für allemal aufgetragen, lästige Besucher während der Arbeitszeit auf diese Weise fern zu halten.)

„So geben Sie mir rasch Tinte und Papier, damit ich zwei Worte an ihn schreibe."

Das Billet war rasch fertig, es lautete:

Geliebter Walther!

Deine Hedwig ist gekommen, um bei Dir das Glück zu suchen, das sie anderwärts nicht zu finden vermochte. Ich zähle die Minuten, bis ich den Teuersten ans Herz drücken kann.

In verzehrender Sehnsucht und Liebe

Deine Hedwig.

„Sobald Ihr Herr zurückkehrt, geben Sie ihm diesen Brief. Es ist von höchster Wichtigkeit. Verstehen Sie! Und in zwei Stunden bin ich wieder zur Stelle. Bis dahin bin ich in dem benachbarten Hotel de France zu treffen."

Der Diener hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Auftrag nachzukommen.

„Dies Billet soll ich dem Herrn von einer jungen, hübschen Dame übergeben, die Sie eben aufsuchen wollte. Die Dame schien sehr erregt und unglücklich darüber, Sie verfehlt zu haben."

Walther, der schon bei Ansicht der bekannten Schriftzüge auf der Adresse den Zusammenhang erriet, war beim Lesen des Briefes wie vom Schlage gerührt.

Im ersten Augenblick bemächtigte sich seiner ein Gefühl wie das des Triumphes über einen zu Boden geworfenen Gegner. So hatte er doch nicht schwarz gesehen, als er dieser Ehe kein gutes Prognostikum gestellt hatte ... Ein Wort nur in das benachbarte Hotel gesandt, und er durfte jetzt diejenige wieder die Seinige nennen, die er mit aller Glut geliebt, die ihn zu seinen ersten Werken begeistert hatte, ja der er seine ganze künstlerische Existenz verdankte. Ein Wort nur, und er war auf immer wieder mit ihr verbunden, und mit glühenden Farben malte ihm die Phantasie die glücklichen Stunden aus, die er in Hedwigs Armen genossen. Zu ihr, auf, zu ihr! das war sein erster Gedanke.

Indessen gewann bei ruhiger Ueberlegung, nachdem er den Brief wiederholt gelesen, doch bald eine andere Auffassung Platz. Wie konnte er doch nur einen Augenblick dem Zug der Sinne Gehör geben! Seine Liebe zu Hedwig war zu Grabe getragen, und nichts konnte dieselbe wieder erstehen lassen.

Digitized by Google

Wenn er noch einmal überblickte, wie sie an ihm gehandelt hatte, so war es viel, wenn er sie nicht haßte. Aber täuschte ihn sein Auge nicht? Von Sehnsucht und Liebe schrieb sie. Wie stimmte das mit ihrer früheren Aussage? Damals schrieb sie, sie hätte ihn nie geliebt, nur Mitleid habe sie in seine Arme geführt. Und an dieses wankelmütige Weib, das sich ihrer Gefühle entschieden selbst nicht klar zu werden vermochte, sollte sich er noch einmal ketten? Einmal hatte sie in sein Schicksal schon in einer Weise eingegriffen, daß er fast nur durch ein Wunder gerettet wurde. Nur um sie nicht wiederzusehen, hatte er seine geliebte Vaterstadt verlassen und jenseits der Alpen sich eine neue Heimat geschaffen, und jetzt sollte das alte Verhältnis von neuem beginnen, gewiß mit neuen Enttäuschungen, und der Anfang des Liedes sollte sein: ein Ehescheidungsprozeß und Auseinandersetzungen mit dem Manne, der zuerst ihn betrogen und den er jetzt mit gleicher Münze zahlen sollte? Und wenn er Hedwig noch zehnmal mehr Dank schuldete, als es der Fall war, so konnte sie das nicht von ihm verlangen. Walther glaubte in Rom gerade das gefunden zu haben, was er nach den Münchener Irrfahrten gesucht hatte, ein ruhiges Leben, ohne Seelenaufregungen, einzig der Kunst gewidmet. Wie paßte zu dem eine Heirat mit der Frau desjenigen, der sie ihm früher als Geliebte entrissen hatte?

Nein, die Sache war, von welcher Seite er auch dieselbe betrachten wollte, sinnlos, ja noch mehr, undurchführbar.

Walther hatte, bevor Hedwig wieder erscheinen wollte, noch zwei Stunden vor sich, aber wer bürgte, daß sie, von Ungeduld überwältigt, nicht bereits früher wieder erschien? Darum galt es zu handeln und keine Minute zu verlieren. Das Beste schien ihm, ihr zu schreiben.

Er setzte sich also an seinen Schreibtisch und erwog, den Kopf auf den Arm gestützt, den Inhalt des Briefes.

Nach einigen Minuten des Nachdenkens zündete er seine Pfeife an, und bald darauf war er förmlich in Rauchwolken gehüllt, so mächtige und unausgesetzte Züge machte er aus derselben.

Jetzt endlich glaubte er gefunden zu haben, was er Hedwig schreiben wollte: sie dürften sich nicht wiedersehen, ohne Gefahr zu laufen, sich beide ins Unglück zu stürzen; für sie gebe es jetzt nur noch die Freundschaft; als guter Freund müsse er ihr aber raten: „Kehre so schnell als möglich zu Deinem Manne zurück. Machen wir keine unverbesserlichen Streiche. Folgen wir unserer Pflicht.“

Doch horch, es läutet. Walther fährt auf, als ob der böse Feind vor der Thüre stehe. Es ist nichts. Ein Geschäftsmann hatte einen Bilderrahmen abgeliefert.

Noch einmal nimmt er an dem Schreibtisch Platz. Nein, so ging es nicht; mit einem solchen Briefe mochte er sie wohl kaum überzeugen. Ja, wenn er nur in Ruhe sich hätte fassen können, um das der Situation entsprechende Wort zu finden. Aber er sah immer wieder im Geiste Hedwig, bereits vor der Wohnung Einlaß verlangend, dann sich auf ihn stürzen, mit Thränen und

Digitized by Google

Küssen alle seine Vernunftgründe über den Haufen werfend. War es erst so weit gediehen, dann war's um ihn geschehen!

In der Aufregung und in dem Aerger darüber, daß ihm das Rechte nicht einfiel, warf er die Pfeife in die Ecke, daß die Scherben umherflogen; dann ließ er die Feder denselben Weg gehen. Wozu auch schreiben? Was er sie wissen lassen wollte, das konnte er ihr auf viel einfacherem Wege sagen . . .

„Giacomo, bringe mir eilig Hut und Stock und ziehe Dich auch an. Hast Du nicht längst den Wunsch geäußert, einmal über Nacht zu Deiner Base nach Frascati fahren zu dürfen? Heute soll Dir der Urlaub gewährt werden. Erst morgen abend brauchst Du wieder zur Stelle zu sein. Erst gib mir aber Deinen Schlüssel, damit es Dich nicht am Ende gelüstet, früher heimzukehren. Ich habe meine Gründe."

„Und der angekündigte Besuch?" warf der alte Diener schüchtern ein.

„Den laß meine Sorge sein," erwiderte Walther, der sich jetzt mit nervöser Hast zum Ausgehen rüstete.

Vor dem Eingang zu seiner Wohnung angelangt, schloß er die Thür hinter sich und dem Diener mit dem Riegel ab, steckte sodann die beiden Schlüssel sorgfältig in die Seitentasche und war eben im Begriff, die Treppe hinabzusteigen, als ihm noch blitzartig ein Gedanke kam.

Auf der andern Seite von Walthers Etage hatte ein Börsenagent sein Bureau, der vor vierzehn Tagen es vorgezogen hatte, einmal die Welt von der andern Seite sich anzusehen, und an dessen Thür jetzt ein Zettel hing:

„Wegen Fallissement geschlossen!"

Diesen Zettel nahm Walther ab, hing denselben an seine eigene Thür und ging dann eiligst von dannen.

Wie er den qualvollen Abend hinbringen würde, wußte er anfangs selbst nicht. Zunächst ging er den Corso entlang, dann auf den Monte Pincio, endlich bei anbrechender Dämmerung in eine Thorkneipe, die sein Fuß bisher noch nie betreten hatte. Ein Glas Cognac nach dem andern hinunterstürzend, wollte er sich betäuben und vergessen, was er ganz abgeschlossen hinter sich zu liegen wähnte. Aber je mehr er sich berauschte, um so mehr entfernte er sich von dem erhofften Ziele, um so mehr wurde er sentimental und — schwach. Erst fing er an zu bereuen, daß er in einer so brutalen Weise seine frühere Geliebte auf die Straße setzte; was er beabsichtigte, das ließ sich doch in viel zarterer Weise auch erreichen. Wenn ihm ein Brief partout nicht glückte, so konnte er der Aermsten doch wenigstens einen Freund schicken, um sie zu trösten und in die richtige Bahn zu lenken.

Je schwankender und einlenkender er wurde, um so größere Festigkeit traute er sich selbst zu. Bereits schalt er sich einen Feigling, daß er nicht den Mut gehabt hatte, ihr ins Auge zu sehen. Wohl zwanzigmal zog er in einer halben

Digitized by Google

Stunde die Uhr. Eine Viertelstunde noch, und sie mußte vor seiner Thüre stehen. Wenn er jetzt einen Wagen nahm, so konnte er sie noch treffen. Mit der Sehnsucht nach dem Weibe fühlte er seine Vorsätze immer mehr erlahmen. Wenn er jetzt nicht seine letzten Kräfte zusammenraffte, dann hatte sie ihr Spiel gewonnen.

„Rasch einen Wagen!“ rief er dem Kellner zu, zwei Lire für das Genossene zurücklassend.

„Nach der Engelsbrücke! Fahr Er, so schnell als Er kann.“

Eine Viertelstunde später stand Walther in der Mitte der Brücke, vor sich den gewaltigen Bau der Engelsburg, zu seinen Füßen den Tiber, der seine gelben Fluten langsam dem Meere zuschob.

„So will ich die Schiffe hinter mir verbrennen,“ rief er, seinen und seines Dieners Schlüssel weit hinaus in den Strom schleudernd. „Fahr wohl, Versuchung!“ —

Nach der Stadt zurückkehrend, verlangte er in einem unscheinbaren Gasthause, wo unbemittelte Künstler abzusteigen pflegten, ein Zimmer, in dem er den kommenden Morgen erwartete.

Um neun Uhr früh war er vor seiner Wohnung, mit ihm der Pförtner des Hauses und ein Schlosser, der das Oeffnen der verschlossenen Thür besorgte.

„Hat sich gestern abend gegen acht Uhr bei Ihnen niemand gemeldet?“ fragte Walther den Pförtner.

„Ja doch,“ erwiderte dieser. „Eine Dame war hier, die die Treppe von Ihrer Wohnung herunterkam. Ich dachte, es sei ihr etwas zu leid geschehen, denn sie konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten. Ich glaubte sie einer Ohnmacht nahe und habe ihr angeboten, einen Augenblick in meiner Loge Platz zu nehmen.“

„Und hat sie es angenommen, hat sie kein Wort gesprochen?“ bestürmte Walther den Pförtner.

„Nein, sie lehnte mit einer stillen Handbewegung ab — doch daß ich nicht lüge, eine Frage hat sie, schon auf der Straße stehend, noch an mich gerichtet: ‚Wann geht der nächste Zug nach Deutschland?‘“

„Gott sei's gedankt,“ murmelte Walther vor sich hin.

Digitized by Google

„Soll und Haben" in der Blindenanstalt.

Eine kleine Episode aus dem letzten Lebensjahre
Gustav Freytags.

Der nachstehende Briefwechsel schildert die Opferfähigkeit zweier deutscher Frauen, welche sieben Jahre darauf verwandt hatten, „Soll und Haben" in Reliefschrift für die Blinden lesbar zu machen.

Hofrat Büttner an G. Freytag.

Dresden, den 23. Oktober 1894.

Ew. Excellenz.

„Soll und Haben" habe ich meinen Anstaltszöglingen im Laufe der Jahre zum Teil selbst vorgelesen, zum Teil vorlesen lassen, und wenn ich bei ihnen dieselbe Wirkung des herrlichen Buches bemerkte, die es stets auf mich und meine Frau ausgeübt hat, dann that es mir jedesmal leid, daß meine aus der Anstalt entlassenen Blinden, die der Anstaltsfürsorge noch unterstellt sind, von diesem Genusse, dieser trefflichen Anregung zur Pflichterfüllung ausgeschlossen sein sollten; aber ich hatte nicht die geringste Aussicht auf Erfüllung meines Wunsches, denn das Werk in Reliefschrift für Blinde übertragen, würde viel zu teuer sein, da das Papier allein zu nur einem Exemplar 17 Mark kostete und die meisten Blinden unbemittelte Menschen sind.

Als ich mein Bedauern hierüber einmal einer alten Dame in Gegenwart ihrer Tochter aussprach, erbat sich letztere plötzlich mit frischem Mute, sie wolle ein Exemplar für meine Blinden abschreiben. Sie sah mir ganz darnach aus, als ob sie in ihrer Begeisterung für Ew. Excellenz und in ihrer herzlichen Hingabe für die Blinden wohl etwas Besonderes leisten könnte, hatte sie doch mit ihrer Mutter schon einige kleine Schriften für die Blinden lesbar gemacht, aber ein Buch wie „Soll und Haben" in Reliefschrift zu übertragen, schien mir für eine junge Dame, die eine alternde Mutter zu pflegen, die Wirtschaft zu leiten und selbstverständlich mancherlei gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen hatte, doch zu viel zu sein. Sie beharrte aber unter Hinweis auf die Beihilfe einer Freundin bei dem Entschlusse, und ihre Mutter stimmte ihr zu. Und heute, nach sieben Jahren, liegt die große Arbeit fertig vor mir, und meine Blinden werden „Soll und Haben" selbst lesen! Die beiden jungen Damen haben fast ihre ganze Freizeit auf diese Arbeit verwendet, die erstere hat sich inzwischen verheiratet, hat aber als junge Frau noch fortgeschrieben und die Beendigung der Arbeit der Freundin nur dann erst überlassen, als Mutterpflichten sie dazu zwangen.

Welche Zeit und körperliche Anstrengung eine solche Arbeit erforderten, geht daraus hervor, daß mindestens anderthalb Millionen Buchstaben, und da jeder Buchstabe aus durchschnittlich drei Punkten besteht, wenigstens viereinhalb Millionen Punkte mit dem auf einem Griffel ruhenden Zeigefinger durch starkes Papier gedrückt werden mußten, und jede geschriebene Seite einer genauen

Digitized by Google

Durchsicht und vielleicht auch Korrektur bedurfte. Die Damen schreiben mir zwar, daß ihnen die Arbeit mit Rücksicht auf den Zweck und auf das abzuschreibende Werk im ganzen nicht schwer geworden sei, aber immerhin bleibt sie eine Riesenarbeit, zu der wohl nur deutsche Frauen fähig sind, und die mich zur Bewunderung zwingt. Nun fühle ich das Bedürfnis, den Damen eine Anerkennung ihrer Leistungen zu vermitteln. Geld und Geschenke kann ich ihnen nicht geben, sie bedürfen deren auch nicht und würden sie verletzt ablehnen; aber eine Belohnung höherer Art würden sie sicher mit der größten Dankbarkeit und Freude aufnehmen, und diese Belohnung erbitte ich von Ew. Excellenz.

Könnten Sie sich veranlaßt fühlen, ein paar Worte und Ihren Namen unter die beiden beiliegenden Photographien zu schreiben und den Damen zu überlassen?

Ich spreche eine derartige Bitte, auch wenn sie auf meine Person keinen Bezug hat, einem Manne wie Sie gegenüber nur ungern aus, aber der Gedanke an diese hochherzigen Frauen und an das Glück, das sie erfüllen müßte, wenn Gustav Freytag ihnen selbst ein Wort geschrieben, läßt alle Bedenken schwinden, und ich lege die Sache vertrauensvoll in Ew. Excellenz Hände.

Die beiden Damen sind Holsteinerinnen: Frau Schultze in Eutin und Fräulein Maahsen in Meldorf.

Daß ich den Brief nicht selbst schreiben, sondern nur diktiren konnte, hat einen Grund darin, daß mich ein böser Rheumatismus gerade jetzt ans Bett fesselt.

Bedauernd, daß ich in Dresden nicht bessere Photographien als die beiliegenden habe bekommen können, zeichne ich in tiefster Verehrung als Ew. Excellenz schon seit seiner Studienzeit aufrichtig ergebener

Hofrat A. Büttner,
Direktor der Kgl. Blindenanstalt.

Brief von G. Freytag an Hofrat Büttner.

Wiesbaden, 14. Dezember 94.

Hochverehrter Herr Hofrat!

Ihre Mitteilung über die hingebende, menschenfreundliche Thätigkeit der beiden Damen Schultze und Maahsen war für mich eine so innige und hohe Freude, daß ich Ihnen für alle Zukunft, die mir auf Erden etwa noch vergönnt ist, verpflichtet sein werde. Das ist echte Menschenliebe, in ihrer dauerhaften Anspruchslosigkeit unvergleichlich mehr das Herz erhebend als reiche Freigebigkeit in einer Stunde der Rührung. Ich aber fühle mich stolz, daß meinem Buch eine Ehre solcher Art zu teil geworden ist. Meinen Dank hätte ich Ihnen schon früher auszudrücken versucht; ich wollte eine andere Photographie herstellen lassen, da die beiden aus Dresden wohl vor längerer Zeit nach irgend einer Vorlage, ohne Aufnahme, verfertigt sind, und von meinem Spiegel an der Wand für einen fremden Herrn aus Sachsenland erklärt werden. Mein Augenleiden hat mich bis jetzt für den Photographen unbrauchbar gemacht, und ich muß eilen, das Verzögerte noch vor dem Feste thun zu lassen. Eine neue Ausgabe von Soll und Haben gibt Veranlassung, den lieben Damen zu den Photographien auch ein Exemplar des Buches zu übersenden, was ich direkt thun

Digitized by Google

möchte. Nun aber stand das Einschreiben der Widmung daran, daß ich in Ihrem so werten Schreiben nur die Familiennamen ohne die Vornamen finde.

Darf ich die Bitte wagen, daß Sie mir durch Postkarte auch die Vornamen oder nähere Adresse senden, falls Ihnen diese zur Hand sind. Die Absendung von hier könnte dann noch vor dem Fest erfolgen.

Ihnen selbst aber, hochverehrter Herr, möchte ich gern ein Zeichen meines warmen Dankes zugehen lassen, wie der Autor zu senden pflegt, der auch im Danke noch sich selbst zu präsentiren wagt. Gönnen Sie einer andern Erzählung eine Stelle im Bücherschrank und bewahren Sie mir auch ferner gütigen Anteil.

In dankbarer Gesinnung und herzlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Freytag.

G. Freytag an Frau Serena Schultze in Eutin.

Wiesbaden, 20. Dezember 94.

Hochverehrte Frau!

Durch Herrn Hofrat Büttner in Dresden weiß ich, mit welch ausdauernder Nächstenliebe Sie unter Beihilfe von Fräulein Maahsen die ganze lange Geschichte von Soll und Haben für die armen Blinden lesbar gemacht haben. Ihre Geduld und Hingabe zu menschenfreundlichem Werke würden mir beweglich sein, auch wenn ich nicht Verfasser des Romans wäre. Der Dichter aber schuldet Ihnen noch weit andern Dank. In dem Gefühl, daß Sie jeden Buchstaben seiner Arbeit in siebenjähriger Aufwendung Ihrer Freistunden auch zu seiner Ehre nachgebildet haben, zählt er Sie zu den getreuen Freunden im Vaterland, die er in seinem Schriftstelleramt gewonnen. Solche Freundschaft aber ist des Dichters beste Habe und sein berechtigter Stolz.

Zürnen Sie deshalb nicht, wenn ich wage, die neue Auflage des Werkes auf eine Ecke Ihres Weihnachtstisches zu legen.

Möge Ihnen ein glückliches Fest unter Ihren Lieben zu teil werden, auch als Dank für die große Freude, die mir durch Sie geworden ist.

Haben Sie die Güte, Fräulein Maahsen, welcher ich auch ein Exemplar unter den Christbaum sende, von der Freude des bejahrten Dichters zu erzählen.

Den Angehörigen Ihres Hauses bitte ich meine Empfehlungen auszurichten.

Sie selbst aber wollen Wohlwollen und treuen Anteil bewahren

Ihrem dankbar ergebenen

Gustav Freytag.

Adele Maahsen an Gustav Freytag.

Meldorf, den 23. Dezember 1894.

Wie soll ich Worte finden, Ew. Excellenz den tiefen Dank auszusprechen, den ich empfinde für eine Gabe, die die Krone meines Weihnachtsfestes ist! Ich bin so stolz darauf, da es von unserem größten deutschen Dichter der Gegenwart kommt, und doch auch so beschämt, es vergilt ja mehr denn hundertfach eine Mühe, die im Grunde ja doch nur Freude war. Jahrelang ist mein „Soll und Haben" mir ein guter Kamerad gewesen, der mit mir durch frohe und ernste

Digitized by Google

Tage ging, und seine Gestalten waren mir wie Menschen von Fleisch und Blut, mit denen ich gefühlt, gedacht, mit denen ich gelebt, nun war ich fertig damit und die Sache war abgeschlossen, da kommt nun plötzlich mein alter Freund zurück und wie zurück, kommt als größter Schatz meines Lebens! Tausend Dank dafür!

Mit frischem Mut und neuer Freudigkeit werde ich nun wieder an die Arbeit gehen und versuchen, den tiefen Dank, den ich Ihnen schulde, den armen Blinden abzutragen.

Gestatten Sie mir, hochverehrter Herr, daß ich Ihnen ein frohes Fest und ein gesegnetes neues Jahr wünsche; Gott erhalte Sie noch lange dem deutschen Volk.

In der größten Dankbarkeit und Verehrung

Ihre Adele Maahsen.

Frau Serena Schultze an Gustav Freytag.

Eutin, den 27. Dezember 1894.

Hochverehrter Herr Dr. Freytag!

Die Fülle der Weihnachtstage gestattet mir erst heute, in Ruhe, wie ich es wünsche, Ihnen meinen Dank auszusprechen.

Mein lieber Mann und ich öffneten am Weihnachtsabend unterm brennenden Baum das geheimnisvolle Wiesbadener Paket, nicht ahnend, welche Herzensfreude, — welche auserwählte und seltene Herzensfreude uns darin gereicht werden sollte, und von welcher Hand! — Lassen Sie uns beide Ihnen unseren innig tief empfundenen und beglückten Dank sagen dürfen! Es ist den Kleinen sehr entzückend, wenn ein Großer uns mit wahrem und freundlichem Herzen, einmal einen schönen Moment lang, innerlich begegnet und im Geiste die Hand reicht, — und wie lieblich ist uns diese Blume erblüht, die Blume einer Arbeit, die meiner Getreuen in Meldorf und mir, so lange sie dauerte, ein fortwährender Freudenquell gewesen ist, der, anderen unscheinbar dahinfließend, uns bereicherte und erfrischte, teils im Hinblick auf die Freude, die sie einst vielen und Schwerbetroffenen gewähren sollte, teils in dem innigen Genusse, den ein so genaues Kennenlernen des Werkes gewähren muß. Manchesmal bei meinem Arbeiten dachte ich, daß eigentlich der Verfasser unseres lieben Soll und Haben erfahren müsse, wie vielen und gerade unter den Beladenen er von neuem im Begriff stehe, ein weites Freudenfeld aufzuthun und eins des Spornens und Emporgezogenwerdens, aber wie wenig konnte mir je der Gedanke kommen, daß dieselbe Hand, die alle die vertrauten Erscheinungen des Buches geschaffen, einmal meinen Namen schreiben würde und mir gegenüber dieser Freude Ausdruck geben! Sie haben mich unbeschreiblich erfreut — meinen Mann und mich — so darf ich den Eindruck Ihres freundlichen Denkens fest behalten fürs ganze Leben, nicht wahr? Ihre schöne, kostbare Weihnachtsgabe!

Mein lieber Mann empfiehlt sich Ihnen.

In großer Verehrung und in großer Dankbarkeit

Ihre Ihnen ergebene

Serena Schultze.

Digitized by Google

Der Lebenslauf des Auges.[1])

Von

Professor W. Manz.

Es ist eine landläufige Wahrheit, daß alle unsere Sinne von einer gewissen Lebenszeit an, sagen wir kurz im Alter, abnehmen, stumpf werden. Wollte man diese Thatsache verallgemeinern, etwa auf alle Leibesfunktionen ausdehnen, so müßte man doch sofort zugeben, daß jene Abnahme keineswegs in allen eine parallele, gleichmäßige oder gleichzeitige ist. Schlägt doch das Herz bei so vielen gesunden Menschen seine sechsundsiebenzig Schläge in der Minute im zwanzigsten wie im siebenzigsten Lebensjahre, verdaut doch auch der Magen des Bejahrten ungefähr dieselbe Kost wie vor Zeiten, wenn sie ihm nur aus dem Munde gehörig vorbereitet zugeführt wird, gibt es doch auch genug ältere Herren, welche tagtäglich auf die Höhen des Schloßbergs steigen, ältere Frauen, welche den ganzen Tag in der Hauswirtschaft in Bewegung sind, ohne besondere Ermüdung zu spüren, freilich in einem etwas langsameren Tempo als früher; ja von manchen Funktionen, wie zum Beispiel von der Beredsamkeit, wird sogar gesagt, daß sie bei vielen Personen mit den Jahren an Ausdauer zunehmen.

Dagegen die Sinne! Wie wenige sind, die behaupten können, daß ihr Auge in den Fünfzigern noch so scharf, so kräftig, so ausdauernd sei wie zehn Jahre zuvor? Manche allerdings werden sich dieser Abnahme nur wenig bewußt, weil ihre Beschäftigung sie nicht darauf hinweist, weil sie zu wenig auf sich achten, oder auch weil sie äußeren Umständen zuschieben, was in ihnen selbst liegt. „Das Papier ist so grau," heißt es, „die Tinte so blaß, das Gas so schlecht geworden, da ist kein Wunder, wenn man nicht mehr so gut lesen und schreiben kann!"

Wie mit dem Gesicht, so geht es auch mit den anderen Sinnen, bei welchen jedoch eine sehr allmälich sich einstellende Abnahme weniger auffällig ist als dort, weil die meisten Menschen an eine so feine Abstufung des Sinneseindrucks überhaupt nicht gewöhnt sind. Fragen wir nun aber, wodurch denn jene Abnahme verursacht ist, so gibt es wohl eine Ursache, welche am Ende für alle Sinne verantwortlich gemacht werden kann, das ist das Sinken der Erregbarkeit in den zu den Sinnesorganen gehenden Nerven, wodurch schwächere Reize keine Erregung mehr auslösen. Bevor es aber dazu kommt, daß diese allgemeine Ursache eine merkbare Wirkung entfaltet, vollziehen sich in den Sinneswerkzeugen selbst anatomische Veränderungen, welche ihre Funktion wenn auch nicht gerade stören, so doch ihrem Grade nach herunterdrücken, und diese Veränderungen, welche noch innerhalb der physiologischen Breite stehen, sind nun in den verschiedenen Sinnesorganen, ihrem Bau entsprechend, verschieden. So kommt es

[1]) Vortrag, gehalten in der Festsitzung der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. an ihrem zweiundsiebenzigsten Stiftungsfeste.

Digitized by Google

im Gehörorgan zu Verdickungen der schwingenden Membranen, zu Versteifungen der Gelenkverbindungen der kleinen Gehörknöchelchen, in den Schleimhäuten der Zunge und der Nase zu einer Verdichtung und Vertrocknung der obersten Gewebsschichten, in welchen die Nervenendigungen liegen, so auch in der äußeren Haut, beziehungsweise der Oberhaut, in welcher die sogenannten Tastkörperchen eingebettet sind. Diese mannigfaltigen Veränderungen entwickeln sich bei dem einen Menschen früher, beim andern später, wobei individuelle Anlage und der Gebrauch der betreffenden Organe, sowie allgemeine Ernährungsverhältnisse ihren Einfluß geltend machen. Ich brauche kaum hervorzuheben, daß jene Veränderungen fortwährend dem Gebiete des Krankhaften mehr oder weniger nahe kommen, wie ja schon ihr besonders frühes Einsetzen als krankhaft angesehen wird, entweder als auf einer krankhaften Anlage beruhend, oder durch krankmachende Einflüsse herbeigeführt. Derartige Umbildungen der das Sinnesorgan zusammensetzenden Gewebe kommen natürlich nun auch am Auge vor und verraten sich zum Teil in seinem äußeren Aussehen, zum Teil in seinem inneren Bau, zum Teil auch nur in seiner Funktion. Es soll heute meine Aufgabe sein, auf diese verschiedenen Umänderungen hinzuweisen, welche das Alter am Auge herbeiführt.

Nun kennen wir aber von diesem Organ noch eine ganze Reihe sehr wichtiger Transformationen, welche nicht erst im höheren Alter sich vollziehen, deren Anfänge vielmehr in die allererste Lebenszeit hinaufreichen, die also jedenfalls nicht als senile Degeneration bezeichnet werden können, durch welche aber trotzdem seine Funktion schon in einer Zeit beschränkt wird, in welcher die fast aller anderen Organe noch in weiterer Ausbildung begriffen ist. Ein seltsamer Widerspruch, auf den ich später zu reden komme!

Wie der Titel, den ich für meinen Vortrag gewählt habe, andeutet -- sollen damit nicht nur die Veränderungen des höheren Alters gemeint sein, sondern ich werde mein Thema etwas weit fassen und auch diejenigen besprechen, welche in der früheren Lebenszeit vor sich gehen; es wird das eine Art Lebensgeschichte dieses Organs werden. Unsere Kultur und die Anforderungen, welche sie an dasselbe stellt, haben dafür gesorgt, daß für einen großen Teil der Menschheit außer den ruhig ineinander fließenden Phasen des normalen Wachstums verschiedene Schwankungen nach der Seite des Krankhaften vorkommen, wenn auch nicht eine wirkliche Krankheit daraus entsteht. Lassen Sie mich einmal in aller Kürze einen solchen Lebenslauf skizziren, wie er von so vielen Angehörigen der gebildeten Klasse durchgemacht wird. Wir wollen unsern Erzähler dabei mit einem besonders guten, bis in die allerersten Lebenstage hinaufreichenden Gedächtnisse ausstatten; er beginnt also:

„Wenn ich, nachdem das lästige ‚Trockenlegen' wieder einmal glücklich überstanden war, so in einem behaglichen Dolce far niente in meiner Wiege lag und meine Umgebung musterte, da kam es mir vor, als ob alle Dinge, die ich erblickte, sehr groß und so nahe bei mir wären, daß ich meinte, sie mit meinen kleinen Händen ergreifen zu können; doch merkte ich bald zu meinem Verdrusse,

Digitized by Google

daß das nicht ging, was mir besonders leid that, als einst der Mond vor dem Fenster meines Zimmers stand: den hätte ich gar zu gern ein wenig gestreichelt. Nicht selten schien mir's auch, als ob ich die Gegenstände doppelt sähe, und hin und wieder drehten sie sich ganz kurios vor mir herum. Indessen das hörte so nach und nach auf, ich hatte nun meine hübschen Spielsachen in der Hand und kümmerte mich wenig um das Entferntere.

„Da ich nun marschiren konnte, merkte ich, daß gewisse Dinge mir nahe waren, während ich zu anderen weit wandern mußte.

„In der Schule ging es anfangs ganz gut, ich lernte schön schreiben, und je mehr ich mir Mühe gab, um so näher steckte ich den Kopf auf das Papier.

„Im Gymnasium war mir dieses Schönschreiben schon fatal und ich merkte nun bald, nicht zu meinem Vergnügen, daß ich von meinem Platze aus — ich saß natürlich unter den ersten in der hintersten Bank — nicht mehr erkennen konnte, was der Lehrer auf die Tafel geschrieben hatte. Auf den aufgehängten Landkarten konnte ich Rußland bald nicht mehr von Großbritannien unterscheiden, was wir manche schlechte Note eintrug.

„Man überzeugte sich bald, daß es so nicht weiter gehen könne, und brachte mich zu einem Augenarzt. Da fielen nun wieder die mir schon von Hause zur Genüge bekannten Redensarten von nachlässiger Haltung, Krummsitzen und dergleichen. Das half aber nichts und es blieb nichts übrig, als mir eine Brille zu geben, die mir im Anfang wohl Spaß machte, bald aber recht lästig wurde, da sie gewöhnlich verbogen oder zerbrochen war. In der Nähe, in meinen Büchern sah ich fortwährend sehr gut mit und ohne Brille; ich war damals, wie viele meiner Kameraden, in die Periode der Lederstrumpferzählungen geraten und las nun, wo ich stand und saß, mit Vorliebe in der Dämmerung.

„Bevor ich auf die Universität kam, waren die Gläser schon mehrmals stärker genommen worden, ich war nun schon so weit damit wie mein Vater, der auch studirt hatte, und als nun der Einjährige kommen sollte, da mußte ich die Brille ständig tragen, da ich ohne sie nicht einmal mehr über die Straße sah. Versuchte ich ohne sie zu lesen, so gingen bald die Zeilen aus einander und ich sah wieder doppelt. Obschon ich, nachdem ich einmal die Vierzig überschritten hatte, damit nicht mehr so gut wie früher in größere Ferne sehen konnte, konnte ich doch jetzt ein stärkeres Glas nicht brauchen, es that mir weh und es besserte eigentlich auch mein Sehen nicht. Fataler aber war, daß, nachdem wieder etwa zehn Jahre verflossen waren, mir die Gläser zum Lesen nicht mehr behagen wollten, ich mußte das Buch weiter entfernen, was für feinen Druck nicht anging; da probirte ich wieder ohne Brille zu lesen, was aber auch nicht recht gelang, am besten noch mit schwächeren Gläsern. Ich ging also meinen Brillenpfad wieder zurück, worüber ich mich freuen wollte, da ich meinte, meine Kurzsichtigkeit habe abgenommen. Freilich sah ich nur ein wenig besser in die Ferne und nur bei ganz guter Beleuchtung; in der Dämmerung war ich jetzt recht unsicher. Zu jener Zeit war ich auch für großen Druck und gutes Papier schon recht dankbar, Kartenlesen ward mir immer schwieriger, da ich leider die Erfahrung

Digitized by Google

gemacht hatte, daß das Näherbringen derselben mein Sehen nicht verbesserte, ja von einem gewissen Abstand an geradezu verschlechterte. Jetzt, da ich mich den Siebenzigen nähere, habe ich zufällig die Entdeckung gemacht, daß ich durch die Arbeitsbrille meiner Mutter, welche dieselbe etwa in ihrem fünfzigsten Lebensjahr gewählt hatte, nachdem sie vorher immer ganz gut in die Nähe und Ferne gesehen hatte, noch verhältnismäßig am besten lesen kann, während ich sie über das Buch hinaus gar nicht brauchen kann.

„Merkwürdig!" so schließt die okulistische Selbstbiographie unseres Gewährsmannes, „so bin ich in Bezug auf meine Augen zuerst meinem Vater und jetzt am Abend meines Lebens meiner Mutter ähnlich geworden!"

Wenn ich, um die Veränderungen nachzuweisen, welche das Auge während der verschiedenen Lebensalter durchmacht, im folgenden mit der Beschreibung des Kindesauges beginne, so werde ich natürlich nicht auf alle anatomischen Einzelheiten eingehen, vielmehr hiervon nur die charakteristischsten hervorheben, insbesondere diejenigen, welche einen direkten Einfluß auf seine Funktion ausüben.

Da fällt uns in dem Kindergesicht schon bei oberflächlicher Betrachtung die bedeutende Größe des Auges auf, die in der That in einem gewissen Mißverhältnis zu den anderen Gesichtsteilen steht. Der Augapfel ist schon bei der Geburt vor vielen anderen Organen in seinem Wachstum so weit voraus, daß dieses von da an bis zur fertigen Größe, welche etwa im sechzehnten Lebensjahr erreicht wird, nur noch ein unbedeutendes und sehr langsames sein kann.

Nach den Messungen Eduard Jägers hat das Auge eines Neugeborenen einen längsten Durchmesser — die sogenannte Augenaxe — von 17,5 Millimeter; dieser Durchmesser beträgt im normalen Auge eines Erwachsenen 24 Millimeter — die größte Circumferenz des kindlichen Augapfels beträgt somit etwa 55 Millimeter, sechzehn Jahre später 75 Millimeter. Vergleichen wir diese geringe Vergrößerung mit der des ganzen Kopfes, so zeigt sich hier ein ganz gewaltiger Unterschied; finden wir bei Neugeborenen einen Schädelumfang von 25—30 Centimeter, so beträgt dieser bei einem Erwachsenen durchschnittlich über das Doppelte.

Wird einmal die Lidspalte ordentlich geöffnet, was in den ersten Wochen gewöhnlich nicht der Fall ist, so wird die Größe der Augen noch dadurch um so auffälliger, daß dieselben stark hervorstehen, was wieder mit der geringen Tiefe der knöchernen Augenhöhle zusammenhängt. Das nun erklärt wieder, daß wir die Bewegungen des Auges besonders gut sehen können, was zusammen mit der Kugelform desselben dem kindlichen Blick (es gilt dies allerdings nicht für ganz kleine Kinder) etwas Unstätes, Flackerndes gibt.

Beobachtet eine besorgte Mutter einige Zeit die Bewegungen des Auges ihres Baby, so wird sie oft durch die Wahrnehmung einigermaßen erschreckt, daß vorübergehend Schielen und zwar nach allen Richtungen vorkommt. Sehr häufig wird das für etwas Krankhaftes gehalten und dann und wann auch von einem Arzte als Symptom einer Gehirnreizung angesehen — das Volk bei uns nennt das die „stillen Gichter". Wenn wir das, was wir von Menschen, welche

Digitized by Google

darüber Auskunft geben können, über ihre Gesichtsempfindungen bei solchen disharmonischen Augenstellungen erfahren, auch auf jene früheste Lebenszeit anwenden dürfen, so hat unser Selbstbiograph sich nicht getäuscht, wenn er zeitweise meinte, die Gegenstände doppelt zu sehen. Das verliert sich nach und nach und soll später nicht mehr vorkommen. Was dem Wickelkinde erlaubt ist, ist später in das Gebiet des Krankhaften zu verweisen; die beiden Augen müssen hübsch zusammengehen in immer denselben Bahnen, nicht eines beliebig dahin, das andere dorthin. Der unsichere, unruhige Blick des kleinen Erdenbürgers wird nach und nach fester, treffender, das Kind lernt fixiren.

Es gehört zu den interessantesten physiologischen Problemen, zu erforschen, wie jene Erziehung zu den harmonischen Bewegungen beider Augen zu stande kommt, welches Steuer dabei von Anfang an wirksam ist. Ich darf es nicht wagen, hier auf diese Frage einzugehen, ich muß meine Zeit noch für anderes aufsparen und will mich darauf beschränken, zu sagen, daß es sich dabei wirklich um eine Erziehung, Einübung handelt, daß auch das intelligenteste Wickelkind erst lernen muß, sein Auge zweckmäßig zu bewegen und zu stellen. Besondere Instruktion von seiten der Mutter scheint hierzu allerdings nicht gerade notwendig zu sein, gewiß aber ist auch hier der Anschauungsunterricht von guter, unterstützender Wirkung: das häufige Vorzeigen irgend eines beliebten Spielzeugs lehrt nicht nur denken, sondern vor allem auch sehen und dabei zugleich die Entfernungen richtig schätzen.

Merkwürdigerweise bleibt vielen, welche dem Kinde in die Augen schauen, sogar vielen medizinisch gebildeten Vätern eine Eigenschaft derselben verborgen, welche später am meisten auffällt, das ist die Farbe, die Farbe der Regenbogenhaut — es wäre sonst nicht zu begreifen, daß alle paar Jahre wieder von irgend einem Mediziner die Entdeckung verkündet wird, daß alle Neugeborenen blaue Augen hätten. Und das ist, wie nun schon aus an verschiedenen Orten in Deutschland gemachten größeren Beobachtungsreihen hervorgeht, in der That beinahe richtig — das heißt man hat unter hundert Neugeborenen in Wien zum Beispiel nur vier mit braunen Augen gefunden. Diese Färbung der Iris ändert sich also mit der Zeit schon während des ersten Lebensjahres und zwar so ziemlich bei allen, denn auch die später definitiv blau gewordenen Augen behalten nicht das eigentümliche tiefe Stahlblau der ersten Lebenszeit, sie werden fast alle heller, nicht sowohl durch eine Aenderung des Farbstoffs im Innern des Auges, dessen Vermehrung die braunen erzeugt, als durch das Dichterwerden der Häute desselben, welches die Färbung weniger durchscheinen läßt. Das gilt für die Regenbogenhaut, wie auch für das Weiße des Augapfels, welches bekanntlich bei Kindern mehr oder weniger einen bläulichen Ton hat, der sich später bei den meisten verliert und, um es gleich hier beizusetzen, im höheren Alter gar einem gelblichen Platz macht, der entschieden weniger schön aussieht.

Die Veränderungen, welche nun schon in den ersten Lebensjahren am Auge langsam vor sich gehen, beziehen sich, abgesehen von der schon erwähnten, verhältnismäßig nicht bedeutenden Vergrößerung, auf die äußere Form desselben.

Digitized by Google

Die Kugelgestalt verwandelt sich mehr zur Eiform, mit einem von vorn nach hinten gehenden längsten Durchmesser. Von dieser Formveränderung hängen die Lichtbrechungsverhältnisse und davon — ich darf der Kürze zu lieb vielleicht den allerdings nicht ganz unverfänglichen Namen gebrauchen — die Sehweite ab.

Das Maß dieser Formveränderung steht unter verschiedenen Einflüssen, vor allem unter dem einer angeborenen, sehr häufig vererbten Anlage und dem des Gebrauchs, der von dem Organ in dieser und der nächstfolgenden Zeit gemacht wird.

Wenn wir von den verhältnismäßig seltenen Fällen absehen, in welchen eine früh entwickelte Erkrankung des Augapfels eine ungleichmäßige Vergrößerung desselben herbeiführt, so können wir als Regel aussprechen, daß die Lichtbrechung im Auge von Geburt an stärker wird, bei den einzelnen in verschiedenem Grade und in verschiedenem Tempo.

Es war natürlich, um diese Umwandlung kennen zu lernen, zunächst von größter Wichtigkeit, den Brechungszustand der Neugeborenen festzustellen. Sehproben konnten dabei nicht angestellt werden, wir benützten dazu den Augenspiegel, und dieser bewies, daß fast alle neugeborenen Augen, wie man gewöhnlich sagt, weitsichtig, man sollte aber sagen übersichtig sind, das will heißen, daß in den lichtempfindenden Apparaten derselben nur dann ein scharfes Bild erzeugt wird, wenn konvergente Lichtstrahlen in das „ruhende" Auge fallen; nur ganz selten ist Kurzsichtigkeit, das gerade Gegenteil von dem eben beschriebenen Brechungszustand, angeboren, das haben nun zahlreiche, in Gebäranstalten und Findelhäusern auf Tausende von Neugeborenen sich erstreckende Untersuchungen herausgestellt. Wohl aber — und das lehrt nun auch tausendfältige Erfahrung — wird die Anlage, die Disposition zur Kurzsichtigkeit in vielen Fällen von einem oder beiden Eltern auf das Kind vererbt. Wir müssen aber außerdem als wahrscheinlich annehmen, daß jene Anlage auch ohne erbliche Uebertragung mit auf die Welt gebracht werden kann. Die aus allen zivilisirten Ländern veröffentlichten Resultate der in den verschiedensten hohen, mittleren und niederen Schulen mit größter Genauigkeit durchgeführten Augenuntersuchungen haben so in Summa ergeben, daß vom Beginn bis zum Abschluß des Schulunterrichts ein Teil der Schüler übersichtig bleibt, ein anderer Teil kurzsichtig wird, zwischen beiden stehen die in Bezug auf den Brechungszustand ihrer Augen „Normalen" gewissermaßen in der Mitte.

Für die kurzsichtig gewordenen hat sich dann ferner ergeben, daß viele von ihnen einen kurzsichtigen Vater oder eine kurzsichtige Mutter gehabt haben, bei anderen aber war eine solche Abstammung nicht nachweisbar; für diese müssen wir also andere Ursachen annehmen, und da liegt natürlich die Beschäftigung am nächsten. In der That bedarf es nur des einfachen Vergleichs der Myopiezahlen aus den Elementarschulen und den Mittelschulen, um zu erkennen, daß Schreiben und Lesen hier von größtem Einfluß sind. Haben doch alle Schuluntersuchungen als übereinstimmendes Resultat ergeben, daß die Zahl der Kurzsichtigen von Schuljahr zu Schuljahr, oder, was ja ungefähr dasselbe sagen

Digitized by Google

will, von Klasse zu Klasse zunimmt, desgleichen, daß fast überall auch der durchschnittliche Grad der Myopie von Jahr zu Jahr sich steigert.

Nun könnte man ja auch meinen, wie das auch schon da und dort ausgesprochen worden ist, es liege jenen Zahlen eine einfache Altersveränderung, eine normale Wachstumserscheinung zu Grunde. Damit würde aber schon nicht stimmen, daß unter den Rekruten, welche vom Lande kommen, und welche nur eine viel kürzere Schulzeit durchgemacht haben als die Städter, so sehr viel weniger Kurzsichtige sich finden als unter diesen. Darüber ist wohl auch nicht weiter zu reden; daß der Schulunterricht in hohem Grade die Entwicklung der Myopie *begünstigt*, geben wohl jetzt auch die Pädagogen zu.

Damit ist aber die Sache nicht abgethan, denn wenn auch in jeder Gymnasialklasse so und so viele Kurzsichtige sitzen und deren mit jedem Schuljahr mehr werden, so sind eben doch selbst in den obersten Klassen bei weitem nicht alle Schüler kurzsichtig, und wenn das wirklich einmal in einer Oberprima vorgekommen ist, so müßte das für Zufall erklärt werden, beruhend auf einer sehr kleinen Frequenz dieser Klasse. Also — wenn alle Schüler unter dem gleichen Einfluß des Unterrichts stehen, warum werden dann nicht alle kurzsichtig? Daß nicht nur diejenigen es werden, welche von ihren Eltern eine erbliche Anlage dazu mitgebracht haben, habe ich schon gesagt; gibt es auch eine *nicht angeerbte Anlage*? oder wirkt der Unterricht, wenn er auch im allgemeinen ein gleichmäßiger ist, doch verschieden auf die Schüler einer Klasse ein! Das läßt sich ja wohl denken: alle sollen die gleiche Aufgabe innerhalb einer bestimmten Zeit lösen, aber der eine, talentvolle, braucht dazu kaum halb soviel Zeit als der unbegabte, dieser muß also seine Augen viel *länger* anstrengen als jener. Dazu kommen noch andere individuelle Einflüsse, vor allem die Beleuchtung, bei welcher die Aufgaben zu Hause verrichtet werden müssen. Es reicht nicht hin, daß das Schulzimmer hell ist, wenn der Knabe abends an einem Tische, an dem die ganze Familie oder ein ganzes Pensionat von *einer* Lampe profitiren will, stundenlang schreiben und lesen soll, oft auch auf einem Stuhle sitzend, der für seine Körpergröße gar nicht paßt.

Indessen, wenn wir auch diesen mißlichen Umständen noch so viel Wert beilegen, wir kommen damit den großen Verhältniszahlen gegenüber, welche in dieser Frage ins Spiel kommen, doch nicht aus. Wir müssen doch der Untersuchung näher treten, welche Veränderungen am oder im Auge vor sich gehen, wenn es kurzsichtig wird, und nach den Faktoren fragen, welche jene Veränderung bewirken. Haben wir darüber genügenden Aufschluß erlangt, so werden wir dann wohl einsehen können, warum der eine Schüler kurzsichtig wird, der andere nicht, oder weshalb es der eine in derselben Zeit in geringem, der andere in hohem Grade wird.

Jene Veränderung, welche in dieser Zeit am Auge vor sich geht, sie ist eine Veränderung seiner äußeren Form, eine Verlängerung des Längsdurchmessers, oder eine stärkere Krümmung seiner lichtbrechenden Oberflächen, das lehrt uns Augenschein und Rechnung.

Digitized by Google

Fragen wir nun aber nach den Kräften, welche diese Umformung zu stande bringen, so lautet die Antwort der Physiologen und Ophthalmologen keineswegs übereinstimmend.

Es gehört nicht zu meiner heutigen Aufgabe, diese verschiedenen Ansichten vor Ihnen darzulegen und zu diskutiren, es würde das viel zu viel von der mir zugemessenen Zeit in Anspruch nehmen; ich muß mich daher damit begnügen, in aller Kürze den Kernpunkt der Theorien anzugeben, und darf gewissermaßen als Gesamtresultat nicht verhehlen, daß bis heute noch keine als eine reine Lösung des Rätsels anerkannt wird. Erwähnen muß ich dieselben aber schon deswegen, weil ihre Grundlage doch fast überall eine gewisse Wachstumsveränderung unseres Organs bildet.

Man kann jene fraglichen Faktoren füglich in Kürze in zwei Gruppen zusammenstellen, von welchen die eine Veränderungen betrifft, welche im Innern des Augapfels vor sich gehen, die wir schlechthin als Accommodation, das heißt Anpassung für *nahe* Gegenstände bezeichnen, während der anderen Gruppe Organe angehören, welche von außen auf den Augapfel einwirken, direkt oder indirekt, das sind die denselben bewegenden *Muskeln* und die knöcherne *Augenhöhle*.

Die Einrichtung des Auges für kurze Distanzen, für Gegenstände, welche ihrer Kleinheit wegen nahe gehalten werden müssen, geschieht durch einen in seinem Innern verborgenen Apparat, dessen Wirkung darin besteht, daß die Wölbung der lichtbrechenden Kristallinse verstärkt wird. Man könnte sich also denken, daß, wenn diese Veränderung sehr oft und für lange Zeit eintritt, die Linse nach und nach diese Form beibehalten könnte. Dies läßt sich jedoch für viele Fälle nicht nachweisen, und damit würde jedenfalls auch die früher erwähnte myopische Formveränderung des ganzen Augapfels nicht erklärt sein. Allein für sich können wir also jenen Vorgang im Innern desselben nicht als ausreichende Grundlage der Kurzsichtigkeit gelten lassen. Das beweisen auch Beobachtungen, welche man bei Feinmechanikern, besonders Taschenuhrenmachern gemacht hat. Man hat nämlich überraschend wenig Kurzsichtige unter ihnen gefunden, und doch sind sie den ganzen Tag mit kleinen Objekten in kürzestem Abstand beschäftigt.

Wir müssen uns daher in der andern Gruppe nach formverändernden Faktoren umsehen, welche außerhalb des Auges liegen, das sind vor allem die *äußeren Augenmuskeln*, welche dasselbe bewegen und in gewissen Stellungen festhalten.

Daß die in der ersten Lebenszeit noch fast unbeschränkten Bewegungen nach und nach zweckmäßig eingeschränkt werden, haben wir schon gesehen, daraus geht ferner hervor, daß die Uebung für die verschiedenen Muskeln — es sind deren sechs — eine sehr ungleichmäßige sein muß, und da Uebung eines Muskels bekanntlich seine Kraft steigert, so werden mit der Zeit diejenigen die anderen an Kraft weit übertreffen, welche die Einstellung des Auges für kurze Entfernungen besorgen. Diese bevorzugten Augenmuskeln sind nun in der That diejenigen, welche die Sehaxen nach innen, das heißt nasenwärts stellen, sie bekommen mit

Digitized by Google

der Zeit ein bedeutendes Uebergewicht über die anderen, insbesondere über die in entgegengesetzter Richtung wirkenden, die Antagonisten. Darauf beruht das normale Gleichgewicht in den Augenbewegungen.

Wie in dem vielbesprochenen europäischen Gleichgewicht in der politischen Welt nicht alle Staaten gleiche Macht besitzen sollen, sondern die einen mehr, die anderen weniger, aber womöglich immer in gleicher Verteilung, so auch im Auge. Fehlt die Präponderanz der inneren geraden Muskeln, wie man jene nasenwärts drehenden nennt, so treten Störungen aller Art im Sehakt ein. Das erkennen wir schon an der Blickstellung für die Ferne. Man sagt gewöhnlich, wenn der Blick sich in die Ferne richtet, so stehen die Sehaxen parallel — ist das bei einem Menschen wirklich der Fall, so macht uns das schon fast den Eindruck des Schielens. Die Gewohnheitsstellung der Augen, welche sich schon in den ersten Lebensjahren allmälich ausbildet, ist auch, wenn nicht gerade ein naher Gegenstand fixirt wird, die konvergente, wie wir kurz sagen können. Natürlich ist aber der auswärts drehende Muskel dabei nicht außer Funktion gesetzt; er leistet dem Einwärtsdreher vielmehr einen gewissen Widerstand durch eine verhältnismäßige Anspannung. Der Augapfel befindet sich daher stets unter einem gewissen Druck der auf ihm liegenden, in verschiedenen Richtungen wirkenden Muskeln, in einer Art Klammer, und es läßt sich, wenn man den Bau dieser Klammer in Betracht zieht, wohl denken, daß durch deren Druck die äußere Form des in früher Jugend noch nachgiebigen Augapfels verändert werden kann.

Diesem Druck sind im allgemeinen nun die Augen aller Schüler während des Lernens ausgesetzt, aber das Resultat muß natürlich nicht bei allen dasselbe sein; es hängt von verschiedenen Umständen ab, welche ganz individuell sind, zum Beispiel von der Dehnbarkeit der Augenhäute, von der Kraft und namentlich von der Zugrichtung der Augenmuskeln, in beiden kann etwas von angeborener Anlage stecken, welche dann zu um so stärkerer Wirkung kommt.

Man hat sich natürlich viele Mühe gegeben, nachzuweisen, worin denn im Auge diese Anlage eigentlich besteht, welches ihr anatomischer Ausdruck ist — aber diese Forschungen haben bis heute ein befriedigendes Resultat nicht ergeben.

Erst in der neuesten Zeit sind wir durch Stilling auf eine anatomische Thatsache hingewiesen worden, welche eine bessere Antwort auf jene Frage geben sollte. Ich muß mich auch hierbei darauf beschränken, nur die Hauptpunkte seiner Erklärung anzudeuten. Stilling macht zunächst die vorhin besprochene Formveränderung des Augapfels in erster Reihe abhängig von einem Muskel, welcher in Form eines Bogens quer über denselben verläuft — der sogenannte obere schräge Muskel.

Zieht sich dieser zusammen, so übt er hauptsächlich einen Druck auf jenen in dem Sinne, daß dessen Kugelgestalt mehr oder weniger der Eiform sich nähert, wobei dann natürlich die von vorn nach hinten gehende Axe verlängert wird. Der Grad jener Kompression, welche hauptsächlich eintritt, wenn der Blick nach unten innen gerichtet ist, wie zum Beispiel beim Lesen und Schreiben, hängt aber ab von der mehr oder weniger queren Verlaufsrichtung des fraglichen

Digitized by Google

Muskels, und diese wiederum richtet sich nach der Weite und Form der knöchernen Augenhöhle. Die Augenhöhle wäre also nach Stilling die eigentliche erste Grundlage der Kurzsichtigkeit, die Beschäftigung mit nahen kleinen Gegenständen die Gelegenheitsursache.

Selbstverständlich mußte, um eine solche Hypothese annehmbar zu machen, zuerst durch ausgedehnte Untersuchungen nachgewiesen werden, daß gesetzmäßig, in der Regel, die hohe weite Augenhöhle, die Hypsikonchie, wie Stilling sagt, mit dem weitsichtigen, oder wenigstens die kleine, niedrige Augenhöhle, Chamäkonchie, mit dem kurzsichtigen Auge zusammenfällt. Solche Untersuchungen sind angestellt worden an verschiedenen Orten, sie haben aber nicht zu ganz übereinstimmenden, zuverlässigen Resultaten geführt. Es ist damit auch der Einfluß der Volksrasse oder des Volksstammes, welcher, in der Bildung des Gesichtsschädels sich kundgebend, für die in Rede stehende Hypothese verwertet worden ist, noch ein fraglicher geblieben. Immerhin, wie sich das auch verhalten mag, was er schließlich für ein Gesicht gehabt haben mag, ein breites oder ein langes, unserem Autobiographen ist jedenfalls Recht widerfahren: er stammt von einem kurzsichtigen Vater ab und hat so und so viele Jahre in Volksschule, Gymnasium und auf der Universität studirt — es war also wohl begreiflich, daß er kurzsichtig wurde. Wie es scheint, ist seine Kurzsichtigkeit, wenn auch einige Jahre hindurch fortwährend zunehmend, doch am Ende seines Studiums eine mäßige gewesen, die ihn wohl zwang, wenn er einmal über seine Bücher hinausschauen wollte, ein Glas zu tragen, ihn aber sonst vielleicht nicht sehr genirte. Hätte er die modernen Ansichten über den Wert dieser sogenannten „Arbeitsmyopie“ gekannt, so würde er sich wohl nicht als ein Opfer unserer Geisteskultur bedauert haben, sondern vielmehr mit seinem Zustand als gerechter Anpassung an die Anforderungen derselben sehr zufrieden gewesen sein. In der That, wenn er sein Los mit dem seiner Alters- und Studiengenossen verglich, zu einer Zeit, da alle längst in Amt und Würde standen, der eine Akten lesend, der andere Bücher schreibend, alle aber Bücher oder wenigstens Zeitungen lesend, so konnte ihm der Vorzug seiner Augen nicht entgehen. Während diese von Jahr zu Jahr immer stärkere Brillen zu ihren Geschäften nötig hatten, konnte er die seinige dabei entbehren, ja etwas später mußte er sie entbehren, er konnte damit nicht mehr lesen.

Da macht sich also an den Augen unseres Erzählers eine Veränderung bemerkbar, welche seit lange Presbyopie oder zu deutsch Weitsichtigkeit genannt wird. Beide Bezeichnungen sind ungenau und darum leicht mißzuverstehen. Presbyopie heißt Altsichtigkeit, wir werden aber gleich hören, daß dieselbe eigentlich schon in der Kindheit ihren Anfang nimmt; mit der Weitsichtigkeit aber verhält es sich wie mit der Kurzsichtigkeit, der Kurzsichtige sieht schlecht in die Ferne, deshalb aber nicht etwa besonders gut in die Nähe, der Weitsichtige sieht nicht scharf in der Nähe, braucht aber darum nicht besser als andere in die Ferne zu sehen.

Wenn also ein Mensch weitsichtig wird, so bemerkt er das daran, daß er

Digitized by Google

nicht mehr gut lesen oder schreiben, nähen, insbesondere nicht mehr gut einfädeln kann — im Gegensatz dazu wird gewöhnlich die gute Sehkraft für die Ferne als immer noch unverändert ganz besonders betont. Bekannt ist auch, daß diese Störung bei dem einen früher, beim andern später sich geltend macht und zu den merkwürdigsten Abwehrmaßregeln, bei manchen sogar, um ihr Auge zu schonen, zu einem Verzicht auf die früher erwähnten Beschäftigungen führt. In der That sind manche Leute über diese Veränderung ihres bisher vielleicht sehr vortrefflichen Sehens sehr betrübt, die Abhilfe, welche ihnen eine passende Brille bringt, wird nur recht ungern angenommen, und es ist gewiß nicht nur oder nicht immer die liebe Eitelkeit, welche sich dabei regt, öfter vielleicht ist es die Deutung der Brillenbedürftigkeit als des ersten Symptoms, daß es abwärts geht, was die Stimmung verdirbt. Indessen ist in vielen Fällen jene Deutung eine irrtümliche insofern, als es sich nicht um eine wirklich senile Erscheinung handelt, wie etwa das Ergrauen der Haare, sondern um eine gewisse, eigentlich durch konventionelle Verhältnisse fixirte Entwicklungsstufe einer Veränderung, welche, man darf wohl sagen, schon in der allerfrühesten Lebenszeit beginnt. Diese Veränderung betrifft, wie ich schon angedeutet habe, einen halb willkürlichen Vorgang im Innern des Auges, die schon erwähnte Accommodation. Bei dieser Funktion wirkt ein kleiner Muskel als aktives, die Kristalllinse als passives Organ. Da der Vorgang in einer Formveränderung der letzteren besteht, welche eine vorübergehende sein muß, so ist er in erster Reihe von der Weichheit, beziehungsweise Elastizität derselben abhängig. Nun wird aber die Kristalllinse von Geburt an immer fester und dadurch ihre Gestaltveränderung immer mehr beschränkt; erst in späteren Jahren kommt dazu noch eine Schwäche des diese hervorbringenden Muskels.

Bezeichnen wir diejenige kleinste Entfernung, in welcher das Auge einen entsprechend kleinen Gegenstand noch deutlich erkennen kann, als Nahepunkt und suchen wir diesen Nahepunkt bei Personen verschiedenen Alters auf, so erhalten wir eine bestimmte, übereinstimmende Kurve. Wir sehen, wie darin jener Punkt, welcher im zehnten Lebensjahr etwa zehn Centimeter vor dem Auge liegt, sich mit den Jahren in ziemlich gleichbleibender Geschwindigkeit der Horizontalen nähert, und damit zugleich einer andern Linie, welche der Lage des Fernpunktes — die größte Entfernung des deutlichen Sehens bedeutend — entspricht. Der Abstand zwischen beiden Linien, die „Accommodationsbreite", wird natürlich dabei immer kleiner und ist ungefähr im siebenzigsten Lebensjahr fast Null, das heißt, das Auge kann nur noch in einer Distanz scharf sehen, für jede andere bedarf es eines Glases — jene einzige Distanz des Deutlichsehens ist aber eben der Fernpunkt, für welchen eine Accommodation nicht nötig ist. Man begreift nun auch, daß das Schicksal des Auges in Bezug auf das Nahesehen von der Lage dieses Punktes abhängt. Je näher er am Auge liegt, um so weniger braucht dieses seine Accommodation anzustrengen, um so später wird daher auch eine Abnahme dieser sich bemerkbar machen. Besonders günstig steht die Sache in dieser

Digitized by Google

Zeit für den, dessen Fernpunkt auf etwa 20—25 Centimeter, also in bequemer Leseweite liegt.

Wenn ich im vorigen behauptet habe, daß jedes Auge, die hochgradig kurzsichtigen ausgenommen, mit der Zeit weitsichtig, das heißt schwachsichtig für die Nähe werden muß, so werden Sie mir wohl genug Beispiele von Leuten vorhalten können, welche selbst im höheren Alter auch ohne Gläser lesen konnten. Gewiß gibt es solche Ausnahmen, selbst bei Leuten, welche ihre Augen nichts weniger als geschont haben. Das sind aber doch nur scheinbare Ausnahmen, nämlich entweder Kurzsichtige oder Personen mit sehr enger Pupille. In dieser Verkleinerung der Pupille, welche auch zu den Altersveränderungen des Auges gehört, liegt ein sehr wirksames, willkommenes Korrigens für die durch ungünstige Brechungsverhältnisse oder mangelhafte Accommodation bedingte Undeutlichkeit des Sehens, eine Thatsache, welche jeder mit diesen Gebrechen Behaftete an sich nachweisen kann, indem er durch eine kleine Oeffnung in einem Kartenblatt hindurchsieht.

Diese enge Pupille, obgleich sie nicht gerade zur Verschönerung beiträgt, — gilt doch gerade das Gegenteil für schön und wird hin und wieder sogar durch Atropin künstlich erzeugt — ist also eine willkommene Gabe des höheren Alters. Freilich reicht auch sie nicht aus, um den Verlust, den dieses für den Sehakt bringt, ganz zu decken. Ist es ja doch nicht nur das Lesen und Schreiben, was nicht mehr gehen will, auch die Ferne wird dem Blick immer weniger erreichbar, wenn schon diese Schwäche nicht so schroff hervortritt wie jene Unbehilflichkeit, und da wollen auch Brillen nicht mehr helfen. Ist das Fenster trübe, so nützt es nichts, mit Brillen durchzuschauen, und die Fenster des Auges werden mit der Zeit eben trübe — das verrät ja auch der äußere Schein; der Glanz, das Feuer, sie schwinden mehr und mehr, auch die rasche Beweglichkeit läßt nach, und es kommt so nach und nach der ruhige, sanfte, etwas stumpfe Blick des Greises, der ja auch eine, wenn auch andere ästhetische Befriedigung gewähren kann.

Für diese mehr im höheren Alter sich kundgebende Abnahme der Sehschärfe liegt aber außer der eben erwähnten noch eine andere Ursache in der allmälichen Abnahme der Nervenkraft, welche in einem Sinnesorgan mit so fein abgestufter Erregbarkeit wie im Auge sich natürlich viel früher fühlbar macht als anderswo, zum Beispiel in den Muskeln der Gliedmaßen. Eine Form des Sehens, eigentlich die Unterlage desselben, die Lichtempfindung nämlich, zeigt jenen Rückgang besonders frühe und deutlich. Nicht nur wird im Alter zu den feineren Beschäftigungen, Lesen, Schreiben, Nähen zum Beispiel eine besonders gute, das heißt hier helle Beleuchtung immer mehr notwendig, auch das Erkennen größerer entfernterer Gegenstände, der Genuß der Landschaft ist mehr und mehr vom Wetter abhängig geworden.

Fast könnte man bei diesem gesteigerten Lichtbedürfnis der Gegenwart, wenn wir damit die Beleuchtungsapparate, welche für unsere Altvordern ausreichen mußten, vergleichen, dazu kommen, den Pessimisten recht zu geben, welche fort

Digitized by Google

und fort behaupten, daß die ganze Menschheit, oder wenigstens die europäische Menschheit, allmälich ein „greisenhaftes“ Gesicht bekommen habe. Bremspan, Oellämpchen, Unschlittkerzen, Stearinkerzen, Argandsche Lampe, Petroleum, Leuchtgas, elektrisches Licht, — liegt in dieser aufsteigenden Stufenleiter von Helligkeit nur eine solche seiner Arbeit, nicht auch eine absteigende der Sehkraft?

Die genaueren Untersuchungen, welche über diese Verminderung der Sehschärfe von einigen Augenärzten angestellt worden sind, haben allerdings diese Thatsache im allgemeinen bestätigt, aber andererseits doch auch gezeigt, daß dieselbe an die verschiedenen Lebensalter bei weitem nicht in der Regelmäßigkeit gebunden ist, wie wir das bei der Accommodation gesehen haben, man könnte also nicht, wie aus dieser so auch aus der bei irgend einer Person festgestellten Sehschärfe einen einigermaßen sicheren Schluß auf das Alter derselben machen; es sind dabei zu viele Faktoren ursächlich wirksam. Fest steht, daß in der Kindheit dieselbe im gesunden Auge eine höhere, oft sogar beträchtlich höhere ist als der Durchschnitt aus allen Altersstufen zusammen; weniger übereinstimmend sind die für das höhere Alter erhaltenen Werte. Während frühere in Holland angestellte Untersuchungen ein gewaltiges Sinken der Sehschärfe dafür ergeben haben, haben andere neuere, welche an anderen Orten unter einer vorzugsweise ländlichen Bevölkerung durchgeführt worden sind, für jene Lebenszeit ein bedeutend besseres Resultat ergeben; da haben sich noch Greise mit sehr scharfem Gesicht nicht selten gefunden. Nun, solche glückliche Ausnahmen gibt es ja auch bei uns, aber Ausnahmen bleiben es immerhin. Für die meisten sollen die Brillen in dieser Zeit das Lesen nicht nur ermöglichen dadurch, daß sie gestatten, die Schrift näher zu halten, sondern auch dadurch, daß sie die Buchstaben etwas vergrößern — in dieser Zeit greift auch der Kurzsichtige zu einem Vergrößerungsglas.

So wären wir denn am Schlusse des Augenlebens angekommen, welches der ungenannte Verfasser uns erzählt hat, und wir werden sagen müssen, daß er ein wahrheitsgetreuer Biograph gewesen ist, ein Muster für viele, welche in denselben Verhältnissen aufgewachsen sind wie er; wir werden ihm auch Glück wünschen können, daß, trotzdem er seinen Augen viel zugemutet hat, doch die naturgemäßen Umwandlungen seines Sehgeschäftes ohne besondere Störung sich vollzogen haben; wir werden es vielleicht sogar rührend finden, daß er am Abend seines Lebens wieder „zu Muttern“ zurückgekehrt ist. Ich will es auch machen wie er, keinen Spiegel vorhalten, um alle die unwillkommenen Erscheinungen zu zeigen, welche das alternde Auge umgeben, die Falten und Fältchen der Augenlider, die Trübungen der Hornhaut und dergleichen, da sie ja seine Thätigkeit kaum beeinträchtigen, vielmehr meistens nur, wie man sagt, kosmetische Bedeutung haben.

Wohl hätten in den Rahmen meines Vortrags vielleicht auch Andeutungen über Krankheiten gepaßt, welche das Auge in den verschiedenen Lebensaltern besonders bedrohen, aber ich habe Ihre Geduld für meine Schilderung seines normalen Lebenslaufs nun wohl schon zu lange in Anspruch genommen, und

Digitized by Google

da wir doch heute ein freudiges Fest, die Stiftung unserer Gesellschaft, feiern, so möchte ich uns nicht gern durch die Schilderung trüber, kranker Augen die Stimmung verderben.

Ich möchte lieber meine verehrten Zuhörer und Zuhörerinnen bitten, mir noch für einige Minuten ihre Aufmerksamkeit zu schenken zu einem kurzen Rückblick auf das Gesagte, welcher uns zu einigen Gesichtspunkten von praktischer Bedeutung führen wird.

Wenn wir die Kurve überschauen, welche die Bahn des Sehvermögens in dem von mir vorausgesetzten Fall eines Kulturmenschen beschreibt, so drängt sich uns ganz von selbst die Frage auf: ist das wirklich der naturgemäße Verlauf, stimmt er überein mit dem Augenleben eines Sohnes der Wüste, eines Menschen, der niemals eine Schule besucht, niemals eine feinere Handarbeit verrichtet hat? Ich glaube, in den Hauptzügen ja, in Einzelheiten, wie sie etwa für die verschiedenen Altersperioden durch ein Ordinatensystem bezeichnet würden, gewiß vielfach nicht. Dafür liefern schon die erwähnten scharfsehenden Greise unter der Landbevölkerung ein lehrreiches Beispiel, zunächst allerdings nur für das Sehen in die Ferne. Welchen Einfluß die Beschäftigung auf die Accommodation für kleine, nahe Gegenstände hat, ob die sogenannte Presbyopie oder Weitsichtigkeit sich bei gelehrten, viel mit Lesen und Schreiben oder feiner Handarbeit beschäftigten Personen früher einstellt als bei anderen, nicht etwa schon früher kurzsichtig gewordenen, darüber sind sichere, vergleichende Daten nicht bekannt, und von vornherein läßt sich ein Urteil nicht leicht bilden.

Indessen, welches auch der Einfluß der Kultur auf die Schärfe und Ausdauer des Sehens sein mag, so viel ist sicher, daß nur wenige Sterbliche, denen ein nicht zu kurzes Leben beschieden ist, und welche nicht gar zu geringe Ansprüche an ihre sonst gesunden Augen machen, in irgend einer Lebensperiode der Kunsthilfe bedürfen, das heißt Augengläser gebrauchen müssen. Wann diese Nötigung eintritt, und was für Gläser zu nehmen sind, das hängt einerseits von dem Bau und der Brechkraft des Auges, andererseits vom Alter und der Beschäftigung ab, Umstände, auf welche ich heute nicht eingehen kann.

Dieser Forderung muß also früher oder später nachgegeben werden, und es ist keine „Schonung" der Augen, wenn man, wie so viele meinen, sich möglichst lange ohne Brille durchquält. Verlangt ein gewisser Grad von Kurzsichtigkeit nicht nur für die Ferne, sondern auch zum Lesen und Schreiben Konkavgläser, so brauchen viele übersichtige Augen selbst schon in früher Jugend zu jenen und ähnlichen Beschäftigungen, so sehr man das auch bedauern mag, notwendig Konvexgläser, wenn das Organ ein ausdauerndes bleiben soll. Aber auch für ganz normal gebaute Augen kommt eine Zeit — nicht erst das Greisenalter — in der man sie besser schont, indem man eine passende Brille nimmt, als wenn man seine gewohnte Beschäftigung einschränkt und etwa darauf verzichtet, bei Licht zu lesen.

Es zeugt von einer bedauerlichen Unkenntnis in diesen Dingen, wenn, wie man so oft hören muß, von sogenannten Naturärzten oder auch anderen Aerzten

Digitized by Google

äußere oder innere Arzneimittel, und wäre es auch das kalte Wasser, angepriesen werden, welche den Brillengebrauch entbehrlich machen und das Gesicht vor dem Altern bewahren sollen. Das alles ist, wo es sich nicht um kranke Augen handelt, Unverstand oder Humbug. „Man kann alte Augen nicht jung machen," sagt das Volk, und es hat recht.

Wohl aber ist es möglich, jenen normalen Verlauf des Alterns zu stören, die Kurve der Accommodation sowohl als der Sehschärfe vor der Zeit herunter zu drücken, vorübergehend oder auf die Dauer.

Solche Störungen zu vermeiden, lehrt uns die Hygiene des Auges, welche seinen Mißbrauch durch übermäßige Anstrengung oder unzweckmäßige Beleuchtung verbietet, wohl aber durch eine im allgemeinen gesunde Lebensweise, Diät und Regime die günstigsten Bedingungen für die Ernährung und die so difficile Blutzirkulation dieses empfindlichen Organs herstellt und aufrecht erhält.

Das ist in kurzen Worten ungefähr die Moral von der eingangs erzählten Geschichte.

Bei Francisco Pradilla.

Von

Hermine von Preuschen.

Wie menschenscheu er geworden ist, der größeste der „großen Spanier", droben im luftigen Atelier der Via Sistina, die man früher die Via Felice nannte! Die „glückliche Straße"; wenn sie noch so hieße, der Menschenverächter Pradilla würde sich wohl Quartier in einer weniger berufenen Strada suchen. Wie gefüllt war sonst sein Atelier an den fixen Samstagen! Da konnte man Menschen aller Stände und Nationalitäten vertreten finden, und allen zeigte der Weltmann Pradilla sein verbindliches Lächeln, seine kühnsten Skizzen. Trug er doch ein großes, geheimes Glücksgefühl mit sich herum. Durch hartes Ringen und Kämpfen, jahrzehntelanges Studium und zugleich Malen bestellter Bilder war er nun endlich, endlich so weit, sich den beispiellosen Luxus zu gönnen, das und nur das zu malen, was er selber wollte, was ihn künstlerisch reizte und begeisterte.

Ein paar Jahre vergingen und wie änderten sie die Scenerie! Scharen von Neugierigen klingeln vergebens Samstag nachmittags am Studio. „E in campagna."

Selbst alte Bekannte, wie ich, müssen vielmals vergebens kommen. Endlich läßt man mich ein, — mit Widerstreben, und ein gebeugter Mann mit grau-

Digitized by Google

melirtem Bart und Haar und einem bittern Lächeln auf den Lippen empfängt mich zögernd an der Schwelle.

Freilich — das Aussprechen thut so wohl; nach dreieinhalbstündigem Besuch läßt er mich erst wieder und widerwillig ziehen.

Ihm ist aber auch ein Los geworden, dem großen Künstler, so bitter, wie wenigen. Nach jahrelanger Fron steht er endlich, schon in reiferem Mannesalter, am heißersehnten Ziel, nun seiner innersten Individualität Genüge thun zu dürfen. Ein Mann, den er seinen besten Freund genannt, bringt ihn durch falsche Vorspiegelungen um sein ganzes mühsam errungenes Kapital, mit dem er in jahrzehntelanger Arbeit die Zukunft seiner Familie sichern gewollt.

Und statt nun endlich, endlich seine künstlerische Individualität frei entfalten zu dürfen, muß er wieder hinein in die Tretmühle, sich von Kunsthändlern und Amateurs die Stoffe, Format und Beleuchtung seiner Bilder vorschreiben lassen und malen, was den „Leuten" gefällt. Wahrlich ein tragischer Konflikt für einen heiß empfindenden Künstler! — Ich wäre ihm nicht gewachsen, mir würde die Pflicht gegen mich selber die höchste sein, — mit Unrecht.

Pradilla knirscht mit den Zähnen und malt und malt; — ein Künstler, wie er, kann nur Individuelles schaffen, auch im Joch; wie weltenfern aber ist trotzdem diese künstlerische Bethätigung von den Träumen seiner Jugend!

Einen Prozeß strengte er an gegen die betrügerische Bank, der er seine Ersparnisse anvertraut; so lange dieser jedoch schwebt, will er wie ein Einsiedler leben, niemand sehen, nur seinen Groll und seine Menschenverachtung weiter züchten und den Hohn über die eigene, leichtgläubige, wahnwitzige Verblendung.

Tiefer stets wird seine Verbitterung, und mit der Verbitterung wächst die eigene Wertschätzung. Er kann nicht mehr vertragen (was ihm früher nur ein mitleidiges Lächeln entlockt hätte), wenn andere, die er, und mit Recht, für minderwertige Künstler ansieht, mit ihm zugleich und in gleichem Grade gelobt werden. Das macht ihn körperlich krank, entwertet ihm die ganze Kritik überhaupt.

Und er flehte mich geradezu an, mit dem Aufsatz über ihn noch zu warten, bis sich sein Prozeß entschieden habe. Die Zusicherung, daß er durch mich nur in Gesellschaft von Villegas und José Benlliure genannt würde, beruhigte ihn freilich in etwas, denn die beiden gehören zu den wenigen, die er künstlerisch vollberechtigt neben sich duldet. „Material" will er mir aber erst später geben, so muß ich mich ohne dasselbe behelfen. Aber ich erkenne ihn trotzdem, und er darf mir vertrauen.

Wie Pradilla mir Mut und Zuversicht gegeben bei meiner römischen Ausstellung, vor zwei Jahren, und ich seine starke Anerkennung meiner künstlerischen Eigenart als den größten Erfolg aller durch die Ausstellung meiner Werke gehabten Mühsal betrachte, so wünschte auch ich nun meinerseits ihm zu Ruhe und innerem Gleichgewicht verhelfen zu können. Freilich, meine Kräfte sind hierfür nur schwach.

Geboren ist Francisco Pradilla zu Saragossa, 1849, als Sohn des Michele Pradilla und der Martina Ortis. Da sich schon früh malerisches Talent bei

Digitized by Google

dem lebhaften Knaben zeigte, ward er zuerst zu einem Thürmaler und später bei einem Dekorationsmaler in die Lehre gegeben. Dann ward es ihm ermöglicht, die Akademie in Madrid zu besuchen. Hier entwickelte er einen enormen Fleiß, kopirte auch in jener Zeit im Prado zu Madrid die hervorragendsten Maler des Quattro- und Cinquecento. Die Nächte verbrachte er meist lesend und legte hiermit den ersten Grund zu seiner ganz autodidaktischen, dennoch merkwürdig umfassenden, geschichtlichen und philosophischen Bildung.

Zur Zeit seines Madrider Aufenthalts erschienen die ersten spanischen illustrirten Zeitschriften. Bei diesen ward er Mitarbeiter als Zeichner bewegter Volksscenen. Dadurch erregte er zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und, wie Villegas und Benlliure, die Gönnerschaft des großen Fortuny.

Bei einer Konkurrenz gewann er den Rompreis und siedelte in die dortige spanische Akademie über. Dort aber hielt er es nicht allzu lange aus, sondern zog nach Venedig, wo er eifrig weiter studirte und bald Bestellungen über Bestellungen erhielt. Zwei Bilder hatten Aufsehen erregt: „Der Raub der Sabinerinnen“ und „Der Schiffbrüchige“. In rascher Folge malte er nun verschiedene Bilder aus dem venetianischen Volksleben, dann den „Sklavenmarkt am römischen Forum“, und bereitete sich mit Studien und Entwürfen vor zu dem Bild, das in erster Linie seinen europäischen Ruhm begründete.

„Juana la Paza“! Auf der Pariser Weltausstellung 1878 war es das hervorragendste Werk spanischer Kunst. Eine gewaltige Stimmungskraft liegt über dem Ganzen. Sturmnacht über der wilden Einöde. Die wahnsinnige Johanna zieht mit der Leiche ihres Gatten, Philipps des Schönen, und ihrem Gefolge durch die Wildnis. Sie hat Halt gemacht und verrichtet bei flackernden, schwelenden Kerzen stieren Blickes ihre Andacht an der Bahre des Geliebten, umgeben von Priestern und gaffendem Volk. Ein Zug der Größe liegt über dem Ganzen und eine wilde Melancholie. Die papierene Historie ist darin seit langem einmal wieder zu Fleisch und Blut geworden. In wenigen Jahren war Pradilla „berühmt“ geworden: er ward nun zum Direktor der spanischen Akademie auf Pietro in Montorio in Rom gewählt und folgte dem Ruf.

Aber nur kurze Zeit vertrug sich sein ringender, schaffender Geist, der nach Bethätigung in eigenen großen Werken drängte, mit der Hingabe an das Lehrfach. Er drehte der Akademie wieder den Rücken und bezog das Studio in der Via Sistina. Zwei Bilder schuf er zunächst für den Stadtrat von Saragossa: „Don Alfonso der Krieger“ und „Don Alfonso der Gelehrte“. Darauf begann er sein bis jetzt größtes und figurenreichstes Werk, die „Uebergabe von Granada“, zu dem er schon seit Jahren Skizzen und Studien gemacht. Das Bild ist aus Reproduktionen weltbekannt. Es errang seinem Schöpfer zu München 1883 die große goldene Medaille und ward die Zierde vieler Weltausstellungen. Er malte es zweimal, einmal in kleinerem Format. Das zweite Bild ist im Besitz des Mr. Gambart in Nizza, wo es in dessen hervorragender Galerie eine der ersten Stellen einnimmt.

Pradilla ist einer der vielseitigsten Künstler. In seinen Wand- und Decken-

Digitized by Google

gemälden für den Palazzo Murga in Madrid zeigt er sich von völlig neuer Seite, und auch in dieser völlig auf der Höhe. Diese feine rein dekorativen Bilder, die bei aller Sattheit der Farben doch schon vom Freilicht durchflutet sind, reihen ihn ebenbürtig an die Seite Makarts, des Dekorationsgenies. Dabei liegt eine Grazie der Form, ein Reichtum, eine Fülle der Phantasie über diesen Schöpfungen, die in Plafonds, in Füllungen, in Zwickeln stets neue, eigenartige Dekorativpläne lösen. Die „Zephyrwolken", der „Liebesreigen" gehören zu den eigenartigsten dieses Bildes, und über dem großen Wandbild „Das Liebesfest" liegt der echte Lokalton der Troubadourzeit.

Am merkwürdigsten fast wirkt Pradilla aber als Landschafter auf uns; er besitzt eine zwingende Macht der Stimmung, ob er uns nun eine Heide im Schatten der Gewitterwolken oder den öden, mondlichen Meeresstrand oder die schattenkühlsten Winkel eines Laubwaldes vor Augen führt. Ueberall ist eine Präzision der Form bei weich umspielender Luft und trotzdem alles in tiefer, leidenschaftlicher Lokalfarbe.

Das Miniaturbild „Die Wallfahrtskapelle", das bei aller Beschränktheit der Dimensionen die größte Naturanschauung atmet, erregte in den Ausstellungen von Wien, Berlin und München allgemeine Bewunderung. Man fühlt förmlich die Luft, die die Schar der Betenden droben an dem weißen Bergkirchlein umweht, die die grellweißen Wolkenfetzen über den tiefblauen Himmel jagt.

Wie viele Entwürfe und Studien schauen noch von den Wänden des hohen Doppelateliers; wie viel gefüllte Mappen auf den Tischen zeigen uns in der Reproduktion die Fülle, den Reichtum seiner verschiedenartigen Werke!

Denn das ist das Größeste an Pradilla: die ringende Seele, die aus jedem seiner Bilder zu uns redet. Wir sehen ihn beginnen — wie alle die genialen Spanier — spielend die Technik bewältigend, sich ihrer bei tausend Hindernissen übermütig freuend. Wir sehen die Skizzen seiner Jugendzeit, in Makartscher Form und Farbenfülle, in berauschenden Tönen von der Leinwand schreien. Und dann —

„Ich erwachte eines Morgens und erkannte, daß die moderne Kunst andere, höhere Ziele habe, daß nicht nur Asphalt und Krapplack Glut und Größe eines Werkes machten. Ich erkannte den Proteus Natur, der sich uns immer wieder entzieht, wenn wir glauben, ihn zu halten. Sowie wir aber denken, ihn in Banden zu schlagen, entschlüpft er wieder, und nur durch aufopferndes Studium können wir ihn für Momente flüchtig haschen. Das ist die Grenze zwischen mir und den meisten, die, wenn einmal ein voller Erfolg ihnen zu teil geworden, von der Jugend bis zum Grabe, ihren spärlichen Lorbeer ausnützend, wie die Wiederkäuer den flüchtigen Geniebliß, der sie einmal durchglüht, in immer neuen Variationen verschlechtert und verdünnt von sich speien. Die Welt nennt auch sie ‚berühmte Künstler', aber sie sind die Affen ihrer Kunst, und ich kann sie nur verachten. Was wissen sie von der treibenden Kraft, die mich zwingt, das und nichts anderes zu schaffen; in jedem Gebiet, das mich künstlerisch packt, meine Kräfte zu üben, mit meinem Stoff zu ringen bis zur Erschlaffung.

Digitized by Google

„Hier ein Bild aus der Maurengeschichte, an dem ich seit einem Jahr vergebens arbeite, den Dämmerton, der über der Hochgebirgsebene liegt, in dem die weißen Mäntel der Reiter wie bläuliche Wolken verschwimmen, voll zu erfassen. Wochenlang treibt's mich abendlich hinaus dafür; Hunderte von Farbenskizzen sind dazu entstanden. Wenn nur die Lokaltöne konstatirt sind; das Detail findet sich dann immer von selbst.

„Denn das feinste Detail ohne richtigen Lokalton ist nur verlorene Liebesmüh' und kann niemals überzeugen. Sehen Sie nur, wie bei vielen meiner malenden ‚berühmten' Landsleute das stupende Detailstudium bei dem unwahren Porzellanlokalton all und jede wahre Wirkung verliert. Denn das Detail ist die größte Gefahr für meine Kollegen. Sie werden kleinlich, die Kühnheit der Konzeption geht verloren. Betrachten Sie zum Beispiel bei Mr. Gambart in Nizza mein kleinstes Bild, den ‚römischen Corso im Karneval'. Alles mit dem Spitzpinsel gemalt, und doch ist das Bild größer empfunden, als viele ‚historische' Zehnmeterleinwande. Und hier der ‚Strand von Spa' mit seinem Badepublikum, und hier die ‚Prozession in der Sabina'. Räumlich klein, und doch fühl' ich, sie gehören zu meinen größten und besten Bildern. Hier der rote Abendhimmel nach dem Gewitter, in zehn Minuten ist er skizzirt, aber er ist wahrer und ‚konstatirter', als viele ausgeführte Bilder. So streb' ich stets und stets, immer wahrer, immer einfacher zu werden, denn nur die Einfachheit ist Größe. Aber wenn ein Bild ‚bestellt' ist, zerstört mir das die ganze Stimmung, nimmt ihm gleichsam die ideale Weihe. Und ich bin stets neu empört über den unverschämten Kerl, den Käufer, der sich untersteht (was man ihm für sein gutes Geld ja vielleicht nicht verübeln kann), in meine künstlerischen Intentionen dreinzureden. Jahrzehntelang hab' ich unter diesem Joch gestöhnt, doch ich biß die Zähne zusammen und arbeitete und sparte. Es war für mein Weib, für meine Kinder — für meine Seele!

„Und nun, da ich glaubte, endlich, endlich am Ziel zu sein und nur das malen zu brauchen, wozu mein innerstes Sein mich zwingt, nun ist alles, alles vernichtet, und ich habe die lange, öde Bahn wieder vor mir, ich bin wieder für Jahre und Jahre der ‚Künstler ums Brot'.

„Vielleicht ja wendet sich alles doch noch zum Besten, und das mit meiner Jugend bezahlte Kapital läßt sich retten. Die Ungewißheit aber zerstört mir alle Schaffenskraft; ich werde von tausend Einbildungen hin und her gepeitscht und finde keine Ruhe, ich fürchte manchmal fast, gemütskrank zu werden. Jedem einzelnen Menschen geh' ich aus dem Weg, aber meinen persönlichen Feind, meine ‚Kollegen', fürcht' ich am meisten, Frau und Kindern vergräme ich das Leben. Und mir scheint's oft, als ob mein Genius auf weißem Roß vor mir her durch die dunkle Lebensnacht stürmt, und wenn ich nicht mit allen Sinnen, aller Seele dahinter her jage, wenn ich weitertrotten muß auf der öden, breiten Verkaufsstraße, dann verlier' ich ihn für ewig, — mit ihm aber auch mein Glück und mein Leben!"

Pradillas Stimme vibrirte. Die Dämmerung lag schon so dicht über dem

Digitized by Google

Studio, daß die Skizzen an den Wänden kaum noch wie matthelle Flecken hervorleuchteten. Wir schieden, — er gab mir seine heiße Hand. Möchte es wieder gut werden! Ich kann dieses letzte Zusammensein nicht vergessen. Das war ein Blick in die Tragik seiner — jeder wirklichen Künstlerseele!

Einige Worte zur Hebung des Parlaments und des Volkswohls.

Von einem Fraktionslosen.

Das Parlament ist der Spiegel des Volkes und seines politischen Lebens. Wer wollte es bezweifeln, daß auch der jetzige Reichstag im großen und ganzen die politischen Gesinnungen, die Licht- und Schattenseiten des deutschen Volkes zum Ausdruck bringt? Aber das Parlament hat die ernste Aufgabe, nicht nur den augenblicklichen politischen Strömungen zu dienen, sondern es soll auch weiter blicken als die Volksmassen, es soll der Nation voranleuchten, ihre guten Bestrebungen fördern, ein Hort der Freiheit und der Einheit, ein Schutz für die Schwachen und Hilflosen und ein Institut der politischen Weisheit, Gerechtigkeit und der wahren Vaterlandsliebe sein.

Erfüllt diesen hohen Beruf der jetzige deutsche Reichstag? Diese Frage wird wohl leider von den meisten mit „Nein" beantwortet werden müssen. Ist es da zu verwundern, wenn die politisch ungebildeten oder wenig gebildeten Kreise des Volkes mit einem großen Vertrauensmangel von dem deutschen Reichstage sprechen, und wenn der Reichstag oft eine recht bedauernswerte Rolle im öffentlichen Leben und bei wichtigen Beratungen und Entscheidungen spielt? Ist der Reichstag hieran allein schuld? Gewiß nicht.

Das heutige partei-politische Leben ist vielfach in dem deutschen Volke in einen tiefen Abgrund geraten. Zerrissen durch eine große Zahl von Fraktionen, getrennt durch Parteihaß, erregt durch leidenschaftliche, oft unschöne und entehrende Kämpfe mit den Parteigegnern, liegt das deutsche Volk in partei-politischer Beziehung schwer krank darnieder. Daher kommt es, daß das Parlament an der Nation in den großen Fragen der Zeit keine feste Säule, keinen festen Halt hat, um so weniger, als vieles im Reichstage nach dem kleinlichen Fraktionsgeist beurteilt wird, und oft so kurzsichtig und nachteilig für das Wohl der Gesamtheit, daß jeder Patriot, welcher sich von dem Parteigetriebe fernhält, besorgt in die Zukunft blickt.

Digitized by Google

Unserem deutschen Reichstage fehlen in allen Parteien wirklich bedeutende Männer, welche sich von jeder Interessenwirtschaft, von jedem politischen Strebertum und von jedem Servilismus fernhalten, ihm fehlen Männer wie Bismarck, Moltke, Windthorst, Twesten, Gneist und andere, welche mit hinreißender Beredsamkeit oder mit wahrer Größe und mit dem Genius, welcher warm empfindet und weiter denkt, als die alltäglichen Parlamentarier es in den engen Grenzen und in der ewigen Monotonie und in den Fesseln des Parteigetriebes vermögen, ein Volk begeistern und erheben. Nicht die politischen Gegensätze in einem Parlamente nehmen demselben die Würde und das Vertrauen, sondern der Mangel an Geist, der Mangel an That- und Schaffenskraft vermindert das Ansehen und den Einfluß einer Volksvertretung. Heute finden wir leider oft in unserem Reichstage einen so kleinlichen, reaktionären und philiströsen Geist und dabei auch nicht selten von extrem konservativer Seite einen so arroganten Ton gegen denselben vorherrschen, daß man fast glauben möchte, es säßen dort nicht die Vertreter einer großen Nation, sondern Leute, die manche Reaktionäre aus Mangel an Ideen durch sogenannte Schneidigkeit zu strafen suchen. Ist es da verwunderlich, wenn an den Reichstag oft von reaktionärer Seite Zumutungen gestellt werden, welche sich kein großes Parlament in irgend einem andern Lande gefallen lassen würde? Ist es verwunderlich, wenn manche Politiker die Abgeordneten wie Rekruten oder Schulkinder behandeln, und wenn man dem ganzen Reichstage mehr oder weniger von reaktionärer Seite deutlich zu verstehen gibt, daß man sich möglichst wenig um ihn zu kümmern braucht? Ja, man geht in extremen Kreisen sogar so weit, ihn wie einen Todeskandidaten anzusehen, dessen Existenz fast wie eine Gnade erscheint.

Dieser Zustand wird sich nicht bessern, bis das politische Volksleben wieder eine gesundere Richtung erhält. Heute ist es fast keinem Politiker möglich, sich so offen, wie es oft nötig erscheint, auszusprechen. Dadurch wird vieles Gute und Wahre im Keime erstickt, vor allem aber werden viele patriotischen Männer in ihrem politischen Wirken gehemmt, wenn sie Gefahr laufen, daß ihre wohlgemeinten und rein sachlichen Aeußerungen und Kritiken als Beleidigungen aufgefaßt werden können.

Eine greifbare Beleidigung, das heißt eine Verbal- oder thätliche Injurie ist gewiß strafbar, aber bis heute sind noch alle Juristen und Philosophen im unklaren darüber, was überhaupt als Beleidigung, welche nicht greifbar ist, angesehen werden darf. Man überläßt es dem subjektiven Ermessen. Wer aber dabei recht und unrecht hat, kann eigentlich niemand entscheiden. Es kann einen Liberalen beleidigen, was einem Konservativen eine Ehre ist, es kann überhaupt alles beleidigen, was unangenehm ist. Das sind subjektive, parteiische und Charakterempfindungen, welche jedem einzelnen überlassen bleiben müssen. Die Kritik und die Wahrheit wird aber hierdurch oft bedrückt. Hierunter leiden alle Parteien und das gesamte politische Leben.

Ist die Rechtswissenschaft nicht im stande, genau zu definiren, was eine Beleidigung ist, so soll die Justiz sich, wie es vor Jahrzehnten der Fall war, nur

Digitized by Google

an greifbare (Verbal- und thätliche) Injurien halten, um nicht Gefahr zu laufen, einen Irrtum zu begehen.

Die Richter trifft kein Vorwurf! Sie sind Menschen und haben auch verschiedene subjektive Empfindungen, besonders in politischer Beziehung. Läßt man sie über thatsächliches, greifbares Recht oder Unrecht urteilen, so werden sie gewiß das Richtige meistens treffen, wenn sie aber auf eine Gefühlsbeurteilung angewiesen sind, dann werden sie Menschen. Dann können und müssen oft Rechtsirrtümer geschehen.

Es ist deshalb nötig, daß die Strafsätze über Beleidigungen vom Reichstag revidirt und klarer gefaßt werden. Es handelt sich hierbei um keine Parteifrage, sondern um eine Verbesserung, welche für die ganze Nation und für das gesamte politische und geistige Leben von Nutzen wäre. Ist eine solche Aenderung getroffen, dann wird man auch weit freier und wirksamer gegen die ehrlosen und absichtlichen Beleidigungen eingreifen, man wird die sozialen Gefahren weit besser und weit erfolgreicher bekämpfen können. So lange aber das Schwert des Damokles über jedem deutschen Patrioten schwebt, gleichviel, welcher Partei er angehört, so lange werden die guten Kräfte des Volkes im Kampfe gegen die sozialdemokratischen Revolutionäre und gegen alle anderen Reichsfeinde nicht erfolgreich sein oder indifferent bleiben. Wir rufen dem Reichstage zu: Hic Rhodus, hic salta! Damit kann er sich einen Lorbeer erwerben, daß er die deutsche Nation sich freier entwickeln läßt und Männer erzieht, welche nicht indifferent den wichtigsten Zeitfragen gegenüberstehen.

Eine der nächsten Aufgaben des Reichstages wäre es dann, die Lasten des Volkes möglichst zu erleichtern und den Wohlstand desselben zu heben. Es ist gewiß nötig, daß wir durch unsere Steuerkraft unsere Armee so stark wie möglich erhalten, aber es gibt Mittel, um wesentliche finanzielle Erleichterungen zu schaffen und den nationalen Wohlstand zu heben. Man muß nur nicht zu theoretisch, sondern praktisch wie der Kaufmann oder Finanzmann wirtschaften. Durch die Parteiküche wird nicht gut gewirtschaftet. Der Liberalismus hat sich durch sein zu theoretisches und unpraktisches, teilweise auch veraltetes Wirtschaftssystem sehr geschadet, die indirekten Steuern sind ihm verhaßt. Wie soll man aber Reichseinnahmen ohne Belastung der unbemittelten Volksklassen schaffen, wenn man nicht durch indirekte Steuern, welche nur die wohlhabenden Kreise des Volkes treffen, die direkte Steuerlast erleichtert? Ist es nicht weit besser, wenn wohlhabenden Leuten bei Luxusausgaben oder bei Konsumartikeln, welche nicht zu den notwendigen Lebensmitteln gehören, eine kleine, kaum fühlbare indirekte Steuer aufgebürdet und dadurch der arme Mann entlastet wird, als wenn die direkte Steuerlast, welche die große Masse der Besitzer kleiner und mittlerer Vermögen und das eben zum Lebensunterhalte dienende Einkommen ganzer Volksklassen oft am schwersten trifft, erhöht wird? Selbstverständlich darf man ohne Not keine indirekten Steuern auf notwendige Lebensmittel legen. Es können aber die direkten Steuern durch höhere indirekte Steuern, besonders auf Getränke, welche Luxusgetränke sind, wie Champagner, feinere Weine und die besseren

Digitized by Google

Biersorten wesentlich ermäßigt werden. Nehmen wir zum Beispiel eine Reichsschankſteuer von 2 Pfennig vom Liter auf die besten respektive teuersten Biersorten an, so würde dies beim jetzigen Konsum von mehr als 5 Milliarden Liter pro Jahr eine Einnahme von circa 100 Millionen einbringen. Allerdings müßte man dabei nicht an die Brauereien, sondern an die Schankwirte gehen, welche circa 50—100 Prozent pro Liter verdienen. Die Schankwirte hätten dabei nicht einmal nötig, den Bierpreis zu erhöhen, aber selbst wenn dies der Fall wäre, würden die meist wohlhabenden Biertrinker die Erhöhung von 1 Pfennig pro Glas leicht tragen können. Die Biersorten für die Armen müßten steuerfrei bleiben. Würden auch im Anfange die Biertrinker und noch mehr die sogenannten Bierphilister sich stark dagegen aussprechen und bewegen, so würde bei Einführung einer Reichsschankſteuer die Gewohnheit, 1 Pfennig mehr zu zahlen, nach einem Vierteljahre alle Bierrevolutionäre verstummen machen, und sie würden wieder vergnügt und ruhig weiter trinken.

Durch diese Reichsschankſteuer, welche niemand schadet, könnten also circa 100 Millionen direkte Steuern jährlich ersetzt werden. Das ist ungefähr $^1/_{10}$ sämtlicher Steuern.

Ein Fehler ist es, daß manche Politiker von der Industrie und überhaupt von Gewerbebetrieben, welche von ausländischer und inländischer Konkurrenz und unter den Konjunkturen oft schwer zu leiden haben, neue Steuereinnahmen zu erreichen suchen. — Dadurch wird die schon schwer belastete Industrie nicht nur beunruhigt, geschädigt und geschwächt, sondern auch der Arbeiterstand in den Löhnen herabgedrückt und die Arbeitslosigkeit gesteigert.

Der Reichstag müßte dafür sorgen, daß solche Mehreinnahmen, falls nicht dringend notwendige neue Steuerbedürfnisse vorliegen, zur Steuerentlastung und zu produktiven wirtschaftlichen Ausgaben benützt werden. — Will man die sozialen Gefahren durch Rückzug aufs Land und durch größere Kolonisation der arbeitslosen und ärmeren Bevölkerung vermindern, so könnte man vielleicht mit Hilfe einer Reichsschankſteuer auf Wein und Bier jährlich 50—100 Millionen auf Pachten von großen fruchtbaren und ertragfähigen Ländereien im Innern des Reiches ausgeben und eine große Zahl von kleinen Ackerbauern darauf ansiedeln. — Selbstverständlich müßte man bei der Auswahl der zu pachtenden Güter nicht bureaukratisch und nicht nach Gefühlen, sondern nach den thatsächlichen Erträgnissen der zu pachtenden Ländereien verfahren. Durch Parzellirung und Kolonisation im großen Maßstabe würde nicht nur ein größerer Wohlstand in der Bevölkerung und eine gesündere Lebensweise und Lebensanschauung geschaffen, sondern auch der Landwirtschaft ein allgemeinerer Nutzen gebracht werden. — Nehmen wir an, daß innerhalb 20 Jahren circa eine Milliarde für innere Kolonisation ausgegeben würde, so könnten damit mindestens 5 Millionen, also $^1/_{10}$ der gesamten Bevölkerung des Deutschen Reiches kolonisirt, dem Wohlstande zugeführt und von der sozialdemokratischen Bewegung abgelenkt werden. Die größere Bevölkerung des Ackerlandes durch Kolonisten würde auch den landwirtschaftlichen Konsum erhöhen und einen intensiveren und billigeren Ackerbau erzeugen.

Digitized by Google

Die jährlichen Pachtauslagen des Reiches wären für eine solche Kolonisation im Innern nicht verloren, sondern produktiv angelegt, auch könnte mit der Pacht die Amortisation und der allmähliche Erwerb der Güter verbunden werden.

Ohne eine markante Hilfe des Reiches, und die beste scheint der Rückzug aufs Land und eine richtige und große Kolonisation im Innern zu sein, werden die sozialen Gefahren sich kaum vermindern. Wird der Wohlstand der ärmeren Volksklassen von Jahr zu Jahr gesteigert, werden die Menschen wieder mehr zur Arbeit in die Natur und zu einem glücklicheren, wenn auch noch so bescheidenen Leben auf dem Lande zurückgeführt, dann wird die Sozialdemokratie, welche in den Städten unter dem Rauche der Schornsteine sich immer mehr verbreitet, mit der Zeit einen großen Anhang verlieren.

Jedenfalls wäre eine so große Wohlthat für Millionen Menschen einen Pfennig mehr auf ein Glas Bier wert! — Vielleicht geben diese Zeilen wenigstens eine kleine Anregung, um über ein noch ungelöstes Problem nachzudenken, das übergroße und ungesunde Anwachsen der Städte und die damit verbundenen größeren sozialen Gefahren durch einen Rückzug aufs Land zu vermindern.

Die parlamentarischen Bestrebungen müßten jedenfalls weit mehr als bisher auf Hebung des Wohlstandes, auf innere Kolonisation, auf Verkehrserleichterungen durch neue Wasserstraßen, besonders durch solche Kanäle, welche das Innere des Reiches direkt mit dem Seeverkehr und dadurch mit dem Welthandel verbinden, sowie auf möglichste Entlastung der ärmeren Volksklassen gerichtet sein. Nur dadurch wird man große wirtschaftliche Krisen und soziale Gefahren verhüten können. Ob der jetzige Reichstag seine fünfjährige Legislaturdauer ausleben wird, ist fraglich; treten aber Neuwahlen ein, so müßten die Wähler hauptsächlich darauf bedacht sein, sich nicht durch Phraseure und Parteihelden blenden zu lassen, sondern Männer zu wählen, auf welche die Nation mit Stolz blicken kann, und denen weniger die Partei, am wenigsten ihre Person und allein das Vaterland am Herzen liegt. Dann wird der Reichstag wieder an Ansehen und Einfluß zum Wohle des deutschen Volkes gewinnen, dann wird auch das Ausland wieder mit Achtung, wir Deutsche aber mit Dank und Stolz auf einen solchen Reichstag blicken.

Digitized by Google

Ein Brief des Reichsgerichtsrats Dr. Mittelstädt an den Herausgeber der Deutschen Revue.[1]

Das nachstehende Schreiben datirt aus dem Jahre 1891, hat aber trotzdem ein aktuelles Interesse. Die Verhältnisse für eine Revision der Beleidigungsparagraphen im Reichstage scheinen augenblicklich vielleicht etwas günstiger als früher zu liegen. Die Redaktion.

Leipzig, 25. Januar 1891.

Hochgeehrter Herr!

Daß, wie Sie mir mitteilen, Professor v. Gneist gleichfalls der Ansicht ist, gegenüber der Ausdehnung, die ein unklares Ehrgefühl einzelner Volksklassen und eine prinziplose Rechtsübung unserer Gerichte dem Thatbestande der Beleidigung gegeben, könnten wir ein gutes Teil der herkömmlichen brutalen Strafmittel des geltenden peinlichen Rechts durch verständigere Formen einer Privatgenugthuung ersetzen, war mir erfreulich zu hören. Seit ich als Schüler zu Gneists Füßen gesessen, hat mich die harte strafrechtliche Praxis so mannigfach meine eigenen, von den Anschauungen meines verehrten Lehrers abweichenden Wege geführt, daß ich es mir zu besonderem Glücke anrechnen muß, in einer Frage strafrechtlicher Prozeduren auch einmal seiner vorbehaltlosen Zustimmung sicher zu sein. Dieser unerwartete Erfolg gewährt mir überdies reichlichen Ersatz für das mir widerfahrene Mißgeschick, daß die hiesige zünftige Strafrechtswissenschaft in der Person des Professor Binding unlängst ex cathedra jeden Gedanken an Wiederbelebung von Abbitte, Widerruf und dergleichen im Injurienprozeß mit dem Anathema belegt hat. Weshalb? Weil jene früheren Sühnemittel teilweise mit altem katholischem Kirchenrechte in eine Art von historischem Zusammenhang gebracht werden können, und weil sie dem richtigen Begriff der Strafe widersprechen! Auf welche doktrinären Skrupel ein deutscher Professorenkopf zu verfallen im stande ist, kann man doch nie wissen! Ob dasjenige, was man heute als Beleidigung straft, dann überhaupt noch dem richtigen Begriff eines Deliktes entspricht, diese doch in erster Reihe bedeutungsvolle Frage hat natürlich für so gelehrte Herren nur ein nebensächliches Interesse.

Nun ersehe ich freilich zu meiner Betrübnis aus dem, was Sie mir sonst mitteilen, daß mein bescheidener Anteil an der gegen das heutige Strafensystem im allgemeinen andrängenden Bewegung auch Gneists Mißfallen hervorgerufen hat. Vor der Thatsache muß ich mich beugen. Indessen tröstet mich der Gedanke, daß die großen wissenschaftlichen und publizistischen Leistungen des verehrten Mannes überwiegend auf dem Gebiete des Verfassungs- und Verwaltungsrechts liegen, daß schon der Strafprozeß, obwohl derselbe vermöge seines innigen

[1] Im Anschluß an obigen Artikel behalten wir uns vor, einige autoritative Urteile und Ansichten zu veröffentlichen. Die Redaktion.

Digitized by Google

Zusammenhangs mit dem Verfassungsrecht Gneist ein hervorragendes Interesse abnötigen mußte, ihm doch kaum noch fruchtbare Anregungen verdankt, und daß das materielle Strafrecht, vor allem die sozialpolitische Seite der aktuellen Strafrechtspflege, Gefängniswesen und so weiter meines Wissens seinen Studien ziemlich fern gelegen haben. Ich kann es ihm daher nicht verargen, wenn er in der krausen, oft recht absurd jugendlich gärenden Bewegung, welche seit etwa einem Jahrzehnt die Vorherrschaft der Freiheitsstrafen im geltenden Strafensystem, den gedankenlosen Schlendrian ihrer Anwendung und den sinnlosen Optimismus ihrer Besserungstendenzen bekämpft, lästige Zumutungen einer selbstgenügsamen Hyperkritik, im besten Falle „geistreiche Uebertreibungen" erblickt. Auch glaube ich, wird Gneist darin wohl recht behalten, daß wir in absehbarer Zeit weder in der Materie der Beleidigungsprozesse noch in den Fragen einer grundsätzlichen Reform des Strafensystems Wandel erleben werden. Das Reich und seine innere Ausgestaltung, das Verfassungsrecht der Einzelstaaten, die sozialpolitische Gesetzgebung, schließlich das deutsche bürgerliche Gesetzbuch, dies alles hat im Vaterlande zuviel legislative Kräfte aufgebraucht, als daß für die zudringlichen Wünsche der kriminalpolitischen Reformer noch viel Empfänglichkeit übrig sein könnte. Für die Aufgaben einer reformirenden Strafgesetzgebung großen Stils fehlen uns heute die Potenzen — darüber gebe ich wenigstens mich keinerlei Illusionen hin. Schon die am 1. Oktober 1879 in Wirksamkeit getretenen Reichsjustizgesetze zeigten überall die auffälligste Schwäche der Ideen und organischer Gestaltungskraft, sobald zum Strafrecht gehörige Gebiete berührt wurden. Democh vertraue ich dem guten Genius unseres Volkes, daß auch der deutschen Strafjustiz früher oder später eine Periode schöpferischer Kraft zurückkehren wird. Und dann, bin ich überzeugt, wird der kommende Mann, der die bessernde Hand an zahlreiche Gebrechen anzulegen berufen ist, unvermeidlich darauf angewiesen sein, mit seinen Ideen und Zielen anzuknüpfen an die vielgescholtene, vielfach unbequeme, hier in ihrem Eifer übertriebene, dort in ihrer Richtung unsicher umhertastende Gedankenarbeit dieser beiden letzten Dezennien, und nicht an den toten Niederschlag der aus Rationalismus und Humanitarismus gemischten Bestrebungen aus der ersten Hälfte dieses neunzehnten Jahrhunderts. Doch gehört auch solche Zuversicht vielleicht bereits in die Kategorie jener geistreichen oder geistlosen Uebertreibungen, an denen ich leide...

Glauben Sie, daß die Veröffentlichung dieser Zeilen für Ihre Leser von irgend welchem Nutzen sein kann, so will ich Ihren Wünschen nicht entgegen sein.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Mittelstädt.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik

1862—1878.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

13. Chef der Admiralität von Stosch (2. Januar 1872 bis 20. März 1883).

Die Amtsthätigkeit Stoschs als Nachfolger Roons, des einzigen preußischen Marineministers, entsprach Bismarcks Wünschen nicht. In vertrauten Kreisen erging sich Bismarck wiederholt über die Unthätigkeit der Marine und die Schwierigkeiten, welche es ihm mache, wenn er ein Schiff in Dienst gestellt haben wolle. „Wenn wenigstens — sagte Bismarck einmal zu dem Abgeordneten Grafen Fred Frankenberg — einmal ein Husarenlieutenant Admiral würde, aber immer Infanteristen!“ [1]) Selbst die Thätigkeit Stoschs als Generalquartiermeister im französischen Kriege war in den Augen Bismarcks nicht einwandsfrei. In Stoschs Verwaltung fiel der Untergang des „Großen Kurfürsten“; die Einseitigkeit des Urteils in dieser traurigen Angelegenheit erleichterte schließlich den Triumph der angegriffenen Verwaltung, des „Systems Stosch“, wie man es seit dieser Zeit nannte. Ernste Blätter behaupteten damals, Bismarck habe die leichte Beruhigung des Reichtags in Sachen der Schiffskatastrophe nicht geteilt. „Wir haben eine Flotte — bemerkte er ein anderesmal dem Abgeordneten Grafen Fred Frankenberg gegenüber — die nicht fahren kann, und dürfen deshalb keine verwundbaren Punkte in fernen Weltteilen haben.“ Insofern war das System Stosch daran schuld, daß Bismarck erst verhältnismäßig so spät an die Erwerbung deutscher Kolonien heranging.

Im Jahre 1876 hatte der Chef der Admiralität von Stosch gegen das Reichskanzleramt einen monatelangen Kampf darüber geführt, daß er mit weniger als zweiundddreißig Millionen für den Marineetat nicht durchkommen könne. Nachdem dann durch die von dem Minister Delbrück angerufene verfassungsmäßige Entscheidung des Reichskanzlers die Summe auf achtundzwanzig Millionen ermäßigt war, von denen ungefähr achtzehn Millionen durch vorhandene Restfonds gedeckt und zehn Millionen in den Etat eingestellt wurden, hatte Delbrück die letztgenannte Summe in loyaler Weise und mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit im Reichstage verteidigt. Es mußte daher auf das außerordentlichste befremden, daß Stosch auf die bescheidene Aeußerung eines liberalen Abgeordneten in der Budgetkommission, daß die Marine auch mit

[1]) Auch Roon war aus der Infanterie hervorgegangen, ebenso Stoschs Nachfolger, Caprivi.

Digitized by Google

vierdreiviertel Millionen zufrieden sein könnte, sofort und ohne weiteres eine Ermäßigung um etwa fünfeinviertel Millionen zugestand. Delbrück fühlte sich durch dieses ihn kompromittirende Verhalten seines Kollegen mit Recht verletzt und erklärte dem Reichskanzler angesichts eines solchen désaveu nicht länger im Amte bleiben zu können. Es gelang indessen dem Fürsten Bismarck, den Minister Delbrück zu beschwichtigen und ihn trotz des gegen ihn von dem Chef der Admiralität gerichteten offenen Angriffs zum Bleiben zu bewegen.

In der Sitzung des Reichstags vom 10. März 1877 machte Bismarck von dieser Differenz mit Stosch Mitteilung. Infolge dieser Rede erwuchs zwischen Bismarck und Stosch ein offener Bruch, über den sich der erstere auf der parlamentarischen Soirée vom 17. März 1877 [1]) ohne Rückhalt äußerte. — Der durch seine (des Kanzlers) Rede beleidigte General habe eine schriftliche Erklärung gefordert, daß der Fürst ihn nicht habe beleidigen wollen, und daß seine Darstellung des Verhältnisses zwischen ihm und dem Chef der Admiralität keine vollkommen zutreffende gewesen sei. Fürst Bismarck machte seinen Gästen gegenüber kein Hehl daraus, daß er die gewünschte Erklärung nicht abgeben werde, da er nicht gesonnen sei, in dem Streite mit Stosch nachzugeben. Bei dieser Sachlage glaubte jedermann, daß der definitive Rücktritt des Herrn von Stosch unvermeidlich sei.

Der Kaiser hatte aber diesesmal seinen eigenen Willen. Am 25. März lehnte der Kaiser das Entlassungsgesuch des Chefs der Admiralität ab, wie behauptet war, gegen den entschiedenen Wunsch des Reichskanzlers, der nunmehr — hierüber und durch andere Vorkommnisse verstimmt — seinerseits um den Abschied bat. Nach der „Kölnischen Zeitung“ nahm die Krisis folgenden Verlauf:

Am 28. März hatte Fürst Bismarck die Minister mit Ausnahme von Stoschs zu einer vertraulichen Beratung bei sich versammelt. Er gab den Entschluß seines Rücktritts kund, doch erwog er für den Fall, daß der Kaiser auf eine dauernde Entlassung nicht eingehen wolle, mit den Ministern, auf welche Weise die Stellvertretung am besten sich regeln lasse. Am 29. März teilte der Reichskanzler bei Tafel seinen Gästen die Nachricht mit, daß er bei dem Kaiser seine Entlassung eingereicht habe und dabei beharren werde. Wenige Tage darauf, am 1. April, wo der Kaiser ihm in Person zum Geburtstag Glück wünschte, kam es zu einer längeren Verhandlung. Der Kaiser wiederholte, daß er vom Kanzler sich nicht trennen könne. Er sei achtzig Jahre, Fürst Bismarck erst zweiundsechzig und müsse noch ferner aushalten. Anfangs glaubte man in hohen Kreisen, die Sache nicht ernster nehmen zu müssen als in früheren Jahren. Indes ging tags darauf vom Fürsten eine schriftliche Wiederholung seines Entlassungsgesuches bei Seiner Majestät ein.

Am 7. April brachte die „Post“ einen Artikel, worin gesagt war, daß Fürst Bismarck sich unter Umständen entschließen könne, zu bleiben, wenn er Freiheit zu einer großen Aktion auf dem sozial-politischen Gebiete und anderen erhielte,

[1]) Vergl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ Bd. I. (2. Aufl.) S. 128 f.

Digitized by Google

und am 10. April 1877 erfolgte der Abschluß der Kanzlerkrisis durch die Beurlaubung Bismarcks an Stelle des erbetenen Abschieds.

Nach Beendigung dieser Krisis blieben die beiden Staatsmänner in einem kühlen Nebeneinander, das indessen Höflichkeitsbesuche Stoschs bei Bismarck nicht ausschloß.

In der Sitzung des Reichstags vom 26. Juni 1884 erzählte Bismarck, von Stosch sei (offenbar 1877) als sein Nachfolger im Reichskanzleramt angesehen worden. „Ich habe deshalb diesen Herrn immer mit besonderem Interesse angesehen."

Die „Magdeburger Zeitung" besaß in Berlin einen Gelegenheitskorrespondenten, der die Enthüllungen des Fürstreichskanzlers über die seinerzeit geplante Etablirung einer Aera Stosch oder, wie es die „Norddeutsche" nannte, eines preußischen Ministeriums Gladstone in seiner Weise ausspann. Herr von Stosch wurde von ihm als ein konservativer Mann bezeichnet, wogegen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" folgendermaßen protestirte:

„Wenn der Korrespondent der ‚Magdeburger Zeitung' das Vertrauen des Herrn Rickert besitzt, so möchten wir ihm raten, dem genannten Herrn die Frage vorzulegen: Wie wird man in Danzig Reichstagsabgeordneter? Die Antwort, die er darauf erhält, wird ihn darüber belehren, daß der ehemalige Chef der Admiralität dem Liberalismus stets insoweit gewogen war, daß er denselben in den Parlamenten vertreten zu sehen wünschte. Herr von Stosch stand mit den sogenannten Hofliberalen, den Herren Rickert, von Bunsen, von Forckenbeck und anderen nicht nur im Verkehr, wie das der Korrespondent übrigens selbst zugesteht, er war auch bereit, ihnen seine Beziehungen zum Hofe zur Verfügung zu stellen. Gesetzt aber auch, Herr von Stosch wäre kein Liberaler gewesen, das thema probandum, daß der genannte General nicht der Reichskanzlerkandidat der Herren Rickert und Genossen gewesen sei, wäre damit noch keineswegs erwiesen.

Wir haben bereits im Jahre 1880 darauf hingewiesen, daß die Liberalen sich das von ihnen neu zu bildende Ministerium etwa in der Form dachten, wie das Ministerium Gladstone sich seinerzeit gebildet hatte. Die konservative Regierung in England ist gestürzt worden durch eine Koalition von Whigs, Radikalen und katholischen Irländern, drei Parteien, von denen keine für sich die Mehrheit hatte, und die nur in dem negativen Streben, die Konservativen von der Regierung zu verdrängen, einig und dafür stark genug waren. Im Jahre 1880 haben wir erlebt, daß sich eine ähnliche Koalition zusammensetzte zur Verteidigung der Politik Richter gegen die Regierungspolitik. Die heterogensten Elemente, die Nationalliberalen, die Fortschrittsleute, Sezessionisten und Ultramontanen schlossen sich damals als Kampfgenossen aneinander. Es sollte nach dem englischen Muster ein Koalitionsministerium geschaffen werden, in welchem die Rolle des Herrn Gladstone dem damaligen Chef der Admiralität zugedacht war. Wenn die „Freisinnigen" heute sich dagegen verwahren, daß sie jemals an einen Reichskanzler von Stosch gedacht haben, so ist das wohl verständlich, aber hübsch ist es nicht,

Digitized by Google

daß sie nun, nachdem sie ihren Kandidaten für politisch tot erklärt haben, ihn als einen Konservativen und daher für die Stellung eines Reichskanzlers unfähigen General hinstellen. Auch wird ihnen eine solche Verdunkelung der Thatsachen schwerlich gelingen. Daß Herr von Stosch ihr Kandidat war, ist eine zu gut beglaubigte Thatsache, und die Behauptung, der genannte General sei die Hoffnung der Konservativen gewesen, ist mit besonderem Ungeschick erfunden."

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" entnahm bald darauf an leitender Stelle aus dem „Rhein- und Naheboten" vom 17. Juli einem die Kandidatur zum Reichstag in Bingen-Alzey betreffenden Briefe des Dr. von Schauß (vom 7. Juli) einen längeren Auszug, in welchem es unter anderem hieß: „Damals (1879) habe ich den Abgeordneten Herrn Rickert, der nun wieder Hauptredner in Sprendlingen war, nicht einmal, sondern wiederholt äußern hören, nun müsse ernstlich an die Entfernung des Reichskanzlers aus seinem Amte gegangen werden. Den Nachfolger hatte Herr Rickert schon in der Tasche; dieser war der frühere Minister von Stosch, wie nun mit vollem Grund in Zeitungen berichtet wird. Der innerste Grund dieser Aktion war damals die Hoffnung, daß die preußischen Ostseeprovinzen und die östlichen Häfen Memel und Danzig in größere Protektion genommen würden."

14. Kultusminister Dr. Falk (22. Januar 1872 bis 30. Juni 1879).

Dr. Falk verdankte sein Ministerportefeuille hauptsächlich der Sachkunde und Eleganz, mit der er im Jahre 1871 das von der Regierung eingebrachte Haftpflichtgesetz verteidigt hatte. Falk war, bevor er Minister wurde, vortragender Rat im Justizministerium und wohnte als solcher im Geheimratsviertel drei Treppen hoch. Eines Tages schellte es an seiner Thür; ein großer Mann stand davor und ließ sich melden. Es war Bismarck, dem Falk für den Posten als Kultusminister empfohlen und der gekommen war, um persönlich wegen der Uebernahme des Ministeriums mit Falk zu verhandeln.

Daß Falk Bismarck als Kultusminister genehm war, genügte dem Kaiser aber nicht; er forderte noch das Gutachten des Kriegsministers von Roon ein, das dieser unterm 20. Januar 1872 erstattete. In seinem Berichte machte Roon zunächst die verlangten Angaben über die einzelnen Abstimmungen des Abgeordneten Falk in der Militärfrage (Falk war im preußischen Abgeordnetenhause Mitglied der Fraktion Mathis und damit der gemäßigten Opposition gewesen) und fuhr dann fort: „Dr. F. gehört unter allen Umständen zu denjenigen, welche, durch die Erfolge der Reorganisation längst mit derselben ausgesöhnt, offenbar zu einer größeren politischen Reife gelangt sind, so wie er auch stets zu den Männern zu zählen war, welche selbst da, wo sie irrten, einer ernsten, gewissenhaften Ueberzeugung folgten, zu denjenigen, welche, Feind jeder Frivolität und persönlichen Gehässigkeit, ihre Meinungen stets mit angemessener Würde und einer anerkennenswerten Ruhe zu vertreten wußten."

Wie Dr. von Mühler ohne ein bestimmtes Programm gegangen war, so war Dr. Falk ohne bestimmtes Programm gekommen. Das Regierungsprogramm

Digitized by Google

lag verschlossen in der Brust des Reichskanzlers, der vielleicht selber noch nicht wußte, wie weit er, von den Thatsachen getrieben, gehen würde.[1]) Die Berufung Falks hatte nur den einen offenkundigen und ausgesprochenen Zweck Bismarcks, dem Vorgehen der Staatsregierung in der unvermeidlich gewordenen Auseinandersetzung mit der Kurie Stetigkeit und Entschiedenheit zu sichern.[2]) Die Frage, inwieweit Bismarck der Faktor des Kulturkampfes gewesen ist, an welchen Maßregeln er ganz unbeteiligt war und zu welchen er den Minister Dr. Falk gedrängt hat, läßt sich — solange die betreffende amtliche Korrespondenz noch nicht veröffentlicht ist — nicht entscheiden.[3]) Nur so viel kann man sagen, daß die bisherigen Auffassungen hierüber als sehr schiefe bezeichnet werden müssen. Bismarck selbst hat sich über seinen Anteil an den Kulturkampfgesetzen wiederholt geäußert, am schärfsten in der Reichstagssitzung vom 3. Dezember 1884,[4]) wo derselbe bemerkt: „Ich war, als die Maigesetze entstanden, gar nicht in Berlin anwesend, ich war nicht Ministerpräsident, Sie werden finden, daß unter den Gesetzen meine Unterschrift ex post erfolgte. Sie steht hinter der des Ministerpräsidenten Grafen Roon, er steht als Ministerpräsident unterschrieben, und meine Unterschrift wurde von mir zum Teil unter dem Druck der Kabinetsfrage verlangt. Es gilt dies auch von dem Zivilstandsgesetze, welches mir am meisten gegen den Strich ging, das ich notgedrungen unterschreiben mußte;[5]) ich selbst war krank, mehrere Minister waren bereit, abzugehen, und ich war nicht im stande, sie zu ersetzen. Ich war auch nicht geneigt, den Kampf überhaupt aufzugeben. Ich kann nicht leugnen, daß ich über die Details, über die juristische Ausführung der Gesetze verwundert und nicht angenehm überrascht war, aber ich mußte die Gesetze nachher nehmen, wie ich sie fand. Etwas anderes sind die Innigesetze von 1875, die ein paar Jahre später erlassen wurden. Bei diesen bin ich vollständig beteiligt gewesen und übernahm die volle Verantwortung für die Verfassungsänderung, zu der ich meine damaligen Kollegen, die vor dem Worte ‚Verfassung' eine Scheu empfanden, die über meine damalige Empfindung hinausging, nur schwer bewegen konnte; namentlich mein damaliger Kollege Dr. Falk machte am längsten Opposition gegen alles, was Verfassungsänderung hieß."

In demselben Sinne schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Später ist allerdings Fürst Bismarck für die Ziele der Falkschen Gesetze eingetreten. Nachdem die Maigesetze, hervorgegangen aus der Initiative des Ministers Falk,

[1]) Vergl. Majunke, „Geschichte des Kulturkampfes" S. 213.

[2]) Kohl, Bismarckreden Bd. XII. S. 14.

[3]) Majunke (Geschichte des Kulturkampfes) schiebt Bismarck die Initiative zu bezüglich der Aufhebung der katholischen Abteilung, ferner bezüglich des Schulaufsichtsgesetzes und des Jesuitengesetzes. Dagegen spricht er ihn frei bezüglich des Lutzschen Strafparagraphen und des Zivilehegesetzes, das Bismarck „aus Fürsorge für die protestantische Kirche" nicht haben wollte. Mit der Feder hat Bismarck den Kampf geführt in dem Streit mit dem Bischof von Ermland (S. 282). Vergl. über die ganze Frage auch „Unsere Minister seit 1862" S. 101.

[4]) Kohl, Bismarckreden Bd. X. S. 307.

[5]) Bismarcks Reichstagsrede vom 30. November 1881 (Kohl, Bd. IX. S. 172).

Digitized by Google

von dem Staatsministerium acceptirt worden waren, blieb nur die Alternative übrig zwischen einem Ministerwechsel und einem einmütigen Vorgehen der Minister." Sicherlich ist angesichts der dokumentarisch bewiesenen Thatsachen die zur Abwehr eigener Schuld in der Zentrumspresse verbreitete Behauptung, daß der preußische Kulturkampf in dem vatikanischen Konzil seinen Ausgang genommen habe, in das Gebiet der Geschichtsfälschungen zu verweisen. Trotz des unaufhörlichen Drängens des Gesandten von Arnim, wofür sich in den Akten zahlreiche Belege vorfinden, hat die preußische Regierung eine strikte Zurückhaltung in dieser dogmatischen Frage für angezeigt gehalten und durch dieselbe keine Trübung ihres bisherigen guten Verhältnisses zum Papst eintreten lassen. Eine solche ist erst erfolgt durch die in den später veröffentlichten Depeschen charakterisirte Verstimmung gegenüber der römischen Diplomatie, nachdem die Curie sich geweigert hatte, der Regierung gegen die Angriffe des zunächst noch mit Mißbrauch der päpstlichen Autorität auftretenden Zentrums beizustehen. Der ganze weitere Verlauf der Angelegenheit zeigt aber, daß es sich seitens des Reichskanzlers in dem Kulturkampf nur um eine Unterbrechung des Friedens, um einen zeitweisen Kriegszustand handelte, keineswegs aber darum, den letzteren zu einer dauernden Institution zu gestalten, und daß der Beginn des Kampfes identisch ist mit der Parteinahme der päpstlichen Politik für das Zentrum und mit dem Bündnis zwischen dem Papste Pius IX. und dieser regierungsfeindlichen Partei. Von derselben war in Rom der Kampf gegen die Regierung im April und Mai 1871 vorbereitet worden; der eigentliche Anfang desselben datirt vom 23. Juni 1871, an welchem Tage der Kardinal-Staatssekretär Antonelli dem Grafen Taufkirchen gegenüber es ablehnte, dem feindlichen Auftreten des Zentrums gegen das Reich Einhalt zu gebieten. Dieser Akt der Feindseligkeit seitens der Curie wurde von der preußischen Regierung durch die Ordre vom 8. Juli 1871 erwidert, durch welche die katholische Abteilung im Kultusministerium aufgehoben wurde. In dieser Weise begann eine durch diplomatische Verhandlungen mit dem Verlauf in pejus sich vorbereitende Kampfperiode, die von dem Zeitpunkt an abschloß, als infolge des Regierungswechsels auf dem päpstlichen Thron die Wiederherstellung des Friedens versucht und angebahnt werden konnte.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Reichskanzler wiederholt den Konservativen vorgehalten hat, wie ganz anders ohne ihren Abfall der Kulturkampf (und die Reichsgesetzgebung) sich gestaltet haben würde. Von der konservativen Partei verlassen, mußte die Regierung anderweitig die Unterstützung suchen, deren sie zur Erhaltung und Belebung der neuen Reichsinstitutionen bedurfte, und sie fand sie bei den Nationalliberalen. In Verbindung mit diesen aber war sie genötigt, den Kampf gegen den Ultramontanismus nach einer andern Taktik zu führen, als sie es an der Spitze der konservativen Partei gekonnt hätte. Als Fürst Bismarck mit Dr. Falk in Konflikt kam, dem er nicht bis zum Zivilehegesetz folgen wollte, dessen Drohung mit Demission er aber nachgab schrieb er in einem Privatbriefe an Herrn v. D.: „Auf Ihr gefälliges Schreiben, in welchem Sie Ihren Gedanken bezüglich der Wirkungen der Zivilstandsgesetze

Digitized by Google

einen erneuerten Ausdruck geben, beehre ich mich ergebenst zu erwidern, daß in dem Stadium, in welchem sich die Angelegenheit befindet, eine mündliche Erörterung derselben mit mir zu einem praktischen Resultat nicht führen kann. Auf einzelne, Ihrem Standpunkte entsprechende Modalitäten des Gesetzes einzugehen, wäre seinerzeit gewiß thunlich, aber mit Erfolg doch nur für einen Minister möglich gewesen, der sich auf die Unterstützung einer starken, konservativen Partei hätte berufen können. Ich glaubte bis zur Beratung des Schulaufsichtsgesetzes in diesem Falle zu sein, habe mich aber von meinem Irrtum überzeugt und meinen praktischen Wirkungskreis dieser Erfahrung entsprechend eingeschränkt."

Das eine steht fest, wo immer es nötig war, trat Bismarck mit dem vollen Gewicht seiner Person für Falks Politik ein, insbesondere auch für dessen Spezialgesetze im Herrenhause.[1]) Im Streit mit dem Bischof von Ermland führte Bismarck eine Zeit lang selbst die Feder.[2]) Natürlich ging es nicht immer ohne lebhafte Auseinandersetzungen der beiden Staatsmänner ab. Einmal erklärte Dr. Falk rundweg: „Nun, dann bitte ich um meine Entlassung." Bismarck goß Oel ins Wasser: „Wir werden doch noch unsern Meinungsverschiedenheiten Ausdruck geben dürfen!"

Der Konflikt mit der katholischen Kirche ist allerdings nicht zu Gunsten des großen Staatsmannes ausgeschlagen, aber das Experiment war von vornherein verfehlt. Die Gehilfen des Kanzlers, Falk, Dove, Friedberg, Hinschius, Gneist und so weiter, hatten ihm ein sehr kompliziertes System von Zwangsmaßregeln gegen die katholische Kirche aufgebaut, das thatsächlich nicht durchzuführen war. Die Opposition dagegen wurde immer größer und die Zahl der Zentrumsmandate nahm bei jeder Neuwahl zu. Der Kanzler selbst hatte beim Beginne des Streites nur nationale und politische, nicht aber kirchliche Ziele; er hätte den Sieg über die Ultramontanen ebenso davongetragen, wie über die Liberalen, wenn dieser Gesichtspunkt konsequent im Auge behalten und nicht im weiteren Verlauf des Kampfes vom Liberalismus gefälscht worden wäre. Die Ultramontanen würden heute mindestens ebenso schwach sein wie die Deutschfreisinnigen, wenn man sie nur vom politisch-nationalen Standpunkte aus bekämpft, die katholische Kirche aber in Ruhe gelassen hätte. Sobald die Religion mit in Frage kam, ließ sich die Ergebnislosigkeit des Unternehmens voraussehen, denn die siebenzehn Millionen Katholiken Deutschlands bilden eine große politische, materielle und soziale Macht, die, wenn sie einig und geschlossen auftritt, nicht überwunden werden kann.[3])

Je mehr die Kulturfriedensstimmung überhand nahm, um so schwieriger wurde natürlich die Stellung Falks. Seit 1878 war sein Rücktritt nur eine Frage der Zeit. Unter den veränderten Verhältnissen ragte seine Erscheinung

---

[1]) Majunke a. a. O. S. 310.
[2]) Majunke a. a. O. S. 382.
[3]) Unsere Minister seit 1862 S. 100.

Digitized by Google

wie eine vergessene Standarte auf einem vom Feinde geräumten Schlachtfelde hervor.[1])

Nach dem Hödelschen Attentate (11. Mai 1878) bemerkte der Kaiser beim Empfange des Staatsministeriums, es komme jetzt besonders darauf an, „daß die Religion dem Volke nicht verloren gehe". Diese Worte hatte Falk als ein Mißtrauensvotum gegen sich aufgefaßt und schon damals den Entschluß kundgegeben, seine Entlassung als Minister zu nehmen.[2]) Da Bismarck vorläufig an einem Wechsel im Kultusministerium nichts gelegen war,[3]) so wurde das Demissionsgesuch Falks abgelehnt. Daß die Kissinger Verhandlungen von Bismarck mit Monsignor Masella ohne Hinzuziehung seiner Person geführt worden waren, mußte ihn in seinen früheren Entschließungen bestätigen. Vollends sah er den Boden unter sich wanken, als der Kaiser die Berufung von zwei bestimmten Geistlichen, in denen Falk ausgesprochene Gegner der von ihm erstrebten Richtung sah, in den evangelischen Oberkirchenrat verlangte. Der Vizepräsident des Staatsministeriums Graf Stolberg suchte eine Lösung im Sinne Falks herbeizuführen, war aber nicht zum Ziele gelangt und bat den Finanzminister Hobrecht, der am 17. Dezember 1878 noch zum Besuche Bismarcks nach Friedrichsruh fuhr, diese Angelegenheit bei dem Fürsten zur Sprache zu bringen. Der in später Nachtstunde erstattete Vortrag der Falkschen Streitfrage erweckte Bismarcks stärksten Unwillen. Er schalt heftig über den Eigensinn der einen, die Ungeschicklichkeit der anderen hierbei beteiligten Personen; Hobrecht war über die ihm fremde Angelegenheit zu wenig informirt, um befriedigende Aufklärungen geben zu können, und beschränkte sich darauf, hervorzuheben, wie sehr alle Minister die Beilegung des drohenden Konflikts wünschen müßten und nur von seiner (des Fürsten) Vermittelung hoffen könnten. Der Fürst öffnete die Thür eines angrenzenden Zimmers, in dem Graf Herbert wohnte, rief seinen Sohn und bat ihn, ihm als Schreiber zu dienen. Auf und ab schreitend diktirte er seinem Sohne, während Hobrecht, eine Cigarre nach der andern rauchend, zuhörte, erfüllt mit staunender Bewunderung der schöpferischen Kraft und Leistungsfähigkeit Bismarcks.

Falks Rücktritt erfolgte am 1. Juli 1879 gemeinsam mit den Ministern Hobrecht und Friedenthal, nachdem sich Bismarck mit dem Zentrum zur Durchberatung des Zolltarifs geeinigt hatte.

Offiziös wurde über seinen Rücktritt geschrieben:[4]) „Der Minister Falk hat die Auffassung des Kanzlers — daß die Beilegung des kirchlichen Konflikts in Aussicht zu nehmen sei — ebenso entschieden geteilt, wie er mit demselben über die Grundlagen eines möglichen Friedens eines Sinnes war. In allen bisherigen Vorverhandlungen über die Einleitungen zu jenem Ziel hat der Kanzler auf das vertrauliche Einverständnis mit dem Kultusminister den größten Wert

[1]) Majunke a. a. O. S. 482.

[2]) Majunke a. a. O. S. 417.

[3]) „Falk hatte an mir seine Stütze", diese Worte, die Bismarck einmal dem Grafen Fred Frankenberg gegenüber äußerte, gelten für die ganze Amtszeit des Kultusministers.

[4]) Wiermann, „Geschichte des Kulturkampfes" S. 203 f.

Digitized by Google

gelegt und sich desselben durchweg versichert. Als jedoch die Möglichkeit ernster Friedensverhandlungen näher zu treten schien, gab der Minister Falk ungeachtet jenes sachlichen Einverständnisses immer mehr der persönlichen Erwägung und dem Zweifel Raum, ob nach den siebenjährigen heißen Kämpfen, in welchen seine Person stets im Vordergrund der staatlichen Aktion gestanden hatte und deshalb auch der Mittelpunkt aller Angriffe war, er gerade im stande sein werde, auch das Friedenswerk persönlich zu fördern. Dieser Zweifel vor allem hat den Entschluß des Ministers reifen lassen, jetzt aus dem Amte zu scheiden. Wohl mögen noch andere Erwägungen mit Bezug auf die mannigfachen Schwierigkeiten und Meinungskämpfe auf anderen kirchenpolitischen Gebieten, auch in Betreff der evangelischen Kirche, dabei mitgewirkt haben, aber der Minister selbst hat bei der Begründung seines Wunsches vornehmlich jene Seite hervorgehoben und seine Entschließung ungeachtet der erneuten Feststellung seines grundsätzlichen Einverständnisses mit der kirchlichen Politik des Kanzlers aufrecht erhalten."

Darnach hatte sich Minister Falk als ein moderner Curtius geopfert, um den Riß zu schließen, der zwischen Deutschland und Rom bestand.

Ueber Bismarcks Haltung zur Frage des Rücktritts des Kultusministers Falk schrieben die „Hamburger Nachrichten" am 16. März 1891: „In Rückblicken, die einzelne Blätter anläßlich des Wechsels im preußischen Kultusministerium und des Todes Windthorsts auf den Kulturkampf werfen, finden wir die Ansicht vertreten, daß Fürst Bismarck seinerzeit Dr. Falks Rücktritt veranlaßt habe. Das ist nicht richtig. Fürst Bismarck hat vielmehr Falk gehalten, so lange es möglich war und es dem Willen des Ministers entsprach; sollte Dr. Falk einmal die Geschichte seines Ministeriums schreiben, so wird er diese Thatsache nur bezeugen können. Dr. Falks Rücktritt ist durch die Empfindlichkeit veranlaßt worden, die seine Behandlung am Hofe, namentlich so weit der Einfluß der Kaiserin reichte, in ihm hervorgerufen hatte. Fürst Bismarck war bei der Maigesetzgebung aus Kameradschaft für Falk und im Vertrauen auf ihn mitgegangen, obschon er mitunter anderer Meinung gewesen sein und nicht von allen Einzelheiten Kenntnis gehabt haben mag."

15) Handelsminister Dr. Achenbach (13. Mai 1873 bis 23. März 1878).

Auf Achenbach war Bismarck gleichfalls aufmerksam geworden durch die Eleganz und Sachkunde, mit welcher derselbe, damals noch Geheimer Oberbergrat, als Kommissar des Bundesrats das im Reichstag eingebrachte Haftpflichtgesetz verteidigte. 1871 sehen wir ihn als Geheimen Oberbergrat und Kommissar einer von Bismarck veranlaßten Enquete, betreffend Maßregeln zur Begegnung der sozialistischen Arbeiterbewegung, teilnehmen.

Als Minister machte Achenbach dem Fürsten Bismarck in der handelspolitischen Schwenkung keine Hindernisse.[1]) Mit Camphausen hatte auch er die Wendung in der Handelspolitik, wie sie in der Vorlage wegen der Ausgleichungs-

[1]) Vergl. wegen der Eisenzölle oben S. 173 (bei Camphausen).

Digitized by Google

abgaben ihren Ausdruck fand, mitgemacht. Seine Verteidigungsweise bewegte sich in derselben Linie wie die des Finanzministers. Mit Aufwand aller Dialektik und Beredsamkeit versicherte er, daß eine Aenderung in unserer Zollpolitik nicht eingetreten sei, daß die Regierung an der Aufhebung der Eisenzölle festhalte, als Korrelat aber die Ermächtigung brauche, da, wo die deutsche Industrie mit Recht Beschwerden über die Zolleinrichtungen anderer Länder geltend zu machen hat, innerhalb ihres Machtkreises energisch dahin zu wirken, daß diese Beschwerden beseitigt werden.

Die Verteidigung der Vorlage war von seiten Achenbachs in einer Weise erfolgt, daß Bismarck hoffen durfte, derselbe würde ihm im Falle eines nachgewiesenen Bedürfnisses noch weiter auf der schutzzöllnerischen Bahn folgen.

Was ihn zum Fallen brachte, war seine Eisenbahnpolitik, die sich mit derjenigen Bismarcks nicht deckte.

Ein Gesetz, welches das Eisenbahnkonzessionswesen in Preußen regeln sollte, lag Bismarck sehr am Herzen. Achenbach ließ es sich ruhig gefallen, daß das Abgeordnetenhaus den betreffenden Regierungsentwurf einfach unter dem Tische verschwinden ließ.[1]) Achenbach wollte von Haus aus nicht zugeben, daß das System der Staatseisenbahnen dem der Privatbahnen unbedingt vorzuziehen sei.[2]) Bismarck war für die Konsolidirung des preußischen Staatseisenbahnbesitzes durch Ankauf der wichtigeren Privatbahnen;[3]) später accommodirte sich Achenbach dieser Auffassung.[4]) Achenbach war ein Gegner des Reichseisenbahnprojekts; er hat diese Gegnerschaft nie offen bekannt, aber Bismarck bei der Verwirklichung dieses Planes nicht gefördert. Auf ein Schreiben vom 12. Juni 1876, worin Bismarck um die einleitenden Schritte bat, war derselbe nach Verlauf eines halben Jahres noch nicht in den Besitz einer Rückäußerung gelangt.[5])

Bismarck war für eine Förderung des Kanalbaues im großartigen Stil, Achenbach vertröstete den Ministerpräsidenten auf die Aufstellung eines vollständigen Kanalnetzes, welches einen Kostenaufwand von sechshundert Millionen erfordern sollte.[6]) Auf ein an den Handelsminister am 4. Januar 1875 gerichtetes Schreiben, betreffend die Vertiefung der Fahrrinne im Rhein, war Bismarck am 12. Januar 1876 noch ohne Erwiderung.

Das Institut der Fabrikinspektoren, wie es unter Achenbach funktionirte, erklärte Bismarck in seiner gesetzlichen Berechtigung zweifelhaft, in seiner praktischen Wirksamkeit aber nachteilig für die Industrie.[7])

Die Stellung Achenbachs wurde in hohem Maße durch den Umstand

---

[1]) Aktenstücke, Bd. I. S. 178.
[2]) Aktenstücke, Bd. I. S. 182 und 208.
[3]) Aktenstücke, Bd. I. S. 221 und 232.
[4]) A. a. O., Bd. I. S. 256.
[5]) Aktenstücke, Bd. I. S. 232.
[6]) A. a. O., Bd. I. S. 211.
[7]) Aktenstücke, Bd. I. S. 258.

Digitized by Google

erschwert, daß Bismarck im Eisenbahnfache noch einen zweiten Vertrauensmann in der Person des Präsidenten des Reichseisenbahnamts Maybach hatte, der ganz auf Bismarcks Ideen einging und für seine große Arbeitskraft einen größeren Wirkungskreis verlangte, als ihn das machtlose Reichseisenbahnamt bot.

Schon in der von Bismarck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 26. April 1876 gemachten Aeußerung, er sei in der Hoffnung, die Bundesregierungen, voran die preußische, würden ihre in der Reichsverfassung übernommenen Verpflichtungen ernster nehmen, getäuscht worden, wurde ein zwar versteckter, aber schwerer Angriff auf den Kollegen Achenbach erblickt. Bismarck erwiderte aber, er habe mit Achenbach in Bezug auf die Reichsaufsicht über die Bahnen jederzeit dieselbe Auffassung vertreten. „Wir sind vollständig einig, wir wünschen es aber auch zu bleiben."

Ein allerdings sehr strenges Urteil über die bisherige preußische Eisenbahnpolitik fällte Bismarck in der Abgeordnetenhaussitzung vom 23. März 1878. Zwei Tage nach dieser Rede erfolgte Achenbachs Rücktritt.

16) Landwirtschaftsminister Graf Königsmarck (13. Mai 1873 bis 19. September 1874).

Derselbe blieb zu kurze Zeit im Amt, als daß er Spuren seiner Wirksamkeit daselbst hätte hinterlassen können. Mit Bismarck stand er auf gutem Fuße, was sachliche Differenzen ausschloß, deren Erledigung aber sine ira et studio erfolgte. Sie betraf den Gesetzentwurf über Ausrottung des Schwarzwildes außerhalb geschlossener Gehege, um dessen Vorlegung das Abgeordnetenhaus im März 1872 das Ministerium ersucht hatte. Der betreffende Gesetzentwurf wurde im landwirtschaftlichen Ministerium ausgearbeitet, [1]) er gedieh aber nicht bis zur Vorlage an die Volksvertretung, da „von sachkundiger Seite überzeugende Gründe beigebracht wurden, daß der Zweck des Gesetzes durch dasselbe nicht erreicht werden würde, sondern daß es anderer legislativer Maßregeln, zum Teil weitgehender Natur bedürfe, um dauernd dem Ueberhandnehmen des Schwarzwildes entgegenwirken zu können." [2]) Die sachkundige Seite, welche den ministeriellen Entwurf gründlich zerpflückt hatte, war, wie Eingeweihte wußten, Bismarck.

Auch hinsichtlich der Wildschadenfrage soll eine Differenz zwischen Bismarck und dem Grafen Königsmarck bestanden haben.

Königsmarcks Rücktritt vom Ministerium erfolgte zum Teil mit Rücksicht auf die Gesundheitsverhältnisse seiner Frau.

17) Kriegsminister von Kameke (9. November 1873 bis 7. März 1883).

Der Nachfolger Roons, von Kameke, lebte mit Bismarck in gutem Einvernehmen; sein konziliantes Wesen war Konflikten fremd. Als der Abgeordnete

[1]) Vergl. die Erklärungen des Regierungskommissars in der Kommission für die Agrarverhältnisse, Drucks. Nr. 109, Haus der Abgeordneten, 11. Legisl.-Per. Sess. 1872–1873.

[2]) Erklärung des Ministers Grafen von Königsmarck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 20. Februar 1873.

Digitized by Google

Richter in der Sitzung des Reichstags vom 9. Mai 1884 eine Bemerkung Bismarcks so deuten wollte, als enthielte sie eine schlechte Beurteilung von Kamekes ministerieller Wirksamkeit, wies Bismarck den Vorwurf der Impietät gegen seinen Freund und Kollegen zurück. [1])

Durch die Milde und Freundlichkeit seines parlamentarischen Auftretens und durch mancherlei dem Parlament gemachte Konzessionen verlor übrigens Kameke in seinen eigenen Kreisen allen Rückhalt.

Die „Elberfelder Zeitung" machte die Bemerkung, Herr von Kameke sei seit vielen Jahren der erste Minister, der ohne den Verdacht abgehe, von dem Fürsten Bismarck gestürzt zu sein.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erwiderte gereizt: „Ob in der That bei früheren Ministerwechseln ein solcher Verdacht existirt hat, wissen wir nicht; jedenfalls aber ist derselbe stets aus dem Bestreben einer tendenziösen Geschichtsfälschung entsprungen. Zunächst bemerken wir, daß, wenn ein Ministerpräsident, nachdem er zu der Ueberzeugung gelangt ist, er könne mit einem seiner Kollegen nicht weiter ersprießlich fortarbeiten, dessen Ausscheiden von ihm selbst oder von Seiner Majestät dem Könige erbittet, der Ausdruck ‚stürzen' kein richtig gewählter ist. Sodann aber möchten wir fragen, wie ist es möglich, daß jener Verdacht, von dem die „Elberfelder Zeitung" spricht, irgendwo Glauben gefunden hat? Schließlich möchten wir darauf hinweisen, daß sich nicht durch Examina eruiren läßt, ob jemand den Anforderungen einer ministeriellen Stellung zu genügen vermag. Der Ministerkandidat selbst kann sich sehr gründlich bei Uebernahme seines Amtes über seine Qualifikation täuschen, und so kommt es, daß er oft erst auf dem Felde der Erfahrung zu einem klaren Urteil darüber gelangt."

18) Landwirtschaftsminister Dr. Friedenthal (19. September 1874 bis 30. Juni 1879, † 6. März 1889).

Zu den wenigen preußischen Ministern, welche unter Bismarck das Portefeuille ihrer parlamentarischen Thätigkeit verdanken, zählt Dr. Friedenthal, welcher im Herbst 1874 zum Staatsminister und Minister für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten ernannt wurde.

Ueber seine Wirksamkeit in dieser Stellung schreibt Friedenthal in einer mir von seiner Witwe zur Verfügung gestellten Autobiographie:

„Einige Zeit nach der Uebernahme des durch die Ueberweisung der Oberaufsicht über die Grundkreditinstitute und andere Materien verstärkten Ministeriums hatte ich Gelegenheit, bei einer in Gießmannsdorf stattgehabten Versammlung des oberschlesischen landwirtschaftlichen Vereins meinen Berufsgenossen die Richtung zu bezeichnen, in welcher ich mir vorsetzte, das mir anvertraute Ressort zu verwalten. Die Zeitungen brachten damals meine als Programm bezeichnete bezügliche Rede.

Unter Anerkennung der Thatsache, daß die Landwirtschaft, das wichtigste

[1]) Kohl, Bismarckreden, Bd. X. S. 128.

Digitized by Google

und bedeutungsvollste Gewerbe unseres Staates, bisher weder in der Gesetzgebung die ihr zukommende Berücksichtigung noch in dem Organismus der Verwaltungsbehörden, von den obersten bis zu den untersten Instanzen, die gebührende Stelle gefunden habe, erklärte ich es als meine Aufgabe, in beiden Beziehungen Besserungen anzustreben und meine Kräfte namentlich auch dafür einzusetzen, daß in den wirtschaftlichen Einrichtungen des Staates die legitimen Interessen der Landwirtschaft in erheblich höherem Maße als bisher gepflegt würden. Das Heil der Landwirtschaft könne ich nicht darin suchen, daß man sie als sozusagen ‚politische Institution', als ‚Grundbesitzinteresse', von der Gesamtwirtschaft des Staates, von der Gesamtarbeit des Volkes ausscheide und dergestalt isolire, sondern darin, daß man ihr als integrirendes Glied in dem staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organismus die gebührende Stelle erringe und durch Gesetze und Einrichtungen ihre Kraft entwickle. Preußen sei dazu bestimmt, weder ein Handels- und Industriestaat, noch auch ein bloßer Ackerbaustaat zu sein. Zwischen dem Streit der Interessen den Frieden mit starker Hand zu wahren, aber auch gleichzeitig durch positive Schöpfungen die Form und das Ziel konzentrischen Wirkens der Volkskraft Elemente zu schaffen, sei die Mission unserer Monarchie, und in diesem Sinne wolle ich dem Landesherrn und der Landwirtschaft dienen.

Die landwirtschaftliche Verwaltung, welcher im Frühjahr die bisher dem Finanzministerium zugeteilte Verwaltung der Domänen und Forsten hinzutrat, habe ich bis zum Sommer 1879 geführt.

Als im Herbst 1877 der Minister Graf F. Eulenburg um seine Entlassung bat und von Seiner Majestät dem Kaiser und König zunächst nur einen sechsmonatlichen Urlaub erhielt, übernahm ich für diese Zeit nach dem mir direkt gegenüber ausgesprochenen Verlangen Seiner Majestät des Kaisers und auf den besonderen Wunsch des Fürsten Bismarck zugleich die Verwaltung des Ministeriums des Innern. Dasselbe definitiv zu übernehmen, wurde mir im Frühjahr 1878 im Auftrage des Kaisers durch den Fürsten Bismarck angetragen. Ich bat, dasselbe ablehnen, und mein altes, mir lieb gewordenes, durch die Verwaltung der Domänen und Forsten zu verstärkendes Ministerium, das hierdurch zu einem der bedeutendsten und dankbarsten Zweige der inneren Verwaltung geworden war, behalten zu dürfen, und führte dieses bis zum Jahre 1879, wo ich in das Privatleben zurücktrat."

Die Thatsache, daß der Minister Friedenthal sein auf Gesundheitsrücksichten begründetes Abschiedsgesuch inmitten der entscheidenden Beratungen über die Finanzreform einreichte, gab zu der Auslegung Anlaß, daß derselbe ein Gegner dieser Reform gewesen; er hatte aber den Plänen des Reichskanzlers auf eine wirtschaftliche und finanzielle Reform zugestimmt — die Tariffragen, welche die landwirtschaftliche Verwaltung näher berührten, waren in dem Entwurf der verbündeten Regierungen im Einverständnisse mit ihm festgestellt worden, er hat seine Stimme als Abgeordneter dem gesamten Tarif nur mit Ausnahme der in der dritten Lesung beschlossenen Erhöhung der Getreidezölle, gegeben, und in

Digitized by Google

Betreff des Frankensteinschen Antrages, den man besonders als Grund seines Rücktritts angeführt hatte, die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß derselbe nicht im mindesten zu seinen Entschließungen beigetragen habe, daß er vielmehr ebenso wie der Minister Falk für diesen Antrag stimmen würde, wie dies in der That geschah.

Der Umstand, daß der landwirtschaftliche Minister gerade in Sachen der Erhöhung der Getreidezölle, die Bismarck doch so sehr am Herzen lag, gegen ihn stimmte, machte seine Stellung im Staatsministerium allerdings unhaltbar. Sein Abschiedsgesuch wäre eingereicht worden auch ohne das Bekanntwerden einer von Bismarck bei Tisch über Friedenthals Abstimmung gefallenen Aeußerung, die jedenfalls nur durch eine Indiskretion in die Oeffentlichkeit kam, und demnächst auch in die Presse „Tribüne" überging. Mit dem Abschied wurde Friedenthal — ohne sein Vorwissen — von dem König der Adel verliehen. In Ehrerbietung bat Friedenthal, in seinem bisherigen Stande verbleiben zu dürfen. Er hat wegen der Umstände, unter denen sein Ausscheiden aus dem Amte erfolgte, dem Fürsten Bismarck keinen Groll nachgetragen. Als im Jahre 1885 eine Ehrengabe für den Kanzler in Frage kam, war er es, der gegen den Herzog von Ratibor und die Mehrzahl der Komitemitglieder dafür eintrat, daß Schönhausen dem Fürsten geschenkt werde. „Wird dieser Plan fallen gelassen — so bemerkte er — dann sorge ich dafür, daß eine neue Sammlung in Scene gesetzt wird, um dem Kanzler das Schloß seiner Väter zu sichern."

19) Staatsminister Hofmann (7. Juni 1876 bis 17. August 1880).

Der Abgang Delbrücks bedeutete mehr als die bloße Erledigung der Präsidentschaft im Reichskanzleramt; es war damit ein gewaltiges Vacuum entstanden, welches sich nach dem bekannten physikalischen Gesetze ausfüllen mußte. Eine Kraft, welche Delbrück mit all seinen Kenntnissen, Beziehungen und Erfahrungen vollständig hätte ersetzen können, war nicht vorhanden; so wurde denn zu seinem Nachfolger eine Persönlichkeit auserwählt, welche wenigstens zur Führung der Geschäfte des Reichskanzleramts geeignet erschien, der Großherzoglich hessische Staatsminister Hofmann, ehedem hessischer Bevollmächtigter beim Bundesrat. Es wird behauptet, daß Delbrück selbst ihn dem Reichskanzler zu seinem Nachfolger designirt habe.

Die Schwierigkeit der Verhältnisse, unter denen der neue Präsident des Reichskanzleramts die Erbschaft Delbrücks antrat, ist nicht zu verkennen. Von welchen Gesichtspunkten aus die inneren Fragen behandelt werden sollten, wußte kein Mensch, sowohl im preußischen Staatsministerium als im Parlamente und im Bundesrat; klar war nur so viel, daß die bisherige Wirtschaftspolitik keine befriedigenden Erfolge für sich aufzuweisen hatte. Die Stellung Hofmanns zum Kanzler war von der Delbrücks grundverschieden. Delbrück war zwar formell auch der Untergebene Bismarcks, er hatte sich aber in einem Dezennium thatsächlich mindestens diejenige Stellung ihm gegenüber zu erkämpfen gewußt, wie sie der einflußreichste preußische Minister, also Camphausen, besaß. Nun

Digitized by Google

entsprach aber ein ihm gegenüber zu einer Macht gelangter Präsident des Reichskanzleramts den Idealen Bismarcks von der Organisation der Reichsgewalt nicht. Als der Staatsminister Hofmann das Erbe Delbrücks antrat, vermochte sich denn auch das Reichskanzleramt auf dem Gipfel der alten Macht nicht zu erhalten.

Die Minderung des Einflusses des neuernannten Präsidenten im Vergleich zu Delbrück war auf äußere und innere Ursachen zurückzuführen. Wenn wir zunächst bei den äußeren Verhältnissen stehen bleiben, so ist zu erwähnen, daß der Geschäftsbereich des Reichskanzleramts vom 1. Januar 1877 ab sich zunächst durch die Umwandlung der bisherigen Abteilungen für Elsaß-Lothringen und für Justizwesen in gesonderte Aemter — des Reichskanzleramts für Elsaß-Lothringen unter Herzog, und des Reichsjustizamts unter Friedberg — verringerte. Unter Delbrück gab es täglich durchschnittlich einhundertundzwanzig Eingänge, die der Chef alle ansah, darunter wohl ein Drittel bedeutsame Sachen. Unter Hofmann ging die Zahl der Eingänge etwa auf zwei Drittel herab, um später (1879) nach Ablösung des Reichsschatzamts eine noch weitere Einschränkung zu erleiden.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war ferner die im Mai 1878 erfolgte Begründung der Reichskanzlei, eines Zentralbureaus des Reichskanzlers, dazu bestimmt, den amtlichen Verkehr desselben mit den Chefs der einzelnen Ressorts zu vermitteln. War Bismarck früher, wenigstens so lange er sich in Berlin aufhielt, auf den persönlichen Verkehr mit dem Präsidenten des Reichskanzleramts angewiesen, so hatte sich jetzt ein Zwischenglied eingefügt, das durch die Besetzung mit einer vorzüglichen und gewandten Kraft (Tiedemann) bald eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erhielt. Die Vorlagen des neuen Präsidenten des Reichskanzleramts, bezüglich deren Bismarck Aufklärungen wünschte, schrieb er nunmehr nicht ausschließlich dem Staatsminister Hofmann, vielmehr häufig dem Chef der Reichskanzlei zum Vortrag. Die neue Organisation war für Bismarck kaum entbehrlich; ihre Bedeutung für die Ressortchefs im Reich springt aber erst dann ins Auge, wenn man bedenkt, daß der Kanzler einen großen Teil des Jahres fern von Berlin zuzubringen pflegte (1877/78 zum Beispiele neun Monate lang). Die Ressortchefs hatten nicht mehr in demselben Maße wie früher das Ohr Bismarcks, und es ging ihnen ungefähr wie Ministern, die zwischen sich und dem die Residenz gerne fliehenden Monarchen einen einflußreichen Kabinetsrat stehen sehen. Geschäfte, die Delbrück in fünf Minuten beim Chef erledigte, indem er nur ein paar Häuser weit ging und eine ihm zu jeder Stunde bereite Thür öffnete, erforderten jetzt allerlei Umständlichkeiten. Der Staatsminister Hofmann pflegte zwar auch dem Chef mündlich Vorträge zu erstatten, jedoch lange nicht in dem Umfange wie Delbrück. Die Promemorias kamen jetzt auf, worauf Bismarck dann kurze Randbemerkungen zu setzen pflegte, zur Direktive für die weitere Behandlung der Gegenstände.

Aber auch sonst vollzog sich ein Wandel in der Stellung des Reichskanzleramtspräsidenten; während Delbrück, wie wir oben sahen, in seinem Ressort ganz

Digitized by Google

frei schalten und walten durfte — immer natürlich mit der Restriktion, daß er bewußt war, im Geiste Bismarcks zu handeln — führte der Reichskanzler schon bald nach der Ernennung des Staatsministers Hofmann die Stellung des Präsidenten des Reichskanzleramts auf die eines einfachen „Staatssekretärs" zurück. Es war die Zeit, wo — wie bereits erwähnt — in Bismarck der Wunsch rege wurde, die Leitung auch der inneren Geschäfte des Reichs mehr in seine Hände zu nehmen und sich mit obersten Reichsbeamten zu umgeben, die gewillt waren — soweit es sich nicht um technische Fragen handelte — ganz nach seinen Direktiven zu verfahren. Hofmann sollte nach Bismarcks Intentionen und ausdrücklichen Instruktionen ihm gegenüber im inneren Ressort etwa die Stellung einnehmen, wie sie der Staatssekretär von Bülow im äußeren Ressort inne hatte, das heißt so viel als ausschließlich im Geiste des Chefs die Geschäfte führen, nichts Neues beginnen, ohne den Kanzler zu fragen, in einer begonnenen Sache keinen entscheidenden Schritt thun, ohne sich wiederum seines Einverständnisses versichert zu haben. Bülow hatte sich in Bismarck ganz hineingelebt; schon in Frankfurt am Main hatte er gelernt, seine Größe voll zu würdigen, und es sich später als ein schönes Lebensziel gesteckt, ganz im Dienste dieses Mannes aufzugehen und alle persönlichen Ambitionen und Ansichten zurücktreten zu lassen. Seine Beschäftigung im auswärtigen Ressort, wo naturgemäß nur der Wille eines Mannes maßgebend sein kann, erleichterte ihm gewiß die Uebernahme einer solchen Stellung unter dem von beispiellosen diplomatischen Erfolgen gekrönten Kanzler. Schwieriger erwies sich die Sache für Hofmann, der als unabhängiger Mann in eine Stellung eintrat, die er sich nicht in dem Maße unselbständig vorgestellt hatte, wie sie Bismarck jetzt zu gestalten geneigt war. Der letztere hatte — was man gleichfalls nicht übersehen darf — damals in den inneren Fragen noch lange nicht die Autorität, wie er sie später erlangte, so daß die Unterordnung unter ihn für einen mit dem wünschenswerten Selbstbewußtsein ausgestatteten Minister immerhin nicht leicht sein mochte.

Auch sonst hatte sich in der Rolle des die Vorträge Entgegennehmenden und des Vortragenden seit Delbrück manches geändert. Aus dem Bundeskanzler von damals, welcher der fremden Autorität geduldig folgte, war ein Reichskanzler herausgewachsen, der sich für alles interessirte, der nach allen Richtungen Initiative entfaltete, der die wichtigsten Ausgänge sehen und selbst zeichnen wollte, und der sich nicht scheute, mit den Interessirten und Sachverständigen in Verbindung zu treten und sich aus erster Hand belehren zu lassen. Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken:

In Sachen der Eisenzölle[1]) stand Hofmann der Bismarckschen Auffassung wohl auch seiner Ueberzeugung nach nahe; auch in dem weiteren Stadium der Zolltarifreform führte Hofmann Bismarck die Feder; auch im Reichstag war er sein Sprachrohr.

Wiewohl Hofmann bis Juli 1879 die Reichsfinanzen in dem bis dahin

[1]) Vergl. November-Heft S. 173.

Digitized by Google

noch vereinigten Reichskanzleramt leitete, so trifft ihn an der unfruchtbaren Entwicklung der Reichssteuern keine Schuld. In seinem Amte standen ihm die Kräfte, um Finanzpläne auszuarbeiten, nicht zur Verfügung, und Bismarck verlangte dies auch nicht von ihm; nach Delbrücks Abgang hatte er erklärt, „in finanziellen Dingen fortan zur Fahne des preußischen Finanzministers halten zu wollen."

Das Ministerium für Handel und Gewerbe ließ Bismarck vom 1. April 1879 ab durch den Staatsminister Hofmann verwalten, indem er sich von einer zwischen dem Reichskanzleramt und dem preußischen Handelsministerium hergestellten Personalunion eine Erleichterung, Vereinfachung und kräftigere Förderung der Reichsverwaltung versprach. Das Ausscheiden Hofmanns aus beiden Stellungen erfolgte im August 1880, und zwar mit dem Vorbehalt anderweiter dienstlicher Verwendung desselben.

Das Verhältnis Hofmanns zu Bismarck ist zuletzt in allen Teilen seiner Verwaltung ein getrübtes gewesen. Bismarck soll einmal gesagt haben: „Lieber doch noch einen preußischen Geheimrat als einen hessischen." Es kam so weit, daß Hofmann die persönlichen Vorträge bei Bismarck einschränkte, soweit es nur immer ging; die Folge davon war, daß er mehr und mehr die Fühlung mit dem Kanzler verlor, bis dieser ihn einmal zu seiner Ueberraschung fragte, ob er nicht die Stelle des Staatssekretärs im Ministerium für Elsaß-Lothringen annehmen wolle. Am 17. August 1880 erfolgte Hofmanns Verabschiedung als Staatssekretär des Innern und preußischer Handelsminister.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Notizbuch eines alten Diplomaten.

Von

Graf von Ronzaglia.

(Schluß.)

III.

Man hat viel geschrieben über die Salons und über gewisse Salons besonders. Diese Notizen müssen daher manches schon Bekannte wiederholen

Es gibt nur dort einen „Salon", wo Personen beiderlei Geschlechts zusammenkommen, um zu konversiren, zu plaudern und um gelegentlich zu spielen. Ein Klub, selbst der von Frauen, ist kein Salon.

Schon die Griechen kannten das, was wir einen Salon nennen. Aspasia

Digitized by Google

hatte einen. Ihr Haus in Athen war der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Männer Griechenlands: man erörterte dort die höchsten Fragen der Philosophie, der Kunst, der Politik und der Literatur. Sokrates, Perikles, Alkibiades waren ständige Gäste. Man machte dort große Politik. Vielleicht wurden hier die Kriege gegen Samos, Megara und den Peloponnes beschlossen. Man hielt dort selbst Konferenzen ab. Gott sei Dank, können nicht viele Salons sich solcher Wichtigkeit rühmen. Ein gewöhnlicher Salon ist ein Ort, wo man in einer höflichen, angenehmen Art mit einander plaudert, über alles spricht, ohne allzu gelehrt zu werden, und besonders über Gegenstände von allgemeinem Interesse, wo eine Elitegesellschaft ohne vorgefaßten Zweck und auf dem Fuß der Gleichheit mit den Tagesangelegenheiten sich beschäftigt und die Elemente für das vorbereitet, was im weitern Kreise die öffentliche Meinung wird. Es ist zugleich ein Ort der Ausspannung und der Ruhe, wo das Auge durch hübsche Bilder erfreut und der Geist durch den fortwährenden Fluß der Ideen angeregt wird.

*

Im Mittelalter gab es keine Salons. Die Höfe der großen oder kleinen Fürsten glichen möglicherweise zuweilen dem, was wir mit diesem Namen bezeichnen; aber es fehlte an zwei wesentlichen Elementen: an der Freiheit, damit der Geist nach seinem Belieben sich bewege, und an der Gleichheit, damit jeder an den vertraulichen Gesprächen und Unterhaltungen, die dort stattfanden, teilnehmen könne. Das italienische Patriziat muß dennoch Salons im modernen Sinne des Wortes gehabt haben. Wenn im Anfang des Dekameron die Florentiner Damen und Herren zusammenkommen, um bei angenehmen Erzählungen den Gedanken an die Pest, die ihre Stadt verwüstet, zu vergessen, so beweist das doch nichts anderes, als daß die beiden Geschlechter sich vereinigten, um sich zu unterhalten.

Die Renaissance beginnt in Italien eher als in den anderen Ländern Europas. Unter verschiedenen Einflüssen wachsen und reifen dort Geist und Zivilisation schneller als anderswo. Byzanz und Griechenland liegen schon tief im Dunkeln, einem Dunkel ohne Schönheit und Größe, Deutschland, England und Frankreich sind noch in Nebeln gehüllt, die dem Tagesanbruch vorhergehen, als die Sonne des Renascimento schon glorreich über Italien emporsteigt.

Aber bleiben wir bei den Salons. Die ersten spanischen und französischen Schriftsteller, die Italien im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert besuchen, sprechen mit Bewunderung von der Aufnahme, die sie bei den italienischen Damen finden. Sie loben ihre Grazie und Anmut.

Die italienischen Autoren feiern ebenfalls die Grazie und das Wissen der Damen ihrer Epoche. Girolamo Ruscelli von Viterbo rühmt die Genuesinnen als ebenso gebildet und unterrichtet wie schön und anmutig. Bonfedio sagt von Genua: „Das Land ist schön, die Luft gut, die Konversation angenehm!“ In Neapel hatte gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Maria von Aragon, die Witwe des berühmten Marquis Del Vasto, eine der distinguirtesten, geist-

Digitized by Google

vollsten und elegantesten Damen ihrer Zeit, einen „Salon“, und Branthôme wurde dort empfangen.

Als der Verfall anfing, äußerte er sich in allem. Mit der Kunst und mit der Natur entartete die Konversation. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es in Neapel keine Plauderei und keinen Salon mehr. Der Abbé Galiani, der nicht aufhörte, Paris zu vermissen, schrieb an Frau von Epinay: „Sur des chaises de paille napolitaines, je ne dis que des sottises“. Kaum drei oder vier Häuser und zudem Häuser von Fremden gewährten dort den intelligenten Männern von kultivirtem Geist einen Vereinigungspunkt. Es waren die Salons des Chevalier Hamilton, des englischen Gesandten — der, seit 1782 Witwer, in zweiter Ehe die berühmte Emma Lyons heiraten mußte — von Lady Oxford, der Fürstin Belmonte und der Fürstin Ferolite. Als Weltmämer, die wert waren, in wirklichen Salons zu erscheinen, könnte man Herrn von Bombelles, den Fürsten Pignatelli und den General Schuwaloff nennen. Alles in allem ist es eine traurige Epoche für Geist und Konversation. Der Cicisbeismus mit seinen Affektationen, seiner Unnatur, seiner Ziererei absorbirte damals in Italien Männer und Frauen jeden Alters. „Alle Frauen,“ schreibt Frau von Saussure, „alt und jung, häßlich oder hübsch, haben Liebhaber.“ Galiani kam indes schließlich darauf: „arranger à Naples un échantillon de Paris“. Gleichen, der General Kock, ein Resident von Venedig, der Sekretär von Frankreich und er vereinigten sich und spielten Paris „comme Nicolet joue Molière à la foire.“

*

Zur Zeit der Frau von Staël glaubte man noch an die Indolenz der Italiener. Stendhal hatte seine Absicht, eine Geschichte der Energie in Italien zu schreiben, noch nicht kund gegeben. Und Corinna sagt: „die Indolenz der Italiener bringt sie dahin, weder in der Gesellschaft noch sonst häufig alles, was sie an Geist besitzen, zu offenbaren.“ Es führt uns indessen Männer vor „von liebenswürdigem und heiterem Geist, die durch die Konversation anderer so leicht belebt wurden, daß man ein lebhaftes Vergnügen daran fand, mit ihnen zu sprechen, ebenso wie sie lebhaft empfanden, was verdiente, empfunden zu werden.“

Im Jahre 1810 schreibt Sismondi über Florenz: „Die Florentiner wissen nicht, was Gesellschaft ist.“ Der einzige Salon, den man dort kannte, war der der Witwe des letzten Stuart, der Gräfin Albany, der berühmten Freundin des großen Dichters Alfieri. Und war dies ein wirklicher Salon? Der alte Herzog von Broglie schildert ihn in wenig günstigen Farben: „Eine exklusive Gesellschaft, wo die Herrin des Hauses, gewöhnlich und geschwätzig genug, jeden Tag einen Laden für Klatschereien und Verleumdungen offen hielt.“

*

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte man in Italien einige wirkliche Salons: in Rom den Salon der Fürstin Borghese, geborenen

Digitized by Google

La Rochefoucauld, den Sammelpunkt der Elite der stets anwesenden Fremden; in Turin diejenigen der Marquise de Rorà und der Gräfin Josephine Alfieri di Sostegno, wovon jene die Freundin, diese die Nichte des großen Cavour war; in Florenz den Salon der Frau Emilia Peruzzi und den der Frau Mariani; in Florenz und in Rom den der Frau Minghetti, geborenen Acton, der vormaligen Fürstin von Camporeale; in Venedig den der Gräfin Marcello ...

„Der Salon Peruzzi," schrieb der Belgier Laveleye im Jahre 1879, „ist einer der interessantesten Italiens. Im Winter begegnet man dort, was Florenz an distinguirten Personen unter den Italienern und unter den Fremden zählt. Donna Emilia widmet sich allen politischen Fragen des Augenblicks mit Feuereifer und einem erleuchteten Enthusiasmus. Ihre Korrespondenz ist ausgebreiteter als die eines Ministers. Jeden Morgen schreibt sie eine Unzahl von Briefen, um Auskünfte, Gutachten, Ideen zu erbitten und die ihren mitzuteilen. Am Abend plaudert sie über alles, was sie in ihrer Korrespondenz behandelt hat. Ihre starke, wohl timbrirte Stimme, ihre großen, von Geist blitzenden Augen, der Schnitt des Gesichtes, läßt an Frau von Staël denken. Peruzzi ist der vollendetste Typus des toskanischen Geistes. Eine feine Ironie, wenige, aber sinnvolle Worte, ein Urteil in einer Geste oder einem Lächeln, die Quintessenz des attischen Salzes aus dem modernen Athen! Während Donna Emilia ganz Leidenschaft und Flamme ist, bleibt er im Gegenteil stets ruhig und gleichmäßig ..."

Der Salon der Frau Minghetti ist ein politischer und überaus geistvoller Salon gewesen und ist es noch. „Wenn man am Sonnabend zu den Empfängen der Frau Minghetti geht," hat Laveleye wiederum geschrieben, „so begreift man, was ehemals ein Salon war. Er bedarf der ausgesuchten Blume aller in der Politik, der Wissenschaft, der Kunst und Aristokratie hervorragenden Personen und vor allem einer Herrin des Hauses, die aus diesen Elementen etwas zu machen versteht, indem sie die richtigen Leute zusammenbringt, im rechten Augenblicke einen Stoff findet und niemand sich langweilen und allein sein läßt. Das ist es, was Frau Minghetti vollendet versteht, weil sie sich selbst völlig vergißt."

Er beschreibt uns auch das Milieu. „Der Salon der Frau Minghetti (1879—80) ist seiner Wirte würdig. Dank seiner großen Verhältnisse, der Erhebung des Stockwerks in zwei Rängen über einander angebrachter Fenster, hat er den Adel der alten römischen Paläste bewahrt. Die lebhaften Farben der seltenen Stoffe und die Menge der Kunstgegenstände lassen indes gleichzeitig an ein Museum und an ein Atelier denken ... Die Truhen, Schreib- und Kredenztische der italienischen Renaissance teilen den ungeheuren Saal in eine Reihe von Schlupfwinkeln, in welchen Sofas und Fauteuils stehen, um die Plaudernden aufzunehmen. An den Mauern Terracotten aus Luca della Robbia und einige gute Gemälde, unter anderen ein Sodoma ... Kein Apparat beim Empfange. Die Diener treten nur ein, um Thee zu serviren ... Man kommt um neun Uhr an und zieht sich gegen Mitternacht zurück, häufig, um anderswo hinzugehen ...

Digitized by Google

Zuweilen setzt sich gegen das Ende der Soirée der deutsche Gesandte, Herr von Keudell, an das Piano . . .“ Frau Minghetti plaudert unvergleichlich. „Es ist ein Vergnügen, mit ihr über politische, soziale, religiöse oder künstlerische Fragen sich zu unterhalten. Sie offenbart dabei das lebhafteste Interesse und ein bewegtes Herz; in einem Wort faßt sie sie zusammen. Dann wieder eine seelenvolle, lebhafte, beredte Phantasie und zuweilen Einfälle, die wie Flammen erhellen und erwärmen. Ernst, Enthusiasmus für das Gute, ein tiefes Erbarmen mit den menschlichen Leiden, ein großer Reformeifer. Kein Vorurteil. Das ist durchaus die Geisteshaltung der großen Damen des achtzehnten Jahrhunderts.“

*

Ein berühmter Salon war gegen die Mitte des ablaufenden Jahrhunderts der der Gräfin Massei, dem ein Publizist von Talent, Raffaelo Barbiera, kürzlich einen interessanten Band gewidmet hat.

Claire Marie Antoinette Cazzara-Spinelli (1814—86) hatte im Jahre 1832 den italienischen Dichter Andrea Massei geheiratet, dessen Uebersetzungen Goethes und Schillers klassisch geworden sind. Eine liebenswürdige, sehr einfache und sehr gute Frau, that sie viel für ihr Land und sie that es besonders durch ihren Salon, wo die künstlerische und literarische Welt Italiens zusammenströmte, und der bekanntlich von 1848—60 unter dem Einfluß von Carlo Zenca auch einen politischen Charakter hatte. Alles, was liberal war, und besonders Verschwörer, verkehrten dort. Clara Massei war anfangs Massinistin, wie ihr Freund der Marquis Anselmus Guerrieri-Gonzaga, der zweite Uebersetzer des Faust. Indessen schloß sie selbst damals diejenigen nicht aus, welche die Vereinigung der Lombardei mit Piemont unter dem Scepter der Fürsten Savoyens erstrebten. Das Oberhaupt dieser Partei, das bei ihr wie anderswo bald die Oberhand hatte, war in ihrem Salon der Graf Giulini della Porta. Die Gräfin sah Massini in Locarno; persönlich fanden sie keine Sympathie für einander, wie sie es in ihren Gedanken gethan hatten. Der Salon Massei wurde in der Folge ein Alliirter Cavours und seiner Politik und ein warmer, heller Zufluchtsort der italienischen, nationalen und liberalen Propaganda.

*

In Frankreich kann man vor der Herrschaft Franz I. von Salons nicht sprechen. Erst unter diesem Könige beginnen die Frauen am Hofe zu erscheinen. Er hatte mit Recht gesagt: „Ein Hof ohne Damen ist ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen“. Aber die Aera der Salons beginnt nach Jules Janin erst mit den „Samedis“ des Fräulein von Scudéry und den Empfängen des Hotel Longueville und des Hotel Rambouillet. Der letzte — Rue Saint-Thomas du Louvre — wo der alte Balzac das Scepter des Geistes führte, wo Bossuet mit sechzehn Jahren seine erste religiöse und literarische Rede hielt, sah Frau von Longueville, Frau von La Fayette, Fräulein von Scudéry, Frau von Sévigné, Frau von Grignan, die schöne Charlotte Margarete von Mont-

Digitized by Google

morency, die Mutter des großen Condé, höflich in der Anmut und im Geist mit einander wetteifern, hörte Voiture, Chapelain, Beuserade, Desmarets und, ach, auch Cotin und Pradon, die Molière im Vadius und Trissotin wiedergegeben hat. In seinen Antiquités de Paris hat Sauval uns eine Beschreibung der Wohnungsausstattung hinterlassen, in welcher diese geistreiche Welt lebte und sich beschäftigte — eine Ausstattung im Einklang mit dem Geist der Ordnung, der Einheit, der Geselligkeit und bald mit dem der erkünstelten Größe, welcher der des Jahrhunderts sein muß; denn die bürgerliche Architektur mußte natürlich dem Programm entsprechen, das aus den Bedürfnissen des sozialen Lebens selbst sich ergab: das Paris Heinrichs IV., Richelieus und Mazarins sah Hotels mit vermehrten Salons und Vorhallen sich erheben, die ganz allein und ausschließlich entworfen waren, um den Bedürfnissen besuchter und zahlreicher Empfänge Genüge zu leisten.

*

Neben den großen Salons gab es auch kleinere, aber nicht weniger angenehme und geistreiche. Die Finanzleute, die Dichter, die angehenden Diplomaten, frequentirten den Salon der Frau Colbert, wo Fräulein von Blois, die Tochter der hübschen La Valière und später Fürstin Conti, durch ihre Grazie und Schönheit entzückte. Frau von Sévigné, Frau Scarron — später Frau von Maintenon — hatten ihre coteries de fidèles. Die schöne Ninon de Leuclos, die Molière protegirte und das Genie des jungen Arouet erkannte, hatte ihren cercle d'intimes. Die Schöngeister, Bussy-Rabutin, der Fürst von Condé, gingen von einem Salon in den andern.

*

Unter der Regentschaft versammelte Frau von Tencin zweimal in der Woche die Leute von Geist in ihrem Hause. Man dinirte, dann überließ man sich der Konversation. In der Zahl der ständigen Gäste befand sich ein Italiener, Prospero Lambertini, der unter dem Namen Benedikt XIV. Papst wurde.

Die glänzendste Epoche des Salons ist in Frankreich die Regierungszeit Ludwigs XV. gewesen, man könnte auch sagen die Regierungszeit Voltaires, wie man sagt: das Jahrhundert der Philosophen. Es ist die Epoche einer seltenen Höflichkeit, eines ausgesuchten Geschmackes, derselben Vollkommenheit in der Diskussion wie im Scherz. Die Frauen machen darin das Gesetz; sie besitzen eine vollendete Kunst des Benehmens und des guten Tons, die Gewohnheit jener Konversation, welche die leichtesten Sujets berührt und die ernstesten mit einer Ungezwungenheit ohnegleichen streift. Frau von Luxemburg, Frau von Boufflers, die Herzogin von Choiseul, die Fürstin von Beauvau, die Gräfin von Ségur sind darin vollendete Vorbilder. Erinnern wir an den Salon der Frau Geoffrin, einer „bourgeoise", der Frau eines Glasfabrikanten; der Salon stand allen markanten Leuten der Epoche offen, aber die kluge Zurückhaltung der Herrin des Hauses ihre übertriebene Vorsicht verhinderten ein Uebermaß. Bei Frau

Digitized by Google

Geoffrin zugelassen zu sein, war ein Diplom guter Erziehung, des Wissens und des Geistes — des Geistes besonders. „Ich kenne ihn nicht," sagte der Chevalier de Chastellux von irgend jemand, „aber er hat gewiß Geist, da er Frau Geoffrin besucht." Der Gatte war gewöhnlich; die Dame selbst hatte nur eine mittelmäßige Erziehung — sie schrieb unorthographisch. Trotzdem vereinigte sie alles um sich, was es in Paris Besseres gab. Stanislaus Poniatowski bekundete für Frau Geoffrin die Liebe eines Sohnes. „Maman, votre fils est roi!" schrieb er nach seiner Wahl zum Könige von Polen. Er lud sie ein, seiner Krönung beizuwohnen. Sie ging in der That und wurde wie eine Fürstin behandelt.

*

Der Salon der Marquise Du Deffand (1697—1780), der geistvollen, erblindeten großen Dame, der Freundin Horace Walpoles, gehörte unter die Zahl der besuchtesten. Die Schriftsteller liebten ihn wenig, sie zogen ihm den Salon Neckers vor. Andere, die Delikaten vielleicht und die Leidenschaftlichen, verließen ihn in einem gewissen Augenblick zu Gunsten des Salons eines jungen Mädchens ohne Namen, ohne Vermögen, ohne Schönheit, aber goldenen Herzens und von ausgesuchtem Geiste. Fräulein von Lespinasse, sie ist es, um die es sich handelt, die Freundin d'Alemberts, die Geliebte des Marquis von Mora und des Herrn von Guibert, die uneheliche Tochter einer Frau in dienender Stellung, wußte durch die Zartheit ihrer Empfindungen und durch den Reiz ihres Geistes sich zu einer Zeit, wo man derer so glänzende zählt, einen der berühmtesten und gesuchtesten Salons zu schaffen. Auf den Tod mit Frau Du Deffand verfeindet, mußten ihre Freunde, nachdem sie zehn Jahre in ihrer Zurückgezogenheit gelebt hatte, zwischen der einen oder der andern der erklärten Rivalinnen wählen. Die Getreuen des Fräulein von Lespinasse thaten sich zusammen, um ihm eine Ausstattung und eine Existenz zu schaffen. Unter diesen Fremden waren einige der besten Geister ihrer Zeit. D'Alembert, Turgot, Brienne, der zukünftige Erzbischof und Kardinal, Boisgelin, der Erzbischof von Aix . . . Fräulein von Lespinasse wurde so, nach dem Ausdruck Saint-Benves, durch ihren Salon und ihren Einfluß auf d'Alembert, eine der anerkannten Mächte des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Salon der Frau von Epinay hatte auf dem Lande und in der Stadt Elitewirte. Diderot hat uns eine köstliche Beschreibung des „triste et magnifique salon de la Chevrete" hinterlassen, in welchem er selbst, Grimm, der geistvolle Korrespondent Katharinas II. und bevollmächtigter Minister der großen Kaiserin bei der République des lettres in Frankreich, Saint-Lambert, Frau von Houdetot und besonders der Abbé Galiani Stammgäste waren.

*

Talleyrand bezeichnet als die ersten Salons der Zeit Ludwigs XVI. diejenigen der Frau von Montesson, der Frau Marschall Fürstin von Beauvau, der Gräfin Polignac, der Gräfin Blot, der Frau de la Reynière, die Salons

Digitized by Google

von Castries und von Soubise. Etwas Stufen niedriger in der sozialen Hierarchie standen die Salons von Trudaine, dem Sohn des Intendanten, besonders von Trudaine de Montigny und von Frau Necker. Herr von Hanssonville hat dem zuletzt Genannten zwei Bände gewidmet, von dem er mit Recht sagt, daß er gewiß nicht ohne Einfluß auf die Bewegung der Geister und der Ideen vor der Revolution geblieben sei. Geöffnet bis zum Vorabend jener großen Krisis, ist er für einige der letzte Salon der alten Gesellschaft. Man sah dort entweder in Paris oder in Saint-Ouen, Suard, Marmontel, Saint-Lambert, Morellet, Raynal, Grimm, Diderot, d'Alembert und viele andere hervorragende und berühmte Männer, wie Caraccioli, der zarte und liebenswürdige Gesandte Neapels, „der gerne lachte und andere noch mehr lachen machte", und den kleinen Galiani, der nicht weniger heiter und unterhaltend war. Dennoch empfand man den Einfluß der Herrin des Hauses, die „kalt, streng, prüde, fein beobachtenden, aber gezierten und pretentiösen Geistes war."

*

Mit der Revolution schließen sich die letzten großen Salons. Fast alle, welche sie gehalten oder sie besucht haben, sind auf dem Schafott gestorben oder ausgewandert. Einige kleine Salons sind noch offen oder halb offen — der der Frau Roland zum Beispiel, ein bescheidener, bürgerlicher, dessen Reiz sich in dem konzentrirt, welcher der Heroine der Revolution trotz ihrer Fehler stets bleibt. Von Zeit zu Zeit erscheinen dort zum Debut finstere Gestalten — Fabre d'Eglantine, sein ewiges Lorgnon in der Hand, der elegante und korrekte Robespierre in Jabot und Manschetten, den großen Mund bleich und geschlossen, die langen Haare zurückgeworfen. Zu einer gewissen Zeit kam Danton, erschreckend häßlich, aber strotzend von Kraft, mit einer Ader wilden, regellosen Genies, fast täglich dorthin. Zuweilen verlangte er la soupe, das heißt, er blieb zum Essen. Frau Roland liebte sie nicht, sie verachtete sie. Ihre Sympathien gehörten den Girondisten, ihr Herz im geheimen einem ihrer Führer — Buzot.

Julie Talma, die Frau des großen Schauspielers, hielt einen Salon in der Rue des Chanteraine, später Rue des Victoires, in demselben Hause und in denselben Zimmern, welche einige Jahre später das eben verheiratete Ehepaar, General Bonaparte und Josephine von Beauharnais, bewohnten. Sie vereinigte alles um sich, was Paris noch an hervorragenden Männern der Politik, der Literatur und Kunst besaß. Sie gab kostspielige Feste. Eines Abends erschien dort der General Dumouriez (14. Oktober 1792), als auch Marat, der abscheuliche Marat, in all dem Glanz der Lichter, der nackten Schultern und der Toiletten auftaucht, das Haupt coiffirt mit seinem alten roten und schmutzigen Kopftuch, dessen verblichene Falten einige Strähne grauen Haares entschlüpfen ließen ... Man führte ihn nach einer peinlichen und drohenden Scene hinaus und parfümirte die Salons, die durch seinen Besuch befleckt waren.

*

Digitized by Google

Der Schrecken war vorbei: Man fing wieder an zu leben und sich zu amüsiren. Die Emigranten kamen aus der Fremde zurück, die Salons öffneten sich aufs neue. Die Ueberlebenden waren glücklich, sich wieder zu finden. Die Gräfin von Beaumont, die Tochter des unglücklichen Grafen Montmorin, den man den letzten Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königreichs und den ersten der Revolution genannt hat und der auf dem Schafott starb, begann die wenigen Freunde, die dem Orkan der letzten Jahre entgangen waren, wieder um sich zu versammeln. In ihrem Salon in der Rue Neuve du Luxembourg trafen sich Chateaubriand, Joubert, Fontanes, Bonald, Molé, Pasquier, Chênedollé. „Es war," wie Chateaubriand in seinen Mémoires d'outre-tombe bemerkt, „vielleicht die letzte Gesellschaft, in welcher der französische Geist des ancien régime erschien."

Auch die Vicomtesse Josephine von Beauharnais, als Frau Bonaparte, empfing alles, was Frankreich an Gelehrten, Generalen und Parlamentariern besaß. Aus der Rue des Victoires verlegte sie später ihren Salon nach Malmaison, wo sie sich mit Vorliebe aufhielt, wohin sie sich nach ihrer Ehescheidung zurückzog und wo sie 1814 starb.

Frau Recamier hat ihren Thron der Schönheit, der Grazie und des Geistes in ihrer glänzenden Wohnung in der Chaussee d'Antin. Sie umdrängen Germaine de Staël, ihre wirkliche Freundin, Josephine von Beauharnais und zahllose Verehrer, die beiden Montmorency, Lamoignon, Narbonne, die Generale Junot, Bernadotte und Beauharnais.

Nach ihrer Heirat mit dem Baron von Staël-Holstein hat Germaine Necker ihren eigenen Salon. Er bleibt während der ultrarevolutionären Periode geschlossen, unter dem Direktorium vereinigt er die verschiedenartigsten Personen: Glieder der Regierung, Edelleute, die aus der Fremde zurückgekehrt sind, Publizisten, Schriftsteller und Diplomaten.

Unter dem Konsulat öffnet eine liebenswürdige, alte Dame, Frau von Houdetot, ihren Salon aufs neue, aber er ist aus einer andern Zeit. Man lebt dort nur der Erinnerung und in einer entschwundenen Vergangenheit.

*

Unter dem Kaiserreich zählt man wenig wahre Salons. Die Gesellschaft ist geteilt, die Freiheit fehlt. Im Jahre 1809 findet Guizot nur drei wirkliche Salons in Frankreich zu erwähnen: denjenigen der damals neunundsiebenzigjährigen Frau von Houdetot und die der Akademiker Suard und Morellet, von welchen der eine zweiundachtzig und der andere sechsundsiebenzig Jahre alt war. Diese Salons, in welchen der junge Victor von Broglie seine ersten Schritte in der Welt machte, waren die einzigen, die Guizot besuchte. Es gab indes auch noch andere, vielleicht frivolere, die Salons der Frondeurs des Faubourg Saint-Germain, der Zufluchtsort des intransigenten Legitimismus, der Manieren des ancien régime, des kaustischen und beißenden Geistes aus dem achtzehnten Jahrhundert. Diese Salons hatten die Gabe, den Herrn und Meister zu irritiren.

Digitized by Google

Er nannte sie unerschöpfliche Quellen der Verleumdung und Lästerung. Seine Polizei war stets auf der Jagd, etwas zu entdecken, und hinterbrachte ihm, was man dort dachte und that. Die ersten Salons des adeligen Faubourg waren die der Damen von Duras, von Levis, von Bérenger, de la Tour du Piu und von Montmorency.

Die napoleonische Welt war nicht ohne einige Plätze weltlicher Vereinigung trotz der häufigen Abwesenheit der Gatten, Brüder und Söhne, die unter der Fahne standen. Aber der Herr und Meister wünschte, daß man sich amüsire oder wenigstens so thue. „Meine Damen," sagte Talleyrand, „der Kaiser scherzt nicht, er will, daß man sich amüsire." Einer der ersten Salons der Partei, welche die Macht in Händen hatte, war der Salon der Frau Maret, Herzogin von Bassano, der Frau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der unter diesem Titel nichts anderes war als der Sekretär der Befehle seines allmächtigen Herrn. Clemens Metternich besuchte ihn zu der Zeit, da er Gesandter in Paris war, als ständiger Gast.

Talleyrand, Minister des Auswärtigen vor Maret und später Grand-Electeur, empfing viele Leute. „On voyait chez lui un monde énorme": Fremde, die ihm voll Aufmerksamkeit den Hof machten, Leute jeder Art — große Herren des alten und des neuen Regime, die einen wie die anderen erstaunt genug, sich zu treffen, Leute, die irgend eine Berühmtheit ankündigte, die aber nicht immer ein guter Ruf begleitete, Frauen derselben Art, von denen man sagen konnte, daß der Herr des Hauses eher ihr Liebhaber als ihr Freund gewesen. Frau von Talleyrand, eine geschiedene Engländerin, die Talleyrand auf Befehl Bonapartes hatte heiraten müssen, um seine Stellung zu regeln, war dort sehr vernachlässigt — zumal, da sie durch nichts sich auszeichnete als durch eine große Haarfülle, der letzte Rest verschwundener Schönheit. Man lachte über ihre Dummheit und Unwissenheit. „Sie beruhigt mich!" sagte der Fürst demjenigen, der sich wunderte, daß er sie trotz ihrer Einfalt geheiratet hatte. Die wirklichen Freundinnen Talleyrands waren die Herzogin von Luynes und die Fürstin von Vaudemont, zwei ausgezeichnete Frauen und ihm loyal ergeben; die Vicomtesse von Laval, die Fürstin Tiskiewitz, die Schwester des Fürsten Poniatowski, die eine Leidenschaft für ihn in Warschau gefaßt hatte, die Herzogin von Fleury ...

Im Jahre 1814, beim Herannahen der Alliirten und später während der Occupation wurde der Salon Talleyrands der besuchteste von Paris, der „Zentralpunkt, wo alle ehrgeizigen Bestrebungen und alle Prätentionen sich kreuzten." War er noch ein Salon? Es war vielmehr das Peristyl, das Atrium, das Vorzimmer aller Ministerien und auch aller Kanzleien. Später, unter der Restauration war er der Sammelpunkt aller Unzufriedenen, aller Frondeurs in hoher Stellung.

Gegen das Ende des Kaiserreichs hielt die von ihrem Gatten, dem Exkönige von Holland, geschiedene Königin Hortense einen Salon, der während der ersten Restauration und während der Hundert Tage offen blieb. Treue Freunde, die von der nachlässigen Grazie der Kreolin, einem Erbteil ihrer

Digitized by Google

Mutter, gefesselt wurden, bildeten einen Hof von Bewunderern um sie. Auch Kaiser Alexander I. von Rußland unterlag bei seinem ersten Aufenthalt in Paris ihrem Zauber. Später entfremdeten einige ärgerliche Züge, vielleicht einige unbedachte Worte, die das Uebelwollen übertrieb, den Geist des ritterlichen Herrschers der Königin. Ihrem Bruder, Eugen von Beauharnais, und den Seinigen bewahrte er indes seine hohe, unveränderliche Gunst bis an sein Ende.

*

Nach zehn Jahren des Exils eröffnete Frau von Staël im Jahre 1814, getragen von ihrem literarischen Verdienste und den Verfolgungen, mit denen Napoleon sie beehrt hatte, ihren Salon aufs neue; denn auch die Abneigung der Großen ist eine Art Auszeichnung und zuweilen eine beneidenswertere als ihre Gunst. Der Salon der Frau von Staël war, wie Victor von Broglie sagt, der Sammelpunkt aller Fremden, welche die Restauration nach Paris zog. Unter den hervorragenden Männern, welchen man dort begegnete, standen in erster Reihe: der Herzog von Wellington, Canning, James Mackintosch, Lord Harrowby und Alexander von Humboldt. In diesem Salon fand, durch Frau von Staël selbst herbeigeführt, das berühmte Zusammentreffen des Kaisers Alexander und des Herrn von La Fayette statt.

*

Die Periode zwischen dem Fall des Kaiserreichs und der Revolution von 1830 bietet jetzt, da sie der Geschichte angehört, einen ganz besonderen Anblick, der von allem abweicht, was ihr voranngeht und was ihr folgt. Mehrere Umstände zusammen gaben der Konversation ein Interesse und einen Reiz, die man weder vorher noch nachher gekannt hat. Viele im Beginn ihres Lebens vielleicht frivole, später durch die strengen Lehren des Mißgeschicks gereifte und umgewandelte Frauen setzten jetzt die Ernstesten durch die Erzählung ihrer Leiden und der Schwierigkeiten, die sie zu besiegen gehabt hatten, in Erstaunen. Die Männer, die ihrerseits entweder an diesen so sonderbaren harten und stets abenteuerlichen Wechselfällen des Exils teilgenommen oder jene berühmten Schlachten, an die man sich noch so frisch und lebendig erinnerte, mitgemacht hatten, brachten etwas Besseres in die Konversation als leeres Geschwätz. Ueber allen lag der beglückende Hauch des wieder gewonnenen europäischen Friedens, der den Fremden erlaubte, nach Paris zurückzukehren, und den Franzosen, hinauszugehen, der dem ganzen öffentlichen und sozialen Leben nach sechsundzwanzig Jahren der Unruhen und der Kriege ein Wohlsein und eine Sicherheit gab, gegen die man noch nicht abgestumpft war. Paris besonders hatte den Vorteil davon. Eine Masse Salons war wieder eröffnet worden; den größten Ruf hatten die der Herzogin von Duras, von Narbonne, von Maillé, der Gräfin du Cayla und der Frau von Rémusat — Salons, die vor allem der Literatur, der Kunst und dem Weltleben Interesse spendeten.

Es gab indes auch politische Salons, wie die der Fürstin de la Tremville, wo die hervorragendsten unter den Royalisten sich trafen, und den der Marquise

Digitized by Google

von Montcalm, wo die politischen Freunde des Herzogs von Richelieu und viele fremde Diplomaten sich einfanden.

Salons der Opposition waren die der Herzogin von Dino, der geistreichen Nichte Talleyrands, der Frau von Saint-Aulaire und der Frau von Barante. Die Julirevolution, die den Sohn des Vatermörders Philipp Egalité auf den Thron Frankreichs setzte, verpflanzte den ersten nach London, wohin die Herzogin von Dino ihren zum Gesandten in England ernannten Oheim begleitete, die beiden anderen nach Rom und Turin, wo die Herren Saint-Aulaire und von Barante Frankreich vertraten.

Nach 1830 brachten der Prozeß der Minister, die Cholera, eine neue Plage zu so vielen anderen, die Unordnungen infolge des Volksaberglaubens, der bewaffnete Putsch der Herzogin von Berry, ihre Gefangenschaft, ihr Prozeß dem Leben der Salons vielen Schaden. Unter den Salons dieser Epoche, die dieses Namens würdig sind, befinden sich der der Frau von Rumford, der Herzogin Boigne, Tochter des ehemaligen Gesandten Marquis von Osmond, der Frau Récamier, wo Chateaubriand gegen die usurpatorische Monarchie deklamirte, wie er vorher gegen die Minister deklamirt hatte, die die Monarchie ihrer Stützen beraubten. Man sah die Salons der Herzogin von Maillé, der Marquise von Bellisson, der Herzogin von Ranzau und der Marquise de la Bourdonnaye sich wieder öffnen. Trotzdem waren 1840 die vier Hauptsalons von Paris die von vier fremden Damen, die der Fürstin von Lieven, der Frau Swetchin, der Fürstin Christina von Belgiojoso und die der Gräfin Circourt, einer Italienerin und dreier Russinnen. Der Salon der Fürstin Belgiojoso wurde besonders von Schriftstellern und italienischen Emigranten besucht.

*

Bleiben wir einen Augenblick bei dem berühmten Salon der Fürstin Lieven, dem vollendeten Typus des diplomatischen Salons, stehen. Dorothea von Benkendorf, die durch ihre Heirat Gräfin und später Fürstin von Lieven geworden war, hatte sich durch ihre Schönheit und ihren Geist hervorgethan. Ihr Salon in London zur Zeit, als ihr Gatte Gesandter dort gewesen (1810—34), hatte als Sammelpunkt der ausgezeichnetsten und hervorragendsten Männer nicht nur der vereinigten Königreiche, sondern ganz Europas gegolten. Man anerkannte sie als die Egeria der meisten Staatsmänner. Lord Malmesbury sagte von ihr, daß sie zweiundzwanzig Jahre lang „der Gesandte" Rußlands in England gewesen sei. In ihrer Jugend von großer Liebenswürdigkeit des Charakters, die zu ihren natürlichen Reizen hinzukam, war sie mit den Jahren hochmütig geworden und der Geist der Intrigue hatte sich in ihr entwickelt. Dieser „Diplomat im Unterrock", wie Spötter sie nannten, war am Hofe von Louis Philipp mit Ehren, aber kalt aufgenommen worden. Obgleich sie keine offizielle Stellung am Hofe Frankreichs hatte, war man in den Tuilerien dennoch überzeugt, daß sie auch jetzt noch fortgesetzt ohne Titel ihrer Regierung Kundschafterdienste leistete. Man argwöhnte, daß sie für die Monarchie, die in den Julitagen geboren worden

Digitized by Google

war, wenig Wohlwollen habe, und mißtraute ihr. Trotzdem war ihr Salon einer der angenehmsten und gesuchtesten in Paris, nicht nur weil die Mode es wollte daß man dahin ging, sondern weil die bemerkenswertesten Männer der Epoche ohne Unterschied der Partei ihn frequentirten. Thiers war einer der Getreuen, Guizot fehlte niemals, Molé traf man gewöhnlich. Fräulein von Mensingen, ein sehr schönes Stiftsfräulein, eine Verwandte der Prinzessin, führte den Vorsitz am Theetisch, um welchen sich die Jungen und politisch Indifferenten versammelten. Die stets schwarz gekleidete Prinzessin blieb dagegen in einem Kreise ernster Männer, die sich über ernste Sachen stritten. Der Salon der Frau von Lieven wurde nach der Februarrevolution im Jahre 1848 einige Zeit geschlossen, aber im Oktober 1849 wieder eröffnet und eine gewisse Zahl Getreuer fand sich auch unter dem zweiten Kaiserreich fortgesetzt in ihm zusammen. Er war orleanistisch geworden und blieb es.

*

Unter den Salons des zweiten Kaiserreichs muß dem der Prinzessin Mathilde, einer Tochter des Königs von Westfalen, Jérôme, ein besonderer Platz eingeräumt werden. Wie der Prinz Napoleon, ihr Bruder, so affektirte auch sie eine gewisse Unabhängigkeit der Macht gegenüber, und ihr Salon war sehr häufig der Herd einer frondirenden Opposition. Liberaler als Napoleon, oder vielmehr liberal mit mehr Konsequenz, gab sie den klerikalen Einflüssen, welche zuweilen den Lauf der kaiserlichen Politik störten, nicht nach.

Ein anderer hervorragender Salon von Paris war der der Lady Holland. Lady Augusta, eine Tochter des Grafen von Coventry, verbrachte jedes Jahr einen Teil des Winters in Paris, in einem reichen Hotel des Faubourg Saint-Honoré. Ihr ausschließlich politischer Salon erinnert in mancher Beziehung an denjenigen der Fürstin Lieven, mit dem Unterschied indes, daß er ausschließlich kaiserlich und ebenso liberal als der der großen russischen Dame konservativ war. In ihren Abendempfängen opferte Lady Augusta Tag für Tag zwei Stunden ihren intimsten Freunden. Trotz der bonapartistischen Gesinnungen der Herrin des Hauses sah man häufig den kleinen Thiers bei ihr — kaustisch, beißend, satirisch, geistreich. Die Hollands verziehen ihm seine Opposition gegen das zweite Kaiserreich in Rücksicht auf das Ruhmesdenkmal, das er dem ersten errichtet hatte.

*

Hat die dritte Republik wirkliche Salons? Es gibt noch, wie man sagt, in der großen Pariser Welt gewisse beliebte und viel besuchte Abendgesellschaften, wo Stoffe von Interesse gewöhnlich sind, wo eine gewisse Exklusivität herrscht und deren Mittelpunkt eine liebenswürdige, intelligente Frau bildet. Man schilt sie Koterien, und sie suchen sich zu verbergen. Eine Französin schrieb, daß seit dem Sturz des Kaiserreichs nicht ein einziger Salon mehr offen ist, der den Geist, die Sprache und die Tradition der ehemaligen Salons bewahrt hat. In der Welt der neu aufgetauchten sucht man vergebens die Salons der alten Zeit.

*

Digitized by Google

In St. Petersburg war zur Zeit Joseph de Maistres (1807—1817) der diplomatische Salon par excellence der der Fürstin Wiazemowski. Jeden Tag vereinigte sich dort die Gesellschaft der alten Diplomatie. Man unterhielt sich dort wie in den Tagen des Utrechter Friedens. Die Fürstin wurde in den anderen Salons die „Schwiegermutter des diplomatischen Corps" genannt, weil der Herzog von Serra-Capriola, Gesandter des Königs von Sicilien und Doyen, ihre Tochter geheiratet hatte.

Ein anderer politischer Salon dieser Epoche war der der Frau Tschichagof, der Frau des Admirals, dessen Name ruhmvoll in der Geschichte jener Kriege genannt wird, die den Sturz Napoleons herbeigeführt haben. Bei Frau Tschichagof traf Joseph de Maistre zum erstenmal (1807) mit Pozzo di Borgo zusammen, der, nachdem er vier Jahre in Wien zugebracht hatte, eine neue Koalition gegen seinen persönlichen Feind, Bonaparte, zusammen zu bringen suchte.

Der Graf Leo Tolstoj führt im Anfange seiner großen Epopöe „Krieg und Frieden" einen Salon in St. Petersburg aus dem Jahre 1805 vor. Die hohe russische Gesellschaft war durchaus nach den Sitten der zivilisirtesten Nationen Europas gebildet. Sie entlieh Frankreich und England Moden und Vergnügungen, aber besonders aus Deutschland kamen ihr die Gedanken und die geistige Kultur.

*

Unter der Herrschaft des Kaisers Nikolaus I. war eins der gastfreiesten Häuser der hohen russischen Gesellschaft das des Grafen Stroganoff. Selbst als der Graf alt und blind geworden war, blieb sein Geist noch sehr lebendig und aufgeweckt. In seiner Jugend hatte er Rußland bei verschiedenen fremden Höfen vertreten und zahlreiche Verbindungen mit der Diplomatie behalten. Anfangs mit einer Russin und zum zweitenmal mit der Gräfin Julie Oynhausen aus einer hannoverschen Familie vermählt, hatte er in seinen beiden Frauen Gefährtinnen gefunden, die ihm wunderbar zu Hilfe kamen, seine Rolle als großer Herr zu erfüllen. Sein glänzendes, mit Kunstgegenständen und Sammlungen reich ausgestattetes Haus war Tag und Nacht voll von Gästen. Nach alter russischer Sitte hielt er Tag für Tag offene Tafel, an der, eingeladen oder nicht, jeder, der zur Gesellschaft gehörte, teilnehmen konnte. Ein Haufen hübscher Nichten belebte seine Salons durch ihre Fröhlichkeit — unter diesen die bezaubernde Gräfin Orloff-Demidoff, die in zweiter Ehe Gräfin Schuwaloff wurde.

*

Unter der Herrschaft Alexanders II. bestand in Petersburg der Salon der Frau Polutjow, einer geborenen Stieglitz, der Gattin des kaiserlichen Sekretärs. Frau Polutjow verstand es vollendet, ihren Festen ein besonderes Cachet des Glanzes und des guten Geschmacks zu geben; ihr Salon war ein Mittelpunkt des Geistes und nicht ganz ohne politischen Einfluß.

Die Salons der Frau Nelidow und der Gräfin Kleinmichel hatten eben-

Digitized by Google

falls eine gewisse politische Bedeutung. Man sagt, daß im Salon der Frau Nelidow der Entwurf der Konstitution, den Graf Melikoff dem Kaiser Alexander II. vorlegte, ausgearbeitet worden ist, und daß die Herrin des Hauses selbst einige Artikel desselben redigirte.

*

Der englische Geist weicht von dem französischen beträchtlich ab. Weniger glänzend, hat er andere Eigenschaften und Verdienste: mehr Fruchtbarkeit und mehr Gehalt.

Sismondi sagte in einem Gespräch über die Engländer: „Das ist vielleicht die Gesellschaft, welche die größte Anziehungskraft für mich hat. Ich bin stets sicher, bei allen auf dem Grunde ihres Herzens jene Gedanken und vorherrschenden Empfindungen zu finden, mit denen ich völlig im Einklange sein werde."

*

Ich habe schon von den Hollands gesprochen. Lord Holland, der Verteidiger des Exilirten von St. Helena, hatte in der politischen und sozialen Welt Englands eine sehr wichtige Rolle gespielt. Mit Hilfe seiner Frau, deren bemerkenswerte und originelle Persönlichkeit sich auch in der Geschichte dieser Epoche eingezeichnet hat, hatte er seinen glänzenden Wohnsitz „Holland-House" in der Nähe von London, zum Stelldichein aller Berühmtheiten Europas gemacht.

Einer der ersten Salons Englands in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war der der Lady Jersey, der Tochter des Grafen Westmoreland und der einzigen Tochter des reichen Bankiers Child. Die Ehe des Grafen Westmoreland war ernsten Schwierigkeiten begegnet und anfangs in Gretna-Green geschlossen worden; später hatte man sie indes nach gewöhnlichem Ritus legalisiren lassen.

Lady Jersey, die 1867 achtzig Jahre alt starb, war unter der Regentschaft und während der Regierungszeit Georgs IV. Königin der Mode. Sie entschied, was schön oder häßlich, gut oder schlecht war, oder richtiger, was die englische Gesellschaft dafür ansehen sollte. Man erzählt, daß, als der König und die Königin im Anfange ihrer Regierung der Lady Jersey begegneten und diese sich in ihrer Equipage vor dem königlichen Paar verbeugte, der König gesagt haben soll: „Lady Jersey hat Sie gegrüßt, Ihr Weg ist gemacht!"

Talleyrand rühmte als Gesandter in London (1830—34) den glänzenden Landsitz der Lady Jersey „als mit Geschmack ausgestattet und voll von künstlerischen und historischen Altertümern". Lady Jersey war noch im Jahre 1860 eine der Kräfte der Torypartei, ihre „Festung", wie der Graf Vitzthum sagt. Disraeli figurirte unter den Stammgästen ihres Salons, Lord Malmesbury verbrachte jede Woche zwei oder drei Abende dort. Kein Fürst, kein Politiker oder Diplomat von Auszeichnung kam nach London ohne das Bestreben, ihr vorgestellt und zu den Empfängen dieser Frau zugelassen zu werden, die einen

Digitized by Google

hohen persönlichen Wert hatte und als eine europäische Persönlichkeit angesehen werden konnte.

Wie Lady Jersey, so hatte Lady Palmerston einen gesuchten und besuchten Salon, wo die Whigs sich ein Stelldichein gaben. Weniger universell als der Salon der Lady Jersey, politisch weniger wichtig als der der Lady Palmerston, aber nicht weniger gesucht als diese waren die Salons der Lady Willoughby und der Lady Jankerville. Diese vier Damen waren trotz ihrer politischen Meinungsverschiedenheit unzertrennliche Freundinnen. Seit ihrer Jugend mit einander liirt, hatten sie ungefähr zur selben Zeit geheiratet und in derselben Gesellschaft geglänzt. Sie starben ebenfalls um dieselbe Zeit, alle vier in hohem Alter.

*

Der Kaiser Joseph II. liebte die Gesellschaft liebenswürdiger und ausgezeichneter Frauen. Man hatte zu seiner Zeit in Wien den „Kreis der Fürstinnen", welcher die intime Gesellschaft dieses Souveräns bildete. In dieser Vereinigung ohnegleichen entstanden niemals Intriguen der Liebe und der Eifersucht. Die fünf Damen waren: die Fürstin Kinsky, geborene Hohenzollern, und ihre Schwester die Fürstin Clary, die Fürstin Karl von Lichtenstein, geborene Oettingen, die Gräfin, spätere Fürstin Ernst von Kaunitz, die Schwiegertochter des berühmten Kanzlers, und die Fürstin Franz von Lichtenstein, geborene Steinberg. Am Donnerstag jeder Woche vereinigten sich die „Fürstinnen" in einer sehr schönen Wohnung, die der Kaiser der Fürstin Kinsky zum Geschenk gemacht hatte. Ihr Kreis war sehr beschränkt und sehr gewählt: der einzige Fremde, der hier gewöhnlich zugelassen wurde, war der Herzog von Braganza. Der Marschall Lascy, der Fürst Kaunitz, der Großkämmerer, Graf, später Fürst Rosenberg, der Fürst Ligne kamen gewöhnlich dorthin; der Kaiser Joseph fehlte an keinem Donnerstag des Belvedere.

Der Fürst von Ligne hatte in Wien ebenfalls einen wirklichen Salon trotz der bescheidenen Wohnung, die er nach dem Verlust seines Vermögens auf „den Wällen der Stadt" inne hatte. Zu ihm kamen Pozzo di Borgo, Frau von Staël, französische Emigrirte wie der Graf von Damas, der Marquis von Bonnay, die Fürstin Clary, die Gräfin Palfy . . .

*

In unseren Tagen sind die wirklichen Salons in Wien wenig zahlreich. Man führt indes die der Fürstin Dietrichstein, der Fürstin Metternich und der Gräfin Clam-Gallas an. Aber sind es Salons im wahren Sinne des Wortes? Herrscht dort souverän die Gleichheit, die geistreiche, leichte und gehaltvolle Plauderei? Durch die Ungunst der Zeit verschwinden leider die Salons. Das Leben ist zu hart, zu hastig, zu erregt, als daß der Geist sich noch allzu sehr diesem leichten Geplänkel überlassen könnte, in dem er sich einst gefiel.

*

Digitized by Google

Der ehemalige Gesandte Sachsens in London, Graf Vitzthum, erklärt, worin die vornehmen deutschen von den vornehmen englischen Damen sich unterscheiden. Diese haben nicht wie die deutschen die Gewohnheit, Hausfrauen zu sein; sie beschäftigen sich nicht oder nur wenig mit ihrem Haushalt. Sie üben vielmehr, selbst ohne politische Frauen sein zu wollen, indirekt einen sehr bemerkenswerten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Sie dringen im allgemeinen so tief in die Seele und den Geist ihrer Gatten ein, daß diese kein Geheimnis vor ihnen haben. In Deutschland ist die Frau der herrschende Geist des Hauses, aber meistens ist ihr Reich begrenzt durch die Wände ihrer häuslichen Wohnung. Die berühmte Freundin des großen Fox verkaufte einen Kuß für eine Stimme. Selten haben sich die Frauen und Töchter der großen Staatsmänner Deutschlands mit Politik beschäftigt. Die Fürstin Bismarck hat niemals einen Fuß in den Reichstag gesetzt. Daher kommt es, daß es in Deutschland weniger als anderswo wirkliche politische Salons gegeben hat.

*

Was ein deutscher Salon sein könnte, ist in hohen Sphären durch den Hof von Weimar, in mittleren durch den Salon Rahels von Varnhagen bewiesen worden. Nichts, scheint es, kann mit dieser Vereinigung hervorragender Wesen von überlegenem Genie und einer sanften, rührenden Anmut verglichen werden; man fand bei ihnen gerade alles, was den Stolz des Menschen ausmacht: Seele und Geist, Intelligenz und Herz, der Wunsch des Guten und Sehnsucht nach dem Schönen.

Was kann es Strahlenderes und zugleich Innigeres geben als dieser charmante Hof von Weimar, der ebenso glänzend war als der berühmteste der italienischen Renaissance, wo unter den nachsichtigsten und zudem bezaubernsten aufgeklärten Fürsten die Freiheit der besten Geister, die Entfaltung der größten Genies, Ueberfluß an der besten Gesellschaft herrschte? Und was kann es Köstlicheres geben als der Salon der Rahel in der bescheidensten Sphäre? In ihrer kleinen Wohnung in der Jägerstraße in Berlin bildete sie den einzigen Schmuck und die Anziehungskraft. Benjamin Constant besuchte sie hier, ebenso Frau von Staël und Jean Paul ... Berühmter und glänzender wurden ihre Salons, als sie sich mit Varnhagen verheiratet hatte — zur Zeit des Wiener Kongresses. In ihren Jugendjahren war der junge, schöne und ritterliche Prinz Louis Ferdinand von Preußen einer ihrer treuesten Freunde. Später verfiel Wilhelm von Humboldt nach langem Widerstande ihrem Zauber: „Das ist kein Kopf, keine Unterhaltung — das ist die Aesthetik selbst!"

Aber der Salon wurde für Rahel weder Zweck noch ausschließliche Beschäftigung. Man kam dorthin, man traf sich dort, weil jeder das Bedürfnis hatte, wenn auch nur für einen Augenblick, in den Strahlen des Sterns sich aufzuhalten.

Unter den anderen Salons Berlins heben wir den der Frau von Kalb, der ehemaligen „Sibylle", der „Titanide", hervor. Sie hatte Goethe, Herder,

Digitized by Google

Richter und Fichte gekannt und Schiller geliebt. Bis in ihr Alter blieb sie „tiefsinnig, vornehm, heiter, lachend, voll ruhiger Leidenschaft“ ...

Man muß indes mit Varnhagen anerkennen: Unter dem Einfluß pietistischer Ideen, die am Hofe dominirten, der wenig liberalen Empfindungen, welche die Regierung beseelten, fand sich eine Zeit lang das soziale Leben in Berlin verödet. Die aufgeklärten Geister atmeten in einer freieren und geistigeren Luft. Im Jahre 1837 fand Alexander von Humboldt Berlin „langweilig und drückend“. Er nannte es mit einer ein wenig verleumderischen Wendung: „Eine intellektuell verödete, kleine, unliterarische und dabei überhämische Stadt ...“

Es war die Zeit der tiefen und ernsten Sammlung, in der die politische Wiedergeburt Deutschlands sich vorbereitete.

Ein Salon stand vor wenigen Jahren sehr in Gunst: der der Gräfin Schleinitz. Große Dame, unterrichtet, ohne Wissen zu affektiren, Künstlerin ihren Empfindungen nach, voll Interesse für Politik und soziale Probleme, wohlwollend und geistreich, empfing die Gräfin eine etwas gemischte Gesellschaft: Maler, Musiker, Politiker, große Herren und Weltmänner. Bekannt ist der Kultus, den sie Richard Wagner weihte.

Wird Frankreichs Kolonialpolitik Differenzen hervorrufen?

Von „unerwarteten“ Ministerveränderungen kann in einem Lande, das binnen fünfundzwanzig Jahren vierunddreißig, sage vierunddreißig Umgestaltungen solcher Art erlebt hat, nicht wohl die Rede sein. Auch darüber wird kaum Befremden geäußert werden dürfen, daß es diesesmal die Radikalen gewesen sind, welche die Braut heimgeführt haben: die gesamte Entwicklung der letzten Jahre, insbesondere die Beseitigung der Präsidentschaft Casimir Periers hat auf eine Wendung in diesem Sinne hingewiesen, die Korruption der Opportunistenführer der Beschleunigung derselben direkten Vorschub geleistet. Denen, für die es überhaupt noch französische Ueberraschungen gibt, ist höchstens der eine Umstand unerwartet gekommen, daß die Minister des Krieges und des Auswärtigen in die jüngste Krisis mit hineingezogen worden sind, und daß Herr Zur Linden einen Zivilisten, Herr Hannotaux überhaupt einen Nachfolger erhalten hat. Muß es doch Russen und französischen Russenfreunden einen mehr wie peinlichen Eindruck machen, daß der Mann, der die „entente“ um ein erhebliches Stück weitergefördert und darüber eine zarische Quittung en toute

Digitized by Google

forme (den Alexander Newskiorden) erhalten hat, beseitigt und durch einen der diplomatischen Welt unbekannten Ehrenmann ersetzt worden ist. Daß das in St. Petersburg ungünstig wirken wird (um so ungünstiger, als Herr Berthelot nicht von der Carrière ist), versteht sich von selbst. Ueber diesen Punkt dürfte man sich indessen ebenso rasch beruhigen wie über die früheren Vorkommnisse derselben Art. Auf die von Paris aus verheißene Stabilität in der Leitung der französischen Diplomatie hat man an der Dworzowaja Ploschtschad (Nr. 10) ebenso wenig Häuser gebaut wie anderswo, und das Unglück, einen Neuling am Quai d'Orsay eingeheimst zu sehen, wird sich ertragen lassen. Von der Richtung, welche Frankreichs auswärtige Politik seit Jahr und Tag eingeschlagen hat, darf sich niemand entfernen, dem sein Kopf, beziehungsweise sein Amt lieb ist, und wenn der eine Partner der entente das Geschäft nicht versteht, so wird der andere ihm zu Hilfe kommen — und das nicht zu seinem Schaden.

Desto ernsthafter steht es um eine andere, vielfach übersehene Seite der Sache. Herr Hanotaux hat sich weder aus Liebe zu seinen bisherigen Kollegen, noch aus Abneigung gegen deren Nachfolger zum Gehen entschlossen, sondern aus einem Grunde greifbarer und gewichtiger Natur. Der von ihm mit der Howasregierung abgeschlossene Vertrag soll abgeändert und zwar so einschneidend abgeändert werden, daß das gesamte, seit nunmehr vierzehn Jahren befolgte System der französischen Kolonialpolitik, genauer gesagt: das Protektoratssystem, gefährdet erscheint. Zunächst liegt allerdings nur die Absicht vor, Madagaskar für einen integrirenden Teil des französischen Staatsgebiets zu erklären und die einzelnen Bestimmungen des neuen Schutzvertrages zu revidiren. Als wirklicher Sachkenner weiß Herr Hanotaux indessen, was es damit auf sich hat, welche Folgerungen aus der Inkorporirung des einen Protektoratsgebiets für die Zukunft der übrigen beiden Gebiete gezogen werden können — und wie der Radikalismus prinzipiell zu der Frage Protektorat oder Annexion steht. Weil der bisherige Minister des Auswärtigen die Tragweite der Sache übersieht, hat er sich geweigert, zu einer Eventualität die Zustimmung zu geben, die ihm und der gesamten auswärtigen Politik des Staats über den Kopf wachsen könnte.

Die Stellung und innere Einrichtung, welche Frankreich seinen drei neuesten überseeischen Erwerbungen gegeben hat, ist von dem bis zum Jahre 1882 befolgten kolonial-politischen System wesentlich verschieden gewesen. Durch die seinerzeit in Amerika und Ostindien, später in Algerien gemachten üblen Erfahrungen darüber belehrt, daß der koloniale Beruf ihrer Landsleute ein zweifelhafter sei und daß die bisher erzielten Mißerfolge wesentlich auf die bureaukratische Methode zurückzuführen seien, nach welcher außereuropäische, halbbarbarische Länder in „Departements" verwandelt und als solche behandelt werden, traten Gambetta und dessen Freunde alsbald nach der Occupation Tunesiens und dem Abschluß des sogenannten Bardovertrages (Mai 1881) mit dem Vorschlage hervor, das neu erworbene nordafrikanische Königreich in einen französischen Schutzstaat mit eigener Verwaltung, selbständigem Zoll- und Finanzsystem zu verwandeln, dem Bey seine Würde zu lassen und ihm in der Person des fran-

Digitized by Google

zösischen Gesandten (Generalresidenten) einen thatsächlichen Regenten (der zugleich Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen ist) zu geben. Zunächst war dieses Auskunftsmittel darauf berechnet, Englands und Italiens Widerspruch gegen die Besitznahme des Landes am karthagischen Golf zu entwaffnen und eine anständige Form der unvermeidlich gewordenen Garantie für Erfüllung der tunesischen Handelsverträge und der durch die Staatsschuld übernommenen Verbindlichkeiten zu finden. In der Folge aber ging man weiter. Das neue, englischen Vorbildern nachgeahmte System wurde um seiner selbst willen und wegen der finanziellen und administrativen Vorteile, welche es versprach, festgehalten und auf Siam und Madagaskar ausgedehnt. Alle drei genannten Staaten erhielten (unbeschadet gewisser Einzelmodifikationen) das nämliche Maß von Selbständigkeit und die nämliche Form der Unterordnung unter einen französischen Residenten, welches man den Briten abgelernt und zunächst Tunesien zugebilligt hatte. Besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, daß diese Schutzstaaten sich selbst erhalten und den Finanzen des Mutterlandes nicht zur Last fallen sollten, — für die Regierenden aber kam außerdem in Betracht, daß das französische Parlament in die Angelegenheit der als „Ausland" bezeichneten, allein vom Minister des Auswärtigen ressortirenden Protektoratsländer nicht direkt hineinzureden hatte. Selbstverständlich mußte der Chef des für diese Länder eingesetzten Departements bei wichtigen Fragen die Zustimmung des Präsidenten der Republik und beziehentlich auch diejenige seiner interessirten Kollegen einholen, die Mitwirkung des Parlaments aber blieb auf die Fälle beschränkt, wo es sich um Geldaufwendungen für die pays de protectorat handelte.

Auf die Geschichte der Protektoratsverwaltung und der von derselben in den einzelnen Ländern gemachten Erfahrungen kann hier nicht eingegangen werden. Daß die Sache in Tunesien über Erwarten günstig, in Siam mindestens erträglich gegangen ist und daß sie in Madagaskar zu dem eben beendeten Kriege geführt hat, darf überdies als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Lange vor Ausbruch der Verwicklungen, welche zu diesem Kriege führten — ja seit dem ersten Tage nach Einführung des neuen Systems sind die Radikalen geschworene Feinde desselben gewesen. Daß in Ländern, die unter französischer Botmäßigkeit standen, andere als französische Beamte und als altgewohnte Verwaltungsordnungen regieren sollten — daß in Tunesien und Siam andere Systeme galten als in Algier und Tonking — daß es Länder gab, die französisch und zugleich nicht-französisch waren, und daß dieselben außerhalb der Botmäßigkeit des Parlaments standen — das war gegen alles französische Herkommen, gegen den französischen Strich und verstieß gegen die égalité wie gegen die „politische Logik". Beamtentum und Parlamentarismus empfanden es als Eingriff in geheiligte Rechte, daß die genannten Länder gegen den Eindrang ihrer Gewalt geschützt und für andere als ihre Rechnung ausgebeutet wurden: Handelsstand und Industrie klagten entrüstet darüber, daß in Tunesien, Siam und Madagaskar andere als französische Interessen geschützt, Einwanderer aus

Digitized by Google

dritten Ländern begünstigt, Handelsverträge geduldet wurden, welche ausländische Konkurrenz zuließen. Am lautesten schrieen die Algerier, denen die zunehmende Prosperität des östlichen Nachbarlandes ein Dorn im Auge war, und ihr Geschrei fand in dem Mutterlande so mächtigen Widerhall, daß die boulangistische Agitation die Abschaffung der Protektorate gerade so auf ihre Fahnen schrieb, wie das seinerzeit von Radikalen und Sozialisten gethan worden war. Jetzt, wo der Radikalismus die Staatsleitung in die Hände bekommen hat, steht die Gefahr einer Vergewaltigung des Protektoratssystems direkt vor der Thüre, und das in einem Augenblick, in welchem die Regierung in verdoppeltem Maße an der Aufrechterhaltung desselben interessirt ist.

Wie alle Welt weiß, hat die französische Republik den italienisch-tunesischen Handelsvertrag vom Jahre 1868 gekündigt und dadurch eine Reihe internationaler Schwierigkeiten heraufbeschworen, deren Erledigung sich wenigstens zurzeit nicht absehen läßt. Italien, das die französische Besitzergreifung Tunesiens niemals als solche anerkannt hat, scheint wenig geneigt, das Kündigungsrecht Frankreichs anzuerkennen und die außerordentlichen Vorteile, welche der erwähnte Vertrag ihm in politischer wie kommerzieller Rücksicht gewährt, ohne weiteres aus Händen zu geben. Hinter dem italienischen steht das englische Kabinet, das der Ausbreitung des französischen Einflusses über Nordafrika niemals günstig gewesen ist und Befestigungen desselben mindestens so lange hinzuhalten wünscht, als Frankreich der britischen Niederlassung in Aegypten die Anerkennung versagt. Beide Mächte wissen, daß die in Sachen Madagaskars zu Tage tretenden annexionistischen Velleitäten Vorläufer einer Antastung des in Tunesien bestehenden Zustandes werden und die Aufrechterhaltung der administrativen Selbständigkeit dieses Landes, beziehungsweise der dem Bey belassenen formalen Hoheit wenigstens mittelbar in Frage stellen könnten. Setzen die Radikalen ihr auf die schließliche Annexion gerichtetes Programm in Madagaskar und Tunesien durch, so käme schließlich auch Siam an die Reihe und würde dadurch eine Perspektive auf weitere Erschwerung der ohnehin arg verwirrten ostasiatisch-chinesischen Verhältnisse eröffnet. Dazu kommt, daß das künftige Verhältnis zu Madagaskar ohnehin Verwicklungen mit denjenigen Mächten in Aussicht stellt, welche zu der Howasregierung in vertragsmäßigen Beziehungen stehen, und daß die französische Weigerung, für die Erfüllung etwaiger Verbindlichkeiten Madagaskars gegen dritte Staaten Garantie zu leisten, in London wie in Berlin ohnehin hat Befremden erregen müssen.

Daß der Radikalismus diese Sachlage und die mit derselben verbundenen Gefahren übersieht und in thörichter Popularitätssucht Miene macht, das Protektoratssystem in dem denkbar ungünstigsten Zeitpunkte anzutasten, kann niemand wundernehmen. Ebenso einleuchtend ist aber, daß ein Staatsmann von der Sachkenntnis und Erfahrung Hannotaux' keine Neigung verspürt, Thorheiten so handgreiflicher Art mit seinem Namen zu decken und die Resultate mühsamer Arbeit mit eigener Hand zu zerstören. Lehrt doch jede Betrachtung der heutigen, durch die Verwicklungen in Ostasien und in der Türkei genugsam

Digitized by Google

getrübten Weltlage, daß die Erhaltung des Friedens ausschließlich auf dem guten Willen und der Friedensliebe der Großmächte beruht, und daß ein einziger leichtfertiger Schritt an den Abgrund des Krieges führen kann. Im gegenwärtigen Augenblick die Grundlagen des französischen Kolonialsystems und mit diesen die Natur der Beziehungen Frankreichs zu England und Italien erschüttern, hieße nicht nur die Sicherheit der Republik, sondern zugleich das Wachstum der russisch-französischen Allianz gefährden. Vor „Abenteuern" hat man von St. Petersburg wiederholt und mit steigendem Nachdruck gewarnt — auf ein Abenteuer aber würde es herauskommen, wenn man mit dem französisch-malegassischen Schutzvertrage zugleich das Protektoratssystem untergraben und dadurch die ohnehin nicht unbeträchtliche Zahl internationaler Reibungspunkte vermehren wollte.

Trotz aller in dem heutigen Frankreich begangenen schweren und irreparablen Fehler hat man bisher die Fähigkeit gezeigt, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, sondern einzulenken, wo blindes Vorwärtsstürmen dem bestehenden und mühsam aufrecht erhaltenen Status quo den Boden unter den Füßen wegzuziehen drohte. Darnach läßt sich annehmen, daß die Bäume des Radikalismus auch diesesmal nicht in den Himmel wachsen werden. Immerhin nehmen sich die Umstände, welche die letzte Pariser Krisis begleitet und Herrn Hannotaux zum Rücktritt bestimmt haben, wenig erbaulich aus und hat der bisherige Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs deutlich zu verstehen gegeben, was es mit dem radikalen Vorgehen gegen den neuen malegassischen Protektoratsvertrag auf sich haben kann. Volentem fata ducunt, nolentem trahunt.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Philosophie.

Barthelemy St. Hilaires Biographie des Philosophen Victor Cousin.

Der hochbetagte Barthelemy St. Hilaire hat uns in diesem Jahre mit einer beachtenswerten Biographie seines im Januar 1867 zu Cannes vom Schlag getroffenen und verschiedenen Freundes Victor Cousin beschenkt, der dreißig Jahre lang mit ihm als Gönner und Freund eng verbunden war. Barthelemy glaubt dem Freunde seine ganze Carrière zu verdanken und fühlt sich daher getrieben, dem Andenken des durch Uebelwollen und Verleumdung entstellten Charakters des Freundes durch eingehende Darstellung und gerechtes Urteil einen Dienst zu erweisen. Er thut dies in den ersten beiden Bänden seines Werkes durch genaue Schilderung seiner Lebensentwicklung auf dem Gebiete der Philosophie, des Unterrichts, der Politik, der Literatur und des reichen Verkehrs mit den verschiedensten bedeutenden Menschen seiner Zeit in den verschiedenen Ländern Europas und Amerikas, während der dritte Band namentlich für letzteren das Zeugnis in Mitteilungen aus seinem reichen Briefwechsel bringt. Als ich den Winter 1854/55 in Paris zubrachte, verstattete Cousin mir, ihn häufiger in seinen Frühstücksstunden zu besuchen, und würdigte mich dann mancher

Digitized by Google

eingehenden Unterhaltung über die philosophischen und pädagogischen Bestrebungen und Erfahrungen seines Lebens, die meinem damaligen Studium der zeitgenössischen Philosophie und Pädagogik in Frankreich äußerst anregend und förderlich waren. Schon damals überzeugte ich mich, daß die modernen führenden Geister dem unbestreitbar hervorragenden Verdienste ihres alten Landsmannes nicht mehr gerecht wurden. Man betrachtete ihn vielfach mit gewissem Vorurteil und machte ihm allerlei Vorwürfe, die wohl einigen Rückhalt in seinem Wirken und Leisten finden konnten, aber dennoch ungerecht waren und die Hauptsache seiner Bedeutung verkannten. So sagte man, um sein Verdienst als Philosoph herabzusetzen, Cousin habe sich doch mehr als Historiker der Philosophie erwiesen denn als Philosoph, und vergaß dabei, daß man schon selbst Philosoph sein muß, um andere große Philosophen so zu verstehen, zu erklären und zu ediren, wie dies Cousin mit Proklus, Plato, Pascal und Descartes gethan hat, und daß es schon ein großes Verdienst sein würde, dadurch das philosophische Interesse seiner Zeitgenossen erregt und gefördert zu haben, wie dies durch Cousin entschieden geleistet ist. Ueberdies war damals eine Zeit, in welcher es vor allem darauf ankam, durch genaue Kenntnis dessen, was in der Philosophie bereits gedacht ist, die Geister zu bewahren vor oberflächlichen Erneuerungsversuchen alter Systeme, oder mehr noch vor dem Ausdenken scheinbar neuer Systeme. Cousins Verdienst steht in dieser Beziehung auf derselben Linie wie das Verdienst der meisten Universitätsphilosophen Deutschlands, die um desselben Verhaltens willen von Schopenhauer und seinen Nachtretern als Philosophen oder vielmehr Nichtphilosophen gerade ebenso geschmäht und gering geschätzt worden sind wie Cousin von seinen Zeitgenossen. Und zwar mit Unrecht, denn eigenes Denken fehlte bei dieser vorwiegend historischen Arbeit weder hier noch dort. Geringer war nur auf Grund eben dieser Arbeit die thörichte Einbildung eigenen Schaffens scheinbar neuer Systeme, die doch schließlich als nichts anderes sich erwiesen hätten denn als schlecht aufgewärmter Kohl oder neu aufgeputzter Kram altbekannter und schon besser dargelegter Gedanken. Eben davor sollte und mußte uns die genaue Kenntnis des schon Gedachten bewahren. Auf dieser Bahn Tüchtiges geleistet zu haben, kann niemand Cousin bestreiten. Sein Verdienst in dieser Richtung ist es dabei vor allem, auf die gründlichere Kenntnis des Descartes zurückgewiesen zu haben. Es war ferner auch ganz verkehrt, ihm seine Verehrung der deutschen Philosophie, namentlich Hegels und Schellings, zum Vorwurf zu machen und ihm dieselbe als Abhängigkeit von ihnen und als schädliche, unpatriotische Ausländerei anzurechnen. Wir müssen vielmehr an ihm rühmen, daß er als junger Mann mit offenen Ohren nach Deutschland kam, um zunächst aufzunehmen, was die in der Philosophie damals leitenden Geister dachten und lehrten. Und sein Biograph hat mit großer Klarheit nachgewiesen, daß der junge Mann dies damals mit klarem, kritischem Kopf und eigenem Denken gethan hat. Die deutschen Philosophen deduzirten damals ihre Weisheit a priori aus unbewiesenen Voraussetzungen und schätzten die Psychologie gering; Cousin wollte von der Psychologie seinen Ausgang nehmen und schätzte sie als Grundlage aller Philosophie hoch. Er hielt es in dieser Beziehung mit der schottischen Philosophie, auf die ihn besonders sein Lehrer Royer-Collard hingewiesen hatte, aber auch hier suchte er kritisch seinen eigenen Weg zu gehen. Es erschien ihm nicht nur als Irrtum, sich mit seinem Philosophiren über alle Psychologie fortzusetzen, wie dies Hegel und Schelling thaten, sondern ebenso als Irrtum, die ganze Philosophie in Psychologie aufgehen lassen zu wollen, wie dies bei der schottischen Philosophie vielfach der Fall war. Cousin hatte im Juli 1813 mit einer These doktorirt, nach welcher er sich noch als Schüler Condillacs zeigte, als echter Sensualist, der in der Analyse der Sinneswahrnehmung die wahre philosophische Methode finden wollte. Der Philosoph Laromiguière hat ihn vom Sensualismus gelöst. Royer-Collard und der sinnige Maine de Biran haben ihn weiter geführt zum Selbstdenken auf dem Boden der Psychologie, und ihn, unterstützt durch Descartes, zum eifrigen Vertreter des neueren Spiritualismus gemacht. Mit Rücksicht auf diese geschichtliche Beziehung zu anderen hat Cousin selbst seine derart erbaute Weltansicht Eklektizismus genannt, und eben dies hat Anlaß zum Mißverständnis und zu dem Vorwurf gegeben, solch Zusammen-

Digitized by Google

kleistern verschiedener Systeme könne selbst keinen Anspruch auf den Namen einer eigenen Ansicht geben. Bald sollte nun dieses System des Eklektizismus eine unklare Verschmelzung deutscher und französischer Philosophie sein, bald eine unklare Vereinigung dreier Schulen, der Schule Lockes, Reids und Kants. Das war ein Mißverständnis und ein ungerechter Tadel. Cousin suchte, wie dies mehr oder weniger alle großen Philosophen vor ihm gethan haben, welche die Geschichte ihrer Wissenschaft beachteten, den Kern des Wahren überall aus den Systemen seiner Vorgänger heraus zu gewinnen und für seine spiritualistische Weltansicht zu verwerten, und nur in diesem Sinne wollte er von Eklektizismus reden und in der Geschichte der Philosophie die Quelle der Philosophie selbst finden. Richtiger hat er selbst später in der Ausgabe seiner Schrift „Du vrai, du beau, du bien“ vom Jahre 1858 den Eklektizismus nur die wahre historische Methode des Forschens genannt, und den Eklektizismus in der Ausgabe seiner Fragments philosophiques von 1866 als Toleranz in der Philosophie geschätzt und ein anderesmal das Licht der Geschichte der Philosophie genannt, den Spiritualismus aber als die eigentliche Fahne seiner Philosophie bezeichnet. Diesen auf Descartes gestützten Spiritualismus hat Cousin dem Sensualismus gegenüber wieder zur Geltung gebracht, hat irrtümlich geglaubt, von diesem Boden aus Kants Kritizismus als Skeptizismus bekämpfen, und mit Recht gemeint, Hegels und Schellings deduktiven Apriorismus abweisen zu müssen, um die durch besonnene Psychologie gefundenen Thatsachen des Geistes zur Anerkennung zu bringen und gesunden Ansichten über Gott und Welt, Seele und Leib, Tugend und Laster, diesseitiges und jenseitiges Leben wieder Geltung zu schaffen. Dies hat er in Schriften gethan, die durch anziehenden Stil und durch Klarheit des Ausdrucks viele Leser anzogen und zum eigenen Nachdenken anregten. Dies bleibt sein großes Verdienst, auch wenn seine Beweisführung nicht immer stichhaltig sein sollte. Sein Biograph hat dieses bleibende Verdienst in jeder Hinsicht treffend und unparteiisch dargelegt.

Unparteiisch richtig hat derselbe auch über das vielfach verkannte Verhalten Cousins zur katholischen Kirche geurteilt. Cousin hatte das Bewußtsein, dem Materialismus und Atheismus seiner Zeit gegenüber den Glauben an die Uebersinnlichkeit, Freiheit und Unsterblichkeit der Seele, den Glauben an Gott und den Wert der christlichen Religion wieder aufgerichtet und gestärkt, niemals aber feindlich gegen die Dogmen der katholischen Kirche sich geäußert zu haben, er glaubte somit auch von dieser Seite Anerkennung zu verdienen; nun aber sah er sich trotzdem von dieser Seite angegriffen und verdächtigt, sich und seine Anhänger des Pantheismus und des Atheismus beschuldigt. Das bedrückte ihn, und er glaubte die Wirkung seiner Philosophie beeinträchtigt und beschränkt. Er bemühte sich daher zunächst, im Briefwechsel angesehene und einflußreiche katholische Geistliche von dem Unrechte dieser seiner Philosophie gemachten Vorwürfe zu überzeugen. Als es dann zu Anfang der vierziger Jahre hieß, einige seiner Werke seien dem Urteil der Index-Kongregation vorgelegt und würden wahrscheinlich verurteilt werden, wandte er sich an den neu gewählten Papst Pius IX., auf dessen freieren Geist er nach der zu Anfang seines Regiments erlassenen politischen Amnestie große Hoffnung setzte, um solche Verurteilung zu verhüten. Dieser höchst interessante Briefwechsel setzte sich bis zum Jahre 1857 fort. Es ergab sich, was jeder Papstkundige vorher erwarten mußte. Der Papst sah natürlich schon in der Annäherung des Philosophen selbst den Anfang einer vollständigen Unterwerfung und suchte bei dem Ansehen des Mannes durch freundliches Entgegenkommen eine solche herbeizuführen. Das allgemeine rücksichtsvolle Verhalten Cousins gegen die katholische Kirche erschien ihm aber dazu nicht genügend, er forderte vielmehr, Cousin solle offen und klar bekennen, daß er die traditionellen Dogmen der katholischen Kirche glaube und alles von sich weise, was sie verdamme; er hoffe, daß er thun werde, was auch der Philosoph Günther gethan habe, nämlich, daß er sich gehorsam seiner Forderung unterwerfe. Cousin glaubte nochmals die Sachlage durch eine Vorstellung an den Papst verbessern zu können und schrieb, er habe lange den Glauben seiner Mutter bewahrt und ganz verloren habe er denselben niemals, aber umgebildet habe er denselben, in diesem Zustande werde sein Glaube den Papst freilich wohl nicht ganz befriedigen, doch er glaube Anspruch zu haben auf seine Nachsicht, als Philosoph habe er

Digitized by Google

sich nicht über die Wahrheit des Uebernatürlichen zu erklären. Günther sei als Priester der Kirche unbedingten Gehorsam schuldig gewesen, er könne als Philosoph doch wohl etwas mehr Freiheit und Nachsicht erwarten. Die Index-Kongregation sei nicht unfehlbar und habe sich oft geirrt, wie zum Beispiel bei Verurteilung des Descartes. Verurteile sie auch ihn, so werde er sich nicht als durch die Kirche verurteilt ansehen. Er wünsche genau zu erfahren, was denn eigentlich in seinen Schriften Anstoß erregt habe, und hoffe, daß der Papst von ihm keine blinde Unterwerfung gegen seine Vernunft fordere. Eine solche könne er nicht leisten. Die Verurteilung durch die Index-Kongregation ward dadurch nicht abgewendet; erreicht ward nichts anderes, als daß auf Bitte des Papstes die Publikation des Urteils auf unbestimmte Zeit suspendirt wurde. Es blieb also sozusagen bei einer bedingten Verurteilung. Barthelemy urteilt gewiß mit Recht, Cousin hätte besser gethan, sich von vornherein um die Blitze der Index-Kongregation gar nicht zu kümmern. Wir in Deutschland würden sagen, er hätte die Verurteilung seiner Schriften als eine dankenswerte Anreizung zum Lesen derselben ansehen und gelassen hinnehmen sollen; wir verstehen aber doch wohl, daß Cousin bei seiner religiösen Gesinnung glaubte, in dieser Verurteilung ein bedenkenswertes Hindernis seines Wirkens, seines stets eifrigen Strebens, Religion und Philosophie zu versöhnen, sehen zu müssen. Die genaue Schilderung des Hergangs dieser ganzen Affaire, sowie der traurigen Anfeindungen, welche namentlich seine Schüler, so besonders E. Bersot in Bordeaux, zu erdulden hatten, wird ein jeder in Barthelemys Biographie mit dem höchsten Interesse und Nutzen lesen.

Ein solch zeitgeschichtliches Interesse gewährt die Biographie an vielen Punkten. Das Leben Cousins bot dazu häufig Gelegenheit. Cousin war im November 1792 geboren, besondere Anlagen zeigten sich nicht frühzeitig, aber schon im Jahre 1810 gewann er auf der Schule den großen Ehrenpreis für eine lateinische Rede, infolge dessen er Aufnahme in der Ecole normale fand, die er bis 1812 besuchte. Er ward dann zum Repetitor an derselben ernannt und vertrat eine Zeit lang Villemain für französische Literatur und lateinische Verse. Im Jahr 1813 doktorirte er und ward 1814 Agrégé am kaiserlichen Lyceum Louis le Grand; zwei Briefe aus dieser Zeit zeigen, wie er zum Kaiserreich stand: in dem ersten weigert er dem Kaiser den Treuschwur, solange die Nation noch nicht befragt sei; im zweiten unterwarf er sich, nachdem dies geschehen. Im Sommer 1815 wirkte Cousin vorübergehend als Professor der Philosophie am Lyceum Bourbon, im November desselben Jahres ward Royer-Collard als Professor der Philosophie autorisirt, sich an der Faculté des lettres von Paris durch Cousin vertreten zu lassen. Als Lehrer der Philosophie wirkte er besonders auch an der Ecole normale, an der er berühmte Schüler zog. In den Jahren 1817/18 reiste Cousin in Deutschland, lernte Hegel in Heidelberg, Schelling in München kennen und knüpfte überall an deutschen Universitäten interessante Verbindungen an. Als dann nach dem Mord des Herzogs von Berry 1820 die Zeit der Reaktion eintrat, ward ihm seine Stellung an der Pariser Fakultät entzogen und 1822 ward auch die Ecole normale unterdrückt. Cousin entschloß sich, diese unfreiwillige Muße 1824 zu einer zweiten Reise nach Deutschland zu verwenden; von der französischen Polizei als Mitglied der liberalen Partei bei der Mainzer Demagogenkommission verdächtigt, ward er im Oktober in Dresden arretirt und nach Berlin geschleppt, wo er fünf Monate gefangen saß, bis er von der Mainzer Demagogenkommission freigesprochen ward. Hegel hatte sich in Berlin sofort für ihn verwandt, sein liberales Unrecht bestand nur in seiner Sympathieäußerung für Italien, Piemont und Griechenland. Aber erst, als Vatismenil Minister ward, wurden 1828 Cousin und Guizot auf ihre Lehrstühle zurück berufen. Cousin ward ernannt zum Professorsadjunkten des Lehrstuhls der Geschichte der neueren Philosophie. Seine Vorlesungen hatten damals den größten Erfolg und wurden 1828 vier Monate lang von 2—3000 Menschen stetig besucht. Im Jahre 1834 mit der Aufsicht der Ecole normale betraut, ward er 1838 ihr Direktor und blieb dies, bis er am 1. März 1840 zum Unterrichtsminister ernannt wurde. Das von ihm selbst verfaßte Unterrichtsgesetz von 1833 diente ihm für den Elementarunterricht als Richtschnur seines Handelns, ein besonderer Gegenstand seiner Fürsorge war die

Digitized by Google

Vervollkommnung des Sekundärunterrichts. Sein Ministeramt dauerte nur kurze Zeit, doch war seine Wirksamkeit erfolgreich, weil er mit vollster Sachkunde und fester Idee das Amt übernahm. Als Pair von Frankreich und als Mitglied des oberen Unterrichtsrats hatte er auch später noch in der ersten Kammer durch seine Reden zu Gunsten der im scheinbaren Interesse der Unterrichtsfreiheit jesuitisch angegriffenen Universität den größten Einfluß. Gerade diese Seite ist von Barthelemy vortrefflich geschildert worden, und bietet diese Schilderung auch heute noch für uns ein hervorragend zeitgeschichtliches Interesse. Ebenso treffend hat Barthelemy das feinsinnige psychologische und kulturgeschichtliche Interesse hervorgehoben, das Cousin, als er sich auf ein stilleres Gelehrtenleben zurückzog, bewog, zu seiner Jugendneigung, der Literatur, zurückzukehren und anziehende Lebensbilder der geistig bedeutenden Frauen des siebenzehnten Jahrhunderts zu schildern, die zur Frage anregten, ob sein Talent zur Geschichtschreibung auf dem Gebiete der Literatur nicht am Ende größer war als seine Begabung zur Philosophie. Eifrige Freunde zeigten sich stets unzufrieden, wenn der reich begabte Geist Cousins sich von einem Gebiete zum andern wandte, aber die Vielseitigkeit seines Geistes verlangte dies, und überall blieb doch die Philosophie und besonders die Psychologie sein Leitstern. Anziehend hat Barthelemy diesen Zug seines Geistes auch in seinen reichen Lebensverbindungen mit den bedeutenden Menschen seiner Zeit dargelegt und gewiß für manchen überraschend gezeigt, wie feinfühlend und edeldenkend der Philosoph auch als Mensch war. Seine Biographie Cousins ist daher ein Schatz, aus dem vieles zu entnehmen ist.

Jürgen Bona Meyer.

Literarische Berichte.

Lütt, Ilsa von der, die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hausfrauen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen. II. verbesserte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein reizend ausgestattetes Buch in Damast und Gold, das die junge Damenwelt gewiß mit großem Interesse entgegen nehmen wird. Das im Plauderton des Salons gehaltene Buch soll die schwierige Kunst lehren, eine gute Hausfrau und doch auch eine elegante Weltdame zu sein; es unterrichtet in ansprechendster Weise die jungen Frauen, welche durch die gesellschaftliche Stellung ihres Gatten in den höheren Kreisen sich zu bewegen berufen sind, über die dort üblichen geselligen Formen. Besonders gibt die Verfasserin, die selbst einer seit Urzeiten am Hofe zu X. lebenden Familie entstammt und dann die Gattin eines höheren Offiziers wurde, den Offiziersdamen manche wertvollen Winke, deren Beachtung denselben sehr anzuempfehlen ist. Das in Form und Inhalt selten elegante Buch ist namentlich zu Geschenkszwecken geeignet. -l.

Münchner Or'ginale von Konr. Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit diesem reizenden kleinen Prachtwerke hat der allbekannte Komiker vom Münchener Gärtnertheater und Schöpfer des berühmten Schlierseer Bauerntheaters eine neue Probe seines urwüchsigen Humors gegeben. Eine Reihe der ersten und berühmtesten Münchener Künstler wie Lenbach, Grützner, Oberländer, Kaulbach, Stuck, Schlittgen, Seitz und andere haben in mitunter geradezu unübertrefflicher Weise Typen aus dem Münchener Leben geschaffen, die Meister Dreher in heiteren, charakteristischen Dialektversen schildert. Wer kennt sie nicht, die stadtbekannten Figuren des Fiakers, des Hausirers, des Radiweibes, des Privatiers im Bierkeller ꝛc.?! Für die jährlich nach Tausenden zählenden Besucher des „feuchtfröhlichen" Isar-Athens, wie überhaupt für jeden Freund gesunden Humors wird dieses von echter Künstlerlaune durchwehte Werk, das mit dem Porträt Drehers aus Lenbachs Meisterhand geschmückt ist, eine hochwillkommene Gabe sein, die auch vielfach als Festgeschenk zur Verwendung kommen dürfte. h.

Digitized by Google

Beckmann, Ludwig, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. Herausgegeben und illustrirt unter Mitwirkung der namhaftesten Züchter und Preisrichter und in Uebereinstimmung mit den offiziell anerkannten Rassezeichen der maßgebenden Vereine des In- und Auslandes. In zwei Bänden. Band II mit 29 Tafeln und zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

Auf dieses gediegene Werk haben wir bereits im Aprilheft d. J. gelegentlich des Erscheinens von Bd. I hingewiesen. Während in diesem die zum Studium der bestehenden Hunderassen unentbehrlichen Hilfswissenschaften, wie Anatomie, physiologische und geistige Eigentümlichkeiten, Exterieur, behandelt wurden, gibt Band II zunächst die Beschreibung der Nichtjagdhunde, die aus Nutzhunden (Wacht-, Treib- und Hirtenhunden) und Luxushunden bestehen. Hier ist freilich eine strenge Scheidung der zahlreichen Gruppen noch schwieriger durchzuführen als bei den Jagdhunden, und in zweifelhaften Fällen muß auch hier der gemeinsame Typus der Gruppe, nicht die oft mit der Zeit wechselnde Bestimmung der einzelnen Rassen, den Ausschlag geben. So ist nach Ansicht des Autors zum Beispiel die Vereinigung des Dachshundes mit den laut jagenden Hunden unrichtig; allerdings stammt er unzweifelhaft vom laut jagenden Hunde ab (wie auch Schweiß- und Vorstehhunde), allein eben durch die lange Verwendung zur Erdarbeit hat er die eigentümliche Form und den originellen Charakter erhalten, der ihn zur Vertretung einer von den Laufhunden streng getrennten besonderen Gruppe berechtigt. Auch die Zusammenlegung der Doggen und Rüden mit der Abteilung der Jagdhunde scheint dem Verfasser nicht gerechtfertigt, denn heutzutage sind die Doggen reine Luxushunde und die Rüden fast rasselos. — Es folgen nun die Charakteristiken der kleinen Luxus- oder Damenhunde, sodann eingehende Mitteilungen über Züchtung, Abrichtung, Krankheiten und Behandlung der Hunde, über kynologische Vereine und ihre Thätigkeit und so weiter. Das bedeutende Werk hat für die Hundezüchter und Hundefreunde einen hohen Wert und wird ihnen als Ratgeber unentbehrlich werden. —h.

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Georg Ebers. In Originaleinband Mark 6.— Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

So absonderlich dieser Titel für einen Ebersschen Roman klingt, so sehr weicht auch der Stoff von den früheren Werken des berühmten Dichters der „Aegyptischen Königstochter“ ab. Die Heldin und ihre Umgebung gehören Lebenskreisen an, denen sich der Verfasser bisher fern hielt. Die Großen und Bevorzugten bleiben im Hintergrund, aber Kuni, die an der Landstraße geborene Seiltänzerin, deren verkommene Sippe ihre Umgebung bildet, gewinnt unsere volle Teilnahme an ihren rührenden äußeren und inneren Schicksalen, und wir stehen mit dem jungen ehrenfesten Ratsherrn Lienhard Groland, dem das früher so schöne, jetzt so armselige Landfahrerkind seine reine und einzige Liebe, wenn auch unerwidert und unverstanden, geschenkt hat, tiefbewegt an ihrem Sterbelager und freuen uns, daß doch noch ein Strahl der Glückssonne vor ihrem Tode auf die arme Büßende gefallen ist. Zugleich aber fühlen wir uns mitten in der gewaltigen geistigen Bewegung, die sich in der Periode des Humanismus am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aller Gebildeten bemächtigte. An der Fähre zu Miltenberg spielt im Gasthaus „Zum blauen Hecht“ die fesselnde Handlung, die in bewundernswerter Knappheit die bestimmenden Regungen einer bedeutungsvollen Zeit zu einem farbenreichen Kulturgemälde zusammenfaßt und gleichzeitig das eigenartige Seelenleben eines Mitmenschen der aufs höchste gesteigerten Teilnahme des Lesers nahebringt. Dieser künstlerisch abgerundete Roman wird wohl nur auf wenigen Weihnachtstischen fehlen. —l.

Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. Gustav Diercks, korr. Mitglied der königl. Spanischen Akademie der Geschichte zu Madrid. Erster Band. Berlin 1895, Cronbach.

Das Werk gibt sich als eine leserliche und volkstümliche, den Ansprüchen der Wissenschaft dabei genügende Darstellung, erfüllt aber diesen Zweck trotz des großen aufgewendeten Fleißes nur in geringem Maße, ja, ist zum Teil entschieden unklar. Denn zunächst wird eine Reihe von ganz seitab liegenden Begriffen und Thatsachen als allgemein bekannt zu Grunde gelegt; dann wird auch im Verlauf des Textes dem Gedächtnis an Namen und Ereignissen mehr als billig zugemutet, so daß Namen, die irgend einmal erwähnt worden sind, ein für allemale als bekannt behandelt werden; so geht dem Leser der Faden des Ganzen sehr leicht verloren. Inhaltlich ist die Schrift zu reich an trockenen Einzelheiten, sie besteht fast nur aus Thronwechseln, Kriegen, Eroberungen und Zerstörungen, während das gerade in Spanien so interessante Leben des Volks und seine Entwicklung vernachlässigt werden. Während der Zeit der Römerherrschaft wird die allgemeine Geschichte zu breit und ihr Einfluß auf Spanien zu kurz behandelt. Auf dem Gebiete der Hilfswissenschaften werden oft landläufige, aber nicht bewiesene Ansichten als unzweifelhaft feststehend behandelt. Im übrigen ist das Buch empfehlenswert. K. F.

Digitized by Google

Shakespeare, W., Dramatische Werke, übersetzt von Schlegel und Tieck. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wilhelm Oechelhäuser. Illustrirte Ausgabe mit Porträt Shakespeares und 104 Einschaltbildern nach Cartons von W. Friedrich, Fr. Greve und F. Grotemeyer. Ein Band, 60 Bogen Lexikonformat in Originaleinband M. 6. — Textausgabe mit Porträt Shakespeares, ein Band, 60 Bogen Lexikonformat, in Leinwand-Einband M. 3. — Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese von der Shakespeare-Gesellschaft ins Leben gerufene und von dem bekannten Shakespeare-Forscher Geheimerath Dr. W. Oechelhäuser revidirte, jedes Stück mit einer Einleitung versehenen Ausgabe sind bei einer tadellosen Ausstattung von einer geradezu frappirenden Billigkeit und werden daher ihren Zweck, in die weitesten Schichten des Publikums einzudringen, gewiß nicht verfehlen. Ganz besonders bietet die illustrirte Ausgabe in ihrem prächtigen Bilderschmuck und stilvollen Einband ein Familienbuch, das neben Goethe und Schiller nicht fehlen sollte. H.

Geschichte Siziliens von Edward A. Freeman. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Erster Band. Die Urbevölkerung. Die Phönikischen und Griechischen Ansiedelungen. Mit dem Bildnisse des Verfassers und 5 Karten. Leipzig, 1895, B. G. Teubner.

Das im breitesten Maßstabe angelegte, aber leider unvollendete Werk des englischen Historikers umfaßt in seinem vorliegenden ersten Bande die Uranfänge und die älteste Geschichte der Insel bis zum Abschlusse der griechischen Kolonisation, bis zum Jahre 577 v. Chr. In vier weiteren Bänden wird die folgende Zeit bis zur Eroberung durch die Römer, und in einem sechsten Bande die Normannenzeit dargestellt werden. Mehr hat der Verstorbene leider nicht vollenden können. Dem großen äußeren Umfange des Buches (der erste Band zählt nicht weniger als 564 große, engbedruckte Seiten) entspricht auch die Breite der Behandlung, da der Verfasser mit liebevoller Emsigkeit alles herbeizieht, was zur Beleuchtung jener dunklen Zeiten dienen kann, und keine Wiederholung scheut, um jeden Satz für sich verständlich zu machen und jeden Vergleich und jede Beziehung in das rechte Licht zu setzen. Mit der Geschichte der Thatsachen geht die Geschichte ihres Bodens, die geschichtliche Geographie, Hand in Hand, und beiden folgt stets eine eingehende Diskussion über die Bedeutung des Vorgetragenen. Von den anderen Hilfswissenschaften wird die Münzenkunde und in etwas die Sprachwissenschaft berücksichtigt, von Ethnologie und Anthropologie enthält der Band kein Wort. Die Kritik der alten Ueberlieferungen ist im allgemeinen recht konservativ; für allzu waghalsige Vermutungen der Modernen findet sich manches Wort des Spottes, der manchmal beißend, aber nie unsachlich wird. Der äußeren Form nach unterscheidet sich der Text von einer Anzahl von Anhängen, in denen Einzelfragen noch ausführlicher, übrigens nicht ohne Wiederholungen, geprüft werden.

Der Uebersetzer hat das wichtigste Erfordernis seines Berufes: eigene Kenntnis des Stoffes, im reichsten Maße mitgebracht und sich dadurch seiner Aufgabe in musterhafter Weise erledigt. Dazu kommt, daß er die nach dem Erscheinen des englischen Werks gemachten Funde, materielle und ideelle, nachgetragen hat. Die Karten, eine große Uebersichtskarte und vier Pläne, kommen dem Leser sehr zu gute; eigentümlich, aber vielleicht zweckmäßig ist, daß der erste Band ein eigenes Sachregister erhalten hat.

K. F.

Wanderbilder aus den Dolomiten. Von Theodor Wundt. 16 Lichtdrucktafeln (Imperialformat) mit illustrirtem Text in hocheleganter farbiger Mappe. M. 30.— Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese zur Hälfte vielfarbig ausgestatteten photographischen Aquarelle erzielen eine im höchsten Maße imposante und frappirende Wirkung, die noch anziehender erscheinen dadurch, daß sie uns ein Gebiet erschließen, das vermöge seiner eigenartigen Schönheit und großartigen Pracht unbestritten den ersten Rang in der Alpenwelt einnimmt und jetzt immer häufiger von aller Welt besucht wird: die Dolomiten. Man glaubt in diesen Bildtafeln die Natur in ihrer ganzen Erhabenheit vor sich zu sehen, die gewaltigen Felsgebilde steigen vor unserem staunenden Auge auf und daneben bewundern wir die großartigen Einzelheiten ihrer Formation, riesige Felsenthore wie das Cristallsjoch, zackige Gipfel wie die Croda da Lago ꝛc. Den Bildern ist ein erläuternder, von zahlreichen Illustrationen begleiteter Text beigegeben. Die Ausstattung des ganzen Werkes ist eine überaus glänzende; es ist eine Festgabe, wie sie selten geboten wird. Die Alpinisten werden ihre helle Freude daran haben, aber auch jeder Natur- und Kunstfreund wird hochbefriedigt davon sein. G.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist vollständig geworden:

Fürst Bismarck und seine Zeit.

Eine Biographie für das deutsche Volk

von

Dr. Hans Blum.

6 Bände. Geh. à 5 M. Eleg. gebunden à 6 M.

Inhalt der einzelnen Bände: Band I: 1815—1853. — Band II: 1853—1863. — Band III: 1863—1867. — Band IV: 1867—1871. — Band V: 1871—1879. — Band VI: 1879—1895.

Dr. Hans Blums Biographie des Fürsten Bismarck bietet sich in ihrer nun vollendeten Gestalt als ein wahrhaftiges Standard-Werk unserer Literatur und als das einzige des großen Staatsmannes würdige biographische Denkmal, das bis jetzt vorhanden ist, dar. Deutschen Männern und Jünglingen, sowie auch patriotisch gesinnten Frauen wird man keine wertvollere literarische Gabe auf den diesjährigen Weihnachtstisch legen können als diese soeben vollendete monumentale Bismarck-Biographie.

Soeben erschien ferner:

Goethe.

Sein Leben und seine Werke

von

Dr. Albert Bielschowsky.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Mit einer Titelgravüre. 33 Bg.

Geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M.

☞ Eine Goethe-Biographie, die wissenschaftlich ganz auf der Höhe steht, dabei aber auch den eigentümlichen Anforderungen eines für die **gebildete Familie** bestimmten Buches gerecht wird, fehlt unserer deutschen Literatur noch immer. **Albert Bielschowsky**, in wissenschaftlichen Kreisen rühmlichst bekannt durch seine „Geschichte der Volkspoesie im 13. Jahrundert", beherrscht den Gegenstand wissenschaftlich in vollkommener Weise. Aber indem er das ganze große Material, das Forschung, glückliche Funde und die Eröffnung des Goethe-Archivs im letzten Menschenalter herbeigeschafft haben, gewissenhaft **benutzt**, hat er alle staubige Gelehrsamkeit zu vermeiden gesucht. Sein Streben ging darauf hin, **ein Buch für alle Kreise der Nation und zumal ein Buch für die deutsche Familie** zu schaffen. Es soll durch das reizende Detail, durch die künstlerische Abrundung, die wissenschaftliche Vertiefung und die Wärme und edle Popularität der Darstellung die Jugend ebenso wie das Alter, die Männer wie die Frauenwelt, die Laien wie die Kenner anziehen. Was nur die Kreise der Wissenschaft interessirt, ist in den Anhang verwiesen. Besonderer Wert ist auf die Anlayse der Werke gelegt. Bei aller Bewunderung des Dichters ist überall strengste Objektivität gewahrt.

Sonstige Neuigkeiten und Festgeschenke für Erwachsene:

Graf Dürckheim: Lilli's Bild. Geschichtlich entworfen. 2. Aufl. von Dr. A. Bielschowsky. Mit Porträt nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilli's Briefwechsel enthaltend. Mit Goldschnitt geb. 4 M. (Ein Lebensbild von Goethes Lilli aus Familienpapieren geschöpft. Reizendes Festgeschenk für gebildete Frauen.)

Luise von Kobell: Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. Mit 4 Photogravüren und 1 Chromolithographie. 2 Bände. Geh. 12 M.

Eugen Kühnemann: Herder's Leben. Mit Bildnis in Photogravüre. Geh. 7 M. 50 Pf.

Otto Liebmann (Jena): **Vier Monate vor Paris.** Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen des Gardefüsilierregiments. 1869. Geh. 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Robert Pöhlmann: Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. In 2 Bänden. 1. Band in Halbfranz geb. 13 M. 50 Pf.

Robert Pöhlmann: Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. Geh. 5 M.

Viktor Schultze (Professor in Greifswald): **Archäologie der christlichen Kunst.** Elegant gebunden 12 M.

Karl Wippermann: Fürst Bismarck's 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch. Geh. 3 M. (Ein reizendes Festgeschenk für alle Teilnehmer an den Bismarck-Huldigungen.)

R. Woerner: Henrik Ibsen's Jugenddramen. Eine literargeschichtliche Studie. Geh. 2 M. 50 Pf.

Folgendes patriotische Doppel-Werk von Hauptmann Tanera über den Krieg von 1870/71 und die früheren nationalen Kämpfe Deutschlands empfiehlt sich als **wertvolle Festgabe:**

Der Krieg von 1870/71

dargestellt von Mitkämpfern.

7 Bände à 2 M. geheftet, à 2 M. 50 Pf. kartonirt.

Inhalt (jeder Band ist auch einzeln zu haben):

I: Weißenburg, Wörth, Spichern. — II: Um und in Metz. — III: Beaumont und Sedan. — IV: Straßburg unser! Ans Meer. — V: An der Loire und Sarthe. — VI: Belfort, Dijon, Pontarlier. — VII: Belagerung von Paris.

Deutschlands Kriege

von Fehrbellin bis Königgrätz.

9 Bände à 2 M. geheftet, à 2 M. 50 Pf kartonirt.

Inhalt (jeder Band ist auch einzeln zu haben).

I: Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. 1672—1714. — II u. III: Kriege Friedrichs d. Gr.: I. Schlesische Kriege; 2. Siebenjähr. Krieg. — IV u. V: Revolutions- u. Napoleonische Kriege: 1789/1812. — VI u. VII: Die Befreiungskriege: 1813/15. — VIII u. IX: Die Einigungskriege: 1848/49, 1864 u. 1866.

☞ *Die deutsche Jugend- und Volksliteratur besitzt an diesen beiden Sammelwerken Hauptmann Tanera's eine patriotische Kollektion, mit der schwerlich eine andere an Anziehungskraft und nationalem Bildungsgehalt für die Kreise, für die sie berechnet ist, sich zu messen vermag.*

Digitized by Google

F. SOENNECKEN * BONN

Berlin W., Friedrichstr. 78 I — Schreibwarenfabrik — Leipzig, Sternwartenstr. 46

Hoher Feingehalt

Gediegene Arbeit
Nr 3: M 6.—
Nr 4: M 7.50

F. SOENNECKEN'S Goldfedern

Mit Diamant- (Iridium-) Spitze
Nr 5: M 9.—
Nr 6: M 11.—

Soennecken's Goldfüllfedern und Goldfederhalter

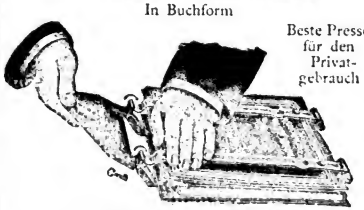
mit Diamant- (Iridium-) Spitze

Vollkommenes Fabrikat. Nr 544: M 12.— * Mit Taschenbuch M 14.— Stets schreibbereit

Mit echter Goldfeder. Mit Goldfeder Nr 3 = Nr 540: M 24 — In feiner Schachtel: M 26.—

Soennecken's Kopierpressen

In Buchform



Beste Presse für den Privatgebrauch

Nr 3 mit Buch von 200 Blatt: M 13.—
Nr 4 mit Schloss u. Buch v. 500 Blatt: M 15.—

Soennecken's Bücherstützen

Für den Schreibtisch

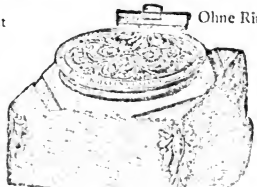
Feine pol. Holzplatte. Verstellbare Messingbügel

Nr 344 30 cm lang: M 5.—
Nr 344A 45 „ „ M 7.50

Soennecken's Tintenfässer

D. R. Patent

Ohne Rinnen



Nr 116 M 10 × 9,5 cm Beschläge Altmessing M 3.50

Verhindern ein zu tiefes eintauchen, Doppeltintenfasser das verwechseln der Tinte

Soennecken's Briefordner

D. R. Patent

Denkbar beste Einrichtung zum ordnen und aufbewahren der Briefe

Nr 1: M 1.25. Locher M 1.50 od. M 3.—
1 Schrank mit 30 Ordnern: M 97.50

Dauernde Gewähr für beste Beschaffenheit. Ausführl. Preisbuch kostenfrei
Ueberall vorrätig, wo nicht, wird direkt geliefert und in Deutschland von M 3.— an frei.

Druck der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

3 2044 051 742 724

Digitized by Google

Digitized by Google